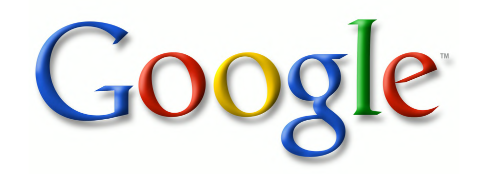
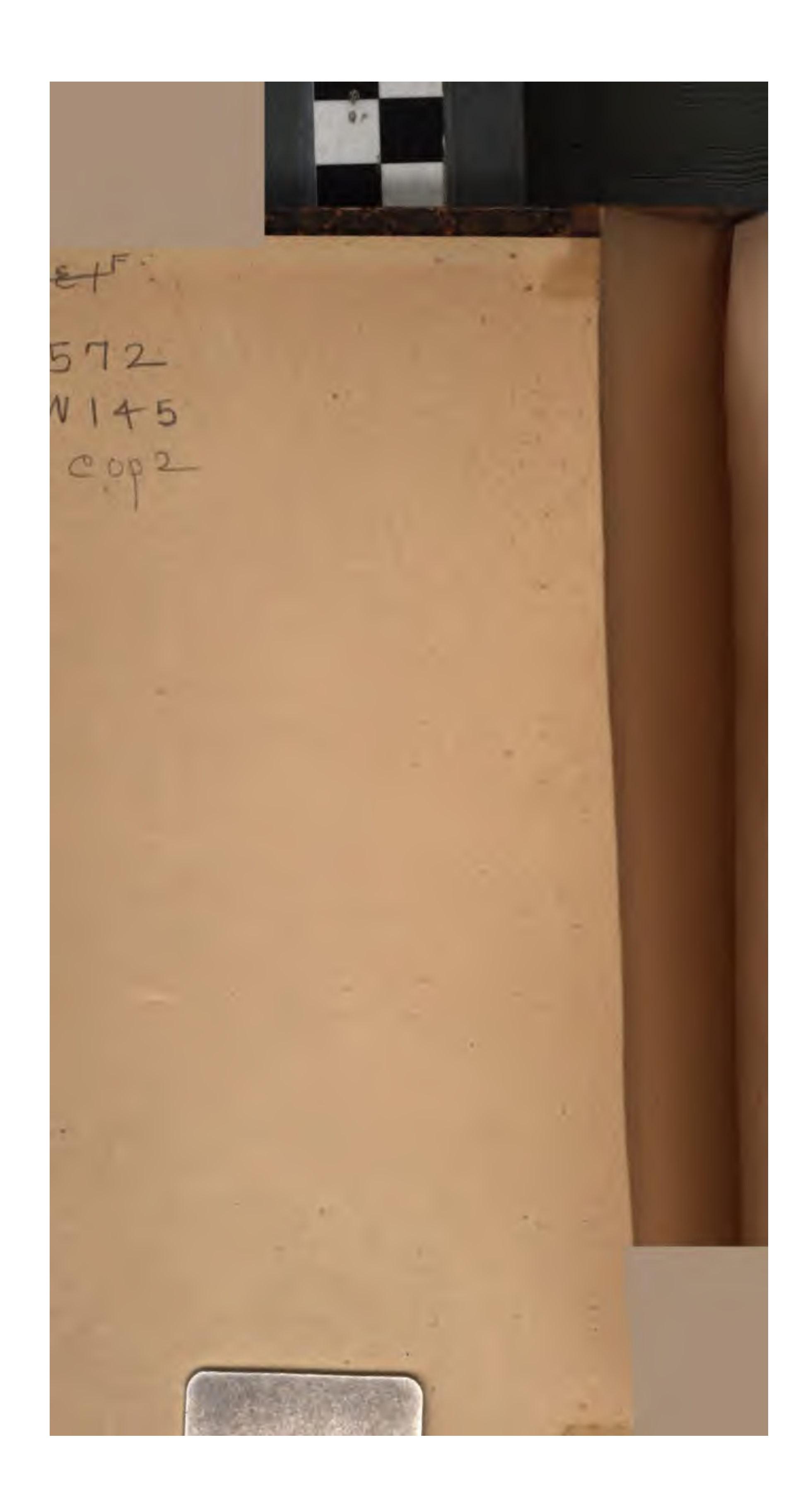


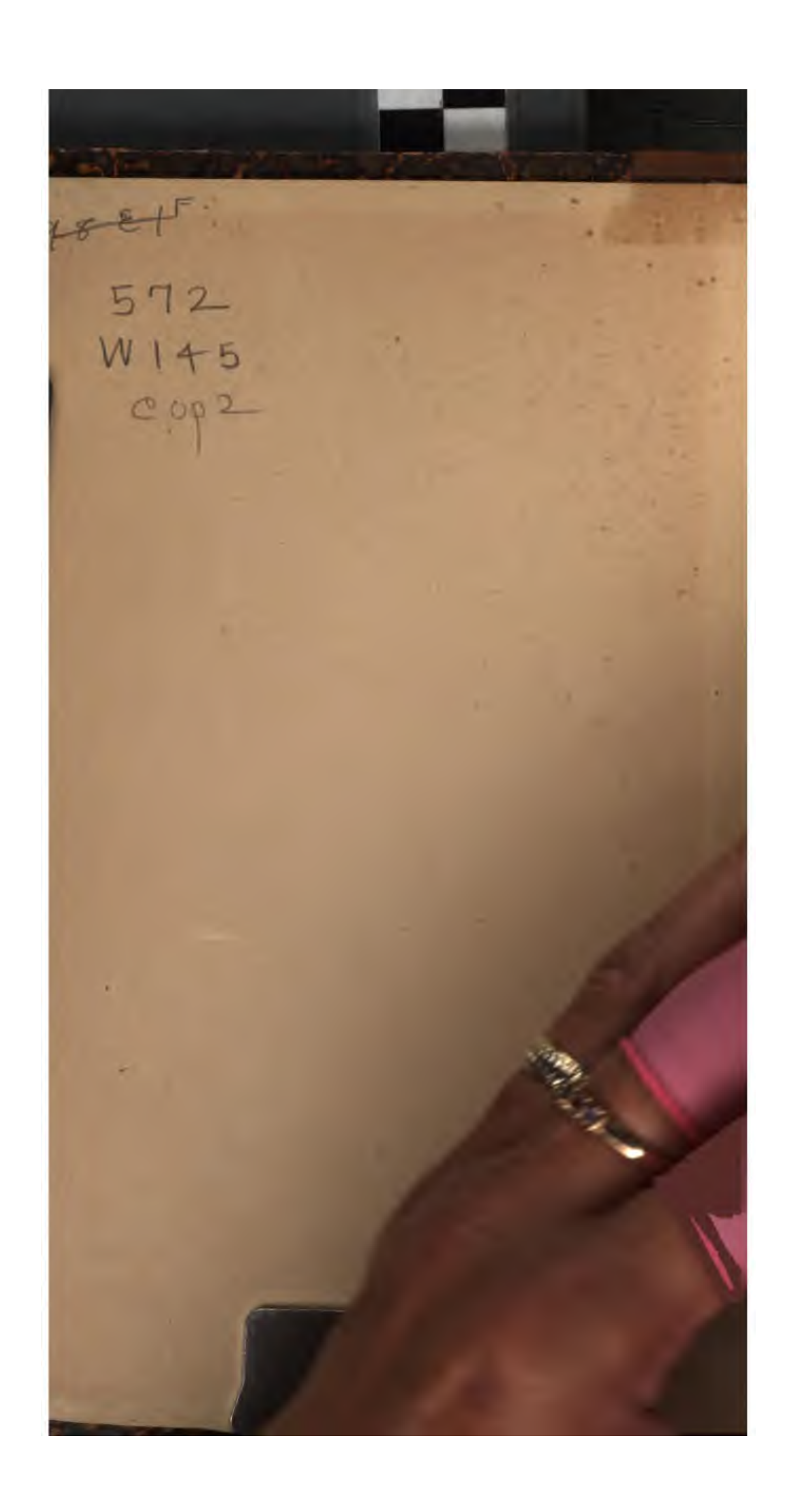

Stanford University Libraries
3 6105 027 372 528











572
W145
cop2





Die

Völker der Südsee.

Dritte Abtheilung.

Die Polynesier, Melanesier, Australier und Tasmanier.

Ethnographisch und culturhistorisch dargestellt

von

Dr. Georg Gerland

Oberlehrer am Stadtgymnasium zu Halle.

Leipzig, 1872.

Friedrich Fleischer.

[redacted]

Anthropologie

der

Naturvölker

von

Dr. Theodor Waitz
Professor der Philosophie zu Marburg.

Mit Benutzung der Vorarbeiten des Verfassers fortgesetzt

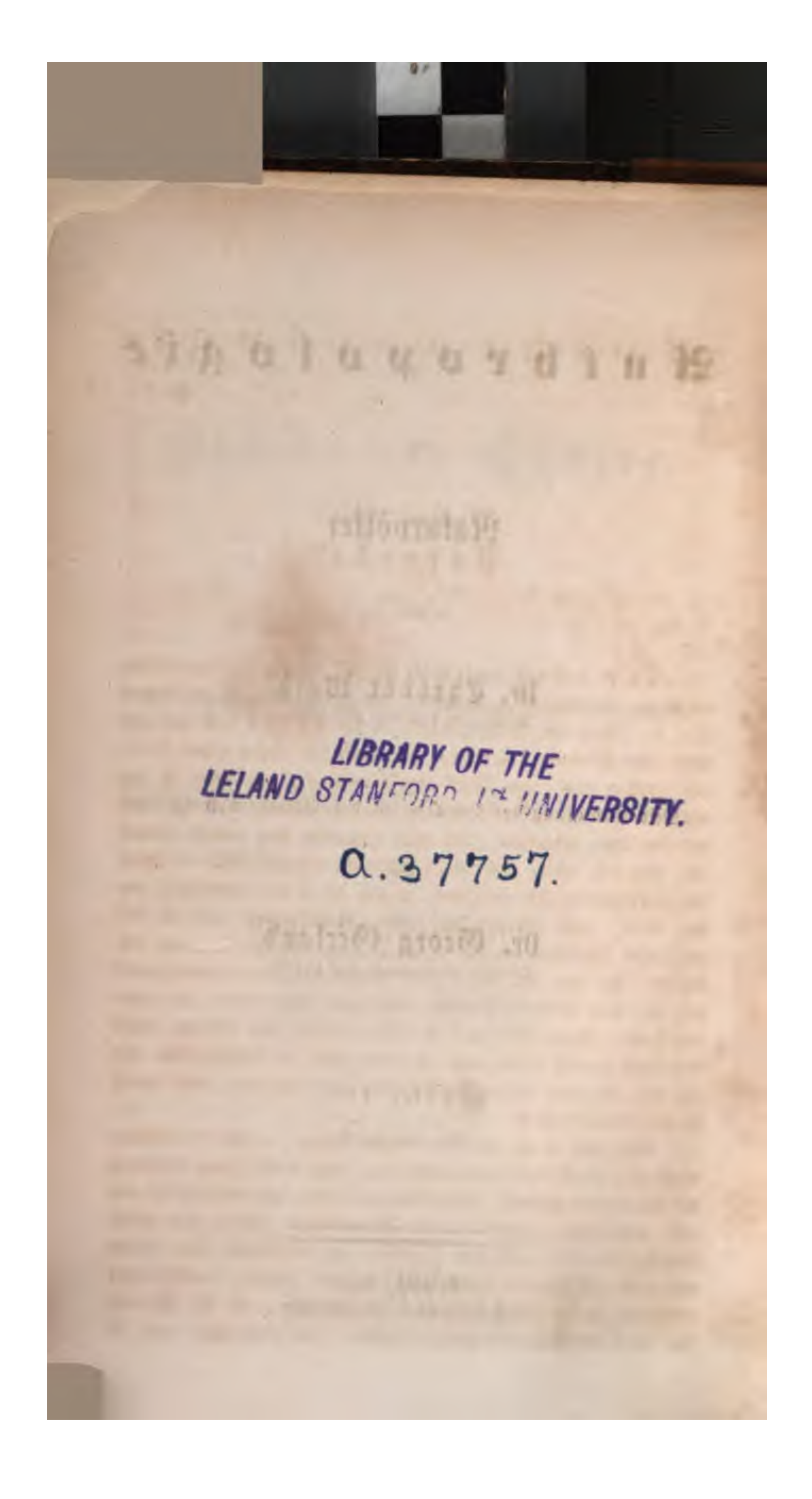
von

Dr. Georg Gerland
Oberlehrer am Stadtgymnasium zu Halle.

Sechster Theil.

Mit zwei Karten.

Leipzig, 1872.
Friedrich Fleischer.



Vorrede.

„Es ist geschehen, was meine Mittel erlaubten", hatte Waitz unter der Ueberschrift „Vorrede" auf ein Zettelchen geschrieben. Für die Theile der Anthropologie, welche er selbst vollendet hat, wird dies Niemand bestreiten; aber auch für diesen neuen Band, mit welchem das ganze Werk abgeschlossen vorliegt, kann ich dasselbe behaupten: auch von mir ist alles geschehen, was mir Zeit und Umstände erlaubten. Ich muß abermals hier darauf hinweisen, wie sehr meine Schulthätigkeit mir wissenschaftliche Arbeiten der vorliegenden Art erschwert, ja auf die Dauer unmöglich machen wird; denn nur mit der größten Anstrengung kann ich Privatstudien betreiben, an denen ich oft Tage, ja Wochen ganz verhindert bin und im besten Fall Eingehend-Zusammenhängendes nur mit dem völligen Aufgeben aller und jeder freien Zeit erreichen kann. Man wird auch in diesem Bande die Spuren dieses Arbeitens deutlich sehen, und ich selber fühle die Unebenheiten und Mängel des nun fertig Vorliegenden nur allzugut; doch waren sie mir unvermeidlich.

Nicht als ob ich mich vor einem Mangel an Stoff fürchtete, wenn mir gleich von Quellenschriften, von denen einen Nachtrag das Literaturverzeichniß dieses Bandes bringt, gar manches Werthvolle unzugänglich geblieben ist. Die nöthigen Belege zum ersten Bande, soweit sie von den Ozeaniern zu entnehmen sind, bietet meine Arbeit und ebenfalls wird sie ein ziemlich vollständiges Bild der Völker selber bringen, wo nicht wie z. B. bei Melanesien die Quellen zu mangelhaft fließen. Ein Volk aber, und sei

es das allerrohste und ungebildetste, ist für Erkenntniß und Darstellung immer unerschöpflich, wie es auch jede noch so einfache Sprache ist. Fließt dies einmal aus dem stetigen Wechsel aller Außendinge und dem raschen Flusse der Vorstellungen, welche ja bei einem Naturvolk ganz besonders eilend vorübergleiten, so folgt es nicht minder aus dem Umstand, daß ein Volk aus einer Summe einzelner Individuen besteht und man das wirkliche Gesammtbild desselben nur aus vollständigster Kenntniß aller Individuen zusammensetzen kann, welche Aufgabe denn doch eine absolut unmögliche ist, trotz der verhältnißmäßig großen Gleichheit der einzelnen Naturmenschen. Jede Schilderung und Beschreibung ist also nur Abbreviatur und will auch, wenn sie selber sich recht beurtheilt, nicht mehr sein: sie wird sich immer bewußt bleiben müssen, daß sie nur die Hauptpunkte zu geben hat und zahlloses Einzelne dem Einzelnen zur Ergänzung überlassen muß.

Hiergegen scheine ich zwiefach gefehlt zu haben, einmal durch ein Zuwenig, das anderemal durch ein Zuviel. Ich bin dem Vorwurf öfters begegnet, daß dies und jenes Werk noch zu benutzen gewesen wäre; und was ich benutzt habe, was nicht, sieht man ja leicht aus dem Literaturverzeichniß. Ich kann diesen Vorwurf nur dann für begründet halten, wenn durch ein solches Nichtbenutzen ein wesentlicher Zug im Bilde fehlt: wenn nicht, so ist, da absolute Vollständigkeit der Quellen absolut unmöglich war, ein solches Fehlen von gar keiner Wichtigkeit. Freilich wird sich einerseits auch noch vieles Wichtige nachtragen lassen, und andererseits, es war keineswegs der leichteste Theil der Arbeit, aus dem ungeheuren Material das Brauchbare auszuscheiden. Aber wenn der hochverehrte Hauptkenner des stillen Ozeans, Meinicke — er verzeiht mir gewiß, wenn mich das Gewicht seines Namens zur Vertheidigung antreibt — wenn er sich wundert, daß ich Quatrefages les Polynesiens et leurs migrations nicht erwähnt hätte, so geschieht mir damit Unrecht. Ich habe die Arbeit erwähnt: denn die im Literaturverzeichniß unter Quatrefages Namen angeführte Abhandlung ist dieselbe, welche Meinicke vermißt. Eine etwas längere Polemik gegen ihn habe ich später unterdrückt, und ihn nur S. 25 kurz abgefertigt: wozu ihn weitläufiger erwähnen, da seine Ansichten, wie ja Meinicke selbst sagt, weder klar noch

irgend wie haltbar sind? Auch die Schriften der Missionäre über das nordwestliche Polynesien sowie Gräffes interessante Aufsätze, dessen sprachlichen Bemerkungen ich allerdings nur ein bedingtes Vertrauen schenke, hab' ich wohl erwogen, ehe ich zu meinem Resultat über jene Stämme kam, an welchem ich auch jetzt noch fest halte. Ich behaupte übrigens weiter nichts, als daß die Eingeborenen jener Inseln sehr alten Verkehr untereinander und manche große Aehnlichkeit besitzen, welche eben durch ihren längeren Verkehr und ihre sonstige Abgeschlossenheit sich erklärt; daß sie durch ihre längere Abgeschiedenheit anders modificirt auf älterer Bildungsstufe verharrten, keineswegs aber minder entwickelt sind, als die übrigen Polynesier. Im Gegentheil: der Verfall der letzteren ist bei ihnen noch nicht oder kaum zu bemerken. Den Einfluß der melanesischen Umgebung für diese Specialisirung des Nordwestens habe auch ich betont: nur freilich halte ich denselben mehr auf dem Gegensatz beider Völker beruhend, als für unmittelbar wirkend, da in der physischen Beschaffenheit dieser Völker er sich nicht zeigt. Uebrigens wäre es von höchster Wichtigkeit, freilich auch Schwierigkeit, wenn ein Reisender die Eingeborenen des Ozeans an Ort und Stelle gerade nach den Schwankungen ihrer physischen Natur genau und wissenschaftlich unbefangen studirte. — Die Schlußresultate über den ganzen malaiopolynesischen Stamm habe ich in diesem Bande noch nicht gezogen, einmal, weil meine Studien dafür noch keineswegs beendet sind, denn diese Sache ist ebenso umfangreich als schwierig; weil ferner auch der Zweck des vorliegenden Werkes ein anderer ist und drittens dasselbe nicht noch verstärkt werden durfte, da schon jetzt dieser letzte Band das Maß der vorigen um ein Bedeutendes übersteigt. Doch habe ich einiges Einschlagende auf der zweiten Karte und auch sonst zwischen den Zeilen angedeutet.

Weil dieser Band nicht verstärkt werden durfte. So komm' ich denn auf das oben erwähnte Zuviel zu sprechen. Meinicke meint, es sei vielleicht gerechtfertigt gewesen, erst eine allgemeine Uebersicht über alle Ozeanier zu geben und dann bei den einzelnen Völkern die Abweichungen und Besonderheiten hervorzuheben. Ich kann diese Ansicht nicht theilen; ich habe die vorliegende Form nach langer und reiflicher Ueberlegung jeder anderen vorgezogen

aus folgenden Gründen. Es gibt noch keine umfassende, wissenschaftlich selbständige und quellenmäßig begründete Darstellung aller dieser Völker. Was wir haben, wie z. B. die unschätzbaren Werke der englischen Missionäre, auch Ellis polynesian researches, beziehen sich nur auf einzelne Theile des Ozeans, andere Werke, wie Meinickes Arbeiten haben in erster Linie nicht rein ethnologische Interessen, wieder andere, wie Hartwigs sehr schätzbares Buch über die Völker der Südsee sind populär gehalten und geben nur einzelne und nicht erschöpfende Bilder. Eine grundlegende Arbeit, welche alles Vorhandene oder wenigstens erreichbar viel des Vorhandenen umfaßte, fehlte noch ganz und gar. Ich will nicht leugnen, daß ich den Wunsch habe, vorliegende Arbeit, welche die Frucht siebenjähriger angestrengter Studien ist, möge jene Lücke ausfüllen. Dazu aber mußte sie mit naturwissenschaftlich-biologischer Genauigkeit erst die Völkerorganismen genau und voraussetzungslos so schildern wie sie sind, ohne durch größere Zusammenfassungen der empirischen Unbefangenheit zu schaden. Besonders nothwendig war mein Verfahren für Mikronesien und Melanesien, aber auch für die Tasmanier. Und ferner, eine solche Zusammenfassung aller Ozeanier und folgende Specialisirung der Hauptvölker wäre gleichfalls nicht ohne mancherlei Wiederholungen zu machen gewesen, und sie würde bei der Art wie diese Völker nun einmal zu einander stehen, kaum anders als verwirrend gewirkt und so mehr geschadet als genutzt haben. Einzelne kürzere Wiederholungen sind übrigens mit Absicht geschehen: denn sehr häufig war derselbe Gegenstand an verschiedenen Orten zu erwähnen, weil er nach verschiedenen Seiten aufgefaßt werden muß. Daß einzelne Punkte, wie z. B. die polynesische Mythologie, etwas eingehender behandelt sind, wird sich rechtfertigen: denn die Durchdringung dieses Gegenstandes ist ebenso schwierig als für die Kenntniß des geistigen Lebens der Polynesier von Wichtigkeit. Ja ich möchte auf diesen Theil meiner Arbeit, auf das was über Beschneidung und Tattuirung gesagt ist, sowie auf einzelne Abschnitte aus der Geschichte Polynesiens besonders hinweisen. Schließlich muß ich nochmals auf die zerrissene Art zu arbeiten, zu welcher ich gezwungen bin, zurückkommen, um Manches auch nach dieser Seite hin zwar nicht zu rechtfertigen, aber doch

zu entschuldigen. Was in meinen Kräften stand habe ich gethan.

Doch habe ich auch für diesen Band manche werthvolle Beihülfe gehabt. Zunächst muß ich wieder Herrn Geh. Rath v. d. Gabelentz wärmsten und aufrichtigsten Dank sagen; ferner bin ich Herrn Direktor Meinicke für einige schriftliche Belehrungen sehr verpflichtet, sowie den Herren Direktor Kramer und Professor Gosche hierselbst, welche letztere mich die reichen Bücherschätze der Bibliotheken, welchen sie vorstehen, aufs freundlichste benutzen ließen.

Waitz hat auf einem Zettel einige Berichtigungen aufgezeichnet, die ich hier einrücke:

„Band 3. Seite 44, Zeile 18 v. o. lies: Osten st. Westen
„ 360 „ 12 v. u. „ Gilii st. Gilli
„ 362 „ 16 v. o. „ Westen st. Osten
„ 362 „ 20 v. o. „ II 12 u. 32 st. II, 32
„ 362 „ 10 v. u. „ Orinoco
„ 492 „ 10 v. o. „ Garcilasso.

Zu S. 492. Das hier über die Südgrenze des Incareiches Gesagte ist unter der Voraussetzung geschrieben, daß der Fluß Rapel sich zwischen 30° u. 31° s. Br. finde, wo einige Karten einen solchen wirklich angeben. Garcilasso und andere Schriftsteller scheinen aber vielmehr den um 3—4° südlicheren Fluß dieses Namens im Sinne zu haben.

Band 4. Seite 76, Zeile 15—18 lies: Calpulli statt Capulli
„ 380 „ 18 v. u. „ Quechuas st. Quechues
„ 401 „ 3 „ 6—7 Breitengrade statt 3 Breitengrade."

So ist was zu sagen war gesagt und das Buch mag in die Oeffentlichkeit hinaustreten. Möge ihm eine gute Aufnahme werden!

Halle den 13. Aug. 1871.

Georg Gerland.

Inhalt.

Polynesien.

Geschichte und Mission Polynesiens.

Melanesien und Australien.

Australien und Tasmanien.

Literatur.

Arbousset, Tahiti et les îles adjacentes (1862—5). Paris 1867.
Askew, a voyage to Australia and New Zealand. London 1857.
Aube, l'Océanie en 1869. Revue des deux mondes tome 89, p. 440 f.
Basler Missions-Magazin 1816—1856. Evangelisches Missions-Magazin, neue Folge 1857—1870.
Bechtinger, ein Jahr auf den Sandwichinseln. Wien 1869.
Behm, geographisches Jahrbuch 1866.
Behr, über die Urbewohner von Adelaide. Monatsberichte der geogr. Gesellsch. zu Berlin, neue Folge 5, 89 f.
Bernaldez, reseña hist. de la guerra al sur de las Filippinas sosten. contra los piratas. Madrid 1857.
Bligh a, Reise von Tofoa nach Timor, Forsters Mag. V.
Blumhardt, Handbuch der Missionsgeschichte u. Missionsgeographie. 3. Ausg. Calw u. Stuttgart 1863.
Bowen on the new Settlement in Rockingham-Bay, Journ. of the R. Geogr. Soc. 35, 191 f.
Browne, James, die Eingeborenen Australiens.*) Petermanns Mittheilungen 1856, 443 f. (Derselbe Aufsatz steht im Nautical Magazin Sept. u. Oct. 1856.)
De Bruijn Kops, bydrage tot de kennis der noord- en oostkusten van N. Guinea in natuurkund. tydschr. v. nederl. Indie 1, 169 f. 1849.
Büchele, Australien in der Gegenwart. Stuttgart 1856.
Burkhardt, kleine Missionsbibliothek. 4. Bd. Bielefeld 1861—2.
Burns, Missionary Enterprises in many Lands. London 1845.
Castella, les squatters Australiens. Paris 1861.
v. **Chamisso**, gesammelte Werke. 6 Bde. Leipzig 1836—9.
Church Missionary Gleaner. London.
Die **Colonie Viktoria**, Melbourne 1861, übersetzt von Loewy.
Court, Exposition of the relation of the Brit. government with the Sultan of Palembang, London 1821.
Dampier, Voyage aux terres australes, trad. de l'Anglais. Amsterdam 1705; 1712.

*) Browne hat in Australien gelebt und zwar im Südwesten, an König Georgs Sund. Er kam um 1830 dorthin und hat mit den Eingeborenen den genauesten Verkehr gehabt.

Davidson, Trade and travel in the far East. London 1846.
Doruis de residentie Pasoeroeang, 'sGravenhage 1836.
Ellis, a. the history of the London Missionary Society. London 1844.
van Elten, Jets over den staat von Nederlandsch Indie; 'sGravenhage 1835.
Goudswaard, A. De Papoewa's van de Geelvinksbaai. Schiedam 1863.
Gratulationsschrift der niederrhein. Gesellschaft für Natur- und Heilkunde zur Jubelfeier der Bonner Univers. 1868.
Grundemann, die östliche Hälfte von Melanesien. Petermanns Mittheil. 1870, 365 f.
Hartwig, die Inseln des stillen Oceans. Wiesbaden 1861.
Haygarth, Buschleben in Australien. Deutsch von Lindau. Dresden u. Leipzig 1849.
Hines, life on the plains of the Pacific. Buffalo 1851.
Hopkins, Hawaii London 1862.
Hood, Notes of a cruise in H. M. S. Fawn in the western Pacif. 1862; Edinburgh 1863.
Howard, Northern Territory of South Australia Journ. of the R. Geogr. Soc. 36, 227 f.
Howitt, b, the history of discovery in Australia Tasmania and New Zealand. London 1865.
Hueber, M. A travers l'Australie! Souvenirs d'un voyage executé en 1863—1864. Bull de la Soc. de Geogr. 1865, 423 f.
Jardine, Description of the Neighbourhood of Somerset, Cape York, Austr. Journ. of the R. Geogr. S. 36, 76 f.
Katalogus der ethnol. Afdeeling van het Museum van het batav. Genootsch. van Kunsten en Wetenschappen. Batavia 1868.
Keyts Reise nach Neuguinea im Jahre 1678. Allg. Hist. d. R. 18.
Köler, einige Notizen über die Eingeborenen des St. Vincentgolfes in Südaustralien. Monatsberichte der geogr. Gesellsch. zu Berlin 3, 42 f.
— a, einige Notizen über die Eingeb. des St. Vincentgolfes. Eb. neue Folge 1. Bd. S. 35 f. Berlin 1844.
— b, Brief aus Australien an Ritter eb. 7. Band 1850. S. 148.
H. M. Lange, het nederl.oostindisch Legez ter Westkust von Sumatra (1819—45). 'sHertogenbosch 1852.
Latham, elements of comparat. Philologie London 1862.
Leichhardt, a, Beiträge zur Geologie von Australien, herausg. von Girard. Halle 1855.
Levyssohn, Norm., de britsche Heerschapy oven Java (1811—16) 'sGravenh. 1857.
Maandberigten voorgelezen in de maandel. bedestonden van het nederlandsche zendelinggenootschap, Rotterdam.
Malcolm, travel in South-eastern Asia. Lond. 1839.
Malone, twee years cruise in the Australian colonies. London 1854.
James Martin, Explorations in North-Western Australia Journ. of the R. Geogr. Soc. 35, 237 f.
R. Montg. Martin, History of Australasia, comprising N. S. Wales, Van-Diemensl. Swan river e. c. London 1836.
Meinicke, d, über die Torresstraße, ihre Inseln und Gefahren. Geogr. Zeitschrift v. Neumann, neue Folge 1857. 3. Bd. S. 105 f.
Michelis, die Völker der Südsee und die Geschichte der protest. u. kathol. Mission unter denselben. Münster 1847.
Missionary Herald, cont. the proceedings at large of the American Board of Commissioners for Foreign Mission. Boston.

Missionary Register, cont. the princ. transactions c. with the proceedings at large of the Church Missionary society. London.

Missionsgeschichte in Heften. Der große Ocean u. die Mission. A. Neuholland, B. Neuseeland. Berlin 1869 f.

Ev. Missions-Magazin siehe Basler Miss. Mag.

Modera, J. Verhaal van eene Reize naar en longs de Zuid-westkust van Nieuw Guinea gedaan in 1828. Haarlem, 1830.

Müller, Sal. b. ist citirt nach der Ausgabe von 1857 (Reizen en onderzoekingen u. s. w.)

Nind, Description of the Natives of K. Georges Sund (Swan River Colony) and adjoining country. Journ. of the R. Geogr. Soc. 1,28 f.

Osborn, Quedah. London 1857.

Palacky, Australien. Prag 1866.

Perry, Reise um die Erde nach Japan, übersetzt von W. Heyne. Leipzig und Neu-York 1856.

Radiguet, la reine blanche dans les îles Marquises. Rev. des deux mondes Jul. Oct. 1859.

Rattray, on Somerset and C. York Peninsula, Journ. of the R. Geogr. Soc. 38, 370 f.

van Rees, Montrado, bydrage betr. de onderwerping der Chinesen op Borneo. s'Hertogenbosch 1858.

Reina über die Bewohner der Insel Roof in Neumanns geogr. Zeitschrift neue Folge 1. 1856.

Remarks on de Philippine islands (1819—22) by an Englishmann. Calcutta 1828.

Richardson, an Overland Expedition from Port Denison to Cape York. Journ. of the R. Geogr. Soc. 36, 19 f.

O. Rietmann, Wanderungen in Australien und Polynesien. St. Gallen 1868.

Roijer, G. Reis van Amboina naar de Z. W. en N. Kust van Nieuw-Guinea gedaan in 1858 met Z. M. Stoomschip. Etna. Amsterdam 1862.

Russel, Polynesia. Edinburgh 1842.

Salerio, die Inseln östl. von Neu-Guinea, Peterm. Mittheil. 1862.

Sandifort, Tabulae craniorum diversarum nationum. Lugdun. Batavorum 1838.

Seemann, Viti: an account of a Government mission to the Vitian or Fijian islands 1860—1. Cambridge 1862.

Sidney, Australien, Hamburg 1854.

Sholl, Expedition of Camden Harbour to the Southward of the Glenelg River. Journ. of the R. Geogr. Soc. 36, 203 f.

Steger, die protestantischen Missionen, neue Folge. Hof und Wunsiedel 1843 f.

Butler Stoney, Residence in Tasmania. London 1856.

Stiehler, Mittheilungen aus meinem Tagebuch über meine Reise nach Batavia. Nürnberg 1832.

Stuers memoires, de la guerre d l'île de Java de 1825—30. Leyde 1833.

Tasman, journal van de reis naar het Zuidland (1642) ed. Swart. Amsterdam 1860.

de Waal, Nederlandsch Indie in de Staten-Generaal sedert de Grondwet van 1814. 's. Gravenhage 1861.

Watts, Rückreise von Neu-Süd-Wales, Forster Mag. I. Berl. 1790.

de Wilde de Preanger Regentschappen, Amsterdam 1830.

The Wesleyan Missionary Notices.
Wilhelmi, a. Sitten und Gebräuche der Port-Linkoln-Eingeborenen. Aus allen Welttheilen 1. Jahrg. 1870*).
Williams and Calvert, Fiji and the Fijians; extendet with notices of recent events by J. Calvert. Edited by G. St. Rowe. London 1870**).
Wood, Will. Maxw. Wandering sketches of people and things in South America, Polynesia, California. Philadelphia 1849.

---

*) Ist eine meist verkürzte und wenig veränderte Uebersetzung der „manners an customs."

**) Wo diese neue (dritte) Ausgabe des Buches gebraucht ist, welche sich übrigens nur durch die Darstellung der neuesten politischen Verhältnisse wesentlich von der früheren unterscheidet, ist es besonders bemerkt.

Wir haben im vorigen Band außer der ethnologischen Schilderung der Mikronesier diejenigen Vorfragen abgehandelt, welche der Specialbetrachtung der Polynesier vorausgehen mußten.

Es war dies erstlich die Frage, ob eine Urbevölkerung Mikronesiens und Polynesiens existirt habe, bevor die heutigen Bewohner das Gebiet einnahmen; zweitens die noch verwickeltere Untersuchung über den Zusammenhang der verschiedenen Inselgruppen Polynesiens untereinander, über die Wanderungen der Polynesier, woher, wann sie erfolgt sind, in welchem Verhältnisse sie zu der Einwanderung der Mikronesier stehen. Nachdem wir dann schon in aller Kürze die besonders merkwürdigen westlichsten Inseln des eigentlichen Polynesiens betrachtet haben, welche wir unter dem Namen Tokelauinseln als ein besonderes Gebiet, das von einem selbständigen Stamme bewohnt sei, zusammenfaßten, kommen wir jetzt zur ethnologischen Schilderung der Polynesier selbst und beginnen unsere Darstellung mit der Beschreibung der **physischen Eigenschaften** dieser Völker.

Zunächst wollen wir versuchen, uns ein allgemeines Bild dieser Eigenschaften zu entwerfen, wie es auch Hale (p. 9 f.) thut. Nach ihm sind die Polynesier durchschnittlich über mittelgroß, über 5′ 9—10″ (wohl engl. Maß), wohlgebildet, mit gut entwickelten Gliedern und Muskeln. Doch haben nach Roquemaurel bei d'Urville 63, 399 die Bewohner von Mangareva, obwohl nicht kleiner als die übrigen Polynesier etwas schwache Extremitäten, womit auch Beechey 137 und Lesson (Mang. 150) übereinstimmt, wenn gleich das Bulletin d. l. soc. geogr. 1853, 2, 320 zu widersprechen scheint. Schwache Glieder, namentlich kurze und unentwickelte Beine finden wir auch sonst noch. Virgin 2, 55 erwähnt sie als Eigenthümlichkeit der Bewohner von Nive 2, 67, von Tonga und Cook (3. Reise

1, 168, ebenso Thomson in Journ. Roy. G. S. 23, 87 und in British and foreign Medico-chirurg. review 1854. Nr. 26, p. 489), von den Neuseeländern, welche sowie die Hawaier an Natur und Körperbildung ihrer schlechteren Nahrung und schwereren Arbeit wegen überhaupt etwas hinter ihren übrigen Stammesgenossen zurückstehen. Aber im allgemeinen sind Hales Angaben richtig, und die älteren Reisenden pflegen gleichmäßig von dem außerordentlich schönen Körperbau entzückt zu sein, durch den sie nicht selten an die schönsten antiken Statuen sich erinnert sahen. Die Weiber freilich (Hale a. a. O.) sind im Ganzen minder schön als die Männer, ihr Wuchs ist zu untersetzt und stämmig; obwohl sie in der Jugend nicht ohne Anmuth und bisweilen sogar sehr reizend sind. Ihre Brüste sollen nach Forster (Bem. 242 f.) sehr selten hängend und schlaff sein und auch Virgin (2, 67) sowie andere sprechen von der ungewöhnlich spitzen Form derselben. Schouten dagegen fand sie in der Nivagruppe außerordentlich lang und schlaff bis zum Bauche herabhängend (Diarium 47). Hände und Arme sind bei beiden Geschlechtern meist gut entwickelt, ja häufig sehr schön (Vincendon Dum. Mar. 216 f. Virgin 2, 67. Cook 3. R. 2, 91). Die Hautfarbe schwankt zwischen hell- und dunkelbraun, mit einem Anflug ins Gelbe oder aber, wie z. B. auf Paumotu und Hawaii (Titelkupfer bei Virgin 1) und sonst, ins Olivengrüne. Die hellste Farbe findet sich nach Hale um den Aequator, welcher folgende Steigerung von Hell zu Dunkel gibt: Tokelau (wo er die schönsten Menschen fand), dann Markesas, Samoa, Tahiti, Tonga. Auch die Bewohner von Paumotu (Mörenh. 2, 247) und Waihu (Forster Bem. 211) sind dunkler als die Tahitier, nach Forster (207) freilich auch die Markesaner, deren Farbe nach den einzelnen Stämmen sehr verschieden ist. Von den Tahitiern sind die Raiateaner (Cook 3. Reise 2, 302) am dunkelsten. Die Hawaier und Neuseeländer nennt Hale noch einen Schatten dunkler als die Tonganer und zwar erklärt er auch dies aus ihrem mühevolleren Leben, durch welches er dunkele Färbung weit mehr als durch Einwirkung der Hitze veranlaßt glaubt. Doch gilt diese Angabe Hales in Bezug auf die beiden letzten Gruppen keineswegs für die gesammte Bevölkerung.

Das Haar ist meist dick, schwarz, mit leichter Neigung zum Kräuseln; nur selten ist es heller, braun oder gar röthlich oder flachsfarben. Der Bart ist meist dünn — Tokelau und Paumotu bilden

Ausnahmen — und keimt meist erst in den mittleren Jahren. Häufig wird er wie immer das Körperhaar ausgerauft, welches letztere aber meist sehr sparsam wächst: nur die Bewohner von Nive (Virg. 2, 55) sind an Armen und Beinen stark behaart.

Die Gesichtszüge variiren wie in Europa (Tonga Cook 3. R. 2, 9; d'Urville a, 4, 228. Tahiti: Ellis 1, 60 f; östl. Polynesien Beechey 136; 138. Hawaii King in Cook 3. R. 3, 414. Neuseel. Quoy bei d'Urville a, 2, 283) so daß eine allgemeine Charakteristik kaum möglich ist. Die Augen sind schwarz, aber weder groß noch besonders hell; doch kommen auch braune vor, wie denn z. B. Tamehameha selbst (Abbild. bei Kotzebue) braune Augen hatte. Uebrigens stehen sie fast immer gerade und nur in sehr seltenen Fällen, also wohl nicht häufiger als in Europa schief. Die Nase ist entweder kurz und gerade oder lang und adlerförmig gebogen, stets aber von einer gewissen Breite und Fülle namentlich an der Spitze, wo sie stets — dies ist nach Hale (10) das einzige konstant Charakteristische der polynesischen Physiognomie — niedergedrückt erscheint; daher die Nasenlöcher leicht etwas auseinanderstehen. Am schönsten ist der Mund gebildet, mit stets mehr oder minder vollen, schwellenden Lippen, meist schönen ebenstehenden, immer blendend weißen Zähnen; doch ist die Oberlippe bisweilen zu groß und lang (Hawaii Virgin, Neuseeland Thomson in Brit. and foreign Medico-chir. review 1854. No. 26, 459). Auch das Kinn pflegt rund und voll zu sein, doch ragt es selten vor. Die Ohren, welche Hale groß und abstehend nennt, sind nach Lesson (voy. 168) auffallend klein; doch scheint Hale nach den meisten Abbildungen recht zu haben. Die Stirn ist verschieden gebaut, aber stets gut entwickelt. Die Backenknochen springen etwas vor, aber mehr nach vorn als zur Seite; die Gesichtsform ist oval und die Züge oft von hoher Schönheit, von sanftem frohem Ausdruck und sehr lebendigem Mienenspiel. Der Schädel ist kurz und breit, der breite Durchmesser zwischen den Ohren so groß als der Längendurchmesser von der Stirn nach hinten; der Scheitel ist von der Stirn an hoch emporgewölbt, das Hinterhaupt namentlich bei den Weibern flach. So weit Hale. Ungenau ist in seiner Schilderung nur, daß er die beiden Durchmesser gleich nennt; nach den genauen Messungen in Welckers höchst lehrreichem Aufsatze (Anthrop. Revue 1, 157) ist die Höhe immer größer als die

Breite, bei den Hawaiern um 4, bei den Tahitiern sogar um 5 Maßeinheiten. Im Uebrigen aber stimmt zu Hale sehr genau die Schilderung, welche Retzius in Müllers Archiv (1847, 505) vom Schädel der Sandwichinsulaner entwirft: er ist ungewöhnlich hoch und groß, von starkem Knochenbau, mit großen sehr voneinander abstehenden Scheitelhöckern; die Scheitelbasis ist schmal, die Stirn hoch, das Hinterhaupt abschüssig und viereckig, die Jochbogen stehen ein wenig vor, die Nasenbeine sind etwas abgeplattet und klein, die Schläfen flach, nach vorn convergirend. Von oben gesehen, hatte der Schädel eine nach hinten breite Keilform. Am Schädel eines Neuseeländers, der sonst ganz ähnlich war, fand Retzius das Hinterhaupt fast ganz flach, den unteren Theil aber etwas weniger als bei dem hawaiischen comprimirt. Ebenso haben die Schädel der Bewohner von Raiatea glattes, senkrecht abfallendes Occiput (Bennett a 1, 105); und wenn Dumoutier (d'Urville b Anthropol. 75) die Kopfform der Bewohner von Tahiti, Paumotu und Niva pyramidal nennt, so stimmt auch das zu dem Vorstehenden genau genug. Dieffenbach fand zwar (2, 8) manche neuseeländische Schädel den europäischen vollkommen gleich; aber wie schon Dumoutier (bei Vincendon Dum. Marq. 292) Unterschiede angibt, so muß hier an das erinnert werden, was wir schon im vorigen Band (2, S. 54 f.) erwähnten, daß mehrere der ausgezeichnetsten Kraniologen die Malaio-Polynesier zu einer besonderen Classe, der Hypsistenocephalen vereinigt haben.

Ueber die große Variabilität der Polynesier, welche höchst merkwürdig ist, müssen wir noch weiter reden. Denn sowohl in Farbe, welche von fast europäischer Weiße bis zu hellem Schwarz wechselt, als in Gesichtszügen, welche Melville 2, 105 ganz europäisch, andere wieder (z. B. Virgin in Bezug auf Hawaii) jüdisch, wieder andere (Lesson) mongolisch nennen und welche doch, wie wir sahen, auch noch ihr eigenthümlich polynesisches haben, ferner in Beziehung auf den Wuchs u. s. w. variiren sie außerordentlich. Ellis 1, 80 f. stellt die verschiedenen Bildungen der Tahitier zusammen. Und freilich ist es kaum möglich, eine allgemeine Charakteristik der Gesichter zu geben; diese Unbeständigkeit legt den Gedanken an vielfache Mischungen nahe, wie sie ja auch wirklich wenigstens zwischen Polynesiern und Polynesiern vielfach stattgefunden haben. Allein dieser Umstand ist für die Erklärung jener Erscheinung keineswegs erschöpfend, denn bei diesen

Mischungen kamen doch immer nur gleiche Elemente in Berührung. Die Variabilität erklärt sich aber leicht und ganz natürlich, wenn man folgende beiden Umstände als ihre Hauptgründe annimmt. Zunächst einmal die hohe geistige Entwickelung der Polynesier: wie ein unentwickeltes rohes Volk dieselben Gesichtszüge aller Individuen zeigt, so differencirt höhere Bildung, selbständigere Entwickelung des Individuums auch die Gesichtsbildung in so hohem Maße, daß gar bald der Einzelne als Einzelner sich von jedem anderen auch leiblich ganz und gar scheidet und eine allgemeine Charakteristik immer schwieriger wird. Zweitens aber scheint der Variationskreis, welchen das Aeußere dieser Völker durchmachen kann, wie wir aus den eingestreuten schwarzen und scheinbar melanesischen Individuen schon oben schlossen, ein verhältnißmäßig großer zu sein, und diese seine Größe entspricht der enormen Ausdehnung des malaio-polynesischen Stammes; sie wird erleichtert (Wagner, Migrationsgesetz) durch die insulare Gliederung seiner Heimath, welche immer verhältnißmäßig kleine Theile oft sehr fest und lange abschließt. Auch das hohe Alter des Stammes, den wir mit Sicherheit bis ins dritte Jahrtausend vor Christo zurückverfolgt haben, unterstützt die Variabilität.

Noch andere minder grundlegende Ursachen kamen dazu, welche wir jetzt besonders erwähnen müssen, da sie sehr handgreifliche Unterschiede hervorgerufen haben. Zunächst der verschiedene Wohnort der Polynesier. Auf den hohen Inseln nämlich sind die Bewohner kräftiger, größer, schöner, heller und besser entwickelt; auf den niederen ärmlicheren sind sie kleiner, minder stark, dunkler, häßlicher (Beechey 184. Mörenhout 1, 166). Dieser Einfluß des Wohnortes bewirkt nicht nur Unterschiede in der Bevölkerung verschiedener Gruppen wie z. B. zwischen Tahiti und Paumotu; auch die Insen einer Gruppe können dadurch von einander irgendwie geschieden sein. Die strengen Scheidungen, welche unter den Markesanern statt haben, bewirken dasselbe; und ähnlich ist es auch auf Neuseeland, wo einzelne Stämme schwächer, deshalb in unfruchtbare Gegenden vertrieben und deshalb dunkler sind. Denn gerade das elendere Leben ist es (wie es ja die niederen Inseln immer mit sich bringen), wodurch die dunklere Färbung, der kleinere Wuchs u. s. w. hervorgerufen werden. Deshalb ist denn auch zweitens der Unterschied der Stände von großer Wichtigkeit für die physische Natur der Polynesier. Die begünstigten Stände

haben nicht nur das Vorrecht größerer Arbeitslosigkeit, auch bessere, ja überreichliche Nahrung steht ihnen zu, während die anderen oft geradezu darben müssen; sie haben bessere, kühle und schützende Wohnungen, reichlichere Kleidung: und so finden wir überall die Vornehmen wie heller und schöner, auch in Wuchs und Stärke so viel mehr entwickelt als das Volk, dem sie oft wie Riesen gegenüberstehen, daß man sich beim ersten Anblick ganz natürlich versucht fühlt, einen so verschiedenen Menschenschlag durch verschiedene Abstammung zu erklären.

Es läßt sich ferner nicht leugnen, daß auch zwischen den östlichen und westlichen Stämmen Polynesiens nicht unbedeutende Unterschiede herrschen: diese aber erklären sich durch die lange Abgeschlossenheit beider in verschiedenen Gebieten zur Genüge. Stärker sind natürlich die Unterschiede zwischen Polynesien und Mikronesien. Dumoutier (d'Urville b Anthropol. 110) nennt den marianischen Schädel flacher als den polynesischen, mehr tagalisch, was freilich nach v. d. Hoevens Messungen vom karolinischen Schädel nicht gilt, der verhältnißmäßig höher ist, als sogar der Schädel der Sandwichinsulaner, da letzterer eine weit größere Breite besitzt; allein kleiner ist der karolinische doch als alle polynesischen Schädel (Welker, anthropol. Revue 1, 157). In der Hautfarbe sind die Mikronesier etwas heller als die Polynesier (Hale 71; Gulik 416); ihre Gestalt ist zierlicher, behender; ihr Ausdruck ist lebhafter; ihre Nase vorstehender, gebogener und weniger platt (Gulik eb.); jener nach Hale für die Polynesier streng charakteristische Zug, daß die Nase vorn platt gedrückt erscheint, tritt also bei den Mikronesiern minder scharf hervor.

Gehen wir nun zur Betrachtung der einzelnen Gruppen über, so können wir Samoa und Tonga gemeinschaftlich behandeln.

Die Eingeborenen beider Archipele, welche Erskine (155) einander durchaus ähnlich nennt, sind wohlgebaut und kräftig, aber ohne das allzureichliche Fleisch der tahitischen oder hawaiischen Vornehmen zu haben (Hale 10). Der Wuchs der Samoaner war groß, nach la Perouse (2, 218) fast immer gegen 6' hoch, denn Männer, welche nur 5' hoch waren, fielen wegen ihrer Kleinheit auf; die Muskeln dieser Riesenkörper waren sehr gut entwickelt, ihre Kräfte übertrafen die der Europäer, wozu der beständige Ausdruck von Trotz und Wildheit gut paßte (eb.). Auch neuere Reisende stimmen hiermit

überein. Erskine (36) nennt die Samoaner groß und schön, ja auf Tutuila betrug die Größe der äußerst mächtig entwickelten Körper meist über 6' (41). Namentlich die Häuptlinge zeichneten sich durch ihren riesigen Wuchs aus, so daß Dantrecastreaux (1, 319) versucht war, zu glauben, sie seien hier nach der Größe und Stärke, wie in Hawaii nach der Dicke (Duhaut-Cilly 2, 264) gewählt. Auch die Tonganer fand Virgin 2, 70 meist über 3 Ellen groß, außerordentlich schön gewachsen und von kräftigeren Muskeln als die Tahitier — es ist ganz dasselbe Urtheil was schon Cook (3. R. 2, 91) und Forster (Bem. 209; Reise 2, 68) aussprachen. Nach Wilkes (3, 10) haben übrigens die Tonganer schönere Körperformen als die Samoaner: ja Hombron (d'Urville b 4, 372) nennt die Letzteren nächst den Hawaiern die häßlichsten aller Polynesier, sowie er ihnen auch, gegen alle übrigen Berichte (nur daß d'Urville a 4, 228 dasselbe sagt) und darum nicht sehr glaublich, Neigung zum Fettwerden zuschreibt. Die Weiber sind auf beiden Gruppen kleiner als die Männer, wenn auch immer noch größer, als die Tahitierinnen (Forster Reise 2, 69), aber bei weitem nicht so schön wie diese (la Perouse 2, 219; Cook 3. R. 2, 92), ja Turnbull (310) nennt sie geradezu häßlich. Anmuthig waren sie meist nur in frühster Jugend (la Perouse eb.). Die Farbe der Tonganer ist, wenn auch Sarah Farmer (Geschichte 41) das Gegentheil behauptet, dunkler als die der Samoaner, welche letztere (Verne in nouv. ann. des voyages 1848. 4, 376) oft nicht dunkler als sonnenverbrannte Südeuropäer sind. Die Tonganer waren dagegen dunkler als die Tahitier (Forster 209; Turnbull 310), dunkelkupferbraun (Cook 3. R. 2, 92, Virgin Abbild. Forster Reise 2, 69) mit verschiedenen Schattirungen: Cook sah olivenfarbige Menschen, erwähnt aber auch, daß die Frauen bisweilen ganz hell seien; auch d'Urville (a 4, 228) will einige fast weiße Frauen gesehen haben und Forster (Bem. 209) behauptet, daß die Vornehmen bisweilen hellere Farbe hätten. Allein dies ist hier keineswegs so häufig der Fall wie auf Tahiti, wie denn Reinh. Forster (R. 2, 68) keinen Unterschied in Farbe und Korpulenz bemerkte; wohl aber haben die Vornehmen hier eine weiche und feinere Haut, während die der geringen Leute namentlich an den unbedeckten Stellen häufig rauh anzufühlen ist (Cook 3. R. 2, 93). Die Gesichtszüge sind auf beiden Gruppen angenehm, der Vorderkopf

gut entwickelt, der Raum zwischen den Augen ist groß, wodurch die Gesichter etwas feierliches, würdevolles bekommen (Hale 10); die Nasen sind auch hier an der Spitze dick (Cook 2, 90; Hombron bei d'Urville b 4, 372). Hombron nennt allein von allen Gewährsmännern die Samoaner häßlich, mit schiefen Augen, abstehenden Backenknochen und dicken Nasen. Das Haar, meist schwarz, doch auch dunkelbraun, ist schlicht oder kraus, doch ist krauses Haar beliebter und häufiger. Man kämmt es oft künstlich empor, so daß es perrückenartig absteht (Virgin 2, 70: Wilkes 2, 75; Kotzebue b 1, 147 f.); doch tragen es beide Geschlechter meist kurz geschnitten (Forster Reise 69; Virgin 2, 67). Auch den Bart rasirt man meistens mit Muschelschalen ab (Forster Bem. 209); doch sind nach Erskine 116 die Tonganer deshalb von männlicherem Ausdruck, weil sie bärtiger sind.

Die Maoris auf Neuseeland haben nicht die runden Glieder, die sanften Züge der Tonganer und Tahitier; aber sie sind kräftig gebaut, sehnig und von kühnem Gesichtsausdruck (Hale 11). Nach Thomson (69) sind Rumpf und Unterarme verhältnißmäßig länger als beim Europäer, Oberarme und Schenkel dagegen meist um $1\frac{1}{2}''$ kürzer, wie ja auch Forster Bemerk. 212 von den schlechter entwickelten Beinen der Maori — die Kniee sind dick, die Beine einwärts gebogen — spricht, die er 241 mit den Beinen der Melanesier vergleicht und daraus erklären will, daß beide Völker so häufig eine hockende Stellung in den Kähnen einnähmen. Allein die Maori sind doch weit mehr ein Land- als ein Schiffervolk. Ihre Hände sind (Thomson eb.) klein, die Waden stehen hoch oben, die Füße sind bei geringer Wölbung breit (ja Plattfüße sind nach ihm in Brit. a. foreign Med.-chir. review 1854. No. 126, 489 gar nicht selten) und kurz, oft 1" kürzer, als der Fuß des Europäers, während nach Dieffenbach (2, 7—9) ihre Füße sehr schön und namentlich die Muskeln der ersten und zweiten Zehe sehr entwickelt sind, da sie diese bei ihren Arbeiten sehr oft gebrauchen. Ob sich dieser Widerspruch aus dem allerdings großen Unterschied erklärt, der auch hier zwischen den Höherstehenden und dem geringen Volke sich zeigt? Denn während der Adel sich durch hohen Wuchs auszeichnet und die ihm angehörigen meist über 6, ja bis zu 7' groß und dabei völlig proportionirt entwickelt sind (Taylor 186; Polack Narr. 1, 360), so

gibt es (Dieffenbach 2, 9—10) daneben noch eine andere Menschenklasse, welche zwar in jene besser entwickelte durch unmerkliche Zwischenstufen unmittelbar übergeht, aber doch ausnahmslos den niederen Klassen angehört und im Wuchs schlechter und kleiner, an Farbe dunkler ist. Polack stimmt (1, 6) hiermit ganz überein; die Farbe dieses letzteren Menschenschlages nennt er braunschwarz, ihre Haut zart, ihre Lippen voll, ihre Backenknochen vorstehend, ihr Haar grob und lockig, nie wollig. Namentlich die Weiber sollen diesen Typus zeigen (ders. 1, 129; Narr. 1, 361). Crozet (26 u. 72) unterscheidet gar 3 Racen unter den Maoris, eine weiße oder gelbe, eine braune, etwas kraushaarige und kleinere, und drittens eine schwarze völlig negerähnliche. Dies müssen wir jetzt eingehender behandeln, als wir es im vorigen Band (2, S. 28) gethan haben. Was zunächst die Farbe betrifft, so schwankt diese allerdings auf Neuseeland von ganz hellem braungelb bis zu schwarz (Anderson bei Cook 3. Reise 1, 168). Cook (1. R. bei Schiller 3, 36) nennt die Maori meist heller als die Spanier, nach Dieffenbach (2, 7 f.) sind sie oft lichter gefärbt als die Südfranzosen, im allgemeinen aber hellbraun, womit Taylor (184), der an doppelte Abstammung denkt, übereinstimmt. Diese helle Farbe findet sich namentlich bei den Häuptlingen (Nicholas 15, 62), wie auch Cook nur mit diesen in genauere Berührung kam. Ist so die hellere Farbe abhängig vom reicheren und bequemeren Leben, so wird sie auch durch ein kühleres Klima hervorgerufen, wie Angas (1, 309), der die Stämme an der Cooksstraße erheblich heller fand als die an der Tafelbai, gewiß mit Recht annimmt. Nun gibt es aber auch so dunkele Individuen (Thomson 72), daß man kaum die Tattuirung sieht. Thomson (72) gibt das Verhältniß der verschieden Gefärbten so an, daß auf 110 Neuseeländer 87 braune mit schwarzem schlichtem oder krauserem Haar; 10 rothbräunliche mit kurzem krausem oder langem schlichtem roströthlichem Haar; und nur drei mit schwarzer Haut und schwarzem krausen Haar das in Büscheln wächst, kommen. Etwa einer unter 500 hat nach ihm (Medico-chir. review 1854, 489) wolliges, d. h. negritoähnliches Haar, während seine Verwandten das gewöhnliche neuseeländische Haar haben. Dies ist schlicht, von gröberer Textur als das europäische, aber weich und glänzend, wenn es mit Oel geschmeidigt und rein gehalten wird (Thomson 69; review 489). Auch lockiges Haar ist

nicht selten (Wilkes 2, 398), doch behauptet Dieffenbach (Ausland 1855, 107) gegen Shortland, es sei beim Volke häufiger, als bei den Fürsten, was durchaus glaublich erscheint. Von Farbe ist es schwarz oder braun und dann oft mit Neigung zum Krauswerden (Cook 1. R. 2, 182, 3. R. 1, 168), ja röthlich nach Dieffenbach (2, 7 f.). Kinder haben bisweilen Flachshaare (Angas 1, 309); graue Haare und Kahlköpfigkeit kommt vor, ist aber selten (Cruise 280).

Die Eingeborenen am Ostkap (Polack Narr. 1, 360), welche von anderer Abstammung als die übrigen Maori zu sein behaupten, sollen kleiner, schwächer, dunkler als alle übrigen sein — was Dieffenbach (2, 11) zwar nicht bestätigt fand, was aber, wenn es wahr ist, sich sehr leicht erklärt. Diese Eingeborenen sind ein zurückgedrängter Stamm, welcher durch seine elende Lage auch jenes elende Aeußere nach und nach bekam. Vieles spricht genügend dafür, daß wir ihre dunkle Farbe nur solchen äußeren Umständen, nicht der Einmischung von fremdem Blute zuzuschreiben haben. Zunächst das sporadische Auftreten der dunkleren Individuen; ferner der Umstand, daß die niederen, gedrückteren Stände und Stämme die dunklere Farbe zeigen; sodann, daß sie sich namentlich an den Frauen bemerklich macht. Denn diese (Forster Bem. 212) werden hart und karg gehalten und so sind sie durchgehends kleiner und häßlicher als die Männer (eb.), so zeigen sie in jenem tiefer stehenden Menschenschlag die ihn tiefer stellenden Merkmale in besonders hohem Grad (Polack Narr. 1, 361) natürlich, da sie von den eigenen Stammesgenossen noch tiefer herabgedrückt werden, als diese von anderen Stämmen oder von einer ungünstigen Naturumgebung. Aber im ganzen Lande stehen die Weiber in der Körperentwickelung den Männern nach, theils wie Dieffenbach 2, 12 richtig auseinandersetzt, weil die meiste Arbeit auf ihnen liegt, theils wegen zu frühem Beischlaf, zu langem Säugen und häufigem Abortus. Die Pubertät (eb. 2, 33) tritt früher als bei uns, später als in Südeuropa ein. Mischlinge von Neuseeländerinnen und Weißen waren heller als Südfranzosen, einige hatten Flachshaar und blaue Augen (Dieffenbach 1, 38); auch rothe Wangen haben sie und man würde sie kaum für Mischlinge halten (Dieffenbach supplementory inform. relat. to NZ. 1840, 104), wie überhaupt die Neuseeländer etwas kaukasisches haben (eb. 107).

Es giebt noch einige ganz verwilderte Männer in den wildesten Gebirgen der Nordinsel, die Maeros mit langen Haaren, Nägeln u. s. w. und die Ngatimamoe auf der Südinsel, letztere ein verdrängter und jetzt gänzlich herabgekommener Stamm, der einst mächtig gewesen sein soll, erstere flüchtige Maori, Sklaven, Verfolgte, welche den wilden Männern auf Tahiti ganz gleich stehen. (Hochstetter 58, f.).

Es bleibt jetzt noch einzelnes zu besprechen über. Anlage zum Fettwerden haben die Maori nicht. (Cook 1 R. 2, 282; Dieffenbach 2, 7.) Was das Gesicht betrifft, so ist ihr Mund echt polynesisch, voll, mit besonders starker Oberlippe (Angas 1, 309; Thomson 69), die Zähne breit, eben, weiß, und meist gut (Cook 1 R. 3, 36), doch stehen sie schiefer, als beim Europäer, (Thomson review 489), die Nase gerade oder römisch gebogen, immer aber breit und an der Wurzel eingedrückt (Thoms. eb Taylor 184 f.) auch weniger hervorspringend als beim Kaukasier (Thomson review 489) und an der Spitze dick (Cook 3 R. 1, 168), das Auge schwarz, sehr beweglich und ausdrucksvoll, (Cook eb. Dieffenbach 2, 7 f.), doch bisweilen auch braun, (Angas 1, 309. Thomson 71) und bei einzelnen Individuen (nach Taylor 184 f. bei sehr vielen, wovon die übrigen Berichterstatter nichts wissen) schiefstehend, (King und Fitzroy 2, 569) daher es wohl kommen mag, daß Hale (11), King und Fitzroy (2, 507) die Maori den Amerikanern, Taylor sie den Chinesen ähnlich fand. Die sclerotica soll nach Gaimard (bei d'Urville a 2, 277) schmutzig gelb sein. Ihr Bart wird, obwohl er von Natur stark ist, meist ausgerissen (Dieffenb. 2, 56), wo er aber bleibt, ist er schwarz und zottig (Forster Bem. 212); ihre Gliedmaßen sind minder behaart als beim Europäer, (Dieffenbach eb. Thomson 69 f.) Ihre Züge sind oft den Europäern ähnlich und von europäischer Mannigfaltigkeit (Cook 3. R. 1, 168; Quoy bei d'Urville a 2, 273). Ihre Stimme ist hoch, zurücklaufend, nicht breit, (Thomson 69 f.), der längere Durchmesser meist größer, als beim Europäer, die Schläfen nicht hervortretend, das Hinterhaupt gut entwickelt (Dieffenbach 2, 7 f.), was indeß nicht immer statt hat; Retzius (Müllers Archiv 1847, 505) fand es ganz flach. Dieser auffallende Unterschied erklärt sich daraus, daß auch in Neuseeland die sonst in Polynesien so verbreitete Sitte herrschte, das Hinterhaupt

künstlich abzuplatten (Baseler Miss. Magazin 1836, 601 nach Yate); daß aber diese Sitte hier überhaupt nicht oder doch zu Dieffenbachs Zeiten nicht mehr allgemein im Gebrauch war. Merkwürdig ist, daß die Schädelknochen eine größere Stärke als die der Europäer haben (Dieffenbach 2, 7), ja Polack fand sie an einem Maorischädel einen halben Zoll dick. Mißbildungen und Körpergebrechen sind nicht seltener als in England (Thomson 73), auch Albinobildungen mit blauen Augen kommen vor (Dieffenbach 2, 7 f.). Daß ihnen ein Wort für blau fehlt, (Thomson 83), theilen sie mit vielen Naturvölkern.

Wohl kein Volk der Südsee ist soviel beschrieben, als die Tahitier. Zunächst macht sich hier der Unterschied zwischen den Vornehmen und dem Volke geltend, der gleich den Entdeckern auffiel. Wäh- die Durchschnittsgröße des Volkes etwa 5′ 7—10″, der Weiber 5) 4—6″ war (Wallis 1, 254, Garnot bei Duperrey Zool. 523), so war der Adel meist an 6′ und drüber groß und die Weiber nicht viel kleiner (Cook 1. R. 2, 185. Forster Bem. 206) ja Forster sah auch ein Mädchen von 6′ (eb.). Noch größer waren die Bewohner von Huaheine, doch auch minder beweglich als die Tahitier. (Cook eb. 2, 252). Dabei waren aber ihre Glieder schön gebildet und auch die riesigsten Leiber in vollem Ebenmaaß (Ellis 1, 82). Wohlgebaut war das ganze Volk, dabei leicht und graziös in den Bewegungen (nur daß die Bergbewohner wegen der Steilheit des Gebirges sich einen sehr häßlichen Gang angewöhnt haben), zwar minder stark als die Hawaier und Maori, aber kräftiger als die Markesaner, den Tonganern ähnlich, nur minder würdevoll und ernst (Ellis 1, 79). Bisweilen erreichten auch einzelne Leute von geringem Stande den Wuchs der Vornehmen (eb. 82). Auch heut zu Tage noch sind sie groß und schön gewachsen (Virgin 2, 32). Die Vornehmen waren ferner durch überreichliche Nahrung und Pflege in ihrem Muskelbau weichlicher (Forster Bem. 205) und hatten Neigung zum Fettwerden, wenn auch nicht in so reichem Maaße wie die hawaiischen Fürsten (Hale 11). Hombron bei d'Urville b 4, 372 läugnet letzteres zwar ganz, aber doch wohl mit Unrecht. Diese ungeheuren Fleischmassen wie zu Hawaii finden wir hier freilich nicht; doch sagt auch Ellis, daß die Tahitier, namentlich die Weiber, Neigung zu Körperfülle hätten (1, 81). Die Farbe der ganzen Bevölkerung schwankt zwischen sehr

hellem Gelbbraun bis zu Dunkelbraun und Olivenfarb (Wallis 1, 254; Forster 204; Cook 1. R. 2, 186). Doch herscht ein Bronze- oder Röthlichbraun vor (Ellis 1, 83). Personen, welche dem Wetter ausgesetzt sind und schlechtere Nahrung haben, sind auch hier viel dunkler (Wallis eb.; Cook eb.; Forster eb.), daher die Fischer der dunkelste Theil der Bevölkerung sind (Ellis 1, 84; Turnbull 272). Die Kinder sind hier (wie überall in Polynesien) bei der Geburt weiß und nehmen erst in der Sonne die dunklere Färbung an; bedeckte Körperstellen bleiben heller und weil nun die Weiber reichlichere Kleidung tragen, auch mehr im Schatten leben, so sind auch sie oft von so heller Farbe, daß sie rothe Backen haben und ein Erröthen sichtbar wird (Amich bei Bratring 105, Forster Bem. 204; Ellis 1, 84). Dasselbe gilt von den Fürsten, daher auch sie sich durch weiße Hautfarbe (Cook 3. R. 2, 329) auszeichnen. Wenn aber Cook sagt, daß sich die Areois durch besondere Mittel, wie durch das Tragen vieler Kleider, reichliches Brodfruchtessen, künstlich eine helle Farbe zu geben suchten (eb. 330), so ist dies wohl ein Irrthum, denn ihr vornehmer Rang brachte die reichliche Kleidung und Nahrung, deren Hauptbestandtheil die Brodfrucht ist, mit sich und Ellis versichert ausdrücklich (1, 84), daß man dunkle Farbe mehr liebte und erstrebte, weil man in ihr ein Zeichen von Kraft sah. „Wie dunkel der Mann ist, der hat starke Knochen" hörte er oft. Es herrscht also dort eine ganz änliche Ansicht, wie auch wir sie in den meisten Fällen mit Recht haben.

Auch nach den einzelnen Inseln des Archipels war die Farbe verschieden. Ganz besonders weiß und hübsch fand Cook die Weiber auf Huaheine (1. R. 2, 252), wie denn überhaupt die Einwohner dort heller sind. Parkinson (25) nennt die dortigen Weiber europäisch weiß. Dieselbe Erscheinung fand Mortimer (44) zum Theil auf Eimeo und namentlich bei den Weibern der Insel, während Cook (3. R. 2, 258) gerade diese letzteren besonders dunkel, klein und häßlich nennt. Die Raiateaner sind (Bennett a 1, 104, Cook 3. R. 2, 302) gleichfalls dunkler als die Tahitier, einige fast schwarz; doch haben andere fast europäische Physiognomien, und die königliche Familie ist ganz hell. Nicht dunkler sind auch die Bewohner der Hervey- und Australinseln (Ellis 1, 83), und auf Rarotonga waren die Fürsten

durch reichlichere Nahrung gleichfalls stärker und dicker als das Volk (Williams 515).

Bougainville (178), Kotzebue (b 1, 72) und d'Urville (a 4, 229) glaubten auf Tahiti wegen den erwähnten Verschiedenheiten zwei Volksstämme annehmen zu müssen; eine Meinung, welche jetzt von Niemandem mehr angenommen wird. Weist man sie aber von Tahiti zurück, so hat man nicht den mindesten Grund sie für das übrige Polynesien aufrecht zu erhalten.

Auch die Beschaffenheit des Haares ist verschieden; meist ist es schwarz und schlicht, doch häufig auch kraus (Parkinson 22), ja bisweilen sogar, aber nur sehr selten, wollig (Ellis 1, 81). Auch braunes Haar findet sich öfters (eb. Wallis 1, 254), ja Wallis behauptet, bei den Kindern sei es fast immer flachsgelb; auch auf Raiatea fand Bennett (a 1, 104) wiewohl vereinzelt, röthliches oder helles Haar. Der „Kerl" aber mit rothem Haar, heller Haut und Sommersprossen, den Forster (Bem. 205) auf Otaha fand, war wohl ein Albino; denn Albinobildungen sind nicht selten auf Tahiti. Das braune Haar welches er sah, wurde an den Spitzen bis zum Sandfarbigen hell. Ganz ebenso fand es Ellis bei einem entsprungenen Sklaven, der lange Zeit in den Bergen sein Leben gefristet hatte, so daß also an ein Beitzen hier nicht gedacht werden kann. (Ellis 1, 306). Fast immer aber ist das Haar der Tahitier grob und derb, so daß es Bougainville mit Pferdehaar vergleicht (178); nur selten ist es so fein, wie das der Europäer (Ellis 1, 81). Kahlköpfigkeit kommt vor (Cook 3. R. 2, 247). Ihr Bart ist stark (Forster Bem. 205. Cook 3. R. 329), sie tragen ihn auf verschiedene Art (Cook 1. R. 2, 186); doch dulden sie kein Körperhaar sonst an sich (eb. Forster R. 2, 361).

Die genaueste Beschreibung der Gesichtszüge verdanken wir Ellis (79 f.). Sie sind einnehmend und dennoch kühn, der Gesichtswinkel oft ganz europäisch, der Vorderkopf meist wohl entwickelt und nur selten niedrig, die Augenbrauen bisweilen gewölbt (Forster R. a. a. O.), häufiger aber (Ellis eb.) gerade gezeichnet, die Augen klein, aber lebhaft und schwarz, die Backenknochen nicht hoch, die Nase gerade oder adlerförmig, an der Spitze besonders stark, wie auch der Mund, obwohl gut gezeichnet, sich durch volle Lippen auszeichnet. Die Zähne sind sehr gut, blendend weiß und halten sich bis in spätes Al-

ter; auch ihr Athem war rein (Cook 1. R. 2, 186). Die Ohren sind groß, das Kinn häufig etwas hervortretend, die Gesichtsform rund oder oval. Nicht selten finden sich ganz europäische Züge. Auch Cook (1. R. 2, 186) nennt die Gesichter bis auf die allzubreiten Nasen schön, die Augen lebhaft, bald feurig, bald schmachtend, und Forster ist entzückt von dem großen heitern Strahlenauge und dem unbeschreiblich holden Lächeln der Frauen (Bem. 205). Allein er selbst (Reise 2, 361) sagt, daß die Weiber keine regelmäßigen Schönheiten wären, daß ihr Hauptreiz vielmehr in ihrer Freundlichkeit bestände. Die Bilder in Cooks Reisen, welche auf das Urtheil Europa's so großen Einfluß bekamen, nennt er selbst gänzlichst ungetreu (eb. 2, 63). So stimmen denn auch die folgenden Reisenden ihr Urtheil sehr herab. Wilson fand seine Erwartungen sehr getäuscht (443), da er nur wenige schöne Weiber antraf, obwohl er die Anmuth aller Tahitierinnen rühmt; und Vankouver (1, 111) sagt, daß die meisten Weiber häßlich seien, was er allerdings dem Einfluß der Europäer zuschreibt. Virgin findet sie zwar schöner als die Hawaierinnen, aber die Züge sind sehr bald grob und die Sklerotika ist zu gelb (2, 38). Wirklich schön sind die Arme und Hände der Weiber, (Forster Bem. 205. Virgin eb.), während die Füße der Männer nach Forster (eb.) unverhältnißmäßig groß sind. Die Frauen verblühen sehr rasch, woran zum Theil das Klima, mehr aber noch ihr ausschweifendes Leben Schuld ist (Wilson 443). Sie wurden in früheren Zeiten sehr dadurch entstellt, daß man den weiblichen Säuglingen die Nase platt drückte (Wilson eb. Ellis 1, 81). Eine sehr häßliche Entstellung mußten auch die meisten Knaben erdulden: die Mütter drückten ihnen gleich bei der Geburt Stirn und Hinterhaupt zusammen, so daß erstere schmal und hoch, letzteres platt wurde; man that dies, um „den Schrecken ihres Anblicks zu erhöhen" und sie so zu gefährlichen Kriegern zu machen (Ellis 1, 80. 261. Mörenhout 2, 59).

Die im fast unzugänglichen Inneren der Insel wohnenden „wilden Männer", welche mit verwildertem Bart und Haar und menschlicher Rede fast entwöhnt, in den Bergen ein elendes Leben fristen, waren entlaufene Sklaven oder entsprungene Schlachtopfer, welche ganz außerordentlich scheu waren. Einer, den Ellis sah, sprach immer wie in höchster Todesangst; sein Haar war, während er sonst wie jeder andere Tahitier, nur magerer aussah, $1^1/_2$' lang, gescheitelt und

leicht gelockt (Ellis 1, 305—7). An eine zurückgedrängte Urbevölkerung ist also auch hier nicht im entferntesten zu denken.

Alle Beobachter stimmen überein, daß die Paumotuaner dunkler sind als die übrigen Polynesier. Der spanische Bericht bei Bratring (121: 91) schildert sie als schwärzlich und entschieden dunkler als die Tahitier, was auch von Cook (3. R. 2, 369) bestätigt wird, mit kurzem, sehr dichtem Haar, aber wohlbeleibt. Die Bewohner von Heao (Bow), denen die von Deux Groupes (Mörenh. 1, 168) leiblich und sprachlich vollkommen gleichen, sind kaum mittelgroß, fast schwarz, wenigstens viel dunkler als die Bewohner der umliegenden Inseln, und die Frauen, wegen der harten Arbeit, die auf ihnen liegt noch schwärzer und kleiner, mager und gänzlich reizlos. Doch sind die Kinder nicht ohne Anmuth, und in besseren Verhältnissen entwickeln sich die Paumotuaner oft besser als die Eingeborenen hoher Inseln (Mörenhout 1, 165 f.). Beechey, welcher die Bewohner von Heao als große knochige Menschen, mit breiten, platten Nasen, dummen tiefliegenden Augen, dicken Lippen, herabgezogenen Mundwinkeln und langem buschigem Haar schildert (175), hat sie, meint Belcher (a 1, 372), wohl nie gesehen, da dieselben sehr gut gebaut, von schöner Physiognomie, offen, anhänglich und ehrlich seien; er habe sie wohl mit den Eingeborenen von Anaa verwechselt, welche Belcher (386) wohlgebildet und hübsch, aber dunkler als Tahitier und Markesaner nennt. Allein allem Anscheine nach hat Beechey, dessen Nachrichten doch zu Mörenhout weit besser stimmen als Belchers, Recht und Belcher irrt. Die Mangarevaner sind über mittelgroß, oft bis 6' hoch, aber nicht eben stark; ihre Muskeln sind, wahrscheinlich in Folge elendes und träges Lebens schlaff und hängen im Alter welk herab. Ihr Bart ist, aber nur an Mund und Kinn, nicht auf den Wangen, sehr reichlich, die Nasen sind platt (Beechey 137; Lesson Mangar. 150), die Extremitäten sind schwach, der Kopf etwas spitz, die Stirn zurückfliehend, doch mit starken Augenbrauen, der Mund groß, mit dicken Lippen, die Nase zu ihm herabgedrückt, das Haar nie kraus (Roquemaurel bei d'Urville b, 3, 399). Auch viele blonde Menschen soll es dort noch geben nach einem Bericht im Bullet. soc. geogr. (1853, 2, 320) welcher die Mangarevaner athletisch nennt, was sich indeß wohl nur auf ihre Größe bezieht. Athletische Menschen mit dickem krausem Haar, nicht tattuirt und ohne Schmuck leben auf Lagune und

Egmont, während die von Reao (Clermont Tonnere) ihnen zwar ähnlich, zum Theil aber dunkler, schwarz und wollhaarig, zum Theil hell, blond und von europäischen Gesichtszügen sind (Beechey 154. 156, 147 f.). Dunkel, kraushaarig, den Fidschis ähnlich sind ferner die Bewohner von St. Pablo und von Tapoto (Dissapointement Wilkes 4, 267; 319 f. 344.); dunkler als die Tahitier, auch die von Kaukura (Palliser Ellis 1, 83).

Haar und Bart werden schlecht gepflegt, was das Wilde ihres Aussehens vermehrt, bisweilen, z. B. auf Deux Groupes, der Bart ausgerauft (Mörenh.). Das Hinterhaupt wird auch hier auf vielen Gruppen gleich nach der Geburt zusammengedrückt (Mörenh. 2, 9) und vielleicht ist hierdurch die oben erwähnte Schädelgestalt der Mangarevaner hervorgerufen. Wir können unser Gesammturtheil also in die Worte Jaquinots (bei d'Urville b Zool. 246) und Hales (11) zusammenfassen: die Paumotuaner sind sehr dunkel, mit harten unregelmäßigen Zügen, welche Wildheit und Kühnheit verrathen, zwar minder athletisch als die übrigen Polynesier, aber immerhin noch stark und wohlbeleibt. Wenn d'Urville sie als Uebergangsform von den Polynesiern zu den Melanesiern fassen will (a 2, 618), so ist dies nur in Ausfluß seiner irrigen Meinung, die Südsee sei ursprünglich von Melanesiern bewohnt gewesen und daher von uns schon oben widerlegt.

Auch die Osterinsel gehört hierher, deren Bewohner Roggeveens Begleiter also schildern: sie waren braun wie die Spanier, einige dunkler, andere heller, einige sogar mit rothen Wangen (ebenso Amich bei Bratring 105); ihre Ohren hängen ihnen künstlich ausgedehnt bis auf die Schultern; sie waren groß gewachsen, stark, schön, munter und beheud, nicht mager, doch auch nie fett (Behrens 81, 87). Mit dieser Beschreibung aus 1722 stimmen die neueren Seefahrer nicht mehr ganz überein, Forster (Bemerk. 211) nennt sie dunkler als die Tonganer; die Weiber seien kleiner, aber hübscher als die nicht eben schönen Männer; in seiner Reise (2, 206 f.) nennt er sie kleiner und hagerer als alle anderen Polynesier, die Nase ist zwischen den Augen eingedrückt, die Lippen voll, das Haar schwarz und kraus, die Augen schwarzbraun, klein, die Sklerotika trübe. Das Gesicht hatten sie stets wie von übergroßem Lichte verzerrt. Die langen Ohren fand er noch vor, doch urtheilt Mörenhout (und ebenso Cha-

misso 149) 1, 24 günstiger: er nennt sie wie Behrens schön, groß, mit freiem Gesicht und regelmäßigen Zügen, die Männer dunkler als die Tahitier, die Weiber oft ziemlich hell, schön und zart. Ihre Stirn ist sehr hoch, das Kinn vorspringend, auch die Nase oft gebogen; ihre Schädel sind oblong und wie von oben zusammengedrückt (Du Petit Thouars 2, 229). Er nennt sie 1, 80—90 Meter hoch.

Auf den Markesasinseln tritt nun wieder der Unterschied zwischen dem vornehmen und geringen Stand mehr hervor, der in Paumotu bei dem elenden Leben der Bewohner sich kaum geltend machen konnte; doch ist auch hier bei gleichem Eigenthum Aller und minderer Macht des Königs und des Adels der Unterschied nicht so groß als an anderen Orten. Alle Berichterstatter preisen gleichmäßig die außerordentliche Schönheit der Markesaner: das Ebenmaaß ihrer vollen Glieder, ihre starken Schenkel, ihr ganzer Wuchs erinnerte die Reisenden sehr oft an die besten Werke griechischer Plastik. 6' ist auch hier eine ganz gewöhnliche Größe, 5' 8" der Durchschnitt und nur ganz selten ist Jemand unter 5' 4" (Marchand 1, 114 f.), Melville (2, 109) und Vincendon-Dumoulin (Marquises 216) stimmen hiermit vollkommen überein. Letzterer schildert ihre Gesichtszüge als regelmäßig, mit sanftem, frohem Ausdruck, lebendigem Mienenspiel; Arme und Hände, namentlich der Frauen, sind schön und gut geformt, so daß also, wie auch Melville sagt, der die Gesichter vollkommen europäisch nennt (2, 109), ein Racenunterschied zwischen ihnen und den Europäern fast völlig schwindet. Auch jetzt noch, obwohl auch diese Inseln durch Krankheit u. s. w. seit der Bekanntschaft mit den Europäern viel zu leiden hatten, und z. B. die Bevölkerung des Taipithales sehr vermindert ist: noch jetzt herrscht unter den wenigen Uebrigen die alte Schönheit (Ausl. 1868, 487 nach Athenäum Januar 1868). Die Weiber freilich waren weniger schön; bei sonst schönen Gliedern haben sie häßliche Füße und einen häßlichen, schwankenden Gang (Porter 2, 58); ihr Wuchs ist klein, ihr Unterleib dick, allein das Gesicht schön, rundlich, mit großen funkelnden Augen, schönen Zähnen und blühender Farbe (Krusenstern 1, 170—1), daher es jedenfalls eine übertriebene oder nur für einen einzelnen Bezirk gültige Behauptung ist, wenn Jacquinot (d'Urville b, Zool. 253) die Markesanerinnen häßlicher als alle übrigen Polynesierinnen nennt.

Schon dem Mendana fiel ihre Schönheit auf, er rühmt ihre Arme und Hände, ihren Wuchs und sagt, sie seien schöner als die schönsten Weiber in Lima (Allg. Hist. d. Reisen 18, 500). Die geschlechtliche Reife ist eine sehr frühzeitige (Melville 2, 101 f.). Diese Schönheit ist nach Krusenstern, der gleichfalls mit Marchand ganz übereinstimmt, nicht bloß bei den Fürsten, sie ist auch im Volke sehr verbreitet (1, 167). Doch unterscheidet sich das Volk von ihnen auf Nukuhiva (Krusenstern 1, 175) und den anderen Inseln des Archipels (Bennett a 1, 304) durch krauses, ja wolliges Haar, während das der Vornehmen schlicht ist. Auch schwärzliche Individuen unter ihnen sind nicht selten (Roblet bei Marchand 1, 116; Melville 2, 107) und fast nirgend findet sich ein auffallenderes Schwanken der Farben wie hier. Während Porter die jungen Leute olivenbraun, die alten kupferroth nennt (2, 58), so schwankt die Hautfarbe nach Roblet (a. a. O.) zwischen Kupferroth, gelblichem Weiß und hellem Schwarz und dieselben Farben giebt schon Mendana an (Dalrymple 140, 147, 149). Melville fand unter den Mädchen einige ganz hell, andere heller oder dunkler olivenfarb; einige schwärzlich und viele goldgelb (2, 105). Auch die Nuahupaner (Porter 2, 11) waren zwar sehr verschieden an Farbe, Gesicht und Größe, aber doch meist kupferfarbig, freilich einige so weiß wie europäische Arbeiter und die Mädchen nicht dunkler wie brünette Nordamerikanerinnen. Daß die Weiber besonders hell sind, wird uns nicht wundern, da die Vornehmen unter ihnen nie sich der Sonne aussetzen und einen Pflanzensaft brauchen, um die Haut zu bleichen (Stewart a im Baseler Miss. Magazin 1839, 60; Vincendon-Dumoulin, Marquis. (276). Wangenröthe und Erröthen bemerkte Wilson an einem Mädchen mit gesunder, in reines Gelb fallender Gesichtsfarbe (240) und Melville (1, 166) öfter. Besonders merkwürdig ist, was Wilson 262 erzählt, daß nämlich mehrere Frauen von besonders heller Farbe braun wurden, als sie länger auf dem sonnigen Schiffe verkehrten. Auffallend hell sind nach Quiros und Figueroa (Marchand 1, 80) die Bewohner von Madalene, welche jene als fast weiß, von angenehmem und regelmäßigem Gesicht, schönen Augen, guten Zähnen schildern; sie waren blond und langhaarig, aber so schön, daß Quiros sich des Seufzens nicht enthalten konnte, so vollkommene Geschöpfe Gottes als Heiden zu sehen (eb. 1, 81).

Der Schädel ist eigenthümlich: oblong, seitlich zusammengedrückt, mit niedriger Stirn, welche aber äußerlich durch Rasiren des Vorderkopfs (Rodriguet revue des deux mondes 1859 2, 64) hoch erscheint; der Nacken ist wie bei den Hawaiern stark entwickelt (Vinc. Dum. 2, 92). Auch hier ist der Hinterkopf schief nach vorwärts wie abgeschnitten (Meier in Menkels Archiv 1828, 4, 37). Zu erwähnen ist noch, daß das Haar blond, braun oder schwarz, schlicht oder gekräuselt, doch nicht wollig (Marchand 1, 114) ist. Der Begriff wollig ist verschieden zu fassen und so brauchen wir hier keinen Widerspruch mit der obigen Bemerkung Krusensterns zu sehen. Die Nase ist gerade oder gebogen, meist ein wenig platt, doch nie häßlich, der Mund proportionirt, aber mit vollen Lippen (Rodriguet revue des deux mondes 1859, 2, 611).

Nirgends in ganz Polynesien ist der Unterschied der Stände rücksichtsloser durchgeführt, als auf Hawaii; daher zeigt sich auch in der leiblichen Erscheinung des Volkes eine so große Verschiedenheit, daß sich noch Du Petit-Thouars (1, 387) zu der Meinung dieser Archipel sei von zwei verschiedenen Racen bevölkert, hinreißen ließ. Die Kanaka, das gemeine Volk der Gruppe, gelten, obwohl sich einzelne schöne und helle Menschen nicht eben selten unter ihnen finden, für die häßlichsten unter den Polynesiern. Ihre Farbe, dunkler als die der Tahitier und Markesaner, schwankt zwischen hellolivenfarbig bis zum dunkelsten Negerschwarz, (Jarves 79) und zwar sind die Bewohner von Onihau (Beechey 234) am dunkelsten, so daß sich Beechey wie durch die Niedrigkeit und schattenlose Kahlheit der Insel so auch durch die Farbe der Bewohner an Paumotu erinnert sah; und hier wie dort schreibt er die dunkle Farbe dem Mangel an Wald zu (231). Meist aber war (Virgin 1, 251) die Röthe der Wangen sichtbar. Cheever vergleicht die gewöhnlich herrschende Farbe mit der von Wallnußkernen oder mit der Farbe der Zigeuner (58). Ihr Wuchs ist nicht hoch, nicht immer ebenmäßig (King bei Cook 3. R. 3, 416), wegen des elenden und mühevollen Lebens, welches sie zu führen genöthigt sind, während die Häuptlinge alle nur möglichen Bequemlichkeiten genießen (Hale 12; Jarves 79; Ellis 4, 23). Sind die Leute aus dem Volke aber auch nur mittelgroß, so sind sie doch muskulös und es fehlt ihnen nicht an Körperkraft und Gewandtheit ja sie haben (und hatten namentlich) etwas Wildes; aber diese

größere Mannheit, sagt Beechey (231) flößt höhere Achtung ein, als die tahitische Verweichlichung. Auch die Weiber sind kräftig, wie denn Cheever 109 ein Beispiel einer riesenhaft starken Frau giebt. Betrachten wir nun die einzelnen Individuen, so ist das Haar grob, ang und schlicht oder kurz und kraus, bisweilen, jedoch sehr selten, auch wollig kraus, und entweder schwarz oder braun. Kinder haben häufig hellblondes Haar, (Jarves 79; Ellis 4, 23.). Es wächst dick und üppig; der Bart dagegen ist nur dünn (Virgin 1, 251). Man läßt ihn entweder ganz oder auf der Oberlippe wachsen (King bei Cook 3. R. 3, 428). Das Gesicht ist offen, breit und gutmüthig — Cheever 58 nennt es malaiisch, nach Ellis 4, 23 ist es oft ganz europäisch — das der Weiber nicht ohne Anmuth, bei beiden Geschlechtern aber voll Sinnlichkeit. Die Nase ist breit, namentlich an der Spitze, und dadurch die Nasenlöcher groß (Jarves 79, King a. a. O. 416). An der Wurzel ist sie eingedrückt, an der Spitze oft nach unten herabhängend und entweder gerad oder römisch gebogen (Virgin 1, 251). Die Backen springen vor (Jarves 79) stehen aber nach Cheever (58) hoch, wie bei den amerikanischen Indianern. Sehr eigenthümlich ist der Mund gebildet, an dem man die Hawaier stets (Hale 12) erkennen kann. Die Lippen sind voll, die obere Lippe aber steht rechtwinkelig gebogen vor, so daß sie wie ein rechtwinkeliges Dreieck überhängt; was das treffliche Titelkupfer bei Virgin sehr genau darstellt. Eine ähnliche Mundbildung findet sich bei den Orang Benua (siehe fünfter Band erstes Heft S. 86). Die Zähne sind weiß und regelmäßig, die Augen aber — was als Schönheit gilt — roth unterlaufen (Jarves 80). Die Stirn ist hoch, schmal und zurückfliehend (eb.), die Schläfen wie eingedrückt (Hale 12), der Kopf verhältnißmäßig zu groß, ihr Hals zu kurz (Virgin 1, 251). Wir haben schon vorhin den hawaiischen Schädel betrachtet; hier mag noch hinzugefügt werden, daß er eine ungebührlich breite Basis und ein auffallend plattes Hinterhaupt hat. Da diese letztere Eigenthümlichkeit für schön galt, so wurden schon die Kinderschädel durch künstliche Mittel abgeplattet (Cheever 59). Wenn man aber damit die Gewohnheit der Hawaier, auf dem Rücken zu schlafen in Zusammenhang gebracht hat, (Magazin für Literat. des Ausl. 1853, 623), so ist dies ein Irrthum, denn das letztere ist Sitte im ganzen Ocean. Die Männer sind schöner wie die Weiber,

doch haben diese oft einen eigenthümlich milden Gesichtsausdruck (King a. a. O. 415) sowie sehr schöne Hände. Anmuthig sind sie nur gleich nach der Geschlechtsreife, im 10. oder 12. Jahre, da sie bald nachher dick und häßlich werden (Jarves 79).

Von hoher Schönheit aber sind die Häuptlinge. Ihre Größe ist enorm, 6′ 5″ nach Meares 1, 11 und Meyen 162; Paki, den Virgin sah, war $3\frac{1}{2}$ Elle groß (1, 258). Die Weiber sind nicht kleiner, und ihr Körperbau ist dieser Größe entsprechend entwickelt. Die Weiber jedoch werden nach der ersten Jugend geradezu unförmlich, denn ihr Fleisch, was freilich in den Augen ihrer Männer als Schönheit gilt, wächst dann ins Ungeheure und hängt in dicken Falten herab, so daß ihre Anmuth und Beweglichkeit sich gleichmäßig verringern (Jarves 77). Doch meint Cheever, daß sie in europäischer Kleidung nicht übermäßig abschreckend wären. Diese enorme Korpulenz ist nur Folge der zu guten Pflege, welche ihnen von Jugend auf zu Theil wird. Allein es gab unter ihnen auch anders gestaltete, Tamehameha selbst, der aus einer Seitenlinie der königlichen Familie stammte, glich ihr weder an Größe noch an Gesichtsbildung und doch ist nicht der mindeste Grund, mit Meyen (162) anzunehmen, daß er nicht reines Blutes gewesen sei. Man darf aber nicht denken, daß diese übermäßige leibliche Entwickelung den geistigen Fähigkeiten geschadet habe; die hawaiischen Fürsten beweisen überall das Gegentheil.

Es ist bekannt und von allen Reisenden gleichmäßig berichtet, welche Vertrautheit alle diese Völker mit dem Wasser haben. Es ist ihnen wie ihr zweites Element, und dies gilt wie von Mikronesien so in noch höherem Grade von Polynesien. In Tahiti und Hawaii war es ein Spiel, mitten in die Brandung hineinzuspringen, welche an den Korallenriffen so furchtbar tost und darin umherzuschwimmen, ja Frauen thaten dies oft mit ihren Säuglingen im Arm (Cook 1. R. 2, 134; Ellis 1, 223; 4; 369; Jarves 63; Cook 3. R. 2, 428). Krusenstern sah (1, 133) Markesaner mit gefüllten Wassergefäßen durch die Brandung schwimmen, ohne das Wasser zu vergießen. (Mörenh. 2, 61. Melville 2, 191. Ellis 1, 261). Die Kinder lernen eher schwimmen als laufen und ganz gewöhnlich sprangen gefangene Polynesier, welche man auf dem Schiff für sicher hielt, auf hoher See ins Wasser, um sich durch Schwimmen zu retten

— so die Taumakauer des Quiros, so die 20 Eingeborenen von Waihu, welche das südamerikanische Räuberschiff Nancy mit fortgeschleppt hatte (Mörenh. 2, 277). Von allen aber leisten die Sandwichinsulaner das erstaunlichste. Bei einem Schiffbruch sprangen sie ins Meer und schwammen 25 Miles bis zum Lande (Ohmstedt 205). Ein hawaiisches Schiff fiel auf hoher See um und ein Mann und eine Frau suchten sich durch Schwimmen zu retten; den Mann verließ die Kraft, die Frau aber nahm ihn auf den Rücken und schwamm so mit ihm weiter, bis sie endlich halbtodt zum Strande getrieben ward (Cheever 109). Sie hatte ihn 30 Stunden durchs Meer geschleppt (Simpson 2, 208). Noch wunderbarer sind die Leistungen der Hawaier im Tauchen. Sie tauchten, wie Turnbull 161 erzählt, in eine Tiefe von 15 Faden hinab, um in dieser Tiefe ein Ankertau, das sich verwickelt hatte, loszumachen; in der Tiefe von 10 Faden wälzten sie einen schweren Amboß etwa eine halbe englische Meile auf dem Meeresgrund hin, wobei sie sich immer ablösten, und brachten ihn wirklich ans Land (Young bei Turnbull eb.); sie stürzten sich von der höchsten Spitze der obersten Segelstange ins Meer und schwammen unter beständigen Possen unter dem Schiff her; als dessen Kupferbeschlag losgegangen war, nagelten ihn die Taucher wieder an, wobei sie immer 3—4 Minuten unter dem Wasser blieben, dann Athem holten und wieder an ihre Arbeit gingen. Turnbull der dies 162 f. erzählt, sagt selbst, er würde es nicht glauben, wenn er nicht Augenzeuge gewesen wäre. Auch Franchère (56) sagt, daß sie 4 Minuten unter dem Wasser bleiben könnten. Ganz unglaubliches aber erzählt Meares (2, 181), der doch ein durchaus glaubwürdiger Mann ist, von den Tauchern des Königs. Von diesen, 6 Mann an der Zahl, welche vor jedem Tauchen eine gute Mahlzeit zu sich nahmen, blieben 4 nur 4 Minuten im Wasser, der 5te, welcher bewußtlos herausgezogen ward, 5 Minuten, der 6te aber, der gleichfalls bewußtlos und aus Mund und Nase blutend an den Strand gebracht wurde, blieb $7^1/_2$ Minute aus, bei einer Tiefe von 30 Faden! Man begreift, wie Vankouver (2, 186), der so erstaunliche Leistungen nicht selbst sah, dieselben bezweifelt. Turnbull hat ganz ähnliches gesehen und auch er versichert, daß solche ungeheuere Anstrengungen den Tauchern sehr schädlich sind; mit geschwollenem Gesicht, aus Nase und Ohren blutend, tauchen sie wieder auf, um sich jedoch rasch zu erholen. Beim Tauchen verstopfen sie

sorgfältig alle Körperöffnungen, damit das Wasser nicht eindringen könne (Turnbull 162); eher wohl, um die Luft im Körper festzuhalten. Nach alle dem ist es kein Wunder, daß an Cooks Schiff die Nägel vom Schiffsboden unter dem Wasser her gestohlen wurden (King bei Cook 3. R. 3, 309). Zuweilen liegen die Hawaier den ganzen Tag auf dem Wasser, indem sie höchst träge sich weiter rudern und sich äußerst wohl befinden (Turnbull 161). Der ganze Volksstamm ist ein fast amphibischer und nirgends hat es die Menschheit in der Beherrschung eines feindlichen Elementes weiter gebracht, wie in Polynesien.

Auch im Klettern sind alle Polynesier äußerst geschickt, mag es nun an Korallenriffen oder Felswänden oder Kokosbäumen sein. An letzteren laufen sie mit bewundernswerther Schnelligkeit empor, oft schon kleine Kinder (Melville); bisweilen bedienen sie sich dabei eines kleinen Strickes um den Fuß (Schouten Diar. 43).

Der Gesundheitszustand aller polynesischen Inseln war vor der Entdeckung ein guter. Organische Fehler und dergleichen waren selten. Dieffenbach (2, 17—23) erwähnt aus dem Innern von Neuseeland, wohin zu seiner Zeit (1840) der Einfluß der Europäer noch wenig gedrungen war, Beispiele von Klumpfuß, Hasenscharte (welche Beechey 140 auch auf Mangareva sah) sowie erbliche Ueberzähligkeit von Fingern und Zehen. Nach Thomson (73) freilich sind solche organische Gebrechen nicht seltener als in England; doch bezieht sich dies wohl nur auf die Küstengegenden, deren Gesundheit sehr gelitten hat. Anderes Vereinzeltes erwähnt Forster (Bem. 418). Am häufigsten waren solche Mißbildungen auf den Sandwichinseln, wo King (Cook 3. Reise 3, 416) Bucklige, einen jungen Menschen ohne Füße und Hände, viele Schielende und einen angeblich Blindgeborenen sah; am seltensten waren sie auf den Markesasinseln (Roblet bei Marchand 1, 114; Melville 1, 245, Krusenstern 1, 169). Albinos fanden sich überall, in Neuseeland (Dieffenbach 2, 8 f.), Tahiti (Mörenh. 2, 155, Cook 1. R. 2, 99; 186 u. s. w.), auf Markesas (Melville) und sonst. Auch Wahnsinnige werden erwähnt, welche in Hawaii z. B. nicht schlecht behandelt wurden, da man sie von einem Gott besessen glaubte (Jarves 82; Dieffenb. 2, 17 von Neuseeland). Doch gab es auch epidemische Krankheiten schon vor den Europäern, wie z. B. eine Epidemie, die mit Verlust des Haupt-

haares verbunden war, kurz vor Cooks Ankunft so heftig auf der Ostküste von Neuseeland wüthete, daß nicht alle Todten begraben werden konnten (Dieffenb. 2, 16). Eine Art Abzehrung mit Husten verbunden und ansteckend kam auf Tahiti aber nur höchst selten vor (Mörenhout 2, 155); man kannte sie auch auf Tonga (Mariner 2, 271 f.). Husten, aber ungefährlich, war auch sonst auf Tahiti bekannt (Forster Bem. 419), so wie ein leichtes Wechselfieber (Mörenh. 2, 155). Anschwellen der Hoden war hier und auf Tonga nicht selten; die Krankheit stieg in beiden Archipelen oft auf einen sehr hohen Grad (Mariner 2, 257 f. Forster Bem. 419). Sind dies nur vereinzelte oder ganz seltene Leiden, so bestanden die eigentlichen Nationalübel der Polynesier in Hautkrankheiten, welche zwar meist nicht lebensgefährlich, auch selten schmerzhaft, immer aber sehr entstellend auftraten. Ichthyose und andere Arten von Aussatz, Elephantiasis, Ausschlag, Geschwüre waren überall häufig (Samoa Erskine 36; Tahiti Mörenh. 2, 155 f., Ellis 1, 84; Tonga Mariner 2, 271, Uwea Mich. 482; Forster Bem. 419), nur daß Neuseeland weniger davon heimgesucht ist. Auf Hawaii soll Krätze häufig sein (Freycinet 2, 574). Auf Tonga kommen auch scrophulöse Geschwüre und Verhärtungen vor, und namentlich leiden die Kinder hier und zu Uwea an sehr bösartigen eiternden Pusteln, welche sich gerade an den empfindlichsten Körpertheilen (Mund, Scham, After, Fußsohlen) einstellen, aber mit dem 9. Lebensjahr von selbst verschwinden (Mar. 2, 270 f. Michel. 482 f.). Neben einer ungefährlichen Augenentzündung (Mar. 2, 262) fand sich auf Tonga noch eine Gonorhöe mit ardor urinae (eb. 268), welche Mariner ausdrücklich als etwas nicht Syphilitisches bezeichnete. Syphilis herrschte zu seiner Zeit nicht, da ein einziger Fall, der auf französischer Ansteckung beruhte, rasch tödtlich verlaufen war (270). Allein alles dies sind auch hier seltene Fälle; im ganzen herrscht Gesundheit (Erskine 161) und die Heilkraft der Natur ist außerordentlich groß, man erträgt die gewaltigsten Schädelverletzungen, die barbarischsten Operationen ohne schlimmere Folgen (260).

Die Geburten sind überaus leicht; die Mutter schneidet die Nabelschnur selbst ab und geht dann gleich mit dem Kinde zum Bade (Dieffenb. 2, 24; Wilson 461; Ellis 1, 261). Allein so gesund die Kinder auch geboren werden, so ist doch die Sterblichkeit unter

ihnen sehr groß (Tahiti Bennett a 1, 148; Ellis 1, 260; Hawaii Virgin 1, 268) und dies kommt durch die schlechte Pflege, welche man ihnen in den ersten Jahren zuwendet. Man hat von einigen Seiten behauptet, die Polynesierinnen seien nicht fruchtbar und hierin wohl gar eine Raceneigenthümlichkeit sehen wollen. Doch, wie wir an einem anderen Orte ausführlicher gezeigt haben (Aussterben der Naturvölker, Leipzig 1868, S. 26 f. S. 48 f.), mit Unrecht: wo Kinderlosigkeit vorkommt, ist sie theils die Folge der unglaublichen Ausschweifungen dieser Völker, theils ihrer politischen Verhältnisse, theils des unter ihnen sehr verbreiteten Kindermordes, untergeordneterer Ursachen nicht zu gedenken. Jedenfalls sind die Weiber nicht unfruchtbarer als in anderen Ländern; Cheever (68) erwähnt eine Frau auf Hawaii, welche 25 Kinder verloren hatte; zahlreiche Beispiele ziemlich großer Fruchtbarkeit der Tahitierinnen gibt Forster (Bemerk. 195) und Williams (560 f.); auf Neuseeland, wo Zwillingsgeburten nicht selten sind waren die Ehen durchaus fruchtbar (Dieffenb. 2, 24; 152), ebenso in Tonga, Tukopia, Samoa: und jetzt wo der Kindermord, die Ausschweifungen nach und nach aufgehört haben, da werden auch die Geburten und die Kinderzahl reichlicher. Der Kindermord ist auch, da man vorzugsweise weibliche Kinder auf manchen Inseln tödtete, die Ursache, daß auf Tahiti die Frauen weit weniger zahlreich (nach Turnbull 159 betrugen sie nur den 10. Theil der Bevölkerung) als die Männer sind, während auf Hawaii z. B. das umgekehrte Verhältniß herrschte. Die Lebensdauer der Polynesier war, wo nicht äußere Ursachen, wie allzuelendes Leben, schlechte Behandlung im Alter, zu häufiger Krieg u. drgl. schädlich wirkte, keineswegs kürzer als in Europa; auf Tahiti besannen sich 1791 viele noch auf das Scheitern eines der Roggevenschen Schiffe, also ein Ereigniß aus 1722 (Wilson 444). Dies ist freilich kein sehr sicherer Beweis für die Lebensdauer; allein überall fanden die ersten Entdecker weißbärtige Männer und auch Frauen vor, welche sehr alt sein mußten (z. B. Byron bei Schiller 1, 102; Cook eb. 2, 156). Verfall des Körpers durch das Alter wird nur selten bemerkt (Ellis 1, 99).

Anhangsweise wollen wir hier noch kurz betrachten, welche Umänderungen die leibliche Beschaffenheit der Polynesier durch künstliche Mittel erlitt. Ueber die künstliche Formung des Schädels auf Tahiti, Hawaii, Paumotu und sonst ist schon geredet. Sie herrschte

auch in Samoa (Heath in L'institut 1844 2, 15). Man könnte daran denken, ob nicht die eigenthümliche Schädelbildung der Polynesier, welche wir oben schon erwähnten, durch diese künstliche Formung im Lauf der Jahrtausende hervorgebracht sei. So alt ist jedenfalls diese Sitte, da wir ihr auch in Malaisien begegnet sind (5ter Band 1. Heft S. 85; 109). Möglich ist es gewiß, daß manche Berichterstatter künstlich abgeplattete Schädel vor sich hatten: da man aber bisher noch keinen Beweis hat, daß künstliche Schädelumformung sich vererbt habe, weshalb auch (Band 1, 98) Morton und v. Tschudi gegen die Möglichkeit einer solchen Vererbung sind: so ist jener Gedanke wenigstens für den jetzigen Stand der Wissenschaft abzuweisen. Vielleicht war das Verhältniß gerade das umgekehrte, man fand eine hohe und hinten flach abfallende, also einigermaßen spitze Kopfform, weil man sie häufig sah, schön, und wandte nun künstliche Mittel an, sie zu verstärken. Auch die Sitte, die Nasen platt zu drücken, ist uralt, wie auf Tahiti fand sie sich auf Celebes (Forster Bem. 516, nach Gomara), bei den Malaien, den Orang Benua und sonst in Malaisien (1. Heft des 5. Bandes S. 85; 86), und sie mag vielleicht ähnlich wie das Abplatten der Schädel entstanden sein, um eine natürliche Eigenschaft, die man schön fand, künstlich zu verstärken.

Das Durchbohren der Ohrläppchen war früher wohl allgemein malaiische Sitte, wie sie denn Pigafetta (70) 1522 bei den Tagalen noch so im Schwunge fand, daß dieselben durch ihre Ohrlöcher den Arm durchstecken konnten. Die Malaien auf Malakka und Sumatra ziehen den Kindern bei der Geburt die Ohren lang (5. B. 1. H. 85). Auch in Polynesien fand man sie nur noch im Absterben. Auf der Osterinsel hielt sie sich am längsten. Zu Behrens Zeiten (1722) hingen den Eingeborenen die Ohrläppchen, in deren Oeffnungen sie „weiße Klötze" trugen, bis auf die Schulter (87) Ebenso fand es noch Mörenhout 1, 25, während nach Chamisso (139) die Sitte schon im Absterben war, nur die Greise hatten noch durchbohrte Ohrlappen, deren Zipfel sie durch die Oeffnung zogen. Auf Neuseeland fand Cook 1. R. 3, 47 die Oeffnungen nur von dem Durchmesser eines Fingers. Auch die Tahitier hatten durchbohrte aber keineswegs ausgedehnte Ohrläppchen (Darwin 2, 176), in deren einem sie eine Blume, eine rothe Beere oder dergl. trugen (Cook b. 2, 191). Die Markesaner trugen große, runde, weiße Muscheln

in den Ohrlöchern (Krusenstern 1, 175). Das Durchbohren des Nasenknorpels, welche Sitte im nordwestlichen Polynesien vorkam, erwähnt Cook (1. R. 3, 47) auch von einem Neuseeländer, der eine Blume in der Oeffnung trug. Es ist dies nur ein vereinzelter Fall, der im östlichen und centralen Polynesien keine Analogie hat. Lange Nägel, welche sorgfältig rein gehalten wurden, obwohl man sie bisweilen gliedlang wachsen läßt (Forster Bem. 515), trugen die Häuptlinge in Tahiti an einem oder an allen Fingern (Forster Bem. 243; Bougainville 178), welche Sitte gleichfalls in Malaisien, in Mindanao, in Java herrscht (Forster 515); in Polynesien haben wir sie schon an einigen Orten gefunden; sowie wir auch schon das Ausrupfen der Körperhaare, welches fast überall herrscht, erwähnt haben.

Dieselbe Art der Beschneidung, welche die Orang Benua in Malakka haben (1. Heft des 5. Bandes 176), herrscht auch auf den meisten Gruppen Polynesiens: sie besteht darin, daß schon in früher Jugend die Vorhaut aufgeschlitzt wird, welche Ceremonie für Tahiti, wo sie der Priester besorgt (Forster Bem. 482), weitläufig von Anderson in Cooks 3. Reise (2, 349) beschrieben ist. Ganz ebenso war es auf den Markesasinseln (Porter 2, 111; Krusenstern 1, 170), auf Waihu (Rollin bei la Perouse 2, 266), Tonga (Mariner 1, 319; 2, 264; Cook 3. R. 2, 101) und Samoa (Wilkes 2, 80). Auf Tonga ist nur der vornehmste Fürst, der Tui-tonga, frei davon (Mar. 1, 340; 2, 84). Auf den Markesas indeß ist diese Sitte nicht allgemein (Lisiansky 85 gegen Langsdorff 1, 137; Roquefeuil 1, 303), auf Hawaii (Cook 3. R. 2, 433) und Neuseeland (1. R. 3, 45) war sie unbekannt: alle diese Insulaner, auch die Bewohner des Paumotuarchipels aber banden die Vorhaut über die Eichel zu, in Neuseeland mit einem Band vom Gürtel aus, welches zugleich als Suspensorium dient (Cook 1. R. 3, 44), und das abzulegen man sie nur schwer bewegen kann (d'Urville a 2, 482); wie denn überhaupt die Eichel der einzige Körpertheil ist, den zu entblößen diese Völker Scham empfinden. Man kennt die Frechheit der Markesanerinnen: gegen einen Matrosen aber, dessen Eichel sie entblößt gesehen hatten, waren sie ganz unerbittlich, wie sie es gegen jeden sind, der darin ihr Schamgefühl verletzt (Krusenstern 1, 173; Jacquinot bei d'Urville b Zool. 253).

Wichtiger aber noch ist das Tattuiren. Es geschieht auf

den meisten Inseln mit dem Ruß oder der Kohle, welche man durch Verbrennung der Nuß von Aleurites triloba gewinnt, während man auf Neuseeland (Dieffenb. 2, 34) das Holz oder Harz der Kaurifichte in gleicher Weise benutzt. Die Kohle wird pulverisirt und mit Oel vermischt; welche Mischung unter die Haut gebracht eine anfangs schwarze, nachher eine blauliche Farbe hervorbringt (Ellis 1, 166). Um sie unter die Haut zu bringen, bediente man sich eines Knochens oder einer Muschelschale in Gestalt eines scharfen feinzinkigen Kammes, den man in die Farbe eintauchte, auf die betreffende Stelle aufsetzte und durch Daraufschlagen mit einem besonders dazu bereit gehaltenen Stab, der auch zum Umrühren der Farbe diente (Forster Bem. 483), in die Haut eintrieb. Auf Tahiti hatte der Kamm bis 20, auf Tonga und Samoa, wo er aus Menschenknochen gebildet war, 6—60 Zinken (Turner 181; Mariner 2, 265). Auf Neuseeland bediente man sich anstatt des Kammes eines scharfen Meißels (Dieffenbach 2, 34; Taylor 152). Auf den Markesas schlug man erst die Wunde und rieb diese dann erst mit der Farbe ein (Krusenstern 2, 171). Auf Neuseeland war die Zeichnung tiefer als im übrigen Polynesien; damit sie dauerhaft sei, wurde sie mehrmals, nach Jacquinot (d'Urville b Zool. 275) bis zu fünfmal überarbeitet. Das Muster wurde erst mit Holzkohle auf die Haut gezeichnet, bisweilen aber vom Operateur gleich mit dem Werkzeug selbst nach seinem Augenmaaß angelegt (Ellis 1, 264; Friedr. Müller b 49). Da die Operation außerordentlich schmerzhaft ist, so daß die, an denen sie vollzogen wird, oft aus einer Ohnmacht in die andere fallen (wie Krusenstern auf den Markesas sah) und auf Tahiti oft mit Gewalt gehalten werden mußten (Cook 1. R. 2, 188); da die Geschwulst und Hautentzündung, welche sie oft für lange Zeit nach sich zieht, tödtlich sein kann und gar nicht selten tödtlich ist (Ellis 1, 266); so wird nie der ganze Schmuck, selten auch nur eine Figur auf einmal ausgeführt (Ellis 1, 264), vielmehr vergehen Jahre, ja ein ganzes Menschenleben, bis alles vollendet ist. Doch galt es für Ehrensache keinen Schmerzenslaut zu äußern (Dieffenb. 2, 34) und während der Operation wurde von den Verwandten des Betreffenden sowie vom tattuirenden Priester gesungen und zwar Lieder, welche auf religiöser Grundlage beruhend zugleich den Werth des Tattuirtseins preisen und den Leidenden ermuthigen

(Taylor 154; Thomson 76; Müller b 50, der deutsche Uebersetzungen dieser Lieder gibt). Der Operateur, der, an welchem die Operation vollzogen wurde, so wie dessen ganzes Dorf waren Tabu. Der erste Anfang des Tattuirtwerdens geschah mit dem Beginn der Mannbarkeit bei beiden Geschlechtern (Dieffenb. 2, 9). Ebenso war es in Nukuhiva (Math. G*** 130). In Tahiti begann man die Operation (Ellis 1, 262) mit dem achten oder zehnten (Wallis bei Schiller 1, 257 sagt mit dem zwölften) und vollendet war sie etwa bis zum dreißigsten Jahr, auf anderen Inseln aber, wo man den ganzen Körper mit diesem Schmuck bedeckte, wurden oft noch im höheren Alter Zusätze gemacht. Auf Samoa galten die noch nicht Tattuirten für minderjährig und durften nirgend mitsprechen, obwohl man hier erst mit dem 17. Jahre die Operation begann. Sie wurde meist an 6—12 Jünglingen zugleich unternommen und dauerte 2—3 Monate (Turner 181 f.; Erskine 36). In Tonga herrschten dieselben Gebräuche (Hale 39; Erskine 155). Die Weiber sind meist viel weniger tattuirt als die Männer; Sklaven oder Leute aus dem Volke dürfen eigentlich nicht tattuirt werden (Krusenstern 1, 172), ja wurden auf Neuseeland freie Männer, deren Tattuirung noch nicht vollendet war, im Kriege gefangen und dadurch zu Sklaven, so unterblieb die Fortsetzung der Operation (Dieffenb. 2, 34 f.). Auf den Markesas freilich war auch bisweilen das Volk tattuirt, aber niemals so sorgfältig wie die Häuptlinge (Melville 2, 177), ab und zu auch in Neuseeland (Quoy und Gaimard bei d'Urville a Zool. 20), wenn dies letztere kein Irrthum ist. Denn wenn z. B. Polack Narr. 1, 386 sagt, daß ebendaselbst auch Sklaven oft schön tattuirt seien, so waren dies gewiß im Krieg erbeutete Sklaven, welche aus früherer freier Zeit den Schmuck besaßen.

Ueberall besorgten Männer die Operation, welche daraus ein bestimmtes Gewerbe machen (Ellis 1, 263 Tahiti; Samoa Turner 181 f.; Markesas Krusenstern 1, 172); für Neuseeland nennt Thomson 76 und Dieffenb. 2, 34 f. geradezu den Priester und allerdings bezeichnet neus. tohunga, tahit. tahua, entweder Künstler oder Priester (Hale s. v. tufunga). Auf Neuseeland, wo die Tattuirung moko, d. h. Eidechse, Schlange heißt, nach Hale 39 wegen der krummen Linien, aus der sie besteht, bedeckt sie das Gesicht, den Rücken und die Vorderseite der Schenkel (Dieffenb. a.

a. O.; Taylor 154), wo sie besonders dicht war (Cook 1. R. 2, 356). Das Gesicht, das man in Rarotonga nicht tattuirte, soll in ältester Zeit auch unter den Maori freigeblieben sein; die Sage erzählt, daß man es erst nach der Einwanderung zu tattuiren angefangen habe (Thomson 75). Die Zeichnung folgt den natürlichen Falten des Gesichtes, wodurch seine Eigenthümlichkeit sehr scharf hervorgehoben wird (Dieffenb. 2, 9). Sie besteht am ganzen Körper bei allen Stämmen aus spiralförmigen und anderen Linien, deren jede ihren eigenen Namen hat (Dieffenb. 2, 34), welche aber in verschiedener Zusammenstellung von dem Einzelnen gewählt werden, so daß auf diese Weise ein jeder sein ihm persönlich eigenes Muster hat. Die Weiber erhielten Horizontalstreifen auf die Lippen, denn „rothe Lippen haben," gilt als Schande. Beim Stamm der Waikatos, welche für die geschicktesten Tattuirer gelten, wird ihnen oft auch das Kinn und der Raum zwischen den Augenbrauen tattuirt (Dieffenb. 2, 35; vgl. das Lied bei Friedr. Müller b, 50). Es geschah in bestimmter Reihenfolge der Körpertheile und war, da es als höchster Schmuck galt, ein Gegenstand des Ehrgeizes und der Eitelkeit auf Neuseeland (Taylor 154), auf Tahiti (Mörenh. 2, 122), auf Tonga, wo man es für unmännlich und unanständig hielt, nicht tattuirt zu sein (Mariner 2, 265 f.) Auf Tahiti, wo die Muster zierlicher waren als im übrigen Ozean, wurden die Gesichter nie oder nur selten (Ellis 1, 266) tattuirt, ebenso auf Paumotu (Mörenh. 2, 124; Cook 1. R. 2, 189), wohl aber die Beine von den Knöcheln an und der Leib bis zu den kurzen Rippen, der Rücken mit geraden wellenförmigen oder Zickzacklinien, welche dem Rückgrat parallel laufen, die Arme und die Brust (Ellis 1, 265). Auch die Finger und die Zehen, so wie der äußere Rand des Fußes trugen solche eingeritzte Muster, Finger und Zehen häufig in der Gestalt eines z (Cook 1. R. 2, 188 f.). Darwin, zu dessen Zeiten schon lange nicht mehr alle Männer tattuirt waren, hatte doch noch Gelegenheit zu bemerken, daß die Linien gar anmuthig den Linien der Muskeln folgten; auch fand er noch verschiedene Moden der Zeichnung vor. Die Weiber sah er wie die Männer tattuirt (2, 176), während sie früher viel weniger als diese und nur an Füßen, Fuß- und Handgelenken so wie an den Fingern (Ellis 1, 266) tattuirt waren. Besonders Vornehme trugen ein einfach gewürfeltes Muster (Wallis bei Schiller 1, 257)

andere hatten Quadrate, Kreise, Halbmonde, Menschen, Vögel, Hunde ziemlich roh eingeritzt, wovon indeß manches eine geheimnißvolle Bedeutung hatte. Am dichtesten waren die Zeichnungen vom Gürtel bis an die Lenden (Cook a. a. O., Forster Reise 2, 70). Die Zeichnungen selbst konnte man willkührlich wählen, und so waren namentlich beliebt Kokospalmen, Brodbäumemit herabhängenden Windenranken, Früchte sammelnde Knaben, Männer im Gefecht triumphirend über todte Feinde oder ein Mann, der den todten Feind in den Tempel als Opfer trägt; dann alle Arten Thiere, Hühner, Hunde, Fische; ferner Waffen u. s. w. Ellis 1, 267. Auch auf Waihu waren zu Behrens Zeit (87) die Männer fast ganz tattuirt mit Vögeln und Thieren; als Mörenhout (1, 24) sie besuchte, fand er diese den Neuseeländern ähnlich, die Weiber von den Fersen zu den Knieen, und an Stirn und Lippen mit Punkten bezeichnet. Chamisso sah ein Muster, das aus lauter Längsstreifen bestand (138); die Frauen fand du Petitthouars 2, 230, nur um den Mund, am obern Rand der Stirn und an den Schenkeln tattuirt. Schouten erzählt (Diar. 23 f.) daß auf Sondergrond (Takaroa und Takapoto) die Einwohner Zeichnungen von Eidechsen, Schlangen u. s. w. trugen. Sonst glichen die Muster der Paumotuaner den tahitischen, nur daß sie plumper waren (Hale 40; Ellis 1, 264). Die Anaaner tattuirten sich nur mit Kreuzlinien, die Bewohner der östlichen Inseln überhaupt nicht (Hale 40). Kreuze und Quadrate bilden die Muster der Rarotonganer (eb.).

Je vornehmer und älter ein Markesaner ist, um so reicher ist er tattuirt (Porter 2, 11), so daß im hohen Alter alle Glieder, bei sehr vornehmen Personen, wie beim König, dem Hohenpriester, auch das Gesicht, das sonst häufig frei bleibt und die kahlgeschorenen Stellen des Kopfes tattuirt waren (Melville 1, 180; Krusenstern 1, 171; 126). Die Muster sind ähnlich wie die neuseeländischen, arabeskenartig, doch hatte man auch gewürfelte, man zeichnete concentrische Kreise, längliche runde Figuren u. drgl. auf, welche an entsprechenden Körpertheilen, z. B. den Wangen, den Beinen, einander gleichfalls entsprechen (Marchand 1, 117; Krusenstern 1, 172). Die Linien sind indeß hier breiter als zu Neuseeland und häufig zeichnet man Thiere zwischen sie hinein (Ellis 1, 264); Fische und andere Gestalten sah Marchand (1, 81). Ist das Gesicht tattuirt, so zeigt es

gewöhnlich ein streifiges Muster (Melville 1, 151; 161; 2, 19; Mörenh. 123). Krusenstern 1, 72, fand die Weiber daselbst an Händen, Armen, Ohren und Lippen, Melville (1, 167) nur mit 3 Punkten auf den Lippen und zarten Linien auf den Schultern tattuirt. Merkwürdig ist noch, daß die Reichsten (und also Vornehmsten) denen große Speisehäuser gehören, bestimmte Tafelgenossen von gleicher und ganz fester Tattuirung haben (Kruſ. 1, 177); und daß ferner jede vornehme Familie mit einer anderen Familie in Beziehung steht, von der sie tattuirt wird, welches Verhältniß erblich ist (Mathias G*** 130). Auch zeichneten sich verheirathete Weiber nach Melville 2, 121 dadurch aus, daß sie an der rechten Hand und dem linken Fuß tattuirt waren. Die Muster auf Hawaii waren plump, zwar reich, aber nicht regelmäßig (Ellis 1, 264; Chamisso 150); auch hier wurden sie gewöhnlich nur auf den Armen, den Beinen und der Brust (Hale 41) angebracht. Auch die Zungenspitze wurde tattuirt, aber nur bei Weibern und nur zum Zeichen der Trauer (eb. Cook 3. R. 3, 429). Die Samoaner waren nur von dem Gürtel bis zu den Knieen tattuirt; es sah aus als ob sie dunkelblaue Hosen trügen (Turner 181 f.; Hale 39). Ebenso war es in Tonga; doch wurde hier auch die Eichel tattuirt, was sehr häufig Schwellung und Eiterung der Inguinaldrüsen veranlaßte. Die Weiber waren nur an den Fingern, sonst nicht tattuirt (Forster Reise 2, 70; Mariner 2, 265 f.). Der Tui-tonga, der höchste Herrscher der Insel, war ganz frei von dieser Operation (Cook 3. R. 2, 101; Mar. 2, 79).

Jetzt ist diese Sitte so ziemlich überall abgeschafft, theils durch den Umgang mit den Europäern ohne besondere Absicht, theils aber auch durch den Eifer der Missionäre, da sich mit dem Tattuiren sehr viel Unsittliches verband (Ellis 1, 264 f.; Turner 181 f.). Virgin fand sie nicht mehr im Gebrauch (2, 37); nur auf dem Markesas soll sie noch herrschen (Ausland 1868, 487), was bei der abgelegenen Lage dieser Inseln begreiflich ist; und so mag sie sich auch sonst noch an minder besuchten Orten, wo die Eingeborenen ihre Eigenthümlichkeiten länger bewahren konnten, erhalten haben; sicher aber, um bald für immer zu erlöschen. Doch wird sie z. B. in Savaii (wohin deshalb auch viele Tonganer fahren) noch heimlich und gegen den Willen der Missionare ausgeübt (Hood 124).

Ueber die Entstehung und eigentliche Bedeutung dieser Sitte ist

nun viel geredet worden. Taylor sagt (151), daß sie nach Angaben der Maori entstanden sei aus dem Anmalen mit schwarzer Farbe, um sich im Kriege furchtbar zu machen. Aehnlich sagt auch Thomson (77), man habe sich tattuirt, um Schreck oder Aufsehen zu erregen, doch läßt er zugleich die Tattuirung zum Schmuck, ja zu einem Mittel dienen, das Alter zu verbergen.

Letzteres ist thöricht, da man die Operation schon so früh begann, da sie bei Frauen so sehr beschränkt angewandt wurde, namentlich aber, da sie, anstatt das Alter zu verbergen, es vielmehr anzeigte, denn die Ausdehnung derselben wuchs ja mit den Jahren. Und schließlich, was lag daran das Alter zu verbergen, welches man in den seltensten Fällen kannte und nie beachtete.

Aber auch des Schreckens halber ist die Sitte nicht aufgekommen. Warum wären sonst die Frauen, und wenn auch im beschränkten Maaße gleichfalls tattuirt worden? Warum wäre gerade das Gesicht fast überall frei geblieben? Auch dies ist nur eine leere Vermuthung, sei es der Eingeborenen, sei es der Reisenden. Andere suchen deshalb den Grund in der Schamhaftigkeit. Die Samoaner, sagt Hale 39, nach der Angabe der Eingeborenen selbst, hätten sich deswegen den Unterleib bis zum Nabel tattuirt, weil sie an diesem Theil mit dem Mutterleibe verbunden gewesen seien und sie sich deshalb schämten ihn nackt zu zeigen. Auch Erskine denkt sich den Grund der Sitte so (41); und freilich werden in Tahiti und Neuseeland nur die unbekleideten Theile tattuirt. Allein wenn man den Rücken, die Brust, Hände und Füße und an einigen Orten auch das Gesicht tattuirte, — wie konnten diese Gliedmaßen aus Schamhaftigkeit tattuirt sein? In Tonga dagegen wird der Theil tattuirt, den man unter allen Umständen immer verbirgt, die Eichel; wo also, wenn Schamhaftigkeit der Beweggrund war, eine Tattuirung gänzlich überflüssig erscheinen muß. Und ferner, die Polynesier gehen ja nicht nackt; sie tragen alle den Gurt und war irgend welche Umhüllung nicht ein viel einfacheres und näher liegendes Mittel als die so schmerzhafte, ja lebensgefährliche Tattuirung? Die gänzliche Schamlosigkeit, welche zur Zeit der Entdeckung in Polynesien herrschte, so wie das mannigfaltige Unzüchtige, wozu die Operation der Anlaß war, sind gewiß erst späteren Ursprungs; obwohl man auch hieraus einen Grund gegen Hales und Erskines Ansicht hernehmen könnte.

Vergegenwärtigen wir uns nun folgendes: das Tattuiren war

ein heiliges Geschäft, (Mathias G*** 130), welches vom Priester oft im Tempel und unter bestimmten religiösen Ceremonien (Ellis 1, 264) vollzogen wurde. Bei jeder erneuten Operation wurden neue Gebete gesprochen, während derselben feierliche Gesänge ausgeführt (Taylor 154; Thomson 75). In den unbesuchtesten Theilen des Oceans wo sich polynesische Sitte am reinsten bewährt hat, ist die Heiligkeit der Tattuirung noch so streng, daß z. B. Chamisso auf Ratak sie trotz wiederholtem Versuche nicht erlangen konnte. An anderen Orten, (z. B. auf Tobi, Pickering 280) sollten alle Fremden mit Gewalt tattuirt werden, „denn, sagte der Tobite Parabua zu Horaz Holden wenn ein Engländer nicht von einem Tobiten tattuirt wird, so muß er sterben, Yarris (der Gott der Insel Bd. 5, S. 136 f.) kommt und tödtet ihn" — also auch hier war die Ceremonie von den Göttern verlangt. Wenn aber jetzt in Tahiti und Nukuhiva fremde Matrosen leicht es erreichen tattuirt zu werden, so ist darin nur eine Entartung des Ganzen zu sehen. Denn überall stand ursprünglich die Operation unmittelbar unter dem Schutz der Götter. In Tahiti bestand die Sage, daß zwei Söhne des Taaroa — daß Taaroa (Tangaloa) genannt ist, beweist für das Alte der Sage und Sitte — die Tattuirung erfunden hätten, um dadurch ihre schöne Nichte, welche in strenger Haft und engem Gewahrsam gehalten wurde, hervorzulocken, und ihrer Liebe zu genießen. Beides gelang, und diese beiden Götter, sowie das Mädchen und seine Mutter, die Tochter und Gemahlin Tangaloas sind in Tahiti Schutzgötter der Operation (Ellis 1, 263). Eine ähnliche Mythe herrscht auf Samoa, wohin zwei Gottheiten, Taema und Tilafainga von Fidschi herübergeschwommen sein sollen, unter dem beständigen Gesang: „tattuir die Männer, nicht die Frauen"; sie sind nun Schutzgötter dieser Kunst.

Warum war nun aber das Tattuiren so heilig? warum führte man es auf die Götter selbst zurück? Jene Sagen, die gewiß erst einer späten Zeit angehören, geben darüber keine Auskunft.

In Neuseeland heißt die Tattuirung moko, Eidechse, Schlange; Hales Deutung von den schlangenähnlichen Linien ist nicht richtig, da diese Linien erst späteren Ursprungs sind. Allein Eidechsen, Schlangen, Fische, fanden wir überall häufig aufgezeichnet und Schouten fand 1616 dies Muster in Paumotu als einzig gebräuchliches. Wie nun, wenn das Bild dieser Thiere für die Tattuirung von ganz be-

sonderer Bedeutung war? Es ist deutlich, wie dann der neuseeländische Name eine wirklich feste Bedeutung gewinnt.

Die Eidechse aber oder Schlange (auch der Aal wie in Mikronesien oft) war ein vielfach heiliges Thier. So in Neuseeland selbst, wo die Götter und die Geister der Verstorbenen vielfach die Gestalt einer Eidechse annehmen (Polack 1, 241; Shortland 73; Thomson 1, 113). Auch in der tahitischen Mythologie spielt die Schlange ihre Rolle als Inkarnation dämonischer Mächte (Mörenhout 1, 447); ebenso in Tonga (Geschichte 47) und Samoa (Hood 130). Die Neuseeländer hatten eine abergläubische Furcht vor großen Eidechsen, welche in ihren Bergen sich aufhalten sollen (Hochstetter 266) und die Verehrung des Krokodils, welche auch auf den westlichen Karolinen sich finden soll, herrschte auf Timor, Java, Sumatra, auf Celebes bei den Bugis und den Makassaren, auf Borneo und den Philippinen (Epp 159 f.; Rougemont le peuple primitif 1, 334; Sal. Müller b, 397), ja die Bewohner von Buro wollen sogar von einem Krokodil abstammen (v. d. Hart in Bullet. soc. geogr. 1855, 2, 192). Sehr häufig waren Fische die Thiere, in deren Gestalt man den Gott verehrte, so der Hai in Tonga (Mariner 2, 99), Samoa (Hood 130), in Tahiti, Hawaii (Ellis 1, 167; 4, 90), in Mikronesien (S. 137); in Tukopia andere Fische (d'Urville a 5, 195); in Neuseeland gehen die Seelen der Verstorbenen in Fischgestalt über (Shortland 73; Thomson 1, 113); und Vögel sind gleichfalls sehr oft die Inkarnation solcher Geister (Tahiti Ellis 1, 336; NS. Polack 1, 123 f.). Es ist doch auffallend, daß wir gerade diese Bilder so häufig unter den eintattuirten Mustern sehen; daß gerade diese Bilder in Tahiti und sonst eine geheimnißvolle Bedeutung hatten (Cook 1. R. 1, 188); die Annahme ist also nicht zu kühn, wenn wir in diesen Bildern der Götter sahen.

Nun aber hatte in Polynesien ursprünglich jeder Einzelne seinen bestimmten Schutzgeist, der in Thiergestalt gedacht wurde; denn auf ganz entlegenen Inseln, wo sich alte Gebräuche erhielten, durften Einzelne noch zur Zeit der Entdeckung bestimmte Thiere nicht tödten, weil in denselben ihr Schutzgeist oder der Geist ihrer Ahnen verborgen war (Tahiti Mörenh. 1, 451 f.; Hawaii Remy 165; Tukopia Gaim. bei d'Urville 5, 305—7; Samoa Hood; Ponapi Hale 84), ganz ebenso wie der Nordamerikaner sein Totem, der Australier sein

Kobong hat (Aussterben 34 f.). Ganze Völker in Amerika, Afrika, Polynesien stammen von solchen Thieren ab. Und wie nun auch bei den südlichen Völkern Nordamerikas die Tattuirung nationales Zeichen war, indem der Fremde, der in den Stamm aufgenommen wurde, diese Marke gleichfalls aufgezeichnet erhielt (Band 3, 95); so lag dem Tattuiren bei den Polynesiern gewiß derselbe Gedanke ursprünglich zu Grunde: man malte sich das Zeichen des Gottes auf, dem man angehörte, sei es als Einzelner, sei es als Stammgenosse; vielleicht auch schmückte man sich mit der Marke beider Götter, des Schutzgeistes und des Stammgottes. Diese Zeichnung mußte dauerhaft sein, deshalb ritzte man sie in die Haut. Auch die Zeit, in der man sich diese Bilder einritzte, stimmt mit der, in welcher man Totem und Kobong bekam, überein: es war die Zeit der beginnenden Geschlechtsreife und diese gewiß deshalb, weil man nur den fertigen, selbständigen Menschen für fähig hielt, Eigenthum der Götter zu sein. So entspricht die Tattuirung also unserer Confirmation einigermaßen. Man begreift nach alle diesem, warum der in der Operation Befindliche tabu war: der Gott senkte sich mit seinem Bild auf ihn nieder und heiligte ihn und seine Umgebung durch den Einzug; man begreift, wie man von der Tattuirung sogar einen gewissen moralischen Einfluß erwarten durfte (Ellis 1, 263). Nun erst begreift sich auch der höchst merkwürdige Zug, daß der Tuitonga und ebenso in Neuseeland die Häuptlinge, welche zugleich Priester und heilige Person sind, weder beschnitten noch tattuirt wurden (Mariner 2, 79; Wakefield 1, 64); daß das gemeine Volk ebensowenig tattuirt werden durfte, daß Weiber diesen Schmuck in viel geringerem Maaß erhielten, daß aber, je vornehmer einer war, er denselben um so reichlicher besaß. Denn der Tuitonga, das geistliche Oberhaupt der Inseln, und jene heiligen Häuptlinge gelten selbst als Gottheit, da sie Stellvertreter der Gottheit sind und bedürfen also keines Schutzgeistes mehr, auch nicht den des Stammes, denn sie selbst sind ja Gottheit auch für den Stamm. Das gemeine Volk aber hatte nach polynesischer Auffassung keine Seele, konnte also mit den Göttern in keiner Verbindung stehen und daher auch keinen Schutzgeist haben. Finden wir nun dennoch Spuren von Tattuirung auch bei ihm, so beruht das wohl nur auf Entartung späterer Zeit. Die Weiber standen aber überhaupt so tief unter den Männern in allen ihren Rechten, sie waren durch eine solche Menge religiöser Satz-

ungen eingeschränkt, daß wir uns nicht wundern können, wenn wir sie auch im Verhältniß zu den Göttern nachstehend finden. Je vornehmer aber ein Mann war, um so näher stand er den Göttern; um so mehr kam ihm das Zeichen derselben zu und als später diese Ausprägung der Götterbilder ausartete in einen heiligen Schmuck, um so mehr kam ihm dieser Schmuck zu. So konnte die Tattuirung geradezu Zeichen hoher Abkunft werden, wie denn besonders vornehme Familien öfters ihre besonderen Muster für sich hatten (d'Urville a 2, 452). Hierher gehört es auch, wenn jede vornehme Familie zu Nukuhiva ihre bestimmten erblichen Tattuirer besaß. Auch der Stolz, den alle Polynesier über diesen Schmuck hatten, stammt wohl eben daher und nicht bloß aus dem Bewußtsein, ihn so mühevoll errungen zu haben. Wollten nun die Tobiten Holden und seine Begleiter, die Markesaner Melville (2, 173) durchaus tattuiren, jetzt ist es klar, warum: der Schutzgott der Insel duldete niemanden in seinem Bereich, der nicht sein Zeichen trug, nicht dadurch sich ihm hingegeben hatte. Die gegentheilige Wirkung hatte die Heiligkeit der Operation in Mikronesien: Fremden, Neugierigen die heiligen Zeichen einzuprägen, wäre Sünde gewesen.

Es ist nach alledem auffallend, wenn Cook (1. R. 2, 239) behauptet, daß weder Beschneidung noch Tattuirung in Zusammenhang mit der Religion stehe; sagt er doch selbst, daß es größte Schande gewesen sei, dieser Operation nicht theilhaftig zu sein. Allerdings ist schon lange die Tattuirung zu etwas anderem geworden, als was sie ursprünglich war. So dient noch jetzt in Mikronesien das Muster der Tattuirung als Kennzeichen der Familie und des Dorfes; und ebenso war es auf den Markesas (Vinc. Dumoulin Marq. 223), auf Mangareva (Lesson Mang. 146) und in Neuseeland (Ellis 3, 355; Polack 2, 43), wo man schon lange die Schlangen und Eidechsen aufgegeben und sie in Arabesken aufgelöst hatte, welche jeder Einzelne sich nach seinem Geschmack aufzeichnen ließ. So unterschied er sich deutlich von anderen Stammesgenossen und da sein eigenthümliches Muster allen bekannt war, so konnte er dasselbe als seine Chiffre brauchen, wie dies häufig geschah: Contrakte unterzeichnete man so (Nicholas 354; Polack 2, 48; Dieffenb. 2, 34). Von Hawaii hören wir (Ellis zuverlässige Nachrichten von Cooks 3. R. Frankfurt 1783. p. 252), daß Männer und Weiber die Zeichen ihres Bezirkshäuptlings an sich trugen. Alles das sind neue Erfindungen,

welche aber sich in späterer Zeit fast mit Nothwendigkeit aus den alten heiligen Grundlagen entwickeln mußten. Von hier aus ist es nur noch ein Schritt zu der Auffassung, nach welcher die englischen Bücher das Tattuzeichen des weißen Mannes heißen, wobei man sich nur über die unnütze Wiederholung desselben Zeichens wunderte (Hale 76). Ferner liegt es nah, daß man die Tattuirung einfach als Gedächtnißzeichen brauchte, wie z. B. Lütke (eb.) einen Mann erwähnt, der sämmtliche Inseln des Ozeans nach ihren Zeichen auf seinem Leibe eintattuirt trug, oder Hale (eb.) eine Frau auf Ponapi, welche alle Vorfahren ihres Mannes sich auf den Arm hatte einzeichnen lassen. Doch könnte letzteres noch religiöse Bedeutung haben. Später war es ganz gewöhnlich, sich Erinnerungszeichen an Schlachten, große Festlichkeiten, Menschenopfer, ja an einzelnen besonders freudenvolle Schmausereien eintattuiren zu lassen. (Coulter 212. Langsdorff 1, 103). Nicht bloß Erinnerungszeichen ist es indeß, wenn zu Raiatea (Forster Bem. 374) die Mannbarkeit der Mädchen (die stets mehr oder minder feierliche Ceremonien herbei führte) durch bestimmte Tattuirung angezeigt wurde. Die Muster, welche man sich als Erinnerung an eben Verstorbene einpunktiren ließ, hatten wohl ursprünglich religiöse Bedeutung; dieser Gebrauch mischte sich mit den Selbstverwundungen, die man sich im Uebermaaß des Schmerzes beibrachte. „Größer als mein Schmerz ist meine Liebe", sagte eine hawaiische Fürstin, als sie sich zu Ehren ihrer verstorbenen Schwiegermutter die Zunge tattuiren ließ (Ellis 4, 180; Byron 131; 136).*)

Noch größere Verblassung der ursprünglichen Bedeutung dieser Sitte ist es denn, wenn sie nur noch als Schmuck dient, wie in Tahiti und überall da, wo sie den ganzen Körper bedeckt, also wie in Neuseeland. Doch auch hier zeigen sich noch bedeutsame Spuren: so die tahitischen Darstellungen die wir vorhin erwähnten, von getödteten, im Triumph davon getragenen Feinden u. dergl. Was man sich am meisten wünschte, das zeichnete man gleichsam als gutes Omen durch diese heilige Kunst und Art auf den Körper. Und auch in Tahiti, waren jene Thierbilder noch von geheimnißvoller Bedeutung,**) obwohl

*) Auf die gleiche semitische Sitte (Lev. 19, 28; 21, 5), ist vielfach hingewiesen.

**) Vielleicht auch die häufig eintattuirten Kokospalmen, da auch in diese die Götter sich häufig niederließen.

man hier und an anderen Orten die Sitte meist nur noch als Schmuck auffaßte: „was euch die Kleider, ist uns die Tattuirung", sagte jener Mikronesier (S. 67).

Wenn nun Langsdorff 1, 103 und andere versichern, wer am besten zahle, habe die schönste Tattuirung erhalten, so ist auch dies nur eine anderweitige Entartung der Sitte, welche kommen mußte und in späteren Zeiten allerdings häufig genug war.

Von den Wunden, die man sich aus Schmerz um geliebte Todte aber symmetrisch und also der Tattuirung ähnlich beibrachte, reden wir später; hier müssen wir nochmals anf die Beschneidung zurückkommen. Auch sie war religiös, da sie stets vom Priester, stets unter Gebet oder heiligen Ceremonien verrichtet wurde, da der Tuitonga nicht beschnitten war. Es ist doch sehr auffallend, daß die Polynesier so empfindlich schamhaft in Beziehung auf die Eichel sind und dennoch die Vorhaut aufschlitzen, und z. T. (in Tonga) die dadurch doch erst entblößte Eichel tattuiren. Alles dies widerspricht sich; und widerspricht der sonst so abscheulichen Schamlosigkeit der Polynesier. Die Scheu vor dem Anblick der Eichel scheint auch gar nicht aus Sittsamkeit sondern aus Religiosität hervorgegangen, dieser Körpertheil streng tabu und daher allen Blicken ein Frevel gewesen zu sein. Wenn man weiß, wie streng Tabubrüche geahndet wurden, so erklärt sich, was wir oben über die Scheu vor der Eichel sagten, vollkommen. Es erklärt sich dann auch, warum man sie tattuirte. War sie besonders heilig (tabu), so verdiente sie auch das Bild der Gottheit zu tragen. Warum sie aber für besonders heilig galt, geht aus dem hervor, was wir schon oben nach Hale (39) von den Samoanern erzählten: sie tattuirten die Gegend um den Nabel, weil dieser Theil mit dem Mutterleibe verbunden gewesen sei und sie sich schämten, ihn nackt zu zeiken. Auch hier ist mehr an religiöse Scheu als an Scham zu dengen. Die Thele, von welchen das Leben ausging, scheinen in ältester Zeit heilig gewesen zu sein, in welcher man noch kein Schamgefühl (das nicht angeboren, sondern anerzogen ist) kannte, vielmehr den Gliedern in unentwickelter Rohheit noch gleiche Geltung ließ. Die Eichel betrachtete man nun als vorzüglich lebenspendendes Glied, wie den Nabel als den Ausgangspunkt des neuen Lebens, und wie das neue Leben und Wesen selbst dem Gott heilig waren, so auch jene Körpertheile, welche man deswegen ursprünglich mit dem Bilde oder Zeichen

des Gottes versah. Man sollte erwarten, daß man auch die weibliche Scham tattuirt habe; und wirklich finden wir diese Sitte auf den Fidschiinseln (Mariner 2, 267). Allein gerade diese Theile zu tattuiren war besonders gefährlich, besonders schmerzhaft, und so kam diese Sitte früh ab, wie ja auch die Beschneidung und die Tattuirung selbst ganz aufhörte auf einigen Inseln.

Man schlitzte die Vorhaut auf, um den den Göttern besonders heiligen, lebenspendenden Theil nicht zu verhüllen; man band ihn (aber wohl erst viel später, als sich polynesische Eigenthümlichkeit streng entwickelt hatte) wieder zu, um den Theil, der wegen seiner Heiligkeit streng Tabu d. h. den Göttern angehörig war, den Blicken der Menschen zu entziehen, damit kein Bruch des Tabu entstehe.*)

Wir sind hiermit schon weit über die Darstellung der physischen Eigenthümlichkeiten hinausgegangen und müssen nun die **culturhistorische Schilderung** der Polynesier, welche wir hiermit schon begonnen haben, allseitig zu vollenden suchen.

Zunächst besprechen wir die Kleidung.

Das Haar tragen die polynesischen Männer meist lang und schlingen es auf dem Hinterkopf meist in einem Knoten zusammen. Die Weiber scheeren es meist kurz ab (Tahiti Cook 1. R. 2, 187; Neuseel. eb. 3, 40; Samoa Turner 205 f.; Tonga Virgin 2, 70); auch die Kinder trugen kurzes Haar, das auf Tonga mit Bimstein abgeschoren wurde (Mariner 2, 282). Oder man schor das Haar ab und behielt nur eine Locke (wie die samoanischen Frauen) an der linken Schläfe oder je eine auf beiden Seiten des Hauptes (Samoa Turner 205 f.; Markes. Krusenst. 1, 175). Die Hawaierinnen trugen um die Stirn einen aufrecht stehenden längeren Kranz weißgebeizter Haare, bisweilen auf der Stirn eine violett gebeizte, nach hinten liegende Locke; die Männer verschnitten das Haar helmförmig und beizten nur die Spitzen weiß (Chamisso 150; Freyc. 2, 579). Beizen der Haare durch eingestreuten Muschelkalk ist gar nicht selten (Samoa Turner 205; Tonga d'Ewes 135; Tahiti Forster Bem.).

*) Die jüdische Beschneidung ist im wesentlichen nicht anders aufzufassen. Sie wird Gen. 17 von Gott geboten, zugleich wird dort dem Abram der Name Abraham „Vater der Menge" gegeben und ihm eine zahllose Nachkommenschaft versprochen. Er seinerseits soll dafür die Beschneidung einführen. Man sieht hier deutlich den Zusammenhang: für die versprochene Nachkommenschaft wird Gott das lebenspendende Glied geweiht.

Bis zur Geschlechtsreife ging die Jugend überall nackt. Erwachsene Männer thaten dies nur auf einzelnen Inseln Paumotus (Byron bei Schiller 1, 99), nach Mörenhout auch auf Mangareva (1, 93), auf anderen Inseln selten und dann meist nur bei schweren Arbeiten oder arger Hitze (z. B. auf Nive Erskine 26; auf Markesas Krusenst. 1, 173; auf Waihu Behrens 87; auf Hawaii Jarves 68); doch trug man auch in diesen Fällen meist einen schmalen Gurt, den auf Mangareva nur die Greise tragen (Mörenh. 1, 93), den Maro (Cook 1. R. 2, 190; Jarves 57; Krusenst. 1, 173; Mariner 2, 265). Außer diesem trug man zu Tahiti die Tiputa, ein Stück Zeug, und zwar nahm man dazu das feinste (Mörenh. 2, 118), in welches für den Kopf ein Loch geschnitten war und das vorn und hinten ziemlich lang über Brust und Rücken herabhing. Um die Taille bis etwa zum Knie reichend trug man den Parau, ein 12—15' langes Stück Zeug, welches bei einer Breite von etwa 3' zierlich und vielfach um den Leib gewunden wurde. Die Männer zogen es überdies noch hosenartig zwischen den Beinen hindurch. Oft zog man mehrere von diesen Kleidungsstücken übereinander, denn dies ist ein Zeichen von Reichthum und Vornehmheit (Wallis bei Schiller 1, 257; Cook eb. 2, 190). Nicht anders war die Tracht zu Hawaii (Jarves 68) und fast ganz so zu Tonga und Samoa (Mariner 2, 345 f.; Erskine 36). In Neuseeland trugen die Männer außer dem Maro noch einen aus Phormium tenax bereiteten Mattenumhang um die Schultern; der vorn zugesteckt werden konnte, die Weiber (bisweilen auch die Männer) ein rockartiges Gewand vom Gürtel bis auf die Füße oder zum Knie, darunter aber einen Grasgürtel, an dem vorne nach innen ein Büschel starkriechender Blätter befestigt war (Cook 1. R. 3, 44; 2, 309; Dieffenb. 2, 53). Auf Paumotu trugen die Weiber meist nur einen Mattenrock (Byron bei Schiller 1, 99; Wallis eb. 200; Mörenh. 1, 111 f. 162; Belcher a 1, 375), ebenso auf den Markesas, wo man aber den Parau kannte (Krusenst. 1, 176) und bisweilen auch Mäntel trug (Melville 1, 169; Porter 2, 61; 2, 23). Chlamysartige Mäntel, welche man über die eine Schulter warf, unter dem entgegengesetzten Arm herzog und auf die schon bedeckte Schulter zurückwarf, so daß das Zeug von dieser herabhing, hatten die Männer zu Tahiti gleichfalls (Ellis 4, 111). Mützen

von Kokoslaub, turbanartige Kopfbedeckungen u. drgl. kommen überall vor; auf Tonga und Hawaii trug man sie nur im Krieg, auf Tonga wurden sie jedoch auch bei schwerer Arbeit vom Volke und Nachts von den Vornehmen getragen, vor denen das Volk bei Todesstrafe immer sein Haupt entblößen muß (Mariner 1, 167; Turnbull 265, Cook 1. R. 2, 190; Jarves 57). Aus Gras geflochtene Fächer hatte man auf den Markesas; sonst brauchte man ein Bananenblatt als Schirm (Krusenst. 1, 176; Turner 205).

Der Stoff zu den erwähnten Kleidern ist verschieden; theils werden sie aus Matten geflochten, welches indeß zu Tahiti nur die Männer trugen (Mörenh. 2, 120), theils bereitete man ein eigenthümliches Zeug aus der Rinde einzelner Bäume, des Brodfruchtbaums, einiger Fikusarten (prolixa, tinctoria) und vor allen Dingen der Broussonetia papyrifera, welche mit großer Sorgfalt und in verschiedenen Abarten gezogen wird (Ellis 4, 109). Die Bereitung dieses Zeuges schildert Mörenhout (2. 113 f.) für Tahiti; da indessen diese Schilderung im wesentlichen für ganz Polynesien gelten kann, da ferner die Bereitung dieses Zeuges, des Tapa, für das ganze polynesische Leben ein charakteristischer Zug ist, so wollen wir hier kurz Mörenhout folgen. In den für die Tapabereitung eigens bestimmten Häusern hatte man Tafeln von braunem, hartem, tönendem Holze, welche bis zu 20 oder 30' lang auf Ständern, also hohl standen. Nachdem nun die Rinde, welche man verarbeiten will, zunächst in Wasser erweicht, die äußeren grünen Theile abgeschabt und der so entstandene Bast wieder ins Wasser gelegt ist, breitet man denselben auf jenen Tafeln aus und klopft ihn mit einem sehr eigenthümlichen Hammer von hartem, schwerem Holze, der etwa 1' lang und 2" breit, vier übers Kreuz gestellte Schlagflächen hat, von welchen drei verschieden breit gestreift, die andere aber carrirt ist (Ellis 4, 110). Mit allen diesen 4 Flächen wird das Zeug geklopft, indem man mit der gröbsten anfängt. Feines Zeug wird länger geklopft als grobes. Die präparirten Rindenstücke legte man so neben einander, daß sie sich mit den Rändern deckten und indem man die Ränder mit Leimwasser verklebte oder aber durch festes Hämmern die Fasern haltbar in einander wob, brachte man Stücke von 6—9' Breite und 150' Länge hervor (Forster Bem. 384; Cook 3. R. 2, 106; Ellis 4, 111). Auch klebte man auf diese Weise durch Hämmern mehrere Stücke überein-

ander, um dem Zeug größere Stärke und Dichtigkeit zu geben. Jede Familie hat nun zwar ihr eigenes Tapahaus, ebenso aber auch jede Gemeinde und in diesem letzteren wird der Tapa für öffentliche Feste bereitet, öfters von 2—300 Frauen auf einmal, unter größester Heiterkeit, mit Lachen und Singen, wie man denn stets bei der Tapabereitung fröhlich ist und z. B. die Vollendung jedes größeren Stückes mit Tänzen feiert. An den Tagen, wo die sämmtlichen Weiber im Gemeindehaus beschäftigt sind, kochen die Männer. Man firnißt die eine Seite des Zeuges dann mit dem dunkelrothen Gummi, den man aus der Rinde von Aleurites triloba kocht, um das Zeug wasserdicht zu machen; allein dies reicht nicht ganz aus. Auch färbte man die Zeuge mit zwar glänzenden, jedoch vergänglichen Farben, roth aus den Früchten von Ficus tinctoria und den Blättern von Cordia sebestana und gelb aus Kurkuma; dunklere Färbung, braun, schwarz erzielte man mit bestimmten Erdarten. Auch verstand man schöne (meist rothe) Blätterborden auszusetzen; man legte das Blatt, die Blüthe, welche man nachbilden wollte in die Farbe und drückte sie dann auf dem Zeug ab; oder man schnitt die Muster in Bambus ein und druckte sie so ab. Die Farben überstrich man mit einem schützenden Firniß (Ellis 4, 112). Auch tränkte man das Tapa bisweilen mit wohlriechendem Oel, doch war es dann minder fest (eb. 109). Die Weiber und Töchter der Häuptlinge setzten eine Ehre in diese Tapabereitung und Mariner der ganz dasselbe Verfahren auf Tonga schildert, sagt daß man oft des Morgens oder des Abends nah und fern aus den Häusern das Klopfen der Tapahämmer gehört habe (1, 293). Man hatte verschiedene Arten dieses Zeugs, von welchem das gewöhnlichste zu den Paraus und Maros, eine besonders dicke, aus 5 Lagen bestehende aber nicht sehr große zu den Schlafmatten, die feinste aber zu den Tiputas sowie zu dem chlamysartigen Mantel der Männer benutzt wurde (Ellis 4, 111). Auf Neuseeland waren die Kleider alle aus Matten bereitet, die man in verschiedener Qualität aus Phormium tenax bereitete — ihre Bereitung beschreibt Angas 1, 321 — und verschieden färbte: schwarz und weiß gestreifte mit dicken schwarzen Troddeln war die gewöhnliche Kleidung der Häuptlinge (Dieffenb. 2, 53). Das werthvollste Kleidungsstück daselbst waren solche Matten, auf welche Hundefell in Streifen oder Karos oder sie ganz bedeckend aufgenäht war (Forster Bem. 287; Cook

J. R. 1, 169). Noch höher wurden Mäntel von Kiwifedern geschätzt, (Taylor 397) wie denn auch sonst Federmäntel verfertigt wurden, indem man in sehr feines Mattengeflecht die Federn mit einflocht. Der berühmteste und köstlichste von allen ist der Federmantel der hawaiischen Könige (Jarves 57). Auf Hawaii gibt es ein kleines nicht häufiges Vögelchen, welches unter seinen Flügeln ein oder zwei kleine glänzend goldgelbe Federn hat. Aus diesen Federchen, welche man den gefangenen Vögeln ausriß, ist nun der ziemlich große Mantel gebildet, ein Werk, ebenso staunenswerth wegen der Arbeit und Geduld die es erforderte, als in seinem Werth unschätzbar. In Tahiti, Samoa und sonst waren namentlich Matten mit eingewobenen rothen Federn köstlich; der Gürtel mit welchem der junge König bei seiner Thronbesteigung bekleidet wurde, war auf diese Weise verfertigt. Auch sonst dienten Federn, vorzüglich rothe, zu begehrtem Schmuck, der ferner namentlich aus Blumenkränzen, die man um Hals und Nacken trug, einzelnen Blumen, Muscheln und Walfischzähnen, in Ketten, Perlen, welche klein und schlecht gebohrt, aber gut gefärbt sind, rothen Abrusfrüchten welche man auf schildförmige Brettchen klebte, Ketten von Pandanusschuppen u. drgl. besteht. (Belege zahllos: z. B. Cook 1. R. 2, 191; 3, 45; 3. R. 1, 205; 3, 430 f.; Behrens 88; Krusenstern 1, 173; Melville 2, 63; Wallis bei Schiller 1, 257; Meyen 132; Turner 203 f. u. s. w.). Auf dem blumenarmen Neuseeland ist Blumenschmuck jetzt nicht sehr beliebt, weil man „Blumen nicht essen kann", wie ein Eingeborener zu Dieffenbach sagte (2, 55); doch war es früher anders, denn in den alten Sagen bei Grey spielt Blumenschmuck keine unbedeutende Rolle. Eigenthümlich ist dagegen für diese Insel der sehr hoch geschätzte Grünstein, welchen sie zu allerhand Götterfiguren und sonstigen Gestalten geschnitzt im Ohre und am Halse tragen (Taylor 149; Cook 1. R. 3, 45). Ein merkwürdiger Schmuck, der in ganz Polynesien zum höchsten Prunke getragen wird, ist geflochtenes fremdes Haar. So haben die Markesanerinnen Bänder aus Menschenhaar geflochten um Arm und Bein (Melville 1, 151). Menschenhaare als Verzierung der Waffen und Keulen wurde hier (wie von den Uritaos der Marianen) sehr hochgeschätzt, und Cook sah auf Tahiti knotenlose Geflechte aus demselben Material von der Länge einer engl. Meile (1. R. 2, 191), in die man Blumen, Federn u. s. w. steckte. Auch Perrücken von Menschen-

oder Hundehaaren, bisweilen auch nur von Cocosfasern steckte man hier ins eigene Haar (eb.), wie man auch auf Hawaii falsche Zöpfe von Menschenhaar, welche fingerdick bis auf den Rücken herabhingen, ins eigene Haar flocht (Cook 3. R. 2, 431; 446). Aehnlich war es auf Mangeia (Cook eb. 1, 188) und auf Samoa (Turner 330). Gürtel von geflochtenem Menschenhaar hatte man auf Nive (eb.). Man verwendete das abgeschnittene eigene Haar zu solchen Geflechten (Hood 49). Die Weiber strichen sich öfters das Gesicht roth an, seltener (in Neuseeland)auch die Männer (Waihu Chamisso 139; Tahiti Wallis 250; N. Seel. Cook 1. R. 2, 309; 3, 40; Dieffenbach 2, 53; Taylor 149 f.) Auch mit Kurkuma färbten sich die Weiber oft (Tahiti Mörenh. 2, 118; Markesas Melville 2, 105; Samoa Turner 203). Beide Geschlechter reiben sich mit Kokosöl ein, welches man oft durch Blumen oder Wurzeln oder Santelholz wohlriechend machte (Melv. eb. 1, 216; Turner eb.; Mörenh. 2, 109; Mariner 1, 319; Dieffenb. 2, 53). Namentlich die Haare salbte man mit Oel.

Jetzt hat sich die Kleidung der Polynesier sehr geändert, sie ist aber nur an wenigen Orten schon fest geworden; meist zieht man noch barbarisch lächerlich von europäischen Kleidungsstücken an was man eben auftreibt und wenn es bloß ein Hut oder ein Frack u. drgl. wäre. Doch tragen die hawaiischen und tahitischen Frauen meist ein langes weites Gewand, das von den Schultern bis zu den Füßen fallend meist in bunter Farbe prangt (Virgin 1, 252; 2, 37 f.); die Männer tragen in Samoa und sonst ein Hemde und entweder ein paar weite Hosen oder ihren alten heimischen Gürtel (eb. Mörenh. 1, 218 f.); Darwin (2, 175) hat ganz Recht, wenn er ihre Kleidung noch unsicher nennt. Schuh und Strümpfe trägt Niemand; Strohhüte nur die Häuptlinge, bisweilen die Frauen. Doch ist kein eigentlicher Unterschied, wie in alter so in neuer Zeit zwischen Häuptlingen und Volk in Betreff der Kleidung.

Außer dem Tapa bereitete man nun noch alle Arten von Matten, nicht bloß zur Kleidung, sondern um darauf und darunter zu schlafen, zu Segeln, zu Zwischenwänden, zu Fußdecken der Häuser, ganz besonders dicht geflochtene als Einlage in die Kähne, um diese wasserdicht zu machen, gröbere Geflechte zu Körben, zur Bedeckung der Häuser u. s. w. Ganz besonders war Samoa durch seine Matten

berühmt, zu deren feinsten man zwei Jahre Zeit brauchte (Mariner 1, 162). Auch in Neuseeland war ein Stamm durch seine besonders guten Flechtwerke berühmt (Dieffenb. 1, 105) und Cook (3. R. 3, 445) lobt gleichfalls die hawaiischen Matten aus Binsen, Pandanus und zu demselben Zweck geflochten, gar sehr.

Klima und Naturumgebung zeigen namentlich ihren Einfluß in Beziehung auf die körperliche Reinlichkeit dieser Völker, welche überall in der warmen Zone, wo man täglich mehreremale badet, sehr groß, minder groß dagegen in Neuseeland ist. In Tahiti badet man dreimal des Tages im Meere, worauf man sich stets mit süßem Wasser abspült (Forster Bem. 345); daher Cook auch im dichtesten Volksgewühl nie einen üblen Geruch bemerkte (1. R. 2, 207). Nach Tische wusch man stets die Hände; auch die Eßgeräthe, die Häuser waren reinlich. Trotzdem aber waren ihre Haare voll Läuse, welche man absuchte und — aß. Doch hielten sie auch das Haar sehr rein, als Cook ihnen Kämme gab (1. R. 2, 187). Anders war es in Neuseeland, wo sich die Eingeborenen in dem kälteren Klima mit dichteren Kleidern bedecken mußten und weniger baden konnten wegen der Kälte; da badeten und wuschen sie sich nun fast nie und ihre Kleider sowohl wie ihr Körper war voll Läuse, welche auch sie fraßen. Freilich zeichneten sie sich durch etwas vor allen Polynesiern aus: Cook fand bei jedem Gehöfte einen Abtritt (1. R. 2, 301), während nach Crozet (33) jedes Dorf gemeinschaftlich einen solchen besitzt, und zwar nach d'Urville a, 2, 464 an der steilen Seite des Berges, auf welchem es lag. In den Dörfern leiden sie keine Unreinlichkeit, trotzdem sie an ihrer Person gar nicht reinlich sind (eb.). In Hawaii und überall waren die Fürsten bei weitem reinlicher als das gemeine Volk, dessen Häuser häufig sehr schmutzig waren (Jarves 67). Sonst gilt das von Tahiti gesagte auch von Samoa, Tonga, Nukuhiva und Hawaii. Auf Paumotu war man schon durch das elende Leben weniger für Reinlichkeit besorgt, so daß man auch hier wieder den Einfluß der Naturumgebung sieht.

Das polynesische Haus unterscheidet sich wenig vom mikronesischen; auch hier haben wir das lange Walmdach, dessen First auf hohen, dessen Seitenflächen auf niederen Pfosten ruhn, dessen Wände offen, aber durch Einsatzstücke von Rohrgeflecht schließbar sind. So finden wir es namentlich in Tahiti, wo die Häuser der Vornehmen an 300′, die der Armen, welche meist mehreren Familien gemeinschaft-

lich gehören, 60' lang sind. Fester und dauerhafter, aber minder hübsch, denn hier war ein großer Theil der Wand von Holz gebildet und nur wenig Raum für die Rohreinsätze, waren die hawaiischen Häuser, von denen die größeren den Fürsten gehörig 40—70' lang sind. Diese baute der ganze Gau: der Arme baute sich selbst sein Haus; doch gab es auch Männer, welche den Häuserbau zu ihrem Handwerk gemacht hatten. War ein neues Haus fertig, so schlief der Priester, nachdem es durch Geschenke an denselben und Opfer und Gebete eingeweiht war, die erste Nacht in ihm, um die bösen Geister davon abzuhalten (Jarves 68; 76; Ellis 4, 321 f.). Die Häuser standen hier wie anderwärts (Tahiti, Samoa, Tonga) meist in Gehöften beisammen, welche in Hawaii oft durch einen Steindamm, sonst durch Holzzäune abgeschieden waren, denn zu jeder größeren Wohnung gehören noch Nebengebäude, Vorrathshäuser, Schlafhäuser, Küche, Speisehaus, Tapahaus u. drgl. Dieser Hof, welcher zu Tahiti gleichfalls wie das Haus mit Gras bedeckt war, während man sonst nur das Innere der Häuser mit Matten auslegte, war für die Tahitier der gewöhnliche Aufenthalt wo sie nichtsthuend und scherzend die Zeit verbrachten (Turnbull 284; Mörenhout 2, 84 f.). Aehnlich, nur kleiner, waren die besten Häuser auf Paumotu; indeß findet man daselbst meist nur elende Hütten, in die man kaum kriechen kann (Mörenh. 1, 166; 173). Die markesanischen Häuser stehen auf größeren oder kleineren, höheren oder niederen Steingrundlagen, welche zugleich auch die abgesonderte Küche tragen (Melville 1, 158 f.; Math. G*** 123 f.); seine Hinterwand, welche bisweilen etwas höher ist, so daß das Dach nach vorn hängt (Krusenst. 1, 176), besteht aus Kokosstämmen, die Seitenwände aus Bambusrohr, die Vorderwand ist durchbrochen durch eine niedere Thür. Im Thal von Abatoni stehen die Häuser statt auf den Steinflächen auf Pfählen und sind nur durch eine Leiter ersteigbar (Bennet a 1, 302). Wenn aber Marchand (1, 138) dies so wie den unter den Nukuhivern gewöhnlichen Gebrauch von eigenthümlichen Stelzen, deren Fußstück von hartem, deren Griff von leichtem Holz war, durch Ueberschwemmungen erklären will, denen die Insel ausgesetzt sei, etwa in der tropischen Regenzeit, wo allerdings die Regengüsse bei der Enge der Thäler gefährlich genug werden können, so spricht doch gegen diese Erklärung so weit sie wenigstens den Unterbau der Häuser betrifft der Umstand, daß wir solche

Steinflächen auf allen Theilen der Insel, hoch und niedrig gelegenen, ja überall in Polynesien antreffen. Das neuseeländische Haus, welches Polack 1, 105 mit der Gestalt eines langen Hundehauses vergleicht, unterscheidet sich von den übrigen durch Holzwände, in deren vorderen eine $2^1/_2$' hohe Thür und 2 schmale durch Schiebstücke schließbare Fenster sich befinden, durch den mannigfachen Schmuck an Schnitzereien, welche an den Pfosten sowie akroterienartig am Giebel angebracht sind, und durch eine etwa 6' lange freie Halle an der Vorderseite des Hauses; ähnlich wie zu Kusaie ragt der Firstbalken, der vorn von einem neuen Pfosten unterstützt wird, über das Haus vor, indem er das Dach der Halle trägt. Die Thür des Hauses ist stets nach Morgen gerichtet (Taylor 387 f.). Ihre Vorrathshäuser, welche nach Cruise 26 ihre größten Gebäude sind, stehen der Ratten wegen auf Pfählen. Solche Häuser stehen auch oft außer dem Gehöfte mitten im Felde, dessen Früchte es bergen soll; ihr Gehöfte dagegen umschließt häufig noch ein Begräbnißhaus, sowie fast immer einige Phormium-Büsche zum täglichen Gebrauch (Dieffenb. 2, 63 f.; Taylor 387 f.).

Die Häuser von Tonga und Samoa, welche einander ganz ähnlich sind, sollen nach Pickering The races pp. 74; 80 den übrigen polynesischen Bauten nachstehen; die Beschreibung aber, welche Erskine 46 gibt, obwohl auch er die Samoaner in technischen Fertigkeiten unter die übrigen Polynesier stellt, sprechen in mancher Beziehung gegen diese Behauptung. Die Häuser stehen auch hier in einem Gehöfte, welches meist nur eine von innen zugeriegelte Thür besitzt, so daß man, um eingelassen zu werden, klopfen muß. Sie sind oblong, mit elliptisch gewölbten Seitenwänden, welche letztere geschlossen, Vorder- und Hinterseite dagegen offen sind. Auch das Dach, welches von dem Firstbalken gerade abfällt, ist an seinen Enden gewölbt, in dem die Dachsparren hier nach außen umgebogen sind. Ein solches Haus ist schwer zu bauen, doch leicht zu versetzen. Auch hier ruhen die Häuser, indeß nur die vornehmer Leute, auf 3' hoher Steinfläche (Turner 57). Auch Hood 32 schildert das samoanische Haus als zierlich und zweckmäßig.

Die Wohnungen stehen in Dörfern zusammen (Hawaii Cook 3. R. 3, 434, Nukuhiva Porter 2, 102, Samoa Erskine 36, Tonga Wilkes 3, 13, 22), lagen aber oft ziemlich weit von einander zerstreut (in Tahiti etwa 50' von einander Cook 1. R. 2, 183) und waren stets von Bäumen umgeben; daher manche Reisende ihnen

die Dörfer absprechen, wie z. B. Melville 2, 129 den Markesanern. In Neuseeland waren alle Dörfer stets auf einem Berggipfel gebaut und von einem Wall und doppelter hoher Pallisadenreihe umgeben. Die Plätze wählte man meist sehr gut, so daß sie schon durch die Natur fest waren, wenigstens nach einer Seite hin (Nicholas 117; 191; 221; Cook 1. R. 2, 337 f.; Polack 2, 26; Kerr. 265), ja man steilte die Abhänge oft noch künstlich ab (Crozet 28). Nach der Seite hin, wo sie zugänglich waren, wurden sie durch Befestigungen geschützt, durch jene Pallisaden, deren äußere Reihe 6—8', deren innere 20—30' hoch war und verzerrte in Holz geschnittene Gesichter trug, wie Thomson meint, um die Feinde zu schrecken; doch waren diese Gesichter wohl eher Götzenbilder, Tikis, den Bildsäulen Waihus entsprechend. Zwischen beiden Reihen war ein 24' tiefer trockener Graben; der Eingang wurde durch ein Gerüst hinter der zweiten Reihe, auf welchem die Vertheidiger standen, geschützt (Thomson 1, 132); auch kamen befestigte Außenwerke vor (Crozet 28), und in jedem derselben war ein großes Magazin für Waffen und Lebensmittel (eb. 29). Cook zählte 80—100 Häuser in einem solchen „Pa" (1. R. 2, 392). Es ist klar, wie bei dem beständigen Krieg hier die Dörfer so angelegt werden mußten. Doch gab es überall Verschanzungen, in die man sich gelegentlich zurückzog, z. B. auf Nukuhiva Pallisadenzäune (Marchand 1, 93) und bogenförmige Mauern auf den Bergen (Porter 2, 102); auch auf Hawaii hatte man einzelne Berggipfel oder Orte wo Quellen entsprangen mit 18' hohen nnd 20' dicken cyklopischen Lavamauern befestigt, wohin man Kinder und Weiber bei drohender Kriegsgefahr flüchtete (Ellis 4, 154). Auch die oben erwähnten halbunterirdischen Wohnungen auf den Bergen Waihus sind wohl gleichfalls Zufluchtsorte. Steinwälle als Verschanzungen eines Dorfes fand Wilkes (2, 66) auf Samoa, Gräben, 12' hohes Flechtwerk zu demselben Zweck (3, 13, 22) auf Tonga und nirgends waren solche Festungsbauten stärker als hier; auf Vavau befand sich einer der 8000 Mann faßte und einen Erdwall gegen Kanonen hatte, wodurch diese wirklich unschädlich wurden (Mariner 1, 158; 192). Man verschanzte sich hier mit Mauern, Gräben, Pallisadenzäunen, welche mit Thüren und Schießscharten versehen waren (eb. 1, 91). In Tahiti hatte man das Meer und einzelne Bäche mit Steindämmen eingefaßt (Cook 1. R. 2, 157).

[redacted]

Die Häuser der Polynesier, so einfach sie waren, hatten doch ihre Vorzüge. Zunächst waren sie durch den beständigen Luftzug kühl und gesund, wenigstens die besser gebauten der Reicheren, und wie schon die zierlich geflochtenen Rohreinsätze ihrem Innern ein angenehmes Aussehen gaben, so fehlte es auch nicht an sonstigem Schmuck. Die Dachsparren, das Holzwerk waren meist durch Cokos- oder Bastseil festgemacht; und dies Seil benutzte man zur Dekoration, indem es zu Tahiti, Tonga und Samoa häufig bunt gefärbt und die verschiedenen Farben durch geschickte Anordnung zu bestimmten Mustern zusammengestellt wurden, welche dem ganzen einen eigenthümlichen Reiz gaben (Mörenh. 2, 84 f.; Mariner 2, 79 f.). In Neuseeland aber, wo dies Holzgerüste eines Hauses mit Nägeln und Zapfen von Holz befestigt war (Crozet 31), verzierte man die Bretterwände durch Schnitzereien, die Rohreinsätze mit aufgemalten Spiralen und Arabesken, wie man auch häufig den Firstbalken bemalte (Dieffenb. 2, 68 f.; Cook 3. R. 1, 171). Auch fehlte es keineswegs an Bequemlichkeiten: durch Rohreinsätze von 6 — 8′ Fuß Höhe, sowie durch Mattenvorhänge, welche entweder einfach aufgehangen wurden, bisweilen aber auch auf- und zugezogen werden konnten, war das tonganische, samoanische (Hood 32) und hawaiische (Meyen 107) Haus in mehrere Gemächer getheilt, ähnlich wie das marianische. Auch an Hausgeräthen fehlte es nicht. Zunächst hatte jedes Haus seine vertiefte Feuerstätte unfern des Mittelpfeilers, in welcher jedoch nie gekocht wurde. Da man nun ferner meist in den Wohnhäusern schlief, so hatte man in jedem außer den Matten, mit welchen der Fußboden gedeckt war (und welche man bei Besuchen, Festen u. s. w. häufig mit frischen vertauschte), noch besonders weiche Schlafmatten, so wie hölzerne Schemel, um beim Schlaf das Haupt darauf zu legen, welche in der Mitte etwas vertieft waren und auf vier kurzen Beinen ruhten. Man legte das Haupt in die Vertiefung und schlief auf dem Rücken, auf den Markesasinseln legte man auch die Beine auf einen ähnlichen Schemel (Mathias G*** 23 f.). Dazu hatte man in Hawaii Körbe, Kalebassen — letztere oft bunt gefärbt und durch Binden, welche man der unreifen Frucht anlegte, aufs verschiedenfachste geformt (Jarves 67; Virgin 1, 253) — hölzerne Schalen, sowie eine Art Ständer, der oft sehr künstlich geschnitzt, oft nur ein Baumstamm mit seinen Aesten war, an welchen man verschiedene Gegenstände hing (Ellis

4, 321 f.). In Tahiti wo wie auf Nukuhiva vieles was man besaß, z. B. die Mattenvorräthe eingewickelt an Schnüren von der Decke herabhing (Mörenh. 2, 84 f.: Melville 1, 158 f.) und die Waffen und Musikinstrumente zierlich geordnet um den Hauptpfeiler standen (eb.), hatten die Häuptlinge plumpe Stühle, die ärmeren Leute schemelartige Sessel, man hatte hölzerne Mörser, 4′ lange, 1′ tiefe schön geschnitzte Kasten oder Laden, die man für ganz unentbehrlich hielt, und ein eigenthümliches Geräth, 10—12′ lang, kahnförmig, auf welches man bei großen Gastereien die Schüsseln stellte. Alle diese Geräthschaften waren meist aus dem ebenholzartigen Holz des Calophyllum verfertigt (Mörenh. eb.). In den Häusern zu Nukuhiva war der Thür gegenüber das Lager für den Herrn des Hauses: zwischen zwei schön polirten Cokosbalken, deren einer an der Wand, der andere 3′ von diesem entfernt befestigt war, lagen buntgefärbte Matten, auf denen man bei Tag ruhte, bei Nacht schlief (Melville 1, 158 f.). Auf vielen Inseln schliefen alle Hausbewohner in einem Haus, so auf Tahiti, wo der Hausherr und seine Frau ihren Platz in der Mitte hatten, dann folgten die Verheiratheten, dann die Mädchen und abgesondert von diesen lagen die Jünglinge. Die Sklaven mußten bei gutem Wetter im Freien schlafen, was oft auch die übrigen Tahitier ohne Rücksicht auf ihre Gesundheit thaten (Cook 1. R. 2, 192 f.; Turnbull 286). In den Maorihäusern waren die Schlafplätze häufig durch niedere Bretterwände von einander geschieden. Man schlief dort in der Tageskleidung, Männer und Weiber durcheinander, oft auch noch die Sklaven; doch schliefen diese letzteren oft in der Küche (Dieffenb. 2, 68; Taylor 387 f.). Hier aber wie in Nukuhiva schliefen die unverheiratheten Männer nicht im Familienhaus, sondern in dem öffentlichen Gemeindehaus (Melville 2, 45; Porter 2, 38; Hochstetter 211). Ueberall nämlich in Polynesien hatte das Dorf, die Gemeinde, der District ein großes öffentliches Gebäude, welches zwar im Styl der Privathäuser aber größer und prächtiger aufgeführt wurde; auf Tahiti fand Cook ein solches 200′ lang, 30′ breit, 20′ hoch (1. R. 2, 192 f.). Wallis sah eins von 327′ Länge (bei Schiller 1, 210). Auf Paumotu waren sie bis 100′ lang und mit karyatidenartig geschnitzten Pfeilern versehen, in einem befand sich eine erhöhte Estrade von Korallenkalk, welche zugleich als Sitz diente; und vor ihnen war, ähnlich wie

[redacted]

zu Tahiti, oft ein gepflasterter Vorhof (Mörenh. 2, 93—4). Man erbaute sie auf öffentliche Kosten. In ihnen wurden Fremde beherbergt und schliefen auf einzelnen Inseln immer, auf anderen sehr häufig die unverheiratheten Männer; was indeß die Missionäre abgeschafft haben, da es manchen Unfug veranlaßte.

An diesem Hausbau, der dem Klima der Inseln sehr angemessen ist, hat man bis jetzt in den meisten Fällen festgehalten und wo dies nicht geschehen ist, da war es nicht zum Heil der Eingeborenen, wie z. B. an den Küstengegenden in Neuseeland; während dagegen sich ein Haus, welches ein Missionär im Inneren des Landes nach dem alten Modell der Maoris jedoch mit einigen europäischen Verbesserungen baute, für die ganze Art des Landes sehr bewährt hat. Aehnlich sind jetzt die Wohnungen in Tahiti, Hawaii und Samoa (Erskine 47). Jetzt haben die Maoris auch wirkliche Anfänge eines städtischen Lebens gemacht: denn ihre Stadt Rangiawhia, mitten in gut bebauten Feldern, gelegen, hat breite Fahrstraßen nach verschiedener Richtung, einen eigenen Rennplatz, ein Gerichtshaus, einen Kaufladen, eine Mühle, eine katholische und evangelische Kirche (Hochstetter 314). Auf Tonga und Samoa haben die Eingeborenen gleichfalls Kirchen von Korallenkalk, nach Angabe der Missionäre aber möglichst nach dem Modell ihrer einheimischen Häuser aufgeführt (Hood). Das letztere haben sie auch nach Melanesien gebracht, wo sie als Missionäre vielfach thätig sind (Erskine 47; 117). Häuser sowohl wie Geräthe wurden sehr sorgfältig rein gehalten, auch stets für gute Luft gesorgt (Simpson 2, 178); ja die Tonganer reinigten sich die Füße, ehe sie das Haus betraten (Cook 3. R. 1, 257).

Die Nahrung ist in ganz Polynesien gleich, nur daß Neuseeland wegen seiner Lage und seiner so ganz anderen Erzeugnisse eine selbständige Stellung hat. Ueberall aber herrscht dieselbe Art der Zubereitung, wie sie z. B. Wallis und Cook (bei Schiller 1, 259; 2, 150) von Tahiti beschreiben. Man gräbt ein Loch etwa einen Fuß tief in die Erde, bedeckt den Boden desselben mit großen Steinen und zündet auf diesen letzteren ein starkes Feuer. Sind sie heiß genug, so kehrt man die Asche so von ihnen weg, daß sie an den Wänden der Höhlung emporgehäuft ist, legt über die Steine eine Lage von Kokosblättern und auf diese das zu Bereitende: Ferkel, Hunde ganz, Schweine ganz (auf Tahiti und sonst) oder halbirt (auf Hawaii Cook

3. R. 2, 414), alles aber in Bananenblätter eingewickelt. Auf diese Speisen legt man entweder unmittelbar die Früchte, die man bereiten will, oder auch diese in Bananenblätter, oder man legt auf die unteren Speisen erst wieder eine Schicht erhitzter Steine und erst auf diese das übrige. In Tonga füllt man größere Thiere mit heißen Steinen an (Mariner 1, 284). Das ganze wird wieder mit einer Schicht von diesen und glühender Asche, dann mit Kokosblättern bedeckt und die ausgegrabene Erde darüber geworfen. Nach Verlauf einer Stunde etwa wird die Grube eröffnet, alles ist gar und das Fleisch nach einmüthiger Versicherung aller Reisenden so zart und saftig, wie es bei keiner anderen Art der Bereitung wird (Krusenst. 1, 179; Taylor 389; Hochstetter 210 u. s. w.). Doch briet man in Neuseeland und Tahiti auch an einer Art von Spieß, welcher durch Steine gestützt schräg gegen das Feuer geneigt stand (Cook 1. R. 3, 50). Als Schüsseln und Teller dienten sehr gewöhnlich Bananen- oder sonstige Blätter (wie es Turner 109 z. B. vom heutigen Samoa schildert), doch hatte man auch größere und kleinere Platten von Holz zu diesem Zweck, in Neuseeland gebrauchte man Körbchen von Phormium geflochten und zwar hatte jeder ganz streng sein eigenes, wie man überhaupt in Polynesien fast nie mit einem anderen aus einem Gefäß ißt. Auch bekommt jeder seine eigene Portion gleich fertig zugereicht (Dieffenbach 2, 43 f.; Cook 1 R. 1, 198.). Man aß nie im Wohnhaus und Männer und Weiber stets streng geschieden; Kochen ist Sklavenarbeit, und die Sklaven, welche gekocht haben, serviren auch. Das Fleisch, welches man in Tahiti häufig in Kokosschalen auftrug, zerlegte man mit spitzen Bambusstäben. Bei Tische trank man gewöhnlich etwas Salzwasser, daher eine Kokosschale mit Salz- und eine andere mit süßem Wasser dem Essenden immer bereit gestellt wurde. Man aß mit den Fingern allein, diese wusch man fortwährend, wie man sich auch stets vor und nach der Mahlzeit den Mund ausspülte (Cook 1. R. 1, 198; Brown 62; Dieffenb. 2, 43 f.; Mörenh. 1, 24; Byron 239 u. s. w.). Die übriggelassene Speise werfen die Maoris aus abergläubischen Gründen weg (Taylor 168). Man aß meist sehr gierig und konnte riesenhafte Portionen verschlingen (Krusenstern 1, 179; Forster Bem. 360).

Die Nahrung war meist vegetabilisch. Auf den meisten Inseln spielte die Brodfrucht die wichtigste Rolle, die man theils frisch ge-

[redacted]

backen, theils einfach oder doppelt gegohren (zu welchem Ende man die Früchte mit Wasser in einer Grube stehen ließ), verzehrte. In Tahiti war ferner noch folgende Art der Bereitung früher gebräuchlich: man erhitzte eine sehr große Grube, die oft 30' Umfang hatte und legte in sie einen entsprechenden Haufen Früchte hinein, welche darin zwei Tage backen mußten. Diese Gruben wurden von einer ganzen Gemeinde angelegt und der fertige Inhalt später an alle Theilhaber vertheilt, welche dann, obwohl die Früchte sich nach dieser Zubereitung mehrere Wochen halten, trotzdem ihren Vorrath gleich auf einmal in andauernden Gelagen aufzehrten. Man hatte auch eine Menge Varietäten des Baumes, der am besten auf den Markesas gedieh (Cook 1. R. 1, 196; Ellis 1, 40 f.; Melville 1, 221 f.; 226 f.). An zweiter Stelle muß der Taro erwähnt werden, der Wurzelstock von Arum esculentum u. a. Arumarten, dem man durch Backen seine Schärfe nahm. Man knetete das Satzmehl der Wurzel mit Wasser und indem man diesen Teig gähren ließ, bereitete man die nationale Lieblingsspeise der Polynesier, das Poi (Hawaii), welches man in Erdgruben lange aufbewahren kann (Jarves 68). Die Speise, von säuerlich fadem Geschmack, ist europäischem Gaumen kaum genießbar; es erfordert auch eine eigene Geschicklichkeit, aus der gemeinschaftlichen Poischüssel die dünne zähe Maße durch rasches Umschnellen der eingetauchten zwei Finger zunächst auf diese und dann von da in den Mund zu bringen. Es gibt von den verschiedenen Arumarten 33 namhaft verschiedene Varietäten (Ellis 1, 44). Gleichfalls in mannigfachen Varietäten wird die Yamswurzel (Igname Dioscorea alata) gebaut, welche gebacken sich über ein Jahr halten kann (Ellis 1, 46: Mörenh. 2, 96) und die Batate (süße Kartoffel, Convolvulus batatas, chrysorrhizus), welche hauptsächlich in Hawaii gut gedeiht, in Tahiti aber nur gegessen wird, so lange die Brodfrucht noch unreif ist (Ellis 1, 46), ferner die Pfeilwurzel (Tacca pinnatifida), so genannt, weil ihr hoher Schaft zu Pfeilen benutzt wird, und namentlich verschiedene Bananen (Musa paradisiaca und sapientum), welche nach Forster (Bem. 155; Ellis gibt 30 Varietäten an 1, 60) ins Unendliche variiren, während nach Ellis (1, 60) noch etwa 20 aber minder nützliche Arten in den Bergen wild wachsen. Die Früchte, welche man unreif erntet und zu Hause nachreifen läßt, fehlen bei keinem Essen. Ueber die

Wichtigkeit des Kokosbaumes, dessen Nüsse man sehr geschickt mit den Zähnen zu öffnen verstand (Erskine 44, Cook 1. R. 2, 199; Cheever 124) braucht nicht geredet zu werden. Er gedeiht am besten auf den niedrigen Inseln und bildet daher mit den Früchten des Pandanus die Hauptnahrung des Paumotuarchipels. Die ganze Reihe anderer Nahrungspflanzen des Ozeans, wie Spondias dulcis, Eugenia malaccensis, Dracaena terminalis, deren Wurzeln man ißt, des viel gebauten Zuckerrohrs, das man zur Erfrischung genießt, Inocarpus edulis u. s. w. mag man bei Ellis (1, 46 f.), bei Mörenhout (2, 95) und sonst nachlesen. Auf den Markesas galten die Spitzen einer gewissen Tangart als große Delikatesse (Melville 1, 221), auf Tahiti thaten zur Zeit von Hungersnoth manche Gebirgspflanzen gute Dienste.

Ziemlich dürftig war die vegetabilische Nahrung der Neuseeländer, der Hauptsache nach bestand sie in der Wurzel des Farnkrautes Pteris esculenta, welche man schälte und dann kaute; den ungenießbaren Faserrest spie man aus (Cook 1. R. 2, 308); ferner aß man das Mark von Cyathea medullaris, den Kohl der Areca sapida, Sprossen von Sonchus oleraceus, einige Beeren u. s. w. (Dieffenbach 2, 18), während man jetzt hauptsächlich Kartoffeln und Mais genießt.

Auch künstlich zusammengesetzte Speisen hatte man, auf Samoa z. B. füllte man Tarowurzeln mit Kokos und kochte dies (Erskine 59), auf Tahiti und sonst gab es verschiedene Speisen aus Kokos und Brodfrucht, aus Bananen u. s. w. (z. B. Cook 1. R. 2, 196), auf Neuseeland bereitete man sehr mühselig und weitläufig eine Art Brod aus dem Pollen von Typha angustifolia und den Beeren von Elaiocarpus hinau (Taylor 390; von 377 an Ausführliches über die Nahrung der Maoris); auf Tonga hatte man bis 30 verschiedene und wohlschmeckende Gerichte, darunter Fischsuppe (Mariner 1, 286).

Von thierischer Nahrung aß man Fische, Krebse, einige Eidechsen (auf Neuseeland), verschiedene Vögel (eb.), Ratten, Hunde und das Schwein, welches indeß nach Neuseeland erst durch Cook gebracht wurde (Dieffenb. 2, 20; 45; 50). Eine fette Holzlarve die man roh verzehrte, war in ganz Polynesien Delikatesse. Auch gestrandete und oft schon faule Wall- oder Haifische waren wenigstens auf Neuseeland Lieblingsspeisen (Polack Narr. 1, 107; Sagen bei

[redacted]

Grey), wie man daselbst auch Fett und Oel sehr liebte (Taylor 167). Salz gilt als höchste Leckerei; man ißt es selten, hebt es vielmehr meist für Fremde und Feste auf, nicht zum Vortheil der eigenen Gesundheit (Angas 2, 9; 110). Um den Taupo-See aß man auch einen weißen, alkalischen Thon, der zugleich als Seife diente (Dieffenb. 1, 185). An den polynesischen Hunden, welche nur mit Früchten genährt, durch Ersticken getödtet und dann in den Gruben bereitet wurden, fanden auch Europäer Wohlgeschmack (Cook 1. R. 2, 250 f.), nach Turnbull (147) schmeckten sie wie Ziegen. Ratten aß man auf Neuseeland und Paumotu; auf Tonga war ihre Jagd zwar ein ausschließliches Vergnügen der Fürsten, allein nur das gemeine Volk verzehrte sie, auf Tahiti nur die Weiber (Mörenhout 1, 25; Mariner 1, 265). Schweinefleisch, welches man auf den Markesas nur bei festlichen Gelegenheiten, dann aber auch im Uebermaaß genoß (Krusenstern 1, 120; Melville 2, 72) salzte man auf Hawaii in Kalebassen ein, wozu man das Salz durch Austrocknen salzhaltiger Teiche gewann (Cook 3. R. 2, 435); in Tahiti war es mit dem Fleisch der Hunde und Hühner, mit Taro, Brodfrucht und Kokos Hauptnahrung (Tyermann und Bennet 1, 179; 344), doch nur für die Vornehmen. Männer aus dem Volke erhielten Schweinefleisch nie (Cook 3. R. 339). Schildkröten aß man auf Tonga selten (Mariner 1, 282 f.), häufig aber auf Samoa (Turner 192), während Fische überall eine Hauptnahrung bildeten. Einige aß man roh, indem man sie in Salzwasser tauchte (Mörenh. 2, 109; Melville 2, 156; Mariner 1, 197) und selbst Europäer fanden dies schmackhaft (Sainson bei d'Urville a 4, 358).

Der Fischfang, welcher überall eine der wichtigsten Beschäftigungen bildete, wurde auf verschiedene Art betrieben. Oft fischte der ganze Distrikt, indem die sämmtlichen Netze der einzelnen an einander gebunden, die so gewonnene Beute aber dem Häuptling abgeliefert und nach Verhältniß an die Familien vertheilt wurde. In Tahiti hatte fast jeder seine eigene, künstlich im Wasser gebaute Steinumwallung, um Fische zu fangen, die jeder andere streng respectirte und aus welcher man die Fische jeden Morgen mit Handnetzen heraus nahm. Ferner fischte man mit einer Menge sehr sinnreich geformter Angeln (durch Federbüschel über dem Canoe ahmte man sogar die Seeraubvögel nach, welchen die Boniten zu folgen pflegen, um andere

Fische, welche den Boniten nachstellen herbei zu locken), oder mit 4' langen vergifteten Lanzen, in deren Gebrauch man sehr geschickt war, mit Fischkörben, man vergiftete durch bestimmte Pflanzen das Wasser und nahm dann die betäubten Fische mit der Hand heraus und sehr gewöhnlich waren nächtliche Fischereien wo man durch Fackelschein die Thiere anlockte, durch Lärmen häufig sie in Verwirrung setzte. Die Netze, die Angelschnüre, waren fast unzerreißbar, die Angelhaken aus Perlemutter oder Knochen (meist in Gestalt eines kleinen Fischchens) so trefflich, daß die Tahitier sie oft den europäischen Haken vorziehen. Die Häuptlinge waren, obwohl es auch Fischer von Profession gab, im Fischfang am besten geübt, der auf einigen Inseln, wie z. B. Tahiti ihr einziger Sport war. Auch Frauen fischten, in Tahiti aber nur Süßwasserfische Nachts bei Fackelschein, in Paumotu, wo sie alle Arbeit besorgten, stets und allein (Ellis 1, 138 f.; Mörenhout 2, 101 f.; Dieffenb. 2, 44; Melville; Turner 273).

Man aß zweimal am Tag, am Morgen, da aber nur weniges, was man oft von der Abendmahlzeit zurücklegte, Bananen, Kokos; und Abends, nach Sonnenuntergang oder später, und dann die Hauptmahlzeit, wo die Gerichte in bestimmter Reihenfolge servirt wurden. Hierzu hatte man auf Tahiti und den Markesas ein trog- oder kahnförmiges Holzgeräth, auf welchem die einzelnen Speisen standen (Byron 239; Mörenhout 2, 84 f.; Melville 2, 68; 210). Nach dem Frühstück, das man nach dem ersten Bad bei Sonnenaufgang genoß, ging man an die Arbeit, bis zur Zeit der Hitze, welche man verschläft. Dann sucht man allerhand Zeitvertreib, geht plaudernd umher oder arbeitet wieder bis zur Abendmahlzeit, nach welcher man sich entweder schlafen legt oder noch singt, schwatzt, tanzt (Melville 2, 40 f.; Mörenhout 2, 94; Mariner 2, 354 f.). Auch jetzt ist die Lebensart noch ganz ähnlich (Turner 199; 345; Hochstetter 176). Uebrigens aß man auch zu außergewöhnlichen Zeiten wenn man Hunger hatte einen Imbiß, ja man stand zur Nacht auf, aß etwas und schlief dann weiter (Melville, Mariner, Mörenh. a. a. O.). Bei nächtlicher Weile dienten die ölreichen Früchte von Aleurites triloba (aus denen man jetzt zu Hawaii Oel preßt Simpson 2, 290) als Licht. Man steckte die Nüsse, deren jede etwa 10 Minuten mit unruhiger, bläulicher heller Flamme brennt und deren eine die folgende anzündet (Melville 2, 155), auf die Rippe eines Ko-

kosblattes, welche den Docht bildete (Cook 1. R. 2, 203) und von einem Manne gehalten wurde. Zugleich hatte dieser ein Körbchen, in welches er die Asche der Lichtnüsse sammelte, da man sie zum Tattuiren brauchte und deshalb sehr hochschätzte.

Von berauschenden Getränken kannte man in Polynesien nur eins, den Awa- oder Kawatrank,*) welcher aus der Wurzel von Piper methysticum bereitet wurde. Die Wurzel, welche bis an 40 Pfund schwer werden kann (Turnbull 82), wird gereinigt, in kleine Stückchen geschnitten und dann in Tahiti von Weibern, auf dem Markesas von Knaben, auf Tonga von den Leuten aus dem Volk gekaut. Darauf speit man sie in große, eigens für dieses Getränk bestimmte hölzerne Schalen aus, in welchen einige zerstoßene Blätter der Pflanze liegen, gießt Wasser (oder Kokosmilch) zu, rührt das Ganze wohl um und seiht es durch Kokosfasern oder ein Grasgeflecht durch, um die Fasern zurückzubehalten. Dann trinkt man es aus Bechern, welche man aus Bananenblättern verfertigt, allein nur die vornehmen Männer haben diesen Genuß, der Leuten aus dem Volke und Weibern streng untersagt ist. Während man nun in Tonga (wo die samoanische Kawawurzel als besonders gut galt (Mariner 1, 169) den Trank täglich aber stets unter den feierlichsten Ceremonien genoß, pflegte man ihn in Nukuhiva nur bei festlichen Gelegenheiten zu trinken, wie denn kein Opfer oder dergl. im ganzen Polynesien vollzogen werden konnte ohne den Genuß des Kawa. In Hawaii tranken ihn die Häuptlinge vor jeder Mahlzeit (King bei Cook 3. R. 3, 436), in Tahiti gleichfalls häufig und ohne besondere Veranlassung, aber daher auch minder feierlich und mehr für sich (Wilson 309); doch ist es ein Irrthum Cooks wenn er meint (3. R. 3, 419), der Trank habe sich erst zu seiner Zeit auf den Gesellschaftsinseln mehr und mehr ausgebreitet. Er schließt dies darans, daß er bei seinem zweiten Aufenthalt in Tahiti an vielen seiner alten Bekannten die Verwüstungen welche der Kawatrank hervorruft, stark vorhanden sah, während er früher an ihnen auch noch keine Spur davon bemerkte — ganz natürlich, da jene schlimmen Wirkungen sich erst nach und nach einstellen. Da wir aber den Kawatrank als religiös geheiligten Genuß, der deshalb nur für die Häuptlinge und ihre Verwandten, nicht fürs Volk erlaubt war,

*) Tongan. Rarotong. Neuseeländisch Markesan. Kava, Sam. Tah. Hawaiisch 'ava.

in ganz Polynesien finden, wie denn z. B. in Tukopia nur der Priester vom Kawa trinkt und zwar als Kultushandlung, indem er das Uebrige den Göttern ausgießt; so kann er auf Tahiti, wo er in derselben heiligen Geltung stand, daher z. B. europäische Matrosen seinen Genuß nur selten und schwierig erlangten (Turnbull 82), er kann auf Tahiti nicht erst eine spätere oder gar ganz junge Sitte sein.

Die Folgen des Trankes waren schlimm genug. Zunächst bewirkte er einen starken Rausch, der sich in Müdigkeit und Schlaffsucht zeigte, in diesem Schlaf aber reizvolle oder wollüstige Träume. Trank man ihn öfter, so trat allgemeine Schwäche und Stumpfheit des Geistes und der Sinnen ein, dann große Abmagerung, Entzündung der Augen und zuletzt eine aussatzähnliche Krankheit: ein weißer Schorf schuppte sich um die Haut, welche zusammenschrumpfte und aufsprang. Diese Entstellungen aber und die Narben, welche diese Krankheit hervorrief, sah man als höchste Ehrenzeichen an, denn da nur die Vornehmen Kawa trinken durften, so waren solche Narben ein Zeichen hoher Abkunft. Wer übrigens sich des Trankes wieder entwöhnt, wird rasch und gänzlich von seinen übelen Folgen wieder hergestellt, ja mäßig genossen scheint er eine anregende, förderliche Wirkung zu haben. Doch trinken ihn die meisten Männer im Uebermaaß und vermögen nur sehr selten von diesem Genuß wieder abzulassen, auf den übrigens auch europäische Matrosen (Turnbull 82) nach kurzer Zeit sehr begierig wurden (Turnbull 81 f.; Wilson 511; Mariner 2, 174 f.; Cook 3. R. 2, 12 f.; 341; 3, 295; 419; Melville 2, 71; Krusenstern 1, 169; Porter 2, 51; Hale 43). Auf Tahiti wurde die Kawawurzel sorgfältig gebaut (Turnbull 82), ebenso auf Tonga (Cook 3. R. 2, 12) und so groß ist die Neigung zu diesem Genuß, daß, obwohl sich die Missionäre aufs lebhafteste dagegen setzten die feierlichen Kawafeste auf Tonga und Samoa auch in christlicher Zeit noch fortdauern (Brierly in J. RGS. XXII, 106 u. 115; Turner 197; Hood). Doch wird der Kawa jetzt selten unmäßig getrunken eb.) Auf Neuseeland kannte man dies Getränk nicht, obwohl eine andere (Pfefferart, Piper excelsum, den Namen Kawa trägt (Dieffenb. 2, 52; Polack narr. 2, 133); auf Mangareva war die Pflanze und der Trank unbekannt (Lesson Mang. 101; Mörenhout 1, 142; 181) — auf beiden Inseln gewiß nur deshalb, weil die Einwanderer die Pflanze nicht mitgenommen hatten und sie auch in der neuen Hei-

[redacted]

math nicht vorfanden. Andere geistige Getränke hatte man nicht, Wasser war der einzige Trank und auf den tropischen Inseln kaute man häufig zur Erfrischung Stengel des Zuckerrohrs (Dieffenb. 2, 52; Wallis 259: Cook 1. R. 2, 197). Alle Polynesier hatten ferner einen großen Abscheu gegen die europäischen Spirituosa, namentlich gegen den Branntwein (Crozet — 1771 — 35; Dieffenb. 2, 52; 1, 41; Brown 51; Wilkes 2, 397; Shortland 116; Cruise 304; Turner 197), welcher auf Tahiti und Hawaii gewaltsam eingeführt ist und erst als die Eingeborenen berauschende Getränke nach und nach von den Fremden kennen gelernt hatten (Ellis 1, 108; Lutteroth 172). Auf Neuseeland nennt man ihn Stinkwasser (Mundy 2, 49). Jetzt ist Taback ein sehr gesuchter Artikel und auf Samoa beliebter als der Kawatrank (Turner 122); auch die Weiber rauchen (Melville 2, 8; Mathias G*** 148: Dieffenbach 2, 20).

Auf den Ackerbau verwendete man in ganz Polynesien viel Sorgfalt. Die Neuseeländer, welche guten Boden sehr wohl von schlechtem zu unterscheiden wußten, hielten ihre Aecker gut und sauber, obwohl sie oft weit von ihrer Wohnung entfernt waren. Ehe man pflanzte, ward der Boden mit scharfen Stäben umgerissen, die Schollen mit den Händen zerkleinert, Wurzeln, Steine entfernt; die Pflanzen setzte man symmetrisch in gerade Reihen und jätete das Unkraut aus (Shortland 186; Dieffenbach 2, 123; 1, 329 f. 1, 243; Nicholas 173; Yate 645). Waldboden machte man durch Abbrennen des Waldes urbar und pflanzte dann auf ein und dieselbe Stelle so lange dieselbe Pflanze, als sie gedieh; dann erst wechselte man (Dieffenbach 1, 243). Doch sagt Dupetit-Thouars, daß man selten dasselbe Stück Land zwei Jahre hinter einander bebaute; es bezieht sich das auf Land, welches nicht frisch gerodet war. Dünger benutzte man nicht, wohl aber verstand man es durch Zusätze, z. B. von Sand zu schweren Boden leichter zu machen (Yate 645; Dupetit-Thouars 3, 20; Dieffenb. eb.) und Cook 1. R. 2, 308 nennt ihre Felder, die in der Größe von 1 bis 2 ja bis 10 Morgen mit Rohr dicht umzäunt waren, so gut angebaut wie die tüchtigsten in England. Die Feldarbeit ward gemeinsam verrichtet und ebenso die Ernte; sie lag den Sklaven ob nach Brown 62. Doch ist dies wohl nur von der allerniedrigsten und härtesten Arbeit zu verstehen, da Polack narr. 2, 75 ausdrücklich erwähnt, daß die Häuptlinge sich an der Feldarbeit

betheiligen, wie dies überall auch sonst in Polynesien geschieht. Auch alles, was uns sonst berichtet wird, selbst Mythen und Sagen setzen dies voraus. 9 Monat sind sie ämsig auf den Feldern mit Bestellen, Pflügen und Einbringen beschäftigt; die zwei übrigen Monate in welchen nichts zu thun ist, schmausen sie und vergnügen sich (Yate 616). Der Ertrag der Ernte ward in jedem Dorf auf einem hohen Gestell, welches die Stelle einer gemeinsamen Scheuer vertrat, aufgeschichtet (Darwin 2, 198). Während nun früher der Ackerbau in Neuseeland wegen der ewigen Kriege nicht sehr ausgedehnt und meist auf Bataten und Taro beschränkt war (d'Urville a 2, 489), woneben freilich Cook auch Baumplantagen, namentlich von Morus papyrifera erwähnt (1. R. 2, 363); während nun durch öfteres Wechseln und durch die bestimmte Vorliebe für Aecker, welche nach Osten lagen, viel gutes Land unbenutzt und die Rechtsansprüche auf dasselbe schwankend blieben (Dieffenbach 1, 329 f.; Schirren 5—6), so hat sich durch die Bekanntschaft mit den Europäern die Landwirthschaft der Maoris so sehr gehoben, daß sie einen eigenen Pflug mit spatenähnlichem Eisen erfunden haben, im Inneren des Landes den Anbau von Kartoffeln, Mais, Melonen, sowie die Schweinezucht im Großen treiben (on the british colonie of New Zealand 46) und den Markt von Aukland 100 Miles von Norden her versehen (Swainson 65 f.). Im Jahre 1857 lieferten sie den englischen Händlern 46,000 Scheffel Waizen im Marktpreis von 13,000 Pfund (eb.). Die Geschichte, welche Reybaud von einem Neuseeländer erzählt, der mit äußerster Energie und Selbstaufopferung den Ackerbau unter seinen Landsleuten einführte, ist romanhaft gefärbt; die Maoris haben von jeher den Ackerbau mit größter Lust cultivirt.

Daß auch im übrigen Polynesien die Agrikultur ziemlich entwickelt war, geht wie in Mikronesien schon aus den zahlreichen Varietäten der Früchte, welche man zog, hervor. Bäume pflanzte man aufs sorgsamste an, man hatte Bananen- und Kokosgehege, man zog die Yamswurzel, die Thespesia populnea, den Papiermaulbeerbaum, die Brodfrucht und vieles andere (Mörenhout 2, 95; Cook 1. R. 2, 168; Forster Bem. 351; Ellis 1, 30 f.) und es ist eine arge Uebertreibung, wenn Turnbull (82) behauptet, nur die Kawawurzel, sonst nichts, werde auf Tahiti wirklich sorgfältig angebaut. Auch hier hatte man spitze im Feuer gehärtete Stäbe oder lange mei-

[redacted]

fchelartig breit werdende Hölzer, die jetzt gewöhnlich unten mit Eisen versehen sind (Ellis 1, 137) als Werkzeug; auch hier zäunte man die einzelnen Felder ein (Ellis eb.) bei deren Bestellung die Häuptlinge mit dem größten Eifer mitarbeiteten, denn es galt ihnen auch hier sich vor dem Volke hervorzuthun als Ehrensache (Tyermann und Bennet 1, 179; 219; Vincendon-Dum. 487; Ellis eb.). Auch auf Waihu fand Behrens 1722 abgegrenzte Felder, welche meist um das Haus des Besitzers lagen und tüchtigen Ackerbau (85 f.). Nukuhiva und Hawaii standen Tahiti gleich, man hatte dort reinliche Wege, eingezäunte Felder, Baumpflanzungen (Krusenstern 1, 139), hier (1787) künstlich bewässerte äußerst sorgsam gepflegte Tarofelder (Portlock und Dixon 124; 239; 77; 84; Stewart 193), wie denn auch hier die Häuptlinge eifrig mitarbeiteten (Campbell 93; vergl. Broughton 1, 53).— Ganz besonders aber wird der Landbau auf Tonga und Samoa gerühmt. Die einzelnen Felder waren sorgsam eingezäunt (Labillardiere 2, 148; Turnbull 312), man zog Zuckerrohr, Bananen, Ignamen u. s. w. und die Pflanzungen waren trefflich gehalten (d'Urville a 4, 80; Quoy eb. 346). Man hatte hier ein ähnliches Holz zum Feldbau wie im übrigen Ocean; auch hier betheiligten sich die Vornehmen an der Arbeit (Cook 3. R. 2, 107 f.). So ist denn auch jetzt noch auf Samoa trefflicher Ackerbau, auch eine rohe Art Kokosöl zu bereiten im Schwange, das man in hohlen Bambusstäben (wie überall in Polynesien das Wasser) aufbewahrt); 1850 betrug die Ausfuhr schon 500 Tonnen und war im Steigen (Turner 277; Hood 70 f. 123).

Mit dem Gesagten steht es nicht in Widerspruch, daß man sich oft heftig gegen die Einführung des europäischen Viehes setzte; dies geschah weil die Thiere auf den engen Inseln sehr häufig geheiligte Plätze entweihten und mehr noch, weil sie den jungen Pflanzungen sehr empfindlich schadeten. Daß viele Neuerungen an der Unkenntniß der Polynesier fürs erste scheiterten, ist natürlich, wie z. B. die Tahitier Weinpflanzungen zerstörten, weil sie glaubten die berauschende Kraft der Pflanze sei wie beim Kawapfeffer in der Wurzel (Turnbull 82). — Auch darf man sich nicht wundern, wenn trotz der beschriebenen Bodenpflege nicht selten Hungersnoth eintrat. Vorräthe pflegte man nirgend zu sammeln, außer jenem gegohrenen Brodfrucht- und Taroteig, wozu auf Nukuhiva noch gedörrte Fische kommen (Kru-

fenstern 1, 179); diese Vorräthe aber gehörten nur den Begüterten, den Häuptlingen, welchen überhaupt jeglicher Besitz des Volkes, wenn ihnen darnach gelüstet, überlassen werden muß; große Massen von Speise werden bei reichlicher Ernte, bei großen Festen sorglos auf einmal verschlungen; die höchst wilden Kriege, welche auf allen den Inseln häufig genug sind, zerstören Vieles; so ist es kein Wunder, daß oft, namentlich im Winter Hungersnoth eintrat, der viele Menschen, besonders aus dem Volke, erlagen (Cook 3. R. 2, 338). Namentlich auf den minder begünstigten Inseln mußte dies eintreten, und so geschah es wie Taylor berichtet häufig auf Neuseeland und noch öfter auf den noch dürftigeren Austral- und Paumotuinseln, wo Stürme und Springfluthen nicht selten alles vernichteten (Mörenhout 1, 142; 88 f.). Auch auf Tonga und Samoa kamen derartige Unglücksfälle vor; heutzutage aber, obwohl die Taroernte bisweilen durch Raupen verdorben wird und trotz der gefährlichen Stürme nur selten (Turner 193).

Gehen wir nun zu den technischen Leistungen der Polynesier über, so stehen hier in erster Reihe ihre Kähne. Im Modell und der Bauart sind diese den mikronesischen ähnlich und zwar die der Paumotuaner so sehr, daß man deshalb an eine besonders nahe Verwandtschaft der letzteren mit den Mikronesiern gedacht hat (Mörenh. bei Hale 144). Gewiß grundlos. Schon zur Zeit der Entdeckung standen die Polynesier nicht mehr auf der alten Höhe ihrer Schiffsbaukunst, dennoch waren ihre Kähne durchgehends größer als die mikronesischen. Die Schiffahrt der Neuseeländer hat sogar nach Dieffenbach seit ihrer Bekanntschaft mit den Europäern abgenommen, denn die großen Doppelkähne welche Tasman (journal v. d. reis naar het zuidl. 1642 ed. Swart Amsterdam 1860, 82) und noch Cook (1. R. 2, 523; 32; 1, 172) bei ihnen sah findet man später nicht mehr (Taylor 6 f. Savage 62). Sie hatten große Kahnflotten, welche sie oft von Fluß zu Fluß und von See zu See im Inneren des Landes trugen (Dieffenb. 2, 127). Cook beschreibt einen solchen Kahn von 68½' Länge, 5' Breite, 3½' Tiefe, dessen beiden Enden spitz zulaufend sich hoch über das Wasser erhoben und namentlich vorn reiche und buntgemalte Schnitzereien, meist eine Figur mit verzerrtem Antlitz und eine Menge durchbrochener Verzierungen trugen. Der Kiel war aus drei ausgehöhlten Baumstämmen, die Seitenwände aber nur aus je einer Planke von 62' Länge gebildet (1. R. 2, 317). Wo

[redacted]

indeß die Seitenwände aus einzelnen Stücken gebaut waren (die man aufs festeste zusammenband), da waren immer über die Fugen schmale Holzleisten gezogen, daß das Wasser nicht eindringe (3. R. 1, 172). Umgekehrt aber waren die Kielbalken häufig nur aus einem einzigen Stamm gebildet, im Norden aus der zum Schiffsbau unübertrefflichen Kaurifichte, im Süden aus dem Totarabaum (Podocarpus Totara), und doch häufig von 80′ Länge, von welcher Länge allerdings nur Kriegskähne zu sein pflegten, diese aber auch oft genug (Earle; Polack narr. 2, 181; Dieffenb. 2, 128); wie z. B. Cruise 50 Canoes fast alle 70—80′ lang und mit je 2 Segeln sah (37). Nach Thomson 1, 135 waren diese langen Kähne 4′ breit und 4′ tief und hatten auf jeder Seite 50 Ruderer. Meist war an der Seite dieser Kähne ein Ausleger mit Flachs von Phormium tenax verbunden; doch hatten viele Schiffe denselben nicht (Polack 1, 224), nach Hale (42), weil die Breite der neuseeländischen Kähne das Umschlagen verhinderte, und denselben Grund gibt auch Cook 3. R. 1. 172 an. Ihre Ruder sind lang und spitz (eb.), ihre Segel wie überall in Polynesien dreieckt und aus Mattengeflecht (Dieffenbach 2, 128; Polack narr. 2, 23). Viereckte Segel und Kähne ohne Ausleger sind, wie Wilkes 2, 89 vermuthet, eine erst neuerdings eingeführte Verbesserung. Man strich die Schiffe aus einer mit Ocker und Oel angemachten Farbe an (Dieffenbach 1, 160). Bei den Fahrten herrschte unter der Mannschaft strenge Ordnung. Jeder Kahn hatte einen Vorsänger oder Kaituki, (sehr lange Kähne auch wohl zwei) welcher durch Singen und Gesten die Ruderer leitet. Soll langsamer gefahren werden, so singt er langsam und nach dem Tempo seines Gesanges, der oft zu unglaublicher Raschheit und Leidenschaftlichkeit sich steigert, richtet sich die Schnelligkeit der Fahrt, welche sich die Ruderer durch allerlei Scherzreden zu verkürzen pflegen (Shortland a 143). Kähne aus Binsengeflecht, welche in alter Zeit auf Neuseeland üblich waren, erwähnt Polack narr. 1, 218; sie erinnern an die Flöße der Moreore, die von Blüthenschäften des Phormium zusammengesetzt vorn einen hohen zierlich geschnitzten Schnabel hatten (Travers bei Peterm. 1866, 63).

Da auf Tahiti minder gutes Holz zum Schiffbau wuchs, — man nahm zu den größeren Kähnen Spondias dulcis, zu den kleineren Brodbaumholz, — so mußte man hier alle Kähne aus einzelnen

Stücken bauen, welche man mit Kokosfasern aufs festeste verband; die Fugen überstrich man mit Gummi vom Brodbaum, der mit feinen Kokosfasern vermischt wurde. Die Verfertigung eines solchen Kahnes mit den einheimischen schlechten Steinwerkzeugen, die alle Augenblicke stumpf wurden, war im höchsten Grad beschwerlich. Die Kielbalken höhlte man (hier wie überall) meist durch Feuer aus und Feuer half auch die Seitenplanken bereiten: man legte die dazu bestimmten Stämme in die Gluth, erweiterte durch Keile die sich bildenden Risse und theilte sie so in Bretter, die man dann mit dem Beil plättete und am Kiel und an einander befestigte. Auf den gehöhlten Kielbalken wurden zunächst gerade Planken (meist 4' lang, 15" breit, 2" dick) doch schräg nach außen gerichtet aufgesetzt; auf diese solche, welche nach innen umgebogen waren, da der Rand des Kahnes sich nach innen wölbte (Cook 1. R. 2, 222); was alles ohne Eisen verfertigt werden mußte!

Und trotzdem bauten sie Schiffe von 50—90' Länge, trotzdem sah Forster (Reise 2, 306) eine Flotte von 159 großen Doppelkähnen und 70 kleineren Schiffen (310)! Die Bauart ist wie in Neuseeland; Schnabel und Stern erheben sich aus dem Wasser und namentlich ist der Stern hoch, bis zu 18' über dem Wasser emporgebogen; beide sind mit verschiedenen Schnitzereien geschmückt, welche gewöhnlich eine unförmliche menschliche Figur darstellen, den Schutzgeist des Kahnes; auch Federschmuck und dergl. ist öfters an diesen Theilen angebracht. Allerdings ist die Form der Schiffe nach der Bestimmung der letzteren verschieden, und diese ist sehr verschieden. Es gibt Fischerkähne, die oft nur zwei Personen fassen, oft auch viel größer sind, dann Reisekähne, Kriegskähne, und Kähne, welche den höchsten Fürsten oder ganzen Landestheilen gehören. Fast alle Schiffe waren Doppelkähne, nur die kleinen Fischerkähne nicht, diese aber hatten dann den Ausleger. Die Staatsschiffe, welche die größten und geschmücktesten von allen sind, wie denn auch die in ihnen Fahrenden stets festliche Kleidung trugen, zeichneten sich durch einen Pavillon auf der Balkenlage aus, welche beide Kähne mit einander verband. Auch die Reisekähne hatten einen ähnlichen Pavillon oder wenigstens einen Schirm (der von vier Stangen getragen wurde), nur daß hier die Querbalken, welche oft weit das Schiff überragten, mehr nach dem Schnabel zu gelegt waren und das ganze Vordertheil des Schiffes bedeckten. Auch die Kähne, welche die Kriegsschiffe bildeten, waren

[redacted]

meist durch eine solche Reihe von dicht gelegten Querbalken an einander befestigt, auf denen die Ruderer saßen und alle die, welche mit der Schiffahrt selbst zu thun hatten. Ueber diesem Balken-Verdeck war nach dem Schnabel zu auf 4—5' hohen Ständern eine zweite Platform errichtet, auf welcher die Kämpfer selbst standen. Meist ruderte man die Kähne fort und so stets die Staats- und meist die Kriegsschiffe. Doch konnte man Segel anbringen, indem man in dem einen Schiff den Hauptmast, in dem andern einen Nebenmast errichtete. Der Kiel war meist scharf und die Seiten gewölbt, doch hatte man auch Schiffe mit plattem Kiel und senkrechten Wänden; wie man auch Flöße benutzte. Die Ruder hatten an einem langen Stiel eine schaufelförmige Platte; die Segel waren nicht sehr breit, nach oben sehr spitz zulaufend und zwischen dem Mast und einem von diesem in mäßigem Bogen ausgehenden dünnen Holzrahmen, welcher nach oben mit dem Mast parallel lief, aber ihn überragte, ausgespannt, so daß sie nicht eingerefft werden konnten. Die gewöhnlichsten Schiffe waren 20—30' Fuß lang, mit jenem Verdeck über beide Kähne und hohem schildförmigen Stern. Größere Kähne hatten, wie in Neuseeland und sonst, Eigennamen, doch wurden sie nie nach Menschen oder Göttern genannt wohl aber erbten diese Namen von Schiff zu Schiff, so daß das königliche Schiff stets anuanua, d. h. Regenbogen hieß. Die Ruderer, welche auch hier einen besonderen Anführer hatten, saßen auf beiden Seiten des Schiffes, der Steuermann, der gleichfalls ein großes Ruder hat, am Stern. Große Schiffe faßten 200, ja (Wilson 516 Anm.) 300 Menschen, unter den großen Kriegskanoes sah Forster einige, welche 144 Ruderer hatten. Jetzt findet man diese großen Schiffe nicht mehr, schon Wilson sah (306) als größtes eins von 58' Länge; denn jene großen Schiffe (Wilson 432) sind beinahe alle in den Kriegen Pomares (Otus) und seiner Gegner vernichtet (Cook 1. R. 2, 218 f.; Wallis 261 f.; Wilson 514 f.; Forster R. 2, 306 f.; Bem. 396 f.; Ellis 1, 152 f. u. s. w.).

Die Fahrzeuge von Mangareva sind nur Flöße aus Baumstämmen (Beechey 137; 143) mit dreieckigen Segeln, woneben d'Urville b, 3, 423 allerdings auch einzelne, aber nur schlechte Kähne vorfand — eine Erscheinung, welche Mörenhout (1, 109) aus den Korallenriffen, welche diese Inseln umgeben und jede andere Schiffahrt unmöglich machen, erklären will. Sonst aber gelten die

Paumotuaner bei den umwohnenden Völkern für die kühnsten und besten Schiffer. Ihre Kähne sind bis über 100′ lang über einen Kiel mit Seitengebälk gebaut, welches die Seitenplanken trägt. Auch ihre Kähne sind stets gedoppelt, durch eine Plattform mit einander verbunden, nach vorn und hinten spitz zulaufend und so gleich gebaut nach beiden Seiten, daß man, um das Schiff zu wenden, einfach nur das Segel, welches aus Mattenzeug sehr gut gearbeitet und zwischen den beiden Masten des Doppelkahnes aufgehängt ist, umzudrehen braucht. Auch das Tauwerk, aus Kokosfasern, ist trefflich gearbeitet. Die Fugen der einzelnen Planken sind mit Schildkrötenschale bedeckt. Vielfach werden diese Schiffe nach Tahiti verkauft; ihre Länge ist gegen 50′, doch ist der eine Kahn stets kürzer als der mit ihm verbundene andere (Byron 97; Wallis 200; Mörenh. 1, 159).

Minder gut sind die Kähne der Markesas, welche nicht immer wasserdicht sind und von denen nur die Reisedoppelkähne ein Segel haben. Diese Art von Schiffen war 40′ lang, 13″ breit und 18″ tief, die Kriegskanoes aber 50′ lang und 2′ breit. Sie waren aus einzelnen Stücken zusammengesetzt, deren jedes seinen besonderen Eigenthümer hat. Gewöhnlich sind auch hier die Kähne gedoppelt, nur die kleinen Fischerkähne nicht. Größere Schiffe fassen 50—60 Personen; die Segel sind dreieckig (Porter 2, 13; 72 f.; Mathias G*** 121; 233). — Die Kähne von Hawaii sind zwar kleiner, aber besser gebaut als die tahitischen (Ellis 4, 341; Ohmstedt 293); nach Erzählungen der Eingeborenen hatten auch sie einst größere Kähne, mit denen sie bis nach Tahiti fuhren (Hill 39). Bis auf die Gegenwart hat sich der Doppelkahn mit Platform, auf welchen die nicht rudernden sitzen, erhalten. Das Segel ist jetzt meist aus Baumwolle (Cheever 177).

Die samoanischen Boote, welche Erskine 60 und genauer Turner 266 f. bespricht, haben Bänke für die Ruderer und an Stern und Schnabel, welche beide spitz zulaufen, ein Verdeck, welches als Ehrensitz gilt und oft mit Reihen von Cypraea ovulum geschmückt ist, wie auch der nie fehlende Ausleger. Der Schnabel trägt oft irgend eine Thiergestalt, das Wappen des betreffenden Dorfes (Hood 46). Diesem gegenüber steht auf der Windseite des Schiffes (das hinten und vorn gleich ist, also beliebig gedreht werden kann) ein Balken vom Schiff ab, auf welchem ein Mann, um ihn zu beschweren, je

[redacted]

nach der Stärke des Windes bald näher, bald ferner dem Schiffe steht (Erskine). Die Länge beträgt 15—50′, die Breite 18—30″, doch hatte man noch vor 2—3 Generationen auch hier die großen polynesischen Doppelkähne. Jetzt baut man meist Boote nach europäischem Muster, zwar ohne Nägel, aber haltbar auf 20 Jahre (Turner).

Treffliche Schiffer waren die Tonganer, welche freilich ihre Schiffe auf den Fidschiinseln bauten oder bauen ließen (zu einem brauchte man 6—7 Jahre Zeit), aber nur, weil dort ein besseres Holz zum Schiffbau wuchs (Mariner 2, 275—7). Ihren Schiffen geben sie dadurch die entgegengesetzte Richtung, daß sie, anstatt den Stern zum Schnabel zu machen wie die übrigen Polynesier, das Segel von einem Ende des Schiffes zum anderen hintragen. Wenn sie dies nun einen Gebrauch nennen, den sie von den Fidschis erlernt hätten (Hale 42), so ist es durchaus unwahrscheinlich, daß dies eine melanesische Erfindung sei, was auch Hale bezweifelt, da sie bei weitem bessere Schiffer sind, als die Fidschis und z. B. allen Verkehr zwischen diesen und den Samoanern vermitteln (Mariner 2, 276). Es war aber in Tonga Mode geworden, Fidschisitten anzunehmen: was von Fidschi kam, galt für besonders gut; und so mag man auch diese wohl in Tonga erfundene Verbesserung des polynesischen Seewesens eine Fidschisitte genannt haben, um sie gleich durch den Namen zu loben. Sonst sind die Schiffe wie die im übrigen Polynesien gedoppelt, bis zu 80′ lang und kürzere nach demselben Modell sind auch jetzt noch, aber mit Kompaß versehen, in Gebrauch (d'Ewes 136; d'Urville a, 4, 115; Pigeard in nouv. ann. d. voy. 1845, 4, 153).

Von ihren Zeugen, Netzen, Häusern und dem wenigen Hausgeräth war schon die Rede. Doch mag hier noch einzelnes zugefügt werden. Auf den Markesas hatte man eine gezähnte Muschel in einem hölzernen Bock befestigt, also eine Art Hobel, womit man die Kokosnüsse über einer Kalebasse schabte (Melville 1, 225). Auch wußte man hier Kokosschalen außerordentlich fein zu polieren (2, 43). In Tonga und Samoa hatte man Bohrer von Haizähnen (Turner 271 f.) und hier wie in Tahiti Raspeln oder Feilen von Fischhaut (Cook 3. R. 2, 112). Während sonst die Beile von Stein waren, mit denen sie viel fertig brachten, so hat man sie zu Paumotu auch von Austernschale (Byron 100). — Lasten tragen auf Samoa zwei Menschen, deren einer vorn, der

andere hinten ging, an einem Querstock (Turner 313); auf Tahiti und Hawaii dagegen trägt der Einzelne ein Tragholz über der einen Schulter, an dem hinten und vorn die Last hängt, welche nach Darwin bis zu je 50 Pfund beträgt. Zur Genüge wird ihre praktische Tüchtigkeit, ihre geistige und leibliche Behendigkeit durch Pickerings Worte bewiesen, welche er zwar nur von den Tahitiern sagt, welche aber für das gesammte Polynesien Geltung haben. „Nie habe ich, sagt er The races of man 71, auf meiner ganzen Reise ein für Fremde nützlicheres Volk kennen gelernt, als die Bewohner von Tahiti, denn sie scheinen zu jeder Zeit über die wesentlichsten Bequemlichkeiten des Lebens zu gebieten. Eine halbe Stunde am Tage war für sie hinreichend, ein Haus aus den Stämmen und Blättern der Fehi-Banane zu bauen und sie machten Feuer durch das Aneinanderreiben von Hölzern. An einer Stelle war das fließende Wasser tief unter einem Steine verborgen, durch Benutzung von Bananenblättern förderten sie es an die Oberfläche. Die Jagd auf Aale, welche in diesen feuchten, wasserreichen Bergen fast zu Amphibien wurden, gab einen anderen Beweis ihrer Geschicklichkeit. Mit den Zähnen rissen sie die fasrige Rinde vom Purau, Hibiscus tiliaceus, ab und im Augenblick darauf fingen sie damit kleine Fische in der Schlinge. Wurde einer nach Früchten ausgeschickt, so flocht er gewöhnlich unterwegs einen Korb dazu aus Streifen von Kokoslaub. Eine Matte wurde fast mit derselben Leichtigkeit angefertigt. Kleidung war also immer bei der Hand und ein Bananenblatt diente als Regenschirm, während sie bei gutem Wetter Blumenkränze flochten. Becher und Flaschen brachten sie aus Bambusrohr hervor, dessen lange Stämme ihnen Eimer und Fässer lieferten und man mochte nach einer Axt, einem Messer oder Löffel, einer Zahnbürste oder Waschschüssel fragen, nie waren unsere Führer darum in Verlegenheit.“ Theilung der Arbeit finden wir vielfach in Polynesien; am meisten aber auf Hawaii, wo fast jede Beschäftigung einer besonderen Klasse von Leuten angehörte: es gab Kahnbauer, Schnitzer, Hausbauer, Hausdecker u. s. w. (Jarves 67; Turner 266 f. u. s. w.). Auch müssen wir uns hier an ihre große Geschicklichkeit erinnern, mit welcher sie sich europäische Sitten aneigneten, um dieselben, aber nicht ohne verständige Prüfung, praktisch in ihr Leben einzufügen; wie sie es gleichfalls vermochten, sich rasch und leicht in europäisches Leben hineinzufinden, so daß z. B.

[redacted]

Liholiho der Sohn Tamehameas bei seinem Besuche in England mit der englischen Aristokratie takt- und würdevoll leben konnte, ohne gegen deren gesellschaftlichen Ton auffallend zu verstoßen.

Wichtiger aber als alle diese technischen Fertigkeiten und Leistungen sind andere Züge ihres Lebens, welche auf geistige Fähigkeit und Thätigkeit schließen lassen. Zunächst müssen wir von ihrer Kenntniß des Himmels und ihrer Zeiteintheilung reden. Die erstere muß, wie schon ihre Tüchtigkeit als Seefahrer beweist, nicht gering sein, und mit ihr steht die Zeiteintheilung im nächsten Zusammenhang.

Die Zeitrechnung in ganz Polynesien richtete sich nach dem Monde. Man rechnete nach Nächten, deren 28 bis 30 einen Monat bildeten; 12 Monate waren ein Jahr, dessen Anfang verschieden gelegt wurde, auf Neuseeland in den Mai (Dieffenbach) oder Juni (Thomson), auf Tahiti in den März (Forster Bem. 438) oder gegen Ende December oder in die Mitte des Mai (Ellis 1, 86—7); jede Insel hatte wie ihre eigenen Monatsnamen so ihren eigenen Jahresanfang; doch stimmten alle in der Länge des Jahres überein (Neuseeland Dieffenbach 2, 121—3; Taylor 175 f.; Thomson 1, 198; Tahiti Forster Bem. 436 f.; Ellis 1, 86 f.; Wilkes 4, 42; Mörenhout 2, 179 f.; Markesas Desgraz bei d'Urville b, 4, 328; Vinc. Dum. 290; Hawaii Pickering 93; Jarves 74 f und wörtlich übereinstimmend Remy 75 f.; Samoa Hale 169). Wenn Thomson a. a. O. sagt, das Jahr der Maoris habe 13 Monate gehabt, wenn auch Dieffenbach (2, 122) den 10. Monat doppelt zählt und den 11. und 12. als 12. und 13. ansetzt (Schirren 205): so stimmt dazu, was Ellis uns von Tahiti berichtet (1, 87), daß man auch dort eigentlich ein 13monatliches Jahr (wie auch Cook 1. R. 2, 224 angibt) gehabt, in diesem aber bisweilen einen Monat überschlagen habe, um nicht allzusehr die natürliche Uebereinstimmung der Monate mit den Jahreszeiten zu verlieren. Denn die Monatsnamen, welche freilich vielfach von einander abwichen (vergl. Ellis a. a. O. und Forster 438) spielten oft auf bestimmte Stufen der Fruchtentwickelung und dergl. an. Doch beruhten sie an einigen Orten nur auf Zählung. Nach Forster ward bisweilen ein dreizehnter Monat zugesetzt, als Schaltmonat, was mit Ellis Nachrichten wohl übereinstimmt, aber minder genau scheint. Auf Neuseeland

zerfiel nach Taylor (175 f.) jeder Monat in 3 Dekaden, was freilich zu den 28 Nächten, die nach ihm einen Monat bilden, schlecht paßt; etwas genauer aber stimmt es, wenn man mit Thomson den Monat zu 29 Nächten annimmt. Auf Tahiti kannte man eine solche Eintheilung des Monates nicht (Ellis a. a. O.). Die verschiedene Zahl der Nächte erklärt sich wohl richtig aus dem, was Forster Bem. 439 sagt: daß man den Monaten je nach dem Laufe des Mondes bald 29, bald 30 Nächte gegeben hätte. Taylors Angabe, daß man zu Neuseeland nur 28 angesetzt habe, beruht denn vielleicht nur auf abstrakter Berechnung der Umlaufszeit des Mondes. Die Namen der einzelnen Nächte — denn die Tage benannte man nicht, wie man sie nicht zählte — beziehen sich auf bestimmte Wandelungen des Mondes und des Meeres (Ebbe, Fluth; Taylor a. a. O.; Ellis 1, 88; Jarves 74). Auch die Stunden des Tages bezeichnete man genau durch Namen, welche sich entweder auf den Stand der Sonne oder auf Erscheinungen aus der Thierwelt beziehen (Ellis 1, 89), doch hatte man, nach Forster Bem. 440 f., 6 Hauptheile für den Tag und ebenso viele für die Nacht.

Nun hatte man aber noch eine andere Eintheilung des Jahres in zwei Hälften nach dem Sichtbar- oder Unsichtbarsein der Plejaden; und zwar begann dies Jahr auf Tahiti (Ellis 1, 87), wenn die Plejaden zuerst wieder gleich nach Sonnenuntergang am Horizont gesehen wurden; sah man sie um diese Zeit nicht mehr, so begann die zweite Jahreshälfte. Jahresanfang fiel bei dieser Zeitrechnung in die Zeit des Wintersolstitiums Polynesiens, also in den Juni (Shortland a. 205; Schirren 205). Die Jahresbestimmung galt durch ganz Polynesien, in Tahiti, Hawaii, Rarotonga (Hale s. v. matahiti, d. h. Aufgang der Plejaden, Jahresanfang, Jahr), in Neuseeland (Thomson 1, 198; Schirren 206) und vielleicht auch auf Rotuma, denn wenn man hier nur 6 Monate zählte (Hale 169) und nach dem 6. wieder mit dem ersten anfing, so haben wir eine wie es scheint in Vergessenheit gerathene und dadurch zertrümmerte Jahresrechnung nach 12 Monaten und 2 Jahreshälften. Auf Tahiti hatte man auch noch eine Dreitheilung des Jahres nach Jahreszeiten (Ellis 1, 87).

Schirren (204 f.) glaubt nun nachweisen zu können, daß man in früheren Zeiten neben dem 12monatlichen auch ein 10monatliches Jahr

im Polynesien gehabt hat, wie es allerdings auch sonst in Malaisien ein Jahr von zehn Monaten gab (Bali Bydragen N. V. 1, 215; Mentawei v. Rosenberg Tijdschrift a, 1, 437). Seine Beweise sind, daß in Neuseeland (ebenso wie in Java) nur die ersten 10 Monate gezählt, die beiden anderen benannt wurden, ferner, daß auch sonst die Zahl 10 bei manchen polynesischen Zeitbestimmungen eine Rolle spielt, ja daß auf den Kingsmillinseln überhaupt nur 10 Monate gezählt werden. Allein seine Beweise sind nicht zwingend. Nach Shortland (a, 205, welche Stelle er selbst anführt), bezeichnet man auf Neuseeland alle Monate, auch die beiden letzten, mit Zahlen. Es ist ferner bekannt, daß das Zahlensystem der Polynesier ein dekadisches, daß es aber über 10 hinaus wenig entwickelt ist. Hieraus erklären sich Schirrens Angaben schon so vollkommen, daß wir nichts weiteres auf sie bauen dürfen. Die Monatsnamen des tropischen Polynesiens passen in ihrer Bedeutung (vergl. Hale 170; 171; Forster Bem. 438; Ellis 1, 86) nicht für Neuseeland, daher es ganz natürlich war, daß man sie später entweder alle oder wenigstens die nicht mehr passenden aufgab, (ein neuseel. Monatsname stimmt noch zu der tahit. Form Schirren 205) und dafür das nächstliegende Ersatzmittel wählte; das waren aber die Zahlen. Indeß hatten auch die Neuseeländer (Shortland a 205) einzelne nähere Bestimmungen für ihre Monate ihrem Ackerbau entlehnt. So heißt es vom 7. Monat (unserem December): jetzt ißt man frische Bataten; zum 8ten (Januar): man gräbt die Bataten zum Aufbewahren; zum 10ten (März): man flicht Kumarakörbe; zum 11ten (April): man erntet die Kumara u. s. w. Zählte man auf den Kingsmillinseln überhaupt nicht weiter als 10, so beruht dies gleichfalls auf dem polynesischen Zahlensystem, dann aber wohl auf jenem Umstand, daß das Leben der Ozeanier in mancher Beziehung von höherer Entwickelung herabgesunken scheint; wie denn gerade in Beziehung auf die Zeitrechnung die Polynesier in der Nähe des Aequators sehr wenig sorgfältig sind (Hale 169). Damit fällt denn auch Schirrens Vermuthung, daß mit der Kumara das 12theilige Jahr nach Neuseeland gekommen sei; welche Auseinandersetzung bei ihm unklar genug ist (206).

Doch ist bei allem Vorstehenden zu beachten, daß eine wirklich genaue Rechnung nirgends statt fand, auch in Hawaii nicht, wo man immer noch am genauesten war. Da eine ungefähre Zeitbestimmung

dem Bedürfniß dieser Insulaner durchaus genügte, so gab man sich auch keine große Mühe mit großer Genauigkeit und aus diesem durchaus zu beachtenden Gesichtspunkt lösen sich manche der Schwierigkeiten und Dunkelheiten, welche unsere Quellen uns überliefern: wir können hier nichts genaueres erforschen, weil jene Völker nichts genaueres gedacht hatten. Wie übrigens einige von den polynesischen Monatsnamen auf dem Erscheinen gewisser Thiere beruhten, so richteten sich auch die Neuseeländer in ihren Arbeiten u. s. w. nach dem Erscheinen bestimmter Thiere oder Pflanzen (Dieffenb. 121, 2 f.). Jetzt haben die Engländer wohl überall die europäische Zeitrechnung eingeführt (Ellis 1, 89).

Die Planeten kannten die Tahitier und unterschieden Mars, Venus, Jupiter, den sie als Morgenstern „Hund des Morgens" nannten (Mörenh, 2, 181) und Saturn durch besondere Namen (Mörenhout 2, 180 f.; Forster Bem. 441). Auch die Bewegungen der Planeten sollen einzelne wenige nach Forster (eb). gekannt haben, was indeß Mörenhout (eb). läugnet; doch stimmen Tyermann und Bennet 1, 288 Forster bei. Cook (1. R. 2, 225) sagt, daß sie sich auch Nachts nach dem Fortrücken der Sterne zurechtgefunden hätten, wie denn Tupaya auf der Reise durch den Ozean jederzeit richtig die Gegend in welcher Tahiti lag anzugeben wußte. Doch waren derartige Kenntnisse nur im Besitz des Adels und auch in ihm keineswegs ganz allgemein verbreitet. Von den Fixsternen bezeichneten sie den Sirius, den Gürtel Orions, einige Stellen der Milchstraße und manches andere mit eigenen Namen (Mörenh. Forster a. a. O.), so auch die Zwillinge, welche auch bei ihnen Zwillinge hießen (Mörenhout 2, 210). Ferner hatten sie dunkele Sagen von Verfinsterungen der Sonne (eb. 181). Auch die Neuseeländer hatten ähnliche Kenntnisse, benutzten sie aber meist nur zu astrologischen Zwecken (Pickering 81; Nicholas 31). An astrologischen Aberglauben fehlte es natürlich auch auf Tahiti nicht; die drei Nächte nach dem Vollmond galten als besonders angenehm für die Geister,*) welche deßhalb in ihnen zahlreich umherwanderten; doch auch als den Dieben besonders günstig (Ellis 1, 88). Ob es hiermit zusammenhängt, daß in Hawaii in jedem Monat viermal einige Nächte heilig (tabu) waren (Jarves 75)? Kometen kannte man wohl: Tupaya rief, als

*) Dies erinnert an den oben erwähnten Glauben der Tokelau-Insulaner nach welchem der Mond die Speise der Geister ist (5. B. 2, 197).

[redacted]

er von Cooks Schiff einen erblickte: „nun werden die Einwohner von Borabora die von Raiatea angreifen und diese werden in die Berge flüchten“ (Cook 1. R. 2, 278). Sie wußten, daß Kometen erst nach vielen Jahren wieder erschienen (Bougainville 192). Sternschnuppen galten als unheilverkündende Genien (eb). Als Wetterbeobachter waren sie ausgezeichnet (Cook 1. R. 2, 224). In Neuseeland kannte man 8 Himmelsgegenden (Dieffenb. 2, 121 f.), und so auch sonst; überall benannte man verschiedene Winde, welche die Tahitier in Höhlen im fernen Westen und Osten eingeschlossen dachten (Tyermann und Bennet 1, 288). Noch genauer aber beobachteten sie die irdische Natur. Es ist eine höchst beachtenswerthe Erscheinung, daß die Maoris z. B. nicht nur die genaueste Kenntniß ihres eigenen Landes sondern jedes Thier, auch das kleinste Insekt, jede Pflanze, ja selbst die verschiedenen Arten des Gesteines mit besonderen Namen bezeichneten (Hochstetter 203, 468). Ganz Gleiches aber wird von den übrigen Polynesiern berichtet. Daher vermochten sie es, genaue Karten ihrer Länder, ihrer Inselgruppe und weiterer Districte aufzuzeichnen. Das berühmteste Beispiel ist die Karte des Tupaya, welche die Markesas, die Australinseln, Fidschi, Tonga und Rotuma umfaßt. Von speziellster Localkenntniß zeugen die Karten, welche von Neuseeländern entworfen sich bei Shortland 80 und 205 finden; auch Collins 522 gibt eine Karte von Neuseeland, welche ein Eingeborener entwarf (vergl. Hochstetter 204) und dieselbe Fertigkeit findet sich überall, stets aber nur bei dem Adel und natürlich auch hier nur bei begabteren Individuen.

Die Tahitier konnten meistens nur bis 10 zählen und zwar stets an den Fingern; bis 200 zählten nur solche, welche besonders unterrichtet waren. Diesen Unterricht gaben einzelne Lehrer die man hoch ehrte und die dem Adel angehörten; sie überlieferten zugleich auch die geographischen, astronomischen u. s. w. Kenntnisse (Forster Bem. 459). Sie rechneten, indem sie kleine Stücke eines Kokoszweiges für jedes Zehend abbrachen, jedes Hundert aber durch ein größeres Holzstück abschieden (Lutteroth 4). Auf den Sandwichinseln diente früher eine lange Schnur mit verschiedenen Schleifen und Büscheln den Einnehmern der Abgaben als Register (Tyermann und Bennet 1, 455), ähnlich wie den Peruanern ihre Knotenschnüre als Gedächtnißhülfe dienten. Bemerkenswerth ist noch, daß die Polynesier häufig

namentlich kleinere Gegenstände, Früchte, Fische u. s. w. paarweise zählten, ja auf Hawaii, Neuseeland und z. Th. auf Nukuhiva (wo man z. B. Brodfrucht nie anders zählte) war eine quaternäre Zählung ganz gewöhnlich; man zählte bis 40, dann wieder bis 40 und so bis 10 mal 40; man hatte besondere Worte für 4, 40, 400, 4000, 40,000, 400,000 (Hale 246—250; Zeitschrift für Erdkunde 7, 361 nach Clark). Auch hatte man für verschiedene Gegenstände verschiedene Ausdrücke für ein und dieselbe höhere Zahl, z. B. hawaiisch iato, tanahá' ta'au für 40, doch brauchte man iato nur von Tapastücken, ta'au nur von Fischen, dagegen tanahá, allgemein (Hale 250). Aehnliches findet sich überall; es beweist wie die Polynesier den Zahlbegriff nicht in völliger Abstraction gefaßt haben. Doch treiben die Hawaiier jetzt die Mathematik vorzugsweise gern (Pickering mem. 210; Cheever 60). Berechnung des eigenen Alters war ihnen fremd (Chamisso 152; Forster Bem. 413).

Der Handel der Polynesier war verhältnißmäßig nicht bedeutend entwickelt; ein allgemeines Werthobject, ein Geld hatte man nicht und aller Waarenverkehr geschah durch Tausch. Allein dies lag nur in den äußeren Umständen Polynesiens, welche eine wirkliche Entwickelung des Handels ganz unmöglich machten. Nur in Hawaii wurden Märkte an bestimmten Orten und Tagen gehalten, wo Zeug (Tapa), Lebensmittel u. dergl. nach bestimmter Ordnung ausgeboten wurden. Bestimmte Schiedsrichter, welche eine Abgabe für ihre Mühverwaltung empfingen, schlichteten etwa vorkommenden Streit. Jeder der sich am Markt betheiligte mußte einen Zoll geben (Jarves 68). Daher haben denn auch die Sandwichinsulaner später, als durch die Europäer ein Umschwung in die Verhältnisse kam, sich vor allen Dingen als treffliche Handelsunternehmer gezeigt; schon unter Tamehameha fuhren sie häufig nach der Nordwestküste von Amerika, wo sich gar mancher ein bedeutendes Vermögen erworben hat; ja sie wollten einen Handel nach China eröffnen (Turnbull 160; 165), so wie sie mit den Europäern gemeinschaftlich gar manches Unternehmen ausgeführt haben. Auch die Neuseeländer leisten jetzt Bedeutendes; Handelskarawanen durchziehen zu festen Zeiten das Land und der Umsatz sowie der Erwerb der Einzelnen ist groß (Hochstetter 125). Von Samoa und anderen Inseln wird ein Gleiches berichtet (Turner 271); und wenn Tahiti hier zurückbleibt, so ist dies nur eine Folge der französischen Unterdrückung. Auch was die Polynesier in den Künsten geleistet hatten ist nach

[redacted]

einer Seite nicht unbedeutend — um so schwächer freilich nach anderen. Zu letzteren gehört die bildende Kunst, welche nur durch jene Schnitzereien vertreten ist, die wir schon erwähnten. Kähne, die Hauspfosten und Hausgiebel, die Waffen, die Geräthe, z. B. kleine Kästchen und Laden verzierte man mit ihnen oft aufs kunstreichste und wirklich geschmackvoll. Auch die arabeskenartigen Muster welche sie häufig als Schmuck anbringen und mit denen sie ihren eigenen Leib zeichnen sind oft geschmackvoll genug, wie sie denn bisweilen an mittelalterliche europäische Arbeiten erinnern. Ihre Götterbilder sind freilich immer mißgestaltet und fratzenhaft, aber mit Absicht, wahrscheinlich aus religiös-conservativen Gründen so gebildet. Doch auch diese Fratzen erinnern oft an mittelalterliche Schnitzereien. Auch waren sie im Stande bessere ja verhältnißmäßig gute menschliche Figuren zu schnitzen, wovon z. B. Cook 3. R. 3, 444 ein Beispiel gibt. Fast noch weniger leisten sie in der Musik, bei welcher sie sich dreier Instrumente bedienen, der Trommel, der Flöte und der Muscheltrompete, letzterer aber fast nur zu Signalen. Daher darf man sie hier füglich gar nicht anführen, ebensowenig wie das lange Holzstück welches zu Neuseeland in den Pahs (Festungen) der Eingeborenen hing und durch seinen dumpfen weitschallenden Ton die Ankunft von Feinden anzeigte (Dieffenbach 2, 132). Die Flöte, welche man nur auf Samoa (Turner 210) und den Sandwichinseln nicht kannte (King bei Cook 3. R. 3, 438) war aus Bambusrohr, nur auf Neuseeland aus Knochen verfertigt (Polack narr. 1, 184) und entweder einfach oder doppelt, meist mit vieren, seltener (Tahiti) mit zweien und noch seltener (Tonga Mariner 2, 322; Labillardière 2, 152) mit sechs Löchern versehen. Ihr Ton, der gewöhnliche Begleiter von Tanz und Gesang, war sanft und konnte, indem man ein zusammengerolltes Blatt in die Röhre des Instruments setzte, gestimmt werden. Die Flöte wurde mit der Nase geblasen, indem man mit dem linken Nasenloch blies, und das rechte zuhielt, in Tonga aber das rechte zum Blasen brauchte und das linke zuhielt (Mariner 2, 322; Cook 3. R. 2, 104; Tahiti Ellis 1 197 f.; Cook 1. R. 2, 98: Neuseeland Polack narr. 1, 184; Dieffenbach 2, 57 f.; Markesas Mathias G*** 187; Melville 2, 190). Eine Pansflöte, welche aus verschieden langen Rohrstücken bestand, die aber nicht nach Länge und Kürze, sondern beliebig geordnet waren, erwähnt Forster (Reise 2, 94; Abbild. 75) von Tonga.

Die Trommeln fehlten nirgends. Man hatte sie in verschiedener Größe, alle aber waren aus einem Stück Holz, welches man ausgehöhlt und oben mit einem Stück Haifischhaut überspannt hatte. Das Holz war meist mit Schnitzereien verziert und oft bei der Breite von nur einem Fuß 8 Fuß lang, doch oft auch breiter und kürzer. Größere Trommeln wurden mit 2 Holzstücken, kleinere mit den Fingern geschlagen. Der Ton war dumpf und wahrhaft furchtbar muß der Schall der großen Opfertrommel zu Tahiti gewesen sein, welche oft wenn man ein Menschenopfer brauchte um Mitternacht von den Bergen wiederhallend dem Volke Angst und Schrecken bereitete. Die Trommeln brauchte man bei allen Gelegenheiten, bei Opfern, im Kriege, bei Tanz und Spiel, beim Gesang und in Tonga wurden sie, da sie nicht leicht zu spielen waren, von den vornehmen Häuptlingen und namentlich dann von ihnen geschlagen, wenn ein anderer Vornehmer sich am Tanze, den sie begleiteten, betheiligte (Tahiti Ellis 1, 194 f.; Mörenhout 1, 134; Paumotu Mörenh. 1, 109; 95 f.; Markesas Melville 2, 76; Mathias G*** 187; Tonga Mariner 2, 317 f.; Samoa Turner 210). Man hatte zu Samoa auch überspannte Bambusröhre von 4′ an wie eine Pansflöte unter einander verbunden, welche man schlug und dadurch verschiedene Töne hervorbrachte, oder wie auch in Tonga Bambusstücken von verschiedener Länge, oben offen und unten mit weichem Holz geschlossen, die man zu gleichem Zweck auf die Erde aufstieß (Turner 210; Mariner 1, 137). Ein ähnliches Rohr, oben offen und lang aufgeschlitzt, wurde in Tahiti auf der Erde liegend mit Stöcken geschlagen, wodurch ein lauter aber widerlicher Ton erzeugt wurde (Ellis 1, 197). Aehnlich schlugen die Markesaner und Tonganer zur Begleitung ihrer Lieder Holzstücken taktmäßig an einander (Melville 2, 188; Mathias G*** 187; Mariner 1, 137). Auch Händeklatschen diente als rhythmische Begleitung (Krusenstern 1, 197; Turner 210). Trommeln und Flöten gemeinschaftlich begleiteten oft den Gesang (Cook 1. R. 2, 147), ja Cook schildert uns ein ganzes Orchester tonganischer Musik; 5 Männer stießen jene hohlen Rohre auf den Boden, andere schlugen die Holzstecken und alle diese sowohl wie noch andere sangen, — und die Wirkung dieser Musik war mächtig und bezaubernd auch für europäische Ohren (3. R. 1, 281). Freilich sollen auch nach Burney und Philips (eb. 3, 438 Anm.) die tonganischen Musiker ihre

[redacted]

Stücke welche sie aufführen wollen erst vorher durchproben und lernen. Ihr Gesang war eintönig und bewegte sich nur zwischen wenigen Tönen. So schildert z. B. Melville den allabendlichen Gesang der Hausbewohner des Taipithales, welcher 1—2 Stunden dauerte und Langsdorff (1, 139) gibt Gesänge von Nukuhiva, deren Weisen sich zwischen e—g bewegen. Lay (225) erwähnt 2 Lieder der Gesellschaftsinseln, welche sich innerhalb einer Quarte bewegten in den Tönen c, cis, d, e, f, wie denn auch Turnbull 75 nur 4 Töne in Tahiti hörte. Melodien und Gesänge von Samoa gibt Wilkes 2, 77; 135; 145; von Tonga 3, 20 und Mariner 2, 324. Auf Hawaii sang man wie Capitain Burney, der Sohn des bekannten Musikhistorikers berichtet, einförmige (so auch Chamisso 152) Lieder mehrstimmig (Cook 3. R. 3, 438) und auch dieser Gesang wird gerühmt. Turnbull rühmt auch den tahitischen Gesang und zwar als höchst mannigfaltig, harmonisch und streng im Takt; wie man denn bei einem Chor von 90—100 Frauen oder 50 Burschen nur einen Menschen zu hören glaubte (208). Der neuseeländische Gesang machte auf Cook (1. R. 3, 28 f.) einen feierlichen Eindruck und ebenso sagt Dieffenbach (2, 57) daß er sich in tiefliegenden, einfachen, aber angenehmen Melodieen bewegte. Nach Davies in einer gelehrten Abhandlung bei Grey Appendix 321 ist der Maorigesang gebunden, aber vielfach mit Vierteltönen, wie aller Naturgesang, gemischt. Takt oder Rhythmus fehlte; der Sänger hielt beliebig bald bei dem einen, bald bei dem andern Wort an (eb. 326). Die sehr interessanten Notenbeispiele, die er, die Vierteltöne mit bezeichnend, gibt, enthalten zwar manches rhythmische und melodiöse Element, sind aber für europäische Ohren wenig genießbar. Auffallend ist ihre sehr tiefe Lage. Wenn Davies diesen Maorigesang nach manchen Seiten mit dem altgriechischen vergleicht, so hat er gewiß sehr recht. Doch singen die Maoris bei allen Gelegenheiten, beim Spiel, bei der Arbeit, dem Rudern, beim Auszug zum Krieg, beim Tanz, auch ohne besondere Veranlassung nur zum Vergnügen, und zu letzterer Art muß man die Wechselgesänge zwischen einem Einzelnen und dem Chor, welche öfters ausgeführt wurden (Shortland a, 139; Dieffenbach 2, 57; Davies bei Grey 332), rechnen. Alle diese Gesänge, bei der Arbeit, dem Rudern, zum Tanze u. s. w. hatten ihre besonderen Weisen (Taylor 148 f.). Diese Gesangslust theilten alle Polynesier, und man kann

daher, was Hale 151) von Fakaafo sagt, auf alle anwenden, daß jede Regung ihnen sofort zu Gesang wurde. Doch haben wir auch minder günstige Urtheile. Bennet (a) tadelt den polynesischen Gesang gar sehr wegen seines nasalen Klanges; Krusenstern (1, 197) nennt den der Markesaner geradezu Geheul. Wir thun also wohl nicht Unrecht, wenn wir so über die polynesische Musik urtheilen: der Gesang, unentwickelt, nur wenige und stets sehr nahe neben einanderliegende Töne umfassend, wurde auf den verschiedenen Inseln mehr oder weniger roh vorgetragen, machte aber oft eben durch seine Einfachheit und Langsamkeit sowie durch die Tiefe der Lage, die Reinheit der Intonation einen nicht schlechten Eindruck; ihre Instrumentalmusik ist ganz roh und eigentlich gleich null. Allein dennoch müssen wir den Polynesiern auch in musikalischer Beziehung tüchtige Anlagen zugestehen; denn gehörte schon etwas dazu, daß Instrumente bisweilen durchaus nicht störend klangen für ein europäisches Ohr, so spricht noch mehr dafür, daß ihr Gesang meistentheils rein und öfter sogar nicht ohne Anmuth befunden wurden, auch von Reisenden, denen man ein musikalisches Urtheil zutrauen darf.

Tänze gehören ebenso wesentlich zum Leben der Polynesier als Gesänge und auf allen Inseln vertanzte man oft ganze Nächte, namentlich wenn der Mond schien. Häufig tanzten die Männer allein, häufig auch die Frauen, oft beide Geschlechter in Gemeinschaft, dann aber abgesondert in Reihen gegeneinander. Fast immer sind die Tänze Massentänze, zwischen welchen sich der Solotanz einzelner nur selten einschiebt; doch waren auch Solotänze gebräuchlich. Der Tanz selbst bestand meist in einem Hüpfen und Biegen auf einer Stelle, wobei man die Arme erhob und die Finger in eine zitternde Bewegung setzte (Krusenstern 1, 197; Melville 2, 46 f.; Mariner 2, 332; Turner 210; Forster Bem. 415; Hervey Cook 3. R. 1, 207). Diese Bewegungen waren keineswegs ohne Grazie (Cook 3. R. 1, 281), ja Chamisso 152 schildert einen hawaiischen Tanz als sehr schön, wie denn auch Jarves die Tänze der hawaiischen Jugend anmuthig nennt; allein meist waren die Bewegungen (und so fast immer gegen das Ende der Tänze) übertrieben, verzerrt und dadurch entweder lächerlich oder unangenehm (Jarves eb. Cook 3. R. 3, 316). Natürlich gab es verschiedene Arten von Tänzen, wie denn z. B. die Waffentänze der Männer besonders genannt werden müssen

[redacted]

(Cook eb.; Savage Erskine 29); auf Tahiti führten bei großen Festen ganze Schaaren Fechtspiele auf (Mörenhout 2, 140; 1, 141), welche sicher hierher gehören; ebenso in Tonga (Cook 3. R. 1, 343 f.); in Neuseeland begannen und beendeten solche Tänze in sonderbaren und wilden Verzerrungen bestehend jeden Krieg und solche Verzerrungen namentlich des Gesichtes waren überall häufig und überall bewundert (Dieffenbach 2, 56; Cook 1. R. 3, 58). Auf Tonga gab es Nacht- und Tagtänze, ferner Rudertänze, bei welchen jeder Mittanzende ein Ruder in der Hand hielt und die von Niva nach Tonga gekommen sein sollen (Mariner 2, 332; Cook 3. R. 1, 279). Auch obscöne Tänze waren vielfach verbreitet, doch waren sie in derbster Form verhältnißmäßig selten (Samoa Turner 211; Neuseel. Taylor 155; Tahiti Mörenhout 2, 128; Paumotu Arbousset 290). Die Weiber tanzten häufig auch allein und auch sie ganze Nächte hindurch (Cook 3. R. 1, 338). — Die Tänzer hatten meist eine eigenthümliche Tracht, und wenn Blumenkränze, namentlich bei den Tänzerinnen, sowie Kopfputz und Halsbänder von geflochtenem Menschenhaar sich von selbst verstehen, so verdient es Erwähnung, daß die Tänzer auf Hawaii um Hand- und Fußgelenke Flechtwerk, reichlich mit Zähnen besetzt (Cook 3. R. 3, 316; Jarves 65), auf Tahiti eine 4' hohe Mütze trugen, die wie ein Korb geflochten und gleichfalls mit Federn und Zähnen geschmückt war (Cook 1. R. 2, 260). Die Tracht der tahitischen Solotänzerinnen, welche je nach dem Tanze verschieden waren, ist aus den freilich idealisirten Abbildungen in Cooks erster Reise (2, 260) allgemein bekannt.

Ursprünglich war der Tanz eine religiöse Ceremonie (Jarves 65) und fehlte daher auch bei größeren Festen nie, und die Areois, eine religiöse Genossenschaft in Tahiti, durchzogen fortwährend die Inseln, um Tänze, die nur sie tanzen konnten und durften, und welche sehr häufig Kämpfe und andere Erlebnisse der Götter darstellten, aufzuführen (Mörenhout 2, 130). Aber dieser religiöse Charakter war nach und nach zurückgetreten; die Tänze waren nur noch Vergnügungsmittel und so auch meist die der Areois. Aus diesen religiösen Darstellungen hatten sich nun mimische Tänze entwickelt, theils ernster, theils komischer und bisweilen höchst obscöner Art, welche letztere Mörenhout mythologisch deuten will (2, 128; 131). Die komischen Tänze waren nicht ohne Interesse; so sah Banks (C

1, R. 265) von einer Gesellschaft Areois eine Darstellung, in welcher die Aufführenden, lauter Männer, in zwei Parteien getheilt waren, deren eine, braun gekleidet, den Herrn und die Diener, die andere, in weißen Gewändern Diebe darstellten. Der Herr gab den Dienern einen Fleischkorb zur Bewahrung, welchen die Diebe mit mannigfacher List zu stehlen suchten, jene aber im Tanze auf die verschiedenste Weise vertheidigten, bis sie schläfrig wurden, sich um den Korb setzten und einschliefen; nun hoben die Diebe die Schlafenden auf und trugen den Korb davon, das Erwachen der Eigenthümer und ihr Suchen nach dem Korb endete die gewiß nicht schlecht erfundene Pantomime. Doch wurde dieselbe oder andere ähnliche Darstellungen auch mit dem Schluß gegeben, daß die Eigenthümer bei ihrer Verfolgung die Diebe erhaschen und derb abprügeln. Solche balletartigen Aufführungen wechselten mit Solotänzen der Weiber jener Areoigesellschaften ab. Der Solotanz einer Paumotuanerin (Messag. de Tahiti Jul. 1864, Arbouss. 353 f.) stellte die Sehnsucht nach dem fernen Geliebten, den Entschluß ihm zu folgen und die Freude des Wiedersehens dar, unter Begleitung eines schönen Liedes gleichen Inhalts.

Anhangsweise mag hier erwähnt werden, daß die Markesaner (Coulter 178) eine ausgebildete Zeichensprache besaßen. Nachrichten in die Ferne, welche rasch verbreitet werden sollten, theilten sie durch eine Art Vocaltelegraphen mit, indem einer das Mitzutheilende laut ausrief, ein anderer in der Ferne den Ruf aufnahm und weiterrief (Melville 1, 144), ganz ähnlich also wie nach Cäsar (de bello gallico 7, 3) die alten Kelten verfuhren. Auf Tahiti (Tyermann und Bennet 1, 541) dienten Blumen, wie so vielfach im Morgen- und daher im Abendlande zur Verständigung für Liebende, und wandernde Maoris pflegen auf die Blätter der am Wege wachsenden Pformiumbüsche Nachrichten, Lieder, Grüße an andere Wanderer u. dergl. zu schreiben und dann den Busch zusammen zu binden. Andere welche des Weges ziehen, sehen die zusammengebundenen Blätter, öffnen sie und lesen das Geschriebene (Hochstetter 132).

Gehen wir nun zur Poesie der Polynesier über, so haben wir lyrische, epische und sogar dramatische Leistungen zu besprechen. Wir beginnen mit der lyrischen Poesie, nicht weil diese die älteste ist, denn auch hier hat wie überall sich aus den ersten epischlyrischen Ansätzen menschlicher Dichtung zunächst das Epos entwickelt, sondern weil die

[redacted]

Lyrik das ganze Leben dieser Völker begleitet und umgibt und daher jeder Beobachter derselben, sei er Reisender, sei er gelehrter Forscher, zunächst mit ihr bekannt wird. Bei seinem ersten Eintritt in das Leben wird das Kind von Poesie empfangen, denn die Mütter haben hübsche herzliche Wiegen- und Schlaflieder (Dieffenb. 1, 26 von Neuseel.); alle ihre Spiele sind von Liedern, die sie ähnlich wie unsere Kinder ihre Kinderliedchen dazu singen, begleitet (Dieffenb. 1, 262—3; Shortland a 137). Aber auch die Arbeit der Männer ist stets durch Lieder erleichtert und erheitert, man hatte auf Tahiti z. B. Gesänge für die Erbauung eines Hauses, das Fällen eines Baumes, das Herablassen eines Kahnes ins Meer u. s. w. (Ellis 1, 200) und ganz ebenso auf Neuseeland Lieder beim Pflanzen, beim Lasttragen, beim Rudern, kurz bei allen und jeglichen Beschäftigungen. Beim Lasttragen und Rudern sang ein Vorsänger eine kurze Zeile vor, die Arbeitenden sangen dann nach dem Tempo ihrer Arbeit eine kurze Antwort (Dieffenb. a. a. O.; Shortland a 139 f.). Es versteht sich nach alle diesem von selbst, daß die gewaltigste Arbeit der Männer, der Krieg, gleichfalls von Gesängen begleitet war. Vor Beginn der Schlachten setzte man sich durch Lieder in die nöthige Stimmung, ja oft geradezu in die wildeste Wuth und Leidenschaft. Zur Rache feuerte man sich durch ähnliche Gesänge an (Forster Bem. 412; Shortland a 150 f.); Ellis gibt ein längeres Beispiel von Tahiti (1, 200 f.), und es läßt sich nicht verkennen, daß sie mit außerordentlicher Kraft, in strömender Fülle von Bildern und Worten und wirklich hinreißend verfaßt sind. Auch spöttische und neckische Gedichte, oft freilich unanständig genug, waren über den ganzen Archipel verbreitet (Neuseel. Thoms. 1, 164; Baker transact. ethnol. soc. N. S. 1, 48; Samoa Erskine 75; Tonga Mar. 2, 337; Paum. Arbouss. 357). Sie hatten eine solche Bedeutung, daß es bisweilen über sie zum Krieg kam. Ehe wir nun über die zahlreichste Klasse der polynesischen Lyrik, über die ethischen und erotischen Gedichte sprechen, ist es nöthig einen Blick auf die metrische Form und die Vortragsweise der Lieder zu werfen. Sehr häufig finden wir in ihnen gar keine metrische Form und keinen anderen als den gewöhnlichen Rhythmus der Sprache: sie unterscheiden sich dann von der Prosa nur durch Freiheiten in der Wortbildung, durch Ellipsen, sprungartigen Gang der Gedanken, durch seltene Worte und Formen. Nach Parkins (387) bildet der Athem

das Maaß der hawaiischen Poesie: jede Zeile umfaßt nach ihm so viel Worte, als sich bequem in einem Athem aussprechen lassen; was auf das oben Gesagte hinauskommt. Oft aber zeigt sich in den Gedichten ein gewisser Parallelismus der Gedanken, der mehr oder weniger streng durchgeführt war (Baker a. a. O. 47 von Neuseeland; vergl. das gleich folgende tonganische Gedicht). In Tonga indeß, wo auf die meisten Lieder zwar die obige Schilderung paßt, gab es einzelne, welche mit Rhythmus und Reim versehen waren (Mariner 2, 332 f.), auf Neuseeland eine ganze Klasse mit festem Metrum, welches freilich für jeden Satz besonders gestaltet war (Shortland a 156). Wichtig war auch der Unterschied, daß die einen Lieder mit Tanzbegleitung (welche bisweilen unanständig war), die anderen ohne dieselbe gesungen wurden. Die Tanzbegleitung war eine doppelte: entweder war der Tanz die Hauptsache und das Lied, die Musik secundirte nur oder das Lied stand an erster Stelle und die Tanzbewegungen, welche dann meist im Sitzen ausgeführt wurden und nur in Bewegungen des Oberkörpers, der Arme und Finger bestanden, waren untergeordnet. Diese beiden Arten unterschieden sich auch durch die Musik von einander. Gesungen wurden alle polynesischen Gedichte; die mit Tanz aber hatten eine mehr rasche heitere, die anderen eine ernstere langsamere Singweise.

Wie nun die Kinder-, die Arbeits-, die Kriegslieder als bestimmte Gattungen der Poesie angesehen werden und daher ihre besonderen Namen hatten, so zerfällt auch die erotisch-ethische Poesie in zwei Klassen Die eine bilden die Lieder, welche man auf Neuseeland Haka nennt, kurze Strophen, die Abends von den festlich geputzten Jünglingen oder Mädchen, welche sich zusammen vergnügen wollen, abwechselnd gesungen werden, indem der Chor der übrigen einen Refrain singt von Silben ohne Bedeutung, ja oft nur von unartikulirten heftig hervorgestoßenen Gutturaltönen und den Gesang mit jenen Tanzbewegungen begleitet. Der Inhalt ist meist erotisch, oft sehr leidenschaftlich; doch singt man auch Spottgedichte in dieser Form. Die zweite Klasse umfaßt die lyrischen Gedichte, welche ohne Tanzbegleitung, in ernsterer Melodie und festem Metrum von einer oder mehreren Stimmen gesungen werden. Sie heißen auf Neuseeland Waiata und drücken ernstere Empfindungen oft moralischer Art, Betrachtungen, Freundschafts-, auch wohl Liebesgedanken aus, letztere aber immer in ruhigerer ernsterer Weise (Shortland a, 146 f.; 156 f.). In Ton-

[redacted]

ga scheidet man von gewöhnlichen Liedern Lieder in der Niva- und in der Samoaweise ab, welche letztere den Hakas der Neuseeländer, erstere den Waiatas etwa gleichsteht (Mariner 2, 332 f.). Eine besondere Unterabtheilung, welche man auf Neuseeland zu den Waiatas rechnet, (Shortland a, 156 f.) sind die Tangi, die Klage- oder Trauerlieder, welche theils beim Abschied von geliebten Personen oder bei ihrem Tod oder sonst bei traurigen Veranlassungen gedichtet und gesungen werden. Auch der Noth des Vaterlandes galten sie bisweilen (Baker transact. ethnol. soc. N. S. 1, 48; Beispiele von Neuseel. bei Shortl. a. a. O.; Davis; Hochstetter 520 f.; von Hawaii Ellis 4, 178; Tahiti 1, 199). Sie sind oft von großer Innigkeit und Zartheit, oft von großer Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit und gehören jedenfalls zu den schönsten Blüthen der polynesischen Poesie (Vgl. ferner Thomſ. 1, 164 f.; Tayl. 126 f. Paum. Arbouss. 353).

Die Dichter schätzte man hoch; auch Dichterinnen finden sich in Neuseeland (Hochstetter 508 f.) und überall gab es einzelne namhafte Dichter, die man hoch ehrte, auch wenn sie von niederem Stande waren. Auf Tonga zogen sie sich um ihre Gedichte zu machen, oft in die einsamsten und schönsten Gegenden (für deren Reize sie sehr empfänglich sind) zurück und mit dem Gedicht schufen sie zugleich die Singweise desselben (Mar. 2, 336; Jarves 61). Mariner nennt zwei Dichter mit Namen, deren einer nur scherzhafte, der andere nur ernstere Poesien dichtete — die also beide einen freiwillig abgeschlossenen Dichterberuf hatten.

Als Beispiel wollen wir zunächst ein Lied von Tonga, wo Liebe und Krieg selten, Naturschilderungen und moralische Reflexionen häufig den Inhalt der Poesie bilden (Mariner 1, 293), in der Nivaweise, welches Mariner (2, 378 f.) mittheilt, hier einrücken und zwar in Humboldts Uebersetzung (3, 457).

1) Wir saßen plaudernd über Wawau Tua Liku, da sprachen zu uns die Weiber:

2) Laßt uns wandern nach Liku, den Untergang der Sonne zu schauen; lasset uns auf das Zwitschern der Vögel horchen und die Klage der Turteltaube.

3) Wir wollen Blumenkränze pflücken am Abhange bei Matato. Wir wollen bleiben und vertheilen die uns von Liku One gebrachten Lebensmittel.

4) Wir wollen baden im Meer, dann uns waschen im

ßen Wasser Wau Akas, salben mit wohlriechendem Oel; wir wollen Kränze flechten und die Blumen winden, die wir pflückten von Matato.

5) Stehend innbeweglich am Abhang bei Ana Manu starren wir athemlos hinunter in die Ferne des Meeres in der Tiefe.

6) Wie unser Gemüth sinnet, rauschet von den hohen Toabäumen in den Ebenen des Inlands der mächtige Wind zu uns her.

7) Mein Gemüth erweitert sich, wie ich schaue die Brandung in der Tiefe die sinnlos strebende zu durchbrechen den festen Felsen.

8) O wie glücklich ist unser Weilen hier gegen unser Weilen auf Mua.

9) Es ist Abend, lasset uns gehn zum Orte. Horch! es tönt her von den Sängern! Bereiten sie einen Tanz, zu begehen die Nacht auf dem Grabplatz zu Tanea?

10) Dahin lasset uns wandern.

11) Sollten wir nicht gedenken unseres früheren Zustandes, als der Krieg noch nicht zerrissen hatte unser Land?

12) Wehe! ein furchtbar Ding ist der Krieg. Schauet hin! Wüst ist das Land und getödtet grausam der Menschen Menge.

13) Wohnsitzlos sind die Häuptlinge, schleichen nicht mehr einsam beim Mondlicht zu ihren Geliebten.

14) Brechet ab euer Sinnen! Es sind Wünsche! In Krieg ist unser Land.

15) Das Land Fidschi hat hergebracht den Krieg in unser Land Tonga; nun müssen wir handeln wie sie.

16) Lassen wir fahren das schwermüthige Sinnen! Morgen vielleicht sind wir todt.

17) Wir wollen uns bekleiden mit der Tschikula, anlegen die Tapa, die Stirn schmücken mit vollen Iiale-Kränzen und den Hals umwinden mit weißen Huniblumen, zu zeigen unsere Sonnenbräune.

18) Höret das Preisen des Volkes.

19) Zu Ende gehet der Tanz und sie vertheilen das Mahl unseres Festes. Lasset uns morgen zum Wohnort kehren.

20) Die Männer sind begierig auf uns, bitten um unsere Blumenkränze; die Worte ihrer Schmeichelrede lauten also zu uns:

21) Schön sind unsere Frauen von Liku, reizend ist ihre son=

[redacted]

neugebräunte Haut, ihr Duft gleich dem blumigen Abhang Matalokos und Weibuas; mich verlangt zu gehen nach Liku; morgen, morgen lasset uns wandern dahin.

Humboldt nennt das Gedicht, das so wörtlich als möglich übersetzt ist, ein höchst liebliches; man wird diesen Ausdruck nicht übertrieben finden, auch nicht erstaunen, wenn Ellis von außerordentlich schönen Liedern auf Tahiti spricht. Er erzählt von einem Klaggesang auf den Tod eines einzigen Sohnes, welcher schloß (1, 199):

Dicht fallen Regentropfen aufs Antlitz der See,
Nicht Regen; Thränen sinds des Oro.

In einer neuseeländischen Sage (Grey a 15) heißen die Thautropfen Thränen des von der Erde gewaltsam getrennten Himmels, die Nebel Seufzer der Erde; man fühlt wie durch jene mythologische Beziehung das tahitische Klaglied erhoben und verklärt wird.

Die Fabeln, welche wir aus Polynesien haben, stammen von Neuseeland (Taylor 134) und von Samoa. Die neuseeländischen sind kurze Zwiegespräche zwischen einzelnen Thieren, in welchen das denselben Eigenthümliche hervorgehoben, das für sie passende und nicht passende ans Licht gestellt wird. Die samoanischen sind ähnlich: doch erzählen sie mehr wie unser Thierepos, indem sie die Thiere und Pflanzen allerhand Erlebnisse durchmachen lassen, um einzelne Züge ihrer Natur zu erklären. Eine Moral ist häufig wohl in ihnen enthalten, häufig aber auch nicht. So ruft in einer Maorifabel die Eidechse der Ratte zu, sie sollte zum Fruchtsammeln auf die Bäume mit ihr steigen, was aber die Ratte ablehnt, denn, so schließt die Fabel (Davis 188), „diese beiden Leute, Ratte nnd Eidechse, gehören auf die Erde, es paßte nicht für sie Bäume zu ersteigen; und das soll das Zwiegespräch zeigen.“ Früher hatte, erzählt eine samoanische Fabel, die Ratte Flügel, die Fledermaus aber keine; die Ratte borgte sie ihr und bekam sie nicht wieder; welche Fabel geradezu sprichwörtlich geworden ist. Die wilde Banane, lautet eine andere, besiegte die anderen Bananenarten: daher trägt sie allein ihre Früchte aufrecht (Turner 251). — Auch Räthsel hatte man in Samoa: ein Mann steht vor der Thür mit einem Bündel auf dem Rücken — gemeint ist die Banane mit ihrer Fruchttraube. Es steht ein Mann zwischen zwei gefräßigen Fischen: die Zunge zwischen den Zähnen. Vier Brüder sind es, die ihren Vater tragen: der Kopfschemel mit seinen vier Fü-

ßen. Ein Mann ruft fortwährend Tag und Nacht: die Brandung. Wer verläßt den Wald klein und kommt groß zur Küste? der Papiermaulbeerbaum, aus dessen Rinde Tapa gemacht wird; u. s. w. (Turner 216 nach dem samoan. reporter). Hier schließen sich enge ihre Sprüchwörter an, welche bisweilen selbst räthselartig — z. B.: „o Sklave eines doppelten Wachsthums, des Aufblühens, des Verblühens", ein Maorisprüchwort bei Shortland a, 181, 8 den Menschen bezeichnend — oder fabelartig sind — z. B. Grey b, 13: „ein fauler Hund bleibt so dicht beim Feuer liegen, daß ihm der Schwanz anbrennt; ebenso machts mancher faule Mensch." Die Reihe von Sprüchwörtern ferner, welche Grey eb. 11. als Zwiegespräch zwischen Hai und Eidechse anführt, sind geradezu eine Fabel, welche indeß zurückgeht auf alte Mythologeme: denn im Mythus von der Erschaffung der Welt (ders. a, 1. Erzählung) kommt ganz dasselbe vor, nur als Zwiegespräch zweier Götter.

Die Grey'sche Sammlung von Maorisprüchwörtern ist ein höchst interessantes und äußerst reichhaltiges Buch. Es enthält alle vier Arten polynesischer Spruchweisheit: historische oder poetische, d. h. aus Gedichten entnommene Sprüche, allgemeine Weisheitslehren und eine Reihe von stehenden Redensarten abergläubischen Inhalts. Eine Reihe solcher Sprüche wollen wir hier anführen und zwar zunächst aus Taylor (126 ff.), Shortland (a 176) und Hochstetter (518). Die Spinne verbirgt sich im Netz und der Gedanke im Herzen. Zu Hause Muschel, in der Fremde Papagei (der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande). Die Hand ist flach, der Schlund tief (von einem der viel ißt und wenig arbeitet). Tapferkeit im Krieg hat unsicheren Erfolg, aber Fleiß im Landbau hat sicheren Lohn. Der Hund leckt die Hand, die ihn schlägt; der Mann züchtigt sie. Unkraut jäten ist schwer. Der Weg nach Hawaiki ist abgeschnitten. Fremde Speise ist Gaumenkitzel; selbsterworbene macht satt. Die folgenden sind aus Grey: S. 3: Der Mensch ist nicht wie ein Tibaum, der abgehauen, wieder aufsproßt). S. 4. Die Gabe ist klein, doch Liebe gab sie. 8: zweimal acht ist sechszehn, (wie unser zweimal zwei ist vier). 12, vergl. 17: Was liegt daran ob er häßlich ist oder nicht? er ist der Sohn des großen Fürsten Auripo. 13: Ein feiger Hund nimmt den Schwanz zwischen die Beine. 19: Beim Pflanzen sind die Freunde rar; ist die Ernte herein, so kommen sie schaarenweise. 25: Ein Fruchtbaum, der

[redacted]

in einem Misthaufen wächst, gedeiht. 33: Im Frieden sei treu, im Krieg tapfer. 41: Das Holzstück hat den Künstler nichts vorzuschreiben: er macht daraus was er will. 51: Handle wie ein Mann, nicht thöricht, nicht hartnäckig. 58: Ein Haus voll Leute ist voll von Meinungen. Bist du etwa Tawhaki? spöttisch, wie wir den Großmogul anführen. Tawhaki ist ein Hauptheld polynesischer Mythologie. 59: Sie sind verschwunden wie der Moa (Dinornis, Palapteryx). Wie der Moa von Luft leben (der Moa stand immer auf einem Bein; er hatte den Schnabel offen, man glaubte er lebe von Luft). 18: Der Koromiko war der Baum, mit dessen Holz man den Moa kochte. 74· der Moa trat den Ratabaum nieder (was in der Jugend verdorben ist, wird ebenso wenig wieder gut, wie ein vom Moa niedergetretener junger Ratabaum). 61: Weiber und Krieg sind die zwei Klippen der Männer.*) 67: Kannst du mit einem Stock die Sterne vom Himmel holen? d. h. kannst du einen vornehmen Fürsten gefangen nehmen? Wie auch in der oben erwähnten Höflichkeitssprache die Fürsten und ihr Besitz mit dem Himmel und den himmlischen Erscheinungen identificirt werden und z. B. der Kahn der tahitischen Könige stets „Regenbogen" heißt. Man denke auch daran, daß nach dem Tode die Fürsten sich in Sterne verwandeln. 83: Der großäugige Tangaroa sieht dich überall. 91: Eine Menge Sterne stehen am Himmel aber eine sehr kleine Wolke bedeckt viele.

Es ist schwer, sich von diesem höchst interessanten Material zu trennen, und unsere Auswahl beweist schon, daß Greys Sammlung für den Charakter, die geistige Fähigkeit und die Geschichte der Neuseeländer unendlich wichtig ist.

Von den mythologischen Sprüchen wollen wir nur zwei anführen Grey S. 43: die Männer sind nach Wiwi und Wawa, d. h. in alle Winde zerstreut. Wiwi und Wawa, welche auch sonst sprüchwörtlich erwähnt werden (z. B. 63; 64) sollen zwei Inseln sein, welche die Vorfahren der Maoris vor ihrer Einwanderung nach Neuseeland zu besuchen pflegten. S. 50. Denk, wie es Rona ging, weil sie dem Mond fluchte. Rona (Davis 165) wollte im Mondschein Wasser holen: der Mond indeß trat hinter eine Wolke, so daß sie strauchelte. „Verfluchter Mond, rief sie, kannst du nicht scheinen"?

*) So heißt in einem Märchen der Malgaschen (dieses Werkes 2ter Band S. 444 A.) die schöne Königstochter Fihali, d. h. Streit.

Darüber wurde der Mond böse, stieg vom Himmel und verfolgte sie. Rasch erstieg sie einen Baum, welcher am Strome wuchs: doch der Mond grub ihn aus und nahm ihn sammt der darauf sitzenden Rona mit sich zum Himmel empor. Noch heute kann man sie im Mond auf dem Baume sitzen sehen.

Zwischen epischer und lyrischer Poesie stehen die kleinen Strophen und Lieder, welche die Polynesier auf jedes beliebige Ereigniß sofort improvisiren, kürzer oder länger, meist aber nur zweizeilig. Diese kurzen Gedichtchen verbreiten sich ungemein rasch und werden lange Jahre festgehalten, als historische Ueberlieferung, ja als endgültiger Beweis für irgend etwas Geschehenes. So hörte Ellis (1, 203) noch einen solchen Vers 1822, der während Blighs Aufenthalt entstanden war:

Solch einer ist ein Dieb und Tareu ist ein Dieb,
Stahl die Boje dem Bligh.

Andere Beispiele stehen bei Cook (1. R. 2, 203) und bei Forster (Bemerk. 407), wo ein solches Liedchen, welches die jungen Mädchen im Mondschein sangen, lautet:

Das Licht vom Monde,
Das Licht hab ich gern.*)

Und ein anderes ebendaselbst:

Vielleicht befreundete dieser Mond
den Banks, der her zu seinen Freunden kam.

Doch hatte man auch größere Gedichte der Art, wie z. B. auf Neuseeland die Einführung der Batate (Dieffenb. 2, 47) und ähnliche Ereignisse besungen waren und wie man auf Hawaii eine ganze Reihe solcher historischer Lieder hatte, welche früher im ganzen Volk durch mündliche Ueberlieferung verbreitet waren, jetzt aber durch die Regierung der Inseln aufgezeichnet und aufbewahrt sind (Jarves 61). Ein ganz eigenthümliches balladenartiges Gedicht, den Gesang eines Geistes, der von seiner Reise ins Land der Seligen zu sprechen scheint gibt Davis 168 und bei Ellis 4, 282 haben wir einen ähnlichen hawaiischen Gesang, welcher die Lebens- und Familienschicksale eines Hawaiers besingt. Er gehört eigentlich schon ganz zu der Gattung der Poesie, zu der wir jetzt übergehen, zum Epos.

Die epische Poesie dieser Völker übersieht zwar Meinecke (104)

*) Forster übersetzt „das Wölkchen im Monde"; allein sein uwa kann kaum etwas anderes sein, als tahit. ao Tag Licht Wolke, nach Hale s. v. ao ursprünglich Himmel. Dann aber liegt hier die Bedeutung Licht näher.

[redacted]

wunderbarer Weise ganz wenn er behauptet, außer ihrer Lyrik hätten sie keine Literatur. Und doch gilt wenn irgendwo so gewiß bei ihnen Lessings Ausspruch, daß unter jedem Himmelsstrich Dichter geboren werden. — Zunächst gehören hierher die uralten mythologischen Gedichte, welche auf allen Gruppen verbreitet, zum Theil aber in so alterthümlicher Sprache abgefaßt waren, daß sie nur die Priester und kaum diese verstanden. Der Inhalt derselben betraf meistens die Erschaffung der Welt, der Menschen; dann die ältesten Thaten der Götter, ihre Kämpfe, die Einrichtungen, welche sie auf der neubevölkerten Erde trafen — wie z. B. die Areois auf Tahiti (Mörenhout 1, 485 f.) eine Menge dergleichen Lieder hatten, worin die Einrichtung ihrer Gesellschaft durch die Götter erzählt wurde (Neuseeland Dieffenbach 2, 57; Tahiti Mörenhout 1, 419; Tonga Mariner 2, 336). Wir haben im vorigen Band (2, S. 205) Bruchstücke eines solchen Liedes von Tahiti gegeben, welches als Probe dienen mag; die ganze Auffassung ist großartig, ja erhaben. Reste dieser mythologischen Lieder oder wenigstens nahe verwandt mit ihnen sind die Zauberformeln, welche Shortland a 111 f. u. 121 f. von Neuseeland mittheilt, welche ähnlich gewiß überall existirten, gegen Zahnweh, gegen Brand, für guten Wind, für Sieg u. s. w., dann für Neugeborene u. dergl.

An dieſ mythologischen Lieder schließen sich nun ächt epische Gesänge an, welche die Thaten der Ahnen zum Inhalte hatten (z. B. Grey a, 245). Da diese Gesänge aber in der Form der Prosa sehr nahe standen, so sind sie gar bald in prosaische Erzählungen übergegangen, welche noch heut zu Tage überall in Polynesien erzählt werden.

Die vollständigste Sammlung dieser epischen Erzählungen polynesischer Völker haben wir aus Neuseeland. Grey hat das Verdienst sie gesammelt zu haben und er war freilich wie kein anderer im Stande, eine solche Sammlung zu machen; war er doch Gouverneur und hatte er doch bei und trotz seiner Stellung das volle Vertrauen auch der Maoris, daher er denn mehr von diesen heiligen und oft aus religiöser Scheu und Abneigung gegen die Fremden geheim gehaltenen Mythen und Sagen erfuhr, als irgend ein Anderer (Grey a X). Leute aus allen Enden des Landes erzählten ihm, oft der eine von dorther den Anfang, der andere aus ganz anderer Gegend den Schluß derselben Erzählung (IX); sie waren also im ganzen Lande bekannt. Wenn nun Grey selber (XI) diese Ueberlieferungen kindisch, ihren

Inhalt absurd nennt, so können wir dies Urtheil unmöglich billigen. Freilich sagt er selbst, daß der poetische Werth dieser Erzählungen nicht unter dem altgermanischer oder altkeltischer stehe; allein man kann mit Fug und Recht behaupten, daß sie den indischen, ja den altgriechischen Mythen und Sagen inhaltlich vollkommen ebenbürtig sind, und daß man natürlich immer auf polynesischem Boden steht und daß daher manches Rohe, manches Wüste mitunterläuft. Allein man bedenke, wie auch die griechischen, die deutschen Sagen uns in einer Gestalt überliefert sind, wie sie eine spätere verfeinerte Zeit nach mannigfacher Umänderung erzählte. Und wenn sich in den polynesischen Mythen die Blutrache in der ärgsten Gestalt zeigt und selbst Anthropophagie in diesen Sagen vorkommt, so zeigt sich auf der andern Seite als durchaus charakteristisch für die ganze Sammlung die innigste Familienanhänglichkeit: eine geliebte Schwester, Mutter oder auch Gattin zu suchen wird die Erde durchwandert, die Unterwelt durchsucht und selbst der Himmel erstiegen. Ferner zeigt sich darin eine Zartheit und Innigkeit der Empfindung, welche dem besten der Poesie vieler anderer Völker nichts nachgibt, eine Reinheit und Sicherheit der Zeichnung, eine Kraft und Größe der Phantasie, die den Leser fortwährend in reinem poetischem Genuß hält, den einzelne besonders überraschende tiefere Anschauungen nur erhöhen. Martins Behauptung, die Polynesier hätten zwar Witz und Nachahmungstalent, aber keine Phantasie (303) wird durch Greys Sammlung, welcher möglichst wortgetreu nacherzählt hat (XI), vollständig widerlegt. In ethnologischer wie ästhetischer Beziehung halten wir diese Erzählungen für unschätzbar, und wenn wir ihren hohen Werth hier selbstverständlich nicht erschöpfen können, so mag doch noch gesagt werden, daß sich die Maoris in ihnen als geistig höchst begabt und von großer Gemüthstiefe zeigen; daß sie bei einem Volke in dieser Abgeschlossenheit und Kümmerlichkeit des Lebens eine geradezu einzige Erscheinung sind, welche nur dadurch sich erklärt, daß einst die Maoris höher standen und ein reicheres Leben hatten als zur Zeit der Entdeckung. Diesem unglücklichen Einfluß, einmal der Naturumgebung, dann aber auch der mangelhaften Entwicklung der Sprache, die sich in der großen Einförmigkeit der Verhältnisse nicht weiter entwickeln konnte, ist es auch zuzuschreiben, daß in Neuseeland und überhaupt in Polynesien kein Homer aufgetreten ist, der die verschiedenen Elemente der Sage zu einem größeren Epos umschuf: an und

[redacted]

für sich würden sie dazu vollkommen geeignet und bedeutend genug sein. Auch ist zu bedenken, daß bis auf die neueste Zeit dies alles durch mündliche Ueberlieferung sich vererbt hat. Und so sagt Ellis (1, 330 f.): „ich habe oft bei Anhörung ihrer Sagen und Mythen gedacht .... daß, wenn die Tahitier Schrift gehabt hätten, ihre Mythen ihnen reiches Material zu Legenden geliefert haben würden, welche an Glanz der angewandten Mittel und an Großartigkeit der Ausführung der glänzenden Mythologie der Orientalen sich hätten an die Seite setzen lassen. So roh ihre Sagen auch sind, in den gigantischen Thaten die sie erzählen und in den kühnen und reichen Schilderungen die sie enthalten, weht doch ein Zug von Poesie welcher zeigt, daß das Volk keine minder begabte Phantasie besitzt." Der Mangel an Schrift ist nicht die Hauptursache der stehen gebliebenen Entwicklung; aber was Ellis sonst sagt, gilt von allen Polynesiern und zwar im reichsten Maaße.

Denn ähnliche ja oft ganz dieselben Erzählungen wie in Neuseeland, wo sie zunächst vor der Weltschöpfung, dann hauptsächlich von der Auswanderung aus Hawaiki und den Abenteuern der einzelnen Stammhelden handeln, finden sich durch ganz Polynesien, ganz besonders reich aber wieder in Tonga und Samoa. Wenigstens sind wir von diesen Inseln durch Mariner, Turner (245), Walpole, Hale u. andere besonders genau unterrichtet. Dieselben Eigenschaften, welche die Poesie der Maoris auszeichnen, finden sich dort wieder, so daß wir sehen, diese Vorzüge sind Eigenthum des ganzen polynesischen Stammes. Seit 2000 Jahren meint Grey XII., welcher Zahlenangabe wir ohne zu weit zu greifen noch weitere 1000 Jahre ruhig zufügen können, werden diese Mythen auf allen Inseln erzählt, und noch heute haben sie ihre Lebenskraft, ihre rein menschliche Geltung nicht verloren.

Einige solcher Legenden und Sagen müssen wir zum Beleg des Gesagten hersetzen.*)

Folgenden Tongamythus erzählt Mariner 2, 129—134:

Im Himmel wohnte mit seinen beiden schönen Töchtern der Gott Langi (Himmel). Als dieser einstmals nach Bulotu, dem Wohnsitz der Götter, zu einer Götterversammlung berufen war, ließ er seine

*) Ein außerordentlich schönes Mädchen der Malgaschen siehe Band 2, S. 444.

Töchter vor sich kommen und sagte: „ich weiß, daß ihr neugierig seid, und meine Abwesenheit gern benutzen möchtet, um nach Tonga hinab zu steigen und dort die schönen Fürsten zu sehen und kennen zu lernen. Thut es nicht, denn es würde die schlimmsten Folgen haben, wenn ihr hinginget." Als ihm nun die Töchter versprochen hatten zu bleiben, ging er nach Bulotu. Kaum aber war der Vater weg, als die Mädchen untereinander sprachen: „wir wollen nach Tonga gehen, denn dort erst wird man unsere himmlische Schönheit bewundern. Wer aber sieht uns hier im Himmel an, wo alle Weiber so schön sind? darum wollen wir nach Tonga gehen." So eilten sie denn hinab und als sie die Insel betreten hatten, schmückten sie sich aufs herrlichste mit Blumenkränzen: dann gingen sie Arm in Arm dahin, wo die Fürsten beim Feste saßen und standen schüchtern von fern. Die Jünglinge aber erblickten sie und erstaunt von ihrer göttlichen Schönheit sprangen sie auf und „mein ist dies Mädchen" rief der eine, „mein ist es" der andere, und so geriethen sie in heftigen Streit. Immer lauter ward das Getümmel der Zürnenden, so daß es endlich die Götter in Bulotu hörten. Erzürnt schickten sie den Langi ab daß er seine Töchter zurückriefe und sie bestrafe und eilend stürmte dieser nach Tonga. Doch als er ankam, war die eine Tochter schon todt, der anderen riß er im heftigen Zorne das Haupt ab und warf es ins Meer. Allein dies schwamm weiter und wurde zur Schildkröte; daher Schildkröten zu essen ein Frevel gegen die Götter wäre.

Es mag nun eine neuseeländische Erzählung aus Davis (179—187) folgen, welche schon dadurch sehr merkwürdig ist, daß sie mit allbekannten indogermanischen Sagen große Aehnlichkeit hat.

O laß mich weinen!
Laß mich aussprechen meine Klagen
Um deinen jüngeren Bruder, um Waihuka;
Sieh, das Jahr ist lang, o Tuteamoamo —
Und dies lange Jahr ist dein.

Die Männer waren geboren, der ältere und der jüngere Bruder; aber sie hatten weder Vater noch Mutter, weder Stamm noch Wohnort. Der Name des Jüngeren war Waihuka und der Name des älteren Bruders war Tuteamoamo. Der jüngere Bruder freite ein Weib, Namens Heneitekakara, ein sehr schönes Weib, sehr schön *in Wahrheit*. Der ältere Bruder wurde neidisch und sagte „mein

[redacted]

jüngerer Bruder hat dies schöne Weib davon getragen; was muß ich thun, um sie für mich zu gewinnen"?

Der ältere Bruder dachte nach und fand ein Mittel, den jüngeren Bruder los zu werden, wenn sie zum Fischfang in See führen. Deshalb sagte er zu seinem Bruder: „laß uns zwei ausgehen und Fische fangen", und sein Bruder stimmte zu. Sie ruderten nun weit hinaus, bis die Küste außer Sicht war und sie kein Land mehr sahen. Der jüngere Bruder saß vorn im Schiff, der ältere hinten. Der Anker war herabgelassen, der Köder befestigt und die Angelschnur ausgeworfen. Sie fischten lange, und jeder fing hundert Fische, lauter Wapukus. Als ihre Kähne schwer geladen waren, gedachten sie der Heimkehr. Der ältere Bruder aber hielt an der Absicht fest die er im Herzen sich ausgedacht hatte, seinen Bruder zu tödten und dessen Weib für sich zu nehmen. Der ältere Bruder sagte nun: „zieh den Anker empor in unser Schiff." „Ich kann nicht, antwortete der jüngere Bruder, der Anker ist zu groß". Der ältere Bruder sagte: „zieh ihn dennoch empor." „Ich bring es nicht fertig" sagte der Bruder. Der jüngere Bruder zog an der Leine und machte den Versuch den Anker zu heben, aber er lag unbeweglich am Seegrunde; und er rief aus: „ich kann ihn nicht emporbringen, komm du und zieh ihn heraus." Der ältere Bruder erwiderte: „tauche doch und mach ihn los." „Tauche du selber" war die Antwort des Bruders. „Nein tauche du" sagte der ältere Bruder und ein Streit entstand, wer nach dem Anker tauchen sollte. Zuletzt erreichte der ältere Bruder seinen Wunsch; der jüngere sprang in die See um nach dem Anker zu tauchen. Als er im Wasser und nicht mehr sichtbar war für das Auge seines Bruders, schnitt dieser das Ankertau ab und setzte das Segel bei.

Als der Kahn von dem Ankerplatz sich entfernt hatte, tauchte der jüngere Bruder auf und rief: „komm mit dem Kahn zu mir hierher." Da nahm der ältere Bruder die Kleider des jüngeren, warf sie ins Meer und rief: „deine Kleider da brauche doch als Kahn." Der jüngere Bruder rief wieder: „bring den Kahn hierher." „Nimm dies für den Kahn" sagte der ältere, und warf ihm seine Decken in die See. „O laß mich in den Kahn" rief der jüngere Bruder. Aber der ältere Bruder warf ihm alle seine Habe nach und nach zu und rief: „das soll dein Kahn sein" — die Angelschnur, den Taupflock, das Ruder und den Ausleger. Der jüngere Bruder

schwamm nun auf der See und gedachte bei sich wie er entkommen könnte. Er betete zu den Göttern und dann rief er die Vögel an indem er sagte: „o Toroa, bring mich ans Land"; aber der Vogel antwortete nicht. Dann sagte er: „o Karoro, bring mich ans Land! o Kawau, bring mich ans Land." Aber sie hörten nicht auf ihn.

Dann rief er die Fische des Meeres an und keiner von den Fischen hörte auf ihn außer dem Walfisch, denn der Walfisch war ein Vorfahre von ihm, indem er das heilige Thier Tiniraus, des großen Fürster dieser Welt war. Kaum hatte er daher gesagt: „o Walfisch bring mich ans Land," so kam der Walfisch herbei, setzte ihn auf seinen Rücken und brachte ihn ans Ufer.

Der ältere Bruder segelte vorwärts, bis er ans Land kam und als er ausstieg, kam die Frau aus ihrem Hause und da sie ihren Mann nicht sah, sagte sie: „wo ist dein jüngerer Bruder"? „In einem anderen Kahn" war die Antwort. Die Frau dachte, ihr Mann wäre todt; denn plötzlich wurde sie so traurig und sie ging in ihr Haus um zu weinen. Abends kam der ältere Bruder an ihre Hausthüre und rief: „Heneitekakara, schieb den Riegel von der Thür zurück." Und die Frau antwortete:

O laß mich weinen!
Laß mich aussprechen meine Klagen
Um deinen jüngeren Bruder, um Waihuka;
Sieh das Jahr ist lang, o Tuteamoamo —
Und dies lange Jahr ist dein.

Die Frau grub, als sie dies sagte, ein Loch in die Erde um zu entfliehen und sie hatte es schon bis an ihren Gürtel gegraben.

Nach einer Weile rief der ältere Bruder wieder: „Heneitekakara, schieb den Riegel von der Thür."

Und die Frau erwiderte:

O laß mich weinen!
Laß mich aussprechen meine Klagen
Um deinen jüngeren Bruder, um Waihuka,
Sieh das Jahr ist lang, o Tuteamoamo —
Und dies lange Jahr ist dein.

Die Grube ging ihr nun bis an die Schultern. Nach einer Weile rief er wieder, aber die Frau gab ihm keine Antwort und als er die Thür aufbrach, sieh, da war sie weg.

Als die Frau entflohen war, irrte sie an der Küste umher und

[redacted]

suchte die Leiche oder das Gebein ihres Mannes, denn sie dachte, er wäre todt. Da sah sie einen Albatroß und sagte zu ihm: „hast du irgendwo hier einen verwesenden Körper gesehen?“ Der Vogel antwortete: „Nein.“ Dann sah sie den Kawau, den Karoro und viele andere Vögel und sagte zu ihnen und zu den Fischen des Meeres: „habt ihr irgendwo hier einen verwesenden Körper gesehen?“ „Wir haben nichts gesehen“ antworteten sie alle. Da sah die Frau einen Walfisch und fragte dasselbe und der Walfisch antwortete: „er ist dort am Land.“ Da ging die Frau dahin, wohin sie der Walfisch beschieden hatte, und fand ihren Mann daselbst sitzen und sie fiel ihm um den Hals und sie weinten mit einander. Als sie aufgehört hatten zu weinen sagte der Mann: „laß uns zu unserem Hause gehen.“ Sie gingen zu ihrem Hause und als sie eingetreten waren, weinten sie wieder heimlich, so daß der ältere Bruder ihre Klagen nicht hören konnte.

Dann nahm Waihuka seinen Kamm, kämmte sein Haar und schmückte es mit Federn. Dann nahm er seine besten Kleider, welche er anlegte, ergriff seine beste Lanze und sagte zu seinem Weibe: „schwing ich sie gut?“ „Ja“, sagte sein Weib. Da legte er die Lanze nieder, nahm seine Keule und indem er sie schwang, sagte er: „wie nun, seh ich gut aus?“ „Leg diese Waffe weg“ war die Antwort. Dann nahm er sein Messer und sagte: „sieh mich an, seh ich damit gut aus“? „Nein, schlecht“, sagte die Frau. Da ergriff er wieder seine schöne Lanze, und wie er nur die Erde damit berührte, da regte sich das Eisen und Heneitekakara sagte: „jetzt machst du's recht. Wenn du so thust, so wird dein älterer Bruder dir unterliegen.“

Zur Abendzeit, als es kühl wurde, kam Tuteamoamo an die Hausthür und sagte: „Heneitekakara, riegel auf, riegel auf.“ „Komm herein, Tuteamoamo“ sagte Heneitekakara. Tuteamoamo trat hinein, aber sein jüngerer Bruder sprang vor und durchbohrte ihn. So, das ist das Ende.

Die Entstehung des Brodbaumes erzählte man in Tahiti so (Ellis 1, 68 f.): Zur Zeit eines gewissen Königs, da das Volk noch rothe Erde aß, hatte ein Mann und seine Frau einen einzigen Sohn, den sie zärtlich liebten. Der Knabe war zart und schwächlich, und eines Tages sagte der Mann zu seiner Frau: „unser Sohn thut mir leid, er verträgt nicht die rothe Erde zu essen. Ich will sterben und Speise werden für unsern Sohn.“ Die Frau sagte: „wie willst du

Speise werden?“ Er antwortete: „ich will zu meinem Gott beten, er ist mächtig und wird mir Kraft geben es zu thun.“ Also ging er hin zu seinem Hausgott und trug diesem seine Bitte vor. Er erhielt eine günstige Antwort und am Abend rief er sein Weib zu sich und sprach: „ich werde jetzt sterben; wenn ich todt bin, nimm meinen Leib, zertheile ihn, pflanze mein Haupt an eine Stelle, mein Herz und meinen Magen an eine andere; dann geh ins Haus und warte. Wenn du dann einen Ton hören wirst, zuerst wie von einem Blatte, dann wie von einer Blume, darauf von einer unreifen Frucht und endlich wie von einer reifen vollen Frucht, welche zu Boden fällt, so wisse, daß ich es bin, der ich Speise geworden bin für unseren Sohn. Bald darauf starb er. Sein Weib gehorchte seinen Weisungen, indem sie den Magen, wie er gesagt, beim Hause pflanzte. Nach einer Weile hörte sie ein Blatt fallen, dann die langen Blüthenhüllen, dann eine kleine unreife Frucht, darauf eine ausgewachsene reife. Unterdessen wurde es Tag, sie weckte ihren Sohn, nahm ihn mit hinaus und sie sahen einen großen schönen Baum mit breiten, glänzenden Blättern bedeckt, und beladen mit Brodfrucht. Sie ließ ihn mehrere Früchte sammeln, die ersten dem Hausgott und dem Könige bringen und keine rothe Erde mehr essen, sondern die Frucht des Baumes, der vor ihnen wuchs, rösten und essen.

Diese Erzählungen halten die Polynesier, wie ihre gesammten literarischen Erzeugnisse, selbst sehr hoch. In ihren Gesprächen kommen stets Anspielungen auf dieselben und sprüchwörtliche Redensarten die aus ihnen genommen sind vor und gar nicht selten führen sie Stellen aus ihnen als Beweis an bei streitigen Punkten, die sofort als strenger Beweis anerkannt werden (Ellis 1, 203). In einer religiösen Disputation, welche öffentlich zwischen katholischen und protestantischen Missionären abgehalten wurde, um die Neuseeländer selbst über den Werth der beiden Lehren entscheiden zu lassen, trug der Protestant den Sieg davon, weil er einige Maorisprüchwörter geschickt einzuflechten verstand (Shortland a, 177). Auch bei Rechtsstreitigkeiten machen sie es oft so und Grey (VII) war gerade deßhalb genöthigt, ein besonderes Augenmerk auf ihre Sagen zu richten und kam so dazu, sie zu sammeln. — Neben diesen ernsten, epischen Erzählungen pflegten und pflegen sie auch sonst sich gern durch Erzählungen zu unterhalten, oft aus dem Stegreif, wo sie dann ernstes, schreckliches, komi-

[redacted]

sches oft auch nicht sehr dezentes, oft aber auch sehr anmuthiges vorbringen. Gute Erzähler sind sehr beliebt und daher sehr gesucht (Mörenh. 2, 81). Erfinderisch und phantasiereich sind sie in hohem Maaße. In Tonga bilden häufig Besuche in Bulotu und Schilderungen der Götterheimat, oder erdichtete Reisen ins Land der Papalangi, der Europäer, das mit den tollsten Uebertreibungen, aber oft aufs witzigste geschildert wird, den Inhalt dieser Erzählungen (Mariner 2, 126; 334). Auch den Europäern erzählten sie, anfangs wohl unbefangen, solche Geschichten, womit sie sich zu unterhalten pflegten; als sie aber sahen, daß jene manches davon für baare Münze nahmen, so reizte, sie das immer mehr, da Andere zu necken ihnen große Freude macht und sie erzählten immer ausschweifendere Dinge. Auf solchen Erzählungen mag denn auch folgende tolle Geschichte beruhen, welche Wilson zwar zweifelnd, aber nicht ohne frommen Schauder auf Tahiti hörte (292 Anm.): Cook, so erzählte man ihm, hatte einen großen Affen dort zurück gelassen, den man zum Oberhaupte von Attahuru, einem Distrikte der Insel, machte und ihm ein Weib nebst dreißig Bedienten und Ueberfluß an allen Dingen gab. Man nannte ihn den großen Menschenhund. Als aber sein Weib ihn eines Tages Fliegen, dies verabscheute Ungeziefer, fangen und fressen sah, da ward ihr Abschen zu groß und sie floh ins Gebirge. Der Affe und seine Diener setzten ihr nach. Allein ein anderer Häuptling begegnete ihnen, und dieser, eifersüchtig auf die Macht des großen Menschenhundes, erschlug ihn.

Daß diese Geschichte, welche nach polynesischen Begriffen fast noch unmöglicher ist als nach unseren, nicht wahr ist, braucht nicht erst gesagt zu werden; aber gerade deshalb mußte sie den Hörern witzig vorkommen und gut erfunden ist sie jedenfalls.

In Tahiti zeigen sich denn auch Spuren dramatischer Compositionen noch neben jenen mimischen Tänzen. Meist sind sie komisch und öfters von groteskem Inhalt. So schlug in einem Stück (Forster 409) ein Vater seine Tochter einem Liebhaber ab, das Mädchen aber und der Jüngling begegnen einander in der Nacht, sie entlaufen und in Folge davon erscheint die Tochter gar bald kreißend auf dem Theater. Nach allerhand „Gaukeleien“ kommt das Kind, ein großer Kerl, zur Welt, der sofort mit Nabelschnur und Mutterkuchen, verfolgt von der Hebamme, umherläuft, zu besonderer Ergötzlichkeit der Zuschauer,

bis denn endlich der Vater, durch den Enkel versöhnt, die Heirath zugibt. Es scheint nicht, daß Forster etwas hinzugesetzt hat; die spanischen Berichte von 1775 (Bratring 177) erwähnen ganz ähnliches, indem sie z. B. als Inhalt eines solchen Stückes, die Geschichte einer Tahitierin, deren Mann sehr eifersüchtig ist, angeben. Vieles wird aus dem Stegreif aufgeführt (Forster 403), momentane Satire ist gar nicht selten (Forster eb.) und es war gewöhnliche Sitte, diese auch rückhaltslos über die Häuptlinge zu ergießen (Wilson 480). Nach Mörenhout (1, 134) überwiegt in diesen Vorstellungen mythologischer Inhalt, und so sagt auch Forster, daß auf einer anderen Insel bei Leichenfeiern solche Schauspiele aufgeführt seien; auch hier also hat man denselben Ursprung des Dramas wie überall. —

Auch in der neueren Zeit ist die poetische Fähigkeit der Polynesier nicht erloschen; dieselbe Liederdichtung aus dem Stegreif lebt weiter, Darwins Ankunft auf Tahiti besang ein junges Mädchen in vier improvisirten Strophen, welches die übrigen Mädchen im Chor begleiteten (Darwin 2, 177); Cheever (177) führt ein christliches Gedicht einer hawaiischen Fürstin an und nach Remy ist der Kanaka David Malo der Verfasser der Geschichte von Hawaii, welche z. T. im hawaiian spectator, einer hawaiisch und englisch geschriebenen Zeitschrift 1838 erschienen ist. Auch die Neuseeländer haben eine Zeitschrift in ihrer Sprache, den Maori Messenger.

Die Beredtsamkeit der Polynesier ist gleichfalls nicht unbedeutend und wird in Neuseeland durch eine reiche Bilder- und Geberdensprache, welche die Häuptlinge besitzen — denn Beredtsamkeit ist nur die Sache der Häuptlinge — unterstützt. Durch poetische Anspielungen, Doppelsinniges, Citate u. s. w. werden die Reden oft dunkel und daher schwer verständlich für Fremde (Shortland 169). Und doch sind jene Anspielungen oft wichtig genug, da sie auch in ihren politischen Anschauungen und Forderungen sehr häufig sich auf ihre alten Sagen und Mythen stützen (Grey VII); daher hat sich denn bei den neuseeländischen Reden folgende Form als die gewöhnlichste aller Reden festgesetzt: die Einleitung wird durch Gesänge oder poetische Citate gebildet, dann folgt die Rede in Prosa, auf diese wieder ein poetischer Erguß aus Citaten zusammengesetzt und dann der Schluß.

Auch jetzt noch sind die Maoris tüchtige Redner, daher viele von ihnen Prediger werden (Hochstetter 510) und die politischen Briefe,

[redacted]

welche im letzten Kriege der Maorianführer Thompson schrieb, waren ebenso beredt als schlagend (eb. 497). Auch auf Tahiti blühte die Beredtsamkeit, wie sie auch auf den Markesas (Mathias G*** 189) und auf Hawaii (Jarves 61) in hohen Ehren stand und viel geübt wurde; nur hat die neuere Geschichte Tahitis zu ihrer Entwickelung keine Gelegenheit geboten. Doch sind sehr viel Tahitier gleichfalls als Missionsprediger thätig.

In hoher Blüthe dagegen stand die Beredtsamkeit in Tonga und Samoa. Mariner erzählt, daß König Finau, als er der Insel Vavao den Frieden anbot, eine Stunde lang mit hinreißender Beredtsamkeit geredet habe (1, 178) und die Rede welche der junge Finau hielt, als er seinem Vater in der Herrschaft folgte (Mariner 2, 382; Humboldt 3, 460), ist gleichfalls durch Form und Inhalt höchst bedeutend. Denn sie schildert die Segnungen des Friedens und empfiehlt die friedliche Beschäftigung des Ackerbaues, das ruhige Bleiben im Lande als das Beste. „Das ist wahrhaft männliche Gesinnung, sagt Finau, da wo man steht, mit Liebe und Zufriedenheit zu verharren." In Samoa sprachen die Redner in großen Versammlungen stehend, auf einen großen Stab gestützt, in der Hand einen Fliegenwedel; in kleineren sitzend. Jeder Redner spricht für seinen Stamm und so herrschte in der Reihenfolge ihres Auftretens eine strenge Etikette. Die Reden selbst sind fließend, oft von Beifall unterbrochen oder von anständig gemäßigtem Lachen, wenn eine ironische Wendung vorkommt (Erskine 73). Auch hier wenden die Redner, wie in Neuseeland, Allegorien gern und häufig an; sowie auch hier Anspielungen auf die Geschichte des Landes, auf Sagen und Mythen häufig sind. Sind doch hier die Redner zugleich die Bewahrer der alten Ueberlieferungen, sowohl für das Land, als für die einzelnen mächtigen Familien, deren jede ihren Redner hat. Ihr Wissen ist geheim und wird vom Vater nur auf den Sohn oder den nächsten Verwandten vererbt. Als Anhaltspunkt für ihre Ueberlieferungen dienen ihnen, wie den Peruanern ihre Knotenschnüre, gewisse äußere Dinge als Geheimzeichen, welche nur die Eingeweihten verstehen; wie z. B. ein Redner eines der vornehmsten samoanischen Geschlechter einen Stab mit verschiedenen Einschnitten hatte, welcher ihm den Stammbaum des Geschlechtes, dem er zugehörte, bezeichnete. (Hood 98). Die Rede eines Häuptlings von Uwea, welche ächt po-

lynesischen Gepräges und den neuseeländischen Reden in ihrer ganzen Art nahe verwandt ist, gibt Hood 154.

Denn das ist ein Zug, der durch ihre ganze Beredtsamkeit hindurchgeht, aber auch in ihren ganzen Gedichten sich findet: sie lieben ironische Wendungen und diese Ironie ist gleichsam bei ihnen versteinert, indem sie sehr häufig, um recht stark aufzutragen das Gegentheil von dem sagen, was sie meinen. Es hängt dieser Zug jedenfalls mit ihrer Lust am Necken zusammen; sie necken sich weit freier und scherzhafter als die Europäer untereinander und namentlich Fremde, Europäer ziehen sie gern auf (Turnbull 297); Spottgedichte waren nicht selten bei ihnen und in Samoa hatte jeder vornehme Häuptling angestellte Possenreißer (Turner 210), welche alle aus ein und demselben Dorf kommen. Da sie selber tabu sind, so haben sie die Freiheit die sich bei Todesstrafe kein anderer erlauben durfte, das Tabu, welches auf der Person der Häuptlinge liegt, durch allerhand zu brechen; sie dürfen über die Beine der Fürsten wegschreiten, ihren Herrn beim Essen die Speisen vor dem Mund, um sie selbst zu verzehren, weg nehmen u. s. w. Auch gebraucht man sie, eben weil sie tabu sind zu Boten im Krieg an die feindliche Partei, bei welcher sie ungehindert Zutritt haben (Hood 102 f.). Auch hatten einzelne Inseln, wie bei uns viele Städte, ihre besonderen Beinamen oder Geschichten, mit denen man sie neckt; so hießen die Tahitier Schildkrötenwürger, weil sie einstmals eine in der Schale verborgene Schildkröte hatten mit den Fingern erwürgen wollen; die Huaheiner Scheerenbrater, weil sie einst eine Scheere, um sie zu schärfen, im Ofen mitbrieten u. s. w. (Ellis 1, 96 f.).

Anhangsweise wollen wir gleich hier alles Andere betrachten, was zu den Vergnügungen der Polynesier gehört, ihre Spiele. Von den Schwimmspielen, in welchen die Hawaier es den Tahitiern zuvor thaten (Ellis 1, 224) haben wir schon geredet. Hierher gehört es auch wenn in Tonga zwei Parteien unter dem Wasser einen sehr schweren Stein 70 Ellen weit zu einem bestimmten Ziel wetteifernd schleppten, so daß die gewannen, welche zuerst ankamen (Mariner 2, 344); oder wenn in Huaheine sich drei Männer in ein kleines rundes Schiff setzten und dies mit Ruderschlägen unglaublich rasch so lange im Kreis drehten, bis es umfiel (Turnbull 95).

Wettkämpfe im Tanzen, Laufen u. s. w. waren häufig (Mö-

[redacted]

renhout 2, 13 f.); aber auch Kampfspiele hatten sie vielfach; z. B. Speerwerfen, Ringen, Faustkampf, Boxen, Fechten (Ellis 1, 211); 4, 150; Turner 212 f.). Dies letztere wurde auf Samoa oft so leidenschaftlich betrieben, daß es zum Krieg führte; und Wettringen diente in Tonga gar oft in einer Disputation, wo Gründe nicht zur Einigung führten, als letzte Entscheidung, denn Recht hatte, wer siegte (Mariner 2, 8). In Samoa führten meist zwei Parteien ein Wettringen auf, nach welchem die besiegte die Sieger bewirthete. Das Speerwerfen betreiben sie oft ebenso (Turner eb.), oft auch stellt sich hier und in Hawaii ein Einzelner den Speerwürfen von mehreren, ja von 6 Männern aus, denen er bloß durch Geschicklichkeit des Ausweichens entgeht (Ellis 4, 149). Wettschießen mit Pfeilen, aber ohne eigentliches Zielen, war in Tahiti gebräuchlich, wobei denn junge Leute mit weißen Fahnen anzeigten, wie weit der Pfeil geflogen war. Da aber dies Spiel besonders heilig war, so durften es nur die Fürsten spielen und auch diese nur, indem sie eine besondere Kleidung anlegten, welche sie vom Marae, dem Tempelplatz, wo sie für gewöhnlich hing, holen und dorthin zurückbringen, und indem sie nach dem Spiel sich durch Wasser vom Tabu befreiten (Mörenhout 2, 148 f.; Ellis 1, 219). Auch das Ringen war hier sehr feierlich, stets mit Anruf der Götter und großer Ehre für den Sieger verbunden; auch Weiber rangen mit (Ellis 1, 205; 208; Turnbull 206). Ferner waren Ballspiele verschiedenster Art, wobei der Ball bald geschlagen, bald geworfen, bald mit dem Fuße gestoßen wurde, sehr verbreitet (Cook 3. R. 3, 443; Dieffenbach 2, 57; Ellis 1, 213—4; Mörenhout 2, 153; Mariner 2, 344). Brettspiele hatte man zu Hawaii (Cook 3. R. 3, 440), zu Neuseeland (Shortland a, 136) wohin es nicht erst, wie Dieffenbach (2, 58) will, aus Europa eingeführt war; auch hierbei gerieth man oft in Streit. Andere Spiele waren zahllos; da ließ man Drachen fliegen, spielte mit Kreiseln, warf Steine flach übers Wasser, daß sie immer wieder aufsprangen (Seejungfern in Mitteldeutschland) sprang durchs Seil, versteckte, schaukelte sich, lief wie zu Nukuhiva und in Neuseeland Stelzen, suchte einen Stein in der Hand vieler im Kreise stehender Personen u. s. w. (Ellis 1, 228; Mörenhout 2, 150; Taylor 169 f.; Thompson 1, 196; Freycinet 2, 604; Turner 215 f.). In Neuseeland hatte man, wie bei uns die Kinder, eine Geheimsprache durch

Zusatz einer bestimmten Silbe (Shortland a, 135; der noch viel Kinderspiele erwähnt). Eine Art Morraspiel hatten die tonganischen Fürsten; man mußte die außerordentlich raschen Bewegungen der Gegner errathen und gleichzeitig nachahmen; das Volk spielte dies Spiel einfacher (Mariner 2, 240). Ein Spiel der Fürsten auf Hawaii beschreibt Ellis 4, 81: in der Mitte der spielenden Parteien liegt ein Tapatuch, unter welches ein einzelner aus der Partei einen Stein versteckt; die andere schlägt mit Ruthen dahin, wo er liegt und trifft sie den Punkt, so hat sie gewonnen. Es ist interessant, wie man meist aus der Bewegung der Armmuskeln richtig schließt, wo der Stein liegt. Das ganze Volk, oft 7—8000 Menschen, pflegte auf eigens dazu hergerichteten 50—60' langen Flächen einen schweren Holzstab oder einen runden sehr sorgsam aufbewahrten Lavastein zwischen zwei aufgerichteten Pfählen hindurchzuwerfen. Auch dies Spiel ward sehr leidenschaftlich betrieben und oft alles Vermögen dabei eingesetzt (Ellis 4, 198 f.).

Sehr beliebt waren, wie auf den Marianen, auch in Polynesien Hahnenkämpfe. In jedem Haus in Tahiti war ein Pfeiler, an welchem der Hahn, der sehr zärtlich behandelt wurde, mit einem weichen Seil angebunden war (Mörenh. 2, 146 f.). Die Vögel wurden mit Nudeln von Brodfrucht gefüttert (Ellis 1, 222) und ihre Gefechte und Siege in eigenen Gesängen gepriesen (Mörenh. 2, 146 f.). Ganze Distrikte kämpften so miteinander, wobei man die Hähne mit künstlichen Sporen versah und ganz früh, damit sie noch recht frisch wären, kämpfen ließ; auch stand diesem Spiel ein besonderer Gott vor (Ellis eb).

Für die tonganischen Fürsten war früher ein Hauptvergnügen die Rattenjagd, welche mit ihren ziemlich weitläufigen Einrichtungen und Ceremonien Mariner beschreibt. Die Jagenden, welche in einer Reihe gingen, waren in zwei Parteien getheilt, und zwar so, daß der erste, dritte u. s. w. des Zuges der einen, der zweite, vierte u. s. w. der anderen Partei angehörte; jede Partei durfte nur nach einer Seite schießen, und welche von beiden schließlich die meisten Ratten getödte hatte, trug den Sieg davon (Mariner 1, 279 f.). Auch in Neuseeland war diese Art der Jagd früher eine beliebte Unterhaltung (Taylor 83 f.). Auf Samoa dagegen jagte oder besser fing man die Tauben (den Didunculus strigirostris, der jetzt immer seltener wird, da die eingeführten Katzen die Nester zerstören), indem man die

[redacted]

wilden Vögel durch gezähmte anlockte und dann mit Netzen an langen Stangen fing (Turner 212 f.). In Tonga herrschte dieselbe Sitte; die Lockvögel waren aber schwer zu zähmen und daher so kostbar, daß jedes Paar einen eigenen Wächter hatte, der bei Hungersnoth jegliche Nahrung für sie tabuiren durfte (Mariner 1, 246 f.; 2, 342).

Dies mag zur Uebersicht über die Vergnügungen der Polynesier genügen; allein schon aus dem hier Erwähnten, das sich sehr vermehren ließe, erhellt zur Genüge, einmal, daß die Polynesier ein sehr vergnügungssüchtiges Volk, wohl das vergnügungssüchtigste von allen sind, dann aber auch, daß sie mit der größten Leichtigkeit und Kühnheit, ja auch nicht ohne Geist sich jeden Augenblick ihre Unterhaltungen, ihre Spiele zu bereiten wissen.

Diese Fröhlichkeit herrscht auch jetzt noch in vielen Gegenden; da überall, wo die Europäer nicht zu feindselig aufgetreten sind. So besuchen sich in Samoa (Hood 45) die Eingeborenen sehr häufig dorfweise und dann werden ein oder einige Tage in anhaltender Lustbarkeit verbracht.

Diese allgemeine Heiterkeit und frohe Laune, der Wunsch zu gefallen und sich zu vergnügen war es denn auch, welcher den Europäern vor allen Charakterzügen der Polynesier zunächst in die Augen fiel. Sie waren stets in eifriger Unterhaltung begriffen, untereinander oder mit den Fremden; sie äußerten ihre Freude so lebhaft, sie wußten sich einen solchen Anschein von Unschuld und Liebenswürdigkeit zu geben, hatten so etwas herzliches, zuvorkommendes, biederes, daß die ersten Reisenden, wie es ja bekannt genug ist, geradezu davon hingerissen und zu sehr geblendet waren, um ihre Schwächen zu erkennen. Unter sich waren sie, wenn kein Krieg war, durchaus friedlich und Schlägereien kamen niemals vor (Turnbull 297; Ellis 1, 96; Brown 45; 46; Paumotu Belcher a I 374; Porter 2, 57) oder wurden wenigstens gleich von den Umstehenden geschlichtet (Forster Bem. 318). Doch waren die Weiber nicht immer so friedfertig (Brown 45). Diese fröhliche Liebenswürdigkeit wird auch von einzelnen Paumotuanen, namentlich den Mangarevern und den Bewohnern von Hao gerühmt (Mörenh. 1, 169; Belcher a, 1, 372; Mörenh. 1, 98). Allein wenn wir auch gewiß nicht leugnen wollen, daß eine solche Heiterkeit sie fortwährend umgab, wie sich dieselbe ja bis in die jetzigen auch für die Polynesier nichts weniger als heiteren Zeiten be-

wahrt hat (Darwin 2, 187): so beruhte dieselbe auf der stets leicht angeregten momentanen Lebenslust der Polynesier, auf ihrer leichten Empfänglichkeit für neue Eindrücke, keineswegs aber auf wirklicher Gediegenheit und Reinheit des Charakters. Vielmehr werden sie ebenso leicht zu tiefster Melancholie hingerissen, welche so mächtig werden kann, daß sie den Tod herbeiführt, wie denn Todesfälle durch Einbildung, aus Furcht bezaubert zu sein, eine religiöse Satzung, ein Tabu gebrochen zu haben, gar nicht selten sind (Brown 75); wie überall, auf Hawaii und Tahiti und Neuseeland die Eingeborenen den trüben Glauben an ihren eigenen Untergang haben: „der Hibiskus wächst, die Koralle breitet sich aus, der Mensch stirbt dahin" lautete eine Weissagung auf Tahiti (Ellis 1, 103), welche die verschiedensten Besucher von ihnen aussprechen hörten, und ganz ähnliche Sprüche leben im Mund der Neuseeländer (Darwin. Hochstetter 479).

Auf der anderen Seite aber ist die Heiterkeit nur künstlich gemacht und nur der trügende Deckmantel für Mißtrauen, Falschheit, Verrätherei, welche sehr häufig bei ihnen sind und sich gern hinter dem Schein der harmlosesten Offenheit verstecken. Das Mißtrauen, die Scheu, welche sie oft den Fremden gegenüber zeigten, erklärt sich freilich aus der Ueberlegenheit der Europäer, aus der feindseligen Art wie diese häufig auftreten, sowie aus jenem schon öfters erwähnten Glauben, daß von der See her ihnen ein Unglück drohe, und daß die Weißen Götter wären, ganz vollständig. Allein wie verrätherisch und treulos sie sind, das mußten die Spanier erfahren, welche um 1775 in Tahiti zuerst freundlich aufgenommen, dann jeder Insulte ausgesetzt waren (Bratring 147—167), das erlebte die Mannschaft gar vieler Schiffe, welche plötzlich von den Eingeborenen überfallen wurden, mochte nun der Angriff gelingen oder mißglücken. Freilich waren in den meisten Fällen die Europäer an dem entstehenden Streit schuld; allein fast immer stellten sich die Eingeborenen auch noch nach den Beleidigungen so lange freundlich und ganz harmlos, bis der geeignete Zeitpunkt der Rache ihnen gekommen schien; dann brachen sie los. Auch Virgin nennt die Tonganer wie die Hawaier unzuverlässig (2, 69; 1, 270 f.) und Turnbull (119 vergl. 102) bezeichnet den Charakter der Tahitier als ein Gemisch von Bosheit und Verrätherei. Wenn freilich Mörenhout (1, 226 f.) erlebte, daß die Tahitier ihm Takkawurzeln versprochen hatten und trotz des empfangenen Preises sie ihm nicht brach-



ten, so ist seine moralische Entrüstung über ihre Unehrlichkeit lächerlich genug; denn der ehrliche Belgier erzählt kurz vorher, daß alle die Röcke, welche er als Preis gegeben hätte, so eng gewesen seien, daß kein Tahitier sie brauchen konnte. Das findet er ganz in der Ordnung, und wundert sich, wenn jene zuerst Betrogenen ihn wieder betrügen. Auch wäre es nicht Recht, wenn man aus dem Umstande, daß die Neuseeländer ihre Improvisatoren „große Lügner" nennen (Polack 2, 102) schließen wollte, die Neuseeländer seien durchaus verlogen gewesen: vielmehr beweist gerade dieser Name, daß ihnen Lügen im gewöhnlichen Leben nicht sehr geläufig waren. Beispiele indeß von abscheulichem Verrath gegen die eigenen Landsleute erzählt von Tahiti Turnbull 305, von Tonga Mariner, von Neuseeland Cook 3. R. 1, 148 und Polack narr. 1, 205; 2, 10 und solche Beispiele sind nicht selten. Die Tahitier verlockten häufig Matrosen zur Desertion und lieferten sie nachher für die ausgesetzte Belohnung aus (Turnbull 296). Ferner ist bekannt genug, daß die hervorragendsten Polynesier wahre Muster von Verschlagenheit gewesen sind, so Finau auf Tonga, Tamehameha auf Hawaii und Pomare auf Tahiti. Doch kommt es auch vor, daß gerade Verräther im Krieg von den Feinden, zu welchen sie übergehen, umgebracht werden (Polack 2, 86). Sonst wird der Krieg aber ganz ihrem hinterlistigen Charakter gemäß geführt; fast immer durch heimlichen Ueberfall, durch Hinterhalt, selten durch offene Schlacht. Und auch in ihren alten Sagen kommen Ueberlistungen, ja arge Treulosigkeiten nicht selten vor. Zwar nicht immer ist ihre Unzuverlässigkeit schlimm gemeint, häufig beruht sie nur auf ihrer Ungeschicklichkeit in der Verstellung, auf ihrer Unfähigkeit, ein Geheimniß zu bewahren. Die Schiffe welche man angreifen wollte erfuhren diese Absicht vielfach durch direktes Ausschwatzen oder durch unvorsichtiges Betragen der Insulaner. Ebenso verrathen sich Verbrecher meist selbst und politische Verschwörungen werden meist ausgeschwatzt (Hale 16). Treibt sie aber persönlicher Rachedurst, so sind sie im hohen Grade an sich haltend, sie verkehren durchaus freundlich oft lange Zeit hindurch mit dem Gegenstande ihres Hasses, bis eine der Rache günstige Zeit kommt. Rachsüchtig sind sie alle und vergessen angethane Beleidigungen wie die Malaien nie und wenn sie Jahre lang sich verstellen. (Cook 3. R. 1, 148; Thomson 1, 113; Dieffenbach 2, 110; Mariner 1, 147; 1, 288 und oft). Da-

vis (227) erzählt eine Maorisage, in welcher der Sohn eines ihrer berühmtesten alten Könige, um sich an seinem Vater zu rächen, sich selbst und 140 Begleiter, die tüchtigsten seines Stammes, umbringt. Unter den Neuseeländern kommt auch jetzt noch erbliche Blutrache vor, welche in früherer Zeit, nach den Sagen bei Grey, häufig war; jetzt ist sie selten (Brown 44). Auch auf den andern Gruppen herrschte sie (Kruf. 1, 184).

Wir sehen also als ersten Zug ihres Charakters Heimlichkeit, Falschheit, Hinterlist, welche indeß verdeckt werden durch ihre große Erregbarkeit und Vergnügungslust.

Diese Erregbarkeit ist es denn auch, welche sie in den Ruf der größten Unehrlichkeit gebracht hat und doch sind sie hier „besser als ihr Ruf." Freilich ist Fremden gegenüber Diebstahl, der meist mit großer Schlauheit und Geschicklichkeit ausgeführt wird und oft von erstaunlicher Frechheit ist, fast ausnahmslose Regel. Diebisch nennt Cook (3. R. 1, 176) die Maoris, diebisch nennt er (eb. 1, 202; 2, 98) die Tonganer, die Hawaier (eb. 3, 309), diebisch waren die Tahitier, (Wallis 1, 209; 230; Bratring 147 f.; Cook 1. R. 2, 186 u. s. w.). Die Paumotuaner (Byron 1, 96); diebisch die Markesaner (Wilson 254; Marchand 42), die Bewohner der Nivagruppe (le Maire u. Weltbott 7, 61 f.). Ja Turnbull erzählt Beispiele, wo die Dieberei auf den Gesellschaftsinseln geradezu in offenen Raub ausartet (205; 234 f.). Nur Furcht und zwar nur recht starke Furcht konnte die Insulaner abhalten alles zu stehlen was sie sahen; war die erste Scheu den Fremden gegenüber abgelegt, so stahlen und raubten sie, was sie konnten. Mit bewundernswerther Geschicklichkeit zogen sie die eisernen Nägel unterm Wasser aus dem Schiffe; sie rissen den Europäern Dinge aus der Hand und sprangen damit über Bord. Allein nun ist zunächst zu bemerken, daß alle Polynesier unter einander fast immer ehrlich sind (Tahiti Turnbull 296; Wilson 441; Tonga Cook 3. R. 2, 98; Mariner 2, 162; Markesas Krusenstern 1, 199; Marchand 150; Hawaii King bei Cook 3. R. 3, 454). Nirgends wurde das Eigenthum verschlossen oder sonst verwahrt und war doch überall vollständig sicher (Bougainville 163; Melville 2, 141; Cook 3, 454). Auch waren sie beim Handel fast immer ehrlich, so namentlich (Cook 3. R. 2, 97) die Tonganer, und die Tahitier brachten, als Wallis Matrosen sie mit Bleinägeln betrogen hatten, ganz treuherzig diese wieder, um

[redacted]

sie gegen bessere Waare umzutauschen, denn sie glaubten, die Verwechslung sei nur ein Irrthum (Wallis 234). Auch die Bewohner von Hao (Paumotu) waren sehr ehrlich (Belcher a 1, 372), ebenso die Markesaner (Marchand 1, 148). Wie wenig die Dieberei bei ihnen Charakterzug ist geht daraus hervor, daß die Insulaner jetzt durchschnittlich ehrlich sind, wenn auch selbstverständlich Ausnahmen vorkommen und auch in alter Zeit vorkamen. Aber ehrlich nennt Virgin 2, 69 die Tonganer, Lisiansky und Ohmstedt 259 die Hawaier, Lutteroth (51) und Ellis (2, 21) die Tahitier. Auch waren es wohl nie die Vornehmen, welche stahlen, sondern stets das gemeine Volk; überall wenigstens nahmen die Häuptlinge den Vorwurf eines Diebstahls sehr übel (d'Urville a 2, 424; Cook 1. R. 2, 100; Mariner 2, 162; vergl. Porter 2, 57) und der Diebstahl galt als gemein; freilich nicht als Verbrechen (Mar. eb. Roquefueil 1, 313). Daher gestanden die Markesaner gleich ein, was sie gestohlen hatten oder trugen es ganz öffentlich (Marchand 43) und nur der Eifer der Europäer gegen den Diebstahl und die Furcht vor ihnen ließ die Diebe sich verbergen. Hatte sich ein Europäer unter den Schutz der Maoris gestellt, so war er und sein Eigenthum sicher (Cruise — 1829 — 29; 154; Shortland 203). Ebenso war es auf Samoa, Tonga und Nukuhiva (Walpole 384; Mar.; Wilson 254). Auch standen harte Strafen wenigstens in Tahiti auf dem Diebstahl, wenn ein Tahitier dem anderen etwas gestohlen hatte: man ertränkte die Diebe (Forster Bem. 318) oder hängte sie auf (Bougainv. 181) Doch auch sie machten einen Unterschied: wer den Europäern etwas gestohlen hatte, bekam nur Stockschläge und mußte seine Beute herausgeben (eb.). Auch waren die Eingeborenen schon durch die strengen Tabugesetze in den meisten Fällen vor dem Diebstahl behütet: es wäre das äußerste Verbrechen gegen die Götter gewesen, wenn ein Mann aus dem Volke einem Fürsten etwas entwendet hätte, während umgekehrt das Eigenthum des gewöhnlichen Mannes dem Fürsten vollständig zur Verfügung stand.

Die Dieberei den Europäern gegenüber beruht nur auf ihrer unbezwinglichen Begehrlichkeit nach den neuen herrlichen Sachen der Ankömmlinge; diese Begehrlichkeit ist so groß, daß sie die Eingeborenen oft das Aeußerste wagen läßt.

Die Habgier nach europäischem Besitzthum, welche z. B. bei der

Königsfamilie von Tahiti ganz übertrieben war und in ein sinnloses Aufspeichern der erworbenen Schätze ausartete (Turnbull 202), ist, trotzdem sie sich leicht erklärt, doch auffallend genug: denn alle Polynesier waren freigebig im hohen Grade, geizig sein galt als höchste Schande und Knicker als ärgstes Schimpfwort zu Tahiti (Wilson 441; Tyermann und Bennet 1, 176). Seinem Freunde theilte man mit, um was er bat, und wäre es das letzte Besitzthum gewesen (eb.); von ihren Speisevorräthen theilten die Fürsten aus, so lange noch irgend etwas zu theilen war (Forster Bem. 328). Daher war auch die weitgehendste Gastfreundschaft in ganz Polynesien zu Hause. Ueberall, wo die Europäer hinkamen, wurden sie aufs Freundlichste aufgenommen, aufs Reichlichste bewirthet und die europäische Sitte, Bezahlung für eine solche Bewirthung anzunehmen, wurde als gemeinster und schimpflichster Geiz z. B. auf Neuseeland (d'Urville a, II, 407) und noch mehr auf Tonga verhöhnt (Mar. 1, 65). Finau rief, als er weitläufige Nachrichten über das Geld bekommen hatte, nach einigem Besinnen aus: jetzt weiß ich, was die Europäer so habsüchtig macht — das Geld! (Mar. 1, 264). Auch unter den Maoris gilt als wesentlichste Tugend der Vornehmen ihre Freigebigkeit, an die man daher große Ansprüche macht (Polack 1, 37) und die Geschenke derselben pflegen freilich groß genug zu sein (eb. narr. 2, 79). Reisende, welche Lebensmittel brauchen, dürfen aus den Häusern auch in Abwesenheit des Besitzer das Nöthige sich nehmen (Dieffenbach 1, 375; 379). Gäste mußten, so wollte es der Anstand unter den Maoris, wie auf Mindanao und bei den alten Römern (Forrest 218), den Rest ihrer Portion mit nach Hause nehmen (Wakefield 1, 81); auf welche Sitte wir indeß zurückkommen.

Der Verkehr mit den Europäern hat, wie er auf der einen Seite die Habsucht der Eingeborenen steigerte, ihre Gastlichkeit herabgedrückt. Die Maoris sagten, sie hätten die habgierige Freiheit von den Europäern gelernt (Brown 77). Eine interessante Anekdote erzählt Wakefield 2, 138 f., welche den Widerstreit des Alten und Neuen im Herzen der Maoris zeigt — zu Wakefields Zeiten siegte noch das Alte.

Sahen wir schon vorhin den Polynesier ganz und gar von seinen Vorstellungen abhängig, so zeigt sich das in den raschen Uebergängen von einer Stimmung zur anderen. Ganze Gesellschaften können plötz-

[redacted]

sich von der lärmendsten Freude zur tiefsten Trauer übergehen, wenn sie an irgend etwas Trauriges vielleicht ganz zufällig erinnert werden (Polack 2, 165). Und umgekehrt: in eine lärmende Schaar, welche sich in Todtenklagen erging, drängten sich zwei Weiber ein und riefen: wir sind mit Weinen noch nicht fertig, aber wir wollen erst unsere Kartoffeln im Ofen braten, dann kommen wir wieder und setzen das Weinen fort; so wollen wir es machen, riefen alle mit weinerlicher Stimme und so geschah es (Baseler Miss. Magaz. 1836, 613). Ich habe sie, sagt Crozet 68, in derselben Viertelstunde von einer kindischen Freude zur schwärzesten Traurigkeit, von völliger Gemüthsruhe zu ärgster Wuth übergehen und dann wieder in unmäßiges Lachen ausbrechen sehen. Nie blieben sie lange in einer Gemüthsverfassung. Dabei ist an keine Verstellung zu denken, es ist ihr Charakter so und manches, was man ihnen als Verrätherei und lang hingehaltene Absicht ausgelegt hat, dürfte sich mit mehr Recht von diesem Gesichtspunkt aus erklären lassen. Ebenso erhalten wir durch Porters Erzählungen von seinem Aufenthalte auf den Markesas (Vincend. Dum. Marq. 44—92) ein treffendes Bild von einem Volke, welches jedem Natureindruck folgend rasch und unmotivirt von einem zum andern übergeht und nur von Rücksichten auf seinen Vortheil geleitet wird. Auch Marchand (1, 146) stimmt hiermit genau überein. Von Tahiti und Hawaii gilt dasselbe. Auch da, wo die Polynesier scheinbar beharrlich sich zeigen, zeigt sich dieselbe Herrschaft äußerer Eindrücke und psychischer Vorgänge: so zeigen die Sandwichinsulaner einen Eifer und eine Anstrengung bei ihren Spielen, wie sie ihn nimmer mehr bei Feldarbeit, Haus- und Kahnbau zeigen (Ellis 4, 199). Auffallender freilich ist es, wenn Turnbull (313) sagt: „Die Gabe der Beharrlichkeit ist überhaupt das vorzüglichste Talent der Wilden“, ein Satz, der in dieser Allgemeinheit völlig unrichtig ist; allein Turnbull fährt fort „im Vergleich mit einem Europäer arbeiten sie zwar hintereinander und in einem Zuge nur sehr wenig, allein mit einer Lieblingsarbeit fangen sie tausendmal wieder aufs neue an und ruhen nicht eher, bis sie damit fertig geworden sind.“ Ein fortwährendes Hin- und Widerspringen zeigt sich demnach auch hier, und also das gerade Gegentheil von Beharrlichkeit; fertig werden sie, weil derselbe Gegenstand sie stets von neuem reizt, ihre Lebensverhältnisse eng genug sind, so daß sie sich nicht dauernd zerstreuen können und

oft auch die Noth, die sicherste Lehrmeisterin der Menschen, sie zwingt.

Denn man wird sich nicht wundern, daß Faulheit, Indolenz ein Hauptzug ihres ganzen Wesens ist, wie derselbe Turnbull von denselben Tahitiern hervorhebt (212). In ihrer Naturumgebung, bei ihrer Regierungsform mußte dieser Charakterzug sich besonders ausbilden, daher sie auch Ohmstedt 276 viel fauler als die Hawaier nennt. Noch ärger indeß ist die Indolenz auf Paumotu, wo die Männer meist in absolutem Nichtsthun die Tage hinbringen. Trägheit, welche auf geistigem Gebiet besonders groß ist, hat die Missionäre sehr gehemmt (Hawaii*) Cheever 260; Virgin 1, 270; Uwea Gräffe im Ausl. 1868, 530 und sonst). Die Tonganer, Samoaner und Neuseeländer haben diesen letzten Charakterzug am wenigsten.

Die Polynesier lieben mit Ausnahme jener Inseln des westlichsten Zweiges, wie Fakaafo und Tukopia, den Krieg in hohem Maaße. Auch den Europäern sind sie vielfach feindlich gegenüber aufgetreten, wie denn Cook auf seiner ersten Reise in Neuseeland fast überall einen kriegerischen Empfang fand. Allein wo es wirklich zu Blutvergießen in diesen Fällen kam, sind fast immer die Europäer schuld gewesen; wurden doch nach einer Angabe der Missionäre (der Neuseeländer 95) nach Gründung der Mission in ihrer Nachbarschaft nicht weniger als 100 Neuseeländer durch Europäer ermordet und daß es für diese Mörder keine Justiz gab, versteht sich nach dem Auftreten der Engländer unter unkultivirten und schwachen Völkern von selbst. Marions Ermordung 1772 war wahrscheinlich die Folge von Survilles Benehmen (d'Urville a, II 394) an der Ermordung der Mannschaft Fourneaux's, später an der Ermordung der Bemannung des Schiffes Boyd (1809), der Agnes (1816) waren rücksichtslose Beleidigungen welche die Europäer den vornehmsten Eingeborenen zufügten schuld (vergl. Cook 3. R. 1, 143; Dillon 1, 217). Ihre Tapferkeit ist indeß nicht gering. Wenn Yate (Bas. Miss. Mag. 628) und Polack (2, 22) behaupten, sie seien furchtsam, ihre Bravour bestehe nur in Schreien und Lärm, ihre Kriege zweckten nur auf Umbringen, Beutemachen, Gefangennehmen ab, wenn auch Brown (44) und ähnlich Martin (299) sagt,

*) Wenn Turnbull 163 und Simpson 2, 143 die Hawaier „sehr arbeitsam" nennen, so thun sie das nur aus Parteilichkeit. Simpson ist ein heftiger Feind der Missionäre.

[redacted]

sie seien weder kampflustig noch kühn, obwohl sie viel von Krieg redeten, so ist allerdings richtig, daß ihre Kriege weit mehr durch Hinterlist als durch Tapferkeit entschieden werden, daß der große Haufe sehr leicht sich zur Flucht wendet, oft schon beim Kriegsgeschrei der Feinde, sicher aber nach den ersten Verwundungen oder Tödtungen; daß sie freilich von Tapferkeit einen anderen Begriff haben als die Europäer, denn die Tonganer z. B. halten nur den für tapfer, der sein Leben an einen vernünftigen Zweck wagt und kecke Heldenstückchen gelten ihnen keineswegs für rühmenswerth, sie tadeln vielmehr häufig die Europäer deshalb (Mariner 1, 240). Auch die Tahitier halten im Krieg fortzulaufen nicht für schimpflich, wo hingegen ihnen Wunden eher für einen Beweis von Thorheit und Ungeschick als von Tapferkeit erscheinen und sie die Narben daher lieber verbergen (Wilson 472. 479 Note). Allein feige darf man die Polynesier nicht nennen. Wenn es der Drang der Umstände verlangte, haben sie sich stets außerordentlich tapfer gezeigt, wie die Europäer selber oft erfuhren; so fand Porter 1813 auf dem Markesas, wo die Eingeborenen sich in engen Thälern hinter Festungswerken hielten, einen so tapferen Widerstand, daß diese Werke ohne Artillerie nicht zu nehmen waren. Die Tahitier haben sich gleichfalls in den Kämpfen, welche die französische Occupation veranlaßte, so heldenmüthig gezeigt, daß selbst Mörenhout (1, 334) ihre tüchtige und tapfere Haltung rühmend anerkennt. Und kriegslustig waren sie von jeher. Brachten sie doch weit mehr Mädchen als Knaben bei der Geburt um, weil erstere unbrauchbar für den Krieg, letztere aber tüchtige Krieger sein würden; war doch dies das höchste in ihren Augen, was man werden konnte (Ellis 1, 295). Und jene schlimmen Urtheile über Neuseeland sind am schärfsten durch die Kriege widerlegt, welche die Maoris mit den Engländern selbst geführt haben, in welchen sie eine bewundernswerthe Ausdauer, große moralische wie physische Kraft und so große Klugheit gezeigt haben, daß die Engländer mehr wie einmal sich in der mißlichsten Lage befanden. Dazu kommt nun, daß die einzelnen Häuptlinge stets sehr tapfer sind, ja daß sich unter ihnen eine Reihe wirklicher Helden findet. Ein Häuptling antwortete auf die Frage, warum er seine Leute nicht an den Ackerbau gewöhne: wenn ich sie arbeiten heiße, fallen sie in Schlaf; wenn ich sie kämpfen heiße, reißen sie die Augen auf wie eine Theetasse (Neuseeländer 281). Der Häupt-

ling Shonghi erhielt im Kampfe eine Kugel in die Brust, doch fiel er nicht augenblicklich. Als nun die Feinde auf ihn eindrangen, rief er mit aller Macht nach seinen 200 versteckten Kriegern. Der Feind stutzte. Es zeigte sich ungefähr ein Dutzend streitbarer Männer, wie Shonghi wohl wußte, Alles, was er entgegen zu stellen hatte. Allein Schrecken ergriff die Feinde und die Sieger wurden die Besiegten (Earle 64). Ferner denke man an Te Heuheu, an William Thompson und so manche andere Namen aus der neuseeländischen Geschichte; man denke an ihre Sagen, welche gleichfalls ihre Tapferkeit hinlänglich beweisen, wie denn auch Tapferkeit, nebst Freigebigkeit, Standhaftigkeit und religiöser Strenge als Haupttugend der Fürsten galt (Thomson 1, 113). Wir brauchen über die Tapferkeit der übrigen Polynesier nicht so ausführlich zu handeln; die Namen Finau, Tamehameha, — Hopkins 345 nennt Muth und Tapferkeit geradezu Charakterzug der Hawaier — Pomare und die Kriegsgeschichte, welche sich an sie knüpft, beweist sie zur Genüge. Auch den edlen, ja beinahe heroischen Zug, welcher den Neuseeländern nicht abzusprechen ist, finden wir zu Tonga wieder und ebenso bei einzelnen Männern auch der übrigen Gruppen, obgleich er dort nicht allgemein zu finden ist. Denn wenn überhaupt in Polynesien die Kriege grausam und wüst geführt werden, wenn die Polynesier im Allgemeinen gegen Schwache, Hülflose wild und unmenschlich sind, und im feindlichen Land Weiber und Kinder ebenso schonungslos tödten, wie die Männer, so gilt dies besonders von den östlichen Gruppen, von Tahiti (Cook 3. R. 2, 331), Nukuhiva (Krusenstern 1, 199), Hawaii (Remy XLVI) und Paumotu (Mörenh. 1, 164; 299).

Indeß auch die Tonganer waren sehr grausam und unmenschlich hart (Mariner 1, 142; 147; 164 f.), auch auf Neuseeland wurde nie Pardon gegeben (wofür die Sprache gar kein Wort hat, Polack 2, 22 f.) und man zweifelte nicht, daß jede Art von Willkür und Grausamkeit gegen Gefangene erlaubt sei, da ja die Götter nicht anders gegen die Menschen verfuhren; häufig sind daher die größten Grausamkeiten, worauf Mundy 2, 219 mit Recht hinweist, geradezu durch die Sitte geboten und keineswegs Folge persönlicher Neigung. D'Urville a 2, 399 hat mehrere Beispiele von Edelmuth der Sieger gegen die Besiegten zusammengetragen, sowie auch auf den schönen Zug hingewiesen, der in Neuseeland nicht selten ist, auch den Worten

[redacted]

des Feindes zu vertrauen. Ein Beispiel solches Edelmuthes und Vertrauens gegen Feinde erzählt eine schöne Sage bei Grey a, 299. Auch die Tonganer erkannten alles Gute vom Feinde an (Mariner 1, 229). Sie und die Maoris besitzen die Tugenden tapferer Krieger in höherem Grade als die übrigen Polynesier. Doch sind, wie alle jene Völker, auch die Maoris gegen die Europäer immer friedfertig gewesen; zum Krieg haben sie sich nur aufs äußerste bedrängt entschlossen.

Mit diesen kriegerischen Eigenschaften hängt der Stolz, das hohe Selbstgefühl der Polynesier zusammen, was z. B. Tonganer (d'Ewes 145), Neuseeländer, (Dieffenb. 2, 107, 111), doch auch alle übrigen im reichsten Maaße besaßen; daher die verächtliche Behandlung, welche sie von den meisten Europäern zu dulden hatten, nicht zum wenigsten zu den Feindseligkeiten zwischen ihnen und den Europäern beigetragen haben und beitragen (z. B. Hochstetter 224 f.; 485). Die Tahitier sind sehr empfänglich für eine wohlwollend freundliche Behandlung und sehr empfindlich für das Gegentheil (Turnbull 252). Selbstmord aus Eifersucht oder sonst beleidigtem Stolze, ist in Neuseeland nicht selten (Polack 2, 36; Dieffenbach 2, 112; vergl. Dillon 2, 135; Turner 470). Dies Selbstgefühl artete häufig in Prahlerei und Eitelkeit aus; so namentlich in Neuseeland (Brown 64; Martin 299) und auch von den Tonganern, welche Mariner (2, 144, 342, 155) ganz frei von diesen Fehlern nennt, erzählt Erskine (159) einen ähnlichen Zug. Auf der anderen Seite befördert er aber auch ihren Unternehmungsgeist, der nicht gering war. Wie viele Polynesier haben die Europäer auf weiten Seefahrten begleitet! der Neuseeländer Shonghi reiste nur nach Europa um dort sich Feuerwaffen zu verschaffen, welchen Plan er indeß sorgfältig zu verbergen wußte (Darwin 2, 193; Neuseeländer 267 f.). Und welchen Unternehmungsgeist und welche Kraft und Energie zur Durchführung besaßen die großen Männer der Polynesier, Tamehameha, Finau, Pomare, William Thompson und andere. „Wäre ich König von England, rief Finau I. aus, Alles sollte mir gehören, alle Inseln der Welt. Nach Tonga käme ich nicht um Schweine und Yams zu erbitten, sondern an der Spitze von Kanonen. Nur Unternehmenden sollten Kanonen gehören, die anderen aber sich diesen fügen" (Mar. 1, 423).

Ueber ihre Mäßigkeit im Trinken haben wir schon oben (S. 61) gespro-

chen; wirklich unenthaltsam sind sie nur in der Wollust, aber Tonganer, Samoaner und Neuseeländer sind auch von diesem Laster viel freier als die anderen Gruppen, deren zügellosefte Tahiti war. Schamhaftigkeit kannte man zu Tahiti weder in Worten noch in Werken (Cook 1. R. 2, 194; Mörenhout 1, 229); wohl aber auf Neuseeland (Dieffenb. 2, 161), auf Tonga und Samoa.

Auch religiös waren sie im hohen Grade und bis aufs peinlichste gewissenhaft im Dienst der Götter; und so zeigen sie sich, wo sie wirklich bekehrt sind, als Christen ebenfalls.

Doch gab es auch Freigeister unter ihnen, wie denn z. B. Finau zum Entsetzen seiner Unterthanen im hohen Grade irreligiös war (Mar. 1, 159) und ebenso war es Pomare I. (Turnbull 254). Es ist ein auffallender Zug, daß die Polynesier sich so leicht von ihrer Religion, die sie dann selbst verlachen, abwenden lassen (Dieffenbach 2, 60); sie scheint ihnen nicht mehr genügt zu haben.

Man hat den Polynesiern jedes Gewissen und sittliche Gefühl absprechen wollen, von Dankbarkeit z. B. sollten die Tahitier nichts wissen, weil schon das Wort dafür ihrer Sprache fehlt. (So Bennett a, 108; vergl. Martin 298 f.). Wie irrig aber der letzte Schluß ist, liegt auf der Hand und so sagen denn auch Tyermann und Bennett (Journ. 1, 78) ausdrücklich, daß die Tahitier diese Tugenden und zwar schon in heidnischer Zeit besessen haben — wie ja so mancher Zug bei Cook u. Anderen beweist. Und daß auch jene anderen Anklagen zu streng sind, beweist Folgendes. Die Tonganer sagten: „nach einer guten Handlung hat man ein schönes, herrliches Gefühl, deshalb handeln wir gut“ (Mariner, 2, 150) und edle Thaten (Beispiele z. B. Mar. 2, 6 f.) entgehen der allgemeinen Bewunderung dorten nicht (eb. 2, 139). Sie haben Sinn fürs Edle, Feine, Großartige (eb. 153), sie ehren das Alter, die Weiber, die Eltern, sie lieben das Vaterland (2, 154—6; Erskine 158). Wenn Mariner neben Finau I. zum schlafen lag, so legte der Fürst, wenn er glaubte, daß jener schliefe, bisweilen die Hand auf seine Stirn und sagte: armer Papalangi (Fremder), wie fern bist du von deiner Heimath! vielleicht tröstet sich jetzt sein Vater und seine Mutter und sagt: morgen kommt unser Sohn! (Mar. 2, 40). Strenges Rechtsgefühl zeichnete ihn und die übrigen Fürsten aus (wobei man bedenken muß, daß das Volk kaum als Menschen galt): weil er selbst außerordentlich

[redacted]

jähzornig war, hatte er einigen aus ſeiner Umgebung befohlen, ihn bei jedem Anfall ſolcher Hitze ſo lange feſt zu halten, bis ſie verraucht ſei (Mar. 1, 426). Auf Neuſeeland verwaltete für einen Anſiedler, einen Europäer, der verrückt geworden war, ein Maori deſſen Vermögen, bis ein zur Uebernahme deſſelben Autoriſirter kam (Brown 97). Selbſtmord aus Scham wegen begangenen Diebſtahls iſt gleichfalls daſelbſt vorgekommen (Jameſon 319) und Beiſpiele von Beſchämung über undankbares oder ungeſchliffenes Betragen, von Reue und dadurch bewirkter gänzlicher Nachgiebigkeit findet man im Miss. Guide book 268, bei A. Earle 192, welcher letzterer (146) auch einen Fall erzählt, dem die feinſte Rückſicht gegen Andere zu Grunde lag: um die Weißen in ihrer Sonntagsfeier nicht zu ſtören, ſtanden die heidniſchen Maoris vor Tage auf um zu arbeiten, hörten aber obwohl ſie von einem herannahenden Kriegszug gedrängt wurden, in ihrer Beſchäftigung auf, wenn die Weißen ſich zeigten. — Strenges Rechtsgefühl zeigten auch die Tahitier (Cook 1. R. 2, 102); auch läugnen dieſe ein Verbrechen das man ihnen vorhält ſelten ab (Tyermann u. Bennett 1, 78). Züge der innigſten Anhänglichkeit, der treueſten ja aufopferndſten Liebe gegen Europäer ſind überall häufig geweſen. Heut zu Tage fand Virgin (1, 270) die Hawaier gutmüthig, träge, leicht aufbrauſend, leichtſinnig, gedankenlos, unzuverläſſig, eigenſinnig, grob und plauderhaft; grobe Verbrechen ſind ſelten. Grob waren auch die Tonganer häufig (Erskine 159). Die heutige Indolenz der Tahitier, über welche viel geklagt wird, iſt die nothwendige Folge ihrer Schickſale. Die Neuſeeländer im Inneren ſtehen höher als die an den Küſten und in den europäiſchen Kolonien, wo ſie ein widerliches Gemiſch von Dandy und Bettler ſind (Dieffenb. 2, 147).

Ueberblicken wir nun alles dieſes noch einmal, ſo werden wir zunächſt ſehen, daß die Charakterentwicklung eine ſehr mannigfaltige iſt; ein Beweis dafür, daß die Polyneſier auf keiner niederen Stufe ſtehen. Ein Geſammtbild würde etwa folgende Züge enthalten: die Polyneſier, mit Ausnahme der Hochbegabteſten noch ganz unter der Herrſchaft ihrer Vorſtellungen ſtehend, ſind begehrlich, diebiſch, genußſüchtig, unzuverläſſig; ſie ſind freigebig, gaſtfrei, rachgierig, nicht immer tapfer, immer aber wild und grauſam, kalt und rückſichtslos oft gegen die nächſten; großmüthige, edlere Züge finden ſich ſelten; dabei ſtolz,

ja prahlerisch und eitel und im guten und bösen Sinn sehr empfindlich, bis zur Melancholie, wie denn ein melancholischer Zug ihnen nicht fehlt; mäßig, zum Theil aber durch Wollust entartet; von warmer Religiosität und auch feineren Regungen des Gewissens nirgends unzugänglich; sie zeigen also im Ganzen ein melancholisch-cholerisches Temperament, das zwar leicht sanguinisch erscheint, aber keineswegs sanguinisch ist.

Das niedere Volk bei höchst unfreier Lebensstellung stand tiefer als die Freien, die Fürsten. Am höchsten entwickelt sind wohl die Tonganer und Samoaner, nächst ihnen die Neuseeländer; am geringsten die Tahitier und Paumotuaner.

Aber auch zeitlich ist ein Unterschied; in älteren Zeiten scheinen alle Polynesier höher gestanden zu haben als später, wie mancher Zug in ihrer Religion, in ihren Mythen und Sagen, in ihrem ganzen Leben ausweist.

Jetzt endlich können wir ein Gesammturtheil über das geistige Leben der Polynesier fällen und dies wird, wenn wir unparteiisch sein wollen, kein ungünstiges sein. Freilich haben wir es mit Barbaren zu thun, bei denen die Entwicklung einer wirklich feinen Sittlichkeit nur selten und nur in Anfängen zu finden ist. Was aber in ihren Verhältnissen aus ihnen werden konnte, ist aus ihnen geworden und einzelne Beispiele aus der heidnischen Zeit, sowie fast sämmtliche christliche Polynesier beweisen, daß sie einer höheren moralischen Entwicklung fähig sind und, was nicht unwichtig ist, daß sie dieselbe in verhältnißmäßig kurzer Zeit erreichen können. Durchaus irrig ist daher die Behauptung Forsters (Bem. 501), welcher auch Darwin (2, 196) beistimmt, daß die Neuseeländer in ihrer ganzen Entwicklung nicht viel über den Patagoniern und Eskimos ständen; ein Urtheil, welches Mörenhout 2, 185—97 auch auf die Tahitier ausdehnt — in einseitiger Uebertreibung.

Denn ohne Zweifel sind die Polynesier auch ein Volk von sehr guter intellektueller Begabung, wenn auch anhaltender Fleiß sie schnell ermüdet und ihr Leichtsinn immer durchbricht. Daher erscheinen die Samoaner, welche diesen Leichtsinn in minderem Grade besitzen, begabter als die übrigen Polynesier (Walpole 2, 351) und die ernsteren Neuseeländer zeichneten sich, wie Meinecke mit Recht sagt (224; Nicholas 6 f.), vor allen anderen Südseeinsulanern durch

[redacted]

Wildsamkeit aus. Polack (Narr. 2, 331) erwähnt einen, der vom Kajütenjungen sich bis zum Oberoffizier empor schwang und vollkommen fähig war, ein Schiff zu regieren. Sie sind gute Rechner, haben Handelsschiffe von 10—120 Tonnen an der Küste und den Nachbarkolonien und beträchtliche Summen in der Unionbank (d'Ewes 227). Sie sind besser begabt als die unerzogene Klasse der europäischen Gesellschaft (Power 157) und Urtheile, wie das Thomsons, der 1, 82 ihre Fähigkeit in jeder Beziehung gering und ungünstig nennt, sind falsch. In der Nachahmung und wenigstens äußerlichen Aneignung der europäischen Sitten waren alle Polynesier im hohen Grade geschickt, namentlich die Tahitier, die überhaupt äußerst begabt sind, wenn freilich ihre Fähigkeiten durch ihre Weichlichkeit und Genußsucht sehr gehemmt sind. Als typisches Beispiel für sie kann jener Omai gelten, der nach längerem Aufenthalt in England bei seiner Rückkehr mi Cook nichts gelernt und nichts vergessen zu haben schien (Ellis 2, 365). Doch kennen auch sie jetzt den Geldwerth, sie rechnen gern und leicht, und gar mancher hat sich zu Darwins Zeiten (2, 177) ein tüchtiges Vermögen, bis zu 160 Pf. Sterl., erspart. Noch besser steht es mit den Sandwichinsulanern, die in mancher Hinsicht den Neuseeländern ähnlich sind; ihre große Fähigkeit geht schon mit Sicherheit aus der einzigen Bemerkung Cooks hervor (3. R. 2, 429), daß sie sogleich ohne Stolz und Selbstüberschätzung die Ueberlegenheit der Weißen in den Künsten anerkannten. Alle Polynesier thaten ferner Fragen an die Europäer, welche sowohl von scharfer Beobachtungsgabe als von wirklich tiefem Denken Zeugniß ablegen, wie die Europäer öfters nach ihrem Gott gefragt wurden, wie z. B. Finau II. darüber nachdachte, weshalb die Antipoden nicht herunter fielen und sich erst befriedigt fand, als man ihm die Schwungkraft der Erde an einem umgeschwungenen Schleifsteine verdeutlicht hatte (Mar. 2, 41). Ueberhaupt haben die Tonganer vor allen Ozeaniern wohl die höchste Culturstufe erreicht, wie aus Mariners ganzem Buche hervorgeht. Den richtigen Maaßstab an die geistigen Leistungen der Polynesier kann man aber erst dann anlegen, wenn man ihre großen Männer — und wir kennen nur die des letzten Jahrhunderts — mit in Anschlag bringt. Männer, wie Finau I. u. II., wie Pomare I., wie William Thompson, wie vor allen Tamehameha und noch so mancher würden auch in Europa zu den bedeutenden Männern gezählt werden;

wie viel mehr müssen sie das, da wir ihre oft den Europäern überlegene Klugheit, ihre Feldherrngabe, ihre ganze geistige und sittliche (z. B. Finau II.) Größe aus ihren heimischen Verhältnissen sich entwickeln sehen. So kann man keineswegs für alle Fälle mit Hale 14 sagen, daß die Polynesier mehr durch rasche Fassungskraft und Talent zu mechanischen Künsten, als durch Geneigtheit zu eigentlichem Nachdenken sich auszeichnen. Sie stehen an geistiger Begabung um ein bedeutendes höher, als alle übrigen Naturvölker der Erde, ja sie haben sich verhältnißmäßig so hoch entwickelt, wie kaum ein anderes Volk der Welt. Man bringe aber hierbei die äußerst ungünstige Naturumgebung dieser Völker und die ungeheure Schwierigkeit mit in Rechnung, welche die plötzliche Aufnahme einer so hoch gesteigerten Cultur wie die europäische mit sich bringt; man bedenke ferner, wie englischer Hochmuth, französische Leichtfertigkeit und amerikanische Gewinnsucht den Polynesiern diese Aufnahme, ja ihre eigene Existenz erschwert und vergiftet haben und lasse sich nicht blenden durch Deklamationen wie die Hochstetters (463); „daß nicht die physische Kraft den Kampf ums Dasein entscheidet, sondern die moralische Kraft und die Stärke des Geistes" — denn das Zusammentreffen der Culturvölker, namentlich der Engländermit den Polynesiern, und besonders den Maoris beweist, daß die moralische Kraft, das heißt denn doch die größere moralische Reinheit und moralische Berechtigung den Kampf ums Dasein keineswegs entscheidet, sondern lediglich die physische Kraft und die Kraft des Verstandes. Wir werden hernach sehen, wie die Maoris behandelt sind. Die Weltgeschichte lehrt aber genau dasselbe, denn auch in ihr siegt nur die physische und geistige Kraft, nicht die Moralität. Moralische Kraft ist das Ziel, nach dem die Menschheit sich hinringt, bewußt oder unbewußt, und wäre sie unter den Culturvölkern schon allgemeiner verbreitet und höher entwickelt, die Naturvölker würden richtiger beurtheilt — und behandelt werden.

Doch kommen wir zurück zu der Lebensschilderung der Polynesier, so müssen wir uns zunächst ein Bild ihres Familienlebens machen.

Die Weiber werden im Allgemeinen nicht schlecht behandelt, obwohl sie eine entschieden tiefere Stellung einnehmen als die Männer. In Neuseeland, wo sie an allen öffentlichen Angelegenheiten, auch an den Kriegsberathungen Theil nehmen (Polack 1, 94), begleiten sie den

[redacted]

Mann stets, ja sie gehen oft mit in den Kampf, um die Männer anzufeuern; harte Arbeit liegt der Frau nicht ob, sie pflanzt, flicht Matten, beaufsichtigt die Kinder, während der Mann den Haus- und Kahnbau, die Ackerbestellung, Jagd und Fischfang besorgt (Dieffenbach 2, 38—39). Zank zwischen Ehegatten oder gar Mißhandlung der Frau von Seiten des Mannes kommt nie oder doch selten vor (Brown 33); auch aßen Männer und Weiber hier gemeinschaftlich (Polack 1, 94) und die Mutter findet bei den Kindern denselben Gehorsam wie der Vater (Nichol. 280). Alles dies widerspricht sich Forsters Behauptung (Bem. 212), die Maoriweiber litten eine schlechte Behandlung, doch fehlt es an einzelnen Brutalitäten auch hier nicht. Auch in Samoa (Wilkes 2, 148 und Erskine 51) aßen die Männer mit den Weibern (Cook 3. R.2, 116), sie thun selbst bei der niedersten Kaste (Mar. 2, 300) keine harte Arbeit und werden als die Schwächeren mit einer gewissen Feinheit und Aufmerksamkeit behandelt (Mariner 2, 92); sie dürfen in der Volksversammlung reden (eb.1, 15 7), ja sie können sogar an die Stelle eines Stammesfürsten treten und finden strengen Gehorsam (eb. 156; 175). Einzelne Weiber stehen besonders hoch und werden in religiösen wie in politischen Dingen von den Fürsten um Rath befragt (eb. 1, 437) und daß der Mann seine Frau schlägt, steht ganz vereinzelt (eb. 2, 18—19). Doch ist es auch vorgekommen, daß bei einer Hungersnoth ein Mann sein Weib tödtete und — auffraß (eb., eine ähnliche Sage bei Shortland a 178 f., doch als Muster rücksichtsloser Schlechtigkeit). Auf den Markesas ists wie in Tonga; die Weiber essen mit den Männern, arbeiten nur im Hause, nur leichte Arbeit und nur nach Lust und Laune (Porter 2, 116—7; Melville 2, 247), obwohl sie sonst durch manches Tabu eingeschränkt sind (Mathias G*** 113; Melville).

In Hawaii dagegen aßen die Weiber abgesondert von den Männern und die besten Speisen, Schildkröten- und Schweinefleisch, Bananen, Kokos u. s. w. waren ihnen durch ein Tabu verboten (Cook 3. R. 3, 437; Jarves 84 f.) Ihre Arbeiten waren indeß nicht schwer, nur Häusliches wie Mattenflechten u. dergl. lag ihnen ob (Cook eb. Jarves 80). Auch hatten sie politischen und religiösen Einfluß, wie die Geschichte Hawaiis beweist, ja sie konnten selbst an der Spitze des Staates stehen (Jarves 84) und an dem Leben der Männer nehmen sie vielfach Theil. Doch wurden sie oft brutal behandelt und selbst

vornehme Weiber von ihren Männern gemißhandelt (Cook 3. R. 3, 463). Noch strenger war die Scheidung der beiden Geschlechter in Tahiti. Die Frauen, denen hier dieselben Speisen wie in Tahiti verboten waren, durften nicht einmal an demselben Feuer, mit dem für die Männer gekocht wurde, kochen, nicht dieselben Gefäße benutzen und mußten in eigenen Räumen essen; die heiligen Stätten durften sie hier so wenig wie anderwärts betreten (Ellis 1, 129). Auch kam es hier gleichfalls vor, daß sie von den Männern (meist aus Eifersucht) gemißhandelt wurden (Cook 3. R. 2, 347). Sonst indeß war ihre Stellung nicht schlecht; die Arbeit war angemessen unter beide Geschlechter vertheilt (Mörenhout 2, 77), am öffentlichen Leben nahmen die Frauen lebhaft Antheil, ja sie waren sogar nicht ohne politischen Einfluß (Cook, Bennett a 1, 108). Aehnlich war es auf Mangareva (Mörenh. 2, 72), während im übrigen Paumotu (mit Ausnahme von Bow Belcher a 1, 374) sie aufs allerschlechteste behandelt wurden: alle, auch die schwerste Arbeit lag auf ihnen, — nur Haus- und Kahnbau ist Sitte der Männer — alle Nahrung gehört den Männern und sie sind den rohesten Mißhandlungen ausgesetzt (Mörenh. 1, 51; 1, 138; 2, 71).

In früheren Zeiten aber scheinen die Weiber überall eine höhere Stellung gehabt zu haben. Das beweisen schon die uralten neuseeländischen Mythen bei Grey; das beweisen ferner die Spuren, daß früher die Erbfolge allgemein eine weibliche war, was sich am reinsten in Tonga erhalten hat (Mar. 2, 89—97). In Neuseeland kam durch die Ehe der Mann in den Stamm und den Rang seiner Frau, nicht umgekehrt und gehörte diesem auch im Kriege mit dem Stamm, in dem er geboren, an (Taylor 162 f.; Thomson 1, 177; Brown 34). Daraus erklärt es sich auch (Ellis leitet irrig das Gegentheil ab), warum in den schlimmsten Flüchen der Tahitier die Mutter vorkommt. Solche Flüche sind: mögest du eine Flasche mit Salzwasser für deine Mutter werden; mögest du als Speise für deine Mutter gekocht werden; reiß dir's Auge (den Sitz der Seele) aus und gib's deiner Mutter zu essen (Ellis 1, 129—30). Auch auf den Markesas galt es als größte Beleidigung, der Mutter eines anderen zu fluchen (Porter 2, 25) und auch hier zog meist der Schwiegersohn ins Haus seiner Schwiegereltern (Mathias G*** 113).

Vor der Ehe leben beide Geschlechter sehr ausschweifend und die

[redacted]

Mädchen können wem sie wollen ihre Gunst schenken. So war es in Neuseeland (Dieffenbach 2, 40; Nicholas 163; Polack 1, 145), doch entzogen sie sich häufig aus Schamhaftigkeit den Blicken der Fremden wenigstens da, wo Europäer noch nicht hingekommen waren (Polack Narr. 1, 133; 164; 214); so auch in Tonga, nur galt es hier doch schimpflich für die Mädchen, die Liebhaber oft zu wechseln und ihre Gunst ist schwerer zu gewinnen (Mariner 2, 174), namentlich für Fremde (2, 23). Die unverheiratheten Weiber schlafen alle in einem Haus zusammen und dort besuchen sie die jungen Männer (J. R. G. S. 3, 194). In Samoa, wo sich größere Schamhaftigkeit schon dadurch ankündigt, daß im Hause die Schlafstellen der Einzelnen durch Matten getrennt sind (Walpole 358), sind die Weiber zurückhaltend, es gab dort 1840 noch keine Syphilis, doch war den Mädchen freier Umgang mit Fremden erlaubt, aber nicht mit Einheimischen (Wilkes 2, 73; 125; 138); und die Bewohnerinnen von Mauna boten der Mannschaft La Perouses ihre Gunstbezeugungen feil (la Per. 2, 186) oder wurden von ihren Angehörigen an die Franzosen verhandelt (2, 219 f.). Indessen ist auch hier — mit Ausnahme der Mädchen höheres Ranges, die ganz streng sind — die Lebensweise durch europäischen Einfluß sehr unkeusch geworden und bessert sich erst jetzt durch den Einfluß der Missionäre (Turner 184). Auf Hawaii fand Cook (vergl. Vankouver 1, 127) die Weiber des geringen Volkes ganz zügellos, während die vornehmeren sich zurückgezogen hielten (3. R. 3, 423). Wie schamlos aber auch diese mit der Zeit geworden sind, beweist ein Beispiel bei Cheever 68. Am schamlosesten sind unstreitig die Weiber in Tahiti, namentlich in den besuchteren Häfen, wo der geschlechtliche Umgang der Hauptgegenstand der Conversation ist und ohne allen bildlichen Ausdruck besprochen wird (Cook 1. R. 2, 204). Doch sollen hier in früheren Zeiten die Weiber viel strenger gewesen sein (Ellis 1, 270) und Forster (Bem. 373, Anm.) behauptet ausdrücklich, daß alte Weiber ausgenommen keine Frau „vom Stande" sich zu vertrautem Umgange hergegeben hätte. Unkeusche Gespräche sind übrigens in ganz Polynesien gewöhnlich und nicht bloß aus Natürlichkeit, sondern als scherzhafte Unterhaltung, wobei in Tonga die Weiber errötheten (Mar. 2, 177; Neus. Brown 36; Sam. Turner 184). Indeß stehen den Bewohnerinnen von Tahiti die Markesanerinnen sowie die Weiber auf Waihu

wenig nach (Forster Reise 1, 225; Behrens 85 f.; Marchand 1, 44). Auf Nukuhiva bot sich mit den anderen Weibern ein junges Mädchen von 8 Jahren auf das dringendste an (Krusenstern 1, 128) und als der Missionär Harris den Bewohnerinnen nicht zu Willen war, kamen Nachts die Weiber zusammen und besahen den Schlafenden, ob er wirklich männliches Geschlechtes sei (Wilson 256). In Tahiti wurde die Begattung, wie Cooks Reisebegleiter sahen, öffentlich vor aller Augen vollzogen, unter gutem Rath der Umstehenden, namentlich der Weiber, worunter die Vornehmsten sich befanden: doch wußte das betheiligte Mädchen — von 11 Jahren — schon allein guten Bescheid (Cook 1. R. 2, 176; andere Beispiele Bougainville 157; 164). Uebrigens erlebte la Perouse ähnliches auf Samoa (2, 220). Sehr häufig zogen sich die Weiber nackend aus, um die fremden Männer zu locken (Waihu Behrens 88; Tahiti Bougainv. 157 und sonst). Auch unnatürliche Laster waren nicht selten: so gab es auf Tahiti Männer, welche als Weiber verkleidet und ganz wie Weiber lebend das schändlichste Gewerbe trieben; indeß waren nur 6—8 solcher „Mahus" auf der Insel und diese hatten ihre Liebhaber nur unter den Vornehmen, von denen Einzelne freilich ganz mit ihnen lebten und diese zogen sie vor (Wilson 277; 319 Note; Turnbull 306). Unter den unbemittelten Männern des Volkes, welche sich keine Weiber kaufen konnten, war dagegen Onanie im hohem Grade verbreitet (Wilson 311). Auch in Hawaii waren unnatürliche Laster nicht selten (Remy XLIII) und in Tahiti gab es eine besondere Gottheit, welche der unnatürlichen Lust vorstand (Mörenhout 2, 168). — Daß solche Zustände durch Ankunft der Europäer sich nur noch verschlimmerten, liegt auf der Hand. Namentlich riß jetzt die Prostitution der Weiber ein, welche von ihren nächsten Verwandten oder ihren Männern für Eisen und dergl. den Fremden angeboten wurden, oft aufs schamloseste: den Preis erhielten dann sehr oft die Männer. So in Neuseeland (Cook 3. R. 1, 132; Cruise 230; Dieffenb. 2, 40), wo sie indeß schon in den 40er Jahren seltener wurde und für schändlich galt (Brown 35). Auf Tahiti war sie im vollen Schwunge (Bougainv. 157): Pomare I. trieb mächtigen Handel mit Weibergunst gegen Pulver (Turnbull 299); auf Paumotu, Nukuhiva (Krusenstern 1, 128 f.), Tonga (Turnbull 310), Hawaii (Freycinet 2, 587) herrschte

[redacted]

diese Unsitte gleichfalls. Uebrigens urtheile man hier nicht zu einseitig über die Polynesier: Mathias G*** bemerkt (152) ausdrücklich, daß die Prostitution nur in den von Europäern besuchten Häfen herrsche; man bedenke, wie die Europäer fast alles aufs schamloseste mitgemacht haben, die öffentliche Begattung (Bougainv. 157; 164), die lüderlichste Unzucht, mit welcher sich die Schiffe Bougainvilles (157), Marchands (1, 44), Dumont d'Urvilles (4, 6; 17 f.; Roquemaurel eb. 274; Lutteroth 136 f.); Laplaces (Lutteroth 166 f.) und Dupetitthouars (eb. 192) befleckt haben; man denke ferner an die berüchtigte Reise der Pandora und man wird sich wenigstens vor Einseitigkeiten im Urtheil hüten.

Uebrigens kommt auch reine, leidenschaftliche Liebe in Polynesien vor. Die Neuseeländerinnen, welche mit den Europäern zu thun hatten, wollten am liebsten Ehe mit ihnen, nach deren Schließung sie durchaus nicht wollüstig, aber im hohen Grade treu waren (Dieffenbach 2, 40; Cruise 269; 274). Die Maorimythen bei Grey enthalten ferner sehr häufig die Schilderung der reinsten und zartesten Liebesverhältnisse. Melancholie, ja Selbstmord aus unglücklicher Liebe kam in Neuseeland gleichfalls vor (Davis 171) und ebenso nicht selten auf Nive (Hood 22). Auch in Tahiti waren solche Fälle häufig und Ellis gibt Beispiele, von denen eins freilich zu einer sehr unglücklichen Ehe führte (1, 267 f.); auch die Tahitierinnen schlossen sich oft mit der treusten Zärtlichkeit an Europäer an, wie die Ehen auf Pitkairn und der rührende Fall beweisen, welchen Wilson 468 f. erzählt. Eine sehr romantische Liebesgeschichte von Tonga steht bei Mariner 1, 259, der auch versichert (2, 174), daß in Tonga die Ehe aus Liebe geschlossen würde. Wer in Samoa eine heftige Liebesleidenschaft fühlte, brachte sich am Arm Brandwunden bei, um so sinnbildlich seine Glut auszudrücken (Erskine 50).

Die Ehe ist insofern streng, als verheirathete Weiber meist keusch sind. Geschlossen wird sie auf verschiedene Art, in Neuseeland ohne Ceremonien und es genügte, wenn das Mädchen nur in das Haus des Mannes aufgenommen war (Thomson 1, 177; Polack 1, 141; Grey 243), doch fand bisweilen auch priesterliche Einsegnung statt (Polack 1, 270). Die Einwilligung des Bruders galt für besonders wichtig (Thomson 1, 178), wie nach dem Tode der Eltern der Bruder auch über die Verheirathung der Schwester ver-

fügt. Sehr gewöhnlich indeß war es, das Mädchen mit Gewalt zu rauben; dabei kam es oft zu sehr erbitterten Kämpfen, in welchen das Mädchen selbst bisweilen verwundet, ja wohl gar, um es nicht der feindlichen Partei zu überlassen, getödtet wurde. Doch auch dann, wenn Niemand sich der Heirath widersetzte, führte man Streit und Versöhnung zum Scheine auf (Taylor 162 f.). Aehnlich erzählt Dieffenbach (2, 36 f.), daß wenn ein Mädchen von zwei Liebhabern umfreit sei, diese die Geliebte je an einem Arme faßten und zu sich hinzögen; der Stärkere habe sie bekommen, doch sei es auch hier bisweilen nicht ohne Verrenkungen abgegangen. Ein Rest dieser Sitte könnte es sein, daß die Neuvermählten von ihren Freunden ausgeplündert und geprügelt werden (Polack narr. 1, 379; Yate Basel. Miss. Mag. 1836, 610). Doch kommt solches Ausplündern bei allen wichtigen Veränderungen in der Familie vor (Yate eb. 718). Ferner versprach man oft Kinder, bisweilen schon vor der Geburt (Polack 1, 135) mit einander, die dann bis zur Ehe, welche man im 18.—20. Lebensjahr schloß, streng Tabu waren (eb.). Die Frau brachte, wie sonst nur in Samoa, die Mitgift mit (Polack 1, 95). Auf Tahiti wurden die Ehen gleichfalls sehr einfach geschlossen: ein junger Mensch, der heirathen wollte, brachte dem Vater der Braut und der Braut selbst (Ellis 1, 270) ein Geschenk — ein solches aber war nothwendig und arme Männer blieben daher unvermählt (Wilson 311); ward er angenommen, so schlief er gleich die Nacht bei seiner Braut und nach einem kleinen Festessen des Morgens darauf war die Ehe fertig, nur daß, wenn der Mann die junge Frau nach drei Tagen ins Haus seiner Eltern brachte, noch einmal ein Festessen abgehalten wurde (Mörenhout 2, 62 f.). Die Vornehmen aber wurden, nach Tänzen und Festlichkeiten Tags zuvor, im Familienmarae vom Priester mit der Frage „wollt ihr einander treu bleiben" und mit Gebeten für das Heil des Paares zusammengegeben. Dann stellte sich dies letztere auf ein Stück Zeug und nach einigen Ceremonien (die weibliche Verwandtschaft stieß sich bisweilen mit einem Haifischzahn blutig, fing das Blut auf einem Stück Zeug auf und legte es zu den Füßen der Braut) wurden sie mit einem anderen Stück Zeug zugedeckt, worauf die Ehe geschlossen und nun durch reichliche Feste gefeiert wurde. Das gebrauchte Zeug, welches für heilig galt, bekam der König oder die Areois. Auch hier kamen Verlöbnisse in der Kind-

[redacted]

heit vor, worauf denn der Verlobte abgesondert schlief und sehr sorgfältig ihre Keuschheit gehütet wurde (Ellis 1, 270 f.). Die Töchter der tonganischen Fürsten wurden immer so behütet, vor und nach der Ehe (Authentic narr. 142). Auf Nukuhiva fehlen der Ehe alle Ceremonien (Math. G*** 113); sie wird durch längeres Zusammenwohnen geschlossen (Lisiansky 82.) Auch hier wurden die Kinder oft sehr frühe verlobt (Bennett a, 1, 327). Auf Hawaii warf der Bräutigam vor den Augen der Verwandten ein Stück Zeug auf die Braut und die Ehe war fertig, welche dann durch ein Fest gefeiert ward (Jarves 80); doch mußte früher jeder vornehme Mann, ehe er sich verheirathete, die verschiedenen Häuser zum Essen, Zeugbereiten, Schlafen u. s. w. bauen (Malo bei Cheever 64). In ganz Polynesien war es dann ferner häufig, daß die Weiber oft die Männer freiten (Cheever 135; Ellis 1, 270 f. u. s. w.).

Auf Tonga und Samoa waren die Hochzeitsgebräuche ziemlich gleichmäßig. Turner (184 f. vergl. Jackson bei Erskine 414) beschreibt die weitläufigen Festceremonien, welche bei Vornehmen im Marae, bei Geringeren im Hause des Bräutigams vor sich gingen und hauptsächlich in Ueberreichung zahlreicher Geschenke, welche hier die Braut brachte, in Tonga dann noch in allerlei Lustgefechten bestand (Mariner 1, 161 f.). In Samoa folgte dann etwas obscönes: der Bräutigam machte „digito admoto“, wie Mariner (1, 169) sagt, die Probe auf die Jungferschaft der Braut, was in Tonga nicht geschah. Für eine jungfräuliche Braut gab der Bräutigam große Geschenke; Bräute, welche ihre Keuschheit nicht bewahrt hatten, wurden oft nach der Hochzeit von ihren Freunden heftig geschlagen (Mariner eb.; Turner eb.). Doch kam, an jene alte neuseeländische Sitte des Brautraubes erinnernd, auch in Samoa ein Entführen der Braut, ein Entlaufen des Paares vor: dann sangen die Freunde des Bräutigams, zu seinem Preis, die Entführung laut ab, nannten die Braut und die Eltern mußten ihre Zustimmung geben (Turner 188).

Polygamie war überall in Polynesien zu Haus; auf Samoa galt sie bei den Häuptlingen hauptsächlich wegen der Aussteuer und die Frauen liefen nachher bis auf zwei etwa meist wieder weg. Die Bruderstochter der Frau wurde, aber auch nur der Aussteuer wegen, denn sie konnte leben wie und wo sie wollte, stets die Concubine des Mannes (Turner 189). In Neuseeland kam Polygamie unter den Vornehmen

vor, war aber keineswegs allgemein herrschende Sitte (Dieffenb. 2, 37). So heirathete ein Mann wohl 3—6 Weiber, namentlich leicht mehrere Schwestern, von denen dann die zuerst gewählte (Taylor) oder die Mutter des Erstgeborenen (Thomson) Hauptfrau war. Jede hatte ihr Feld und ihre Besitzungen für sich (Taylor 162—4; Thomson 1, 179; Polack 1, 24 Note). Die Weiber lebten untereinander, aus Eifersucht, nicht sehr friedlich, obwohl Nicholas 120 f. das Gegentheil versichert und behauptet, sie nähmen sich sogar das Säugen gegenseitig ab; die Hauptfrau behandelt häufig die anderen auf das Schlechteste (Polack 1, 146) und Polack erzählt 149 f. eine ergötzliche Geschichte von einem Manne, der durch äußerst listige Behandlung seine Frau dahin brachte, ein zweites Weib zuzulassen. Auf Tahiti war die Polygamie noch viel ausgedehnter; jeder, der sich mehrere Frauen kaufen und sie erhalten konnte, hatte 2—3 oder noch mehr Weiber, wodurch die Aermeren ehelos zu leben gezwungen wurden und die Sittlichkeit der Insel großen Schaden litt. Die erstgewählte Frau oder die vornehmste galt als eigentliche Gemahlin, die übrigen als Nebenweiber. Gleich vornehme Gatten trennten sich öfters, indem der Mann andere Weiber, das Weib andere Männer nahm; war die Frau vornehmer, so hatte nur sie dies Recht, wodurch also die Ehe keineswegs aufgehoben wurde (Ellis 1, 273 f.). Von den Markesasinseln hatte nur Sta. Christina wirkliche Monogamie (Bennett a 1, 327), sonst kam bisweilen aber selten Bigamie (nie mehr) vor (Mathias G*** 111); dagegen war, weil es auf Nukuhiva mehr Männer als Frauen gab, Polyandrie nicht selten daselbst und namentlich vornehme Frauen hatten zwei Männer (Lisiansky 83; Roquefeuil 1, 308; Mathias G*** 111), deren einem sie schon in früher Jugend vermählt wird; und dann nimmt später beide ein reiferer Liebhaber zu sich ins Haus — nach Melvilles Darstellung (2, 122). Die Männer leben, da sie nicht eifersüchtig sind, in Frieden mit einander (Porter 2, 60). In Hawaii war Polygamie gleichfalls nicht selten unter denen, welche mehrere Frauen bezahlen konnten, daher denn das geringe Volk meist in Monogamie lebte (Jarves 80). Unter den Vornehmen fand sie Michelewa y Rojas (131) noch vor.

Die Maoris hielten die Ehe hoch, Trennungen waren selten und Ehebruch wurde an der Frau meist mit dem Tode gestraft (Martin 65; 304). Nach Thomson freilich herrscht Treue in der Ehe meist

[redacted]

nur, wenn Kinder da sind, sonst selten. Ehebruch der Weiber wird nach ihm durch Fortschicken, Schläge oder Tod der schuldigen Frau gestraft; ihr Buhler hat einen dreimaligen Angriff mit der Lanze auszuhalten, worauf er erst, wenn er nicht verwundet ist, sich vertheidigen darf; die erste Wunde entscheidet den Kampf (1, 178). Nicholas 125 gibt an, daß dies Verbrechen mit dem Tode des Verführers gestraft sei, wenn es in dessen Haus, mit dem des Weibes, wenn es außerhalb begangen wäre. Europäischer Einfluß hat diese Strafen gemildert: doch tödtet oft die Frau des Ehebrechers aus Eifersucht dessen Buhlerin, oder der Ehebrecher sich selber aus Furcht vor den Folgen seiner That (Dieffenb. 2, 36—38). In Tahiti trennten sich die Ehen leicht, die Kinder welche von Geburt an entweder dem Vater oder der Mutter gehören, folgen dann dem, welchem sie angehören (Mör. 2, 63); doch sind Trennungen, wo Kinder vorhanden sind, selten (64). Verließ eine Frau den Mann ohne dessen Einwilligung, so konnte er sie gewaltsam zurückbringen; auch vereinigten sich Getrennte öfters wieder (66; 66), was auch in Neuseeland vorkam; wenigstens enthalten die alten Maorisagen derartige Züge (Grey 235). Ehebruch war auch auf Tahiti verpönt und verheirathete Weiber streng — wie Forster Bem. 374 (vergl. 340) versichert und Turnbull (265) sagt ähnliches. — Auch in Nukuhiva hob gegenseitige Einwilligung die Ehe leicht wieder auf, während Ehebruch der Frau streng gestraft wurde (Lisiansky 82); aber trotzdem prostituirten aus Habsucht die Männer ihre eigenen Weiber! Ganz ebenso war's auf Hawaii (Jarves 80; vergl. Cook 3. R. 3, 468). Auch auf Tonga löst sich die Ehe sehr leicht, indem der Mann die Frau fortschickt; diese ist dann ganz frei (Mariner 2, 173), während auf Samoa eine Geschiedene auch nach dem Tod ihres Mannes nie wieder heirathen darf (Wilkes 2, 138; Turner 190), es sei denn einen Bruder ihres Mannes, der auch für die Kinder sorgen muß (Turner eb). Ehebruch führte hier oft zur Tödtung der schuldigen Frau; oft aber tödtete man einen ihrer nahen Verwandten (Turner 186). Auch kam es vor, daß der erzürnte Gatte der Schuldigen die Nase abbiß (337), oder ein Auge, — den Sitz der Seele — ausstach (325). Ehebrecher schlug man todt (310). Auf Tonga kam Untreue der Weiber selten vor; auch hier konnte sie, wenn das Weib nicht durch höheren Rang der Strafe entging, mit dem Tode geahndet werden (Ma-

riner 2, 171; Cook 3. R. 2, 68); Männer waren freier, nur verbargen sie ihre Liebschaften vor ihren Weibern und Verführer vornehmer Weiber mußten für diese den Tod leiden (Cook eb.; Mariner 2, 175). Auch die Weiber der untersten Volksklasse sind treu, nur daß sie bisweilen bei Begegnungen den Wünschen der Häuptlinge sich fügen, da diesen nichts abgeschlagen werden darf (Mar. 2, 173). Kriegsgefangene Weiber brauchte man gleichfalls, doch ohne Schmach (eb. 176). Die Jünglinge durften unverheirathete Weiber rauben, um mit ihnen zusammen zu leben. Verheirathete aber oder solche die nicht willig folgten, wurden gleich freigelassen (eb.); wurden doch die Jünglinge bei festlichen Gelegenheiten durch öffentliche Reden zur Keuschheit namentlich gegen Ehefrauen ermahnt und vor dem Mißbrauch ihrer Kraft dem schwächeren Geschlecht gegenüber gewarnt; (Mar. 1, 138).

Wittwen und Wittwer sind auf Neuseeland so lange tabu, bis die Gebeine des abgeschiedenen Gatten an die letzte Ruhestatt gebracht sind. Die Wittwen dürfen sich wieder vermählen und übertragen dann, wenn ihr Mann ein vornehmer Häuptling war, ihren früheren Einfluß auf ihren zweiten Gatten (Dieffenb. 2, 40). Auch in Tahiti durften sie sich wieder verheirathen (Wilson 461) dagegen auf den Markesas wie zu Samoa nicht, sie schnitten hier, wie auf Savage (Turner 470) das Haar ab und lebten in Zurückgezogenheit (Melville).

Häufig aber war es, daß beim Tode des Mannes die Frau sich selbst umbrachte, in Neuseeland meist durch Erhängen (Dieffenb. 2, 40; Cruise 293). Auf Tonga war es Sitte, beim Tod des Tuitonga, des höchsten Fürsten der Insel, sein Hauptweib zu erdrosseln (Mar. 1, 342); und auch hier erdrosseln sich bisweilen andere Weiber, wenn ihr Mann stirbt (eb. 355; auth. narr. 78). Früher aber so erzählten die Tonganer selbst, wurden alle den Mann überlebenden Weiber gewaltsam getödtet (Mar. 1, 342).

Durch ganz Polynesien herrscht eine Sitte, welche ein arges Licht auf das eheliche Leben werfen könnte, welche man aber etwas milder beurtheilen muß; es ist das die Sitte der Blutsfreundschaft, welche wie zum Namentausch, so auch zur Mittheilung des Weibes an den Tayo, den Freund, verpflichtet (Neuseeland Polack 2, 131; Tahiti Hamilton 29 f.; Forster ebendas.; Ellis 3, 124; Sainson bei d'Urville a 4, 358; Gaimard eb. 385; Huahine Cook 1. R. 2,

[redacted]

247; Tonga Cook 3. R. 1, 300; Hawaii Cook 3. R. 3, 320; Remy XLI. vergl. Jarves 80); dieser aber enthielt sich wie ein leiblicher Bruder aller Geschlechtsgemeinschaft mit den Blutsverwandten seines Freundes (Wilson 467). Jeder ist zum Schutz des anderen verpflichtet. Wenn zwei Verbrüderte (oder auch leibliche Brüder) zusammen in den Krieg zogen, so zeigten sie die ganze Kraft ihrer Treue: sie wichen nicht von einander, namentlich nicht in der Kampfesart, in welcher man nicht fliehen durfte; fiel einer, so tauchte der andere seine Hand in das Blut des Freundes und bestrich sich damit, zum Beweise seiner Liebe und seiner Absicht, dies Blut zu rächen (Ellis 1, 290). Auch erben sie von einander, wenn einer von beiden kinderlos stirbt (Hamilton 32; Wilson 468) und was sie haben, müssen sie miteinander theilen (Cook 1. R. 2, 84; Turner 350).

Blutschande war zwar überall verabscheut (Wilson 4, 68), doch kam aus politischen Gründen bisweilen die Ehe zwischen Bruder und Schwester vor, aber nur in der regierenden Familie, weil in derselben bisweilen nur auf diese Weise eine ebenbürtige Ehe geschlossen und dadurch die Streitigkeiten über die Erbfolge vermieden werden konnten (Tahiti Mörenh. 2, 67; Turnbull 15; Markesas Porter 2, 30; Sandwich Ellis 4, 435; Stewart 129; Wilkes 4, 32). Tamehameha war mit nah verwandten Weibern vermählt; Liholiho, sein Sohn, mit der eigenen Schwester und außerdem aus Liebe zu seinem Vater mit einer von dessen Wittwen (Ellis 4, 436; Arago 2, 149 f.). Auch in Neuseeland war die Ehe unter nahen Verwandten nicht selten (Shortland a 119) und ebenso in Tonga (Geschichte 43). In Samoa war sie aber nicht gestattet (Turner 186).

Die Weiber sind während ihrer Periode unrein und von den Männern getrennt (Wilson 461; Nicholas 187); sie gebären in Zurückgezogenheit (Hawaii Campbell 112), auf Tahiti (Mörenh. 2, 53) in einem besonderen Häuschen. — In Neuseeland ist die Frau (und ebenso das Kind Shortland a 122) von der Geburt bis zur Taufe tabu, während welcher Zeit sich beide in einem heiligen Hause aufhielten (Davis 195). Die Mutter oder eine Verwandte säugt (oft sehr lange) das Kind mit großer Liebe, das alsbald einen Namen bekommt nach irgend einer Eigenschaft, die es hat, die man wünscht, nach irgend einem Ereigniß vor oder bei der Geburt (Dief. 2, 25 f.; Grey 247). Oder man hielt dem Kind ein Götterbild

ans Ohr und nannte alle möglichen Namen her; bei welchem es zuerst nieste, den bekam es (Taylor 74 f.) Doch war dies nur der erste Name, den die Mutter oder beide Eltern oder auch die Verwandten gaben. Die Nabelschnur ward vom Priester abgeschnitten, wobei er bestimmte Segensformeln über das Kind sprach (Shortland a 121), dann begraben und ein junger Baum darauf gepflanzt, welchen man das Zeichen des Lebens nannte (Taylor eb.) Auch die placenta ward unter bestimmten Gebräuchen begraben (Grey 87). In den ersten Monaten seines Lebens erhielt das Kind dann einen zweiten Namen beim Fest der Namengebung (Taylor 156), mit welchem eine Art von Taufe verbunden war (Dumont d'Urville a 2, 443; piec. justif. 682 f.). Der Tohunga (Priester) taucht einen grünen Zweig ins Wasser und besprengt damit das Haupt des Kindes (wobei die Mutter nicht zusehen durfte Davis 195) unter geheimnißvollen Segenssprüchen, welche nach dem Geschlechte des Kindes verschieden sind. Diese Formeln sind dialogisch, aber in so alterthümlicher Sprache, daß sie zum kleinsten Theil nur noch verstanden werden. Junge Leute wohnten diesem Fest nur selten bei (Dieffenb. 2, 27—8). Dann wurde das Kind dem Kriegsgott Tu geweiht (Taylor 76). Doch sind im Norden der Inseln die Ceremonien etwas anders (eb. 75), wie denn auch in einer Erzählung bei Grey (80) das Kind ganz ins Wasser getaucht wird; denselben Gebrauch erwähnt Yate (Basel. Miss. Mag. 1836, 602). — Ein dritter Name wird beim Tode des Vaters angenommen, der als Familiennamen gilt; er bezieht sich gleichfalls auf Thaten, Schicksale, Besitzthümer u. dergl. Uebrigens haben Häuser, Kähne, Waffen, Kleider, Pferde, Kühe, Schweine u. s. w. besondere Namen (Taylor 158).

Erziehung kennen sie eigentlich nicht. Die Kinder, welche beinahe eher schwimmen als laufen lernen, wachsen ziemlich sich selber und der Natur überlassen auf. Doch werden sie von den Eltern wirklich, ja oft leidenschaftlich geliebt, wie es denn vorgekommen ist, daß man todte Kinder ausgenommen, ausgestopft und so mit sich herumgetragen hat Polack narr. 1, 374). Die Mutter singt den Säugling mit hübschen herzlichen Schlafliedern ein (Dieffenbach 2, 27; 29 f.), der Vater trägt und wartet ihn nicht selten ebenfalls (Polack 1, 374); später nimmt er den Sohn mit auf die Jagd, lehrt ihm die Sagen der Vorzeit u. s. w., doch wendet er körperliche Strafen nur sehr sel-

[redacted]

ten an (Hochstetter 469). Wie die Maoris wirkliche Anhänglichkeit haben an Familie und Verwandte, daher auch großen Ahnenstolz und Stammbäume von 20—30 Generationen, ja bis zum Anfang der Welt besitzen, welche sie mit Hülfe von eingekerbten Brettern führen (Taylor 155); wie sie Liebe zu Land und Volk haben und der, welcher seinen Stamm verläßt, für sehr undankbar gilt, so hielten sie es auch für ein Unglück keine Kinder zu haben und tödteten deshalb die des Feindes (Polack 1, 114; 2, 153; 1, 53). Auch Enkel lieben sie sehr (Dieffenb. 2, 40). Sehr zärtlich werden indeß die Kinder nicht behandelt, wie auch Mann und Weib einander keine Zärtlichkeit äußern (Brown 39), aber sie lieben und achten ihre Eltern und betragen sich selten unruhig oder unartig, fast immer gesetzt und gut (Dieffenb. 2, 27; 29; Brown 39). Es herrscht überhaupt unter den Maoris eine große Familienanhänglichkeit; das beweisen unwiderleglich die Sagen bei Grey, ferner die vielen Klaggesänge bei Davis und manche andere Beispiele; Dieffenbach kannte einen Maori Priester, der auf der Stelle, wo seine Mutter umgebracht war, später als er Christ geworden, stets etwas Religiöses las (1 149; andere Beispiele 168). Der Erstgeborene hatte in jeder Hinsicht den Vorzug (Taylor 165); dies freilich, wie auch die Sagen bei Grey beweisen, mag zu manchem Familienzwist Anlaß gegeben haben. Ist ein Knabe 8 Jahr etwa alt, so wird er in einen Fluß getaucht, indem man die Götter anruft, daß sie ihn stark und mannhaft machen (Polack 2, 258). Wird er dann mannbar, so erhält er die Tattuirung, mit 16 Jahren hat er schon ganz die Haltung eines Mannes (Taylor 165), denn in Folge der großen Freiheit in der er aufwächst, der mit den Männern ganz gleichen Behandlung, die er erfährt, ist er schon ein halber Mann in dem Alter, in welchem bei uns die Knaben in die Schule kommen. Geschlechtsgeheimnisse gibt es weder für Mädchen — die nach Brown 33 schon mit dem 12. Jahre mannbar werden — noch für Knaben und früher coitus ist ganz gewöhnlich (Dieffenb. 2, 12).

In Tahiti, wo die Kinder gleichfalls eher schwimmen als gehen lernten (Mörenh. 2, 61), wurde die eben entbundene Frau nebst dem Kinde in ein möglichst heißes Dampfbad — doch nahm sie dies nach Anderson bei Cook 3. R. 2, 238 nur gegen die Nachwehen — und dann gleich ins kalte Wasser gebracht (Wilson 462; Mö-

renh. 2, 59); darauf geht sie mit dem Kinde in den Marae, wo nach einem Opfer der Priester die Nabelschnur bis auf ein Stück von 10" Länge vom Kinde abschneidet. Mutter und Kind bleiben so lange dort, bis dieses Stück von selbst abfällt, worauf es denn wie das erste im Marae begraben wird. Mutter und Kind, welche beide in einem besonders hergerichteten Häuschen wohnen, in das nur der Vater eintreten darf, die übrigen Verwandten nur nach Ablegung aller Kleider, Mutter und Kind sind 6 Wochen bis 2 Monate tabu, bis zu einem großen Feste im Marae, dem Oroafeste, was in Gegenwart der Areois, der Häuptlinge des Bezirks und der Verwandten gefeiert wird. Die Eltern müssen den Areois und den Häuptlingen große Mengen von Tapa geben und ein großes Tapastück, welches auf den Marae gebreitet wird, damit diesen heiligen Platz die Frau betreten dürfe, an den Marae abgeben. Unter Gebeten verwunden sich nun beide Eltern, fangen das Blut auf einem Blatt auf und legen es als Opfer auf den Altar; dann geben die Areois festliche Vorstellungen als Ehrfurchtsbezeugung gegen die Götter, damit diese dem Kinde Glück verleihen (Mörenh. 1, 536—7). So war es bei Kindern vornehmen Geschlechts; ärmere waren nur 2—3 Wochen tabu und kehrten durch 5 Reinigungsopfer wieder in den gewöhnlichen Zustand zurück. So lange die Mutter tabu war, durfte sie nur das Kind säugen, sie selbst mußte gefüttert werden; Alles was das Kind berührte, namentlich mit dem Kopf, wurde sein Eigenthum (Wilson 462). Die Namengebung ist hier ohne Feierlichkeit bald nach der Geburt; die Namen nimmt man, wie in Neuseeland, von irgend einem Gegenstand, irgend einem Ereigniß (Forster Bem. 482) oder aus der Familie. Die Kinder gehörten abwechselnd dem Vater oder der Mutter und erhielten je nachdem den Namen vom Vater und aus seiner, oder von der Mutter und aus ihrer Familie (Mörenh. 2, 64). Doch nahm man auch später noch Namen an oder veränderte den, welchen man hatte; so hieß Pomare ursprünglich Otu, wie eine Art aschgrauer Reiher heißt (eb.), er nahm aber später den Namen Pomare d. h. Nachthusten an, weil, als er sich auf einer Reise ins Gebirge erkältet und deshalb Nachts viel gehustet hatte, den anderen Morgen ein Sclave ihm bedauernd dies Wort sagte.

Die Beschneidung, welche etwa im 8ten Jahr und stets an mehreren Knaben zugleich vom Priester vorgenommen wird, dauert 5 Tage

[redacted]

und ist nicht ohne religiöse Weihe (Forster Bem. 482; Cook 3. R. 2, 349); dann folgt mit der geschlechtlichen Reife die Tattuirung, auf welche namentlich die Mädchen sehnsüchtig warten, denn nicht mannbar sein gilt als Schande für sie (Forster Bem. 374). — Von Erziehung ist auch hier nicht die Rede. Von früh auf sind die Kinder bei allem Unanständigen dabei; die Mädchen wurden dann im Tapamachen unterrichtet und der Schönheit halber vor der Sonne behütet; die Knaben in Waffen geübt und in den Sagen der Vorfahren, in den nautischen Kenntnissen, welche sie besaßen, sowie in ihren praktischen Fertigkeiten unterrichtet (Mörenh. 2, 60; 61; Forster Bem. 377 f.). Es fehlte nicht an Liebe der Eltern zu den Kindern (Wilson 310); dagegen kümmern sich die Kinder um die Eltern so gut wie gar nicht, ja sie vernachlässigen sie im Alter. Das Alter hat nicht nur keine Achtung, es wird vielmehr öffentlich verspottet (Turnbull 260; Wilson 471). Sie kennen keine Pietät (Turnbull 271) und diese muß ja auch schon dadurch untergraben werden, daß die Kinder sogleich nach ihrer Geburt als Familienhäupter betrachtet werden und der königliche wie der adlige Vater bei Geburt eines Sohnes sogleich zu Gunsten desselben aller Würden entäußert und nur als jenen vertretend weiter lebt; daher er sich jeglichem Willen seines Sohnes fügen muß (Ellis 3, 99). Auf Nukuhiva, wo Kinder als Glück gelten (Mathias G*** 108), lieben zwar die Eltern die Kinder herzlich (auch die Väter, Crook bei Wilson 268; Marchand 1, 151) und Adoption von Seiten höher gestellter ist nicht selten: allein die Eltern haben keine Gewalt über die Kinder und diese, welche ihre Rechte früh kennen lernen, betragen sich übermüthig. Sonst ist hier und auf Hawaii, wo das Greisenalter gleichfalls schlecht behandelt wird (Remy XLVI) alles so ziemlich ebenso wie auf Tahiti. In Tonga dagegen wird das Alter sehr hoch geachtet seiner größeren Weisheit wegen (Mariner 2, 89 f.) und ebenso werden die Kinder innig geliebt (Beisp. eb. 2, 50; 1, 362 f.; 1, 93; 298), daher auch Adoption wie in Nukuhiva (die auch in Tahiti vorkommt, Wilson 433) ganz gewöhnlich ist. Namentlich Frauen adoptiren Kinder oder Erwachsene um „Mütter zu werden" wie sie sagen, oft wenn die Mütter der Adoptivkinder noch am Leben sind und ganz in der Nähe wohnen. Diese Kinder werden dann von ihren zweiten Eltern mit der größten Sorgfalt gepflegt (Mariner 1, 90; 2, 99 f. Geschichte

49; Neuseeland Holman 4, 494). Wöchnerinnen und Säuglinge rieb man mit Kurkuma ein (Wilson 396), ebenso die Weiber bei der Periode (Mariner 2, 273); denn Kurkuma ist ihnen, wie es scheint, ein Präservativmittel. Die Geburt und was damit verbunden ist, gilt für die Männer als strenges Geheimniß, nur Weiber helfen der Kreisenden (Wilson 396; Mariner 2, 273). Auf Uwea folgte dann eine große Festlichkeit, wobei man das Haupt des Kindes, wie zu Neuseeland, mit Wasser benetzte (Michel. 166 nach annal. de la foi 1841, 1; 14—5). Dagegen soll in Nive (nach Hood Append. 256 f.) die schauderhafte Sitte geherrscht haben, daß die bei der Geburt helfenden Weiber den Uterus der Wöchnerin vermittelst eines Rohres mit Salzwasser füllten, und dann die Kranke, den Kopf nach unten, möglichst heftig hin und her schwenkten, an welcher Prodecur, wie leicht begreiflich, die meisten Frauen gestorben seien. Da das Leben auf Tonga sittenrein ist, so wachsen auch die Kinder hier in besserer Zucht auf; ja man fördert sie durch ernste Behandlung auch moralisch. So werden sie nie, um sie nicht eitel zu machen, ins Gesicht gelobt (Marin. 1, 418), wohl aber in Selbstverleugnung und strengem Ansichhalten wie es die Sitte will, geübt (Beisp. Mariner, 411) und außerdem hielt man sie zur Keuschheit an. Die Mädchen unterrichtete man in Kunstfertigkeiten, die Knaben, deren feierliche Beschneidung im 14. Jahre vorgenommen wird, in Leibesübungen (Mar. 2, 302 f.; Geschichte 48).

In Samoa, wo man die Kinder oft mit wahrer Affenliebe liebt und dadurch daß man ihnen Alles gewährt, ihnen oft schadet, ja ihren Tod herbeiführt (Hood 45), betet bei der Geburt eines Kindes der Vater oder der Mann der Wöchnerin für sie und bringt ein Opfer, dessen Größe der Priester bestimmt, das aber bisweilen sogar ein Haus oder ein Kahn war. Hebamme ist meist die Mutter der Wöchnerin; bei besonders schweren Geburten rief man den Gott der Familie an, aus welcher die Mutter stammte. Und wie man in manchen Gegenden Deutschlands die noch ungetauften Kinder mit seltsamen Namen belegt, so nannte man die ebengeborenen hier Koth (merda) des Familiengottes. War es ein Knabe, so hielt man ihm gleich bei der Geburt eine Keule an den Nabel, dem Mädchen dagegen das Brett das zur Tapabereitung diente (Turner 174—5). Am dritten Tag stand die Wöchnerin auf und dann wurde ein Fest gefeiert, wobei das

[redacted]

Kind den Namen erhielt; die Freunde des Vaters brachten dann Geschenke, oloa genannt, — also das tahitische oroa, wonach dort das ganze Fest heißt — für die Freunde der Frau und diese umgekehrt andere Gaben, die tonga hießen, für die Freunde des Mannes. Die Eltern bekamen nichts; die Feier dauerte, alles genau wie in Tahiti, drei Tage mit Aufführungen, Tänzen, Wettkämpfen u. s. w. (eb. 178). — Die erste Nahrung des Kindes ist bis zum dritten Tag Saft des Kokosfleisches, den man ausdrückt. Frauen, welche dafür gut bezahlt wurden, untersuchten indessen die Milch der Mutter mit Wasser und zwei heißen Steinen und wurde nur, wenn sie nicht gerann, das Kind an die Brust genommen. Die Entwöhnung geschah meist im 4ten Monat, wenn nicht der Vater sein Kind dem Familiengott weihte. Dann hieß es Gottes Banane, weil es so dick wurde wie eine Banane; denn das frühe Entwöhnen tödtet viele Kinder (eb. 176). Alle Kinder stehen bis zum 5ten oder 6ten Jahre ganz unter der Aufsicht der Mutter; später lehrt man die Mädchen Wasserholen, Muschelsuchen, Mattenflechten u. s. w., die Knaben aber gehen mit dem Vater hinaus in die Pflanzung, zum Kahn- und Hausbau, zum Fischen u. s. w. und lernen alle Arbeit auf diese Weise (eb. 177). Auch hier sind Adoptionen anderer Kinder, hier aber meist aus Gewinnsucht, sehr häufig; denn die Adoptirenden erhalten von den Eltern und diese von jenen große Geschenke. Daher arbeiten die Missionäre diesem Brauch entgegen (eb. 179). Solche Adoptionen sind auch in Mangareva nicht selten (Michelis 107 nach Caret annal. 1842, 2, V, 13). Das Tattuiren, welches im 17. Jahre bei den Knaben geschah und das sie volljährig machte, ist mit manchen Feierlichkeiten verbunden, nicht aber die Beschneidung im 9.—11. Jahre (Turner 177; 181). Die Mädchen haben ein Fest für sich, wobei man sie beschenkt, beim Eintritt der Mannbarkeit (eb. 184). — Die Anhänglichkeit der Familienmitglieder war in Samoa, wo man auch ferner Verwandte wie Vettern, Neffen, Basen, Nichten, Bruder und Schwester nannte (Turner 315) groß, namentlich aber liebte man die Kinder. Bekehrungen erfolgten oft nach Todesfällen in der Familie; Turner erzählt einen besonders ergreifenden Fall, wo ein Vater nach Verlust von vier Kindern zum Christenthum übertrat (145 f.).

Trotzdem nun, daß innige Liebe zu den Kindern den Polynesiern nicht abzusprechen ist, trotzdem ist der Kindermord in erschrecken-

der Weise durch ganz Polynesien verbreitet. Auf Neuseeland war er minder häufig; hier geschah er meist nur aus Rache, wegen gebrochener Treue, ehelicher Streitigkeiten, harter Behandlung während der Schwangerschaft u. dergl. (Dieffenbach 2, 25), dann aber namentlich aus Trägheit (Polack 2, 92). Namentlich Mädchen entschloß man sich leicht zu tödten (Taylor 165). Auch Abortus war nicht selten (Cruise 288). Zwar sagt Polack (1, 36), daß er Verantwortung nach sich ziehe, da das Kind zugleich als Eigenthum des Stammes, nicht bloß der Eltern betrachtet werde; allein er selbst erzählt 1, 381), daß wenigstens ein Viertel der Weiber, die er kennen lernte, Kindermord begangen hätten. Er ward auch ohne Scheu eingestanden und man hielt über das gemordete Kind die gewöhnliche Todtenklage; mißbildete Kinder scheinen hier aber nicht umgebracht zu sein (d'Urville a 2, 443). Man tödtete die Kinder entweder durch lebendig Begraben (Angas 1, 313), oder durch Erwürgen u. dergl. gleich bei der Geburt (Dieffenb. 2, 25). Hatte das Neugeborene aber nur etwa eine Viertelstunde gelebt, so war es dieser Gefahr entronnen, es durfte dann nicht getödtet werden; was auch auf den anderen Gruppen galt. Seltener war dies Verbrechen auf den Markesas, ja Mathias G*** 108 läugnet es für diese Gruppe ganz und allerdings schweigen unsere übrigen Berichte davon. Allein in früherer Zeit wird man es, wenn auch in minder ausgedehntem Maaße, auch hier ausgeübt haben, denn auch hier werden wir eine den Areois gleiche Gesellschaft finden; die Areois aber mußten alle ihre Kinder tödten. Auch spricht die grenzenlose Liederlichkeit der Markesanerinnen dafür. Gänzlich unbekannt war der Kindermord auf der Herveygruppe nach Williams 560: wenn aber Williams (eb.) und ebenso Wilkes (2, 80) auch Samoa davon frei nennen, so stimmt ihnen zwar Turner (175) hierin bei, fügt aber hinzu, daß künstlicher Abortus (durch Druck) daselbst bekannt war, daß man ihn aus Scham, aus Furcht, aus Faulheit und um seine Schönheit zu bewahren ausführte. Auch auf Tonga kam dies Verbrechen vor, zwar aus Trägheit oder Rohheit nur selten (Mar. 2, 18 f.); um so weniger aber bedachte sich daselbst ein Kranker, ein Kind zu opfern, um dadurch den Zorn der Götter zu beschwichtigen und so am Leben zu bleiben (z. B. Mariner 1, 91). Auch in anderen Fällen opferte man Kinder, namentlich gern solche, die aus einer Mischehe stammen (Mariner 1, 227 f.; Erskine 158).

[redacted]

Nirgends aber war der Kindermord häufiger als zu Tahiti und Hawaii. Auf Tahiti wurden 2/3 aller Kinder, hauptsächlich Mädchen umgebracht; die ersten drei Kinder, sowie Zwillinge, tödtete man immer und mehr wie zwei oder drei Kinder zog Niemand auf. Ellis fand Frauen, welche 10 und mehr Kinder getödtet hatten, Williams erzählt andere noch schrecklichere Beispiele (Wilson 272; 310; Turnbull 293; Ellis 1, 250 f.; Williams 562 f.). Alle Kinder einer Mischehe, namentlich dann, wenn die Mutter vornehmer war als der Vater, wurden in allen Fällen umgebracht (Williams 565) und so kam es, daß die Areois alle Kinder bei Strafe der Ausstoßung aus der Gesellschaft tödten mußten. Die höchsten Areois brauchten indeß nur den ersten Sohn und alle Mädchen umzubringen und die vornehmsten Fürsten durften wenigstens ihren ersten Sohn am Leben lassen (Mörenhout 1, 485 f.). Wurden alle Kinder einer Mischehe getödtet, so behielten beide Eltern ihren Rang (Tyermann u. Bennet 1, 143); blieben sie am Leben, so sank der Vornehmere der beiden Gatten zum Rang des Geringeren herab (Ellis 1, 156). Stand der Mann tiefer, so konnte er sich durch Tödtung der Kinder zum Rang der Frau erheben, die Frau nicht umgekehrt, da alle Vererbung durch weibliche Linie erfolgt (eb.). Die übrigen Motive (über welche, wie über den ganzen Gegenstand Wegener 72 gut gehandelt hat) waren Trägheit, dann Furcht vor den ewigen Kriegen und ihren blutigen Zerstörungen (Williams 562 f.) und Sorge für die weibliche Schönheit, aus welchem letzteren Grund man häufig Abortus bewirkte (Mörenh. 1, 497). Es gab Weiber, welche die Kinder gegen Bezahlung aus dem Wege schafften (Tyermann u. Bennet 1, 143); auch hier aber blieben sie am Leben, wenn sie etwa eine Viertelstunde gelebt hatten. Man schämte sich der That nicht vielmehr gestand man sie offen ein und wunderte sich nur über die Europäer, die sie tadelten (Forster Bem. 481).

Man tödtete die Kinder auf verschiedene Art, durch Ersticken, Durchbohren, lebendig Begraben (Ellis, Williams a. a. O.; Cook 3. R. 2, 345). Eine ganz besonders gräßliche Art beschreibt Williams 567 f.: man brach den Kindern, von den äußersten Gelenken anfangend, die Glieder und erwürgte sie, wenn sie hieran nicht starben! — Auch in Hawaii zog man, außer in den Familien der vornehmsten Häuptlinge nie mehr als 2 oder 3 Kinder auf; Mißgebur-

ten tödtete man gleich; auch sollen $^2/_3$ der Kinder umgebracht sein (Stewart 250; Ellis 4, 326—30). Man erwürgte sie oder begrub sie lebendig und nicht einmal, wie doch in Tahiti, vor dem Hause, nein, oft im Schlafgemach der Eltern selbst, welche letzteren meist selbst die grauenvolle That vollbrachten, oft schon wenn es krank war oder zu viel schrie. Denn hier tödtete man die Kinder oft erst ein Jahr nach der Geburt oder noch später. Einen gräßlichen Fall der Art erzählen Ellis (4, 326) und Jarves (73). Auch hier war der Grund der That Trägheit, Eitelkeit der Weiber (Ellis; Jarves 85); auch hier gestand man die That ruhig ein, welche erst neuerdings vom Könige und den Häuptlingen als Verbrechen behandelt wird (Ellis 4, 327; 331).

Ellis ist der Ansicht, daß die schreckliche Sitte etwa 50 Jahr vor der Entdeckung, also um oder nach 1700, sich weiter verbreitet habe. Allein da sie gleichmäßig auf Hawaii wie Tahiti herrscht, da sie auf allen Gruppen bekannt war, da wir auf Tukopia, in Mikronesien sie gleichfalls in großer Ausdehnung fanden, da sie auch bei den Malaien herrschte, so sind 50 Jahre eine viel zu geringe Zahl und Meinicke (59) hat Recht, wenn er diese Sitte für eine sehr alte hält. Mörenhout 1, 496 glaubt den Kindermord als Folge früherer Uebervölkerung und Noth ansehen zu müssen, wie ja auch Pomare dies als Grund in einem Gespräch mit Turnbull hinstellte (288). Mag man dies ab und zu unter den Polynesiern selbst später geglaubt haben, ja mag dieser Grund an manchen Orten in der That gewirkt haben, er ist keineswegs der eigentliche Ursprung der Sache, wie es ja schon historisch fest steht, daß dieser Uebervölkerung früher durch ein anderes Mittel, nämlich durch Entsendung von Colonien abgeholfen wurde. Meinecke (59) ist denn auch anderer Ansicht als Mörenhout; er glaubt, daß der Kindermord von den höheren Gesellschaftsklassen ausging, da diese um die Reinheit des Blutes und die festen Standesunterschiede zu erhalten alle in gemischter Ehe erzeugten Kinder aus der Welt schafften. Wir haben wie den ganzen Gegenstand so auch diese Hypothese Meinickens an einem anderen Orte, auf den wir hier verweisen, eingehender behandelt (Aussterben der Naturvölker 54 f.; 60 f.) und zu zeigen versucht, daß, so viel auch des Richtigen Meinickes Ansicht für spätere Zeiten enthält, sie den eigentlichen Ursprung der Sitte doch noch nicht aufdeckt, daß dieser vielmehr wohl in religi-

[redacted]

ösen Anschauungen der Völker wurzelt. Kinderseelen gelten für besonders heilig, woher auch die Art, wie man meist die Kinder umbrachte, zu erklären ist, auch jene gräßliche von Tahiti, die Williams erzählt: man wollte nicht gern selbst Hand an sie legen, sondern forderte den Geist gleichsam auf, sich zu entfernen; hatte dieser Geist aber schon selbstständiges Leben durch die erste Viertelstunde erlangt, so hatte er schon ein Anrecht ans Leben, das man ihm nicht mehr nehmen durfte. Kinderseelen also gelten für besonders heilig; wollte man daher bei den Göttern vermittelnde Schutzgeister haben, so sandte man ihnen solche Kinderseelen zu. Diesen Glauben, welcher wie sein Vorkommen bei so vielen Völkern beweist (siehe Aussterben der Naturv. 61) in den grauesten Urzeiten des Menschengeschlechtes wurzelt, wird man nicht mit Unrecht auf eine doppelte psychologische Grundlage zurückführen, einmal auf die Liebe, welche auch das roheste Geschöpf zu seinen Nachkommen hat und zweitens auf das Bewußtsein der Schwäche der Kinder, welches für den durchaus selbstsüchtigen und keineswegs tapferen Naturmenschen von nicht geringer Gewalt war.

Auch über die Unfruchtbarkeit der Ehen, welche wir fast überall in Polynesien finden, haben wir in der erwähnten Schrift (über das Aussterben der Naturvölker, Leipzig 1868 S. 48; 25 f.) gehandelt, und können deshalb hier um so kürzer sein. Sie beruht in Tahiti, in Hawaii, auf den Markesas, auf Neuseeland, kurz überall, wo wir sie finden zunächst auf den grenzenlosen Ausschweifungen der Weiber, auf dem allzufrühen Coitus, auf der schlechten Wartung der Neugeborenen, auf zu lange fortgesetztem Säugen, wobei Hawaierinnen (Remy XLII), Maoriweiber (Holman 4, 494; Hochstetter 157) und gewiß auch andere Polynesierinnen noch Thiere, (Schweine, Hunde) mit anlegten, sie beruht ferner auf der schlechten Behandlung, welche z. B. in Paumotu die Weiber erdulden müssen, in den höchsten Ständen wohl auch auf den Heirathen unter allzunahen Verwandten, woher man z. B. Tamehamehas geringe Kinderzahl in Hawaii selbst erklärte (Ellis 4, 436) und endlich für die spätere Zeit auf dem vielfachen leiblichen, namentlich aber geistigen Druck, den die Polynesier durch die Europäer zu erleiden hatten — und haben. Daher sind Ehen, wo diese Gründe nicht gelten, wie z. B. vielfach im Innern von Neuseeland — allerdings zu Dieffenbachs Zeit — und Mischehen zwischen Europäern und Polynesierinnen (Dieffenbach

2, 33; 2, 40) fast immer und oft sehr fruchtbar. An eine Raceneigenthümlichkeit, angeborene Schwäche der Bevölkerung u. dergl., wovon man Vieles geredet hat, ist also nicht zu denken.

Es bleibt uns noch übrig, von den polynesischen Sklaven zu sprechen. In Tahiti und fast überall waren sie Kriegsgefangene, in Neuseeland bisweilen auch verurtheilte Verbrecher. Obwohl man sie straflos tödten, ja auffressen durfte, obwohl man sie gerne zu Menschenopfern nahm, oft auch plötzlich ermordete, um seine Rache, die man noch vom Krieg her hatte, zu kühlen, so war im allgemeinen ihr Loos doch, wenn auch vielfache Ausnahmen vorkamen, ein mildes wie schon daraus hervorgeht, daß man nirgends und niemals in Polynesien Sklavenhandel kannte (Ellis 3, 95 f.). Wirft Ellis namentlich den Maoris Grausamkeit gegen die Sclaven vor, so muß man beachten, daß gerade in Neuseeland die Sclaven (besonders gefangene Häuptlinge) ausgetauscht, losgekauft, bisweilen freigelassen und in die Familie des Siegers aufgenommen wurden (Polack 2, 53); ja sogar zu Häuptlingen sind diese Kriegsgefangenen hier bisweilen durch Heldenthaten in der Schlacht emporgestiegen (Polack 1, 35). Holzhauen, Wassertragen und die verachtete Thätigkeit des Kochens (daher man sie später nach dem englischen Wort Kuki nannte) war ihre Arbeit; sie wurden nach Wakefields (1, 382) ausdrücklicher Behauptung zwar verachtet, aber äußerst milde behandelt. Dem widersprechen Andere, natürlich, denn die Behandlung war eine ganz willkürliche und hing also von der Laune des Herrn ab. Entlaufene Sclaven waren vogelfrei (Polack 2, 107) und fanden nur Schutz, wenn sie an Weiße verkauft und diesen entsprungen waren (109). Wir sprechen über das Loos der Sclaven noch genauer und stellen hier nur einige charakteristische Züge aus dem Leben der Maori zusammen um die Schilderung des polynesischen Familienlebens dadurch zu ergänzen.

In ganz Polynesien herrschen eine Menge Höflichkeitsgesetze und wenn diese auch sehr von den unsrigen abweichen, so läßt sich doch nicht läugnen, daß sie in ihrer Art gleichfalls berechtigt sind und jedenfalls das Leben dieser Völker weit über ein Leben von Wilden emporheben. Während sonst überall eine muntere Gesprächigkeit herrscht, so geht diese bei Versammlungen und Verhandlungen sofort in ein würdevolles Benehmen und eine regelmäßige Ordnung über (Neuseel. Wakefield 1, 81; Tahiti Ellis an verschiedenen Orten, Hawai Cook 3. R. 3. S. 287 f. an versch. Orten; Tonga Ma-

[redacted]

riner; Cook 3. R. 2, 128), die besonders in Samoa von den Häuptlingen mit viel äußerem Anstand und großem Ceremoniell ausgeführt wird (Wilkes 2, 103; Turner 348). So galt es schon für eine große Unhöflichkeit, wenn Jemand in den allgemeinen Versammlungen zu spät kam (Erskine 52). Kann nun auch die Art und Weise wie man die Europäer bei ihrer ersten Ankunft überall empfing (z. B. Cook in Hawaii 3. R. 3, 287 f.; Tonga eb. 1, 275; auf Hervey und Markes. eb. 1, 198; Wallis in Tahiti, Schouten in Niva 44, 42; Hale in Fakaafo 151) nicht maßgebend sein, da man sie nach einem weitverbreiteten polynesischen Glauben für Götter hielt, so waren doch auch sonst, wenigstens in früheren Zeiten, große Festlichkeiten mit dem Empfang bedeutender Fremden verbunden, nächtliche Tänze, Wettspiele, große Gastereien (Turner 199; Dieffenb. 1, 314), sowie eine Menge von Höflichkeitsceremonien, über die sich schon Schouten (42) wunderte. Nirgends war dies mehr der Fall als in Samoa, wo man auch eine Menge höflicher Gesprächswendungen hatte; daher Erskine nicht mit Unrecht die samoanische Etiquette mit der spanischen vergleicht (72). Doch beruhte sie nicht nur auf Aeußerlichkeiten, sondern wirklich auf einer gewissen Humanität, wie denn z. B. jeder Samoaner, welcher an Arbeitenden vorübergeht, diesen so lange hilft, bis sie selbst sagen: geh weiter (Turner 341). So waren auch die Tahitier und Hawaier gegen alle Fremde, auch von niederem Stande, außerordentlich höflich, anständig und von einnehmendem Betragen (Turnbull 296; King bei Cook 3. R. 3, 308 f.). Der gewöhnliche Gruß in Polynesien wie in Madagascar (Wilkes 2, 12; 337) besteht in Nasenreiben, das zwar auf Tahiti schon 1829 abgeschafft und in Paumotu damals im Schwinden war (Mörenhout 1, 93), welches aber noch Hochstetter (205; 218—9) in Neuseeland vorfand. Ein Häuptling daselbst berührte mit der Nase den geschriebenen Namen seines Sohnes, dessen Todesnachricht er in einem Brief empfing. Als eigentliche Hauptsache hierbei gilt die Vermischung des Athems der sich begrüßenden (Kendall bei d'Urville 2, 558). Auf Samoa galt dieser Gruß gleichfalls; wollte man besonders höflich sein, so drückte man die Nase auf die Hand (Erskine 57). Uebrigens war auch der Kuß gar nichts seltenes. Grüßt ein Tonganer einen höheren Verwandten, so küßt er ihm die Hand, einem sehr hohen den Fuß. Der Kuß besteht hier

wie in Neuseeland aus einer schnüffelnden Berührung mit Nase und Oberlippe; gleiche legen auch wohl die Lippen auf einander, aber ohne Bewegung. Ueber den europäischen Kuß lachen sie sehr (Mariner 1, 238; Schouten 44). Auch in Tahiti küßte man die Hand oder den Mund zum Gruß (Wallis 238 und sonst). Das Ergreifen oder Schütteln der Hand herrscht als Gruß überall und ist nicht erst, wie Erskine 36 will, von den Europäern eingeführt. Auch hatte man Grußformeln überall. Auf Tahiti rief der Wirth und seine Familie wiederholt: „willkommen"; der Gast: „ich komme." Wirth: „Gott segne dich." Der Gast setzt sich dann und sagt: „hier." Dann fragte man nach dem Grunde des Kommens und setzt dem Gast eine Bewirthung vor. Auch beim Niesen sagt man: „Gott segne dich" (Wilson 473—4). Auf Samoa und Hawaii war der Gruß: „meine Liebe dir", (Cheever 115; Turner 341) den man, wollte man nicht beleidigen, zurückgeben muß (Naut. Mag. 1862; 465). Die Antwort war auf Samoa; „Schlaf und Leben dir" (Turner 341) und das Abschiedswort: „leb wohl" (Erskine 57). Auf Neuseeland sagte man „komm oder gehe gesund"; Kommenden auch „bleibe hier" (d'Urville a, 2, 556 f.). Bei besonders feierlichem Empfang hielt man längere Reden voll Complimente und Gebete um Wohlergehen des Andern in Neuseeland (d'Urville a 2, 556). In Greys Sagen finden sich Beispiele (252 f.). Auch legte man in einem solchen Fall frische Matten auf die Flur des Hauses. Begrüßten sich zwei, die sich lange nicht gesehen hatten, so begann rasch nach dem ersten Gruß ein langes und heftiges Wehklagen, Tangi genannt, worin Brown (28, Neuseel.) und Freycinet (2, 589, Hawaii) mit Unrecht Freudenthränen sieht, vielmehr ist es eine Todtenklage um alle die, welche gestorben sind, während sich jene nicht sahen. So faßt auch Taylor (102) diese Sitte auf, welche in ganz Polynesien sehr gewöhnlich ist und über die schon Cook und seine Begleiter sich wunderten.*) Man überließ sich hierbei oft einer gewaltigen Leidenschaft. Allein so wie dies fertig war, fing man auch sogleich an zu essen (Hochstetter 283),

*) 1. R. 2, 103; 227; ebenso Turnbull 300; Wilson 312. Es könnte seltsam erscheinen, daß die tahitischen Weiber auch mit Cook dieses Tangi ausübten. Aber an vielen Orten Polynesiens hielt man die Europäer für die wiederkehrenden Seelen der Verstorbenen und so mag es auch hier gewesen sein; dann lag es nahe, beim Wiedersehen nochmals seine ganze Trauer um den Abschied darzustellen.

[redacted]

wovon wir ja oben schon ein komisches Beispiel sahen (Seite 111.). Begegnet man einem Fremden, so ist es äußerst unhöflich, nach dem Namen zu fragen, vielmehr sucht man diesen heimlich zu erfahren; denn man muß jeden bedeutenden Mann kennen (Taylor 155). In den Sagen bei Grey (251; 269) gibt man sich daher gegenseitig Gelegenheit, Erkundigungen einzuziehen. In Samoa ging vor jedem vornehmen Häuptling immer ein Diener voraus, der einen grünen Zweig trug und fortwährend den Namen seines Herrn rief (Turner 314). Aehnlich war es in Hawaii (King bei Cook 3. R. 3, 292); allein das geschah nicht, um seinen Namen bekannt zu machen, sondern um Verletzungen des Tabu, mit welchem ein solcher Mann immer umgeben ist, zu verhüten.

Gastgeschenke gab man überall, zum Abschied oder bei der Ankunft, oft sehr kostbare, so daß die Geber sich darüber zu Grunde richteten. In Samoa gibt man sie meist an Höherstehende; auch mag mancher selbstische Gedanke bei dieser Freigebigkeit wirksam gewesen sein (Neuseel. Grey 309; Samoa Turner 329; Tahiti Cook 1. R. 2, 85; Hawaii Cheever 197). Zum Danke legte man in Samoa, Tonga und Niva die Geschenke auf den Kopf (Turner 317; Schouten 45; Forster R. 2, 59; 61 u. s. w.).

Von anderen Höflichkeitsregeln ist nun noch folgendes zu bemerken. Redet man mit einem Höheren, so wäre es äußerst unschicklich, dabei zu stehen; man muß sich vielmehr setzen und sagt dann sitzend, was man zu sagen hat (Tonga Mariner 2, 83; Cook 3. R. 2, 128; Samoa Turner 332; Neuseeland Dieffenbach 2, 109). Man sitzt nie mit ausgestreckten Beinen, was für unanständig gilt (Turner 328), sondern mit untergeschlagenen, die Weiber aber mit seitwärts gelegten Beinen (Cook 3. R. 2, 128; King daselbst in der Note). Ueber die Füße oder Beine eines Häuptlings hin zu schreiten gilt als sehr unpassend (Erskine 49), ja als Tabubruch gegen die geheiligte Person des Fürsten, daher es ungestraft nur die Spaßmacher, die wir oben erwähnten, thun durften, da sie selbst tabu waren; Andere konnten dafür mit dem Tode bestraft werden. In etwas schneiden, was einem Samoaner gehört, ist ärgste Beleidigung (Turner 319); ebenso nehmen es die Neuseeländer und Tahitier im höchsten Grade übel, wenn man ihre Namen einem Thier oder irgend einem Gegenstand beilegen wollte (d'Urville a 2, 562); Pomare wollte

ein Schiff, dem sein Name zu seinem großen Mißfallen beigelegt war, einfach wegnehmen.

Ueber den Namentausch haben wir schon geredet; ebenso über die Höflichkeitssprache, welche auf vielen Inseln herrschte; wir können also jetzt übergehen zu dem feindlichen Verkehr dieser Völker untereinander.

Auch den kriegerischen Sinn der Polynesier haben wir schon kennen gelernt; sehen wir jetzt, wie sie ihn bethätigen. — In Tahiti und auf Hawaii sind offene Feldschlachten nicht selten (Ellis 1, 284; 4, 156; Jarves 59), welche in Neuseeland zwar auch, aber lange nicht so häufig vorkommen. Hier wurde gewöhnlich der Krieg angesagt, die Beschwerde, welche die Kriegsveranlassung bildete, auseinandergesetzt und Ersatz (utu) von ihm gefordert, wie sie es auch in Privatstreitigkeiten machen (Polack 2, 2 f.; Jameson 184) und erst wenn dies (wie gewöhnlich) nichts half, begann der Kampf selber. In Tahiti ward der Herold des Königs mit der Fahne des Königs im Lande umhergeschickt, um die waffenfähige Mannschaft zu berufen, die dann auf einem bestimmten Platz zusammenkam. Ebenso war es in Hawaii, wo man für verschiedene Arten des Aufgebots verschiedene Herolde hatte. Außer ihren Waffen trugen die Krieger Lichtnüsse, eine Wasserkalebasse und Lebensmittel (getrocknete Fische u. dergl.) bei sich. Zögerungen wurden hart bestraft; zu Hause blieb Niemand aus Furcht vor dem Schimpfe der Feigheit (Ellis 1, 279; 4, 153). Weiber, Kinder und Greise ließ man entweder in den Dörfern, oder brachte sie auf feste Plätze in Sicherheit (Ellis 1, 279; 4, 154). In Tahiti traten vor Beginn des Krieges erst Volksversammlungen zusammen, welche über Krieg und Frieden beschlossen; auch die Götter wurden stets befragt, allein diese stimmten fast immer mit der Majorität (Mörenhout 2, 33; Ellis 1, 278). Oft nun wurde der Krieg durch Ueberlistung geführt, kam es aber zur Feldschlacht, so führte man vor dieser in Neuseeland erst einen höchst wilden Tanz auf, der in den entsetzlichsten Körperverdrehungen und Gesichtsverzerrungen bestand und dem Feinde Verachtung zu bezeigen und Furcht einzuflößen bezweckte. Hierzu sang man besondere Lieder (Dieffenb. 2, 125 f.) und beides, Lieder und Tanz, lernen die Kinder schon in früher Jugend (Cook 3. R. 1, 178). In Tahiti und Hawaii nahm man die Götterbilder mit ins Feld und während in Tahiti

[redacted]

schon bei den Vorberathungen des Krieges die Götter eine Menge Opfer, meist Menschenopfer erhielten, und die Priester fortwährend ihre eigenen Götter um Hülfe anflehten und die feindlichen Götter baten, zu ihnen überzugehen, wofür sie bei glücklichem Ausgang reiche Gaben empfingen (Mörenhout 2, 37; Ellis 1, 279), so zogen die hawaiischen Priester, nachdem vor der Schlacht die Wahrsager aus ihren Opfern, dem Aussehen des Himmels und der Wolken guten Erfolg verkündet hatten (Ellis 4, 157), sammt ihren Götzen mit ins Feld und indem sie mit den schrecklichsten Gesichtsverzerrungen die Reihen der Kämpfenden durchwandelten, suchten sie den Ihrigen Muth, den Feinden Angst einzuflößen (Jarves 59). Jeder der mitkämpfenden Fürsten hatte seinen Kriegsgott bei sich in der Schlacht (Ellis 4, 158), Büsten, welche aus Flechtwerk gemacht und mit rothen Federn bedeckt waren, ein verzerrtes Gesicht und scheußliches Maul hatten (Ellis 4, 158; Cook 3. R. 3, 305). Ueberhaupt stand der Krieg unter besonderer Aufsicht der Götter. — Die Besiegten glaubte man, seien zur Strafe irgend eines Frevels von den Göttern verlassen, der Sieger ein Strafwerkzeug Gottes. Daher hielt man zur Kriegszeit die Culte doppelt streng (Mörenh. 2, 44; 49). In Tahiti hatte man eine wilde und rauhe Kriegsmusik von Trommeln und Muscheltrompeten (Ellis 1, 285) und ferner eigene Schlachtredner, Rauti genannt, welche während der Schlacht und vor und nachher, so lange der Krieg dauerte, im Heere umhergehen und durch einzelne Ermahnungen oder Erzählungen von der Ahnen Thaten, von der Macht der Götter u. s. w. die Krieger anfeuern mußten. „Rollt vorwärts wie die Wogen, — brecht auf sie ein wie die Brandung des Oceans auf das Riff. Zeigt eure Kraft, eure Wuth, die Wuth des beißenden wilden Hundes — bis ihre Reihe gebrochen ist und sie fliehen wie das Meer zur Zeit der Ebbe" — so riefen sie. Es waren meist vornehme Männer und tapfere Krieger, die Anstrengungen ihres Berufs aber oft so groß, daß sie denselben sterbend erlagen (Ellis 1, 287 f.) Ihre Reden machten den mächtigsten Eindruck und noch jetzt sagt man von einem, der dringend und heftig um etwas bittet, er ist wie ein Rauti (eb. 288). Uebrigens hatte auch der Krieg in Neuseeland religiöse Weihe, denn alle Krieger waren tabu (weshalb sie sich auch mit Beginn des Kampfes der Weiber enthalten mußten) und blieben es, bis nach Beendigung des Kampfes der Prie-

ster das Tabu aufhob (Taylor 78 f.). Die Krieger gingen nackt, nur daß sie einen Federschmuck trugen; durch die Art desselben zeichneten sich die Führer vor den anderen aus (Dieffenb. 2, 125 f.). Auch in Tahiti hatten die verschiedenen Stände verschiedene Kriegskleider, die Vornehmen einen besonderen Federschmuck des Hauptes nebst einer großen sie kenntlich machenden Blume. Einige trugen eine Art Helm von Flechtwerk, der mit Federn bedeckt bisweilen 2—3' hoch aufragte. Wer ihn trug, war stets das besondere Ziel der Angreifer (Ellis 1, 209 f.). Ganz besonders reiche und geschmackvolle Helme trugen die Bewohner der Australinseln (eb. 208 f.). Auf Tahiti hatte man ferner ein Brustschild von Federn und Muscheln und oft noch die Tiputa, einen Umwurf um die Schultern. Die gewöhnlichen Krieger hatten oft bis zur Unbehülflichkeit viel Kleider an, um sich zu sichern, auf dem Kopf einen dicken und schweren Turban, um den Gürtel bis zum Knie drei bis vier Matten, um die Schultern mehrere Tiputas. Doch gingen sie oft auch bis auf den Maro nackt, da sie dann sich roth und schwarz bemalten (Mörenhout 2, 35 f.). Auf Hawaii trugen die Krieger meist nur den Maro, banden sich aber bisweilen turbanähnlich Zeug um den Kopf. Die Häuptlinge trugen jene kostbaren Federhelme und Federmäntel, welche schon Cook und seine Begleiter so sehr in Staunen setzten (3. R. 2, 400; 3, 305); die Helme, aus Flechtwerk und dicht mit Federn bedeckt, hatten die Form griechischer Helme und wehende Büsche; die Mäntel waren gelb und roth und nur der König durfte einen ganz gelben tragen. Beide dienten nicht zum Schutz, sondern nur zur Auszeichnung der Fürsten (Ellis 4, 157). Das Heer wurde auf Tahiti in 5 Ordnungen getheilt, deren fünfte Weiber, Kinder und Bagage bildeten. Man hatte verschiedene Arten zu kämpfen, z. B. so, daß zwei Heere Mann gegen Mann fochten, oder daß eine zweite Linie die ermattete erste aufnahm und ablöste, daß eine besonders tapfere Schaar sich mitten ins dichteste Getümmel stürzte; oder man stellte das Heer in eine Phalanx oder ein Quarrée, welches dann die Feinde vereinzelt, nach Art der Tirailleurs angriffen, eine Aufstellung, die man „Korallenfels" nannte (Ellis 1, 284). Auf Hawaii hatte man verschiedene Heeresaufstellungen und Kampfarten, je nach der Oertlichkeit, wo man kämpfte, nach der Stärke des Feindes u. s. w., in offenem Gefild *meist* eine halbmondförmige Schlachtreihe mit zurückgenommener Mitte

[redacted]

in beschränktem Raum eine Anordnung nach einzelnen Colonnen. Der höchste Häuptling, welcher den Oberbefehl hatte, stand immer in der Mitte der Schlachtordnung, jeder einzelne Fürst bei der Schaar seiner Mannen (Ellis 4, 155). Verschiedene Arten der neuseeländischen Taktik sowie mancherlei Kriegslist führt Shortland (a 232) an. Auch Greys Sagen bieten hierfür mannigfache Beispiele. Vor der Schlacht waren Einzelkämpfe gewöhnlich, indem besonders tapfere Helden vor die Schlachtreihe gingen und die Feinde heraus forderten, was stets angenommen wurde (Ellis 4, 159; Tahiti 1, 286; Neuseeland Dieffenbach 2, 125). Auch Weiber fochten öfters mit (Neuseel. Nicholas 135, 137; Hawaii Ellis 4, 124) oder sie reichten den Kämpfenden Lebensmittel zur Stärkung, Waffen u. s. w. (Jarves 58; Turnbull 243). Die Schlacht löste sich meist in einzelne Scharmützel auf und wurde mit großem Lärmen und Geschrei geführt; namentlich aber erhob sich zum ärgsten Schrecken der Feinde ein Triumphgeschrei über den ersten gefallenen Feind. Gelang es, sich seiner nach heftigem Kampf zu bemächtigen, so wurde er, nachdem man ihn des Schmuckes beraubt, den Göttern geweiht (ebenso zu Neuseeland Thomson 1, 129) und zum Tempel geschleppt; lebte er noch, so trug man ihn auf den Speerspitzen dahin und der nebenhergehende Priester des Oro weissagte aus den Zuckungen des Sterbenden: ballte er die Faust, so war der Erfolg ungewiß, während gute Zeichen das siegreiche Heer mit der festesten Zuversicht erfüllte (Ellis 1, 289; du Petit-Thouars 3, 127). Uebrigens kam diese letzte Grausamkeit nur in Tahiti vor; in Hawaii opferte man die so Gefangenen ohne weiteres (Ellis 4, 159). Andere, die man im späteren Verlauf des Kampfes fing, brachte man entweder gleich um, oder machte sie zu Sclaven, oder hob sie zu Opfern auf (Ellis 1, 317; 4, 160). In Neuseeland schnitt man (und ebenso zu Hawaii Ellis 4, 159) dem gefallenen oder gefangenen Feind eine Locke ab, davon ein Theil dem Kriegsgott geopfert, der andere als Trophäe aufgehoben wurde. Die gefallenen Krieger des eigenen Heeres wurden mit klagendem Geschrei betrauert, an den gefangenen Feinden von den Weibern beliebige grausame Rache geübt (Taylor 80). In Neuseeland waren Belagerungen der auf Bergen gelegenen Pas gar nicht selten; man schloß den Pa ein, zog Gräben, thürmte Holz aufeinander, um von dort aus in den Pa zu schießen; bei der Eroberung wurden alle Män-

ner getödtet, die Weiber und Kinder in die Sclaverei geschleppt. Doch kam es auch vor, daß die Belagerung und überhaupt der Krieg durch einen Vertrag geschlossen wurde, den man dann durch große Festlichkeiten feierte (Dieffenbach 2, 125—7; vergl. Ellis 1, 313 f. von Tahiti). Auch die Sandwichinsulaner wie die Tahitier hatten solche Pas, Orte, meist durch die Natur befestigt und dann durch Kunst noch mehr gesichert; namentlich den Zugang deckte man durch eine Art Schanze, von wo aus man Felsstücke und dergl. auf die Feinde schleuderte (Ellis 4, 159; 1, 313). Das Lager war stets ungeschützt; nur auf der Herveygruppe suchte man auch dies zu decken (Ellis 1, 313 f.). Im Lager hatten dann die Kriegsredner nach Mörenhouts Darstellung (1, 40) die Pflicht, fortwährend zu wachen und zum Zeichen ihrer Wachsamkeit fortwährend zu reden, von der Schlechtigkeit der Feinde u. s. w., wie man ähnlich in Neuseeland ein oft 12′ langes Stück Holz in den Pas hatte, welches in Stricken hing und geschlagen dumpf tönte; man schlug es fortwährend zum Zeichen daß man wache und führte es auch bei sich, wenn das Heer auf dem Marsche war, um es auf den Lagerplätzen zu benutzen (Dieffenbach 2, 133).

Seeschlachten waren in Hawaii nicht selten, in Tahiti sehr gewöhnlich, ja in früheren Zeiten wurden hier fast alle Schlachten zur See ausgefochten. Man stellte die Schiffe in drei Reihen auf, deren letzte die Reserve bildete. Sehr häufig wurden sie, damit die Reihe nicht durchbrochen werden könnte, alle in eine lange Kette aneinandergebunden (Mörenhout 2, 41 f.; Ellis 1, 312) und nun erfolgte die Schlacht, welche meist sehr blutig war, denn die Besiegten mußten, um zu fliehen, wegschwimmen, konnten also sehr leicht eingeholt werden (Mörenhout eb).

Die Sieger hausten schrecklich, am ärgsten auf Tahiti, denn zu Hawaii gab es bestimmte Asyle für die Flüchtigen, welche man streng respectirte (Mörenhout 2, 39; Ellis 4, 167). Die Leichen der in der Schlacht gefallenen Krieger wurden auf das scheußlichste verstümmelt und mißhandelt — um nur eines, freilich aber auch das grauenvollste anzuführen, man schlug die Leiche platt, bohrte dann ein Loch in dieselbe und steckte hierdurch den eigenen Kopf, so daß man den todten Feind wie eine Tiputa trug und so kehrte man zur Schlacht zurück. Man nannte dies Verfahren Menschentiputa (Ellis 1, 310).

[redacted]

Häufig weihte man die todten Männer dem Oro, die Weiber dem Tangaroa (eb. 308 f.). Wer ihnen lebend in der Schlacht oder bei der Verfolgung in die Hände fiel, Mann, Weib oder Kind, Kranke oder sonst Hülflose wurde mitleidslos niedergemacht. Man stieß ihnen oft den Speer von einem Ohr zum andern durch den Kopf, zog dann einen Strick durch die Oeffnung und schleppte so ganze Reihen von Leichen mit sich (Ellis 1, 304 f.; Hawaii 4, 161). Auf Neuseeland wurden gefangene Häuptlinge, ehe man sie umbrachte, erst gemartert (Thomson 1, 129). Das Land wurde aufs schrecklichste verwüstet, die Bäume gefällt, die Häuser verbrannt, der liegende Grund und Boden an die Sieger vertheilt; welches letztere auch bei friedlicher Unterwerfung eines Stammes unter den anderen geschah (Turnbull 245). Diese furchtbar blutigen Kriege waren nun überaus häufig, denn ihr Anlaß war oft ein ganz unbedeutender; in Neuseeland hatte ein Häuptling ein Faß Pulver, welches verderben wollte; da fing er einen Krieg an, um das Pulver nicht ungebraucht umkommen zu lassen (Darwin 2, 193). Auch wenn Menschen, welche von dem Kriegsgott begeistert waren (sie genossen auch sonst abgöttische Verehrung), in ihrer Begeisterung Krieg verlangten, so begann man Krieg (Mörenh. 2, 48 f.). Nichtachtung gegen Vornehme, auch wenn es noch Kinder sind (Wilson 441) ist ferner eine gewöhnliche Veranlassung dazu, oft schon nur ein feindseliges Wort und man wird sich nicht wundern, wenn diese furchtbaren Kriege von den schrecklichsten Folgen waren. In Neuseeland haben sie das Land verödet, viele Stämme ganz vernichtet und das ganze Volk roh und ängstlich gemacht (Dieffenbach 2, 130 f.).

Die Knochen der erschlagenen Feinde nahm man als Trophäe mit, in Tahiti namentlich die Unterkinnlade oder die Kinnhaut, womöglich mit einem Theil des Bartes (Bougainville 181), welche man in den Häusern an Cokosschnüren aufhing (Cook 1. R. 2, 159). Aus den Knochen machte man Geräthschaften, namentlich Fischhaken und es galt dies als eine besondere feindselige Handlung (Neuseeland Dieffenbach 2, 44; Tahiti Ellis 1, 309; Hawaii King bei Cook 3. R. 3, 429). Während man die Leichen der Feinde den Krabben und Hunden, der Verwesung auf freiem Felde überließ (Ellis 1, 308; 4, 160), oder sie gebrauchte, um Kähne über sie in See zu lassen (eb. 1, 309), so sammelte man die Schädel sorgfältig,

trocknete sie (in Neuseeland aß man das Hirn) und bewahrte sie entweder im Marae (Tahiti Ellis 1, 309; 2, 315; Markesas Melville 2, 129; Narotonga Ellis 1, 359; Hawaii King bei Cook 3. R. 3, 359; 371) oder in den eigenen Häusern auf, wie in Neuseeland gewöhnlich, aber auch auf Nukuhiva (Melville 2, 148 f.; Tahiti und sonst nicht selten war. Doch hob man ebenso auch die Köpfe der eigenen Verwandten auf (Lesson Complément zu Büffon 2, 322; Polack 2, 39; Dieffenb. 1, 364). Nach Yate (Bas. Miss. Mag. 1836, 630) sollen die Neuseeländer nur diese letzteren Schädel bei sich aufbewahrt haben; doch waren die Schädel, die man den Europäern vielfach zum Verkauf anbot (Parkinson 115), sicher Feindesschädel. Wie hoch man die Tödtung eines Feindes schätzte geht aus der gewiß uralten neuseeländischen Sitte hervor, daß, wer aus dem Kampfe zurückkehrte, nachdem er zum ersten Male einen Feind getödtet hatte längere Zeit tabu blieb; seine Waffen wurden zerbrochen (Taylor, 77). Mitten im Kampf diente die Darbietung der zubereiteten Feindesköpfe zum Zeichen, daß man den Frieden wünsche; was dann sofort entweder angenommen oder verweigert wird (d'Urville a 2, 550); wie denn überhaupt Austausch der Schädel stehende Friedensbedingung in Neuseeland war (Cruise 51). Man steckte sie als Trophäe ringsher um das Dorf auf die Pfähle des Zaunes (Dieffenbach 2, 128 f.). Indeß wie man gewöhnlich die eigenen Gefallenen begrub (Ellis 4, 160), so begruben in einem Krieg der Ngati-awa und Ngati-raukaua die siegreichen ersteren alle todten Feinde, nebst ihren Flinten und Pulver in ein großes Grab, das sie tabuirten (Dieffenb. 1, 105) und auch auf Hawaii war man oft menschlich: ein nicht unmittelbar in der Schlacht gefangener Fürst ward meist ungekränkt freigelassen, ebenso der sich in die Nähe des Königs oder eines besonders vornehmen Häuptlings geflüchtet hatte (Ellis 4, 160 f.). Die Tahitier sind die grausamsten, wie sie die wollüstigsten Polynesier sind — Eigenschaften, welche man so oft mit einander vereinigt findet.

Als Parlamentärflagge diente ein grüner Zweig vom Tibaum, (Dracaena) oder ein Bananenschaft (Hawaii Jarves 61; Tahiti Cook 1. R. 2, 80; 93; Hervey Cook 3. R. 1, 205; Mörenhout 2, 50; Neuseel. Cook 1. R. 2, 296). Doch hatte man auf Tahiti auch Fahnen von einheimischem Zeug oder rothe Federbündel an Stäben mit derselben Geltung. Zu Tahiti brachte diese Flagge

[redacted]

bisweilen ein Weib (Ellis 1, 317 f.; 2, 59). Der Frieden kam nach längerem Reden und merkwürdigen Ceremonien zu Stande; beide Theile gaben einander einen jungen Hund und einen schmalen weiß und rothen Streifen Tapa, welche letzteren dann zusammengenäht und unter mancherlei Gebeten als Band des Friedens auf den Altar der Götter gelegt wurden. Dann folgten große Festlichkeiten und Tänze, bei deren einem eine Schaar Männer dem von seinen Wachen umgebenen König die Hand, eine Schaar Weiber das Antlitz zu küssen suchten; gelang es, so war der Tanz zu Ende (Ellis 1, 318 f.). In Hawaii war es ebenso; nur wand man als Symbol des Friedens hier gemeinschaftlich einen Kranz, der auch den Göttern geweiht wurde (Jarves 61). Auch Waffenstillstand wurde respectirt, während dessen in Neuseeland nicht bloß gegenseitiges Besuchen, sondern auch Handel, selbst mit Kriegsmaterial stattfindet (Polack 2, 12 f.; narr. 2, 310). Auf den Markesas hatten einzelne Personen vom feindlichen Stamm auch während des Kriegs freien Durchzug, z. B. solche, welche in den anderen Stamm hineingeheirathet hatten (Vinc. Dum. 258; Porter 2, 19; Melville 2, 20). Zwei Stämme, welche dort im Krieg waren, durften sich nur zu Lande bekriegen, weil die Gemahlin des Häuptlings des einen Stammes, eine Fürstentochter des feindlichen Stammes, zur See in ihre neue Heimath gekommen war. Würde sie in derselben sterben, so müßte ewiger Friede zwischen beiden Stämmen sein, um ihren Geist nicht zu erzürnen (Krusenstern 1, 188). Offene Schlachten sind auch hier selten (Mathias G*** 84); sonst wird der Krieg, welchen Herolde ansagen und der oft nur angefangen wird, um Gefangene zu Menschenopfern zu bekommen (eb. 90), gerade so wie zu Tahiti und Hawaii geführt (Porter 2, 38; Krusenst. 1, 187). Weißes Zeug galt als Parlamentärflagge (Marchand 1, 40).

Ebenso war's zu Paumotu, nur daß die Einwohner dieser Gruppe gefährlichere Krieger waren. Sie waren sehr wild und gefürchtet, daher man sie öfters nach Tahiti rief, wo sie als Hülfstruppen dienten, namentlich auf der kleineren Halbinsel Teiarabu (Mörenh. 1, 159; 1, 164, 299). Von den Societätsinseln galt Bolabola für die tapferste und kriegerischste (Cook 1. R. 2, 252; 256; Turnbull 158 u. oft).

Auch auf Tonga und Samoa war der Krieg ganz ähnlich. Verwünschungen der Feinde durch die Priester waren in der letzteren

Gruppe ganz gewöhnlich (Turner 318); und während des Krieges wurden von den Priestern Feste angeordnet, an denen nur die, welche selbst am Kriege Antheil hatten (also nie Weiber und Kinder) sich betheiligen durften. Wer von den Festspeisen aß, ohne mit in die Schlacht zu ziehen, mußte sterben, daher man alle Reste sorgfältig vertilgte (Turner 242). Er bestand auch hier meist aus gegenseitigen Ueberfällen und einzelnen Scharmützeln, wobei es an Heldenthaten nicht fehlte; doch auch offene Feldschlachten kamen vor, in denen die Krieger mit einem raschen Anprall vor und dann wieder zurückliefen (Mariner 1, 189—220; 171). Vor der Schlacht hielt der Führer eine begeisterte Rede, nach welcher die einzelnen Krieger meist aufsprangen und die Feinde nannten, die sie tödten wollten (eb. 1, 171; 159). Dann schloß man noch einen kürzeren Waffenstillstand, damit die Verwandten, welche sich feindlich gegenüber stehen mußten, Abschied von einander nehmen konnten (eb. 1, 188). Sollte Friede geschlossen werden, so besuchte die eine Partei festlich bekleidet, aber bewaffnet, die andere, bei der sie die Waffen niederlegt und Kawa trinkt; den andern Tag besucht auf dieselbe Weise die zweite die erste (eb. 1, 236—8). Festungen hatte man hier auch, mit Mauern von Rohrgeflecht, auf Samoa mit grobem Pallisadenzaun (Turner 300; Mar. 1, 100) und Gräben, deren Eingang durch runde Bastionen mit Schießscharten — die Samoaner hatten das von Tonga gelernt — vertheidigt war (Erskine 75).

Gegen die Gefallenen sowie die Besiegten verfuhr man hier minder unmenschlich (Mar. 1, 195; 204); doch war die samoanische Sitte grausamer als die tonganische (eb. 1, 163). Die Weiber folgten auf Samoa mit in den Krieg, um als Boten zu dienen (Turner 334), um die Krieger zu pflegen und ihnen in der Schlacht Waffen zu reichen. Jeder waffenfähige Mann mußte bei Strafe der Verbannung mit ausziehen. Wer die Waffen im Kriege wegwarf, war öffentlich beschimpft und wurde früher mit dem Tode bestraft (Turner 316). Einzelne Dörfer hatten in jedem District das Recht der Führung und des Vorkampfes, worauf sie sehr stolz waren; auch im Frieden wurden sie höher geehrt. Jedes Heer hatte für die Seinigen bestimmte Abzeichen, die Tag für Tag wechselten; heute färbte man sich die Wangen schwarz, morgen trug man 2 Striche auf der Brust u. s. w. Die gefangenen Männer tödtete man meist, denn der höchste

[redacted]

Ehrgeiz eines jeden Mannes war es, das Haupt eines Feindes zu erbeuten, welches man feierlich zu Füßen des Häuptlings niederlegte. Nachdem sie später alle in den Marae gebracht waren, wurden sie alle begraben oder den Verwandten zurückgegeben. Auch die Körper begrub man wenn man sie kannte; sonst blieben sie unbeerdigt liegen. Die besiegte Gegend wurde verwüstet, namentlich der Bäume beraubt, (Turner 331); Weiber und Kinder aber tödtete man nicht (304). Auch Seeschlachten hatte man hier (Turner 299—304) und in Tonga (Erskine 62—3).

Es versteht sich, daß die einheimische Art der Kriegführung durch den Einfluß der Europäer sehr verändert ist, schon durch die Feuerwaffen. Gefährlicher sind sie dadurch nicht geworden; vielmehr thun, da man schlecht oder gar nicht zielt, die Flinten weniger Schaden als die früheren Waffen (Nukuh. Mathias G*** 87; Tahiti Ellis 1, 302; Samoa d'Ewes 167). Finau I. nahm zwar von den Engländern das Marschieren in geschlossenen Gliedern an (Mariner 1, 93; 171), aber Kanonen wollte er in seinen Kriegen nicht anwenden da sie, sagte er, eine Waffe für Götter, nicht für Menschen seien (eb. 1, 193). Durch die Art und Weise ferner, mit welcher die Engländer den Maoris gegenüber traten, sind diese unter sich zu einer festeren Einheit gebracht und die Kriege unter ihnen seltener geworden. Auch auf Hawaii und Tahiti kommen Nationalkriege durch den Einfluß der Europäer nicht mehr vor und wenn und wo sie vorkommen, da haben doch die Missionäre auf die Kriegsführung so eingewirkt, daß sie jetzt frei von solchen Unmenschlichkeiten sein würde, wie wir sie schildern mußten. Von all diesen Einflüssen der Europäer ist dieser letzte, weil er der einzige ist, der auf sittlichen Grundlagen beruht, der einzige, der wirklich segensreich für die Polynesier ist.

Die einheimischen Waffen der Polynesier bestanden hauptsächlich in größeren oder kleineren Keulen, welche meist von Eichenholz, in Neuseeland aber von Stein und zwar wenn sie besonders kostbar sein sollten, von Grünstein waren. In manchen Gegenden, so in Neuseeland, den Australinseln, auf Nukuhiva, Tonga, aber nicht oder nur selten auf Tahiti schnitzte man künstliche Figuren auf diese Waffe. (Neuseeland Hale 42; Polack 2, 28; Hochstetter 224; Cook 1. R. 2, 283; Warekauri Travers bei Peterm. 1866, 63; Samoa Turner 300; Tonga Cook 3. R. 2, 114; Uwea Wallis

271; Nive Turner 470; Nukuh. Krusenst. 1, 181; Marchand 1, 137 f.; Tahiti Wallis 210 f.; Mörenh. 2, 35; Ellis 1, 296; Hawaii Cook 3. R. 3, 447). Eine besondere Abart der Keule gebrauchte man zu Tahiti; sie war auf der einen Seite flach und mit Haizähnen besetzt, so daß sie, wo sie hintraf, alles aufriß. Ein ähnliches Mordwerkzeug fanden wir schon in Mikronesien und hierher gehört es wohl auch, wenn die Männer von Vairatea (Osnabrück) in Paumotu, welche im Kampf Kleider von Fischhaut trugen, Armschienen mit Haifischzähnen besetzt hatten (Cook 3. R. 2, 367). Die zweite Hauptwaffe war der Speer, 12—18' lang, die kleineren zum Werfen, die größeren zum Stoßen gebraucht (Hale 42), auf den Markesas nach Vincendon Dumoulin 283 bisweilen vergiftet, auf Nive auch zweizinkig und mit Federn geschmückt, an welchen man den Eigenthümer erkennen konnte (Erskine 27), auf Neuseeland bis 30' lang (Cook 3. R. 1, 177), doch so ungleich in der Arbeit, daß man nicht zwei vollkommen gleiche fand (Nicholas 90). Oft hatten sie oben Widerhaken und auch nach unten waren sie zugespitzt (Neuseeland Cook 1. R. 2, 314; 343; Hawaii 3. R. 3, 447). Wurfhölzer zu diesen Speeren finden sich nirgends (Hale 42). Auch einfache Stäbe und Stöcke gebrauchte man als Waffe, z. B. auf Mengareva (Mörenh. 1, 111), wo man keine Speere hatte (Beechey 137; 143). Auch schwertförmige Waffen waren nicht selten, in Neuseeland von Knochen oder Grünstein, an beiden Seiten schneidig, (Cook 1. R. 2, 294; 314), auf Nive und Nukuhiva von Holz, sonst ebenso (Erskine 27; Marchand 1, 137 f.); auf Tahiti und Hawaii an den Schneiden mit Haizähnen besetzt und dadurch von grauenvoller Wirkung (Ellis 1, 297; Cook 3. R. 2, 451). Auch hatte man auf Tahiti (Ellis 1, 297) und Hawaii einen hölzernen Dolch den man in Hawaii mit einer Schnur um die Hand befestigte (Cook eb.). Schleudern, welche nach Polack 2, 28 den Maoris früher unbekannt waren, gebrauchte man überall, die Steine waren meist von der Größe eines Hühnereies, doch auch wie eine Kanonenkugel groß (Turner 467 f.), meist waren sie rund, doch auch rauh und eckig (Ellis 1, 290—1; Porter 2, 32 und die oben angeführten Stellen). Hölzerne Aexte hatte man zu Neuseeland, steinerne zu Nukuhiva, die man jetzt mit schlechten eisernen vertauscht hat (Cook 1. R. 2, 343; Mathias G*** 121). Schilde hatte man nirgends (Neus. Polack

2, 28; Hawaii Ellis 4, 156; 1, 296 f.; Tahiti Mörenh. 2, 35 f.); wohl aber trug man zu Tahiti und auf den Australinseln bisweilen eine Art Panzer von Flechtwerk oder auch von Holzplatten (Ellis 1, 300), in Hawaii gürtete man zum Schutz mehrere Matten um (Cook 3. R. 3, 430). — Bogen und Pfeile wurden auf Mangareva gebraucht (Beechey 137; 143), sowie ferner auf Tonga, Samoa, Neuseeland — hier aber ist diese Waffe weder ursprünglich noch verbreitet (Polack 2, 28) — auf Hawaii und Tahiti, doch brauchte man sie an beiden letzteren Orten nur zum Spiel (Chamisso 151; Cook 1. R. 2, 146; Ellis 1, 220). Auch in Tonga hatte man Pfeile zum Vergnügen, welche in eine Kugel endigten (Jacquinot bei d'Urville b, Zool. 268) und 6' (wie auch der zu ihnen gehörige Bogen) lang waren (Mariner 1, 283). Die Kriegspfeile waren nur 3' lang, bei einem Bogen von $4^1/_2$' Länge; sie hatten entweder Widerhaken oder waren mit einem Rochenstachel zugespitzt (Mariner 2, 287). Auch auf Samoa dienten sie als Waffe (Wilkes 2, 151). Dann benutzte man im Kriege auf Tonga noch verdeckte Gräben, in deren Boden spitze Pfähle steckten und die eigentlich zum Schweinfang dienten (Mariner 1, 113), eine Einrichtung, welche an manches ähnliche in Mikronesien und Malaisien erinnert.

Durch ganz Polynesien herrscht der Kannibalismus in sehr ausgedehnter Weise. Er wurde ohne Scham als allgemeine Sitte eingestanden auf Neuseeland, den Herveyinseln, Mangareva und Paumotu (Hale 37; Ellis 1, 309; 358; Beechey 171; 176). Auch auf den Markesas war er sehr verbreitet, obwohl Porter (2, 45) keine Spur davon fand. Man verbarg ihn vor den Europäern, läugnete ihn mit den Zeichen des Abscheu's und schob ihn auf die Feinde (Melville 1, 47; 200; 2, 198 f.); allein wenn man Feinde erschlagen und ihre Leichen erbeutet hatte, so wurde ein großes Fest angestellt und die letzteren gefressen (Melville 2, 207 f.). Auch bei den Festlichkeiten welche Menschenopfer erheischten, verzehrte man diese Opfer schließlich und zwar bisweilen sogar roh! Vom eigenen Stamme fraß man Niemanden; brauchte man solche Opfer, so machte man eine Streiferei in das Gebiet eines feindlichen Stammes (Mathias G*** 65; Roquefeuil 1, 320; Lisiansky 81). Namentlich Krusenstern schildert den Kannibalismus hier entsetzlich; man stürze sich wüthend auf das Opfer, reiße ihm gleich den Kopf ab und saufe das

noch warme Blut; Menschenfleisch sei ihnen ein Leckerbissen und in Hungersnoth tödteten öfters die Männer ihre Weiber, die Kinder ihre altersschwachen Eltern und an Europäern vergriffe man sich nur aus Furcht nicht (1, 200—2; 187). So arg schildern freilich die anderen Quellen die Zustände auf Nukuhiva nicht und einen Punkt hat Krusenstern ohne Zweifel zu viel behauptet. Er sagt nämlich (200): auch die Weiber betheiligten sich an diesen furchtbaren Mahlen; allein Lisiansky (81) sowohl wie Langsdorff (1, 115). Roquefeuil (1, 320); Radiguet (Rev. des deux mondes 1859, 2, 611) und Vincendon Dumoulin (255) versichern einstimmig, daß Weiber sich gar nicht betheiligen dürfen, eben so wenig wie Kinder, ja daß sie (Radiguet a. a. O.) einen tiefen Widerwillen gegen diese Mahlzeiten haben. Allgemein ausgeübt werden sie nach Radiguet nur im Kriege, wo man namentlich Augen und Herz, letzteres roh, verschlingt: von den Menschenopfern dürfen außer den Priestern (Ellis 3, 313) nur die Häuptlinge und Greise essen. Auch auf Neuseeland begnügten sich die Häuptlinge oft damit, das linke Auge des Feindes hinabzuschlingen. Die Leiche war tabu, bis der Priester einen Theil derselben als Opfer an einen Baum gehenkt hatte, doch trank man nach Ellis 1, 310 in der Schlacht bisweilen das Blut des sterbenden Feindes, diesem zum Hohn. Weiber, welche gerade mit Kumarapflanzen beschäftigt oder schwanger waren, durften sich an dem Mahle nicht betheiligen, auch Kinder bis zu einem bestimmten Alter nicht, in welchem sie durch unverständliche, also sehr alte Lieder eingeweiht wurden. Fleisch der Europäer ißt man hier so wenig als sonst irgend wo (Dieffenb. 2, 128—30; Taylor 79). Der erste erschlagene Feind war auch hier den Göttern heilig; man nahm sein Herz heraus und steckte es, um es allerwärts zu zeigen, auf eine Stange; später verzehrte es unter bestimmten Ceremonien der Häuptling (Shortland a, 231; Thomson 1, 129). Auch auf Hawaii bestand die Menschenfresserei (Cook 3. R. 2, 407 f.; Jarves 81), doch schämte man sich derselben und sie war zu Cooks Zeiten schon im Abnehmen oder schon erloschen. Ganz erloschen war der Kannibalismus schon in Tahiti, wo ihn nur einzelne, um zu prahlen, ausübten, aber auch dann nur zwei, drei Mundvoll aßen und zwar meist vom Rippenfett (Beisp. Cook 3. R. 2. 361; Ellis 1, 310); allein früher war er gewiß allgemeiner (Mörenh. 2, 188), wie sich aus einem Märchen bei

[redacted]

Cook 3. R. 2, 360 schließen läßt: in den Bergen von Tahiti lebten einst zwei Menschenfresser unbekannter Herkunft und thaten großen Schaden auf der Insel. Zwei Brüder beschlossen sie zu tödten; sie luden deshalb die beiden ein und setzten ihnen glühende Steine vor, die aber in Brodfruchtteig eingetaucht waren und also ungefährlich aussahen. Der erste starb daran; der andere aber, von dem Zischen was die Speise in seines Gefährten Hals verursacht hatte, gewarnt, wollte nicht essen. Da überredeten ihn die Brüder, und sagten die Speise sei gut und heilsam und die erste seltsame Wirkung ginge rasch vorüber. So aß er und starb gleichfalls; die Tahitier zerschnitten beide Leichname und begruben sie. Das Weib einer der Menschenfresser, das zwar zwei ungeheuer große Zähne hatte, aber kein Menschenfleisch aß, wurde nach seinem Tode unter die Götter versetzt. Aehnliche Märchen und Sagen gab es in Hawaii (Jarves 82). Auch erzählten sie selbst, daß ihre Vorfahren Menschenfresser gewesen seien (Forster Bem. 290); worauf auch die merkwürdige Sitte hindeutet, daß bei manchen Festlichkeiten, namentlich bei seiner eigenen Einweihung, dem König das linke Auge eines geopferten Menschenopfers dargeboten wurde; er öffnete dann den Mund, als ob er es verschlänge (Turnbull 305; Cook 3. R. 2, 361 und oft) und hat es früher ebenso gut verschlungen, als es die Maoris und Markesaner noch später thaten. Man glaubte, er bekomme durch diese Ceremonie Stärke und Geist, was sich daraus erklärt, daß man das linke Auge als den Sitz der Seele ansah. Auch in Samoa war diese Sitte nicht mehr im Schwange und auf ihr früheres Bestehen deuten nur einzelne Gebräuche hin. So gilt „ich werde dich braten" für das höchste Schimpfwort, das man einem sagen kann, über welches es sogar zum Kriege kommt; so hält der, welcher sich dem Sieger unterwirft, indem er sich niederbeugt, zum Zeichen der Unterwerfung Holz und Bananenlaub in die Höhe — Holz, um Feuer anzumachen, Laub, um die Speise hineinzuwickeln. Ja, und in einzelnen Fällen, bei besonders heftigem Haß, kommt Kannibalismus auch jetzt noch vor; doch ißt man auch hier noch ein Stück Fleisch des todten Feindes (Turner 194; Erskine 102). Auch sollen 1845 noch Leute zu Samoa gelebt haben, welche früher noch oft Menschenfleisch gegessen haben (nach Hunkin im Samoan reporter Erskine 39). Auch auf Fakaafo, wo kein Kannibalismus zur Zeit der Entdeckung herrschte, scheint er früher geübt

zu sein, denn wie man den Schweinen einen Theil des Ohres abschnitt, so machte man es auch mit den Kriegsgefangenen, sie wurden das Schwein, die Speise ihres Besiegers (Turner 324).

Auch auf Tonga war der Kannibalismus so gut wie erloschen und kam nur noch in Hungersnoth, wo auch Weiber sich betheiligten (Mariner 1, 118) und als Zeichen des ärgsten Hasses vor. So war ein Mann von einem andern aufs schnödeste beleidigt; er erschlug ihn, schnitt ihm die Leber (den Sitz der Leidenschaften, an der sich auch Frevel gegen die Götter büßt) heraus, tauchte sie so oft er trinken wollte, zuvor ein und drückte den Saft aus ihr in sein Getränk, zum allgemeinen Entsetzen der übrigen Tonganer. Mariner (1, 329) sah den Mann noch selber. „Koch deinen Großvater," oder „grab deinen Vater bei Mondlicht aus und friß ihn," und derartiges sind daselbst die ärgsten und beleidigendsten Flüche (Mar. 1, 227). Doch haben zu Mariners Zeiten Krieger, welche auf den Fidschiinseln gewesen waren und diese Inseln nachahmen, sowie sich recht fürchterlich machen wollten, wieder angefangen, Gefallene zu verzehren, was die übrigen indeß und namentlich die Weiber nur mit grausendem Abscheu sahen (Mariner 1, 115 f.). Weiße zu essen hielten sie für schädlich; sie fürchteten die Macht des Gottes der Weißen, weil einige Tonganer, welche drei Weiße gefressen hatten, sehr krank geworden und zum Theil gestorben waren (Mariner 1, 330—1).

Da wo der Kannibalismus so recht in Blüthe war, wie in Neuseeland, auf Paumotu, aß man Menschenfleisch aus wirklicher Liebhaberei und gleichgültig, wie jede andere gute Speise auch (Thomson 1, 147). So zeigt sich auch jene viehische Rohheit, welche Ellis 1, 358 vom westlichsten Paumotu erzählt, in etwas milderem Lichte: dort warfen einem gefangenen Kinde, das in Hungersqualen nur um einen Bissen Speise flehte, die Sieger ein Stück Fleisch seines eigenen Vaters zu. Auch in Neuseeland kam es wohl vor, daß man durch Verwechselung der Leichen einen Verwandten auffraß (Polack narr. 2, 48); doch hatte man davor großen Abscheu (eb. 299). Allein auch hier gewöhnen sich die Kinder schon früh an jene Scheußlichkeit, indem sie mit den Resten der Erschlagenen und Gekochten spielen (Polack 2, 3) und bei allen Mahlzeiten der Art zugegen sind. Uebrigens ist gar nicht zu verkennen, worauf wir auch anderswo hingewiesen haben (Aussterben der Naturvölker 73), daß der Kannibalismus

[redacted]

in ganz Polynesien zur Zeit der Entdeckung schon im Absterben war. Auf Tahiti, Samoa, Tonga war er schon erloschen; auf Hawaii, den Markesas schämte man sich seiner und selbst die Maoris erzählten, dieser schändliche Gebrauch sei keineswegs bei ihnen angestammte sondern erst in später Zeit eingeführte Sitte (Thomson 1, 142) — eine offenbare Erfindung, weil auch sie des Kannibalismus sich schämten. Daß natürlich die Missionäre ihn wo sie konnten ausrotteten, versteht sich und so ist er jetzt so gut wie überall erloschen, mit Ausnahme etwa mancher Paumotu-Inseln. In Neuseeland zog er sich (Brown 55) erst ins Innere des Landes zurück, dann erlosch er ganz; 1843 kam daselbst das letzte Beispiel vor (Thomson 1, 148).

Wie aber, so müssen wir jetzt fragen, konnte eine so unnatürliche Sitte überhaupt aufkommen? Man hat gemeint, durch Mangel an Nahrungsmitteln sei sie veranlaßt, oder doch wenigstens gefördert worden (Hawkesworth bei Forster Bemerk. 288; Quarterly review 1859, 336), eine Ansicht, welche schon der ältere Forster (Bem. 288 f.) treffend widerlegt hat. Meinicke meint (44), auch diese Unthat sei ursprünglich, wie der Kindermord, von den Vornehmen ausgegangen, welche den Leib verzehrt hätten, wie der Gott die Seelen, denn allerdings ist es vielfach Glaube der Polynesier, daß die Götter die Seelen nach dem Tode fräßen (Polack 1, 17). Allein wenn dieser Glaube auch nicht erst durch die Menschenfresserei der Polynesier aufgekommen ist, so fragt es sich doch sehr, wie er zu deuten, wie er entstanden sei; und auf keinen Fall kann er der einzige Grund des Kannibalismus sein, weil ja an demselben sich auch Leute aus dem Volke, bisweilen auch Weiber betheiligen dürfen, was, wenn er nur eine Eigenschaft der Götter und deshalb ein Vorrecht ihrer Stellvertreter auf Erden, des Adels wäre, unmöglich gestattet sein würde. Wir sahen nun oben schon vielfach, daß auch in Ländern, wo er nicht mehr herrscht, besonders glühender Haß oder Rachedurst zum Kannibalismus führte; und dieser Haß, dieser Rachedurst, ist eines der wichtigsten Motive jener Unsitte — und nicht nur bei „Wilden" wirksam. Die morning post vom 13. Nov. 1839 erzählt, daß General Rosas in Montevideo Cullens Kopf und General Astrudos Eingeweide bei einem Gastmahl servieren ließ. Daß auch sonst Weiße sich an diesem scheußlichen Gebrauch thätlich betheiligt haben, erwähnt d'Ewes (150) von Europäern auf Tonga, aus ganz neuer Zeit. Wie es nun in Neuseeland als besonders schimpf-

lich galt im Kriege durch Sclavenhand zu fallen (A. Earle 212), so glaubten die Maoris, wer nun gar von den Feinden gefressen werde, der komme in ein ewiges Feuer, die anderen aber (und namentlich wer selbst viel Feinde gefressen habe), kämen in den Himmel (Cook 3. R. 1, 148); oder, daß sie durch Auffressen ihren Feinden das Leben nach dem Tode ganz rauben könnten (Nicholas 281). Dazu trat aber noch Anderes. Die Abiponer aßen gern Tiger, Stiere, Wildschweine, weil diese Nahrung Stärke und Muth verleiht; sie verschmähten Hühner, Eier, Schafe, Fische, weil sie feige machen (Dobrizhoffer 1, 329); wir selbst sagen wohl auch, daß Mark aus Knochen stark, Taubenherzen melancholisch machen. Die Kalifornier glauben nun durch das Auffressen tapferer Männer selbst tapfer zu werden (la Perouse 1, 376) — und so glauben auch die Markesaner durch das Auffressen des tapferen Besiegten sich dessen Eigenschaften anzueignen (Vinc. Dum. 298).

Diese beiden Motive nun sind es, weshalb man besonders auf das linke Auge (oder, doch seltener, auf das Herz) begierig war; aß man den Sitz der Seele, so aß man die Seele mit und mit ihr alle ihre Eigenschaften, daher man selbst an Klugheit und Einsicht zunahm, während jene aufhörte zu existiren. Thomson (1, 147) will zwar letzteres Motiv nicht gelten lassen und meint nur um Schrecken zu erregen (ein neuer Grund also, der gewiß richtig ist) und aus Haß sei der Kannibalismus ausgeübt (1, 145). Allein dadurch erklärt sich durchaus nicht jenes Verschlingen des Auges und da die Polynesier selbst sagten, durch dies Verschlingen gewänne man an Geist, so ist unsere obige Auffassung unstreitig richtig.*) Dabei bleibt aber immer die Analogie mit dem Auffressen der Seele Seitens der Götter zu beachten.

Daß der Kannibalismus auf allen Inseln früher sehr ausgebreitet war, dafür sprechen schon die zahlreichen Menschenopfer, die wir überall finden. Freilich sagt Ellis (1, 106), auf Tahiti seien diese Opfer erst später eingeführt, allein da wir sie auf allen Inseln gleichmäßig vorfinden, da sie ferner aufs innigste mit den religiösen Anschauungen — man denke nur daran, daß die Götter die Seelen fraßen — und Gebräuchen zusammenhängen, so ist diese Behauptung sicher falsch. Man mag sie freilich in Tahiti aufgestellt haben: denn

*) Remy XLVIII (vergl. 125) sagt, die Leiche guter Häuptlinge sei „aus Liebe aufgefressen." Dies wird auch sonst berichtet und ist, wenn wahr, dann jedenfalls nur eine sinnbildliche Darstellung des Verzehrtwerdens der Seele durch die Götter.

[redacted]

man schämte sich, wie des Kannibalismus, so auch schon der Menschenopfer zur Zeit der Entdeckung. Auf Tahiti brachte man beim Beginn eines Krieges 4—5; die Kriegsgefangenen wurden meist gleichfalls beim Sieg geopfert (Ellis 1, 276 f.); ja bei gewissen Himmelserscheinungen, wenn die Sonne „im Zustand des Kriegs stand," mußte ein Mensch geopfert werden (Bougainville 183), wie man die Erscheinung eines Kometen als göttliche Aufforderung Krieg zu führen in Tahiti und Samoa ansah (Cook 1. R. 2, 278; Turner 344). Ferner brachte man solche Opfer bei großen Nationalfesten, bei der Einführung eines neuen Königs, bei Krankheit eines Fürsten, bei Erbauung von Tempeln (Ellis 1, 346) und bei anderen Gelegenheiten welche Mörenhout 1, 525 angiebt. Früher ruhten die Tempel ganz auf Menschenleichen, indem jeder Pfeiler auf ein dargebrachtes Opfer gestellt wurde (Tyermann u. Bennet 1, 242); später gründete man wenigstens den Mittelpfeiler auf diese Weise (Ellis 1, 346). Auf dem Markesas wurden beim Tode eines jeden Priesters 3 Menschen geopfert (Lisiansky 81; Vincend. Dum. 228) und jährlich außerdem noch 20 solche Opfer gebracht, unter großen Feierlichkeiten (Mathias G*** 65). Hier aß man diese Opfer theilweise noch (eb. Lisiansky 81). Doch scheint man auch hier diese Sitte nicht mehr ganz unbefangen angesehen zu haben; Melville, obwohl er darnach forschte, konnte nichts davon bemerken (2, 80); man verbarg sie ihm also. Auf Hawaii waren Menschenopfer gleichfalls häufig, doch sollen sie auch hier erst von einem besonders kriegerischen König eingeführt sein, der in einem Kriege auf Befehl des Gottes 80 Menschen tödtete; deshalb sollen auch sonst öfters gerade 80 Opfer geschlachtet sein — auch hier wieder eine Erzählung, welche die Sitte gleichsam entschuldigen soll, die sich aber klärlich als ungenügend ausweist: denn war die Sitte nur durch den Krieg eingeführt, wie kam es, daß man bei allen größern Ereignissen auch zu Friedenszeiten Opfer brachte? Daß man diese Opfer nicht bloß von den Kriegsgefangenen, sondern aus dem eigenen Volke, natürlich nur aus dem niederen Stande nahm? Diese Opfer aber wurden gebracht ebenfalls beim Beginn und Ende eines Krieges, bei größeren Festen und beim Tode eines vornehmen Mannes, an dessen Grab man einen Mann und eine Frau schlachtete (Jarves 47 f.; King bei Cook 3. R. 3, 460). Doch wurden beim Tode des Königs weit mehr, sogar 10 Menschen geopfert

(Cook eb. 459), zunächst bei der Ausstellung der Leiche und noch größere Schaaren soll das Begräbniß selbst gekostet haben (Remy 115). Früher warf man hier Menschen aus dem Volk als Opfer den hungrigen Haien hin, welche man als Götter verehrte (Tyermann und Bennet 1, 422). In Neuseeland brachte man vor dem Krieg ein Menschenopfer, um den Ausgang desselben vorherzusehen (Polack 1, 286), sowie man auch den ersten Gefangenen den Göttern schlachtete (eb. 2, 8; Shortl. a, 231; Thomson 1, 129). Sklaven opferte man daselbst, wenn ein Häuptling krank war (der Neuseeländer 283), und Menschenopfer brachte man früher am Grabe der Häuptlinge (Taylor 97). Auch Gebäude gründete man auf Menschenleichen (Taylor 387 f.), ein Gebrauch, der zur Zeit der Entdeckung freilich schon abgestorben war. Eine eigenthümliche Sitte erzählt Dieffenbach 2, 127: war irgendwo Blut vergossen, so zog eine Schaar aus, welche streng tabu war, und tödtete den ersten Begegnenden, auch wenn er vom eigenen Stamme war, um die Blutschuld zu tilgen, wie man auch Leute, die ein Tabu gebrochen hatten, opferte oder ein Menschenopfer brachte, um irgend welchen Tabubruch wieder zu sühnen (Jarves 47). Begegnete jener heiligen Schaar aber kein Mensch, so warf der Priester etwas Gras unter Zauberformeln ins Wasser und dann genügte auch die Tödtung eines Thieres. Auf Tonga und Samoa herrschten dieselben Sitten, Menschenopfer am Grabe (authent. narr. 78; Mariner 1, 295); bei Krankheiten eines Fürsten, bei Verletzung eines Tabus durch denselben; nur daß man in beiden Fällen meist Kinder umbrachte, um die Götter desto gewisser zu bewegen. Bei Krankheit des Königs genügte es, ein Kind zu opfern; war aber der Tui-tonga krank, das heiligste Haupt des Staates, so war eines nicht hinreichend, man tödtete drei bis vier (Mariner 1, 229; 379; 454). Sonst nahm man Sklaven, Kriegsgefangene oder Leute aus dem Volke zum Opfer, welche man plötzlich und verrätherisch überfiel (King bei Cook 3. R. 3, 459); daher denn diese unglücklichen, sobald eine Gelegenheit kam, wo man Menschenopfer brauchte, sofort in die Berge flohen, um so mehr als man Familien, ja ganze Gegenden, aus welchen man einmal ein solches Opfer genommen hatte, als den Göttern geweiht betrachtete und auch fernerhin namentlich gern aus ihnen Menschen schlachtete (Ellis 1, 346 f.). Ellis (1, 360) erzählt eine Geschichte, die einem sehr verbreiteten abendländischen

[redacted]

Märchen gleicht und welche, weil sie ein Zeugniß ist für den Verfall des Kannibalismus, hier schließlich stehen mag: auf einer kleinen Insel bei Huahine verschwanden öfters besonders kräftige Männer, man wußte nicht, wohin, bis die Königin der Insel durch einen Zufall dahinter kam, daß ihr eigner Gemahl sie heimlich tödten ließ und sie dann auffraß und daß er jetzt eben ihrem Bruder dasselbe Loos bereiten wolle. Die Fürstin theilte diesem die Gefahr mit und er wieder sämmtlichen Raatira, dem zweiten Stand der Insel, welche alle auf Befehl des Gottes Taaroa jenen König zu tödten beschlossen. Das geschah denn auch durch List und seit der Zeit verzehrte man keinen Menschen mehr.

Stände, Verfassung und Rechtsverhältnisse sind in ganz Polynesien ihren Grundlagen nach so ziemlich gleich. Die Gesellschaft zeigt überall zwei ganz scharf geschiedene Stände, Vornehme und Gemeine, zwischen denen sich auf den meisten Gruppen — nur in Neuseeland und Hawaii nicht — noch ein dritter Stand, die Landbesitzer, aus dem ersten entwickelt hat, während man die Sklaven, die aus Kriegsgefangenen bestehen, als vierten Stand betrachten kann. Ziemlich allgemein findet sich ein Vasallenthum und eine Art Feudalwesen, das von mehreren gleich mächtigen Häuptern abhängt; eine centralisirte Regierung, die festere Einrichtung und größere Ausdehnung besitzt, hat sich nur auf Hawaii, Tahiti und Tonga gebildet. Auf Hawaii hat sie sich erst neuerdings unter wesentlicher Mitwirkung europäischer Einflüsse, welche die Machtmittel lieferte, in europäischer Weise consolidirt. Kämpfe aber, welche die Oberherrschaft zum Zweck hatten, sind auch im heidnischen Polynesien vielfach geführt worden. Die beiden Hauptstände, Vornehme und Gemeine, sind aufs allergrellste überall, doch am wenigsten streng auf Samoa und auf Neuseeland geschieden. Die Vornehmen sind im alleinigen Besitz alles Rechtes, aller Macht, alles Eigenthums, nur sie stehen mit den Göttern im Zusammenhang, denn nur sie haben eine Seele; sie sind die Stellvertreter und Darsteller Gottes auf Erden. Hierfür bringt Hale (19) folgenden wichtigen Beweis bei: überall heißt der Fürst aliki, ariki u. s. w., in Neuseeland aber, wo gar manches Alte bewahrt ist, heißt Aliki der einen besonders heiligen Rang angeerbt besitzt, der im Krieg unverwundbar, der ein „Stellvertreter Gottes" ist, wie Lee im Vokabular das Wort aliki übersetzt; wak-ariki heißt einen Priester

(Stellvertreter Gottes) machen und ebenso samoan. ali'i Häuptling, va' ali'i Priester. Beides also ist ursprünglich gleich. Die Gemeinen sind gänzlich von den Vornehmen abhängig; was sie arbeiten, besitzen, gehört alles den Vornehmen, wenn letztere es nehmen wollen; das Leben der Gemeinen hat gar keinen Werth, mit den Göttern haben sie keinen Zusammenhang, da sie gar keine Seele haben; daher sind die Vornehmen und alles, was ihnen gehört, durch die strengsten religiösen Banngesetze von den Gemeinen geschieden, deren Uebertretung den letzteren den Tod bringt. Dies müssen wir nun im Einzelnen betrachten.

Auf Samoa besteht eine patriarchalisch-aristokratische Verfassung. Jede Adelsfamilie, die stets zu Familienzusammenkünften ein großes eigenes Versammlungshaus hat, wählt sich ein Familienhaupt, dessen Würde jedoch nicht erblich ist. Diese Familienhäupter nun wählen einen aus ihrer Mitte zum Häuptling des Dorfes, in welchem sie zusammenwohnen. Auch seine Würde ist nicht erblich; und wenn es auch oft vorkommt, daß er sterbend seinen Nachfolger bestimmt, so ist es doch nöthig, daß diesen erst wieder die Geschlechtshäupter durch ihre Wahl bestätigen (Turner 280 f.). Aus diesen Häuptlingen über die einzelnen Dörfer wählt man die Distrikthäuptlinge, deren es zehn gibt, wie die Gruppe in zehn Distrikte zerfällt (Turner 290). So sind unter den samoanischen Fürsten drei Rangstufen; zwei oder drei der Häuptlinge sind vom ersten Rang und ihr Einfluß erstreckt sich über die ganze Inselgruppe. Ihre nächsten Verwandten und die Regenten der großen Distrikte bilden den zweiten, die Vorsteher der einzelnen Dörfer den dritten Rang. Jeder Häuptling, von dem eines Dorfes bis zum höchsten Fürsten der Gruppe gilt als Vater seines Volkes und muß sich daher eines jeden Einzelnen, die er alle als seine Kinder betrachtet, mit Rath und That annehmen; daher muß jedes Dorf einen Häuptling haben: es wäre sonst vater- und schutzlos. Dieser wird hoch geehrt: er bekommt bei Kavapartieen die Schale zuerst, er bei Gastmählern die besten Speisen vorgelegt. Wenn er nun auch arbeitet, wie jeder beliebige andere Samoaner, so redet man ihn doch mit besonderer Höflichkeit an (Turner 282—4), wie denn überhaupt jene Rangstufen nicht sowohl durch verschiedene Titel, als durch eine ceremonielle Sprache unter sich und vom Volk verschieden sind. Diese Sprache, über welche wir oben schon redeten, hat je nach dem Rang

[redacted]

andere Worte für die Thätigkeiten, die Körpertheile, das Eigenthum u. s. w. der betreffenden Personen. So wurde der Häuptling „der Schatten des Volkes" (der Schatten, in welchem es ruht) genannt Turner 343); zu einem gemeinen Manne sagt man: ua' alu mai, er ist gekommen; zu einem Grundbesitzer ua alala mai; zu einem niederen Häuptling ua maliu mai; zu einem höheren Fürsten ua susu mai; zum vornehmsten Fürsten aber und ebenso in der Anrede an Gott ua afiu mai (Hale 29). Die Namen der Häuptlinge selbst waren bezeichnend, z. B. „Meer und Himmel" oder auf Samoa Maunga, d. h. Berg: so lange nun der König, der diesen Namen hat, lebt, so lange fallen die betreffenden Worte aus der Sprache aus und müssen durch andere ersetzt werden (Latham 262, Erskine 44; vergl. 108). Auch in Neuseeland herrscht diese Sitte (Polack '1, 37), deren Grund (wie aus Shortland 32 hervorgeht) darin liegt, daß, wenn die Worte nicht ausfielen, rein zufällig öfters Zweideutigkeiten entstehen könnten, welche entweder Unglück bedeuteten oder gar, wenn auch ganz unabsichtlich, der Würde vornehmer Personen zu nahe träten.

Hale (29) und ähnlich d'Urville (b, 4, 105) vermuthet, daß die Verfassung Samoas früher monarchisch gewesen sei, da der angesehenste und reichste Häuptling mit einem Titel, der nur ihm zukam, tupu genannt wurde. Aber freilich war auch schon zu Hales Zeit alle Macht, welche früher wohl mit diesem Titel verbunden war, gänzlich geschwunden, dagegen hatte sich die Macht einer anderen hohen Würde (so Mein. 90), des Tamafainga erhalten (Williams 326 f. ders. in Baseler Miss. Mag. 1838, 116), in welchem „der Geist der Götter" wohnte; er war bis 1830, wo er erschlagen wurde, der Schreck des Volkes gewesen. Erlosch mit ihm eine Würde, dann sehen wir hier den umgekehrten Gang der Dinge wie in Tonga, wo das geistliche Oberhaupt, der Tui-tonga, zwar in höchsten Ehren, aber ganz ohne Macht weiter bestand, während die Macht alle an den König, an Finau übergegangen war. Nach Turner (98) aber war Tamafainga ein Eigenname, er selber nur ein einzelner von einem mächtigen Kriegsgott inspirirter Mann; und sein Tod daher nur momentan nicht ganz bedeutungslos. Es fehlte an jedem festen politischen Mittelpunkte, daher die Lockerung der Verhältnisse immer weiter vorschritt. Seit dem Aufstand in Upolu 1848 ist aller Zusammenhang der 10 Distrikte aufgelöst:

jeder steht jetzt für sich und vollkommen unabhängig (Turner 290) bc. Kein samoanischer Häuptling hatte unumschränkte Macht. Denn überall bilden die anderen Häuptlinge und die Haus- und Grundbesitzer, jener zweite Stand, die hier Tulafale genannt wurden, eine Versammlung, welche dem ersten Häuptling des Dorfes oder des Distriktes berathend und beschließend zur Seite stehen. Alle wichtigen Angelegenheiten eines Dorfes bestimmt nicht der Häuptling desselben, sondern die Versammlung aller seiner Häuptlinge, aller seiner Tulafale; ebenso haben die Distrikte ihre Versammlungen, welche gebildet sind aus den Häuptlingen des Distrikts, und die Angelegenheiten der ganzen Gruppe werden durch eine Versammlung der obersten Häuptlinge bestimmt, deren jeder einen Grundbesitzer als Rath und Redner bei sich hat; denn die Fürsten reden selten öffentlich. Die Versammlungen, in welchen die einzelnen Stämme getrennt sitzen, sind im Marae. Der Sprecher, in der Hand als Emblem des Redners einen Fliegenwedel, der aus Haaren geflochten ist, spricht stehend, indem er sich auf einen Stab (auf eine Lanze in Kriegszeiten) stützt. Er fängt seine Rede leise an, spricht aber immer lauter und lauter. Da er nicht für sich, sondern durchaus nur für seinen Distrikt spricht, so ist die Reihenfolge des Auftretens streng abhängig von der Rangordnung der Stämme, worüber bisweilen Streit entsteht. Die Reden sind meist fließend, öfters unterbrochen von Beifallsrufen oder durch leises Lachen; allein stets bleibt alles in höchst anständiger Form. Die Versammlung entscheidet durch Zustimmung oder Verwerfung und zwar wird die Diskussion, die in längeren Reden für und wider besteht, so lange fortgesetzt, bis der größere oder einflußreichere Theil der Versammlung einstimmig ist. Der Tupu beruft die Versammlung, wenn es nöthig ist; wenn er aber diese Pflicht versäumte, so würde sie auch ohne seinen Ruf zusammentreten (Hale 29, Erskine 73 f., Turner 287 f. 348). Den Dorfhäuptlingen steht eins der Geschlechtshäupter des Dorfes als besonderer Helfer für das Berufen der Versammlungen, der Bestimmung der Abgaben für Gemeindezwecke u. s. w. zur Seite (Turner 285). Auf Samoa ist jetzt noch aller Besitz gemeinschaftlich und wer eine größere Ausgabe hat, wird stets von Anderen unterstützt (264). Land darf allein das Familienhaupt verkaufen: allein wenn er nicht nach dem Willen der Familienglieder handelt, so verliert er seine Würde (Turner 283).

[redacted]

Aus allem Vorstehenden zeigt sich, daß die Macht der Häuptlinge ziemlich gering ist; auch die vornehmsten Oberhäupter haben keinen großen Einfluß (Erskine 80) und schon La Perouse wunderte sich über ihre Machtlosigkeit: trotz ihrer Befehle und Stockschläge that das Volk doch, was es wollte (La Perouse 2, 223). Nur in Tutuila war nach Erskine (44; 105) ein etwas strengeres Regiment, das in den Händen von 7 Häuptlingen und der entsprechenden Rathsversammlung lag. Sonst hatte der Häuptling nur Freiheit von Abgaben, Anspruch auf ein von der Gemeinde gebautes Haus u. dergl. (Erskine 43), doch genoß er eine fast religiöse Verehrung: es war eine heilige Sitte, ihm die Erstlingsfrüchte zu opfern (Turner 327). Dem höchsten Fürsten, dem König sich zu nahen, war wegen seiner großen Heiligkeit nicht ohne Gefahr: man mußte sich vorher mit reinem Wasser besprengen (Turner 342). Daher ist es begreiflich, zunächst daß die Geschlechtshäupter ihm, wenn er heirathen will, Alles was er dazu braucht geben; dann aber, daß die Familien sich gern mit einem solchen Häuptling durch Heirath verbinden, da ihnen diese Verbindung Ehre und Vortheil bringt. So kam es, daß ein solcher Fürst bisweilen fünfzig- und mehrmal sich verheirathete; doch hatte er selten mehr als zwei Weiber; die anderen verließen ihn wieder. Diese Sitte war indeß den Missionären recht hinderlich (Turner 282 f.).

Geringer geehrt waren die Tulafale; doch wie sie die Hauptmasse des Volkes bildeten, so waren sie auch der mächtigste Stand im Lande. Der dritte Stand, das Volk, hängt ganz von ihnen ab und ist vollständig machtlos (Hale 28). Doch lag hier ein minder schwerer Druck auf ihm wie in anderen ozeanischen Gebieten und das hatte seinen Grund in folgenden Verhältnissen, welche zur Erhebung der Tulafale nicht wenig beigetragen haben.

Auf Samoa bilden sich politische Parteien von großer Heftigkeit, die sich (nach Hales Vergleichung) etwa wie Regierung und Opposition zu einander verhalten. Sie haben trotzdem, daß ihre Anhänger auf der ganzen Insel zerstreut sind, ihre Hauptmittelpunkte. Die stärkere Partei heißt maló, die schwächere, welche von jener nicht durch Abstimmung, sondern im Kampf besiegt ist, vaivai: sie muß sich alles von der stärkeren gefallen lassen, denn diese verbannen, vertreiben die Besiegten, verwüsten, plündern das Land derselben, doch vernichtet man die Gegenpartei nicht, macht sie auch nicht zu Sklaven, da öfters Glie-

der derselben Familie zu verschiedenen Parteien gehören (Hale 29 f.). Diese Kriege sind (Wilkes 2, 150) oft äußerst wild und grausam; und doch kann man ohne einen solchen nicht Malo werden, was doch für jeden Stamm das Ziel des Ehrgeizes ist; den nur der Stamm wird Malo, dem sich ein anderer besiegter mit vielen Ceremonien unterwirft. Die Nachbarstämme helfen meist und so bildet sich auf Seiten des Malo eine lose Verbindung, welche von dem Rath der ersten Häuptlinge beherrscht wird (Erskine 63 f.*) Die beiden Hauptorte sind Aana (Ostküste von Upolu) und die gegenüberliegende kleine Insel Manono, in deren Kämpfen die samoanische Geschichte seit der Entdeckung der Gruppe besteht. Hier haben wir zunächst nur die Folgen dieser Verhältnisse zu betrachten: erstlich die große Milde des Regiments, die hier herrscht, denn die Häuptlinge der Vaivai-partei wagen natürlich nicht, die Ihrigen zu bedrücken, damit diese nicht von ihnen zur Malo-partei abfallen. Die Fürsten aber der letzteren müssen sich aus Furcht vor der Oppositionspartei gleichfalls sehr vor harten und unliebsamen Maßregeln hüten, denn sonst verlieren sie rasch ihre Macht und werden Vaivai. Zweitens geschieht es durch eben diese Verhältnisse, daß nirgends in ganz Polynesien die Standesunterschiede minder schroff sind als hier; Lebensmittel und fröhlicher Lebensgenuß sind für die höheren und niederen Stände hier fast gleich, da sich in diesen ewigen Kämpfen den Fürsten die Nothwendigkeit aufgedrängt hat, das Volk auf ihrer Seite zu haben (Hale 30).

Die drei Stände finden wir auch, freilich in etwas anderen Verhältnissen, auf Tonga wieder. Sie heißen daselbst Egi Adlige, zwischen denen und den Tua, dem Volke, die Matabulen und Mua die Zwischenstufen bilden. Schon die Namen sind bezeichnend: matabule heißt „Auge des Herrschers", mua und tua bedeutet (Hale 31) „die vorn und die hinten." Unter den Tua und außer jeglicher politischen Gliederung stehen die Tamaiveiki, die Sklaven (Geschichte 42). Unter den Egi kann man wieder den hohen Adel vom niederen scheiden. Zum hohen Adel gehören alle diejenigen, welche die höchsten Staatswürden bekleiden oder bekleiden können, also die nächsten Verwandten dieser Würdenträger, die Weiber mit eingeschlossen; die übrigen Egi

*) Caesar (de bello gallico 6, 11 u. 12) fand genau dieselben Verhältnisse in Gallien vor. Seine Nachrichten könnten geradezu für Samoa gelten, wenn man statt der keltischen samoanische Namen setzt.

[redacted]

kann man als niederen Adel bezeichnen und zu ihnen gehört jeder, der irgendwie mit einem der vornehmsten, wenn auch noch so fern, verwandt ist. Der Stand erbt durch die Mutter (authentic narr. 94): die Kinder einer Egi und wenn der Vater ein Tua ist, werden stets wieder Egis, Kinder aber, welche der König selber mit einer Frau von niederem Stande zeugt, gehören dem niederen Stande an (Mar. 2, 101), nur daß man sie besonders gern zu Opfern für die Götter aussucht; vielleicht freilich nur aus dem Grunde, weil man solche Mischlingskinder am liebsten aus der Welt schafft oder aber, weil sie durch ihren Vater den Göttern genehmer und daher bei ihnen wirksamer sind als Kinder, welche nur den niedern Ständen entsprossen sind. Die Rang- und Erbfolge in einer Familie, in der Mann und Frau auf gleicher Rangstufe stehen ist die, daß als erster der Mann, dann die Frau folgt; dann kommt vor der ältesten Tochter der älteste Sohn, beide aber vor dem zweiten Sohn und der zweiten Tochter, welche letztere wieder vor dem dritten Sohn, der dritten Tochter den Vorzug haben u. s. w. Ist die Ehe kinderlos, so haben die Geschwister des Mannes nach dem Alter, doch so, daß stets der Bruder vor der Schwester den Vorzug hat, den ersten Rang und das erste Recht: ist aber die Frau vornehmer, so stehen auch ihre Verwandten nach Rang und Recht denen des Mannes voran (Mariner 2, 89 bis 90; Erskine 128). Das Eigenthum aber, Pflanzungen, Häuser, Kähne und dergl. erbt immer durch die weibliche Linie, in die mütterliche Verwandtschaft (Mariner 2, 97). Die Matabule stammen ab von den Egi, von den jüngeren, nicht erbberechtigten Söhnen derselben. Doch können nach Mariner 2, 90 f. auch solche Männer aus dem Volke, welche sich durch besondere Weisheit oder andere große Thaten den Egi nützlich gemacht haben, zu Matabule erhöht werden; auch ihre Nachkommen bleiben dann in diesem Stande. Die Matabule sind eine Art vornehmer Diener, gleichsam das Gesinde, die Gefolgschaft der Egi; deren jeder eine bestimmte Anzahl Matabule hat und diese, welche darauf zu sehen haben, daß der Wille ihres Herrn geschieht, daß er selbst seine gebührenden Ehren erhält u. s. w., werden je nach dem Rang des Egi, zu dem sie gehören, geehrt. Ihre Söhne und jüngeren Brüder gehören zu dem Stand der Mua und ein solcher Mua wird erst nach dem Tode seines Vaters oder kinderlosen älteren Bruders Matabule: daher die letzteren meist

alle schon in vorgerückterem Alter stehen und es uns einmal nicht wundern kann, wenn sie wegen ihrer Weisheit besonders gepriesen sind; zweitens aber auch, daß sie eine gewisse öffentliche Sittenpolizei ausüben. Sie und die Mua theilen nicht nur bei öffentlichen Festen die Speisen, den Kavatrank aus und sorgen, daß hier alles nach der strengsten Etikette hergeht, die trotz allen europäischen Höfen verwickelt, schwierig und unerbittlich ist: sie haben auch die öffentliche Aufsicht über die jüngeren Egi, denen sie an allen Festen oder öffentlichen Zusammenkünften Reden zu halten verpflichtet sind, um sie zur Keuschheit an- und von Gewaltthätigkeiten gegen Weiber, gegen das niedere Volk, die Tua, abzuhalten; und man schenkt ihren Worten stets Gehör. Ihrer Weisheit wegen ist es ferner ihre Pflicht, die religiösen, astronomischen, geographischen, kurz alle Kenntnisse des Volkes dem jüngeren Geschlechte zu erhalten und zu lehren. Auch einzelne Gewerbe treiben sie, welche besonderes Geschick verlangen und von besonderer Würde sind: eine bestimmte Zahl unter ihnen sind Kahnbauer, andere Walzahnschneider, wieder andere Besorger der Leichenfeiern, wozu wiederum eine sehr genaue Kenntniß einer ausgedehnten Etikette gehört. Die Söhne oder jüngeren Brüder der Mua sind Tua, werden aber ebenfalls nach dem Tode des Vaters oder älteren Bruders Mua; auch sie gehören zu einzelnen Egi; auch sie haben bestimmte Handwerke, wie z. B. die Steinarbeit, das Netzflechten, den Fischfang, den Hausbau, das Tattuiren, Keulenschneiden, Barbieren; doch sind diese Handwerke keineswegs erblich, sondern man wählt sie beliebig als Beruf.

Anders ist es bei der Abtheilung der Tua, welche nicht Mua werden können; sie haften an der Scholle (d'Urville a 4, 241) und machen die unterste Klasse des Volkes aus. Da sie so gut wie gar keine persönliche Geltung haben (Hale 32), so müssen sie sich mit den geringsten Handwerken, welche in gar keiner Achtung stehen begnügen; und so liegt auf ihnen der Feldbau und das Kochen, denn die Köche sind, wenn auch der des Königs ein gewisses Ansehen hat, hier wie überall in Polynesien die verachtetste Menschenklasse. (Mariner 2, 90—96). Vollkommen rechtlos sind die Sklaven, die aus Kriegsgefangenen bestehen.

Zeigt diese Gliederung der Gesellschaft schon ganz deutlich, worauf Meinicke mit Recht hingewiesen hat, (82), daß die Grundlage derselben

[redacted]

die Familie ist; die Matabule sind die Seitenverwandten der Egi, die Mua der Matabule, die Tua der Mua: so zeigt sich dies patriarchalische Verhältniß auch in der politischen Verfassung des tonganischen Staates. Er steht unter der Herrschaft einer ganzen Reihe von Fürsten. Diese aber nennen sich untereinander (Hale 31) Großvater, Vater, Oheim, Bruder, nicht etwa mit Berücksichtigung wirklicher Verwandtschaftsverhältnisse, sondern rein als Titel: und wie streng diese so familiär bezeichneten Abstufungsverhältnisse immer gehalten werden, geht daraus hervor, daß nach Hales (31) Bericht vom Jahr 1840 Taufahau, der König von Habai und Vavau, beim Kavatrinken nicht unter den Häuptlingen sitzen durfte, sondern nur unter den Mua, weil er als Enkel galt. Dies stimmt genau: gilt der Egi als Vater, so sind die Matabule Söhne, die Mua Enkel. Weil man aber den Rang aufs allerstrengste beachtete, so durften Verwandte von ungleichem Rang nicht in einem Kavazirkel sitzen; der minder vornehme mußte ihn verlassen und sich unter dem Volk aufhalten (Mar. 1, 238).

An der Spitze aller dieser Fürsten stand nun als höchster Herrscher der Tui-tonga, der wie schon sein Name bezeichnet als Herr von ganz Tonga galt, obwohl ihm der Distrikt Mua ganz speciell zugehörte (d'Urville a 4, 91). Zur Zeit der Entdeckung war seine Macht nicht mehr das, was sie ursprünglich bedeutete, denn ein weltliches Fürstenthum hatte sich neben oder aus ihr entwickelt und ihr war eigentlich nur noch eine religiöse Geltung verblieben. Ursprünglich aber war der Tuitonga ganz ohne Zweifel (so auch Meinicke 74) zunächst der höchste weltliche Herr der Gruppe und ebendeshalb auch das höchste geistliche Oberhaupt. Für seine weltliche Macht spricht schon sein Name, denn in Samoa wie in Tonga wird der Häuptling über jede Insel, ja über jedes Dorf dadurch bezeichnet, daß man dem Ortsnamen das Wort tui, Herrscher vorsetzt (z. B. Samoa Hood 30; Tonga d'Urville a 4, 239); für seine geistliche Würde aber der Umstand daß er weder beschnitten noch tattuirt war, eben weil man ihn als Vertreter der Gottheit selbst ansah (S. 37); daß sich bei seinem Tode allein die Trauernden keine Wunden, als Zeichen ihres Schmerzes schlagen, denn wie er göttlicher Abkunft ist, so stirbt er auch eigentlich nicht (Mariner 2, 225); daß ferner Kranke, wie man sie in die Tempel aller Götter und zu den Gräbern Verstorbener, deren Geist

bei den Göttern Einfluß hat, herumträgt, auch in das Haus des Tuitonga gebracht werden, ob er ihnen helfe. Finau I. wurde dort, obwohl er schon todt war, als Zeichen tiefster Demüthigung über die Kochgrube gelegt, ob dies vielleicht den feindseligen Götterzorn, der seinen Tod herbeigeführt hatte, banne (Mar. 1, 385). Auch die geschichtlichen Ueberlieferungen der Tonganer, auf welchen die Nachrichten bei Erskine 126 f. beruhen, erzählen, daß „vor 16 Generationen" die weltliche Macht des Tuitonga, welcher damals den ganzen Tongaarchipel und Uwea und die Nivainseln beherrscht haben soll, verfallen sei. Allein seine göttliche Natur und Würde konnte man ihm nicht nehmen; sie blieb bis zur Zeit der Entdeckung und Mariner schildert sie noch als vollständig bestehend. In früherer Zeit hatte der Tuitonga wie es scheint noch einen Hofstaat von geringeren aber gleichfalls göttlich verehrten Würden um sich; von denen sich auch noch Spuren erhalten haben. Denn zu Mariners Zeit gab es noch neben dem Tuitonga den Veatschi (bei Erskine 160 Feaki, bei Wilson 369 Veardschi), welcher eine ähnliche wenn auch geringere religiöse Bedeutung hatte. So berichtet Mariner 2, 141, daß sowohl der Tuitonga wie auch der Veatschi fast nie von einem Gott (wie Priester und Häuptlinge so oft) begeistert würden, weil beide zu „vornehm" wären, d. h. weil beide selbst als lebende Götter angesehen wurden. Beide sollen Abkömmlinge hoher Götter sein, welche einst Tonga besuchten, doch weiß man von ihren Müttern nichts; beide hatten zwar politisch gar keinen Einfluß mehr, ja Finau I. verwies es dem Tuitonga, als dieser sich in eine öffentliche Angelegenheit gemischt hatte (Mariner 2, 142); allein sie genoßen doch höhere Ehre als der König, welcher sobald er einem von ihnen begegnet, sich wie es die Etiquette gegen einen Vornehmeren in Polynesien will, niedersetzen mußte; daher denn eine solche Begegnung gern vermieden wurde (Mar. 2, 81—2). Wenn der Tuitonga bei Kavafesten zugegen war, so hatte er nicht nur den Vorsitz, sondern auch einen ganz abgesonderten Platz; die dienstthuenden Matabule mußten sich 6' von ihm entfernt halten und selbst die höchsten Häuptlinge, welche sonst standen, mußten zum Zeichen, daß sie niedriger seien als er, sitzend trinken (Mariner 1, 199; 204). Eine solche Verehrung zollte man dem Veatschi, wenn er auch höher als der König stand, nicht (2, 85), ja bei Kavafesten erhielt er erst den achten Platz nach dem Tui-kano-

[redacted]

kubolu, (d'Urville a 4, 73) aus dessen Würde sich das heutige tonganische Königthum entwickelt hat. Wenn es vorkam, daß auch der Tuitonga dem Veatschi Ehren erwies, welche einer höher tabuirten, einer heiligeren Person zukamen (d'Urville a 4, 92): so geschah dies nur dann, wenn der Veatschi der Abkömmling einer Tante oder älteren Schwester des Tuitonga war und die Verehrung galt seiner Person, nicht seiner Würde. Die Glorie aber, welche den Tuitonga umgab, zeigte sich noch in Folgendem. Zunächst gebrauchte man gegen ihn eine ganz besondere Sprache, welche man gegen keinen Häuptling anwendete (Mariner 2, 84). Ferner bekam er eine sehr reichliche Abgabe, welche in Gestalt eines Ernteopfers im Oktober gebracht wurde und inatschi d. i. Theil hieß (Mar. 2, 207 f.).

Bei diesem Feste, zu welchem alle Inseln ihre Abgaben schickten, wurden auch Menschenopfer und zwar nicht weniger als zehn gebracht (Cook 3 R. 2, 58). Merkwürdig ist das Inatschifest, welches Cook (eb. 39—58) beschreibt: der Sohn Paulahos, des damaligen Tuitonga, war zur Mannbarkeit herangewachsen und ihm zu Ehren ward es wie Cook (57) ganz richtig sagt, als Huldigungsfest begangen; man brachte aber die Gegenstände, zu deren Einlieferung sich das Land verpflichtet zeigte, nicht in Wirklichkeit dar, sondern theils in Nachbildungen, theils nur andeutungsweise, indem die Körbe, die man herbeitrug, leer waren (47; 56). Ein solches Fest fand jedesmal statt, wenn der Sohn des Tuitonga, der die Würde des Vaters erben sollte, herangewachsen und nun selbst heilig genug war, um mit dem Vater essen zu dürfen (eb. 55).

Auch die Vermählung des Tuitonga war außerordentlich feierlich und mit seltsamen Ceremonien verbunden, welche Mariner 1, 134—138 schildert und von denen wir wenigstens das merkwürdigste, da seine Deutung schwierig ist, anführen wollen. War die äußerst reich bekleidete Braut — sie ist in so viel feinste samoanische Matten gewickelt, daß ihr die Arme vom Leibe stehen und sie sich nicht setzen kann*) — war die Braut mit ihren ähnlich nur minder reich gekleideten Brautjungfern zum Hause des Tuitonga hingegangen, wo dieser auf sie wartet und sie sich nebst ihrer Begleitung vor ihm niedersetzt, so

*) Ellis 3, 114 f. erzählt, daß man auch bisweilen die Könige in Westpolynesien durch ein möglichst unförmiges Umhüllen durch Kleider ehrte.

tritt eine Frau, deren Antlitz mit einer Matte verhüllt war zwischen ihnen auf und geht in das Haus des Tuitongà, wo sie einer anderen Frau, die dort mit einer großen aufgerollten Matte, mit einem Kopfschemel zum Schlafen und einem Körbchen voll Oelfläschchen sitzt, den Schemel und die Matte nimmt, sich auf ersteren legt, mit letzterer zudeckt und sich anstellt als ob sie schliefe. Darauf führt der Tuitonga die Braut ins Haus, setzt sich und läßt auch sie aber auf seiner linken Hand dicht neben ihm sich niedersetzen. Darauf werden Schweine sehr kunstvoll zerlegt und an die anwesenden Häuptlinge vertheilt, welche indeß das Fleisch, da es streng tabuirt ist, nicht essen dürfen; indeß erhebt sich nun jene schlafende Frau und nimmt alle diese Speisevorräthe mit sich. Darauf führt der Tuitonga seine Braut in das für sie bestimmte Haus seines Gehöftes, wo sie nun bleibt, während vor dem Haus ein großes Fest gefeiert wird, welches aber sofort durch Heroldsruf geschlossen wird, wenn Abends der Tuitonga seine Braut zu sich kommen läßt und sich mit ihr zurückzieht. Auch bei seinem Tode ist ein großes und noch sonderbareres Fest. Zunächst wird bei den Festlichkeiten, welche einen Monat dauern, soviel gegessen. daß Schweine, Hühner, Kokosnüsse u. s. w. auf 8 Monate etwa tabuirt werden müssen, um sie nicht ganz auszurotten. Wollte man aber weniger essen, so würde der Zorn der Götter groß werden und sich durch den plötzlichen Tod einiger Häuptlinge Befriedigung schaffen (Mariner 1, 120). Die verschwendeten Vorräthe sind daher als solche anzusehen, welche man dem Todten zu seiner Ausrüstung mit ins Jenseits gab. Auch das Weib des Tuitonga wurde früher am Grabe erwürgt (Mar. 1, 321), was indeß Finau abschaffte (eb. 2, 221). Doch herrschte die Sitte, die Frauen des Abgeschiedenen zu tödten, auch beim Begräbniß anderer hoher Würdenträger noch zu Wilsons Zeiten, welcher dem Begräbniß des Hata-kalawa Mumui beiwohnte und zwei von dessen Weibern erwürgen sah (Wils. 355). Beim Begräbniß des Tuitonga kamen die sonst so üblichen Trauerverwundungen nicht vor. Allein einen Tag nach dem Tod schnitten sich alle Bewohner der vom Tuitonga bewohnten Insel, Mann, Weib und Kind die Haare ganz und gar ab; und jeder legt etwas von seinem besten Besitz mit ins Grab. Die Trauerzeit dauert für Alle 4 Monate; das Tabu aber, welches durch die Berührung der Leiche oder der Dinge entsteht, welche zu ihrer Aufbewahrung und Aus-

[redacted]

stattung gehören, viel länger. Während der Trauerzeit darf sich Niemand rasiren, Niemand ursprünglich wohl auch waschen, denn man salbt sich nur des Nachts; es tritt also ein Trauern ein, welches mit manchem uralten indogermanischen Brauch, so wie mit dem hebräischen „in Sack und Asche" große Aehnlichkeit hat. Das Begräbniß geht Abends vor sich, die ganze Menge sitzt mit brennenden Fackeln ums Grab, welche dann später alle zusammengelegt werden. Dann wird der Platz um das Grab gereinigt und während darauf die anderen weggehen, Lieder in einer ganz unbekannten Sprache (die sich als uraltes, dem Volk nicht mehr verständliches Tonganisch ausgewiesen hat) von bestimmten Sängern gesungen. Was nun folgt, ist seltsam. Denn nun kommen 60 Männer und dazu aufgefordert von denen, welche das Grab besorgen, setzen sie sich im Dunkeln um diesen Platz und kacken. Diesen Koth schaufeln die vornehmsten Frauen noch in der Nacht fort; welche Ceremonie 14 Tage hindurch allnächtlich wiederholt wurde (Mariner 2, 222 f.).

Die Bezeichnung Tuitonga ist nur ein Titel, so daß natürlich jeder, der diese Würde bekleidete, noch seinen Familiennamen hatte. Das Geschlecht, aus welchem zu Cooks und Mariners Zeiten die Tuitongas stammten, war das der Fatafehi (Mariner 2, 81; Cook 3. R. 2, 135; 127; d'Urville a, 4, 91). Nun vererbte Rang und Würde in weiblicher Linie, daher kommt es, daß die älteren Schwestern des Tuitonga oder seine Tanten geheiligter und vornehmer als er selber und seine Frau sind und daß sie daher vor dieser letzteren die höchsten weiblichen Ehrentitel Tamaha und Tuitonga-fafine, d. h. weiblicher Tuitonga führen (Erskine 127 f.). Auch größere Ehrenbezeigungen empfingen sie, als der Tuitonga selbst (Wilson 355). Ja dieser mußte ihnen und ihren Nachkommen gegenüber, auch wenn diese keineswegs sehr hohen Rang bekleideten, wie z. B. der bei Cook erwähnte Latulibulu, dessen Name wohl nur „Herr einer Insel" zu deuten ist (vergl. Wilson 348), er mußte ihnen gegenüber sich ebenso sehr demüthigen, wie das übrige Volk vor ihm (Cook 3. R. 2, 130; 135; d'Urville a, 4, 236). Wenn die Hauptgemahlin des Tuitonga, die natürlich immer dem höchsten Adel angehörte, einen Sohn gebar, so hieß dieser Fohatabu, „heiliger Sohn" und folgte dem Vater in der Würde nach. Gebar sie eine Tochter, so galt diese für heiliger als sie selbst, für so heilig, daß sie keines sterblichen Mannes

Gemahlin werden konnte, obwohl sie mit Männern ungehindert den vertrautesten Umgang haben durfte. Bekam nun wiederum die Tochter selber aus diesem Verkehr eine Tochter, so galt diese für noch heiliger als sie selbst; die Tochter, die Enkelin also des Tuitonga ward Tamaha, während die Tochter nur Tuitonga-fafine blieb (d'Urville a, 4, 274; Geschichte 43 f.), natürlich, da der Adel durch die Mutter vererbt. Die Ehrfurcht vor der Tamaha und ihre Bedeutung hat sich noch bis auf neuere Zeit erhalten (Brierly in J. R. Geogr. Soc. XXII, 98); doch als 1852 die letzte Trägerin dieser Würde in einem Alter von 80 Jahren starb, ist mit ihr auch ihre Würde erloschen (Geschichte 44)*).

So war also der Tuitonga ursprünglich der weltliche und daher auch der geistliche Herr des tonganischen Gebietes und so fand Cook, dessen Nachrichten über die Verfassung (3. R. 2, 125 f.) allerdings dunkel genug sind, 1777 die Verhältnisse noch vor, wenn sie auch kurze Zeit nach ihm vollends zusammenbrachen. Das Königthum des Tuitonga war also eine patriarchalisch-theokratische Würde mit vollständig absoluter Gewalt, welche jedoch — in späterer Zeit — durch Herkommen und Fürstenmacht mannigfach beschränkt war. Die Würde blieb in demselben Geschlecht, so lange sie dasselbe behaupten konnte; wie denn nach Cooks Berechnung das der Fatafehi mindestens 135 Jahre regiert hatte (eb. 133). Sie ging über von einem Geschlecht zum anderen, entweder durch Erbfolge beim Aussterben der einen Familie oder aber durch gewaltsames Niederwerfen dieser durch irgend eine andere mächtigere. Von der früheren Geschichte Tongas wissen wir nichts, doch mag auch in früheren Jahrhunderten schon ähnliches vorgekommen sein, wie es sich kurz nach Cooks Anwesenheit in Tonga vollzog; Ereignisse, welche Mariner zum Theil mit eigenen Augen geschehen sah. Ein mächtiges Fürstengeschlecht verdrängte das bis dahin herrschende. Denn neben dem Tuitonga stand noch eine ganze Reihe anderer Würdenträger in bestimmt gegliederter Abstufung des Ranges. Jeder einzelne Ort und jeder Distrikt, dann wieder jede einzelne Insel hatte ihren Tui, und zwar waren die Ortshäuptlinge den Bezirkshäuptlingen und diese wieder den Häuptern der Insel unter-

*) Der Name Tama-há scheint mit dem samoan. Titel Tama-fainga, vielleicht auch mit dem mikronesischen tamo-l verwandt zu sein.

[redacted]

geben, welche letztere dann schließlich alle abhingen vom Tui-tonga. Die Vornehmsten dieser Fürsten bekleideten öffentliche Aemter. Der Herr des Distriktes Ardeo, der Tui-ardeo (d'Urville a, 4, 92; Wilson 369), war zu gleicher Zeit Veatschi; genaueres als wir schon von seiner Würde gesagt haben, läßt sich nicht mehr bestimmen. Vielleicht ist die Verehrung, die er genoß, nur der Rest einer vor langen Zeiten großen politischen Macht. Dann folgte das Amt des Tui-hatakalawa — Hata-kalawa ist ein Distrikt auf Tonga, der sonst auch Hogi genannt wird, d'Urville a, 4, 93 — welches Amt etwa einem Premierminister entsprochen zu haben scheint (eb.). Es stand in naher Berührung mit dem des Tui-kana-Kabolo (d'Urville; Kanokubolu Geschichte 42), welcher Häuptling eines Theiles des Distriktes von Hifo war, der Kanakabolo hieß und nur in dem Hauptorte des Landstriches Kanakabolo, in Pangai mit seiner Würde bekleidet werden konnte (d'Urville a, 4, 94). Beide Würden hatten eine nur civile Bedeutung (eb. 237), obwohl ihnen die Kriegsverwaltung und die öffentliche Polizei oblag (eb. 94; Cook 3. R. 2, 132). Daher kommt es auch, daß man den Tui-kanakabolo meist ohne weiteres den König nennt. Die höchste kriegerische Würde war die des Hata (d'Urville 73; 96; 237), welcher an der Spitze aller Truppen und überhaupt des gesammten Kriegswesens stand. Als letzter mag hier noch der Lavaka, der Oberpriester der ganzen Gruppe, genannt werden (eb. 73). Auch diese Würden scheinen im Besitz bestimmter Geschlechter gewesen zu sein, in welchen sie sich vererbten, und dadurch, daß beide Würden, die des Tui kanakabolo und des Hatakalawa in die Hände der Familie Tubo (eb. 238) gekommen waren, dadurch erlangte diese, wie es scheint, einen so großen Einfluß, daß von dieser Familie wohl schon seit langer Zeit die Macht des Tuitonga zurückgedrängt wurde und ihrem rüstigsten Vertreter Finau die Familie der Fatafehi und die Würde, welche sie bekleidete, endlich ganz unterlag. So sagt denn auch d'Urville (eb. 237), daß der Titel Tuihatakalawa ungebräuchlich geworden sei kurz vor dem Sturze des Tuitonga, und zwar deshalb, weil er in der Würde des Tuikanakabolo und in derselben Familie aufging; womit Erskine 126 f. genau übereinstimmt. Auch erläutert d'Urville das Emporkommen des Geschlechtes der Tubo und das Zurückdrängen der Tuitongas sehr treffend durch die Vergleichung der ersteren mit den Hausmeiern, der

letzteren mit den Königen des Frankenreiches. Wenn Mariner (2, 87) den König, also den Tuikanakabolo Hau, d. h. Eroberer nennt (welchen Namen ihm auch d'Urville 94 beilegt), so verdient er diesen Namen, den man natürlich nicht als Titel auffassen darf, vollständig: denn er hatte ja die Macht gewaltsam an sich gerissen, er herrschte ja als Eroberer (Erskine 126). Daß aber die tonganische Geschichte solcher Hau schon in früherer Zeit gesehen (Mariner 2, 87; Erskine eb.; Meinicke 75; 89 f.), lag um so mehr in der Natur der Sache, als der eigentliche Herrscher, der Tuitonga, ursprünglich nicht mit in den Krieg ziehen durfte wegen seiner allzugroßen Heiligkeit (d'Urville a, 4, 91; Meinicke 81). Wenn nun berichtet wird (Geschichte 42 f.), Tuikanokubolu heiße eigentlich Herr aller Inseln und die Würde sei dadurch aufgekommen, daß vor Zeiten ein Tuitonga sein zwiefaches Amt, die Leitung des religiösen und politischen Lebens zu schwer befunden habe und deshalb die letztere in die Hände seines Bruders niedergelegt habe, der dadurch Tuikanakabolo geworden sei: so entstellt dieser Bericht die Verhältnisse nach mehr als einer Seite hin und beruht nach allem so eben Dargestellten auf handgreiflichen Irrthümern.

Die ursprünglichen Verhältnisse waren also die: es herrschte über Tonga ein König, dessen Macht auf göttlichen Ursprung zurückgeführt wurde. Er war umgeben von einer Reihe mehr oder minder mächtiger, einander selbst wieder untergeordneter Häuptlinge, von welchen einzelne wieder besonderen Aemtern vorstanden und diese Art der Verfassung steht der Verfassung mancher mikronesischen, mancher Insel des nordwestlichen Polynesiens gleich, wie sie überhaupt die Grundform des polynesischen Staates darstellt. Nach und nach aber — und ähnliches finden wir gleichfalls in Polynesien wie Mikronesien — trat die Macht des Königthums in Schatten vor der Macht einzelner besonders hervorragender Häuptlinge, welche immer mehr und mehr hervortraten, bis ein einzelner unter ihnen, Finau, dessen Thatkraft seinem Ehrgeiz gleichkam, alle Macht an sich riß. Finau hob geradezu das göttliche Königthum des Tuitonga auf, sehr erwünscht dem Volke, welches dadurch das inatschi-Opfer nicht mehr zu bringen brauchte; daher verschiedene Tui-tongas, welche später noch auftraten, um die alte Würde wieder zu erlangen, durchaus keinen Anklang fanden und nichts ausrichteten (Erskine 128). Doch da dem Tuitonga

seine göttliche Würde blieb, so lag es nahe, daß gerade dem weltlichen neuen Herrscher daran liegen mußte, die nächste Verwandtschaft mit dem Tuitonga zu unterhalten. Der neue König war vom höchsten Adel; der Tuitonga konnte sich nur mit einem Weibe des höchsten Adels vermählen. Diese beiden Gründe, indem sie dieselbe auf ihr rechtes Maß zurückführen, erläutern die wohl übertriebene Nachricht (Geschichte 43), daß der Tuitonga stets die Tochter des weltlichen Herrschers habe heirathen müssen. Daß übrigens dieser Verfall der alten Königswürde des Tuitonga dem Lande nicht zum Heil gereichte, zeigte sich schon darin, daß nach dem Tode jedes Herrschers meist ein allgemeiner Streit der mächtigsten Geschlechter um die hervorragendste Stellung begann (Mariner 1, 368). Selbst Finaus gewaltsame Besitzergreifung, die er nur seinem Ehrgeiz, seiner Rücksichtslosigkeit und Kühnheit verdankte, hatte nicht sofort diesen Uebelstand beseitigt, wie denn d'Urville 1827 drei Häuptlinge an der Spitze der Gruppe fand, welche alle ihre Macht sich erst durch Kämpfe errungen hatten. Der Rang geht erst nach dem Tod des Vaters auf den Sohn über, nicht schon gleich bei der Geburt des letzteren (Mariner 2, 90 f.; Cook 3. R. 2, 133). Jedes einzelne Geschlecht scheint einen besonderen Namen gehabt zu haben, den zwar jeder bei der Namengebung nebst seinem gewöhnlichen Rufnamen bekam, der aber als Rufname nur vom Geschlechtshaupte geführt werden durfte. Daher kommt es auch, daß Niemand den Namen Finau führen darf, der nicht König ist, obwohl alle männlichen Verwandten des Geschlechtes Finau heißen (Mar. 1, 383). Nicht ganz gleich ist die Annahme des Namens Pomare bei den tahitischen Herrschern. — Der Adel ist stets umgeben von seinem Gefolge, zunächst von Matabules, welche Sainson (bei d'Urville a, 4, 350) nicht mit Unrecht die Räthe und die Leibgarde der Adligen nennt. Doch bestand keineswegs die Kriegsmacht des Adels aus ihnen; und in Tonga hatten die höchsten Häuptlinge öfters eine Art Leibwache von Fidschimännern um sich (Thomas bei Meinicke 81). Allein jeder der hohen Häuptlinge hat sein kau nofo, d. h. eine Schaar untergeordneter Häuptlinge und Matabules stets bei sich, wie diese meist auch auf seinem Gehöfte oder seinen Pflanzungen wohnen, seltener und nur die niederen Egi auf ihrem eigenen Grundbesitz, welcher ihnen häufig erst von ihren Fürsten gegeben war. Die Matabule und die zu ihrer Familie ge-

hörigen Mua wohnten, da man sie stets brauchte, auch stets bei ihren Herrn. Jeder der kleineren Häuptlinge hatte nun wieder sein Kau tangata, d. h. Schaar von (fechtenden) Männern bei sich, meist Muas, doch auch einzelne zu letzteren gehörige Tuas. Diese Gefolgsmannschaften, welche fürs Leben des einzelnen Fürsten blieben und die für die vornehmen Häuptlinge fast der einzige Umgang waren, da diese einander nur bei feierlichen Kavafesten oder anderen solennen Gelegenheiten, sonst aber nicht besuchten: diese Gefolgsmannschaften entstehn aus Jugendbekanntschaft, aus altem Familienanhang (Mar. 2, 297 f.). Doch wird auch bei ihnen nie der höhere Rang oder richtiger die größere Heiligkeit der Häuptlinge außer Acht gelassen; jeder muß, auch jedes Kind geringeren Standes, das mit einem Häuptlingskind spielt, nach irgend einer Berührung des Vornehmeren die ziemlich weitläufigen Ceremonien durchmachen, welche nöthig sind, um das Tabu, das für den Geringeren durch diese Berührung, diesen Umgang entsteht, fortzunehmen (eb. 299). Dasselbe muß aber auch der Tuitonga thun, wenn er mit jenen vornehmeren weiblichen Verwandten zusammentrifft; dasselbe die Frau, welche einen vornehmeren Mann, der Mann, welcher eine höherstehende Frau geheirathet hat, sobald sie mit einander essen, dasitzen, kurz bei jedem näheren Verkehr (Mar. 2, 98).

Die vornehmsten Häuptlinge, auch der Tui-tonga (Cook 3 R. 2, 126), wohnten alle auf der einen Insel Tonga, wie wir ähnlich auch in Mikronesien z. B. in Kusaie die Fürsten auf einer kleinen Insel abgesondert wohnend fanden. Auf Tonga wurden sie alle auch begraben — und so könnte man mit Cook (eb.), Mariner (2, 81 f.) und Meinicke (89) wohl annehmen, daß die Insel deshalb Tongatabu, heiliges Tonga hieß. Doch könnte auch die Insel deshalb, weil sie schon heilig war, zum Aufenthalt der Fürsten geworden sein; und hierzu stimmt es, wenn die Sage die göttlichen Vorfahren des Tuitonga und Veatschi zuerst in Tongatabu landen läßt. Von hier aus verbreitete sich vielleicht die Bevölkerung über den ganzen Archipel. Doch ist nicht außer Acht zu lassen, daß auf jeder Insel die Häuser der auf ihr heimischen Häuptlinge (minder hohen Ranges) stets an einem Ort, den man mua (vorn) nannte, zusammengebaut waren (Marin. 1, 14). Auch der vornehmste Distrikt der Gruppe, der dem Tuitonga angehörte, hieß Mua.

Das Volk war zu bestimmten Abgaben an die Häuptlinge, die

niederen Häuptlinge zu ebensolchen an die höheren verpflichtet. Der Tribut an den höchsten Häuptling einer Insel, eines Bezirkes bestand in Matten, Tapa, in Yams, Fischen, Vögeln u. s. w., und die Menge dieser Abgabe wurde selten vom Häuptling selbst bestimmt, meist nur vom Ermessen des einzelnen Tributpflichtigen, welcher nach seinem Vermögen beisteuerte. Diese Abgaben wurden zweimal im Jahre gegeben, einmal im Oktober beim Inatschifest, wo die Eingeborenen auch dem Tuitonga steuerten, zweitens mehr beliebig zu Zeiten, wo man irgend eine Frucht oder dergl. gerade recht in Fülle hat und dann mehr in Form eines Geschenkes. Diese letztere Form hatten die Abgaben der niederen Häuptlinge an die höheren immer (Mariner 1, 243 f.). Fremde waren vom Tribut frei, außer bei besonders feierlichen Gelegenheiten, wie beim Inachi, wo auch sie mit steuern mußten (eb. 1, 310). Eine andere mehr indirekte Auflage war die, daß bei einer öffentlichen Versammlung, einem Fono, mochte sie nun zu welchem Zweck auch immer gehalten werden, die umwohnenden Landbesitzer verpflichtet waren, die nöthigen Lebensmittel und sonstigen Bedürfnisse zu beschaffen. Baut z. B. ein Fürst einen Kahn, wozu immer eine größere Zahl Menschen sich versammelt, so muß der eine der nächstwohnenden Grundbesitzer, mag er nun Egi, Matabule oder auch Mua sein, die Versammlung mit Lebensmitteln versehen, der zweite steuert das Plankenholz bei, ein dritter liefert die Stämme zum Kiel, ein vierter gibt das nöthige Flechtwerk (Mariner 1, 286). Man sieht, daß hier die Fonos allerdings ganz anders als die zu Samoa sind, weil die Fürsten hier eine viel größere Macht über das Volk haben (Erskine 155 f.). Dort waren es berathende Versammlungen, in denen viel geredet wurde, hier ist dies nicht der Fall und die geringere Uebung, welche die tonganischen Fürsten im Vergleich zu den samoanischen in der Beredtsamkeit haben, beruht wesentlich auf ihrer anderen Stellung zum Volke. Daher fehlen hier auch die vielen und ausgesuchten Höflichkeitsformen und ceremoniellen Reden der Samoaner. Da nun auch kleinere Häuptlinge ihre Angelegenheiten durch solche Fonos besorgen lassen (287); da auch dann ein solcher gehalten wird, wenn das Betragen junger Männer von Stande irgend einen Tadel, eine Ermahnung durch einen Matabule nöthig erscheinen läßt (288); kurz, da fast alle 14 Tage eine solche Versammlung stattfindet: so liegt freilich auf der niederen Klasse des Volkes, welche zumeist dies

alles beschaffen muß, eine nicht geringe Last von Arbeit und Abgabe. Eigenthumsrecht hatten die Tua und wohl auch die niederen Mua gar nicht, vielmehr waren sie verpflichtet, alles was von ihrer Habe den Fürsten anstand diesen auszuliefern; wie diese denn z. B. alle die Geschenke, welche die Europäer den Leuten niederen Standes machten, von denselben für sich einforderten (Forster Bemerk. 323) und wie sie allein im Besitz aller wirklichen Kostbarkeiten, z. B. der höchstgeschätzten Walfischzähne waren (Mariner 1, 311 f.). Aber auch sonst lag ein schwerer Druck, eine durchaus willkürliche Behandlung von Seiten der Fürsten auf den Tua (authent. narrat. 160): ihre Weiber mußten den Fürsten bei zufälligen Begegnungen, wenn diesen das Gelüste kam, sofort zu Willen sein (Mariner 2, 173); man mißhandelte die Männer auf das rücksichtsloseste (Cook 3. R. 1, 261), ja man schoß sie, wie Finau, beliebig nieder, wenn sie einem gerade unbequem waren (Mariner 1, 142; Dentrecasteaux 1, 283 f.). Und warum auch nicht? War es doch religiöser Glaube, daß der Tua keine Seele habe (Mariner 1, 55 Note; 1, 432) oder doch, daß diese Seele gleich nach dem Tode von einem Vogel Lota, der auf dem Begräbnißplatz verweilte, gefressen werde oder sich sonst irgendwie verwandele (Cook 3. R. 2, 124). Und doch scheinen sie diesen Druck nicht allzusehr zu empfinden; ja Mariner berichtet (7, 287) ausdrücklich, daß ihnen Vermögen und Gelegenheit zu eignem behaglichem Leben übrig blieb — so stark war einmal die Macht der Gewohnheit, andererseits freilich auch die Gunst des Klimas.

Daß nun das Volk, da es so tief unter den Egi stand, diesen alle möglichen Höflichkeiten bezeigen mußte, ja daß beide Stände durch jenen religiösen Bann, durch das Tabu, von einander geschieden waren, begreift sich leicht. Erwähnt werden mag noch, weil es einigermaßen im Widerspruch zu stehen scheint mit dem, was wir oben (S. 40) über den Ursprung der Beschneidung sagten, daß man sich nie vor einem höheren Häuptling (dem Vertreter eines Gottes) oder einem Grabe (wo ein Gott sein könnte) entblößen darf; daher legt man, wenn man sich daselbst umkleiden muß, schnell einen Laubschurz um (Mariner 1, 269). Es ist leicht ersichtlich, wie dieser Gebrauch in nicht mehr ganz ursprünglicher Zeit, als das Schamgefühl erwacht war, aufgekommen ist. Schwieriger und wichtiger ist dagegen die Nachricht, daß Finau einen vornehmen Fürsten, der von ihm abfiel, zum

gemeinen Mann degradirt habe, eine Nachricht, welche wir dem so zuverlässigen Mariner (1, 207—8) verdanken. Man sollte glauben, daß, wie dem Tuitonga seine göttliche Würde nicht mit der weltlichen geraubt werden konnte, so auch ein Fürst, der ja doch auch mit den Göttern in Beziehung steht, der eine Seele hat, nicht in das seelenlose Volk herabgestoßen werden konnte. Doch Mariner erwähnt auch sonst noch ähnliches; so erzählt er (1, 359) von einem großen Fest, das um einem aufrührerischen Häuptling zu verzeihen von Finau angesetzt war; hier erschien jener Häuptling nun aufs alleräußerste demüthig, allein nur, wie es die Sitte verlangte: denn je höher er stand, um so tiefer und länger mußte er sich demüthigen. Diese Demüthigung besteht aber eben darin, daß er sich alle dem unterzieht, was ein Mann aus dem Volk einem Fürsten gegenüber von Devotion und Selbsterniedrigung zu thun schuldig ist. Denken wir nun ferner daran, daß auch die Chamorri auf den Marianen, welche doch gleichfalls nur dem Adel, nicht dem Volk eine Seele zuschrieben, öfters einen Adligen zur Strafe ins Volk hinabstießen, so wird uns auch jene Nachricht von den Tongainseln glaubwürdig erscheinen: um so eher, als sie an und für sich ganz begreiflich ist. Der Tuitonga konnte nicht ungöttlicher werden, als er war, weil er die höchste Stelle unter diesen irdischen Göttern einnahm; wohl aber konnte, wie der Gott nach polynesischem Glauben die Seelen frißt und dadurch vernichtet, der mächtigere Vertreter des Gottes auf Erden, der Häuptling, dem minder mächtigen die Seele rauben, ihn zum Volke degradiren.

Eine genaue Betrachtung der politischen Verhältnisse von Tonga ist deshalb so besonders wichtig, weil die tonganische Verfassung die Grundzüge der polynesischen Urverfassung, wie sie etwa zur Zeit der Einwanderung bestand, am genauesten bewahrt hat. Dieselben Verhältnisse finden wir freilich ähnlich wieder in Samoa, doch ist hier die Auflösung des Ursprünglichen viel weiter vorgeschritten und daher die Gestaltung des Ganzen minder scharf zu erkennen. Beide Gruppen aber, Tonga und Samoa, sind politisch einander nahe verwandt.

Ihnen gegenüber stehen nun zwei andere Gruppen polynesischer Lebenscentren, welche beide eine Umänderung, eine Weiterbildung dieser ursprünglichen Verhältnisse zeigen, auf der einen Seite Tahiti, Rarotonga und Hawaii, auf der anderen Neuseeland, Nukuhiva und Paumotu. Dort hat sich das Königthum stark erhalten und steht seiner

ursprünglichen Machtfülle noch nahe: hier ist es so gut wie ganz verdrängt durch das Emporkommen des zweiten Standes. Jene Gruppen zeigen also nähere Verwandtschaft mit Tonga, diese mit Samoa. Daß auf Neuseeland, Nukuhiva und Paumotu gleiche Verhältnisse bestehen, beruht auf der gleichen Einwirkung der Bodenbeschaffenheit dieser Inseln, nicht auf irgend welchem Zusammenhang derselben untereinander: in ganz Polynesien aber drängt der organische Gang der Entwickelung zu einer besonders reichen Entfaltung des zweiten Standes, der sich besonders lebenskräftig zeigt. Am meisten zurückgehalten ist er auf Tonga und Hawaii, auf Samoa und Neuseeland am meisten vorgeschritten. Betrachten wir nun zuerst jene zuerst genannte Entwickelungsgruppe und beginnen wir mit Tahiti.

Die Bevölkerung zerfiel hier in folgende drei Klassen: in die Arii, die königliche Familie und ihre nächsten Verwandten, den hohen Adel; in die Raatira oder Landbesitzer und in die Manahune, das gemeine Volk. Diese letzteren, die Manahune, stehen in durchaus keiner verwandtschaftlichen Beziehung weder zu dem hohen Adel, den Arii, noch zu dem niederen Adel, zu den Raatira. Sie sind also nach polynesischen Begriffen eine ganz andere Art von Menschen: denn nur der Adel hat mit den Göttern Zusammenhang, sie nicht — was natürlich ihre ganze politische Stellung bedingt. Ihr Name bezeichnet „Diener der Machthaber“, so daß ihn also Cook (3 R. 2, 364) und Wilh. von Humboldt (Buschmann aperçu 109) treffend mit „Vasallen“ übersetzen. Grundbesitz hatten sie nicht, wohl aber wurde ihnen bisweilen ein kleinerer Landstrich lehensweise übertragen (Cook 1. R. 2, 240), den sie und ihre Familie zwar eigenhändig aber auch selbständig für sich bebauten (Forster Bem. 309 f. Wilson 439). Hauptsächlich aber bestand ihre Thätigkeit darin, daß sie für die höheren Stände arbeiteten: sie bebauten die Ländereien der Häuptlinge, zwar persönlich frei und ungebunden, wie sie denn ihren Wohnsitz ändern und von einem Herrn zum anderen übergehen konnten, aber verpflichtet zu sehr umfassenden Abgaben; sie verfertigten ferner den Fürsten das nöthige Tapa, sie bauten die Kähne, errichteten die Häuser u. s. w., (Wilson 439). Von niederen Diensten waren sie indeß frei, sie dienten als Krieger, ja sie konnten nach Forster selbständig einen Kriegskahn befehligen — wenn nicht Forster sie mit den Raatira hier verwechselt. Denn schon in heidnischer Zeit gab es eine Verbindung

dieser beiden Stände, indem die Fischer und Künstler (Kahn- Hausbauer u. dergl.) theils zu den Manahune, theils zu den Raatira gehörten (Ellis 3, 96). Und noch mehr hat die neuere Zeit die scharfe Trennung zwischen beiden aufgehoben (Ellis 3, 96); denn daß die Zahl der Manahune zu Ellis Zeiten (um 1820) im Verhältniß zu den übrigen Ständen nicht mehr so zahlreich war wie früher, kam daher, daß in Folge der endlosen und blutigen Kriege, welche im Anfange dieses Jahrhunderts geführt wurden, eine Menge Manahune sich eigenen Landbesitz errungen hatten und dadurch selbst zu Raatira geworden waren. Cook und Forster (3 R. 2, 364; Bem. 309) stellen nun zwar, indem sie die Raatira ganz übergehen, die Manahune als zweite Rangklasse hin und fügen ihnen als dritte die Sklaven bei. Das ist falsch. Man kann die Bevölkerung in zwei Theile abscheiden, in Adel und Volk; will man aber eine Dreitheilung annehmen, so kann man als gesondert nur jenen vermittelnden Stand, die Raatira, anführen. Denn alles was Diener oder Sklave war, gehörte zu den Manahune, zunächst die Diener, die Teuteu (Wilson 439; Ellis 3, 95), dann die Titi oder Sklaven und ebenso die Tute. Die Teuteu waren Manahune ohne Lehen und ohne die Kenntniß irgend einer Kunst, welche in Abhängigkeit und eigentlich in Leibeigenschaft der Vornehmen standen (Forster Bem. 324), auf deren Gütern sie fest wohnten; sie konnten nicht beliebig ihren Wohnsitz und ihren Herrn vertauschen. Auch sie bebauten das Land; auch sie bereiteten Zeug und dienten, wie und womit sie konnten; sie ruderten, sie kochten und servierten die Speisen: Häuser aber, wie Forster (Bem. 310) will oder Kähne haben sie wohl nur in den seltensten Fällen zu bauen vermocht, da diese Künste, hochgeachtet bei den Polynesiern, hauptsächlich im Besitz der Manahune, der Rangatira waren. Aus alle diesem ersieht man den Unterschied zwischen ihnen und den Manahune, der indeß ein fließender war; jedenfalls aber standen sie tiefer als die Manahune. Die Tute, welche Wilson (440) erwähnt, sind Diener, welche allein die Weiber bedienen, doch waren es oft junge Arii oder Raatira, welche sich dazu hergaben, obwohl sie dadurch, indeß wohl nur zeitweise, die Vorrechte, das Tabu ihrer höheren Geburt aufgaben: natürlich, denn die Weiber selbst waren davon ausgeschlossen und hatten mit ihren Dienern ihre Feste für sich (Wilson 439). Diese Tute waren aber, wie schon ihr Name sagt, der abjectus und in leicht be-

greiflicher Uebertragung auch merda bedeutet, sehr wenig geachtet, wie sie sich diesem Dienste auch gewiß nicht aus reinen Motiven unterzogen. Wir thun wohl nicht unrecht, wenn wir sie neben die Teuteu und noch unter die Manahune stellen. Die abscheulichen Mahu, von denen schon oben die Rede war (S. 124), werden wohl auch nur dem niederen Volke angehört haben, höchstens den Raatira: und auch sie müssen mit unter den niedersten Ständen der Gesellschaft erwähnt werden, denn man achtete sie auch in Tahiti nicht hoch, wenn sie auch stets mit den Fürsten (Turnbull 307) umgingen; da sie aber ganz und gar in deren Gefolge und Dienstbarkeit waren, so galten sie sicher nur als Teuteu. Die Titi, die Sklaven, theils selbst Kriegsgefangene, theils Unterthanen unterworfener Häuptlinge, waren nebst Weib und Kind vollkommenes Eigenthum des Siegers, sie wurden, wie in Neuseeland, zwar bisweilen plötzlich ermordet aus nachträglicher Rache oder wenn man ein Menschenopfer gebrauchte; im allgemeinen aber wurden sie milde behandelt, ja öfters sogar mit der Freiheit beschenkt und in ihre alte Heimat entlassen (Ellis 3, 95 f. Vincend. Dum. Tahiti 302).

Die Raatira hatten ihren Grundbesitz nicht als Lehen vom König, sondern als Eigenthum, das durch Erbschaft von den Vätern her auf sie gekommen war (Ellis 3, 97; Mörenhout 2, 11). Ellis (eb.) unterscheidet zwei Klassen unter ihnen, welche sich durch die Größe ihrer Ländereien unterschieden. Die geringeren Raatira bebauten öfters das Land der Mächtigeren neben ihrem eigenen Grundbesitz, denen sie dafür zur Kriegsfolge, so wie zu einigen Abgaben verpflichtet waren. Dies setzte sie zwar in ihrer öffentlichen Geltung nicht herab: allein man sieht denn doch auch hier, daß die Grenzen zwischen ihnen und den Manahune nicht sehr fest waren. Sie hatten (Wilson 437*) das Recht, über ihr Gebiet ein Tabu auszusprechen, was sie gewöhnlich thaten, wenn durch ein Fest oder sonst eine Veranlassung die Lebensmittel knapp waren. Auch einen einzelnen Gegenstand konnten sie durch ein Tabu dem Gebrauch entziehen und ihn auf diese Weise schützen, z. B. bei einer Mißernte die Brodfrucht, bei Unergibigkeit des Fischfanges die Fische u. s. w. Durch ein bestimmtes Fest wurde dann später das Tabu, wenn es nicht mehr nöthig war, aufgehoben. In der Staatsgemeinschaft hatten sie eine wichtige, ja auch hier die wichtigste Stellung: einmal, weil sie schon

der Zahl nach den eigentlichen Kern des Volkes bildeten, dann aber, weil sie im Besitz der wichtigsten Lebensmittel schon dadurch für den Adel, den sie an Mäßigkeit, Fleiß und Geschicklichkeit übertrafen, und für seine religiös nothwendigen Feste von größter Bedeutung sein mußten. Ihr Reichthum schaffte ihnen auch nach anderer Seite hin Macht: denn eine Menge Leute, welche nur durch sie lebten, schlossen sich deßhalb natürlich auf das festeste an sie an. So wurden sie auch für Kriegszeiten sehr wichtig, da sie die Hauptmacht des Heeres bildeten, da sie an Kraft nicht nur, sondern auch an Verläßlichkeit die Leibwache des Königs bei weitem übertrafen; ja sie hatten von allen Eingeborenen die meiste Liebe zu dem heimischen Boden, auf dem sie freilich auch fester wie alle übrigen Stände wurzelten. Durch alles dies waren sie sehr häufig ein durchaus heilsames Gegengewicht gegen die Willkür und Uebermacht des obersten Herrschers, da dieser ohne sie nur wenig ausrichten konnte: daher hatten die Redner in den öffentlichen Versammlungen, welche den Staat herkömmlich und häufig mit einem Schiff verglichen, wohl Recht, wenn sie den König zwar mit dem Mast, die Raatira aber mit den Tauen verglichen, welche den Mast halten (Ellis 3, 97—98). Ihrem und der Häuptlinge Willen widersetzte sich der König nie (Hale 34), vermochte es auch um so weniger, als sie nicht (wie die Matabule in Tonga) in einem Lehnsverhältniß zu ihm standen (Ellis 3, 115); und so unbeschränkt er auch der Theorie nach ist und so wenig es verfassungsmäßig war, Versammlungen der Großen zu berufen, so war doch thatsächlich seine Macht häufig nur eine nominelle, bisweilen sogar ganz und gar nichtig: sie hing von den Umständen und seiner persönlichen Bedeutung ab (Hale eb.; Ellis eb.). — Schließlich sei noch bemerkt, daß die Raatira in ihrem eigenen Familientempel die Priesterwürde bekleideten, daß auch die meisten öffentlichen Priester zu ihnen gehörten (Ellis 3, 98).

Wir gehen nun zur Betrachtung des höchsten Standes, der Arii oder Eri über, zu welchen auch der König und seine Familie gehört. Dieser Stand zerfällt in drei Abtheilungen: erstlich der König und die Seinen, zweitens die hohen und drittens die niederen Häuptlinge. Letztere, welche Wilson Tohha nennt (437), sind Mörenhouts Tavana (2, 9 f.); Cook (3. R. 2, 182) nahm das Wort, das er Tohah oder Towha schreibt, irrthümlich als Eigennamen. Sie waren (Wilson eb.) die jüngeren Brüder oder Verwandten der vor-

nehmeren Fürsten, denen sie untergeordnet und zu mancherlei Diensten verpflichtet sind, daher sie den Raatira nahe stehen. Namentlich eine Art von polizeilicher Aufsicht hatten sie. Die vornehmeren Häuptlinge standen an der Spitze der einzelnen Distrikte, deren sie entweder mehrere oder nur einen oder mit mehreren Standesgenossen gemeinschaftlich einen beherrschten (Wilson 437; Forster Bem. 311), der dann wieder in mehrere kleinere Abtheilungen zerfiel (Wilson 437). Diese kleineren Abtheilungen nannte ein Tahitier auf Wilsons Befragen (301) Wateina, d. h. ein Haus, eine Wohnung, zu der wegen des Ranges ihres Besitzers oder wegen ihrer Lage eine Anzahl anderer Häuser gehörten. Jedes Mateina errichte auf dem gemeinschaftlichen Marae ein Ti'i, d. h. ein Götzenbild, wodurch es berechtigt sei, auf diesem Marae den Göttern zu dienen; und da die von ihm abhängigen Häuser durch dies Bild zu demselben Recht gelangen, so nenne man die Häuser nach den Bildern gleichfalls Ti'i. Die Zahl der von einem Mateina abhängigen Ti'i oder Häuser war verschieden. — Nach Bonechea (bei Bratring 104) gab es 10—12 solcher vornehmeren Ariis; und wenn Olmstedt (291) behauptet, die eigentliche Macht habe in den Händen von 7 Richtern gestanden, welche selbst den König hätten zur Rechenschaft ziehen können, wenn er von Polizeibeamten unter ihnen spricht, welche alle Vagabunden aufgreifen mußten: so sind damit nur die höchsten Fürsten und die Tavana gemeint und die Zahl ist insofern zufällig, als Olmstedt gerade 7 besonders mächtige Fürsten vorfand, deren Zahl aber mit der Zeit sich änderte. Nach Ellis sind meist 8 Distrikte und ebenso viel hohe Häuptlinge auf den Inseln (3, 120). Dieser Stand war nicht sehr zahlreich, aber außerordentlich vornehm, vom Volk sehr hoch, ja heilig geachtet wegen seiner Abstammung von den Göttern; und dies letzte war der ursprünglichste und hauptsächlichste Grund, weshalb die Arii selbst so sehr auf die Reinheit ihres Blutes achteten und z. B. Kinder aus einer Ehe, die ein Arii mit einer Frau eines geringeren Standes geschlossen hatte, getödtet werden mußten (Ellis 3, 98). Dem König, den man Arii rahi, d. h. großer Fürst nannte (Cook 1. R. 2, 239; Hale 34), stand zunächst im Rang die Königin, dann seine Brüder, seine Eltern, darauf seine anderen Verwandten. Die Würde war erblich, auch in weiblicher Linie. Der König sowohl wie jeder Häuptling verzichtete sofort auf den Thron und jegliche Würde, sowie der Erbfolger geboren

war: dieser besaß dann den Rang, die Würde und die Titel, wenn auch noch alle Macht vom Vater ausging, aber nur, weil er für das unmündige Kind stellvertretender Regent wurde (Ellis 3, 99 f.; Cook 1. R. 2, 152; 241 u. oft). Ellis (3, 101) und Hale (34) meinen, diese auffallende Sitte sei aus dem Bestreben hervorgegangen, die Erbfolge zu sichern, Unordnungen, Bürgerkriege zu vermeiden; Mörenhout (2, 14), man habe dadurch die Macht der Familien consolidiren wollen. Allein diese Ansichten werden schon dadurch widerlegt, daß nirgend nur entfernt eine ähnliche Rücksicht sich sonst in Tahiti, ja in ganz Polynesien zeigt: die Sitte erklärt sich richtiger und befriedigender theils aus der Göttlichkeit der Königsfamilie überhaupt, in Folge welcher ein Kind ja ebenso gut regierungsfähig sein mußte als ein Erwachsener; theils aus dem Glauben, daß der Sohn, der einen Ahnen mehr zählt als der Vater, eben deshalb höheren Rang, eine größere Heiligkeit hat als der letztere, der also nach der Geburt des Vornehmeren diesem an Würde nachstehen muß. Und diese Würde und die Ehrenbezeugungen, welche ihr gebührten, waren allerdings nicht gering. Zwar im äußeren zeichnete sich der König in nichts vor dem übrigen Adel aus, weder in Wohnung, noch Kleidung, nur daß die Matten, die er um hatte, bisweilen feiner waren (Ellis 3, 116); und mit dem allerniedrigsten seiner Unterthanen pflegte er durchaus vertraulich zu sprechen: aber jeder, der ihm nahte, ja der auch nur an seinem Hause vorüberging, mußte den Oberkörper bis zur Hüfte entblößen, selbst seine nächsten Verwandten, ja seine eigenen Eltern (Wilson 435; Cook 1. R. 2, 153). Doch sagt Cook (3. R. 2, 363), daß sich die Weiber der königlichen Familie nur vor den Töchtern nicht vor den Söhnen des königlichen Hauses entblößen. Wer aber diese Ehrfurchtsbezeugung, mit welcher man auch den Göttern und ihren Tempeln huldigte, versäumte, oder auch nur mit ihr zögerte, der war des Todes schuldig. Kam der König unversehens, so daß er die Leute noch in den Kleidern traf, so zerriß man diese sofort und brachte ihm ein Geschenk zur Buße (Ellis 3, 105 f.; alle Quellen oft). Da nun ferner der König tabu ist, so wird alles, was er berührt, gleichfalls tabu und daher dem Gebrauche des gemeinen Lebens für immer entzogen. Die Gefäße, aus denen er gegessen oder getrunken hat, werden meist zerbrochen (Vankouver 1, 81) oder müssen für seinen ausschließlichen Gebrauch aufgehoben

werden; das Haus eines Anderen, welches er betreten, wird sein Eigenthum oder muß zerstört werden, alles, was die höchsten Fürsten selber gebrauchten, alle, die sie bedienten, die mit ihnen umgingen, waren tabu, und nur solche tabuirte Personen durften ihre Häuser betreten, sie selber berühren. Wer nicht tabu war und eins von diesen Dingen doch that, über ihnen stand oder mit der Hand über ihrem Haupte herfuhr, war des Todes schuldig (Ellis 3, 102). Die Sprachveränderungen, welche bei jedem Thronwechsel eintraten, haben wir schon öfters erwähnt; Vankouver (1, 104) sagt, daß bei Otus Thronbesteigung alle Anführer die Namen änderten, daß etwa 50 andere Worte, die mit den früheren Synonymen gar keine Aehnlichkeit hatten, aufkamen, daß man aber im Verkehr mit den Europäern die alten Worte ruhig weiter brauchte. Ferner hatte man eine ganz besondere Sprache der Etikette dem König gegenüber. Wie wir Majestät, Höchstdero, hoch- und höchstselig anwenden, so nennen die Tahitier die Häuser des Königs die Wolken, abendlichen Fackelschein in diesen Häusern den Blitz, des Königs Stimme den Donner, seinen Kahn — mythologisch bedeutsam genug, wie diese ganze Sprache mythologisch zu deuten ist — den Regenbogen, sein Reisen durch das Land Fliegen (Ellis 3, 113—4): so daß, wenn ein Tahitier sagte: schon leuchtet der Blitz in den Wolken des Himmels, aber der Sohn Oros ist fern: kehrt er auf dem Regenbogen heim oder wird er zurückfliegen zu den Wolken? so daß dieser Satz in gewöhnlicher Sprache hieß, schon brennen die Fackeln im Hause des Königs, der noch fern ist, wird er zu Kahn oder zu Lande zurückkehren? Betrat nun dieser heilige Fürst den Boden der Insel, so weit er nicht ganz besonders ihm angehörte und also schon tabu war, so würde die ganze Insel tabu geworden und dadurch unbewohnbar geworden sein. Deshalb durften diese heiligsten Personen nicht zu Fuße durch das Land gehen, sondern sie wurden von bestimmten Männern fortwährend getragen, auf deren Schultern sie saßen, während ihre Beine über die Brust der Träger hinabhingen. Dabei pflegten König und Königin sehr gern die Läuse ihrer Träger aufzusuchen und zu essen (Wilson 436*). Mehrere solcher Träger folgten immer, wenn der König reiste und häufig stieg er, wenn der eine ermüdete, auf die Schultern des anderen, doch stets ohne die Erde zu berühren. Die Träger selbst waren frei von anderer Arbeit und hochgeehrt (Ellis 3, 102 f.). Doch fiel diese unbequeme Art

des Reisens weg, sobald der junge König öffentlich anerkannt und beschnitten war (Vankouver 1, 110; Turnbull 287) — was wieder ein Licht auf die religiöse Bedeutung der Beschneidung wirft. Andere Beschränkungen, welche sowohl dem König als dem übrigen Adel in Folge seiner Heiligkeit auflagen, werden wir später sehen, wenn wir eingehender vom Tabu handeln. Hier wollen wir zunächst die Machtstellung des Königs zeigen, welche, wie wir schon erwähnten, zur Zeit der Entdeckung keineswegs eine ganz unbeschränkte wie früher gewiß war. Ja früher scheint der tahitische König dieselbe religiös-politische Doppelstellung gehabt zu haben, wie der Tuitonga in älterer Zeit, was wir schon aus dem strengen Tabu, welches den König umgab, noch mehr aber daraus schließen können, daß der Tamatoa von Raiatea geradezu zum Gott geweiht wurde (Tyerm. u. Bennet 1, 524) und als solcher die Opfer empfing (Ellis 1, 342). Seine Einkünfte, durch welche er seinen und seiner Umgebung Aufwand bestritt, zog er zunächst aus seinen eigenen Domänen; dann aber durch Abgaben, welche er von den Häuptlingen empfing und deren Zeit obwohl sie gesetzlich nicht feststand, doch durch den Gebrauch geregelt war (Ellis 3, 116—7). Allein da der König tabu war und seine Berührung alles tabuirte, also auf seinen Gebrauch beschränkte; so konnte er sich hierdurch schon, wie es die polynesischen Fürsten so oft machten, in den Besitz einer Menge von Dingen setzen, die er brauchte oder wünschte. So haben in der ersten Zeit der Bekanntschaft mit den Europäern alle die Geschenke, welche die letzteren an Leute aus dem Volke machten, stets ihren Weg in die königlichen Schatzkammern gefunden, aus welchen sie theuer genug an die Unterthanen vermiethet wurden (Forster Bem. 324). Turnbull (286) sagt geradezu, daß das gemeine Volk wenig oder gar kein Eigenthum besitzt; denn wenn jemand irgend etwas besonders werthvolles habe und der König erfahre es, so lasse er es sogleich dem Eigenthümer abfordern, der es dann nicht verweigern könne; ja die Begleiter des Königs gäben genau Acht, wo irgend ein werthvoller Gegenstand sich befinde, um sofort den König zu benachrichtigen oder auch, um ihn für sich zu rauben: denn auch den Häuptlingen gegenüber stand dem Volk kein Eigenthumsrecht zu. Wie rücksichtslos man bei diesem Geschenkeintreiben oder besser bei diesen Plünderungen verfuhr, davon giebt Ellis (3, 128 f.) uns schreckende Berichte. Rechnet man nun

hinzu, daß dem König Kahn-, Haus-, Feldbau und jede sonst nöthige Arbeit von den Manahune besorgt wurde: so sieht man, daß ihm nach dieser Seite hin die alte göttlich absolute Gewalt so ziemlich geblieben war. Er hatte einen Vicekönig oder Stellvertreter in jedem Distrikt, dem er, wenn er etwas bedurfte, seine Aufträge sandte. Die versammelten Häuptlinge theilten sich dann entweder in die Arbeit oder der König theilte sie jedem einzelnen einzeln zu (Ellis 3, 127).

Anders aber verhielt sich dies in politischen Dingen, denn die Macht der übrigen Häuptlinge und der Raatiras war groß genug, um hier dem König ein Gegengewicht zu bieten und da er thatsächlich für den Krieg völlig von ihnen abhing, zu welchem sie ja, wenn er auch der Anführer war, die Truppen stellten (Cook 1. R. 2, 241), so wurde kein Krieg begonnen, keine Flotte ausgerüstet, kurz kein größeres politisches Unternehmen angefangen, bevor nicht der Rath d. h. die Zustimmung dieser mächtigen Aristokratie eingeholt war. Keineswegs erfolgte diese immer: ja es kam wohl dazu, daß diese Rathsversammlungen sich in feindliche Heere auflösten oder daß gar in ihnen selber Blut vergossen wurde (Ellis 3, 117—8). Erließ der König irgend einen Befehl, so entsandte er zu den Häuptlingen der verschiedenen Distrikte seinen Boten mit einem Bündel von Kokoslaub, der jedem Fürsten ein solches Blatt nebst dem Befehl überbrachte: die Annahme des Blattes war das Zeichen, daß man gehorchte (Ellis 3, 122). Der Befehl hierbei konnte von mannigfaltigster Art, vielleicht nur eine Berufung zu einer Nationalversammlung sein. Verweigerung der Annahme führte oft zum Krieg (eb.). Auch juristische Oberhoheit hatte der König (Forster Bem. 311), sowie das Recht an die Stelle verbannter Häuptlinge und Raatiras oder ausgestorbener Familien einen anderen Eigenthümer in die so erledigten Ländereien zu berufen, nicht aber dieselben an sich zu ziehen (Ellis 3, 120). Solche Verbannungen selbst aber konnte der König nicht allein vollziehen, sondern nur nach vorhergehender Beschlußnahme durch die anderen Häuptlinge, weil es ihm an Macht fehlte (eb.). Ueberhaupt hatten die einzelnen Fürsten in ihren Distrikten größere Macht, als der König selber — nicht nach ursprünglicher Einrichtung, sondern durch allmähliche Aneignung; wollte daher der König etwas durchsetzen, so war Vorsicht und Schlauheit Noth. Daher erlangten die Könige, je verschlagener sie waren, um so größere Macht und so ist Pomare I ein wahres

Muster an Verschlagenheit gewesen (Turnbull 254; 290). Allein immer blieb die Macht des Königs abhängig von seinen persönlichen Eigenschaften; woraus sich das Schwankende der Verhältnisse zu Tahiti und die mannigfachen Kriege daselbst hinlänglich erklären. Daß die Manahune und Teuteu politisch ganz ohne allen Einfluß waren, versteht sich von selbst. Doch konnten einzelne besonders begabte oder sonst bevorzugte Individuen dieses untersten Standes durch Verdienste, durch Kriegsthaten zu den höheren Ständen emporsteigen, höchstens aber nur zu den Tavana und meist nur zu den Raatira (Wilson 440). Auch einen Hofstaat von stehenden Begleitern hatte der König. Hierzu gehörten zunächst außer seinen Teuteu und sonstigen Dienstleuten die Areoi, welche ihn meist auf seinen Reisen begleiteten (Ellis 3, 129); dann aber hatte er stets einige ihm besonders vertraute Häuptlinge in seiner nächsten Umgebung, welche ihm als Minister oder Rathgeber dienten (Ellis 3, 117). Auch sie waren gewiß mit einbegriffen unter die Hoa, d. h. die Freunde des Königs, wie man die vornehmsten Diener desselben nannte. Zu den Hoa gehörten auch die Boten, welche der König mit den verschiedensten Aufträgen aussandte (Forster Bem. 311). Die Stellvertreter des Königs, welche er in den einzelnen Distrikten hatte, sind schon erwähnt: sie übten ihre Macht, welche der des Königs gleich kam, oft sehr drückend aus (Turnbull 287). Einen ganz ähnlichen Hofstaat hatten die Häuptlinge um sich (Cook 1 R. 2, 240).

Ueberhaupt, wie der König über den hohen Häuptlingen, so standen diese wieder über den Tavana, den niederen Häuptlingen, letztere wieder über den Raatira und diese über den Manahune. Man mag daraus ermessen, was alles von Abgaben und Lasten auch hier auf dem Volke lag (Schilderung bei Ellis 3, 127 f.); und wenn dies letztere trotzdem an diese Verfassungsform und an seine Vornehmen anhänglich, wenn es dabei doch fröhlich blieb, ja auch in seinem Gehorsam nichts sklavisches hatte (Wilson 440), so erklärt sich dies hier wie in Tonga und überall in Polynesien einmal durch den religiösen Glauben, den man an diese Einrichtungen hatte und durch die lange Gewöhnung an dieselbe: dann aber auch durch das bequeme Klima, in welchem Wohnung und Kleidung kein dringendes Bedürfniß und sie wie auch die Nahrung leicht beschafft sind. Welchen traurigen Einfluß die Ehelosigkeit des gemeinen Volkes hatte, die nothwendige

Folge seiner Armuth, das haben wir oben (S. 124) schon gesehen. Auch den Charakter konnten diese Verhältnisse nur herabdrücken; und daß das Volk nicht wirklich unter ihnen gedeihen konnte, daß es dabei einer langsamen Vernichtung entgegenging, bedarf kaum des Beweises (Aussterben der Naturvölker S. 80). Doch hat dieser Druck auch wieder eine gute Seite gehabt: er ist es vorzüglich gewesen, der die Herzen dem Christenthum, das zuerst seine wahren Anhänger im Volke fand, geöffnet hat, wie aus gar manchem dankbaren Ausspruch der Bekehrten selbst hervorgeht; er war es, welcher das Bedürfniß nach Gesetzen den Halbcivilisirten besonders fühlbar machte — wie es nirgends reiner und ergreifender ausgesprochen ist, als in Chamissos herrlichem Gedichte „der Gerichtstag auf Huahine" (vergl. Ellis 3, 213). Und so hat man gerade diese alte Verfassung sehr leicht aufgegeben; die Art und Weise wie jetzt die Abgaben für die Königin eingefordert und geleistet werden, ist eine sehr milde (Arbousset 224). Uebrigens kamen auch Empörungen gegen die allzustrenge Macht des Königs vor, wie z. B. 1853 auf Raiatea (Perkins 257).

Damit haben wir die Grundlagen der Tahitischen Verfassung gezeichnet. So einfach auch die ursprünglichsten Züge derselben sind, so verwickelt war doch alles durch eine Geschichte von vielen Jahrhunderten mit der Zeit geworden; und daß die geschilderten Zustände in der Wirklichkeit und den Schwankungen des Tages die verwickeltsten Verhältnisse herbeiführen konnten, ja mußten, das bedarf keines Beweises. Ehe wir aber weiter gehen, ist es indeß noch nöthig einen Blick auf die Ceremonien der Krönung zu werfen, da diese höchst merkwürdig sind. Das eigentliche Zeichen der königlichen Würde ist der maru uru, der Gürtel von rothen Federn und ein Kopfputz ta-umata genannt (Mörenhout 2, 22). Der Gürtel, der im Heiligthum zu Attahuru aufgehoben wurde, war aus den Fibern der Ficus religiosa (Ellis 3, 108) geflochten und als ihn Cook sah, 15' lang und 15" breit, an eine Flagge des Capitän Wallis angenäht; am einen Ende mit hufeisenförmigen Federzierrathen, die mit schwarzen Federn eingefaßt waren, am anderen gabelförmig in zwei lange Zipfel auslaufend. Er war dicht mit rothen und gelben Federn bedeckt, welche in zwei Reihen viereckiger Felder übereinander standen. An ihn wurden, wenn der König in Besitz neuer rother Federn kam, diese angesetzt, so daß er fortwährend wuchs (3 R. 2, 191; vergl. 163 f.); wenn aber ein

neuer König damit bekleidet wurde, so mußte er durch ein ganzes Stück verlängert werden, so daß er also ähnlich wie die peruanischen Knotenschnüre als geschichtliches Dokument dienen konnte. Zu dieser Verlängerung waren die Häuptlinge verpflichtet die nöthigen rothen Federn einzuliefern. Drei Menschenopfer (nach Ellis 3, 108 öfters freilich nur zwei) wurden bei der Bereitung des Gürtels geschlachtet, das erste für das Reinigen der Federn, das zweite fürs Nähen und das dritte für die Vollendung des Gürtels (Mörenh. 2, 22). Andere Menschen wurden g[illegible]rt, um unter den Pfeiler des kleinen Tempels gelegt zu werden, der zu dieser Gelegenheit errichtet wurde, um das Bild des Hauptgottes, des Oro aufzunehmen (eb.). Die Häuptlinge mußten für den neuen König vier Kähne bauen; war dies alles geschehen, so wurden zwei Fahnen durch das Land geschickt, sie annehmen hieß den König anerkennen, ablehnen aber, sie zurückweisen oder gar zerreißen bedeutete Auflehnung gegen den Herrscher und führte zum Krieg (Mör. 2, 24). Am Krönungstag selber zog der neue König festlich gekleidet umgeben von den Areoi, welche gleichfalls im höchsten Staatskleid erschienen, gefolgt von allen Häuptlingen durch die dicht gedrängte Volksmasse, welche aber trotzdem ganz ruhig und feierlich dastand und natürlich bis zum Gürtel entblößt war, zum Marae, d. h. zum heiligen Tempelplatz, der gleichfalls festlich geschmückt war. Dort setzte sich der König neben den Altar, die Fürsten ihm gegenüber, das Volk saß in angemessener Entfernung rings umher. Nachdem nun die Feier durch den Klang der Muscheln und Trommeln, welche die Priester ertönen ließen, eröffnet war, wurde ein neues Menschenopfer vor den Altar und das Bild des Gottes gelegt, dessen linkes Auge der Priester, nachdem er und der König lange Gebete gesprochen hatte, dem letzteren auf einem Bananenblatt darbot. Der König öffnete den Mund während der Gebete, welche diese Ceremonien begleiteten, aß jedoch das Auge nicht, welches vielmehr wieder zum Leichnam gelegt wurde. Das rechte Auge opferte man der Gottheit. Man glaubte, daß durch diesen Akt der Feierlichkeit der König an Kraft und Weisheit zunähme. (Mörenh. 2, 24 f.). Auch Büschel vom Haupthaar des Opfers waren mit zu dem Auge gewickelt, welches man dem Könige darbot (Cook 3. R. 2, 185). — Nun wurde „das große Bett des Oro“ (Ellis 3, 109), eine Art Tragbahre, welche aus einem Stück Holz künstlich geschnitzt war, vor den Sitz des Königs gestellt und dann

erhob sich dieser, um zum Meere zu gehen. Voraus zog der Priester, welcher, nach Ellis (eb.), das Bild des Oro trug, während nach Mörenhout dies auf der Bahre stand, die nach ihm (eb.) vor dem König her, nach Ellis von vier vornehmen Fürsten ihm nachgetragen wurde. So zog man ans Meer, wo die heilige Pirogue, festlich geschmückt, den Priester und das Götterbild aufnahm, während der König selbst, von den Priestern ganz entkleidet, auf ein bestimmtes Zeichen ins Meer stieg. Der Priester des Oro schlug ihm den Rücken mit einem benetzten heiligen Zweig unter Gebeten zu Taaroa. Hierdurch wurde der König von jeglicher Schuld befreit. Dann bestieg er den heiligen Kahn und ward unter erneutem Gebet mit dem heiligen Gürtel bekleidet. Dies Gebet ging an: „breit aus die Macht des Königs über das Meer bis zu der heiligen Insel“; es schloß: „dies ist dein Vater, o König“, womit Oro gemeint war. Darauf erfolgte lautes Jauchzen des Volkes, Musik der Priester und der Kahn mit dem König ruderte weit hinaus in das Meer, um die Macht des neuen Herrschers über dasselbe zu zeigen. Während dieser Fahrt kamen Tuumao und Tahui, Meeresgottheiten in Gestalt von Haien, um den König zu begrüßen. Diese Haie erschienen bei jedem rechtmäßigen König und galten für friedlich und ungefährlich (Ellis 3, 110—2; Mörenh. 2, 24—26). Dann wurde der neue Herrscher auf dem Bette des Oro unter fortwährendem Jauchzen der Menge, unter Tanz und Musik der Priester zurückgetragen zum Meere und dort wieder vor den Altar gesetzt. Die widerwärtigen Ceremonien, die nun folgten, verschweigt Ellis aus Zartgefühl: wir aber müssen sie ohne Hülle schildern, weil sie gerade ethnologisch von Wichtigkeit sind. Nackte Männer und Frauen aus dem Volk drangen auf den Marae und umtanzten den dasitzenden König auf das allerschamloseste; dabei suchten sie ihn fortwährend mit ihrem Körper, namentlich mit den unanständigen Stellen desselben zu berühren und ihn mit ihrem Urin und ihrem Koth zu besudeln, welcher Theil der Feier durch einen Trompetenstoß des Priesters schloß. Mit ihm war das Ganze beendet (Mörenh. 2, 27). Weil nun der Priester den König als solchen verkünden mußte, so hielt die königliche Familie was an ihr lag Frieden mit ihm. Dies war die stehende Art der Königswahl, die auch stattfand, wenn zwei kriegführende Partheien um Friede zu schaffen gemeinschaftlich einen neuen König wählten (eb. 28).

Schließlich bleibt nur noch zu erwähnen, daß der König bei allen Menschenopfern zugegen sein muß, daß ohne seine Anwesenheit kein solches gebracht werden kann (Cook 3. R. 2, 194. 362).

Die westlichen Inseln des Gesellschaftsarchipels bildeten eine politische Einheit für sich, wenn sie auch unter tahitischer Oberhoheit gestanden zu haben scheinen (Ellis 2, 146), wenigstens in späterer Zeit. Ursprünglich war aber das Verhältniß eher das umgekehrte und Raiatea mit dem höchsten Nationalheiligthum des Archipels, dem Marae von Opoa der eigentliche Mittelpunkt der Gruppe, deren religiöse Geltung sich bis in die späteste Zeit erhielt (Williams 186; Meinicke 130). Doch hatte noch der 1831 verstorbene König von Raiatea über Tahau Borabora und Huaheine geherrscht, welche Macht er erst durch die selbständige Erhebung der Häuptlinge dieser Inseln verlor, deren jede nun selbständig blieb (Tyermann und Bennet 1, 519). Die politischen Verhältnisse entsprechen übrigens hier bis ins einzelne den tahitischen. Der König, dessen Name stets Tamatoa (vergl. oben S. 178 Anm.) war (Tyerm. u. Bennet 1, 530), wurde zu Opoa, wo er auch residirte, gewählt und dieselben schmutzigen Ceremonien wie in Tahiti fanden auch hier statt, wie auch hier der König durchaus göttliche Verehrung genoß. Es ist ein sehr beachtenswerther weil gewiß uralter Zug, daß er diese göttlichen Ehren hier erst nach jenen schmutzigen Ceremonien und durch dieselben erlangt, (eb. 526), wodurch auch auf die tahitischen Gebräuche ein neues Licht fällt*). Alle übrigen Verhältnisse waren gleich.

Auf Rarotonga finden wir dieselben vier Klassen der Bevölkerung wie anderwärts: an der Spitze des Staates steht der Ariki, der König der schon seit einer langen Reihe von Jahren den Familienamen Makea führt (Williams 199); ihm sind zunächst die Mataiapo oder Distrikthäuptlinge untergeben. Dann folgen die Rangatira und schließlich die Unga, die Diener welche die Güter der Vornehmen zu bearbeiten, ihre Häuser, ihre Kähne zu bauen, ihre Netze zu flechten, für ihren Unterhalt durch Abgaben zu sorgen und jeden ihrer Befehle zu vollstrecken haben (Williams 216). Je mehr Landbesitz Jemand

*) Wir haben oben gesehen (S. 153), daß auch bei Friedensschlüssen Männer und Weiber den König zu küssen versuchen, welcher hiergegen von seinen Wachen vertheidigt wird. Diese Ceremonie scheint mit jenen schmutzigen bei der Krönung verwandt zu sein.

hat, um so mächtiger ist er (eb. 215). Die Zahl der Hauptdistrikte betrug drei, doch zerfielen diese wieder in kleinere (eb. 216) und zwischen den einzelnen Distrikten lagen in heidnischen Zeiten unbebaute Streifen Landes, auf welchen man die Kriege führte (eb. 210). Seltsam war hier die Abdankung des Vaters zu Gunsten des neugeborenen Erben gestaltet: war der Sohn, der Erbe, herangewachsen, so focht und rang er mit dem Vater und behielt, wenn er diesen besiegte, das Eigenthum der väterlichen Güter (eb. 138). Weiber folgten nur selten als Erbinnen (eb. 215).

Auf den Sandwichinseln herrschte zwar dieselbe Eintheilung der Bevölkerung, indem die königliche Familie, die hohen Häuptlinge, welche ganzen Distrikten vorstanden und die kleinen Grundherren, die haku aina denen man die Priester zuzählte, den Adel bildeten, welchem das dienende Volk gegenüberstand (Jarves 33; Ellis 4, 412 f.; Hill 46; Hale 36 f.; Cook 3. R. 3, 450): darin aber ist diese Gruppe eigenthümlich, daß hier nicht der niedere Adel (die haku aina, den Rangatira und Matabule entsprechend), sondern der Despotismus der Könige zur Entwickelung und größten Macht gelangt ist, obwohl auch hier dieser Mittelstand die Mehrzahl der Bevölkerung ausmachte (Chamisso 148). Und zwar finden wir diesen Despotismus schon in alter Zeit: die einheimische hawaiische Geschichte hat wenigstens die Namen gar mancher alten Könige aufbewahrt, welche sich besonders durch Unterdrückungen und Grausamkeit ausgezeichnet haben, z. B. den des Huakau, welcher alle grausam tödtete, die schöner waren, als er und der auch noch anderer Sünden halber durch eine Verschwörung getödtet wurde (Jarves 32). So war denn auch zur Zeit der Entdeckung die Regierung durchaus despotisch. Es gab zwar Gesetze: allein der König konnte willkürlich von ihnen dispensiren (Jarves 32) und ebenso die Häuptlinge, von denen freilich an den König appellirt werden konnte, denn dieser war die oberste juristische Behörde (Ellis 4, 422), sein Wille galt in jeder Beziehung als höchstes Gesetz (eb.). Er war, so wie jedes Mitglied einer fürstlichen Familie, Mann oder Weib, umgeben von einer Art Gefolgschaft, die politisch keine Rechte hatte, dem König aber theils als Freunde, theils als Diener nahe standen und ihrem Herrn gleich bei der Geburt zugetheilt wurden (Jarves 33). Sie waren ihrem Herrn und Freund aufs engste verbunden: sie lebten und starben mit ihm (Lisiansky 123). Das

Tabu der Fürsten war hier womöglich noch strenger als zu Tahiti, wenigstens wurde es noch rücksichtsloser durchgeführt. Man warf sich vor dem König zu Boden und ebenso vor den Dingen, die er in unmittelbarem Gebrauch hatte; fiel Jemandes Schatten auf ihn, oder ging ein Mensch im Schatten des königlichen Hauses mit bedecktem Haupt oder bekleidetem Oberkörper, so mußte er sterben (Jarves 35). Die Entblößung des Oberleibes war hier gleichfalls Sitte (Chamisso ges. Werke 1, 208); ja frühere Könige sollen so sehr tabu gewesen sein, daß man sie nie bei Tag sehen durfte (Cham. 149). Rechte der Person, des Eigenthums gab es dem Adel oder gar dem König gegenüber nicht (Jarves 35; Ellis 4, 422) und der einzige Schutz, den die Leute aus dem Volk hatten, beruhte erstlich auf dem besseren Naturell mancher Herrscher (Ellis eb.; Jarves 32) und zweitens darin, daß kein Häuptling die Diener eines anderen schädigen oder strafen durfte und daß der Herr die Diener — denn natürlich war das Volk den Fürsten zu jeglichem Dienst auch hier verpflichtet — oft des wohlverstandenen eigenen Vortheils halber schützte (eb. 32). Alles Land gehörte dem König. Wegen mannigfacher Streitigkeiten wollte einer der alten Herrscher, Puiakalani, sein Recht aufgeben und alles Land dem Volk schenken, damit er nicht immer dafür zu sorgen brauche. Allein das Volk gab alles Land dem König wieder zurück und so blieb dieser der alleinige Eigenthümer (Hawaiische Ueberlieferung aus Haw. spect. II, 438 bei Hale 37; Jarves 29). So ging denn alle Belehnung mit Land vom Könige aus, der jede Insel irgend einem vornehmen Fürsten gab, der sie verwaltete und ihm Abgaben zahlte. Jede Insel selbst zerfiel dann in verschiedene Distrikte (Hawaii z. B. in 6), an deren Spitze wieder ein oder zwei Häuptlinge standen, welche ebenso wie die Vorsteher der kleinen Distrikte und Dörfer, in welche die großen Landesabtheilungen zerfielen, vom Regenten der Insel eingesetzt wurden. Doch gab es auf jeder Insel eine Menge Grundstücke, welche dem König gehörten und unter seiner eigenen Verwaltung standen. Die Abgaben an den König kamen jährlich oder halbjährlich ein: der Regent bekam ebensolche von den Häuptlingen unter ihm und diese wieder von ihren Untergebenen. Jetzt zahlt man öfters in Dollars oder auch in Santelholz: früher in Naturprodukten, Kähnen, Matten, Netzen u. s. w. Die Höhe der Abgabe ist beliebig; sie wird nach dem Bedürfniß bestimmt (Ellis 4, 414 f.). Nebenbei

erhielt der König sowohl als die Häuptlinge „freiwillige“ Geschenke von ihren Untergebenen und vom Volke, auch von den Bewohnern der wenigen Landstriche, welche von allen Abgaben befreit waren, was in Folge außerordentlicher Verdienste ihrer Besitzer geschehen konnte und dann als ewiger Vortheil an dem Landestheil, nicht an der Person oder an der Familie haftete (eb. 417). Eine andere Abgabe erfolgte, wenn ein Fürst ein neues Haus gebaut hatte. Bezog er es, so kam die gesammte Bewohnerschaft der Gegend, vom Vornehmsten bis zum Geringsten: und Niemand durfte das Haus betreten ohne Geschenk, Niemand aber auch dem Eigenthümer seinen Besuch vorenthalten. Liholiho nahm bei einer solchen Gelegenheit 2000 Dollars ein (Ellis 4, 418 f.). Wer zu Markte ging, mußte zwei Drittel seiner Waaren als Abgabe geben, oft aber nahm man ihm auch Alles (Stewart 151). Auf alle Weise wurde das Volk beraubt und gepreßt (Stewart 142). In neuerer Zeit hat der König noch eine große Einnahme durch einen Hafen- und Lotsengeld, welches Tamehameha 1816 nach europäischem Muster einrichtete (Ellis 4, 418). Das Volk haftete nach Ellis 4, 417 und Jarves 34 an der Scholle, was freilich Chamisso 149 und Campbell 98 läugnen, aber wohl mit Unrecht: wurde ein Land einem Fürsten verliehen, so erhielt er damit auch die volle Gewalt über das Volk daselbst, welches erst in neuerer Zeit Freizügigkeit erhalten hat. Aber wenn der Herr des Landes mit den Kanaka (dem Volke), die es bebauten, nicht zufrieden war, so konnte er sie einfach wegjagen (Ellis 4, 417). Verkauft werden konnten sie nicht (Cham. 149). Die Bewohner besiegter Distrikte wurden Sklaven (Ellis 4, 417). Außer jener schon genannten Gefolgschaft hatte der König noch bestimmte Häuptlinge in seiner unmittelbaren Umgebung, welche ihm als berathender Körper zur Seite stehen und deren Rath er, wenn er gleich ihn keineswegs beachten muß, doch in den meisten Fällen folgt (Ellis 4, 424). Bei besonders wichtigen Angelegenheiten wird sogar eine Versammlung aller Fürsten und Häupter zur Besprechung des Gegenstandes zusammenberufen, deren Entscheidung der König sich fügt. Die Verhandlungen waren geheim und fast nie drang etwas davon ins Volk (eb. Jarves 34). Man sieht also, der hohe Adel hatte seine Geltung: ja seine Macht hat die bisher geschilderten Verhältnisse im Lauf der Geschichte vielfach getrübt, indem öfters einzelne oder mehrere Inseln, an deren

Spitze mächtige Fürsten standen, vom König abfielen. Daher war eigentlich ein ewiger Kampf, welcher dauernd erst durch Tamehameha beendet ist (Ellis 4, 414; Chamisso 149).

Jeder Rang, also auch die königliche Würde, war erblich in weiblicher Linie (Jarves 33), doch sagt Stewart 125, daß der Rang des Kindes sich nach dem der beiden Eltern, Vater und Mutter bestimmte. Auch Cham. 150 läßt den Rang des Vaters auf den des Kindes Einfluß haben; auch Weiber konnten die höchste Würde erben (Ellis 4, 412). Nach Wilkes jedoch (4, 31) gab es hier früher keine gesetzlich bestimmte Nachfolge, denn wenn auch die Kinder der Hauptfrau die meisten Ansprüche auf den Thron hatten, so konnte doch der König seinen Nachfolger selber ernennen, wodurch es dann öfters zu heftigen Kämpfen kam. Man könnte in dem, was Freycinet 2, 602, Stewart 216 und Ellis 4, 177 erzählen, daß nämlich nach dem Tode des Königs oder eines Fürsten eine allgemeine Anarchie mit Straflosigkeit aller Verbrechen ausgebrochen sei, man könnte hierin eine Bestätigung für Wilkes Behauptung sehen wollen: allein diese Angrchie scheint nichts weiter gewesen zu sein, als das Zeichen der allgemeinen Landestrauer, das sich selber Wunden schlägt, wie nach dem Tode eines Privatmannes der einzelne Verwandte. Ein Aufsteigen vom Volk zum Adel war nach Chamisso 149 unmöglich; doch konnten sich Leute vom niedersten Adel bis zum höchsten aufschwingen durch besondere Verdienste, Gunst des Königs u. dgl., wofür Karaimoku, (William Pitt) von Geburt ein Haku-aina als Beispiel dienen mag (Ellis 4, 412).

Die Fürsten verkehrten untereinander mit Feinheit und Höflichkeit; die verschiedenen Rangstufen unter ihnen spiegelten sich auch in Sprache und Benehmen (Jarves 34). Gegen den König betrugen sich auch die Vornehmsten oder ihm Befreundetsten mit der größten Ehrfurcht (Ellis 4, 414). Vom Volke aber waren sie ganz geschieden: ihre Nahrung, ihr Feuer (Lisiansky 127), ihre Wohnungen, ihre Kleidung (Freycinet 2, 578), ihre Badeplätze, kurz ihr ganzes Leben mußte ein anderes und von dem des Volkes aufs strengste abgesondertes sein. Das zeigte sich auch äußerlich: die Vornehmen waren kolossal, fett, stolz, kühn und unverschämt, die Leute aus dem Volk mager, elend, furchtsam und knechtisch, geistig und leiblich verkommen, beide aber grausam und träge: jene opferten Hunderte um ein übertretenes Tabu zu sichern oder aus Vergnügen; diese ermordeten ihre Kinder, um sie

nicht ernähren zu müssen oder um sie von dem Druck der auf ihnen lastete zu befreien (Hale 37). Dieser Druck ist natürlich in neuer Zeit, wenn er nicht ganz aufgehört hat, viel milder geworden: so fand es Olmstedt 1840 (195). Doch berechnet Michelewa y Rojas die Abgaben, welche man dem König an Landesprodukten geben mußte, auf 10 Procent (61), obwohl derselbe einfach eingerichtet war und weder Silbergeschirr noch Kostbarkeiten besaß (eb. 119).

Betrachten wir nun die Entwickelung der politischen Verhältnisse auf Neuseeland, Nukuhiva und Paumotu. In Neuseeland finden wir die ursprüngliche Verfassung in einem solchen Verfall, daß der ganze Staat in lauter fast gleiche Elemente aufgelöst erscheint: Hale (33) und Meinicke (91 f.) haben dies zuerst und sehr gut nachgewiesen. Allein ursprünglich waren hier dieselben Abstufungen verschiedener Würden und Stände wie zu Tonga und im übrigen Polynesien und es erwächst daher für uns die Aufgabe einmal die zu Grunde liegende Verfassung in ihren Hauptzügen wieder aufzufinden, dann zu sehen, wie sich aus ihr die Zustände zur Zeit der Entdeckung entwickelt haben. Beginnen wir mit der Schilderung dieser letzteren.

Cook fand 1769 (1. R. 2, 325; 3, 61) die Bevölkerung im Osten der Nordinsel abhängig von einem Häuptling Teratu, dessen Herrschaft sich weit erstreckte und dem wieder mehrere andere Oberhäupter untergeben waren, welche alle selbst schon bejahrte Männer, über die anderen einen großen Einfluß hatten: sie wurden hoch geehrt und übten richterliche Gewalt ziemlich rücksichtslos aus. Ihre Würde, so hörte er, sollte erblich sein. Aehnlich war es auch nach Dillon noch 1805 oder 1806, indem er (1, 215) von einem obersten Häuptling, dem andere untergeben waren, erzählt. Teratu scheint über mehrere Stämme geherrscht zu haben, jener Häuptling bei Dillon wohl nur über einen einzigen; und das war der gewöhnliche Zustand. So schildert Ellis (3, 343) die Verfassung Neuseelands: jeder Häuptling, sagt er, steht an der Spitze seines Stammes, vollkommen unabhängig von jedem anderen Standesgenossen und derselbe Zustand des Landes zeigt sich uns auch in allen Erzählungen Dillons. Die Bevölkerung zerfiel in lauter einzelne Stämme; und alle diese Stämme waren zur Zeit der Entdeckung unabhängig von einander oder doch nur in einzelnen seltenen Fällen durch irgend eine gemeinsame Herrschaft wie die Teratus verknüpft. Doch ist wohl zu beachten, daß

Cook von diesem Fürsten nur nach dem ersten Augenschein berichtet; daß wir also keineswegs ein allzubedeutendes Gewicht auf seine Nachricht legen dürfen. So sehr nun auch in damaliger Zeit die Stämme in der That von einander unabhängig waren, so wußten doch die Eingeborenen noch recht gut von einer Zusammengehörigkeit der Stämme zu größeren Ganzen und hatten von einer festen Gliederung dieser größeren Einheiten wenigstens noch sagenhafte Kunde; ja diese letzteren hatten sich nominell erhalten. Denn nach den Berichten der Eingeborenen bei Hale 32 gibt es 104 Stämme der Maori welche in 4 Abtheilungen zerfallen: die erste, 35 Stämme umfassend, wohnt auf der Nordhalbinsel bis zur Landenge von Manukoa und diese Stämme heißen die Ngapuhi. Sie waren durch Krieg und Krankheit arg mitgenommen. Die zweite Abtheilung, die Ngatimaru, umfaßte nur 14 Stämme; welche von jener Landenge bis zum Ostkap wohnen. Die dritte Abtheilung, die Ngatikohungunu, ist bei weitem die zahlreichste. Sie umfaßt 49 Stämme und bevölkert das Land von der Ostküste bis zur Cookstraße. Die vierte Abtheilung, die Ngatiruanui, 9 Stämme, wohnt von der Cookstraße bis zur Landenge von Manukoa. Dieser Theil des Landes ist am dünnsten bevölkert (Hale 32). Die Südinsel war so gut wie unbewohnt; nur ihr Nordrand war von einigen verkommenen Stämmen besetzt, die jedenfalls dorthin von mächtigeren und kriegslustigen Nachbarn von der Hauptinsel vertrieben waren. Die Vorsatzsilbe Ngati oder Nga und Ngai bedeutet „Nachkommen, abstammend von“*); die einzelnen Stämme selbst hatten den Namen Waka d. h. Kahn, was sich darauf bezog, daß einst die einwandernden Vorfahren der Maoris in 4 Kähnen gekommen sein wollten und die Nachkommen der Insassen je eines Kahnes bildeten eine große Gemeinschaft, deren Unterabtheilungen Iwi genannt wurden; jede Iwi aber zerfiel wieder in kleinere Unterabtheilungen, die man Hapu nannte. Die einzelnen Waka sowohl wie auch die Iwi hatten ihren Namen für sich, nachdem die Waka nach dem Hauptführer des Kahns oder nach der gemeinsamen Abstammung der Insassen eines solchen; die Iwi nach den einzelnen Insassen selber und die Hapu oder einzelnen Stämme wieder nach dem Fürsten, der bei ihrer Lostrennung ihr Haupt war (Shortland a 208), also z. B. Ngati-rengu Söhne des Rengu, Ngai-tama, Nachkommen des

*) nga-ati, nga-aiti; nga ist Plural des Artikels.

Tama u. s. w. (Hale 32). Jetzt sind diese größeren Abtheilungen nur noch Namen, ohne politische, nur von historischer Bedeutung und nur die Stämme haben politische Wichtigkeit (Hale eb.). Allein gerade ihre geschichtliche Bedeutung macht diese Eintheilung doch auch praktisch wichtig, denn, wie die englische Colonialregierung* oft genug erfuhr, zum Abschluß eines Landkaufes, der in den Augen der Maori rechtliche Geltung haben soll, ist genaue Kenntniß dieser Genealogien nöthig; da nach ihnen sich das Anrecht der einzelnen Stämme oder Familien auf den rechtlichen Besitz des Landes bestimmt (Shortl. eb.). Daraus geht nun schon ganz unzweifelhaft hervor, was freilich auch sonst als durchaus wahrscheinlich anzunehmen wäre, daß einst jene großen Abtheilungen selber politische Bedeutung gehabt haben. Die einzelnen Stämme sind von 300 bis 3000 Köpfe stark (Polack 1, 23).

Innerhalb der einzelnen Stämme nun war die Verfassung, wie sie sich bei der Entdeckung zeigte, folgendermaßen. Es gab thatsächlich nur 2 Menschenklassen: die Rangatira, die Freien und die Taurekareka (oder Tononga Shortl. a 210), die Sklaven (Hale 33, Meinicke 91 f., Cruise 277, Darwin 2, 195). Letztere (vergl. S. 142) waren Kriegsgefangene und deren Weiber und Kinder, daher man sie als eigenen Stand kaum rechnen kann. Sie waren ganz Eigenthum ihrer Herren, denen sie auf Lebenszeit angehörten, welche sie todtschlagen konnten und oft auch todtschlugen, sei es um sie aufzufressen wie Ellis behauptet, welcher Ansicht aber Dieffenbach aufs bestimmteste widerspricht (2, 130), sei es um sich durch ihren Tod an dem feindlichen Stamm, dem sie angehörten, zu rächen, sei es, daß sie einem gestorbenen Familienhaupt ins Grab folgen sollten (Hale 33, Angas 2, 171, Thomson 1, 149.) Die härteste Arbeit lag natürlich auf ihnen, sie mußten das Feld bebauen, im Krieg Waffen tragen und kochen (Hale 33), welches letztere für die schimpflichste Beschäftigung und eines Mannes ganz unwürdig gehalten wurde. Von dieser Beschäftigung stammt der Name, welchen Nicholas für die Sklaven angibt, Kuki, ein Wort, das entlehnt ist aus dem Englischen und das man wohl Nicholas antwortete, um ihm die Stellung der Sklaven möglichst deutlich zu bezeichnen. Durch die ewigen Kriege gab es eine große Anzahl solcher Taurekareka, nach Thomson (1, 149) bildeten sie ein Zehntel der Bevölkerung. Der Rechtsgrundsatz, daß sie Eigenthum ihrer Herren seien, war so streng, daß wenn es einmal

einem von ihnen glückte, zu entfliehen und zum eigenen Stamme zurückzukehren, der eigene Stamm den Flüchtling auslieferte (Dieffenb. 2, 113)! In den meisten Fällen war dann Tod sein Loos (z. B. Ellis 3, 347). Ja und fand, wie es bisweilen vorkam, Austausch eines Sklaven statt: wer einmal Taurekareka gewesen war, erhielt zu Hause nie Rang und Einfluß zurück (Thomson eb.). Doch kam auch vor, daß ein besonders mild gesinnter Sieger Gefangene von besonderer Bedeutung frei ließ — wofür Dillon (1, 186 f.) ein Beispiel gibt. Daß ein Sklave nicht tattuirt werden, die angefangenen Muster nicht weiter geführt werden durften, ist oben schon erwähnt. So war das Loos dieser Unglücklichen allerdings hart und schwer genug, doch ist es eine Uebertreibung wenn Ellis sagt, es sei härter und schwerer gewesen als die Lage der Negersklaven (3, 343 f.). Denn im Allgemeinen und abgesehen davon daß ihr Leben namentlich zu Kriegszeiten stets gefährdet war, wurden sie (Thomson 1, 149) nicht schlecht behandelt; sie lebten so ziemlich dasselbe Leben wie ihre Herren (Dieffenb. 2, 141) nur daß andere Arbeit ihnen zukam. Es ist offenbar, daß die Maori in den vielen blutigen Kriegen verwildert sind; und so treten sie uns als furchtbar rohe Barbaren in gar vielen Berichten aus dem Anfang dieses Jahrhunderts entgegen. Doch darf dabei ja nicht außer Acht gelassen werden, daß öfters die Berichterstatter selbst, meist englische oder amerikanische Seefahrer nebst ihren Matrosen oder wenigstens die letzteren die Eingeborenen in ihren Barbareien unterstützten, ja wohl gar die letzteren mitmachten. In früheren Zeiten aber standen die Neuseeländer um vieles höher und waren keineswegs so roh; wie dies unwiderleglich aus den von Grey gesammelten Sagen und Erzählungen hervorgeht, wie ferner das Leben der im Innern wohnenden Stämme zeigt. Auch die Stellung der Sklaven ist in diesen alten Sagen eine viel freundlichere und bessere, als später; und daß durch das Christenthum die Sklaverei zunächst sehr erleichtert und dann nach und nach abgeschafft ist (Thomson 1, 149), wer will das bezweifeln oder übersehen!

Gehen wir nun zu dem Stande der Rangatira, der Freien über. Sie stehen dem zweiten Stand des übrigen Polynesiens gleich, dem Stand der Landbesitzer, wie ja diesen zu Tahiti und Rarotonga der gleiche Name bezeichnet. Sie sind aber auf Neuseeland der allein herrschende Stand geworden und jeder Stamm besteht fast nur aus

ihnen. Wie dies gekommen, ist unschwer zu erklären: durch die ewigen Kriege. Man bedenke, daß ursprünglich vier gleich mächtige Volksabtheilungen sich auf der Insel befanden, welche anfangs gewiß unter fester Herrschaft standen, erst waren sie von einander abgeschieden, dann aber geriethen sie durch die Kärglichkeit der Nahrung zu Wanderungen getrieben, mit einander in Streit; einer hielt immer dem anderen die Wage: so konnte zunächst nicht ein Stamm besonders mächtig werden, so mußten ferner die Häuptlinge eines jeden Stammes ganz ähnlich wie die Fürsten auf Samoa ihre Krieger besonders milde behandeln, wie denn auch die Krieger in den Kriegen selber sich zu bereichern, sich hervorzuthun, Macht zu gewinnen die beste Gelegenheit hatten; so treten mit Naturnothwendigkeit die Häuptlinge oder wie sie auf Neuseeland hießen, die Ariki hinter dem zweiten Stande zurück und kein einzelner konnte, wie das z. B. in Tonga geschah, sich und seinem Geschlecht und dadurch seinem Stamm und vielleicht der ganzen Volksabtheilung (waka) größere Bedeutung schaffen. Dazu kam noch, daß gewiß schon sehr früh jede einzelne Waka und zwar ebenfalls durch den Nahrungsmangel in eine Menge einzelner Stämme zerfiel, wodurch ein festes Zusammenfassen immer schwieriger wurde. Und doch wäre ein solches gerade für Neuseeland so heilsam gewesen! Denn wie Hawaiis Geschick durch Tomehamehas Macht ein verhältnißmäßig günstiges gewesen ist — wie ganz anders würde ein geeintes Neuseeland unter einem wenn auch noch so barbarischen Fürsten, England gegenüber getreten sein! Da es aber, wie es geschehen mußte, dahin kam daß die Rangatiras, die Kriegsmacht der Arikis, die Hauptbedeutung hatten, so griff dadurch die Zersplitterung immer weiter um sich: denn jeder Rangatira, der etwa durch hervorragende Kriegsthaten besonders mächtig war, konnte seine Anhänger zusammennehmen, mit diesen einen eigenen Pa bauen und so Begründer eines neuen Stammes werden (Dieffenb. 2, 115). Mit der eben dargestellten Entwickelung stimmt auch noch ein anderer Umstand überein, nämlich daß diejenigen Rangatira, welche durch besonderen Kriegsruhm ausgezeichnet waren, eine ganz besonders hervorragende Stellung unter ihres Gleichen bekamen, ja daß sie der erste Häuptling des Stammes, der Rangatira rahi wurden. Diese letzte Würde beruhte zwar sehr häufig auch auf hervorragender Einsicht oder größerem Reichthum, sie war nicht erblich, allein in der Familie, in welcher sie einmal war, blieb sie meistens

(Hale 33, Darwin 2, 195, Ellis 3, 341, Dieffenbach 2, 112 f.) und so konnte sie leicht den Schein der Erblichkeit gewinnen (Brown 29). Von dieser Art waren die meisten Häuptlinge, mit denen die europäischen Besucher bekannt wurden. Man fügte sich ihnen ohne weiteres und hing ihnen mit der größten Treue an (Cook 1. R. 3, 61. Dillon 1, 220). Und so wie die einzelnen Häuptlinge, so hoben sich auch einzelne Familien vor den übrigen des Standes, mit denen sie ursprünglich ganz gleich waren, durch Kriegstüchtigkeit, Reichthum, Einsicht u. s. w. hervor. So theilte sich dieser eine Stand scheinbar in zwei und von den Rangatira, wie man nun die vornehmeren ausschließlich nannte, schied man die unbedeutenderen, obwohl sie ursprünglich ebensogut Rangatira waren wie jene anderen, durch einen besonderen Namen ab; man nannte sie tangata Leute oder tangata ware. Gewiß ist diese Eintheilung, welche wir bei Nicholas, bei Shortland a 210, bei Thomson 94 und sonst finden, nicht eine nur von den Europäern erfundene, etwa nur nach Analogie der übrigen polynesischen Verfassungen: die Eingeborenen machten sie vielmehr selbst, ja sie umgaben die vornehmeren Rangatira, also die Rangatira im späteren, engeren Sinn, nach alter polynesischer Auffassung des höheren Standes, von der sie nicht loskamen, mit einem höheren Tabu. Doch ist es ein Irrthum, wenn Shortland (eb.) die Rangatira ohne weiteres Edle, Häuptlinge nennt. Wohl aber ist was er weiter sagt, vollkommen richtig: daß nämlich besonders tapfere oder besonders einsichtige tangata ware in jenen ersten Stand der Rangatira aufstiegen und umgekehrt, daß Mitglieder des ersten Standes durch Feigheit und Untüchtigkeit zu den tangata ware herabsanken. Natürlich: der Unterschied dieser beiden Stufen war ja eben nur auf größerer Tüchtigkeit und Tapferkeit gegründet. Auffallender ist jene schon oben erwähnte Notiz Browns (29), daß auch Sklaven Häuptlinge werden konnten: allein man wird sie nicht unglaublich finden, wenn man bedenkt, daß Sklaven, Kriegsgefangene, bisweilen als freie Stammgenossen gehalten wurden und daß sie ihrer Geburt nach auch zu den Rangatira, nur eines anderen Stammes, gehörten.

Neben oder vielmehr über diesen Rangatira aber gab es nun ursprünglich auch noch einen Stand, der dem Adel des übrigen Polynesiens entsprach, die Ariki. Diese hatten freilich zur Zeit der Entdeckung schon fast alle ihre Macht verloren, ja es scheint fast, als ob

das Bekanntwerden mit den Europäern ihnen den letzten Stoß versetzt hat. Wenigstens wäre das begreiflich genug, da die Rangatira schon ihrer größeren Zahl nach, dann aber wegen der größeren Bedeutung ihrer einzelnen Standesgenossen viel reichlicher mit den Europäern zusammenkamen und sehr leicht von diesen für den Adel des Landes genommen werden mußten. Etwas später, zu Anfang dieses Jahrhunderts und bis 1840 hin, hatten die Ariki schon gar keine politische, sondern — wie der Tuitonga — nur noch religiöse Geltung und deshalb, trotz ihrer Ohnmacht, eine sehr große Ehre bei ihrem Stamme und weit über ihren Stamm hinaus (Hale 33). Man glaubte, sie kehrten nach ihrem Tod an einem Ort in der Gegend des Nordkap zu den Göttern zurück (Polack 1, 37; 58). Die lebenden Ariki waren öfters von hohem Ahnenstolz durchdrungen (Wakefield 2, 225) und besaßen sehr weit zurückgehende Stammbäume (Taylor 155; oben 133). So fand es auch Dieffenbach (2, 112 f.): ihre Würde war in männlicher und weiblicher Linie erblich und auch hier galt der Vater für minder vornehm als der Sohn, wenn er auch nicht gleich bei Geburt des letzteren zu dessen Gunsten abdankte (Polack 1, 27). Sie genossen als Kind schon die größte Auszeichnung und Ehre; sie waren auch bei fremden Stämmen von gleichem Ansehen als zu Haus, sie wurden im Krieg geschont und im Frieden sandten ihnen Verwandte und Freunde oft sehr bedeutende Geschenke (Dieffenb. 2, 112 f.). Diese Gaben waren zwar herkömmlich, aber frei, ursprünglich jedoch waren sie sicher pflichtgemäß und mußten von jedem gegeben werden, denn in ihnen bestand der Tribut an die Fürsten. Vielleicht auch bestand neben jenen Geschenken noch eine fest bestimmte Abgabe: und als diese wie das Inatschi des Tuitonga aufhörte, blieben jene gerade, weil sie freier waren. — Diese neuseeländischen Ariki stehen also ganz den Egi von Tonga, den Arii von Tahiti gleich; nur während der Adel dieser beiden Gruppen sich mächtig erhielt und alles neben sich wenn auch nicht erdrückte so doch in volle Unterthänigkeit hinabzwang, geschah auf Neuseeland das Gegentheil, der Adel wurde unterdrückt und der zweite Stand bekam die höchste Macht. Damit fällt die Polemik Shortlands (a 212) gegen Ellis, daß dieser arii mit „König" übersetze. Ellis hat ganz Recht; was einst die neuseeländischen Ariki waren, aber jetzt nicht mehr sind, das sind die tahitischen Arii geblieben. Auch bei den Maori waren

einst dieselben mannigfaltigen Abstufungen unter dem Adel, wie wir sie im übrigen Polynesien finden (d'Urville a 2, 97 f.; 410 f.). Thomson (94) gibt folgende Scheidungen: 1) der Oberhäuptling des ganzen Stammes, der hier wie überall zugleich der oberste Priester war; er war der Vornehmste im Land. An ihn schloß sich 2) seine Familie an, minder vornehm und heilig als er, heiliger als 3) die Stammeshäuptlinge, der Adel, die Ariki im weiteren Sinn. Dann rechnet er unter 4) und 5) die beiden Klassen der Rangatira, unter 6) die Sklaven. Das höchste Oberhaupt des Volkes stammt in gerader Linie von einem Kahnführer der ersten Einwanderer ab; seine Würde war erblich, zunächst für die Söhne, doch wenn kein Sohn da war, auch für die Töchter (d'Urville a 2, 172). Diese vornehmste Familie stammte ursprünglich von den Göttern ab und sie selbst galten für heilig, ihr Gebot für Götterwillen. Als nun später die ursprünglich Untergeordneten eine so hervorragende Bedeutung bekamen, so war doch noch das eine geblieben, daß dies eigentliche Oberhaupt bei der Disposition über den Landbesitz des Stammes die wichtigste Stimme hatte (eb. Martin 75). Denn gerade in den Rechts- und Besitzverhältnissen hat sich, beachtenswerth genug, die größte Macht des alten Adels erhalten, wie wir gleich betrachten werden. Auch Martin schildert die politische Verfassung der Maori nicht anders als Thomson, ja vielleicht noch genauer, wenn er das Volk in fünf Klassen theilt: 1) Stammeshäuptling; 2) Häuptlinge der einzelnen Familien, der 3ten Klasse Thomsons, der Ariki im weiteren Sinne wie wir sie nannten entsprechend; 3) Nachkommen der Häuptlinge; 4) Freie und 5) Sklaven. Seine 3te und 4te Abtheilung entspricht der 4ten und 5ten bei Thomson. Diese Nachkommen d. h. Seitenverwandten der Häuptlinge, diese Freien — welche wiederum die Nachkommen jener sind und also den tonganischen Matabule und Mua entsprechen — bilden eben die Rangatira, deren ursprüngliche Geltung und Entstehung hierdurch genau bezeichnet ist. Jeder Ariki hat Einfluß je nach seiner Geltung auf seinen Stamm oder jene Iwi genannte Mehrheit von Stämmen (Shortland a 211) und sicher hatte jede Waka, jede der 4 großen Hauptabtheilungen, ursprünglich einen solchen obersten Fürsten, der als heiliges Haupt an der Spitze der Gesammtheit stand. Ja es scheint, als ob jener von Cook erwähnte Teratu ein solches Oberhaupt einer Waka gewesen sei: wenigstens fällt die Ausdehnung

seiner Herrschaft, wie sie Cook beschreibt (vom Kap Kidnappers bis zur Bay of Plenty, 1 R. 3, 61) nahe mit dem Gebiet zusammen, welches nach Hale die 3te Waka, zugleich die größte, inne hat. Es wäre durch dies Zusammentreffen auch begreiflich, warum gerade hier sich diese Würde so lange erhielt: weil eben jene Abtheilung die größte, festeste war. Diese obersten Fürsten hatten dann, auch den Einrichtungen des übrigen Polynesiens entsprechend, einen besonderen Kriegsanführer (Nicholas 198), der aber keineswegs selber von vornehmer Abkunft zu sein braucht (Dieffenb. 2, 115). Doch bekriegten sich zur Zeit des Verfalls der höchsten Würde die kleineren Stammeshäupter ganz nach Belieben und überhaupt schränkte sich die Geltung des Ariki immer mehr und mehr auf rein persönliche Geltung ein (Nich. eb.). Wichtige Dinge wurden öffentlich besprochen, in einer Versammlung aller freien Männer (Shortl. 2, 211); und daher nennt Shortland (eb.) ihre Verfassung eine patriarchalisch beschränkte Demokratie, Ellis dagegen (3, 341) aristokratisch oder feudal — und beides anstatt sich zu widersprechen ist wahr. Denn ursprünglich war sie allerdings eine durchaus despotisch-aristokratische und nur insofern patriarchalisch, als das Verhältniß der Herrschenden zu den Beherrschten ursprünglich auf der Familie beruhte. Später aber entwickelt sich hieraus durch das Emporkommen des zweiten Standes, der freien Rangatira, welche dem eigentlichen Adel nur fern verwandt waren, sowie durch die Zurückdrängung des Adels eine demokratische Verfassung, welche dadurch patriarchalisch gefärbt wird, daß auch bei ihr noch die Familienbande Geltung haben. Doch war schon zur Zeit der Einwanderung das alte despotisch-aristokratische System, obwohl es damals wie aus Greys Sagen und Mythen hervorgeht, noch in voller Blüthe war, insofern einigermaßen verändert, als die Einwanderer nicht unter einem, sondern unter vier Oberhäuptern kamen und diese vier Oberhäupter gleiche Geltung in der neuen Heimath behielten, durch deren Natur die Spaltung sich mehrte und die späteren Zustände herbeigeführt wurden. Diese Spaltung in vier Häupter veranlaßt noch die Frage, ob sie schon in der alten Urheimat oder erst durch die Einwanderung, welche ja vielleicht zu verschiedenen Zeiten erfolgte, entstanden ist. Allerdings weist der Umstand, daß wir auf den anderen Gruppen, soweit wir ihre Geschichte zurückverfolgen können, gleichfalls eine despotisch-aristokratische Verfassung finden, darauf hin,

daß diese Spaltung erst durch die Einwanderung erfolgt sei. Allein hiergegen sprechen Greys Sagen auf das entschiedenste, welche alle einstimmig die Haupteinwanderung gleichzeitig geschehen und nur einen ganz untergeordneten Zuschuß zur Bevölkerung später nachkommen lassen. Auch kamen, diesen Sagen zu Folge — deren Treue in diesen Dingen für ebenso groß anzuschlagen ist, als wir sie für chronologische Bestimmungen für gering erachten müssen — die Einwanderer selbst in so häufige Berührung, sie kannten einander so genau, daß wir nicht etwa durch Landen an verschiedenen Orten und isolirtes Heranwachsen der vier einzelnen Hauptstämme der Insel jene Zerklüftung erklären können. Bedenken wir nun ferner, daß durch das religiöse Element der polynesischen Verfassung das Emporkommen Einzelner sehr leicht geschehen konnte: denn war der Fürst Vertreter, ja Inkarnation der Gottheit auf Erden, mußte so alle Macht von ihm ausgehen; trat aber ein anderer auf, der mächtiger war oder wurde, was war nothwendiger, als daß man diesen für den wahren Vertreter der Gottheit, für die Inkarnation eines mächtigeren Gottes hielt und sich diesem, schon rein aus religiösen Gründen zuwandte? Alle diese Gründe lassen Folgendes als die richtige Antwort auf unsere Frage erscheinen: Schon zur Zeit der Auswanderung waren einzelne besonders mächtige Häupter neben den eigentlichen Herrschern aufgekommen, trotzdem daß dieser letzteren Macht damals noch ganz streng theokratisch-despotisch war. Viele von diesen strebten nach größerer Bedeutung, als sie unter jenem Herrscher haben konnten und da ihnen im Mutterlande dies nicht gelang oder Schwierigkeiten bereitete, so wanderten sie aus, gemeinschaftlich, einer vom anderen gerufen, aber jeder dem anderen gleich an Macht, an Selbständigkeit. Durch das Auseinandergesetzte erledigt sich auch der Einwand, den man aus der so sehr frühen Zeit dieser Einwanderung herzunehmen geneigt sein könnte. Die urälteste Gestalt der polynesischen Verfassung war eben keine allzustrenge; sie war despotisch, war theokratisch, aber eben aus letzterem Grund die Verhältnisse noch flüssiger, welche sich erst im Lauf der Jahrtausende an verschiedenen Orten des Gebietes zu absoluter Herrschergewalt der Könige verdichteten.

Mit den neuseeländischen Zuständen haben die Verhältnisse auf den Markesasinseln die größte Aehnlichkeit (Ellis 3, 343; Meinicke 86). Denn auch hier finden wir die ursprüngliche Verfassung

nur noch in Trümmern; auch hier ist keine Centralgewalt, die Gruppe zerfällt in lauter einzelne selbständige Inseln, die Inseln in lauter scharf geschiedene Stämme, welche alle für sich wieder unter je einem Oberhaupte stehen; auch hier ist dies Oberhaupt sehr wenig einflußreich und die Stände sehr wenig von einander geschieden (Forster Reise 2, 263; Bem. 337; Wilson 249; 260; Porter 2, 65; Krusenstern 1, 167 f.; Hale 36; Ellis 3, 93; Bennett a, 1, 319; Melville 2, 97). Doch wird der höhere Rang des Häuptlings stets geachtet (Porter 2, 65), obwohl er sich äußerlich nur durch einige Kleinigkeiten in der Kleidung auszeichnete (Melv. 2, 112). Hatten doch besonders angesehene Fürsten auch bei feindlichen Stämmen und selbst in Kriegszeiten freien und ungefährdeten Zutritt (Melville). Die Häuptlinge bekommen zwar Abgaben, aber keine Dienstleistungen außer ganz freiwilligen; auch haben sie keine richterliche Gewalt (Stewart im Baseler Miss. Mag. 1839, 62). Wenn nun Melville (2, 112) versichert, daß den — stets milde ausgesprochenen — Befehlen derselben stets und sofort Folge geleistet sei, Krusenstern (1, 183) aber im Gegentheil erzählt, man hätte ihre Befehle, weit entfernt ihnen zu folgen, nur verlacht: so läßt sich dieser Widerspruch dadurch erklären, daß beide an verschiedenen Theilen der Insel (Nukuhiva) mit den Eingeborenen verkehrten, Melville in dem abgeschlossenen Taipithal, das wegen der kriegerischen Wildheit seiner Bewohner gefürchtet mit europäischen Bewohnern wenig in Berührung kam, Krusenstern dagegen in den Küstengegenden, welche den meisten Verkehr mit den Europäern hatten. Die Fürsten erhielten überall größere Ehren auch nach dem Tode (Melville 2, 84 f.; Wilson 246) und nur ihre Seele, so glaubte man, kam in den Himmel (Math. G*** 40). Die Bevölkerung zerfällt in lauter einzelne Stämme, deren jeder seinen Häuptling, freilich auch seine Götter und Priester — ein Beweis, daß diese Trennung der Bevölkerung sehr alt sein muß — für sich besitzt (Porter 2, 29). Doch haben sich Spuren erhalten, wonach anzunehmen ist, daß früher die Bevölkerung wenigstens der einzelnen Inseln unter einem Oberhaupt standen (Meinicke 94), wie z. B. Wilson (260) einen Fürsten vorfand, der über vier „Distrikte" herrschte und auch Ellis (3, 317) hier Herrscher erwähnt, welche zugleich das Oberhaupt mehrerer Stämme waren, ohne daß dadurch ihr Einfluß und ihre Macht größer war.

Auch war die Stellung des Königs, der Häuptlinge ursprünglich hier ebenso wie anderwärts: er selbst wie seine Kinder und Enkel sind „Etuas“, d. h. Götter und seine Enkelin — der Rang vererbte auch hier in weiblicher Linie — war so heilig, als es nur immer die tonganische Tamaha sein konnte (Krusenst. 1, 140; Vincend. Dum. Marqu. 226). Einzelne dieser irdischen Etuas, welche in der Zurückgezogenheit leben, genießen geradezu göttliche Ehren: ja sie erhalten Menschenopfer, so oft sie verlangen (Stewart a im Baseler Miss. Mag. 1839, 65). Wird dem König oder einem Häuptling ein Sohn geboren, so gehen Rang und Titel des Vaters sofort auf das Kind über, der Vater behält nur stellvertretend als Regent, so lange der Sohn unmündig ist, die Macht (Math. G*** 103). Weil nun eben der Häuptling eine göttliche Würde besitzt (eb. 100), so zieht Verletzung dieser seiner Heiligkeit, der Bruch des Tabus, das seine Person umgibt, den Tod nach sich (eb. 104). Nur die Verwandten des Königs bildeten auch hier den eigentlichen Adel, der deshalb nicht sehr zahlreich war (Kru senstern 1, 167). Dem Könige standen untergeordnete Häuptlinge zur Seite (Melville 2, 115). Auch gab es hier einzelne Würdenträger: so der Toa oder Tua (Hale 36; Meinicke 95; der Name stimmt zum tahitischen toha, towha, tavana, wohl aber nicht zu den tonganischen Tua), der Kriegsoberste, der jedoch zur Zeit der Entdeckung nur noch wenig Einfluß hatte, so daß jeder im Krieg sich hielt, wie es ihm selber beliebte und Krusensterns Behauptung (1, 183), die tüchtigsten Krieger seien jedesmal Anführer, keinen Widerspruch enthält. Wenn Math. G*** erzählt, daß der Oberpriester, der Taua einen sehr großen politischen Einfluß hat, daß er meist aus der Familie der Häuptlinge gewählt wird, daß es nur einen Taua (dem dann die Tahuna, die anderen Priester untergeordnet sind) für jeden Stamm gibt: so ist dies dem Namen nach gewiß jener Toa. Allein wie stimmen die Angaben über die Geltung der Würde? Der Taua scheint eine ähnliche Stellung zu haben, wie der Tuitonga: er war vielleicht das ursprüngliche Haupt der Insel und ist erst später verdrängt. Jener Toa hatte im Kriege nur noch wenig Einfluß. Lag sein Einfluß vielleicht nach einer anderen Richtung hin und lassen sich so die Angaben vereinigen? Wir lassen dies unentschieden und erwähnen nur noch, daß Krusenstern noch einen anderen vornehmen Beamten nennt, den „Feuermacher“ des Königs (1, 186),

welcher dem König immer zu Händen sein, ja bei nur etwas längerer Abwesenheit desselben ihn vertreten muß und zwar nicht nur in Regierungsgeschäften, sondern auch bei seiner Gemahlin. Allein diese Schilderung scheint sich nur auf einen Tayo (oben S. 130) zu beziehen und keine allgemeine Geltung zu haben. Doch sagt auch Radiguet revue des deux mondes 1859, 2, 613, daß den Fürstinnen Polyandrie erlaubt sei.

Der Titel der Fürsten war aïki (neuseel. ariki tah. arii) oder häufiger noch hakaïki (Hale 36). Allein nur das erstgeborene Kind, Knabe oder Mädchen, wird selbst wieder hakaïki (Radiguet rev. des deux mondes 1859, 2, 607). Ihre Seitenverwandten waren hier wie überall die Landbesitzer (Hale 36) und auch ihre Seelen gingen noch zum Himmel ein; und sie konnten selber zum Stande eines Hakaïki durch besonders ausgezeichnete Kriegsthaten, durch Heirath, durch Adoption, welche hier so häufig war, wie in Tonga, emporsteigen (Rad. eb.). Man nannte diesen zweiten Stand hier, zu welchem auch die jüngeren Kinder der Haka-iki gehörten, die Kikino (Radiguet eb.) Das geringe Volk und seine Seelen gelangten nach dem Tode nur in die Unterwelt, welche hier Hawaiki genannt wird (Math. G*** 40). Dieser dritte Stand hatte die Stellung wie überall das Volk in Polynesien: seine Mitglieder besaßen den Hakaïki gegenüber kein Eigenthumsrecht, vielmehr konnten ihnen diese noch außer den Abgaben, welche sie erhielten, nehmen, was sie wollten, sie aus ihren Besitzungen vertreiben, um sie selbst inne zu haben, sie durch aufgelegtes Tabu nach allen Seiten hin beschränken u. s. w. (Radig. eb.). Sklaven waren hier selten (Hale 36); sie waren wie die Fremden, die man ausnahmslos als Feinde betrachtete, rechtlos und konnten ganz willkürlich behandelt, also auch getödtet werden (Mathias G*** 106).

Wir sehen hier also dieselbe Verfassung wenigstens in den Grundzügen, wie überall in Polynesien. Die Macht der eigentlichen Fürsten und des hohen Adels war freilich sehr geschwunden, und auch sonst waren die Unterschiede zwischen den Ständen sehr verwischt (Melville 2, 97), und zwar aus denselben oder doch ganz ähnlichen Gründen wie auf Neuseeland, aus der Zerspaltung der Bevölkerung in lauter einzelne Stämme und der scharfen Isolirung dieser letzteren, welche noch dazu keine sehr hohe Kopfzahl hatten. Dazu kamen nun die ewigen Kriege, welche durch diese Isolirung zuerst mit veranlaßt

und später nur noch verschlimmert wurden. So trat auch hier die Klasse der Bevölkerung, die den eigentlichen Kern ausmachte, die Landbesitzer, hervor und nach und nach auf die Machtstufe, welche früher die Häuptlinge allein inne hatten und welche sie nun mit ihnen theilten. So sagt denn Mathias G*** 101 ganz richtig, daß die Häuptlinge Landeigenthümer und von einander unabhängig (eb. Ellis 3, 93) sind und nur bei Kriegen oder großen nationalen Festen mit einander in Verbindung treten (Vergl. Vincend. Dumoul. Marq. 227). Wer dann sich unter ihnen durch Reichthum, welcher häufig den größten Einfluß gibt (Krusenstern 1, 183), oder durch Kriegsruhm sich auszeichnet, tritt an ihre Spitze als mächtigster Fürst. Wir finden also hier die neuseeländischen Rangatira aufs genaueste wieder. Auch verpachten sie öfters Land nach Roquefeuil 1, 316 und wenn dieser letztere hinzufügt, daß diejenigen, welche das meiste Land besitzen, nicht immer die mächtigsten sind, so ist das leicht zu begreifen. Wer größeren Kriegsruhm hatte oder wer von vornehmeren Geschlechte war — denn die Verehrung der höheren, göttlicheren Abkunft erlosch nie — hatte natürlich größere Geltung als andere. Auch ist Landbesitz in diesen unentwickelten Verhältnissen keineswegs immer das, was als höchster Reichthum gilt. Und so besaßen auch viele der Geringeren, Geltungsloseren Grundeigenthum (Krusenst. 1, 168).

Wie auf den Markesas, so waren die Zustände auch auf der kleinen Insel Waihu (Forster Bem. 331): hier gab es zwar einen König über die ganze Insel (Eri, Hariki) allein er hatte keinen Einfluß und genoß auch wenig Ehrerbietung (Forster R. 2, 231); doch waren auch hier die Gräber der Könige heilig (eb. 217). Die Verhältnisse waren hier so armselig, daß eine Ordnung der Gesellschaft kaum Geltung haben konnte; und dieser Satz, den Forster (Reise 2, 232) allerdings nur von Waihu ausspricht, gilt in noch höherem Maaße von fast allen Inseln des Paumotuarchipels. Jede einzelne Insel steht unabhängig für sich da und ist kaum in Berührung mit irgend einer benachbarten. Doch hatte jede Inselgruppe einen Häuptling, Arii oder Areki rahi genannt, welcher zugleich Priester war und von dem die kleineren Häuptlinge, die Vorsteher der einzelnen Inseln, welche ihren Tribut zahlten, abhingen (Mörenhout 1, 110). So gering war indeß die Ehrerbietung und der Einfluß, welche diese Häuptlinge besaßen, daß man sie bei eintretender Hungersnoth wohl gar

ausplünderte (eb.) und daß Belcher (a 1, 375) auf der Insel Hau zu der Vermuthung kam, es gäbe gar keinen Häuptling daselbst. Etwas anders haben sich die Verhältnisse im Anfang dieses Jahrhunderts auf den westlichen Inseln des Archipels gestaltet, indem sich hier ein politischer Mittelpunkt dadurch bildete, daß um diese Zeit die Bewohner von Anaa durch einen Kriegszug 38 Inseln unterjochten und die Einwohner als kriegsgefangene Sklaven nach ihrer eigenen Insel schleppten. Zwar haben sie, als sie um 1810 Christen wurden, die Gefangenen wieder freigelassen, und diese sind zum Theil auf ihre Inseln zurückgekehrt (Wilkes 1, 343; Hale 35). Doch aber ist der Einfluß von Anaa nicht geschwunden, selbst da nicht, als es selber (1817) unter tahitische Oberhoheit, die freilich nicht schwer lastete, gebracht wurde (Mörenhout 2, 371); er dauert noch heute (Arbousset 286). Anaa selber hatte keinen König, wohl aber verschiedene Häuptlinge, deren Einfluß auf vornehmer Abkunft oder großem Reichthum oder besonderer Klugheit beruhte (Hale 35). Sehen wir nun auf diesen ärmlichen Inseln die Grundzüge der polynesischen Verfassung gleichsam im letzten Erlöschen, so sind sie vollständig, ja vollständiger wie auf vielen anderen Centren ozeanischen Lebens erhalten auf der bedeutendsten Gruppe Paumotus, auf Mangareva. Hier hatte, wie Lesson (Mang. 116) sagt, der Hohepriester das höchste Ansehen, neben welchem ein König aus dem Geschlechte der Tongaiti (eb. 125) stand, dessen Würde nie von einem Weibe bekleidet werden konnte (eb. 117). Dieser Hohepriester ist aber sicherlich nichts anderes als etwa der Tuitonga war, ein Herrscher, der nur noch religiöse Geltung hat, weil neben ihm ein anderer weltlicher Herrscher aufgekommen ist. Der König war früher alleiniger Landeigenthümer und bekam ein Drittel, die Hälfte oder soviel er wollte von allen Landeserzeugnissen, von welcher Abgabe nur seine Verwandten frei waren (d'Urville b, III, 176). So waren die Verhältnisse gewiß zu jener Zeit, als der Priester und der König noch eine Person, das heißt als das alte polynesische Königthum hier noch völlig unversehrt war. Als später jener König, von dem Lesson erzählt, das alte Herrschergeschlecht seiner weltlichen Macht beraubte, so trat damit eine Veränderung der Verhältnisse, welche sich langsam vorbereitet hatte und dem Gang der Ereignisse auf anderen Gruppen des Ozeans völlig gleicht, nur endlich zu Tage: der zweite Stand, der bei weitem zahlreichste, die dem Herrscherhaus durch Seitenlinien ver-

wandten Adelsgeschlechter hatten die größere Macht erlangt. Diese waren nun die Landbesitzer, da nun das Land nicht mehr wie früher alleiniges Eigenthum des geheiligten Fürsten war; und sie verpachteten sehr häufig ihre Ländereien an den dritten Stand, an das gemeine Volk, die Arbeiter (Lesson Mangar. 121). Gewiß aber aus ältester Zeit stammt eine Eigenthümlichkeit, welche sich hier erhalten hat und welche so recht die alte Heiligkeit des Königthumes zeigt. War dem König der erste Sohn, welcher stets den Thron erbte, geboren, so verlor wie zu Tahoi und Nukuhiva sofort der Vater seine Würde und galt nur noch als Regent, das Kind aber als König, welches in einem abgesonderten Hause erzogen wurde (Marescot bei d'Urville b, 3, 428). Dies Haus lag auf einem hohen Berg, auf welchem in derselben Art alle Vorfahren des Königs aufgewachsen waren. Man sagte dem Kinde, daß alles Volk zu seinen Füßen wohne und ihm gehorche; daß die ganze Welt, die er sähe, ihm gehöre. Ist der Knabe in diesen Gesinnungen, die ihn zum absoluten Herrscher allerdings trefflich vorbereiteten, zum Jüngling herangereift, so steigt er von dem Berge herab und alles Volk zieht ihm in feierlicher Procession, um ihn einzuholen, entgegen (Caret in den annal. p. propag. d. l. foi 1842, 51, 0—11; daher bei Michelis 99).

Nachdem wir so das Einzelne betrachtet haben, kommen wir nun noch einmal auf jene allgemeine Betrachtung, mit der wir unsere Darstellung der polynesischen Verfassung eröffneten, zurück. Der überall herrschende Grundsatz, daß es zwei Menschenklassen oder Stände gebe, deren eine mit den Göttern verwandt und selbst Atuas oder Götter seien, deren andere nur der Erde angehörig, nicht einmal eine Seele hätten, war auf den verschiedenen Inseln zu mehr oder minder schroffer Geltung gelangt: näher specialisirt ergibt er folgende äußerst wichtige Folgen:

1) Die Stände sind erblich ohne die Möglichkeit der Versetzung aus einem in den anderen. Wo eine solche eintritt, beruht dies auf späterer Entartung.

2) Vermischung derselben mußte als Verunreinigung des göttlichen Blutes, welches in den Adern des Adels floß, angesehen und deshalb vermieden werden. — So tilgte man die Früchte einer solchen Verbindung durch Tödtung derselben gleich bei der Geburt. Auf Hawaii verlor eine Frau von Adel denselben, wenn sie einem Manne aus dem Volke ein Kind gebar (Chamisso 149).

3) Nur der Adel konnte daher zum Gottesdienst zugelassen werden: nur er durfte die den Göttern heiligen Stätten betreten, nur er Götterbilder haben (Chamisso 150).

4) Weil der Adel selber göttlicher Natur war, so hatte er ursprünglich, wenigstens in seinen Hauptvertretern, auch priesterliche Kraft. So war der König oft auch in Tahiti (Ellis 3, 94) hoher Priester; und in Neuseeland fehlten eigentlich die Priester, weil jeder Freie daselbst Priester war. Ein selbständiger Priesterstand konnte zu keiner hervorragenden Bedeutung gelangen. Er gehörte meist nur den mittleren Ständen an. Der Adel waren eben die Mittelpersonen zwischen Göttern und Volk.

5) Daher nahm er auch als Stellvertreter der Götter Gaben und Huldigungen an, so daß auch die vielfachen Bedrückungen einen religiösen Grund haben (Vincend. Dum. Taiti 302).

6) Weil er göttlicher Natur war, so mußte eine strenge Scheidung zwischen ihm und dem unheiligen Volke sein: daher das weitläufige Tabusystem, das den Adel umschanzte.

7) Daher mußte die Verfassung ein reiner Despotismus sein, und alle die Consequenzen des Königthums von Gottes Gnaden, hieher gehörten sie, denn hier flossen sie logisch aus dem Grundbegriff des Adels.

8) Wie es Gliederungen unter den Göttern, mächtige und minder mächtige gab: so mußte es auch Stufen unter dem menschlichen Adel geben. Wer den höchsten Göttern am nächsten stand, mußte über alle andern herrschen. So entwickelte sich das Königthum.

9) Besonders hervortretende Herrscher wurden nach ihrem Tode zu selbständigen göttlichen Wesen (Beisp. bei Jarves 40, 54).

10) Aber auch da, wo der König oder der hohe Adel seine Macht verloren hat, auch da bleiben ihm wenigstens die Ehrenbezeugungen wie früher: denn seine göttliche Natur kann er nicht verlieren.

11) Weil nun der Adel so scharf geschieden war: so ist es begreiflich, daß er, und wäre es bloß um Tabubrüche zu vermeiden, gern abgesondert wohnte. So fällt von hier aus auf Tonga tabu und die dort wohnenden Fürsten ein neues Licht.

Dies etwa sind die Grundzüge dessen, was wir jetzt überall mehr oder weniger verändert finden. Bei mehreren Inseln können wir die Entwicklung einige Jahrhunderte zurückverfolgen, indem wir die Sagen und Ueberlieferungen der Eingeborenen zu Hülfe nehmen; und hierbei er-

giebt sich als gewiß beachtenswerthes Resultat, daß wir überall dieselben Zustände schon seit Jahrhunderten finden. So auf Tonga; auf Hawaii; auf Tahiti, welches um 1600 monarchisch regiert wurde (Mörenhout 2, 388; Vincend. Dum. Taiti 338). Dieselben Schwankungen, welche die Zustände dieser Inseln zur Zeit der Entdeckung zeigten, finden wir die 4—5 Jahrhunderte hindurch wieder, von denen wir Kunde haben. Die neuseeländischen Zustände können wir durch die Sagen Greys viel weiter zurückverfolgen; aber wenn gleich diese Sagen die Macht der Fürsten noch sehr gegen die der Rangatira hervortreten läßt, so finden wir doch die Grundlagen, auf welchen sich alles Spätere zu seiner Gestalt entwickeln mußte, schon in ihnen sehr klar und deutlich angegeben.

Nun ist es eine Thatsache, deren Nachweis hauptsächlich Meinickes Verdienst ist, daß im geistigen Leben der Ozeanier eine große Veränderung eingetreten ist: daß sie nämlich ihre alten Götter gegen neue, welche durch die Vergötterung ihrer Fürsten entstanden, zurücktreten ließen. Sollte diese Veränderung nicht auf ihre politischen Zustände Einfluß gehabt, nicht dieselben vielleicht erst hervorgerufen haben? Vielmehr das umgekehrte ist richtig. Die Fürsten standen mit den Göttern in so naher Verbindung, daß man sie selber für Atua, für Götter hielt und ihnen auf Erden deshalb schon eine göttliche Stellung einräumte. Je mächtiger sie nun auf Erden waren und wurden, um so mehr mußte man ihnen auch nach ihrem Tode Bedeutung beilegen, um so näher ihre Beziehung zu den Göttern annehmen. So hielt man ihre Geister erst für untergeordnete Gottheiten, deren Macht aber mehr und mehr wuchs und endlich die alten Götter zwar nicht ganz verdrängte, aber doch in den Hintergrund rückte. Daß dadurch, aber erst in zweiter Linie, auch ihr irdischer Einfluß wuchs, wer wollte es bezweifeln? wollte man dagegen von der umgekehrten Annahme ausgehen, ihre irdische Macht sei erst durch ihre Vergötterung entstanden, so wird dies dadurch unmöglich, daß die Seelen aller Gestorbenen als einflußreiche Geister weiter lebten, daß also die besondere Macht einzelner Geister dadurch unerklärt bliebe.

Auch war die Macht der Fürsten keineswegs in den ältesten Zeiten so ganz absolut, wie später vielfach. Denn die ursprünglichste Grundlage des polynesischen Staates, welche freilich in das graueste Alterthum zurückreicht, ist die Familie. Der Vater steht an der Spitze, der, weil er die Be-

ziehungen der Familie zu den Göttern oder dämonischen Mächten regelt, weil er der Hauptschutz der Familie ist, den Göttern als besonders nahe stehend angesehen wurde; alles andere gliedert sich nun nach den näheren oder ferneren Graden der Verwandtschaft wie im Hause, so in dem aus ihm erwachsenen Staate. Die Diener des Hauses, ursprünglich wohl Kriegsgefangene oder sonst erbeutete Menschen oder solche, die theils aus Armuth, vielleicht auch aus religiösen oder rechtlichen Gründen sich an das Haus und seinen Herrn anschlossen, werden im polynesischen Staatsleben durch das Volk vertreten. Daß sich aber ein so zahlreiches und doch ganz rechtloses Volk neben dem Adel bilden konnte, beweist mehr als alles Andere für das graue Alterthum der polynesischen Stämme und ihrer Einrichtungen. Denn ursprünglich — die physische Gleichheit beweist es — muß das Volk doch ebenfalls vom Adel ausgegangen, ihm verwandt gewesen sein: die Kluft, welche nun dennoch zwischen beiden Ständen sich gebildet hat, setzt endlose Zeiträume der Entwicklung voraus. Auf dieser patriarchalischen Grundlage des Staates beruht ferner noch ein Zug, welcher durch ganz Polynesien hindurch geht und die verschiedensten Erklärungen hervorgerufen hat. die Vererbung durch die weibliche Linie. Man hat diese Einrichtung als Folge der polynesischen Ausschweifungen betrachtet (so z. B. Jarves 33). Allein einmal finden wir sie auch da, wo die Polynesier keineswegs so ausschweifend sind, zweitens war die Ehe fast überall streng und drittens waren in früheren Zeiten die Ausschweifungen sicher minder arg, in welchen diese Einrichtung schon bestand. Wie verträgt sich ferner mit jener Annahme die hervorragende Stellung, welche die Weiber in Polynesien hatten (S. 124)? Auch diese Einrichtung geht vielmehr auf die alte Grundlage des polynesischen Staatslebens, auf die Familie zurück: hier ist es freilich die Mutter, auf welcher der Fortbestand der Familie beruht und diesen Grundsatz oder besser diese uralte Anschauung hat man beibehalten bis in die spätesten Jahrhunderte.

Mit den politischen Einrichtungen nahe verknüpft, ja vielfach von ihnen abhängig, sind die Rechtsverhältnisse. Freilich sind diese schwankend genug und häufig durch die Gewalt der Herrschenden durchbrochen; denn wie auf Hawaii der König — ganz consequent, wenn er der Stellvertreter Gottes war — von den Gesetzen dispensiren konnte (Ellis 4, 422), so herrschten nach Mörenh. (2, 17)

auch auf Tahiti nur Willkür und das Recht des Stärkeren. Ueberall gab es nur Gewohnheitsrechte. Das meiste war bestimmt durch den religiösen Bann, durch das Tabu, dessen Verletzung nach dem bestimmten Glauben der Eingeborenen unfehlbar Tod brachte. Was außerdem noch zu sagen ist, mag in Kürze folgendes sein.

Recht sprechen und Strafe bestimmen ist überall Sache der Häuptlinge und, wo ein solcher existirt, des diesen übergeordneten Königs, an welchen man in Hawaii sogar appelliren konnte (Tonga Cook 3. R. 2, 133. Samoa Turner 285. Tahiti Ellis 3, 122—3. Markesas Math. G*** 104. Hawaii Ellis 4, 422). Eben deshalb entschied in Neuseeland die Mehrzahl der Stammgenossen (Dieffenb. 1, 93; 2, 105; Shortland a, 216), doch hatten auch hier die Häuptlinge trotz ihrer gesunkenen Macht besondere juristische Geltung (Taylor 384. Polack narr. 2, 55. Cook 1. R. 3, 61). Doch gab es auch eine Menge Fälle, in welchen der Einzelne sich selber Recht nehmen durfte, überall da nämlich, wo er den Frevler (Dieb, Ehebrecher u. s. w.) auf der That ertappte. Die Strafen waren meist hart: Todesstrafe, ebenso grausame Verstümmelungen waren nicht selten (Tonga Cook 3. R. 2, 133. Samoa Turner 285; 325. Tahiti Bougainville 181. Forster Bem. 318. Markesas Math. G*** 104 f. Hawaii Ellis 4, 421). Auch mit Hunger strafte man in Samoa oder damit, daß der Schuldige eine widerwärtig schmeckende Frucht, eine brennende Wurzel essen mußte (Hood 18), daß er nackt herumgeführt oder mit Armen und Beinen an einen Pfahl gebunden zu dem Beleidigten hingetragen wurde, daß er sich längere Zeit der Sonne aussetzen mußte u. s. w. (Turner 287). In jetziger Zeit sind von den Missionären meist Arbeitsstrafen eingeführt und die Wege, welche die Sträflinge anlegen müssen, nützen dem gemeinen Besten sehr.

Ueber die Strafe des Ehebruchs ist schon (S. 129 f.) geredet. Diebe bestrafte man in Tahiti mit Ersäufen — auch auf Rarotonga war dies die Strafe (Ellis 3, 127) — oder Erhängen (Forster Bem. 318; Boug. 181; Ellis 3, 126) oder mit sofortigem Niederstoßen Ellis 3, 125), obwohl ein eigener mächtiger Gott, Hiro, der Sohn Oros, die Diebe schützte. Eine gewöhnliche Strafe war ferner (auch für andere Verbrechen) das Ausplündern des Thäters, welcher dann (Earle 107; Ellis 3, 126) keinen Widerstand leistete.

So war es auf den Markesas Math. G*** 105), auf Neuseeland Polack 2, 101; Brown 24), wo man auch Unglückliche ausplünderte, weil man Unglück für eine göttliche Strafe, die davon Betroffenen also für Verbrecher ansah (eb.); auch ganze Stämme wurden ausgeplündert (Dieffenb. 1, 93), theils zur Strafe, theils aber auch nach dem Tode eines Häuptlings (d'Urville a, 2, 546). Auch in Hawaii traf den Dieb diese Strafe; Tod jedoch, wenn er sich am Eigenthum eines Fürsten vergriffen hatte (Ellis 4, 420 f.). Man stieß ihn dann hier und in Tahiti gebunden in einem lecken Kahn ins Meer: d. h. man entsandte ihn in die Heimath der Götter, damit diese ihn bestraften, denn an ihnen hatte er gefrevelt, als er an ihren irdischen Stellvertretern sich vergriff. Daher war das Ausplündern, eine rein irdische Strafe, in Tahiti nur unter dem niederen Volke gebräuchlich (Ellis 3, 126). Auch sonst gab es Vermögensstrafen: auf Samoa wurde dem Schuldigen oft sein Haus verbrannt (Turner 315 f.), Thiere, die sich auf das Eigenthum eines anderen verlaufen hatten, wurden getödtet oder geblendet (eb. 206); Geldbußen wurden auferlegt (eb. 293). Die ebenerwähnte Sitte der Plünderung kam auch bei anderen Gelegenheiten vor: in Rarotonga war es ein Mittel, sich Vermögen zu verschaffen, indem man einfach von seinem Lande Besitz nahm, was man Land-essen (kai kainga) nannte und was fortwährenden Streit hervorrief (Williams 139). Hatte jemand in Neuseeland die Sklavin eines anderen geheirathet, so wurde er von diesem ausgeplündert (Neuseeländer 181 nach Rutherford); nach Todesfällen kam es vor, daß das Haus des Todten geplündert wurde und jedem gehörte das an, was er erhaschte: daher die Angehörigen oft das Beste bei Seite schafften. Mit dieser Sitte scheint auch das Scheingefecht benachbarter Distrikte beim Tode eines Häuptlings zu Tahiti (Mörenh. 1, 551) zusammenzuhängen und dies Alles sowie jene Stammesplünderung zu Neuseeland erinnert an die allgemeine Anarchie nach dem Tode eines Fürsten zu Hawaii. Diebstahl galt übrigens nur dann für schimpflich, wenn er entdeckt wurde, sonst durchaus nicht (Polack 2, 87); nach drei Tagen wird unentdecktes gestohlenes Gut Eigenthum des Diebes (der Neuseel. 182). Häuptlinge raubten, wenn sie einen Unfall erlitten hatten, häufig ihren Untergebenen etwas, um sich schadlos zu halten (Polack 2, 87) und Diebstahl aus Rache kam gar nicht selten vor (Shortl. a, 134; Neuseel. 190).

Beruht dies letztere wie auch die Ausplünderung der Diebe auf einer Art von Wiedervergeltung, so herrschte das jus talionis auch sonst im ganzen Ozean, namentlich bei schweren Verbrechen, bei Mord, bei unsühnbaren Beleidigungen. Keine volle Genugthuung für irgend eine Beleidigung zu verlangen und zu erhalten gilt als feige und unehrenhaft. Die Sagen und die Geschichte aller Inseln bringen eine solche Menge von Beispielen für das Vergelten von Blut durch Blut, daß wir hier nicht aufs einzelne einzugehen brauchen. In Neuseeland nannte man diese Wiedervergeltung utu, welche bei den verschiedensten Gelegenheiten angewandt, bei Mord aber durch mehrere Geschlechter festgehalten und aufs grausamste ausgeführt wurde (Polack 2, 64 f. Shortland a 214).

Sehr häufig traf diese Wiedervergeltung nicht einmal den Schuldigen selbst, sondern nur einen Verwandten desselben, oft unschuldige Kinder (Angas 2, 171; Sagen bei Grey): denn in ganz Polynesien mußte die Familie, die Partei, ja der ganze Stamm für den Einzelnen haften. Letzteres war in Neuseeland Sitte (Thomson 1, 98) und hat viel Krieg und Elend herbeigeführt. Einen Mord konnte man dorten nicht mit Geld büßen (eb. 124) — obwohl häufig für ein Verbrechen z. B. für Ehebruch eine Geldsumme oder Geldeswerth als Compensation genommen wird (Shortland a 224) — wie überhaupt vergossenes Blut in Neuseeland nicht nur alle Verwandten zur Rache rief, sondern so stark wirkte, daß z. B. einem auf der That ertappten aber blutig geschlagenen Dieb der ganze Acker gehörte, von dem er gestohlen hatte (Taylor 352). War ein Verbrecher entlaufen, so zahlte die Familie die Strafe (Wakefield 2, 108): auch fühlte sich die ganze Familie im Einzelnen mitbeleidigt (Tahiti Wilson 441; Neuseeland z. B. Shortl. a 224). Wegen dieses Zusammenhaltens der Familie wurden in Tonga und Samoa womöglich alle Verwandten des Mörders umgebracht; nur selten nahm man Wergeld (Mariner; Wilkes 2, 150). — Eigenthümliche Ausartung des Wiedervergeltungsrechtes war es, wenn in Neuseeland nach einem Morde bisweilen Befreundete des Getödteten auszogen, um den ersten besten, der ihnen in den Wurf kam, mochte es nun Feind oder Freund sein, zu erschlagen (Dieffenb. 2, 127) — was etwas an das malaiische Amoklaufen erinnert. Auch hat man dort das eigenthümliche Billigkeitsgesetz, daß die Bezahlung für einen geleisteten Dienst nicht nach

dem absoluten Werth desselben, sondern nach dem Vermögen dessen abgeschätzt wird, dem er zu Gute kommt (Shortland 183). — Fremde waren überall rechtlos: ihr Eigenthum galt als Eigenthum der Götter des Landes und wurde deshalb ganz gewöhnlich ihnen genommen; und daß Strandrecht galt, darüber wird man sich nicht wundern können (Mariner 1, 308; Mathias G*** 106).

In Samoa wurden unentdeckte Diebe öffentlich und privatim verflucht (Turner 293) und wollte man den Thäter irgend eines Verbrechens auffinden, so wandte man daselbst zunächst einen feierlichen Reinigungseid an (eb.) In Tonga, wo niedere Häuptlinge bei den vornehmeren Fürsten schwuren, indem sie die Hand auf deren Fuß legten (Mariner 1, 155), leisteten die Vornehmsten Entlastungseide auf eine Kavaschale, welche dem Gott Tui fua bolotu geweiht und zu Nichts anderem im Gebrauch war, in Samoa auf einen heiligen Stein oder eine heilige Kokosschale und da ihre meineidige Berührung Tod bringt, so zeigte sich, wer sie zu berühren verweigerte, als schuldig (Mariner 1, 155; Cook 3. R. 2, 25; Turner 241; 118). Ein ähnliches Verfahren mit einer Schale voll Wasser, welches bei der Berührung des Schuldigen Wellen schlug, hatte man zu Hawaii. Auch andere Ordalien kamen daselbst vor (Ellis 4, 423): zu Tonga mußte der Verdächtige durch einen Meeresarm schwimmen, in welchem Haie waren (Mar. 2, 221). Ferner suchte man durch Zauberei den Schuldigen zu ermitteln; wollte man nur den Thäter strafen, wer es auch sei, so wurde über ein auf besondere Weise angezündetes Feuer von den Priestern ein Gebet gesprochen, daß der Frevler von den Göttern getödtet werden sollte. Der König verkündigte öffentlich, daß Diebstahl begangen und der Schuldige verflucht sei: und so groß war die Furcht vor dem Götterzorn, daß der Thäter sehr häufig aus Angst starb (Jarves 36). In Hawaii waren die rechtlichen Institutionen wohl am vollständigsten: man hatte ein bestimmtes Gewohnheitsrecht, welches zwar nur mündlich überliefert, aber nicht minder zwingend war, auch für die Häuptlinge. Es betraf die Sicherheit des Eigenthums und der Person, den Grundbesitz, die Arbeit, zu welcher jeder einzelne dem Häuptling verpflichtet war, es gab Regeln für den Handel und die Bewässerung des Landes; auch gegen Häuptlinge wurde es streng inne gehalten (Ellis 4, 419; 423). Arbeiter für größere Unternehmungen dingte man im Voraus, oft indem man mit einem Dorfhäuptling

akkordirte; auch der Lohn ward voraus bezahlt, thaten sie aber ihre Arbeit nicht, so wurden sie geplündert (eb. 421). Jeder war hier sein eigener Vertheidiger, jeder klagte in eigener Person und die Verhandlungen wurden meist sehr geschickt geführt (423). Daß jeder sich selbst vor Gericht vertrat, welches in Hawaii im Hause des Königs gehalten wurde (Ellis 4, 422) war übrigens im ganzen Ozean Sitte. In Tahiti (Ellis 3, 123) gab es keine bestimmten Gesetze oder Gerichtshöfe; jeder einzelne half sich wie er konnte und die Häuptlinge entschieden und straften nach Gutdünken (eb.). Wenn es nun auch im Tahitischen kein bestimmtes Wort für „Gesetz" gab (eb. 3, 176) und mit dem Wort auch der Begriff desselben von den Tahitiern nicht klar vorgestellt wurde; wenn ferner die Strafe für dasselbe Verbrechen verschieden war je nach dem Stande des Verbrechers: so dürfen wir daraus nicht schließen, daß die Tahitier, die Polynesier kein strenges Rechtsgefühl gehabt hätten. Es war durch vielerlei getrübt. Machte der Stand einen Unterschied in Beziehung auf die Strafe (Meinicke 79), so ist das nur eine streng rechtliche Folge von der größeren Heiligkeit, der Gottverwandtschaft der höheren Stände. Daher kommt es auch, daß Aufruhr, ja sogar schon verächtliche Reden über den König oder die Regierungshandlungen ein so schwerer Frevel war, daß außer der Verbannung oder dem Tod des Frevlers auch noch ein Menschenopfer nöthig war, um die Götter zu versöhnen (Ellis 3, 123). Im Allgemeinen aber haben die Polynesier ein strenges Rechtsgefühl, wie der Eifer beweist, mit welchem sie der Gesetzgebung durch die Missionäre entgegen kamen (Ellis 3, 133 f.); und daß diese Gesetze gehalten wurden, dafür mag die Geschichte des Tahute (Chamisso Ges. W. 4, 63; Ellis 3, 213) ein Beispiel sein.

Auf Tahiti gab es bestimmte Landmarken, welche häufig durch geschnitzte Götterbilder bezeichnet waren; ihre Verrückung galt als schwerer Frevel (Ellis 3, 116). Auch die Neuseeländer hatten feste Landmarken (Pol. 2, 70) und diese sind allgemein und genau bekannt (Taylor 384 f.). Nirgends ist mehr über das Landeigenthum geredet, geschrieben und gestritten, als auf Neuseeland. Wir berühren diese Verhältnisse nrut kurz, so wie sie für unsere Zwecke von Wichtigkeit sind. Jedes Eckchen Land hat hier seinen bestimmten Eigenthümer (Dieffenb. 2, 114), wer derselbe aber ist, das läßt sich oft nur durch die weitläufigsten Untersuchungen ermitteln. Denn

das Eigenthumsrecht beruht lediglich auf Vererbung, diese aber gilt und muß berechnet werden von dem ersten Besitzergreifer an (Taylor 384 f.), also von den Häuptern der ersten Einwanderung. Man muß daher, um die Rechtsansprüche genau zu kennen, die Genealogien und Sagen so weit als möglich zurück verfolgen können: und dies war der praktische Grund, weshalb Grey die Sagen und Ueberlieferungen der Maori zu sammeln unternahm, denn mit diesen alten Ueberlieferungen wird das Eigenthumsrecht stets vertheidigt (Shortland 93). Und nichts ist den Neuseeländern heiliger als dies Besitzrecht an sein Land: wer ein ihm gehöriges Gebiet zeitweise an einen Anderen abtritt, fordert doch jährlich eine Portion Rattenfett, um seine Ansprüche geltend zu machen, oder schießt sich selber dorten ein paar Tauben (Yate im Basler Miss. Mag. 1836, 614). Denn freilich geht der Besitz der Ländereien vom Einen auf den Anderen dadurch über, daß der Andere das betreffende Land längere Zeit benutzt, zum Fischen — daher man Fischplätze, um sie als Eigenthum zu bezeichnen, mit Pfählen absteckte (Nicholas 62) — zum Phormiumschneiden, zum Pflanzen oder Ernten (Polack 2, 82). Ein solches Benutzen aber durch Andere konnte leicht vorkommen, da die Ackerwirthschaft der Maori ein fortwährendes Wechseln des Bodens nöthig machte; obwohl man das einmal benutzte, das eigene Land nie anders verläßt, als in der bestimmten Absicht, dahin zurückzukehren (Schirren 7). Hatte eine Kriegsschaar auf einem bestimmten Gebiete öfters ihren Kriegstanz getanzt, so hatte sie ein Eigenthumsrecht an denselben (Polack 2, 82); und das Land, wo ein Häuptling Ratten gejagt hatte, gehörte diesem (Dieffenb. 2, 114). Das Land konnte entweder einem Einzelnen oder einer Familie oder einem ganzen Stamme gehören, in welchem letzteren Falle natürlich alle Stammesangehörige dasselbe zum Jagen, Fischen, Pflanzen, Ernten benutzen konnten. Wird ein solches Land verkauft, so wird der Kaufpreis an den Häuptling bezahlt, der ihn aber an die einzelnen Stammesgenossen vertheilt. Ebenso ist es, wenn eine Familie der Eigenthümer ist: dann bekommt jedes Familienglied — die Verwandtschaft rechnet man aber vom ersten oft mythischen Ahnherrn an, so daß sie meist sehr weitläufig ist — seinen nach der Nähe der Verwandtschaft abgemessenen Antheil am Kaufgeld (Taylor 384 f.). War der ganze Stamm Eigenthümer, so ist es leicht ersichtlich, daß der Privatbesitz des Einzelnen wechseln konnte; jedenfalls

blieb der Stamm, auch wenn der Einzelne das Land okkupirt hatte, der Eigenthümer desselben (Darwin 2, 195) und nur er konnte es verkaufen, nicht aber beliebig der Einzelne. Auch frühere Besitzer eines Landes werden respektirt (Taylor 384 f.); daher erhoben Besiegte, welche ihr Land an die Sieger verloren haben, ihre Ansprüche von neuem, wenn diese das Land an die Europäer verkaufen wollten (Shortl. 260) und bisweilen so gegründet, daß ihnen die Europäer nachgaben (eb. 263): wären sie doch sonst auch rechts- und heimathslos und dadurch freilich eine arge Geißel für die Europäer geworden. Auch gab es Strecken, welche zwei Stämme beanspruchten (eb.), und deren Verkauf natürlich nur zu erweiterten Streitigkeiten führte. Diese Rechtsverhältnisse sind also sehr verwickelt und daß bei ihnen ein in den Augen beider Partheien rechtsgültiger Kauf nur höchst schwierig zu Stande gebracht werden konnte, ist begreiflich. Dazu kam, daß die Maori das Land eigentlich für unveräußerlich hielten (eb. 280). — Gesammteigenthum konnte auch noch mancher andere Gegenstand sein: mehrere Maori kauften bisweilen z. B. einen Kahn, ja sogar Waffen auf gemeinschaftliche Kosten, welche ihnen dann natürlich auch gemeinschaftlich gehörten (Shortland 19 f.). Man vererbte den Grundbesitz nur an die Söhne, an Töchter gaben die Brüder bisweilen Grundstücke, aber selten genug, zur Aussteuer mit, doch fielen diese wieder an die Familie der Frau zurück, wenn diese selbst keine Söhne hatte (Shortl. 256 f.). Auch in Tahiti hatte jeder Fleck Land seinen bestimmten Besitzer, häufig auch die einzelnen Bäume und oft gehörte der Baum einem anderen als der Grund wo er wurzelte Ellis 3, 116). Auch hier erbten gewöhnlich die Kinder; waren aber keine da, so konnte der Eigenthümer den Grundbesitz und alles übrige Vermögen jedem Beliebigen vermachen (Vinc. Dum. Taiti 307), wozu er wohl meist seinen Tayo erwählte. Ein solches Testament geschah mündlich im Beisein der Verwandten und Freunde und galt als heilig (Ellis 3, 116). Auf Hawaii fiel alles durch Tod erledigte Land an den König zurück, der es dann dem Sohn des Verstorbenen oder aber irgend einem Anderen verleihen konnte (Ellis 3, 420). Was sonst noch über die Erbverhältnisse Polynesiens zu bemerken, ist schon gesagt.

Die Darstellung der polynesischen Mythologie, zu welcher wir jetzt übergehen, hat besondere Schwierigkeiten; denn bei der Hei-

ligkeit des Gegenstandes hielten die Eingeborenen den Fremden gegenüber, welche noch dazu aus Unkenntniß das Heiligste oft verletzten, sehr zurück und andererseits, wenn sie auch redeten, so war der Gegenstand selbst wegen seiner Ungreiflichkeit schwer für die Vorstellung und schwer für den Ausdruck und, was noch wichtiger ist, die Anschauungen, die Mythologeme waren theils unklar, entweder von Anfang an oder doch zur Zeit der Entdeckung, theils wechselnd und so mußten sich die Nachrichten widersprechen. Auch die Reisenden selbst trugen dazu bei, das schon Verwirrte noch mehr zu verwirren: einmal, indem sie, was ihnen erzählt wurde, bei mangelhafter Sprachkenntniß mangelhaft auffaßten, dann, weil sie von ihrem Standpunkt aus auf den „wirren und thörichten Aberglauben" als auf etwas Unwichtiges, Albernes herabsahen und sich öfters kaum Mühe gaben, recht zu hören; und endlich, weil sie nicht selten diese Mythologeme mit dem ihrigen versetzten, indem sie dieselben theils zu abstrakt, zu modern und philosophisch auffaßten, wogegen Georg Forster in seiner Uebersetzung von Cooks dritter Reise eifert, theils mit Gewalt Mosaisches, Christliches heraushörten oder hineindeuteten. Dahin gehört es, wenn man die neuseeländischen Mythen nach gewissen einzelnen Spuren für mosaisches Ursprungs halten wollte (Quarterly review 1859, 333), denn auch dorten sei das Weib aus der Rippe des Mannes gebildet (Nicholas 39; Swainson 14), daher dies erste Weib hevih, d. h. Bein, Knochen heiße; wie wir denselben Namen und Mythus auch auf Fakaafo (Turner 323; 526; Bd. 5, S. 197) fanden, dessen wahre Darstellung und Deutung uns später beschäftigen wird. Auf Wilsons Darstellung der tahitischen Hauptgötter hat sicher die Trinitätslehre Einfluß gehabt, denn wenn er nur drei Hauptgötter annimmt, wenn er diese nennt Tani te Madua Tani der Vater, Oromatua Tua ti te Meidi Oromatua, Gott in dem Sohn und Taaroa Mann ta Hua der Vogel, der Geist; so sieht man deutlich, wie er Vorstellungen der Eingeborenen, welche ganz anders aufzufassen waren, nach seiner Anschauung des Göttlichen geformt hat.

Eine andere große Schwierigkeit für die Darstellung entsteht aus dem großen Götterreichthum des polynesischen Himmels, welcher nicht minder belebt ist als der jedes beliebigen indogermanischen Volkes, so daß zu einer mythologisch erschöpfenden Darstellung desselben ein Buch für sich nöthig wäre: und dies um so mehr, als vielfach die einzelnen

Gestalten nicht scharf von einander getrennt, als sie durch die Verbreitung der Polynesier über die einzelnen Inselgruppen des Ozeans mannigfach verändert sind, als durch die Beschaffenheit der neuen Heimathen und durch die historischen Schicksale der Völker neue Göttergestalten zu den alten hinzugetreten sind. Bei diesen Umständen kann es uns also nicht einfallen, eine vollständig erschöpfende polynesische Mythologie zu geben, so wichtig eine solche Arbeit auch ethnologisch wäre: vielmehr beschränken wir uns hier nur auf die Hauptzüge, welche für das Gesammtbild der Polynesier unerläßlich sind; und auch für diese Hauptzüge geben wir, was von kritischen Voruntersuchungen nöthig ist, nur in der möglichsten Knappheit und öfters zwischen den Zeilen.

Können, ja müssen wir die polynesische Mythologie nach den verschiedenen Inselgruppen eingetheilt betrachten, stellt sich als zweite Eintheilung die nach dem historischen Entstehen der einzelnen Götter hin: so bleibt eine dritte noch wichtigere über, nämlich die nach dem Wesen der Götter selbst, und nach dieser wollen wir uns den unendlichen Stoff gliedern, doch so, daß wir in diesen Haupttheilen stets jenen anderen Eintheilungen und Unterschieden gerecht werden. — Drei Abtheilungen aber sind es, in welche die polynesischen Götter ihrem Wesen nach zerfallen: wir haben zunächst eine Reihe hoher Gottheiten, welchen die Erschaffung der Welt zugeschrieben wird, welche selbst theils unerschaffen, theils von einander abstammend gedacht werden. Sie werden durch den ganzen Ozean verehrt, wenn gleich mit mannigfachen Verschiebungen und Modifikationen; sie sind wie die ältesten so die heiligsten Götter der ozeanischen Welt. Ihnen gegenüber steht die unendliche Schaar der niederen Gottheiten, der Elementargeister, der Feen, Riesen und der Diener jener hohen Gottheiten, welche wir gleichfalls überall in Polynesien finden werden. Eine dritte Klasse aber hat sich neben und unter jenen beiden entwickelt und zwar wird sie durch vergötterte Menschen gebildet, deren Verehrung zwar nicht wie in Mikronesien an einzelnen Punkten die alte Lehre ganz verdrängt, wohl aber sie bedeutend verdunkelt, verschoben, verwirrt hat und auch dies im ganzen Ozean, wenn wir den nordwestlichen Stamm der Polynesier, den wir im vorigen Band (198 f.) schilderten, ausnehmen.

Beginnen wir nun mit der Schilderung der hohen Götter. Den ersten Platz unter ihnen nimmt Tangaloa ein, der eigentliche Haupt-

gott aller Polynesier, den wir deshalb auf allen Inseln verehrt sehen. Wir finden ihn auf Samoa (Turner 244; Hale 22; 24; Williams 548; Schirren 69; Meinicke 13 f.), auf Tonga (Wilson 390; Mariner 2, 104; 116; authent. narr. 152; Geschichte 46; Hale 22; 24), auf Hawaii unter dem Namen Kanaloa (Jarves 40; Hale a. a. O.), auf Tahiti als Taaroa (Forster Bem. 466; Mörenh. 1, 419; 443; 462; 562 u. s. w.; Ellis 1, 323 f.), ebenso auf Raiatea (Ellis 2, 315), den übrigen Gesellschaftsinseln (eb. 1, 325; Cook 3. R. 2, 368), den Hervey- und Australinseln (Williams 52; 62; 104; 109; 201); und schließlich auf Neuseeland als Tangaroa (Grey 1 f.; Taylor 18 f.), während er auf Nukuhiva, aber nur dem Namen nach, zu fehlen scheint. Von besonderer Wichtigkeit aber ist, daß wir ihn auch auf den Inseln des nordwestlichen Stammes der Polynesier finden, auf den Tokelau- und Elliceinseln (Band 5, 2, 194 f.), sowie auf Tukopia (d'Urville a Phil. vocab. de Tukopia s. v. Dieu), auf welches letztere Eiland er aber gewiß nicht, wie Schirren will (69), erst von Tonga oder Samoa hin „verpflanzt" ist. Dagegen spricht schlagend die Verehrung, welche er auf den übrigen Inseln des nordwestlichen Stammes fand, sowie das durchaus selbständige Leben dieser Abtheilung der Polynesier, wie wir es im vorigen Band geschildert haben. Auch haben wir ebendaselbst (135 f.) schon auf manche sehr schlagende Uebereinstimmung des mikronesischen Mythus und des Mythus von Tangaloa hingewiesen, welcher letztere Gott sich wohl unter so allgemeinen Namen wie Tabueriki (heiliger Herr 139) oder in dem namenlosen Donnergott zu Ponapi, dem unsichtbaren Gott auf Ratak, dem blinden auf Bigar verbirgt.

Und fast überall nun in dem weiten Gebiet, das er beherrscht, fand dieser Gott die höchste Verehrung, galt er für höher und heiliger als alle seine übrigen Mitgottheiten. So vor allen Dingen auf Tahiti. Dort hörte ihn Cook schon auf seiner ersten Reise als höchsten Gott nennen (2, 236; Forster Bem. 466), von dem alle übrigen Götter sowohl, als auch die Menschen geschaffen seien. Auch aus dem Namen den ihm Wilson (450) beilegt, der Vogel, der Geist, geht seine höhere Stellung hervor: er schwebt als Geist über den anderen Göttern, welche persönlicher, menschlicher gedacht wurden. Daher ist es auch begreiflich,

daß man zu ihm nicht häufig betete (Cook a. a. O.), da er in seiner Abgezogenheit zu hoch und heilig war: nur in höchster Noth wendete man sich auch an ihn (Wilson 450), wie man auf Vaitupu seinen Namen, da er zu heilig sei, nie aussprach (Hale 156). Die Tahitier und die übrigen Gesellschaftsinsulaner nannten ihn geradezu den größten Gott, der unerschaffen am Anfang aufgetaucht sei aus der Urnacht und alle Dinge geschaffen habe (Ellis 1, 323; Mörenh. 1, 437; Tyermann u. Bennet 1, 313). Denn das ist seine Hauptthätigkeit: er hat die Welt erschaffen und er erhält sie fortwährend — ein Mythus, welcher in den verschiedensten Gestalten umlief. So soll er mit seinem Weibe o-te-Papa, einem Felsen, alle Götter gezeugt haben, von denen dann Mond, Sterne, Meer, Winde entstanden, so daß also auch diese von Taaroa abstammen (Forster Bem. 466; Ellis 1, 324). Verwirrter und ganz allein stehend ist die Version bei Wilson (451), in welcher Taaroa weiblich gedacht auftritt und mit Tani (dem Vater, wie ihn Wilson nennt) zunächst das Wasser in seinen verschiedensten Gestalten, dann den Himmel und die Nacht zeugt, aus welcher sonst der polynesische Mythus die Götter alle ableitet. Es scheint also, als habe Wilson manches mißverstanden. Cooks Bericht (1. R. 2, 236 f.) schließt sich ziemlich genau an Forster an, doch nicht ohne interessante Abweichungen; die Sterne sind bei ihm theils unmittelbare Kinder des ersten Paares, theils haben sie sich unter einander fortgepflanzt; und ganz ebenso ist die Entstehung der Pflanzen. Auch alle Untergötter sind die Kinder Taaroas und Papas und von diesen Untergöttern stammen die Menschen, deren erster rund wie eine Kugel geboren, von seiner Mutter aber so lange gereckt und geformt wurde, bis er seine jetzige Gestalt hatte (ebenso Forster Bem. 477). Interessant ist es auch, daß nach Cook das Jahr (Tettaumatatayo) eine Tochter jener Ureltern war, die dann mit ihrem eigenen Vater Taaroa die Monate zeugte: die Kinder dieser letzteren sind die Tage. Haben wir in dieser Angabe gewiß nur einen sehr jungen Zug zu sehen, so beweist doch gerade er für das Uebergewicht Taaroas über die anderen Götter: man würde sonst nicht noch in später Zeit solche Mythologeme an ihn angeknüpft haben. Die Inseln bildete Taaroa gleichfalls, wenn auch unwillkürlich: denn als er sein Weib, den Felsen, durch die See schleppte, brachen verschiedene Stücke davon ab, welches eben die einzelnen Inseln sind (Forster Bem.

477). Nach anderen Erzählungen (Wilson 451 Anm.) sind die vielen Eilande freilich anders entstanden, die Götter nämlich zerbrachen einstmals im Zorn das große Festland, welches damals die ganze Welt einnahm und so bildete sich der Archipel (Ellis 1, 112). Doch nicht blos te-Papa soll die Gemahlin Taaroas gewesen sein: ein altes Lied (Mörenh. 1, 423 f.) giebt ihm verschiedene Göttinnen zu Weibern, mit denen er die verschiedenen Dinge zeugt, so mit seiner Tochter Hina den Himmel, die Erde, die See (Ellis 1, 325) und viele Götter (Ellis 1, 326), mit der „Hina des Meeres" den Nebel (Mörenh. 1, 565), mit der Ofeufeumaiterai den Oro und andere Gottheiten (Ellis 1, 324), mit einem anderen Weibe die Bewohner der verschiedenen Inseln (Tyerm. und Bennet 1, 524). Nach anderen Mythen formte er übrigens den Menschen aus rother Erde, welcher deshalb rothe Erde aß, bis nach dem oben (S. 97 f.) erwähnten Mythus der Brodbaum geschaffen war (Ellis 1, 110). Wenn nun auch in Tahiti „von Einigen" erzählt wurde, daß aus des Mannes Rippe (ivi) das erste Weib Ivi gemacht war: so hat Ellis (eb.) ganz recht, wenn er diese Erzählung für modificiert durch Europäer hält; das Einheimische, woran sie anknüpften, mag ein Mythus wie der von te Papa gewesen sein. Nach dem Menschen schuf Taaroa die Thiere der Erde, die Vögel der Luft, die Fische des Wassers (Ellis 1, 77). Doch wird die Erschaffung des Himmels, der Wolken, Sterne, Winde, der Pflanzen, Thiere, Bäche, der Korallen, Fische, des Meeres auch seinem Sohne Raitubu, d. h. Himmelsverfertiger zugeschrieben. Noch merkwürdiger ist eine andere Mythe, welche hauptsächlich auf den westlichen Inseln des Gesellschaftsarchipels, aber auch in Tahiti zu Haus war, nach welcher er, anfangslos und unsichtbar, in der Ewigkeit lebte und nach unendlichen Jahren seine Schale, das Aeußere seines Körpers abstreifte (Ellis 1, 325); auf Raiatea hieß es, er lebe wie in einer Muschel, die er von Zeit zu Zeit abwerfe und dadurch die Welt vergrößerte (Tyerm. u. Bennet 1, 523). Oder es soll ein Ei gewesen sein, in welchem er vom Himmel herabhing, bis er es zerschlug und verließ; aus den Stücken entstanden, so berichtet gleichfalls die raiataniſche Sage, die Inseln (eb. 2, 31). Die Menschen erzeugte der Gott aus seinem Rücken: und diese trägt er dann, in einen Kahn verwandelt, über die See, sein Blut aber, den Kahn füllend, färbt See und Himmel. Sein Leichnam wird auf die Erde

gelegt, den Rücken nach oben, woraus die Wohnung der Götter entsteht; wie man auf Neuseeland glaubte, der Berg Tangariro sei das Rückgrat des Tupuna, des Ahnherrn (Dieffenbach 1, 347). Auf den Herveyinseln zeigte Taaroa sich auch dadurch als Herr über die Menschen, daß er mit einem Netz und Speer um ihre Seelen zu fangen und zu tödten dargestellt war (Williams 109). Auch in jenem alten tahitischen Lied, welches wir im vorigen Band (205) besprachen, wird die Welt die Schale, das Aeußere Taaroas genannt, welcher selbst sich in die Welt und alles einzelne verwandelte. Bei der Schöpfung war seine Anstrengung so groß, daß sein Schweiß in Strömen herab rann; so bildete sich das Meer mit seinem Salzgeschmack (Ellis 1, 112), wie er es auch war, der zornig die Sündfluth über Tahiti hereinbrechen ließ (Ellis 1, 386). Auch der Wohnsitz Taaroas spricht für seine besondere Heiligkeit: es gibt mehrere Himmel übereinander und in dem höchsten derselben, welcher Reva heißt, da wohnt er allein (Ellis 1, 325). Auch die Sonne gilt als sein Wohnsitz (Forster 467); wie er denn ausdrücklich auch Schöpfer der Sonne heißt (Ellis 3, 170; Forster 467). Höchst merkwürdig ist die Version, in welcher dieser Mythus auf Hawaii umlief. Jarves erzählt sie 26: Die Hawaier wurden unter Kana im Kriege vom tahitischen König besiegt und dieser beraubte sie zur Strafe der Sonne: Kana aber machte sich durch das Meer nach Tahiti auf, wo Kahoa-alii der Verfertiger der Sonne lebte, von dem er sie wieder erhielt und sie wieder einsetzte. Kahoa-alii ist Tahitisch Taroa-alii, d. h. König Taroa, Taaroa, Tangaloa. Der galt also in Hawaii als Sonnenverfertiger und zwar als wohnhaft in Tahiti: zum klaren Beweis, aufs neue, daß die Hawaier aus Tahiti abstammen. Auch Träger der Welt mit allem was in ihr lebt und webt, ist Taaroa: den gewaltigen Felsen auf welchem die Erde ruht, hält und erhält er mit seiner gewaltigen Macht (Ellis 1, 325.).

Wir haben (Bd. 5. 2, 218 f.) Tahiti als Mittelpunkt des östlichen Polynesiens gesehen; von ihm gingen die Bevölkerungen der sämmtlichen Gruppen des Ostens aus, welche Thatsache auch für die Erforschung des religiösen Glaubens nicht unwichtig ist. Wir finden nämlich außer auf den Hervey- und Australinseln den Gott Taaroa nirgends in der Bedeutung, weder auf Hawaii noch Nukuhiva noch Paumotu, wie zu Tahiti; was uns freilich nicht eben wundern

kann, wenn wir die mannigfachen Schicksale der Auswanderer bedenken, durch welche gar manche Aenderung ihrer Vorstellungen aufkommen mußte. Auf Hawaii galt er als einer der höchsten Götter (Jarves 40), wie man ihn auch als einen der Götter nannte, aus welchen die christliche Dreieinigkeit bestehen sollte: denn als die Missionäre zuerst kamen, hielt man sie für Zauberer ähnlich den einheimischen hawaiischen Zauberern, nur daß ihre Götter besonders mächtig seien. Mit Kanaloa zusammen ließ man Kane und Maui die Dreieinigkeit bilden (Jarves 203 Anm.). Man hatte aber hier nicht mehr so viele Erzählungen von ihm, er lebte nicht mehr so frisch im Gedächtniß des Volkes als in Tahiti. Auch aus den Mythen, welche früher seine herrlichsten Thaten verkündet hatten, war sein Name geschwunden: denn wenn in Tahiti Tangaroa schon vorherrschend unter dem Bilde eines Vogels gedacht wurde (Wilson 451), wenn er ferner in einem Ei sich befand, durch dessen Zertrümmerung er die Welt schuf; so ist wohl kein Zweifel, daß wir jenen hawaiischen Riesenvogel, der vor Erschaffung des Landes ein ungeheures Ei auf das Wasser des Meeres legte, welches zerfiel und die Inseln des Archipel bildete (Ellis 1, 116; Jarves 26; Michelewa y Rojas 81), daß wir diesen namenlosen Vogel auf Kanaloa deuten müssen. Auch auf den Markesas finden wir nur Spuren, nicht aber den Namen Taaroas, und zwar diese Spuren in dem Mythus von Atea oder Akea, dem Gott der Steine, welcher einen gewaltigen Felsen aus dem Meere emporzog, als er mit der Angel fischte. Wenn nun auch Mathias G*** (44), dem wir die Erzählung verdanken, leider nicht erwähnt, ob der Gott die Inseln aus diesem Felsen bildete, so ist dies doch als wahrscheinlich anzunehmen und dann bezieht sich auch dieser Mythus, auf den wir noch zurückkommen, aller Wahrscheinlichkeit nach ursprünglich auf Tangaloa.

Auf Neuseeland dagegen hat sich der Gott nicht ganz verdrängen lassen, aber freilich gilt er hier nicht für die mächtigste Gottheit, sondern nur für einen unter vielen gleichen, für den Sohn von Rangi und Papa (Himmel und Erde) und zwar für den Vertreter des Meeres und seiner Geschöpfe, der sich freilich an der Weltschöpfung betheiligt, aber sie nicht allein hervorbringt (Grey 1 f.). Auch wird er sonst in den Sagen bei Grey nicht erwähnt, wohl aber kommt er in Beschwörungen vor, welche sich auf Fischfang und glückliche Fahrt

beziehen (Dieffenbach 2, 116 f., Shortl. a 8; 111. Grey 136 f.), denn Tangaroa bezeichnet Fische und Reptilien jeder Art, für deren Vater er gilt (Grey 1 f., Taylor 18 f.). Daher ist es nicht unwichtig, daß man in Neuseeland eine schöne grüne Eidechse, welche man vorzugsweise als Atua d. h. Gott verehrte, anflehte um Sonnenschein, Wind, um gutes Wetter, ferner aber um Glück im Krieg und im Fischfang (Dieffenb. 2, 116—8). Auch soll, nach einem anderen merkwürdigen Mythus bei A. Earle 266, nach dem Heraufziehen des Landes eine Eidechse einen Menschen bei den Haaren aus dem Wasser gezogen haben, welcher der Stammvater aller Neuseeländer wurde. Und wie wir in diesen mythischen Zügen gewiß mit Recht Spuren des Tangaloa-Mythus finden, so müssen wir ebenso zuverlässig die Sage bei Polack (1, 19), die Menschen stammten aus einem Ei, welches ein Riesenvogel auf das Wasser legte, auf diesen Mythus beziehen, den wir ja ganz in derselben Gestalt schon auf Tahiti kennen lernten. Auch in Tahiti war er der Erzeuger des Meeres; in Rarotonga war ihm gleichfalls das Meer untergeben, denn ihn vorzüglich flehten die Priester, als sie die erste Kunde von Cook erfuhren, mit Gebeten an; „o großer Tangaroa, send uns dein großes Schiff ans Land, daß wir die Kukis (Cooks Leute, die Engländer) sehen!" (Williams 201). In Tonga war die Auffassung des Gottes eine ähnliche. Tongaloer, sagt Wilson 390, war der Gott, der Himmel und Wetter beherrschte; nach anderen Nachrichten (auth. narr. 152) rief man diesen Gott bei Wassersnoth an, dessen Name sicher nur aus Tangaloa entstellt ist. Aus dieser seiner Beziehung zum Meere ist es aber ferner zu erklären, wenn wir ihn als Gott der Zimmerleute und Handwerker auf Tonga und Zimmerleute als seine Priester finden (Mar. 2, 117 f. d'Urv. a 4, 292; Geschichte 47). Ursprünglich war er Gott der Kahnbauer, da ihm das Meer heilig war; und weil der Kahnbau das wichtigste Handwerk war, so sank er später, als sein Wesen immer mehr verblaßte, zum Gott der Handwerker herab. Nannten doch die Rarotonganer die großen Schiffe geradezu Tangaloas Schiffe (vergl. Gesch. 47). Welches Meer, welche Schiffe ursprünglich gemeint waren, werden wir gleich sehen. Allein er hatte auch noch andere Geltung bis in die späteste Zeit. Er wohnte in der Luft, die er beherrschte, von wo er Donner und Blitz herniedersendete und stets im Gewitter einen Häuptling tödtete, um ihn

zu sich zu rufen (Gesch. 46). Noch mehr in seiner ursprünglichen Macht und Bedeutung zeigt ihn der Mythus, welcher ihn zum Erschaffer der tonganischen Inselwelt macht; denn diese soll er an einer Angel aus dem Meere herausgefischt haben (Mariner 2, 104; Erskine 160); leider aber riß, als die gewaltige Masse sich eben über den Meeresspiegel gehoben hatte, die Schnur der Angel und was sonst ein großes Festland geworden wäre, blieb nun eine Anhäufung einzelner Inseln (Hale 24). An einem Felsen der Küste wurde noch Marinern das Loch gezeigt, welches der Angelhaken des Gottes gebohrt hatte, ja dieser Haken selbst war noch im Besitz des Tuitonga (Marin. eb. und nach ihm D'Urville a 4, 296). Ist er nun so der Weltenschöpfer, so erscheint er in den uralten Ueberlieferungen, welche wir Mariner verdanken (2, 175) folgerichtig auch als der Herr und Rufer der ersten Menschen, als der Bevölkerer der Inseln und zugleich als der höchste Beherrscher der Götterheimath Bulotu. Denn so lautet der merkwürdige Bericht Mariners: Tangaloa, welcher in Bulotu dem Paradies im fernen Westen wohnte, schickte seine zwei Söhne mit ihren Weibern aus, um das neugeschaffene Land, welches er so eben mit Pflanzen und Thieren von Bulotu aus belebt hatte, auch mit Menschen zu bevölkern. Der jüngere der beiden Brüder, Vaka-aku-uli war klug und geschickt und verfertigte mit großem Fleiß täglich neue nützliche und schöne Dinge, so daß ihn Tubo, der ältere, welcher faul war und stets nur aß oder schlief oder umherlungerte, immer mehr beneidete und ihn endlich aus Neid tödtete. Erzürnt kam Tangaloa aus Bulotu herbei und sagte zu der Familie des Erschlagenen: laßt eure Kähne ins Meer und fahrt „ki tokelau" nach Osten zu dem großen Land, welches ihr dort findet. Euer Herz ist rein und gut und deshalb soll auch eure Haut helle sein und weise sollt ihr bleiben und Aexte verfertigen und andere Kostbarkeiten und große Aexte. Ich werde den Wind von eurem Land nach Tonga wehen lassen, so daß ihr kommen könnt wenn ihr wollt, Tubo aber nicht zu euch. Und zu Tubo sprach er: Du sollst schwarz sein, denn dein Herz ist böse und elend sollst du sein, nur wenig besitzen und keinen Handel treiben können nach deines Bruders Land. Denn deine Schiffe sind zu schlecht: er aber soll nach Tonga kommen können, wenn es ihm beliebt. Mariner glaubte erst, die Geschichte von Kain und Abel zu hören, nach europäischen Erzählungen in ein poly-

[redacted]

nesisches Gewand gekleidet; allein die ältesten Männer kannten die Geschichte und versicherten auf sein Forschen, sie von ihren Vätern gehört zu haben. Jedenfalls ist die Stellung Tangaloas hier eine andere als sonst: hier zeigt er sich ganz entschieden als die Hauptgottheit der Gruppe. Doch gab es auch noch eine andere Erzählung über den Ursprung der Menschen: als Tangaloa Tonga geschaffen hatte, wandelte die Götter in Bulotu Neugier an, dies neue Land kennen zu lernen und deshalb fuhren einige von ihnen hin und beschlossen, da es ihnen gefiel eine Zeit lang daselbst zu wohnen. Allein plötzlich starben drei von ihnen: und den überlebenden, welche über dies Unerhörte entsetzt waren, ward verkündet, sie hätten von der Frucht der Erde gegessen, deshalb gehörten sie dieser und der Sterblichkeit an. Der Versuch, Bulotu wieder aufzufinden, mißglückte: sie mußten bleiben und so entstanden die Menschen (Mariner 2, 127).

Derselbe Mythus vom Auffischen der Erde durch Tangaloa herrschte nach Hale (24) auch auf Samoa, wo man nach demselben Berichterstatter auch einen Felsen, der von der Angel des Gottes durchbohrt war, zum Beweis der Erzählung zeigte. Doch gab es auch noch andere Versionen hier. Der Himmel, so heißt es, war in alter Zeit allein bewohnt, die Erde mit Wasser bedeckt, aus welchem nur zwei Felsen, die Inseln Savaii — es ist beachtenswerth, daß es gerade diese so wichtige Insel war — und Upolu hervorragten. Doch erzählt ein anderer Bericht, daß auch diese beiden Felsen Tangaloa erst vom Himmel herabgeschleudert und dadurch das erste Festland gebildet habe. Um dies Land nun zu bevölkern sendete Tangaloa seine Tochter Turi oder Tuli aus, welche als Schnepfe vom Himmel herabschwebend sich auf dem neuen Lande nieder ließ. So wie sie es betrat, ward es größer und größer, der nackte Fels bedeckte sich mit Erde und eine kriechende Pflanze, welche der Gott durch seine Tochter vom Himmel herabgesendet hatte, breitete sich immer weiter aus. Endlich welkte sie und aus den faulenden Stengeln und Blättern entwickelten sich Würmer und aus diesen, da sie Tuli mit ihrem Schnabel entzwei pickte, endlich die Menschen (Turner 244). Nach Hale (24) bedeckte sich die Erde von selbst mit Pflanzen, unter anderen auch mit einem rankenden Weinstock, aus dessen Stamm der Gott Ngai den ersten Menschen machte. Uebrigens hatte auch sonst

Tangaloa hier große Achtung: er galt für den Spender alles Guten weshalb bei großen Festen sobald die Speisen vertheilt wurden ein öffentlicher Redner auftrat, alle Speisen laut aufzählte und dann ausrief „Dank dir hierfür, großer Tangaloa". So berichtet Williams 548 f. nach Mittheilungen, welche ihm in Samoa gemacht waren. Man beachte dabei, daß die Samoaner sonst für gottlos galten, wie denn auf Rarotonga „ein gottloser Samoaner" sprichwörtlich war (Williams 542).

Wir können jetzt uns ein Urtheil bilden über Tangaloas ursprüngliche Eigenthümlichkeiten und über die Bedeutung des Gottes. Er wohnte unerschaffen und ewig im höchsten Himmel oder im reinen Luftraum, wo er wie ein Vogel schwebte und hatte Macht über die übrigen Götter, welche meist seine Kinder waren. Von ihm geht die Erschaffung der Welt mit Sonne, Mond und Sternen, mit Pflanzen und Thieren, kurz mit allem Zubehör aus und ihm verdankt auch der Mensch seinen Ursprung. Wie er die Welt und alles Lebende erhält, so sind auch die Menschen ihm Dank für alles Gute schuldig von ihm geht aller Segen aus; weshalb man ihn in Neuseeland auch um Kriegsglück anflehte. Steht er in allen diesen Aeußerungen seines Wesens dem griechischen Zeus gleich, so werden wir auch auf eine ähnliche Grundanschauung geführt, auf welchem dies sein Wesen beruht: wir haben in ihm eine Personifikation des leuchtenden Himmelsgewölbes, des strahlenden, oft stürmisch bewegten Luftkreises (vergl. Mörenh. 1, 563). Zu dieser Auffassung stimmen alle Züge seines Wesens. Zunächst daß er im höchsten Himmel wohnt; daß er in Samoa geradezu Tangaloa langi d. h. Himmel also himmlischer, im Himmel wohnender Tangaloa und ebenso auf Fakaafo Tangaloa i lunga i te langi Tangaloa der oben im Himmel genannt wurde (Hale 22). Auch ist es natürlich, daß man diesen höchsten Himmelsgott als Vater der übrigen Götter ansieht, welche ja alle himmlische Wesen sind und also vom Himmel stammen; und ferner, daß man ihn als den Erschaffer der ganzen Welt ansah, da ja der Himmel die ganze Welt einzuschließen und zusammenzuhalten scheint. Als Weltenschöpfer wirft er entweder das Land vom Himmel herab (Samoa) oder zieht es aus der Tiefe empor zu sich auf, zum Himmel: und gerade dies Auffischen aus der Tiefe ist von Wichtigkeit. Die Erde ist damit nur aufgefaßt als ein unten liegendes im Vergleich zum Himmel, gewiß

[redacted]

nicht als ein in der Unterwelt gebildetes. Ein unten Liegendes im Vergleich zum Himmel ist sie, der Gott will sie empor ziehen, doch ehe er sie zu seiner himmlischen Höhe hinaufbringt, reißt die Schnur und die Erde bleibt tief liegen. Man bedenke, daß diese Mythen sich in Polynesien, also auf den kleinen Inseln in dem unermeßlichen Ozean, ausbildeten, und zwar ausbildeten unter der Tropenzone, wo die wundervolle Klarheit der See den Blick weithin in die blaue Tiefe einzudringen erlaubt, einmal wird man das Bild des Auffischens für das allernatürlichste halten; und zweitens sich nicht wundern, daß es der Himmel ist, der auffischt, der Himmel, dessen leuchtendes Bild stets aus dem Meere widerstrahlte. Daß dann ferner die Inseln das Bild des Zerbrochenen an die Hand geben, bedarf kaum der Erwähnung. Und hier wird nun jener schon obenerwähnte Mythus von Raiatea für uns wichtig, nach welchem das Blut Taaroas die See nicht nur, sondern auch den Himmel röthet und sein Leib, den Rücken nach oben auf die Erde niedergelegt, die Wohnung der Götter und das Vorbild aller irdischen Tempel bildet. Er selber bildet das Himmelsgewölbe, denn dies ist mit dem Haus der Götter gemeint; sein Blut strahlt in der Morgen- und Abendröthe flammend über den ganzen Himmel, spiegelt sich flammend in der See.

Allein vom Himmel wehen und stürmen ferner die Winde; die unermeßliche Luft mit ihren schwimmenden Wolken gehört ganz und gar zum Himmel. Daß die mythenbildende Phantasie dem Sturmwind Flügel gab, lag nahe: wenn aber Tangaloa, der Gott des Himmels, der Gott der bewegten Luft so vielfach als Vogel, der über den Wassern schwebt, gedacht wird, oder wenn er den weltbildenden Genius in Gestalt einer Schnepfe herabsendet (Samoa), so hat dies vielmehr darin seinen Grund, daß man die Götter vielfach in Vogelgestalt dachte. Das Ei, welches dieser Vogel legt, braucht ursprünglich nicht die Sonne bedeutet zu haben, sondern einfach die Inseln selbst oder aber die ganze Wölbung des sichtbaren Alls, welche sich ja durch die Erdfläche auf der einen Seite der Eiform nähert; und sicher bedeuten auch die Schalen, welche Tangaloa abwirft, die Muschel, in welcher er sitzt (Tahiti) nichts als eben das Himmelsgewölbe. Doch hat sich schon früh mit dieser Vorstellung eines Welteies der Gedanke an die Sonne verknüpft und vermischt, ohne das wir deshalb Tangaloa selbst als eine Personifikation der Sonne, wie Schirren vielfach thut, auf-

fassen darf. Denn wenn Forster (Bem. 467) sagt, man stelle sich auf Tahiti den Gott Tangaloa, der in der Sonne wohne, als einen großen Mann mit schönem, bis zu den Füßen wallenden Haar vor, womit natürlich die Sonnenstrahlen gemeint sind: so beruht diese Angabe entweder auf einem leicht erklärlichen Irrthume Forsters, vielleicht auch auf einem Mißverständniß der Fragen, die er der Sprache nicht recht kundig that seitens der Eingeborenen: oder aber, wir haben es hier mit einer Uebertragung zu thun, die uns gleich noch weiter beschäftigen wird, mit der Verwechselung nämlich Mauis und Tangaloas, welche in ganz Polynesien eine durchaus häufig vorkommende ist. Wichtiger für unsere Auffassung ist es, wenn man die Sonne als linkes Auge, d. h. als Sitz der Seele Tangaloas auffaßte, also nur als Theil seines Körpers, nicht als ihn selbst. Tangaloa ist nicht die Sonne. Dazu paßt von alledem, was wir besprochen, eigentlich nichts, wenigstens nicht bei naturgemäßer ungekünstelter Erklärung; während sich uns alle Mythen ganz von selber lösen, wenn wir ihn als Gott des Himmelsgewölbes auffassen. Nur dann können wir auch begreifen, wie er zugleich Gott des Meeres werden konnte. Als er die Welt schuf, schwitzte er so sehr, heißt es, daß die Ströme seines Schweißes das Meer bildeten. Hiemit sind gewiß die Wassergüsse aus den Wolken, die tropischen Regenströme gemeint, wie wir den Gott auch als Herr der Gewitter, als Schleuderer der Blitze fanden. Strömte so das unermeßliche Wasser vom Himmel nieder, was lag näher als den Himmel, welcher „das Meer zu gebären" schien, aufzufassen als den Schöpfer und Herrn des Meeres, das wenn ruhig, nur das leuchtende Bild des Gottes zeigte, wenn aber bewegt und stürmisch, durch niemanden anders bewegt wurde, als eben durch den Gott des Himmels und der Luft, durch seine Stürme. Wichtiger aber als Alles dies ist der Umstand, daß wie wir gleich ausführlicher sehen werden, man den Himmel selbst in seiner unergründlichen Bläue als ein zweites Meer ansah: und da nun Tangaloa Herr des Himmels war, so war er auch Heer des Meeres „über der Feste", von dem so oft das Wasser in Regengüssen herabfiel. So ward er wie er als Herr des Wetters angesehen wurde, auch Herr der Schiffahrt und des Fischfanges: wollte man glückliche Fahrt haben, zu Reisen, zum Fischfang, ihn mußte man anrufen. Daß man ihn aber als Herrn der Schiffahrt ansah, ihn als Sender des großen Wunderschiffes der Kukis (Rarotonga),

sollte das nicht noch einen anderen Grund haben? sollte man nicht „die eilenden Wolken, die Segler der Lüfte" für Schiffe angesehen haben? und für Schiffe wessen anders als des Gottes der Luft, als Tangaloas? und waren nun die Wolken Tangaloas Schiffe, was lag näher, als daß man ihn als Gott des Schiffbaues und später jegliches Handwerkes dachte? War doch Schiffbau und Hausbau und alle ähnlichen Arbeiten tabu, d. h. den Göttern besonders heilig. Daß man nun die Wolken als Schiffe Tangaloas ansah, dazu mochte der Passatwind nicht wenig beitragen, der einen so großen Theil des Jahres beherrschte, und die glänzenden Sommerwolken immer in einer Richtung, nach Westen zu, also nach der Götterheimath hintrieb, denn diese dachte man sich im Westen; während umgekehrt die meisten Gewitter, die feindseligen Regengüsse, die wilden Stürme von Westen, also direkt vom zürnenden Gott gesendet kamen. Diese glänzenden Zauberschiffe des Himmels waren es, die man erwartete; ja in Neuseeland sprach man geradezu davon, daß ein Schiff aus den Wolken kommen werde, freilich (nach späterer Verfinsterung der Mythe) in feindlicher Absicht, um die Eingeborenen zu entführen; aber aus den Wolken erwartete man es (Dillon 1, 242). Und ebenso glaubten die Nukuhiver (Krusenstern 1, 191), daß die europäischen Schiffe aus den Wolken stammten; ja in rascher Weiterbildung dieser Auffassung erklärten sie sich nun den Donner als verursacht durch das Geschütz jener Schiffe. Daher erklärt es sich denn auch, weshalb man so vielfach heftige Angst hatte, wenn ein Schiff in Sicht war; weshalb man mit Gebeten u. dergl. seine Landung lieber abzuwenden suchte. Man fürchtete eben jenes Götterschiff, denn die Götter, wie wir bald sehen werden, fraßen die Menschen. Darauf mag sich auch der Name, welchen die Fremden im Ozean führen, Papa-langi beziehen, wenn man ihn richtig mit „Himmelssprenger" übersetzt hat; es wären dann solche, welche den Himmel, um ihn zu verlassen, öffneten (doch vergl. S. 250).

Auch der Name des Gottes spricht für das Gesagte. Unzweifelhaft ist dies, wenn Tangaloa „gewaltiger Athem" (Schirren 71) bedeutet, wir haben es dann mit einem Wuotan, einem Gott des sturmumbrausten Himmels zu thun. Mörenhout (1, 439) übersetzt und deutet das Wort als der fernwohnende, was sich auf das Thronen im höchsten Himmel beziehen würde.

Haben wir nun so das ursprüngliche Wesen des Gottes Tangaloa

erkannt, so bleibt uns schließlich noch die Veränderungen zu erwähnen übrig, welche ihn im Laufe der Zeit in der polynesischen Auffassung selbst betroffen haben. Zugleich müssen wir auch diese nach unserer Auffassung Tangaloas prüfen. Daß er in Neuseeland als Gott der Fische und Reptile gilt, ist eine einfache Folgerung aus seinem Wesen als Seegott. Es setzt aber eins voraus, was wir namentlich in Neuseeland, aber auch sonst überall in Polynesien finden; daß der Gott seine alte Macht, sein altes Ansehen vielfach eingebüßt hat. Wie kam das? wie konnte der mächtigste Gott so seine Macht verlieren? Die Antwort auf diese Frage müssen wir einer allgemeinen Betrachtung polynesischer Mythologie, auf welche wir nachher ausführlicher eingehen, vorweg entnehmen: wie in Mikronesien war auch in Polynesien der Kultus der hohen Götter (nicht bloß Tangaloas allein) verdrängt durch die Verehrung der Seelen Verstorbener, der Ahnen. Es lag aber nahe, anzunehmen, daß diese Geister, wenn man ihnen überhaupt die betreffende Macht zuschrieb, sich eingehender und genauer, menschlicher um das Schicksal der Menschen kümmerten: so wuchs ihr Einfluß und ihre Macht täglich auf Kosten der alten heiligeren Götter, welche dadurch zurückgedrängt wurden. Taaroa, dessen Macht man prieß und rühmte, mischt sich nicht, so war die Meinung der späteren Tahitier, in die irdischen Dinge; weshalb er auch keinen Cultus erhielt (Mörenhout 1, 462), weshalb man auch nur selten zu ihm betete. Ja weil man sich bewußt war, daß die meisten Götter ursprünglich Menschen gewesen waren, so kam man gewiß erst in ganz später Zeit auch dazu, den Taaroa selbst für einen Menschen, der erst später vergöttert sei, zu halten; wie das einzelne Tahitier thaten (Ellis 1, 323). Auf etwas anderer Anschauung beruht es, wenn man auf Tahiti und Tonga das Festland und die ganze sichtbare Schöpfung für eben so alt, ja für älter hielt als die Götter (Mariner 2, 98; 104; Ellis 1, 327): man faßte eben die Götter als Götter, als wirkliche Personen auf, man sah nicht mehr im Himmelsgewölbe selbst den Gott, sondern wußte, daß er hoch über der blauen Wölbung wohne: daher dachte man diese gesondert von ihm und natürlich, da der Gott doch irgendwo sein mußte, ebenso ewig oder noch älter als ihn selbst. Einer verwandten Anschauung, welche aber noch größere Stärke im mythischen Personificiren hat und also älter ist, gehört es an, wenn in Tahiti erzählt wurde, Tangaloa habe mit dem Sand der

Küste oder mit dem Felsen, der Erde (Papa) die Götter, Menschen und Dinge erzeugt. Auch hier tritt ihm die Welt schon als etwas fertiges entgegen und zwar als weibliches Princip. Der Himmel dagegen mit seinen Leben bringenden Regentropfen wird für das männliche Princip angesehen und so auch der Gott, in dem er personificirt ist. Die Trennung und Gegenüberstellung des Gottes aber von dem, was im ursprünglichen urältesten Mythus sein eigentlichstes Wesen war, ist auch hier vollzogen. Und dies ist denn auch der Punkt, von welchem aus wir die schwierigste Verschiebung des Tangaloamythus, die er und zwar in Neuseeland erfahren hat, wieder zurecht rücken können. Dort ist nämlich Tangaloa zum Sohn Langis des Himmels und Papas der Erde geworden und — doch wir müssen den ganzen Mythus nach Grey (1—15) erzählen, der zugleich ein neuer Beweis für die hohe dichterische Kraft der Maori sein mag.

Das erste Menschenpaar entsprang von Rangi und Papa, welche früher so fest auf einander lagen, daß alles in dichteste Finsterniß gehüllt war. Schon lange waren ihre Kinder damit unzufrieden, aber vergeblich. Daher ist das Sprichwort: Finsterniß war von der ersten Abtheilung der Zeit bis zur zehnten und hundertsten und tausendsten; und alle diese Zeitabschnitte galten als abgeschlossen für sich und jeder als ein Po; und so lange herrschte Finsterniß. — Das konnten die Kinder Rangis und Papas nicht länger ertragen und endlich sagte Tumatauenga, der stolzeste unter ihnen: laßt uns Rangi und Papa erschlagen; Tane-mahuta aber, der Vater der Wälder und alles, was in ihnen lebt, sagte: wir wollen sie nicht erschlagen, nur trennen und ihm stimmten alle bei, nur Tawhiri-matea der Vater der Winde und Stürme nicht, weil er die Eltern mehr liebte als seine Brüder. Nun versuchten die Götter, Himmel und Erde zu trennen; Ronga-ma-tane, der Vater der zahmen und Haumia-tikitiki, der Vater der wilden Nahrungspflanzen, Tangaloa, der der Fische und Reptile und Tu-matauenga, der Vater der stolzen Menschen mühten sich ab, aber alle umsonst, bis zuletzt Tane-mahuta sich mit dem Rücken gegen die Mutter, mit dem Bein gegen Rangi seinen Vater stemmt und so die Trennung bewirkt. Noch heute streckt er deshalb die Beine (die Wälder) gen Himmel empor. Nun ward es helle und nun kamen die Kinder Rangis und Papas zwischen beiden zum Licht. Allein der Gott der Winde zürnte seinen Brüdern. Er verabredete sich mit dem Vater, setzte

seine Kinder, die Winde, in die verschiedenen Himmelsgegenden fest und begann nun einen furchtbaren Kampf mit den Geschwistern, zunächst mit Tanemahuta, dessen Forsten er zertrümmerte, dann mit Tangaloa, dem Gott des Meeres und seinen Kindern und Nachkommen. Dieser letztere entzweite sich im Kampf auch mit Tane: daher mit Holz und Bast, den Erzeugnissen des Waldes, Tangaloas Brut, die Fische gefangen werden und Tangaloa mit seinen Fluthen die Wälder zu zerstören, die Holzkähne zu verderben sucht. Die Väter der zahmen und wilden Nahrungspflanzen verbargen sich vor der stürmenden Wuth der Winde in der Mutter, der Erde Schooß; und nur Tu-matauenga blieb mit seinen Kindern unbesiegt. Dann legte sich der Zorn des Himmels und die Wuth Tawhiris. — Damals waren die Menschen unsterblich, bis durch Maui-tikitiki der Tod in die Welt kam, indem er Hine-nui-tepo zu betrügen suchte. Was nun noch folgt, ist die Erzählung wie Tumatauenga seine Brüder bekriegte, besiegte und ihre Kinder den seinen, den Menschen, unterthan machte. Nur den Tawhiri, den Gott der Winde besiegte er nicht, daher dessen Söhne, die Winde und Stürme, den Krieg mit den Menschen weiter führen. Namentlich drei seiner Söhne, Regenschauer, Landregen und Hagelsturm vernichteten und versenkten einen großen Theil des trockenen Landes. Ihre Kinder waren Nebel und Thau, welche letzteren freilich am Schluß derselben Erzählung als die Seufzer der Erde, die Thränen des Himmels erklärt werden, welche beide im Schmerz über ihre Trennung entsenden. Tumatauenga nahm nach Besiegung seiner Brüder von jeder Eigenschaft, die er im Kampfe entwickelt hatte, einen Namen an: Tu-karii, Tuka-nguha u. s. w.; sein eigentlicher Name also ist Tu. Auch lehrte er die Menschen Zauberformeln, um seine besiegten Brüder leicht und ihre Kinder reichlich in die Gewalt der Menschen zu bringen und jede Zauberformel hieß nach dem Namen dessen, gegen den sie gerichtet war: Tane war die gegen Tane-mahuta, gegen die Wälder und Waldthiere, Tangaloa die gegen Meer und Fische; auch Zauberformeln und Gebete für günstigen Wind, gutes Wetter und reichliche Ernte lehrte er sie.

So weit Grey. Dieselbe Sage erzählt mit einigen Abweichungen auch Taylor. Nach ihm (18 f.) entsprangen dem Ehebündnisse Rangis und Papas zunächst die Farnkrautwurzel und die Kumara, dann Tane, der Schöpfer der Bäume und ihrer Bewohner, der Vögel;

Tiki der Vater der Menschen, Tutengauahau, der Urheber des Bösen, Tahu, der des Guten, Tawhirimatea, der Vater der Winde und Tangaloa, des Meeres, der Fische. Nach Taylor stützt dann ferner Tane durch seine Bäume den emporgeschobenen Himmel, damit er nicht wieder herabfalle: das übrige wie bei Grey. Die Erklärung dieses Mythus wird uns erleichtert werden, wenn wir die gesammte Schöpfungsgeschichte betrachten, wie sie Taylor nach den dunkelen dichterischen Worten der Eingeborenen ausführlich darstellt (14 f.). Sie geschah in sechs Zeiträumen. Als Feinstes entstand zuerst vor allem Wirklichen der Gedanke. Dieser wuchs und nahm zu und so bildete sich das Begehren, alles noch in der Urnacht. Aehnlich berichtet Swainson 13, der als erstes den Gedanken, dann den Geist und als drittes die Materie hinstellt. Aus dem Nichts (Taylor eb.) aber ging der Himmel hervor mit seinen beiden Augen, mit Sonne und Mond, welcher mit Havaiki zusammen wohnend das feste Land erzeugte. Nun erst entstanden die Götter und erst nach diesen schließlich die Menschen. Die Götter theilt er dann wieder in zwei Klassen: die ältesten sind die von der Nacht geborenen, die Kinder der großen Mutter Nacht, der Hine-nui-te-po und zweitens die jüngeren, welche dem Licht entsprossen sind, die Kinder Rangis und Papas.

Betrachtet man diese Mythen genauer und vergleicht man sie mit denen von Tahiti, so wird man gleich zu der Erkenntniß kommen, daß sie einer späteren Zeit angehören, ja z. Th. einer schon reflektirenden, künstlerisch oder philosophisch alles zurechtlegenden Zeit. Wir finden hier alles auf den Menschen und zwar ganz natürlich auf den neuseeländischen Menschen bezogen. Zunächst fehlt der Glaube an einen Gott und Schöpfer; der Himmel ist bevölkert durch eine ganze Schaar Götter, von denen der eine dies, der andere jenes geschaffen hat, wie auch unter den Menschen der eine dies, der andere das schafft (Taylor 13). Dann ferner, das Himmelsgewölbe das man früher selbst als allmächtigen Gott auffaßte, ist jetzt selbständig den Göttern gegenüber getreten. Man kannte die Götter; man wußte daß sie im Himmel lebten, daß man aber früher den Himmel selbst, das Weltall selbst personificirt hatte, daß aus dieser Personifikation des bald donnernden und stürmenden bald glänzend strahlenden Himmels sich die Götter entwickelt hatten, das wußte man nicht mehr. Man personificirte nun von neuem. Durch den Regen, der vom Himmel

fällt, wird die Erde befruchtet; Pflanzen wachsen, Thiere sind ohne Pflanzen, Menschen ohne beides nicht zu denken; man sah also wie sie vom Himmel stammten und so ward Himmel und Erde zum heiligen Götterpaar, dem man nun auch jene alten Götter als Söhne zutheilte. Ein fernerer Beweis für das spätere Alter jener neuseeländischen Sagen liegt in der Stellung, welche die Menschen jetzt schon haben. Sie stehen vollständig im Mittelpunkt; ihr Gott, Tumatauenga, besiegt alle übrigen Götter, er ist der stolzeste; wir sehen hier also einmal, wie der Mensch der Natur gegenüber sich sicher fühlt, wie er sie nicht mehr als das übermächtige allein göttlich belebte Wesen ansieht, sondern wie er sie beherrscht, trotzdem, daß jeder einzelne Zug des Lebens noch von Göttern geleitet ist. Zweitens sehen wir aber ein bewußtes dichterisches Auffassen, Erklären und Zusammenfügen der Thatsachen, welches entschieden erst einer späteren Zeit angehören kann. Man denke, ganz abgesehen von jener sentimentalen Deutung des Nebels und des Taues nur an die Auffassung und Schilderung oder besser gesagt mythologische Darstellung des Zwiespaltes in der Natur. Daß nun gar die Version bei Taylor, nach welcher der Schöpfung erst der Gedanke und dann das Wollen vorausging, einer sehr späten Zeit angehört, das liegt auf der Hand. Uebrigens ist nicht nöthig, bei ihr an europäischen Einfluß zu denken. Daß erzählt wird, der Himmel habe mit Havaiki das feste Land erzeugt (Taylor 14 f.) weist ferner auf eine spätere Zeit dieser Mythenbildung, als die Maori schon in Neuseeland, dem neuen Festland wohnten; denn nur dann konnte ihnen dieses als Kind der alten Heimath, Havaikis und des alles schaffenden Himmels erscheinen. Daß aber der Mythus von Tangaloa älter ist, als jene eben erzählten, daß er wirklich der älteste polynesische ist, den wir kennen, auch das dürfte sich beweisen lassen. Zunächst durch die weite Verbreitung seines Namens, der überall in ganz Polynesien herrschte, und zwar überall als Weltbildner geherrscht haben muß, da wir auf den Markesas noch die Sage vom Auffischen der Inseln, auf Neuseeland noch die von dem Vogel, der das Weltei legt, vorfinden, freilich ohne Namen des Gottes. Dann aber ist ein sehr großes Gewicht darauf zu legen, daß wir gerade in den Centralpunkten polynesischen Lebens, in Samoa und Tonga einerseits und Tahiti andererseits den Gott noch in seinem alten Leben fanden. Als die Polynesier noch alle in Samoa

wohnten, galt der Mythus noch, auch noch als sie nach Tahiti wanderten, wo man ihn gleichfalls festhielt; den späteren Auswanderern verschob er sich durch ihre anderweitigen Schicksale. Dabei ist noch auf zwei Punkte aufmerksam zu machen: einmal darauf, daß auch in Tonga, obwohl man dort in einzelnen Sagen das Alte, Aechte aufbewahrt hatte, doch gleichfalls Tangaloa herabgesunken war zum Schutzpatron der Handwerker; und umgekehrt, daß man in Neuseeland doch auch noch eine Ahndung hatte von seiner alten Herrlichkeit: denn Taylor scheidet ja eben zwischen den Göttern und trennt die alten, die Söhne der Nacht, zu denen Tangaloa gehört, als ganz geschieden von den späteren, den Söhnen des Lichts, des Himmels.

Wir haben so das Wesen Tangaloas vollständig betrachtet; ehe wir aber zu dem zweiten Hauptgott der Polynesier kommen, wollen wir Einiges noch, was im Vorhergehenden erwähnt werden mußte, gleich vollständig abhandeln, zunächst die Lehre von der Schöpfung und dann was noch über Rangi und Papa zu sagen ist. — Auf Samoa ward von der Trennung des Himmels und der Erde ganz Aehnliches erzählt, wie unter den Maoris. Der Himmel war der Erde so nah, daß die Menschen kriechen mußten. Taro und andere Pflanzen drängten ihn dann freilich empor, allein immer noch stießen die Menschen mit den Köpfen an. Dann kam ein Mann der zum Dank für einen Trunk, welchen ihm eine Frau reichte, den Himmel emporstieß: den Ort, wo die Pflanzen wuchsen und die Fußstapfen des Mannes welcher nach einigen Tikitiki hieß, zeigt man noch (Turner 245). Dieser Mythus mag auch auf Tonga bekannt gewesen sein; doch erwähnt ihn Mariner nicht (gegen Schirren 42). Es ist sehr zu beachten, daß in dieser Sage Himmel und Erde als durchaus ungöttlich und unpersönlich erscheinen. Die ganze Welt stellen die Samoaner sich als durch Streit geworden vor. Den Gott der Tiefe Fe'e (Feke) besiegte der Meeresgrund, diesen die höheren Felsen, sie wieder die vulkanischen Gesteine, die Erde die letzteren; die Erde ward besiegt durch die Steine, diese durch die Pflanzen, die Pflanzen durch die Raupen, die Reptile durch die fliegenden Vögel. Daher sind auch die Menschen in ewigem Krieg und besiegen einander (Turner 250). Auch auf Tahiti und Rarotonga sind Himmel und Erde in ihrem dichten Aufeinanderliegen durchaus unpersönlich gedacht; durch eine niedere und unscheinbare Pflanze (Teva, Dracontium polyphyllum) emporgehoben, wird der Himmel auf

Tahiti vom Gotte Ru zur jetzigen Höhe aufgerückt (Ellis 1, 116), zu Rarotonga aber durch einen Menschen, der sich aufs äußerste gegen ihn stemmt, erst bis zur Höhe der Tevapflanze, dann bis zu der eines Baumes (einer Feigenart, der Ficus religiosa verwandt), darauf bis zu den Bergspitzen und endlich bis zur jetzigen Lage emporgestoßen, weshalb der Mensch als „Himmelsheber" (vgl. papa-langi) göttlich verehrt ward (Williams 544). Hier ist also der Mythus noch mehr vermenschlicht. Anders ists zu Raiatea: da hielt ein Seeungeheuer, ein Tintenfisch, den Himmel auf der Erde fest; nach seiner Tödtung durch den Gott Maui flog der Himmel empor. Dem Himmelsheber auf Rarotonga halfen dagegen zahllose Libellen, die Stricke, mit denen Himmel und Erde verbunden sind, zu lösen (Williams eb.). Diese Stricke sowie den Tintenfisch findet man auch in neuseeländischen Mythen.

Die Personifikation des Langi oder Rangi, wie wir sie zu Tonga — den sehr schönen Mythus, der sich an den Namen des Gottes knüpft, haben wir S. 93 f. erzählt — auf Neuseeland und Tahiti (hier heißt Langi Rai; Ellis 1, 201, und vielleicht ist der Gott Raa 285; 325 dasselbe Wort) finden, ist nach alle dem Vorstehenden, welches Himmel und Erde, Rangi und Papa stets unbeseelt zeigt, entschieden erst späteren Ursprungs. Das geht schon daraus hervor, daß Langi nicht, wie alle Götter, wie auch Tangaloa, in Bulotu wohnt, sondern im Himmel selber. Wäre er einer der alten ächten Götter, wir fänden ihn ebenso gut in Bulotu wie die übrigen; das geht auch schon aus seinem ganz und gar deutbaren, man möchte sagen materiellen Namen hervor, denn Langi heißt überall Himmel.

Ganz anders aber finden wir es mit einer anderen Gottheit, deren Namen wir bei den Schöpfungsmythen schon erwähnten und der erstaunlich oft in Polynesien genannt wird, da er weitaus die lebensvollste Figur polynesischer Mythologie ist, bei Maui.

Maui, so erzählen die Tonganer, trägt die Erde auf seinem Rücken; daher entstehen, wenn er sich bewegt, Erdbeben und man schlägt daher, wenn die Erde zu beben anfängt, unter dem heftigsten Geschrei mit Stöcken auf den Boden, damit Maui sich ruhig verhalte (Wilson 390; authent. narr. 152; Mariner 2, 120; Hale 23; Wilkes 3, 23). Nach Mariner liegt er flach, die Erde auf ihm und sie bebt, wenn er sich wenden will; nach anderen Berichten (Geschichte 46) trägt er sie auf den Schultern und sein

[redacted]

Einnicken erregt die Erschütterungen. Besonders wichtig ist es, daß er zugleich als Emporzieher des Festlandes gilt, wie Tangaloa; er fischt es an der Angelschnur empor, zunächst Ata, dann Tonga, dann die Habaigruppe, schließlich Vavau, wobei zu beachten, daß in dieser Reihenfolge die Inseln von Süden nach Norden streichen; die Ebenen hat sein Fuß platt getreten, wo er nicht hinkam, blieben Berge (Geschichte 45). Und nun wird von ihm derselbe Mythus erzählt, welcher in Samoa von der Tochter Tangaloas berichtet wird: die aufgefischte Insel bedeckt sich mit einer Pflanze, aus deren modernden Theilen ein Wurm entsteht; dieser von Maui (der die Gestalt eines Vogels angenommen hat) zerpickt, wird zu zwei Männern, den Stammvätern der Tonganer, welchen die Frauen aus Bulotu zugeführt werden (Sarah Farmer bei Schirren 35). Man nahm drei Mauis an, Vater, Sohn und Enkel oder Neffe; mit Beinamen Maui Motua, Atalonga und Kitschikitschi. Dieser letzte, der eigentliche Held, folgt heimlich seinem Vater durch eine Höhle nach Bulotu, wo ihn dieser hinschickt, von Maui Motua Feuer zu holen. Mehrmals bläst er es aus, um sich jedesmals neues zu erbitten; dadurch und weil er den Ahn auch sonst noch reizt, geräth er mit ihm in Streit und zerbricht ihm die Knochen, so daß der Alte, Maui Motua, matt und lahm unter der Erde liegt. Maui Atalonga verbietet seinem Sohn, das Feuer mitzunehmen, dieser aber ungehorsam setzt alles in Brand, woher die Menschen nun für immer Feuer, um Speise zu kochen, haben (eb.). Nach anderer Version ist Maui Kitschikitschi der Bruder des Atalonga, welcher Feuer von der Erde erhält und es in die Bäume bannt, damit es nie verloren gehe. Den Eisenholzbaum (Toa) schafft er erst, der einst in den Himmel hineinreichte, so daß der Gott Etumatubua daran hinabstieg (Geschichte 45; vergl. Wilkes 3, 23). Zur Zeit des Vaters beider Maui, der unter der Erde wohnt, die er trägt, war ewige Nacht und nur der Mond schien (Lawry bei Schirren 36).

Die tonganische Sage, welcher der Bericht von Nive genau entspricht (Turner 255), häuft vieles auf Maui, was die samoanische noch gesondert hält. Talanga, erzählt Turner 253, war ein Freund des unterirdischen Gottes Mafuike, welcher die Erdbeben hervorrief. Er besuchte ihn durch einen Felsen, den er durch Zaubersprüche öffnete und zuschloß. Sein Sohn aber, Ti'iti'i, schleicht dem

Vater gegen dessen Willen nach, um Mafuike Feuer zu holen; schon hat er es erhalten, schon kocht er seine Speise, als ihn Mafuike angreift und ihn nur, nachdem er selber den einen Arm verloren, in Besitz des Feuers läßt: er könne es überall leicht finden, denn es stecke in jedem Holz, aus welchem man es hervorreiben könne. Nach diesem Kampfe kann Mafuike, der Samoa trägt, es nur noch auf einem Arm halten. Das ist gut, sagen die Samoaner bei Erdbeben, daß Mafuike nur einen Arm hat, sonst würde es uns schlimm ergehen. Denselben Mythus, nur minder ausgeführt, erzählt auch Wilkes; und Mafuike wird, indem man sich auf die Erde wirft und sie aufgräbt, bei Erdstößen aufs heftigste bedroht, daß er Ruhe halte und die Erde nicht zerbreche (Williams 444). Es ist daher wohl nur eine irrthümliche Namenvertauschung, wenn Williams (auf derselben Seite) hinzufügt, Tiitii ataranga trage die Erde und Mafuike habe ihm den Arm gebrochen im Kampfe. Er trägt die Insel Savaii in seinem linken Arm, und das ist gut, denn trüge er sie auf seiner Rechten, so würde er die Insel längst zertrümmert haben, und allen Männern ist der linke Arm schwächer, wie der rechte, weil er dem Gott zerbrochen wurde (eb.). Mit Recht zieht Schirren 37 hierher auch die Mythe, welche Walpole 2, 381 f. erzählt; Tati und Opolu wohnten in einer Höhle, Tati hielt Samoa auf seiner linken Hand, welches damals vielfach von den Göttern besucht wurde; ja Itu zog einen Felsen aus dem Wasser, damit die Menschen sich die Haare trocknen könnten. Eine Menge Regen löschte alles Feuer, nur Tati behielt seinen Feuerstein, um welchen mit ihm Opolu rang und ihm außer beiden Beinen den rechten Arm abhieb. Dann gab er Samoa Feuer und legte die Insel in des Gottes linke Hand; in der rechten hätte er sie gleich zertrümmert. Auch Opolu zog sich vor der Schlechtigkeit der Menschen in die Erde zurück. Der böse Geist wollte die Insel verderben; aber vergeblich.

Und auch folgender andere Mythus, den uns gleichfalls Walpole (2, 375 f.) erzählt, gehört, wie sich gleich zeigen wird, in Mauis Kreis. In Samoa lebte einmal ein Mann, der wie der weiße Mann immer unzufrieden war mit dem, was er hatte. Der Poe (gegohrene Brodfrucht) war ihm nimmer gut genug und er plagte seine Familie sehr mit neuen Einfällen. Zuletzt war ihm auch sein Haus nicht mehr gut genug und er beschloß, ein neues von Stein

[redacted]

zu bauen. Von großen Steinen soll es sein, sprach er, und soll ewig dauern. Er stand früh auf und arbeitete bis in die Nacht, aber die Sonne ging zu schnell am Himmel, die Steine waren schwer und weit entfernt, so daß seine Arbeit nur langsam vorwärts rückte. Tag für Tag plagte er sich so, aber die Sonne lief immer schneller und schneller. Da kam er eines Abends auf den Gedanken, daß, weil die Sonne immer desselben Wege ginge, er sie anhalten könne, bis seine Arbeit fertig wäre. Er stand also vor Tage auf, flach in See und warf der Sonne ein Seil um den Hals, aber die Sonne ließ sich nicht aufhalten und ging ihren Weg. Er stellte Netze, wo sie herauskam, aber sie stieg doch in die Höhe. Er verbrauchte alle seine Matten dazu, aber vergebens. Die Sonne nahm ihren Lauf und verlachte seine Anstrengungen mit heißen Winden, die sie schickte. Unterdessen stand der Hausbau still und der Mann verzweifelte fast. Endlich erbarmte sich der große Ifu (eine zähe Schlingpflanze) seiner, da sie sein Geschrei hörte und versprach ihm Hülfe. Die Ranken der Pflanzen wuchsen größer und größer, der arme Mann machte eine Schlinge daraus und begab sich mit seinem Kahn aufs hohe Meer. Es war die schlechte Jahreszeit, wo die Sonne trübe und schläfrig ist. Müde kam sie herauf, sah nicht umher und steckte den Kopf in die Schlinge. Sie zog und riß daran, aber Ifu hatte den Strick zu stark gemacht. Jetzt baute der Mann sein Haus; die Sonne schrie und schrie und ertrank beinahe, aber erst als der letzte Stein eingefügt war, durfte sie ihren Lauf fortsetzen. Das Seil des Ifu vermag Niemand zu zerreißen — das war die Nutzanwendung, von welcher ausgehend und mit welcher der samoanische Führer Walpolen die Legende erzählte, als dieser eine Ifu-Ranke, welche ihm hinderlich war, zerreißen wollte. Auch Turner (249) berichtet dieselbe Geschichte, zwar nur ganz kurz, aber dennoch in einigen Hauptzügen anders: ein Jüngling fing auf den Rath seiner Mutter die aufgehende Sonne in einem Strick und hielt sie so lange fest, bis sie versprach, langsamer zu gehen, damit jene ihre Arbeiten vollenden konnten. Und so mag denn noch ein anderer Sonnenmythus aus Turners Werk (248) hier angeführt werden: ein Mädchen, schwanger von der aufgehenden Sonne, gebar einen Sohn. Als dieser herangewachsen heirathen will, schickt sie ihn zu seinem Vater, dem Sonnengott, daß er ihn berathe; der aber schenkt ihm einen Kasten, welcher voll verschie-

denes Segens ist. Dieser Mythus lebte auch auf Tonga, hier aber stumpfer. Die Jungfrau, von der Sonne schwanger, gebiert gleichfalls einen Knaben, den man, da er sehr unbändig war, in einem Kahn fortschickt, daß er mit seinem Vater in der Luft lebe: die Mutter wurde zum Felsen, welchen man noch auf Tonumea, der südlichsten Insel der Habaigruppe zeigt (Geschichte 47—8). Auch auf Neuseeland kannte man Aehnliches: eine Jungfrau gebar einem Gott aus ihrem Arme einen Sohn, der gleich nach der Geburt zur Sonne aufflog; von dort kam er in einem Kahn zurück (Brown 82). Reichlicher und fast noch ursprünglicher lebt Maui in den Sagen der vom samoanischen Centrum ausgewanderten Polynesier. Auf Tahiti hieß der Urheber der Erdbeben, der Erschaffer der Sonne Maui, wie Forster 467 berichtet, indem er in Maui nur einen anderen Namen Tangaloas sieht. Und wirklich galt auch als Mauis Gattin der Felsen Papa; wirklich ward auch von Maui erzählt, er habe ihn nach Osten durchs Meer geschleppt, wobei dann einzelne Stücke, die Inseln des Archipels, von ihm abgebröckelt seien, dessen Hauptmasse noch jetzt als Festland im Osten liege, ein Mythus, der im gesammten Archipel galt (Forster Bem. 135). Nach anderen Berichten soll auch er es gewesen sein, welcher die Erde an einem Angelhaken aus der Tiefe auffischte (Mörenhout 1, 450) und Tahiti war nach einem Mythus bei Ellis 1, 167 ein Fisch gewesen, ein Hai, dessen einzelne Theile die Eingeborenen erkennen sollten. Was nun in Samoa nur von einem namenlosen Mann gesagt wurde, das wird in Tahiti geradezu von Maui berichtet, welcher mit ungeheuerer Kraft die Sonne in Stricken halte, daß sie nicht schneller als er wolle zu gehen vermöchte (Wilson 289), oder wie Mörenhout (1, 450) den Mythus erzählt, er befestigte die Sonne, als die Menschen unter der allzuweiten Entfernung derselben litten. Dasselbe erzählt Ellis 3, 170 (Tyermann und Bennet gleichfalls), nur daß hier Maui, mehr vermenschlicht, als Priester oder Häuptling der Vorzeit auftritt, der einen Marae bauen wollte. Er mußte ihn noch vor Nacht vollenden und als nun die Sonne sinken wollte, ehe er fertig war, ergriff er sie bei ihren Strahlen und band sie mit einer Schnur an den Marai oder einen Baum fest, bis er fertig war. Seitdem geht die Sonne langsamer. Sonst denkt man sich die Sonne als Feuerball, der Abends ins Meer fällt, so daß man auf den westlichsten Inseln bis-

[redacted]

weilen ihr Zischen gehört hat; sie eilt dann unter dem Meere her, um Morgens wieder aufzugehen (Ellis 3, 170). Maui war es übrigens auch (Bericht von Raiatea, Tyerm. und Bennet 1, 526), welcher jenes Ungeheuer, das den Himmel auf der Erde festhielt, tödtete und dadurch das Auffliegen des Himmels bewirkte. Ferner faßten ihn die Tahitier noch als alten Weissager auf, der in längst vergangener Vorzeit die Ankunft eines Schiffes ohne Ausleger — wie zu Rarotonga Tangaloa — und ferner eines Fahrzeuges auch ohne Takelwerk vorher verkündet und auf rein technische Weise die Möglichkeit eines solchen Schiffes glaublich zu machen versucht habe (Ellis 1, 382 f.).*)

Die Mangarever, deren Hauptgötter Tangaroa, Oro, Mahui (Maui) sind (Mörenh. 1, 110), erzählten, daß ihre Insel durch Maui aus der Tiefe aufgefischt, daß die ersten Menschen ferner von Maui in allem nützlichen unterrichtet seien (Lesson Mang. 114). — Auch auf Nukuhiva war Maui bekannt. Denn die dortigen Areois begannen ihre Freudenfeste im Anfang Oktober, um „die Rückkehr Mauis“ zu feiern; sie legten am Ende der fruchtbaren Jahreszeit gegen Ende April oder Anfang Mai das Trauergewand an, um wegen des Abschiedes der Götter zu trauern und trugen es bis zu Mauis Wiederkehr (Mörenh. 1, 501 f.).

Auf Hawaii herrschte vor undenklich langen Jahren, so erzählt die einheimische Chronik, das Epos Mo' oölelo Hawaii bei Hale (133; 23), ein König Namens Atalanga, der vier Söhne hatte, Mau-imua, Maui-hope, Maui-tiitii und als vierten und jüngsten, der ihm in der Regierung folgte, Maui-atalanga. Dieser letztere stieg zur Sonne empor, um ihre Strahlen einzufangen; auch wollte er die

*) Andere Mythen, welche entweder zum Maui- oder zum Tangaloakreis gehören, sind folgende. Tatuma und Tapuppa, ein männlicher und ein weiblicher Felsen, die Träger der Erde, erzeugten den Totorro, der getödtet und zertheilt wurde. Die Theile seines Körpers bildeten die einzelnen Inseln; seine nachgeborenen Geschwister Otea (männlich) und Oru (weibl.) erzeugten zuerst andere Länder, dann Götter. Nach Oteas Tod heirathete Oru ihren Sohn, den Gott Teorraha, welcher noch mehr Land, die Thiere und die Lebensmittel schuf, sowie den Himmel. Diesen tragen Männer, welche Tif-e-rai heißen (Cook 3. R. 2, 359). Auch den Mythus vom Auffischen Tahitis erzählt Cook (358), doch ohne zu sagen, wer der Fischer war.

Inseln des Archipels zu einem großen Festland einigen, weshalb er sie in einen Kahn packte und diesen an einen Haken hinter sich herzog; allein der Haken riß, die Einigung unterblieb. Eine Insel hat von ihm den Namen erhalten. Der Zug, welchen nach Jarves 29 König Kana unternahm, um von dem Sonnenverfertiger Kahoa alii die im Krieg verlorene Sonne wieder zu erobern, wird von Mörenhout 1, 450 dem Maui beigelegt. Und so erzählt auch Jarves 26, daß Maui die Sonne in ihrem Lauf angehalten habe, damit sein Weib eine angefangene Arbeit noch vor Nacht vollende.

Am reichsten fließen unsere Quellen in Betreff Neuseelands und zwar zunächst wieder bei Grey, der in der ersten Mythe (10) sagt, daß Makea-tu-tara (männlich) und Taranga (weiblich) vier Söhne, alle Maui genannt, gehabt hätten, darunter den jüngsten Maui-tikitiki. Grey erzählt ferner von S. 15—59 die Abenteuer dieses jüngsten Maui, wie er als Frühgeburt von seiner Mutter mit einer ihrer Haarlocken umwunden ins Meer geworfen aber wunderbar erhalten den Namen Maui-tikitiki-a-Taranga d. h. Maui gebildet in der Haarflechte der Taranga (so erklären die Maori den Namen) annimmt; wie er dann seiner Mutter Weg, die alle Nacht um ihn zu pflegen kommt und Morgens verschwindet, erkundet, wie er ihr als Vogel nachfliegt in die Unterwelt, dort von ihr und seinem Vater erkannt und anerkannt wird; wie ihn der letztere tauft, aber mit einem kleinen Verstoß gegen die Taufceremonien, so daß die erzürnten Götter Mauis Tod bestimmen. Dann bringt er seiner Ahnin, der zauberkräftigen, aber menschenfressenden Göttin Muriranga-wenua (Hinter-Himmel- und -Erde) ihre Speise und diese welche ihn endlich als ihres Stammes erkennt, schenkt ihm einen zauberkräftigen Kinnbacken. So ausgerüstet zieht er zunächst gegen die allzurasch wandernde Sonne, fängt sie in neuerfundenen Stricken, verwundet sie aufs heftigste mit jenem Kinnbacken und zwingt sie so langsamer zu gehen. In Todesangst rief damals die Sonne aus: warum wollt ihr Tama-nui-te-Ra (das große Kind des Lichtes) tödten? und so verrieth sie ihren zweiten heiligen Namen, welchen Niemand zuvor kannte. — Nach langem unthätigen Sitzen geht er endlich auf die Vorwürfe der Seinen mit seinen Brüdern zum Fischfang; jener Kinnbacken, mit seinem eigenen Blut bestrichen ist sein Köder und nun zieht und zieht er unter Zauberformeln den „Fisch des Maui", ika te Maui, d. i. Neuseeland selbst

heraus; weil seine Brüder aber sich dieser Beute nahen, so sträubt der Fisch die Flossen und springt hin und her; daher die Insel auch heute noch so zerrissen und gebirgig ist. Der Fischhaken ist noch heute in einem Felsen der Habichtsbucht zu sehen. Der Berg Hiko-rangi (Himmelsschwanz) ist es (Dieffenb. 2, 89 f.); nach Polack narr. 1, 358 eine Insel. — Eine andere interessante Version der Erdfischung theilt Servant (ann. p. l. prop. d. l. foi 1844, V, 15 f. und daher Michelis 69) mit: Maui, der von der Göttin Hina zwei Kinder hatte, tödtete beide und fischte mit ihren Kinnbacken Neuseeland, welches eine Taube ihm vollends aufziehen mußte. Die rechten Augen der getödteten Kinder wurden Morgenstern (Matariki) und Abendstern (Nare-ahiahi). — Dann macht er sich auf, das Feuer Mahu-ikas (weiblich; samoan. Mafu-ike männl.) zu holen, wohin ihm seine Mutter Taranga den Weg zeigt. Die Göttin des Feuers erkennt ihn als ihren Enkel, reißt sich einen Fingernagel aus, den sie ihm, damit er Feuer habe, übergibt. Er aber löscht die Gluth und so zwanzigmal, bis sie ihm den letzten Nagel auch der Füße gegeben hat: da im Zorn steckte sie die Welt in Brand. Allein Maui ruft seine Ahnen Tawirimatea (Gott der Winde) und Wati-tiri-ma-takataka zu Hülfe, welche das Feuer Mahu-ikas trotz ihres Wehklagens auslöschen; nur einige Funken desselben rettet Maui in das Holz einiger Bäume, von denen man es daher immer bekommen kann. — Nachdem nun Maui noch seinen Schwager Irawaru (d. h. der achtfleckige) in einen Hund verwandelt hat, sucht er seine Ahnin Hine-nui-te-po (die große Greisin Nacht), deren Augen feurig durch den Himmel strahlen und die ihm Verderben droht, zu besiegen: sie wohnt, wo Himmel und Erde aneinanderstoßen. Er kriecht, um sie zu vernichten, in sie hinein: gegen sein Versprechen aber lacht einer der Vögel, welche zusehen, laut auf, Hine erwacht, beißt zu und so stirbt Maui, dessen Nachkommen an verschiedenen Orten der Welt leben.

Es kann uns hier nicht einfallen, alle die mannigfaltigen Mauisagen Polynesiens zu erzählen, ebenso wenig als man in einer culturhistorischen Schilderung Griechenlands alle Heraklessagen anführen würde. Nur einzelnes, was zur Ergänzung des Gesagten nöthig ist, fügen wir noch bei. So war es Maui, welcher die ganze Welt ausmaß, indem er sie mit raschen Schritten durchwanderte (Davis 193). Anderwärts gilt er für den großen Lehrer des Volkes, den w

Kahn- und Hausbau u. s. w. verdankt, ja der, ein Geist, auch Himmel und Erde geschaffen oder wenigstens bei der Entstehung der Erde durch Rangi und Papa geholfen habe (Dieffenb. 2, 90; 100), welcher letztere Zug vielleicht sich auf eine ähnliche That bezieht, als sie der raiatanische Mythus erzählt, auf die Tödtung eines Unthiers, wodurch die Trennung von Himmel und Erde erst ermöglicht ward. Taylors Bericht stimmt genau zu Grey: nur ist nach ihm Maui der jüngste von 6 Brüdern, Mahuika aber nicht seine Großmutter, sondern männlich gedacht und also sein Großvater; und da er Hine-nui-te-po zu besiegen vorhatte, versuchte er erst Sonne und Mond zu löschen; durch seinen Tod brachte er den Tod unter die Menschen (24—31). Drei Brüder nennen Nicholas (1, 56) und Shortland (a 42 f.) sie heißen bei letzterem Maui mua (alter Maui, welcher nach D'Urville a 2, 513 die Welt auffischt, während Mauipotiki sie dann erst formt) Maui tike-tike-o-te-rangi (Maui dick wie der Himmel) und Maui potiki (junger Maui) und dieser ist der Hauptheld der weiteren Geschichte, in welcher Maui potiki das Feuer von Hine-nui (nicht von Mahu-ika) holt und dabei seine ihm feindlichen Brüder umkommen läßt; Hine-nui stirbt gleichfalls dabei und zwar in einer Feuersbrunst, welche Maui selbst anzündet. Bei Brodie 163 wird auch Rangi-wenua männlich gedacht. Mehrfach wird erzählt, Maui hätte Feuer in die Hand genommen, dieses aber sofort wieder weggeschleudert; nach Yate ging damals die Sonne zuerst unter, welche Maui dann am Morgen zurückbringt und sie nun an den Mond bindet, so daß man nun immer Licht hat, außer wenn Maui erzürnt seine Hand vor den letzteren hält. Nach Polack mann. 1, 15 entstehen aus diesem weggeschleuderten Feuer die Vulkane; nach demselben Berichterstatter fischt Maui keinen Fisch, sondern gleich das Land, welches er an die Sonne festknüpfte; beim Heraufziehen erhielt dies Ai na Maui (Mauis Erzeugtes) Risse und Schrunden, das sind die Berge und Thäler; oder er ließ nach Hale das Land, da er es nicht allein zu heben vermochte, durch eine Taube aufziehen. Diese und viele andere Sagen und Versionen findet man zusammengestellt bei Schirren 29 f.

Gehen wir nun zur Deutung dieses Mythenkreises. Aus dem Umstand, daß es mehrere Maui, 3—6 Brüder gibt, welche alle nur durch Beinamen verschieden sind, ist gewiß nicht mit Dieffenbach

(2, 88; Nicholas 38) zu schließen, daß wir es hier mit einem vergötterten Menschen zu thun haben; richtiger ist wohl der Schluß, daß der Name später zu einer Art von Appellativum und Abstraktum wurde, da die Veränderlichkeit der Sage vielleicht schon ehe dies geschah, aus einer Person mehrere gemacht hat. Jedenfalls aber haben wir es hier mit dem ausgedehntesten und wandelvollsten Mythus Polynesiens zu thun, denn Maui wird von Schirren mit Tangaloa „identificirt" aber außerdem auch noch eigentlich mit jedem beliebigen anderen Gott, denn Maui ist ihm (85) „der vorzüglichste Repräsentant" der polynesischen Götterwelt. Schon Forster (Bem. 467) sagt, daß Tangaloa als Urheber der Erdbeben Maui hieße; und so meint auch Hale (24) daß die Polynesier ursprünglich wohl nur eine Gottheit verehrt hätten, allein nach den verschiedenen Thätigkeiten des Gottes unter verschiedenen Namen: Tangaloa als Weltschöpfer; als Welthalter Maui, in seinem Verkehr mit den Menschen Tiki; und daß diese Namen mannigfaltig untereinander gewirrt seien. Allein wäre nun schon eine solche monotheistische Auffassung des Göttlichen höchst auffallend, so fragt es sich doch zunächst, was heißt das, ein Gott ist identisch mit einem anderen? Doch sicher nur, die erste mythenbildende Thätigkeit eines Volkes hat dieselbe ihr zu Grunde liegende Erscheinung (sei dies nun eine rein natürliche oder eine ethische) zweimal sich durch Personifikation zur Anschauung gebracht, so daß diese beiden so entstandenen Gottheiten nur in Beziehung auf den Namen und andere Nebendinge verschieden sind. Oder: zwei Personifikationen, zwei Gottesbegriffe, an und für sich auf verschiedener Anschauung beruhend, sind im Lauf der Zeiten sich einander immer mehr genähert und durch Uebertragung von einem auf den andern immer mehr ausgeglichen worden, bis zuletzt kein Unterschied zwischen den beiden ursprünglich verschiedenen mythologischen Gestalten war. Keine von beiden Gleichstellungen paßt auf Maui und Tangaloa oder irgend einen anderen polynesischen Gott, da beiden nur einzelne und keineswegs wichtige Züge oder nur einzelne Thaten gemeinschaftlich zugeschrieben werden. Schirren geht hier mit völlig mangelnder Kritik viel zu weit. Und was Hale sagt, ist unklar. Denn nennt eben ein Volk den Weltschöpfer Tangaloa, den Welthalter Maui (obgleich dieses Prädikat auf Maui gerade gar nicht paßt, sondern nur durch eine Verwechselung mit Mafuike entstanden ist), so faßt es damit nicht einen Gott in

verschiedener Thätigkeit auf, vielmehr personificiert es verschiedene Anschauungen zu verschiedenen Personen, welche also die Mythologie von einander trennen muß. Wollte man einer anderen Auffassung folgen, so müßte diese sehr sorgfältig und streng bewiesen sein; was denn doch für die Polynesier unmöglich sein dürfte.

Aber jedenfalls ist es richtig, daß wir manche Züge und Thaten Tangaloas auch als Thaten und Züge Mauis berichtet finden. So gelten beide als Weltenfischer, Tangaloa auf Tonga, Samoa, vielleicht auf Nukuhiva, Maui auf Neuseeland, Tahiti, vielleicht auf Hawaii (Hale 23), beide auf Tonga; ferner ist wohl zu beachten, daß auch tahitische Mythen den Tangaloa und Maui in sehr nahe Wechselbeziehung die Erdschöpfung betreffend setzen: so ein kosmogonisches Lied bei Mörenhout (1, 449), dessen Uebersetzung Schirren (70) berichtigt hat. Beide sind ferner Herren und Schöpfer der Sonne, so nach Forster auf Tahiti, auf Hawaii, wo sie Maui vom Sonnenverfertiger Kaaroa-alii wiederholt, beide gelten (Forster Bem. 467; 135) als Gatten des Felsen Papa, durch welchen sie die Inseln entstehen lassen; und während sonst Tangaloa den Himmel wölbt oder ihn (Neuseeland) emportreiben hilft, so thut dies zu Raiatea, vielleicht auch zu Neuseeland in anderen Mythen Maui, wie die Wolkenschiffe vielfach dem Tangaloa, in Tahiti aber dem Maui gehören.

Ferner ist es aber auffallend, daß Maui so viele und so bunte Schicksale durchzumachen hat, wie kein anderer Gott. Zahllose und oft höchst wunderliche Abenteuer häufen sich auf ihn. Ja er hat entschieden etwas Menschliches. Er wird geboren, er stirbt, er hat Brüder, irdische Nachkommen (Grey 15), in einigen Ueberlieferungen einen menschlichen Stammbaum. Und doch ist er wieder zu göttlich, als daß wir ihn für einen erst später vergötterten Menschen halten könnten. Er gilt als Nachkomme von Rangi und Papa, als Verwandter oder Enkel von Hine-nui auf Neuseeland, in Bulotu wohnt nach tonganischem Glauben sein Vater — und so ließe sich noch viel zusammenstellen. Merkwürdig und also wohl zu beachten ist dann schließlich noch, daß er nirgends einen Tempel, nirgends Priester oder irgend welchen Cultus hat; denn das hawaiische Idol Mai bei Cook (3. R. 3, 457) gehört nicht hierher; und was wir von den Festen der markesanischen Areois oben erzählten — Verwandtes werden wir auch in Tahiti finden — das ist kein Cultus, welchen Maui unmittelbar empfing.

Wir haben jetzt alle Schwierigkeiten, welche zu lösen sind, uns vorgelegt und können nun zur Lösung selbst schreiten. Der Mythus von Maui ist, wie das Andere (Schirren, Mörenhout) schon längst gesehen haben, ein Sonnenmythus. Alle einzelnen Züge dieses Mythus zu deuten, wäre überflüssig; denn wer verkennt in dem rastlos schreitenden, im feuerbringenden, im meergeborenen, durch die Nacht sterbenden Maui die Sonne? Ebenso liegt es nahe, daß der Sonnengott Gewalt über die Sonne hat, daß er sie fesseln, den Mond an sie befestigen, den Mond verdunkeln kann; daß ferner durch ihn erst Himmel und Erde getrennt werden. Und wer wollte nach den Gebräuchen der markesanischen Areois, welche bei Mauis Wiederkehr ihr Festgewand anlegten bis „zum Abschied der Götter", bis zum Winteranfang der südlichen Halbkugel, worauf sie bis zur Wiederkehr Mauis trauerten, wer wollte hiernach noch zweifeln, daß Maui die mythische Personifikation der Sonne sei? Auch ist das meiste dieser Bezüge von Schirren auf das Umfassendste erklärt worden, wenn gleich er sich nicht immer in den Schranken einer besonnenen Kritik hält. Uns aber bleiben noch andere Schwierigkeiten.

Zunächst müssen wir von Mafuike, Mahuika sprechen, welche man vielleicht mit Maui identificirt hat, von jenem ungeheuren Gott, welcher die Welt trägt. Wäre es nun auch schon höchst seltsam, wenn die Mythen so verwirrt wären, daß Mau in ihnen mit sich selbst kämpfen müßte: so wird doch jeder Gedanke an die Gleichstellung durch die neuseeländischen Mythen unmöglich, in welchen ja Mahu-ika als weibliche Gottheit auftritt (als männliche freilich bei Taylor); er wird unmöglich durch die Uebereinstimmung, mit welcher wir diese Gottheit in Samoa und Neuseeland finden. Man könnte nach der Namensform Mahui, unter der Maui bei Mörenhout auftritt, diesen Mafuika (tah. Mahu-ia) auch in diesem südöstlichen Theil Polynesiens wiederzusehen glauben, und dann auch in Tonga, wo Mariner von einem Mo-ooi, welcher die Erde trägt, redet; doch sind diese Formen wohl nur Entstellungen des Namens Maui, wie denn auch von beiden von Mahui wie von Moooi die wesentlichsten Züge des ächten Maui erzählt werden. Indeß ist es möglich, ja sehr wahrscheinlich, daß der Mythus von Mafuike auch hier ursprünglich bekannt, später aber mit dem von Maui vermischt sei. Mafuike gilt nun als Gott der Erdbeben, des unterirdischen Feuers, der gereizt auch wohl

die ganze Welt in Brand zu setzen vermag, der seinen welterschütternden Zorn auch in tosend erregten Wogen zeigen kann (Mörenhout 1, 451) — denn bei Erdbeben geräth auch das Meer in Aufruhr. Allein von dem allmächtigen Sonnenlicht ist er trotzdem besiegt und ohnmächtig gemacht, welches ja täglich in die Tiefe hinabsteigt, aus der Tiefe sich erhebt. Die vulkanische Thätigkeit, das unterirdische Feuer der meisten Südseeinseln findet also in Mafuike ihre mythische Erklärung, welches denn doch vom ewigen strahlenden Tageslicht sowohl an Dauer wie an Glanz übertroffen wird.

Auch die vielfachen Berührungen mit Tangaloa sind nun leicht zu erklären, wenn wir zuvor noch einen Umstand wohl beachtet haben. Die Mythen, welche Maui betreffen, sind alle jünger, als die von Tangaloa: sie gehören überhaupt erst einer späteren Zeit der polynesischen Mythenbildung an. Denn erstlich gehört Maui durchaus nicht zu den Göttern, welche aus der Nacht entstanden sind, ja nicht einmal (in Neuseeland) zu den unmittelbaren Abkömmlingen Rangis und Papas, vielmehr setzt ihn die Sage mit diesen und mit den älteren Gottheiten (Hine-nui-te-po) durch künstliche Mittelglieder oder einfach durch eine Verwandtschaftsbezeichnung entfernteren Grades in Verbindung. Zweitens hat Maui keinen Cultus; drittens sind alle Sagen von ihm sehr viel menschlicher ausgebildet und fest eingeflochten in die Heldensage der verschiedenen Länder; und viertens, auch was man von ihm erzählt, ist theils ethisch gefärbt — er ist der große Lehrer der Menschen in Neuseeland und Mangareva — theils schon auf cultivirtere Lebensverhältnisse zurückgehend, als wir sie bei den ältesten Mythen finden. Kam aber diese neue Mythengruppe erst auf, als das leuchtende Himmelsgewölbe schon in Tangaloa mythisch personificirt, war, so mußte mancher Berührungspunkt sich von selbst ergeben mancher durch die Einrückung Mauis, durch die Verwirrung, die Anziehung entstehen, welche bei so verwandten Vorstellungen eintreten mußten. Maui mochte nun, wie einst Tangaloa als Schöpfer der Sonne neben jenem auftreten; der Wolkenkahn konnte jetzt auch von Maui entsendet, die Erde von Maui aufgefischt werden, entweder (mit Schirren), weil er sie erst erhellt oder aber und wohl richtiger, weil das Meer, aus welchem die Erde hervorgezogen wird, gar nicht das irdische, sondern das himmlische Luftmeer war. Ist letzteres richtig, so stimmen auch die Mythen vom Auffischen und Herabwerfen der Erde, ja auch die von

dem Weltenei weit mehr zusammen. Später freilich faßten die Polynesier das Meer, aus welchem die Erde aufsteigt, als das wirkliche irdische Meer auf, in welches ja Maui täglich niederstieg, aus welchem er täglich sich erhob, in welchem man ihn täglich leuchtend verweilen, d. h. sich spiegeln sah. Auch war es wohl möglich, daß eine Verehrung der Sonne die des Himmelsgewölbes ganz verdrängte, weil die Sonne für den Beschauer stets der Centralpunkt des Himmels ist. Uebertragungen also von Tangaloa auf ihn mußten zahlreich stattfinden, während sie von ihm, dem jüngeren, auf jenen den älteren Gott, der noch dazu das Allgemeinere, Größere bezeichnete, nicht wohl eintreten konnten.

Woher kommt es aber, daß Maui gerade in der polynesischen man darf wohl sagen Heldensage eine solche Rolle spielt? Daß auf ihn eine solche Masse von Thaten gehäuft sind, die meist als höchst grandios, bisweilen aber als nicht ganz frei von Uebermuth, ja Bosheit geschildert werden? Es ist dies ein höchst merkwürdiger Punkt der Betrachtung. In allen Mythologien ist die Sonne verkörpert als ein streitbarer übergewaltiger Held, der die wunderbarsten Thaten verrichtet. So zeigte sich in Griechenland Bellerophon, Perseus und vor allen die Gestalt, welche dem polynesischen Maui am meisten entspricht, Herakles; so in der semitischen Mythe Simson, dessen thatkräftiger Eselskinnbacken wunderbar genug zu dem bezauberten Kinnbacken stimmt, welchen Maui besitzt*).

So hätten wir das Wesen Mauis und die auf ihn bezüglichen Mythen wohl hinlänglich erklärt, um weiter gehen zu können. Zunächst aber wollen wir auch hier einige untergeordnete Gottheiten nur kurz einschieben, die im Mauimythos erwähnt werden. Da ist zunächst Hine-nui-te-po, die große Greisin Nacht, die Mutter der ältesten neuseeländischen Götter (Taylor 16). Maui will sie besiegen, die als seine Ahnin gilt, es gelingt ihm aber nicht, ein Vogel oder sein Schwager, der ihn begleitet (Brodie 165), lacht, als er in das Innere der Göttin hineinkriecht und sie tödtet ihn. Wenn sie bei

*) Wir haben in einem kleinen Heft „altgriech. Märchen in der Odyssee" Magdeburg 1869, ausführlicher über die Sonnenhelden gehandelt und daselbst auch vielfach polynesische Mythen berührt. Doch verdient der Gegenstand eine ausführlichere und umfassendere Darstellung, wie wir sie weder dort noch hier geben konnten; wir hoffen, anderes Orts darauf zurück zu kommen.

Shortland (a, 44) als Göttin des Feuers erscheint, so ist dies nur spätere Uebertragung davon hergenommen, daß das unterirdische Feuer Nachts am gewaltigsten leuchtet oder aber daß man sich das Reich der Nacht unterirdisch dachte. Diese Göttin ist nun auch auf Tahiti bekannt genug, wo sie Hina heißt und Taaroas Tochter ist, mit welcher er unendliche Zeiten allein lebte und dann mit ihr Himmel und Erde und Meer schuf (Ellis 1, 325). Als später einmal der Schatten eines Brodfruchtlaubes, welches Taaroa schüttelte, auf sie fiel, ward sie schwanger und gebar den Oro (eb. 326); auch die Tii sind ihre und Taaroas Söhne (Mörenh. 1, 458 f.), wie es in einem alten tahitischen Gedichte besungen war, in welchem sie Hinnu-nui-te-marama „die große Hine des Mondes“ (eb. 460) heißt. Als Mondgöttin zeigt sich Hina auch in einem anderen Liede bei Mören-hout (eb. 428):

Sprach Hina zu Fatu (Erde):
Laß wieder auferstehn die Menschen.
Sprach die Erde:
Ich werde sie nicht wieder erwecken.
Wird sterben die Erde,
Sterben die Pflanzen, sterben die
  Menschen.
Sterben die Sonne,
Sterben die Erde, eine andere werden,
Enden, um nie zu erstehen.
Spricht Hina: Das genügt,
Mach' wie Du willst; ich, ich werde
Erstehen lassen den Mond.
Blieb Hina; es stirbt
Was Erde war; der Mensch muß sterben.

Vielleicht ist es die Auffassung dieses Gedichtes oder eine ähnliche, welche jenen vielfach erwähnten Ausspruch der Polynesier: die Koralle breitet sich aus, der Baum wächst, aber der Mensch muß sterben, richtiger in seiner ursprünglichen Fassung erklärt, als die sentimentale Deutung, welche man ihm, von europäischer Seite mit Vorliebe, gegeben hat. — Der Name dieser Göttin steckt auch vielleicht im Inselnamen Hua-hine, welcher denn zu übersetzen wäre „Schaum, Fluth der Hine“ (Hina) oder „Insel der Hine“ *) und man könnte sich dabei zugleich an die hawaiische Mythe erinnert fühlen, in welchem der Name Hine vorkommt: eine gewaltige Ueberschwemmung vernichtete alle Menschen, bis auf zweie, welche in einem Kahn auf dem Maunakea landeten; man nennt diese Fluth die Fluth der Hina-lii, d. h. der zornigen Hina **) (Jarves 26). Ma-hina heißt in Tonga,

*) Entweder von hua Flüssigkeit, Fluth oder hua Schaum, oder hua hua zertrümmert, vergl. Hale s. vv. sua, suka, sunga.

**) Siehe Hale s. v. lili; doch könnte man auch an lii klein (Hale s v. liki) denken, was nur minder in den Sinn paßt, wenn man nicht an den Gegensatz der großen Sonne denkt. Allein Ellis 4, 218; 441 schreibt

[redacted]

Tahiti, Hawaii, Neuseeland, ma-'ina auf Mangareva und ma-sina auf Samoa der Mond (Hale s. v. sina). Ja die Tahitier glaubten, daß Hina den Mond geschaffen habe und daß sie im Monde wohne: man erkannte sie in den dunkeln Flecken (Forster Bem. 466). Und so finden wir denn auf Samoa jene Hina unter dem Namen Sina in folgendem Mythus bei Turner 247: Eines Abends während einer Hungersnoth arbeitete Sina mit ihrem Kind im Freien, als der Mond einer Brodfrucht ähnlich aufging. Zornig sprach sie: warum kommst du nicht herab, daß mein Kind von dir ißt? Da stieg der Mond erzürnt hernieder und nahm sie sammt ihrem Kinde und ihrem Arbeitszeug in sich hinauf, wo man sie noch erkennen kann. Ein ähnlicher Mythus wird in Neuseeland von einer gewissen Rona erzählt, welche den Mond verfluchte (Davis 165). Doch kommt der Name Mahina dort noch in einer anderen merkwürdigen Mythe vor: sie findet einen rothen herrlichen Kopfschmuck, den ein anderer weggeworfen, am Strande, weigert sich aber ihn zurückzugeben, was sprichwörtlich geworden ist (Grey 148). Die Tonganer erkannten in der Zeichnung des Mondes ein altes Weib, welches Tapa bereitete (Mar. 2, 134). Der Gewinn hieraus für uns ist folgender. Tangaroa bezeichnete ursprünglich das Himmelsgewölbe einschließlich der Sonne, was sich uns schon aus vielem anderen zeigte, ganz deutlich aber daraus hervorgeht, daß er mit Hina, seiner Tochter, alles übrige schafft. In dem Mythus vom Schwangerwerden der Hina durch den Schatten eines Brodfruchtlaubes zeigt sich ein Rest des alten Glaubens der Tahitier, daß während einer Mondfinsterniß oder des Neumondes der Mond sich begatte (Wilson 453), daß gerade ein Brodfruchtlaub gewählt ist, ist Folge der brodfruchtähnlichen Gestalt des Mondes. Hina, die Mondgöttin, war also ursprünglich eine segensreiche, milde, aber immerhin, denn sie wandelte in der Nacht, eine gefährliche Gottheit, deren Zorn schreckliche Folgen haben konnte. Die

das Wort, welches Jarves kaiaka-Hinalii gibt, tai-a-Kahina'rii und übersetzt „See des Kahina'rii." Tai, Kai heißt Meer; doch braucht ka keineswegs zum Eigennamen zu gehören, vielmehr ist a-ka gewöhnliche Genitivpartikel (Buschmann bei Humboldt 3, § 540). Die Endung des Wortes könnte auch „Herrscher" (a'rii) gedeutet werden. Jedenfalls stößt die Form bei Ellis unsere Deutung nicht um. Die Fischer welche so oft des Nachts thätig waren, verehrten ferner eine Göttin Hina auf Hawaii (Ellis 4, 117), welche natürlich dieselbe Mondgöttin war.

Mythe von Sina oder Rona, in der die Mondgöttin dem Monde selbst gegenübertritt, ist die jüngste Entstellung des Mondmythus; eine andere ältere die, daß der Mond die Gemahlin der Sonne, also Mauis, und vom Sonnengott die Mutter der Sterne sei (Ellis 3, 171; Wilson 453). Noch spätere Mythen oder eigentlich schon Dichtungen vom Mond sind die, daß in ihm ein schönes Land sich befinde, in welchem die heilige Feige, der Aoabaum wild wachse — man sieht ihn in den dunklen Flecken im Mond — der von dort durch einige Vögel nach der Erde verschleppt sei (Ellis 3, 171; 1, 36; Wilson 453; Cook 3. R. 2, 359, letzterer etwas abweichend). Nach samoanischer Sage ersteigen einst zwei Jünglinge den Mond: der eine Punifanga, an einem Baum emporkletternd, der andere Tafaliu durch den Rauch eines mächtigen Feuers emporgetragen und eher ankommend als jener (Turner 247). Ein solches Aufsteigen zum Himmel wird öfters auch im neuseeländischen Mythus erwähnt. Eine Mond- oder Sonnenfinsterniß hielt man gewöhnlich — denn jene oben erwähnte uralte Deutung schwand nach und nach — für die Folge einer Bezauberung des Mondes, weshalb man mit Opfern zu den Tempeln lief. Oder man glaubte, daß ihn irgend welche Götter, welche durch Vernachlässigung erzürnt waren, verschluckt hätten; auch hier brachte man sofort Opfer und jedesmal mit dem besten Erfolge. (Ellis 1, 331; 3, 171). Die Tonganer, nüchterner und vernünftiger, schrieben die Verfinsterung einer dicken Wolke zu, welche vor dem Mond herzöge (Mar. 2, 134 f.). Auch dem Aberglauben diente der Mond, man weissagte aus seinen Verfinsterungen (Wilson 453) und standen seine Hörner nach oben, so bedeutete das Kriegsglück zu Tahiti und zu Neuseeland (Cook 3. R. 2, 358; Grey 6; Ellis 1, 378). — Doch kommen wir zu Hina selbst zurück. Daß sie in alter Zeit als höchst mächtige Göttin, ja als weibliches Princip des Tangaloa und fast von gleicher Macht galt, das zeigt sich deutlich in den Mythen. Sie wandelt in der so gefährlichen Nacht, sie galt als Hauptgöttin der Nacht und so hat sie sich früh schon mit der Nacht selbst vereint, oder besser, erst später wurde das Po (Nacht) von der Hina (Mond) wirklich getrennt: ursprünglich bildeten beide eine furchtbare Göttin, die Hine-nui-te-po, wie sie in Neuseeland noch heißt, „die große Greisin Nacht. Taylor übersetzt die „gute Mutter Nacht;" hina heißt aber nach Hale weiß, grau von Haaren, strahlend, hell. Po

[redacted]

und Hine also waren gewiß einmal, aber in urältester Zeit, eine Gestalt, wie der Name Hine te Po beweist, die Nacht mit dem Mond umfassend, wie Tangaloa den Tag, das leuchtende Himmelsgewölbe mit der Sonne darstellte. Das folgt mit Gewißheit daraus, daß die Kinder der Hine (Neuseeland) auf Tahiti und sonst Kinder des Po heißen, daß Tangaroa selbst als ihr Sohn galt (Ellis 1, 323); daß wie von der Hine alles geschaffen sein soll, nach anderen Mythen alles aus dem Po hervorging. Das Po bezeichnet ursprünglich das nächtliche Dunkel und da aus diesem alles sichtbare allmorgendlich hervorgeht, die Mutter der Dinge. So heißt es in einer Maorilegende bei Shortland a 39 f.:

Im Anfang war das Po; das Po erzeugte das Licht; das Licht erzeugt nun erst verschiedene Arten des Lichts, dann aber das Nichts und seine Stufen; das Nichts zeugt die Feuchtigkeit, diese den Himmel; der Himmel mit der Erde den Nehu (Nebel), den Tane und die Paia und diese beiden letzteren den Menschen.

Allein weit ist die Personifikation des Po nicht gediehen, eine eigentliche Gestalt hat sie ebenso wenig angenommen, wie etwa Skotos, Nyx, Erebos bei den Griechen. Natürlich auch: denn die Negation alles bestehenden, das Dunkel, faßt sich nicht leicht in eine Gestalt. Wir finden das Po deshalb entweder ganz unbestimmt gedacht, wie z. B. in der Bezeichnung der Götter fanau po nachtgeboren oder in dem Ausdruck für eine unendlich lange Zeit „vom Po bis jetzt“ d. h. vom Anfang der Dinge an (Ellis 4, 247); wie man auch die mythischen Länder im Po liegend denkt z. B. Pu-lotu, Mitte des Po und wie man das später mythisch gewordene Havaiki ins Po nachträglich versenkt; oder aber man denkt es räumlich, als einen finsteren Ort unter der Erde oder auch ganz unbestimmt irgendwo. So war es auf Raiatea eine geheimnißvolle Höhle, deren Eingang auf den Bergen lag (Tyerm. und Benn. 1, 538), unsern Opoa. Ein grausamer König wollte vor alter Zeit einmal hineinsteigen; weil man ihn aber los sein wollte, so ließ man die Stricke, an denen er gehalten wurde, los und ihn fallen. Er lebt noch jetzt in der Höhle (Arbousset 258). Auch zu Neuseeland lag das Po unter der Erde, wohin die Geister durch eine Höhle Rainga am Nordkap hinabspringen (Taylor 40); und nun ist es merkwürdig was Taylor weiter sagt, daß nämlich Rainga bisweilen für Hine-nui-te-po einträte; woraus dann freilich auf Hine-te-po als auf die Verkörperung des nächtlichen

Dunkels das hellste Licht fällt. Im Po halten sich die umheimlichen Geister der Verstorbenen sowie die Götter die mit ihnen zu thun haben auf (Cook 3. R. 2, 353; Tyerm. und Benn. 1, 522). Da die Polynesier nun die einzelnen Sternbilder unterschieden, auch für einzelne Planeten Namen hatten; so ist es natürlich, daß sich auch hier manche Mythe gestaltet hat. „Vorläufer des Tags" hieß zu Tahiti der Morgenstern; der Abendstern „Taurua der Dämmerung"; die Plejaden kleine Augen; ein längerer Mythus knüpft sich an die Zwillinge an, welches Sternbild man auch hier die Zwillinge nennt und — wie Rafael im Vatikan sie gemalt hat — als Jüngling und Jungfrau auffaßt. Sie heißen Pipiri und Rahua und Ellis, dem wir alle diese Notizen (3, 171 f.) entnehmen, erzählt (172) eine lange Geschichte, wie beide Kinder, denen die Eltern einmal bei einer Fischmahlzeit nichts gaben, den Eltern entflohen und mit ihnen an den Himmel versetzt wurden; deshalb heißen sie auch die Ainauu, die Begehrlichen. Als die Kinder schon droben waren, hiengen ihre Gürtel herab: an diesen schwangen sich die Eltern nach, so daß wir auch hier wieder das Bild der Ranken oder Stricke haben, welche vom Himmel zur Erde herabhängen. Einen ähnlichen Sternenmythus von Hikotoro, der sein Weib sucht und dann mit ihr gleichfalls an einem Strick zum Himmel emporgezogen wird, erzählt Nicholas von Neuseeland (Schirren 41). — Rehua tritt als mythische Gestalt uns auch in Neuseeland entgegen: als allwissender Luftgeist, der im zehnten Himmel wohnt und dessen Sohn, durch Zufall getödtet, mit seinem Blute (wie Tangaloa) den Abendhimmel röthet (Grey 81—89); zu ihm steigen Maui (oder Rupe) und seine von ihm lange gesuchte Schwester Hinauri oder Hine — also Sonne und Mond — empor, ihm reinigt Maui den schmutzbedeckten Hof (eb.), d. h. die Kraft der Sonne löst die Wolken des Aethers auf und so paßt auf's genaueste in diesen Anschauungskreis, wenn in dem schon erwähnten Mythus bei Shortland (40) Rehu den Nebel bezeichnet und wenn er gedacht wird als Sohn von Himmel und Erde. Auch der Regenbogen war mythisch verklärt und zwar zunächst als Weg der Götter (Tahiti Mörenh. 1, 485; Neuseel. Polack narr. 1, 273), daher auch das königliche Schiff zu Tahiti „der Regenbogen" hieß (Ellis 1, 155). In Samoa, wo er wie in Neuseeland auch für den Aberglauben Bedeutung hatte, galt er als Zeichen eines Gottes (Turner 242); in Neuseeland be-

[redacted]

wohnte ihn der Gott Uenuku, welcher auch in den Wolken des östlichen und westlichen Himmels thront (Davis 227). Der Name, welcher (Schirren 162, 4) der Segelnde bedeutet, stimmt genau zum tahitischen Mythus. Uenuku tritt auch bei Grey auf (123—131), wo er sich durch einen besonders schönen Gürtel auszeichnet; er wird dort in Verbindung mit einer Reihe anderer Heroen genannt, welche Schirren (61) mit Recht wohl als Personifikation der Winde faßt. Auch derartige Personifikationen von Wind, Wolke, Wetter haben gewiß die anderen Inseln auch vielfach gehabt, besitzen sie auch vielleicht jetzt noch; allein nur von Neuseeland liegen reichere Sammlungen vor, welche auch die Heldensage mit ihren halbmythischen Gestalten umfassen. Uebrigens geht Schirren in seiner Deutung auch hier zu weit, was auszuführen indeß hier unsere Aufgabe nicht sein kann. Genug, wir haben auch solche Wind- und Wolkengeister von größerer oder geringerer Bedeutung, deren viele erst wohl durch absichtliche Dichtung entstanden sind. Auf Tahiti wohnten die Winde, welche alle einzeln benannt sind im Westen und Osten des Horizontes in Höhlen eingeschlossen (Mörenh. 1, 291); auch gab es einen besonderen Gott der Winde (Forster Bem. 466).

Die Milchstraße nannte man auf Tahiti „den langen blauen wolkenfressenden Hai" (Ellis 3, 172). Forster (Bem. 442) übersetzt freilich den Namen mit „Segel", indeß wohl nur durch einen Irrthum, denn sein t' eiya, welches er nach englischer Aussprache schreibt, ist gewiß nichts anderes als tahit. t' ia, Fisch, und so stimmt seine Angabe genau zu Ellis; er verwechselte mit ia Fisch ie Segel. Uebrigens scheint auch sie von einem Gott bewohnt gewesen zu sein, wenigstens erwähnt Forster (Bem. 467) einen tahitischen Gott Tëu-t-ia, „den Diener, Begleiter des Fisches", welcher Name zu dem wahren Namen der Milchstraße genau stimmt. Auch hier also haben wir wieder die Auffassung des Luftraumes als eines Meeres, den wir schon öfters begegnet sind, wozu es stimmt, daß die Neuseeländer in einem Sternbild ein vollständig ausgerüstetes Schiff sahen (Davis 172), und man bisweilen jenes Götterschiff statt aus den Wolken von den Sternen erwartete. Ferner nun erwäge man die hawaiische Mythe von Hinalii, nach welcher der Mond eine gewaltige Ueberschwemmung verursachte. Nach alle dem wird es wohl nicht zu kühn sein, wenn wir alle Fluthsagen, welche auch in Polynesien zahllos sind, hierher ziehen und sie

als Mythen, welche sich auf das Himmelsgewölbe, nicht auf die Erde beziehen, bezeichnen.

Anders hat sich Schirren ausgesprochen, der, wie er in allem die Sonne sieht, auch in den Sündfluthmythen einseitig genug Sonnenmythen, welche den Untergang der Sonne darstellen, sehen will. Allein gewichtige Hauptzüge der Sage werden dadurch nicht erklärt, denn — doch erst müssen wir uns einige dieser Sagen vorführen, von denen Schirren (187 f.) eine Reihe zusammenstellt. Zunächst von Tahiti: Taaroa, im Zorn, stürzte die ganze Welt ins Meer, wodurch er die ganze Erde so überschwemmte, daß nur die höchsten Spitzen überblieben, die jetzigen Inseln — ein Mythus, welcher die Gestalt des stillen Ozeans fast ganz wie Darwin erklärt. Dann landete ein Mann auf Eimeo in einem Kahn und errichtete einen Marae (Ellis 1, 386). Eine andere Version lautet (eb. 387—9; vergl. Mörenh. 1, 573): Ueberschwemmung brach ein über Tahiti und alle Steine und Bäume trug der Wind gen Himmel. Nur ein Mann und eine Frau waren übrig: die nahmen von allen (auf Tahiti lebenden, also nicht zahlreichen) Thieren junge mit und flohen nicht auf den Orofena (die höchste Spitze von Tahiti), denn der war überschwemmt, sondern auf den Pito-hiti, einen mythischen Berg*) und da wurden sie gerettet. Als nun die Wasser sich verliefen, ließ auch der Wind nach und nun fielen alle Steine und Bäume zur Erde wieder herab. Jene beiden retteten sich vor diesem Steinregen durch Erbauung eines unterirdischen Gemachs. Dann gebar die Frau zwei Kinder, welche ohne Nahrung aufwuchsen; wieder gebar sie und noch keine Nahrung! Endlich trugen die Bäume Frucht: und in drei Tagen war die Insel voll Speise. Das Land bedeckte sich mit Menschen, welche von jenen abstammten. Eine dritte Darstellung gibt Ellis 3, 89 (vgl. Mörenhout 1, 573): kurz nach der Bevölkerung der Erde durch Taata (Mensch) ward Ruahatu, der Gott der See, von einem angelnden Fischer, dessen Angel in die Haare des Gottes gerieth, zum höchsten Zorn aufgeregt, in welchem er das Land und seine Bewohner zu vernichten drohte. Dem reumüthigen Fischer verzieh er und mit Weib und Kind rettete er ihn nach Toamarama, einer ganz kleinen Insel bei Raiatea, wohin der

*) pito Nabel, Endpunkt, hiti Aufgang, also etwa zum „Mittelpunkt des Aufgangs" zur Sonne? oder nur Nabel des Lebens, Raum, wo stetes Leben herrscht?

[redacted]

Fischer außer einem Freund auch Thiere von allen Arten mitnahm. Bei Sonnenuntergang stieg die Fluth und tödtete alles; der Gerettete ward später der Ahnherr eines neuen Geschlechtes. Die Eingebornen stützen sich zum Beweis für die Wahrheit dieser Geschichte auf den Umstand, daß man eine Menge Muscheln und Korallen (fossil) auf der höchsten Spitze Tahitis findet. Mörenhout (1, 571) gibt noch eine neue Version: die Menschen waren gottlos, weshalb der Gott Ru alles überschwemmte: nur eine Familie, welche gerade im Kahn war, wurde gerettet: sie kam nach Tahiti, wo sie einen Marae baute. Der moralische Anfang dieser Geschichte beruht gewiß auf europäischer angleichender Umdeutung eines solchen Zuges etwa, wie ihn die obige Version von Taaroa oder von Ruahatu bietet. Derselbe Gott Ru, „der Gott des Ostwindes" zerriß ferner einmal das ganze Land in gewaltiger Ueberschwemmung, so daß nur kleine Inseln übrig blieben (Mörenh. 1, 445 f.). Hierher gehört auch der hawaiische Mythus von der Fluth der Hinalii, welche wir vorhin erwähnten. Auch Michelewa y Rojas (81) hörte auf Hawaii eine Sage von einer großen Fluth, nach welcher, aber erst mehrere Jahrhunderte später, weiße Menschen die man als Götter verehrte kamen, eine Nachricht, welche er überpragmatisch auf die Spanier oder Japanesen deutet. Deutlich zeigt sich das Verhältniß dieser Fluthsagen zum Himmelsgewölbe auch hier: denn man erzählte auch, daß bei einem solchen Unheil die Erde vierzig Tage verdunkelt gewesen sei (Cham. 148). Von Neuseeland berichtet Grey 59 f., daß Tawhaki, von seinen Schwägern ermordet, von seiner Gattin wieder belebt, die Götter gebeten habe, ihn an jenen zu rächen: und diese senden eine Ueberschwemmung, in welcher alles ertrinkt, die Ueberschwemmung des Mataaho genannt. Und Davis erzählt 227 eine Legende, welche vielleicht hierhergehörig nur eine beschränktere Version des tahitischen Mythus von Ruahatu ist: Ruatapu lud, von seinem Vater beleidigt, die Besten der Mannen desselben zu einer Schiffahrt. Seinen Kahn aber hatte er durchbohrt und diese Oeffnung, welche er erst mit dem Fuß bedeckte, öffnete er auf hoher See, so daß alle außer Paikea ertranken. Dieser aber verwandelte sich in einen Fisch und kam so nach Neuseeland.

Es scheint uns nun, als hätten wir es hier nur mit Mythen zu thun, welche durch das Bild des Himmels entstanden sind. Daher

würde sich auch die allgemeine Verbreitung dieser Mythen hinlänglich erklären. Man hielt Sonne und Mond für Mann und Weib; man hielt die Wolken, auch die Sterne bisweilen für Schiffe; durch den Regen, der von oben kam, wurde man so häufig überzeugt, daß es auch „Wasser über der Feste" gebe; man hielt also den blauen Himmelsraum für ein unendliches Meer, in welchem Sonne und Mond bald als Kähne, bald als Menschen, die sich allein gerettet hatten — daher immer nur zwei —, bald aber auch als feste Punkte in dem ungeheuren Meer, wohin man sich retten konnte, gedacht wurden. Hierbei ist nicht zu vergessen, daß die Erde aus dem Meere gefischt oder vom Himmel geschleudert wurde, was wir schon oben (S. 242) als wesentlich dieselbe Auffassung erkannten, und ferner, daß Taaroa die Ueberschwemmung herbeiführt, er, welcher der Herr des Himmels ist; auch lag es für den Polynesier nahe, die am Ozean zerstreuten Inseln mit jenen zerstreuten Himmelskörpern zu vergleichen, daher der Mythus sich irdisch lokalisirte und erzählt wurde, bei dieser Ueberfluthung seien nur die Spitzen des Landes als Inseln geblieben. Wie nun die Sterne als Kinder von Sonne und Mond galten, so sah man in ihnen, die am Himmel auftauchten, die Geretteten beiden, welche im Mittelpunkt „des Aufganges", d. h. also da, wo Sonne und Mond sich erheben gerettet sind. Toamarama heißt der Ort, wo sich die Gefährdeten hinflüchten: der Name bedeutet aber „Baum des Mondes" — toa Kasuarina, Eisenholz; dabei denke man an jenen tonganischen Mythus, nach welchem Maui den Baum Toa bis an den Himmel wachsen ließ, so daß der Gott Etumatabua von ihm herabstieg (Geschichte 47); auch an jene samoanische Legende von einem Baum, der bis zum Himmel wuchs, von einem Jüngling, der an einem Baum empor in den Mond kletterte (oben 266) — der Name bedeutet also „Baum des Mondes" und man dachte sich den Mond bedeckt mit Bäumen. Auch diese Sage wurde später bei Raiatea lokalisirt. Auf Hawaii hieß die Fluth geradezu Fluth des Mondes; und zu Neuseeland Fluth der Sonne, denn Mataaho heißt Auge des Lichtes, des Tages. Faßte man aber die Sonne als wandernden Helden, so konnte man auch die Sündfluthsage in gleicher Weise rein menschlich beschränkt fassen: und dann haben wir jene Legende von Ruatafu, welche Davis erzählt. Indeß könnte man zur Erklärung dieser Sagen auch an die Regenwolke denken, welche den Himmel mit

[redacted]

ihrem Wasser finster überdeckend, Sonne, Mond und Sterne in größte Gefahr bringt. Daß hier sich nun vieles Mythische lokalisirte, vieles Lokale später einflocht, daß geschichtliche Ereignisse zu legendenhaften Zügen wurden, wen kann das wundern? und noch dazu in einem Gebiet wie Polynesien, das ganz im Meere liegend, den Stürmen, den Fluthen ausgesetzt und dabei so vulkanisch war? Schließlich liegt auf der Hand (denn wir müssen uns aufs nöthigste beschränken), daß man von hier aus die übrigen Mythen anderer Völker sich schon erklären kann; und daß unsere Deutung minder gewaltsam und minder einseitig als die Schirrens ist. — Denken wir nun an Toamarama in der eben gegebenen Bedeutung, dann werden wir auch eine andere Legende, welche sich in Polynesien (und nicht bloß da) findet, ebenfalls nicht vom wirklichen Meer, zu dessen meist unermeßlicher Tiefe sie ohnehin nicht recht paßt, sondern vom Meer des Aethers deuten, die Legende, welche Cook 3. R. 2, 356 erzählt, daß Ertrunkene im Meer in ein schönes Land kommen, wo sie alle nöthigen Lebensmittel und Pflanzen und Thiere ganz wie auf Erden finden. Man übertrug dies Land erst später auf das irdische Meer: ursprünglich ist nichts als die Götterwohnung im Himmel damit gemeint und jenes Land ist dasselbe wie Bulotu.

Nun müssen wir noch über den neuseeländischen Tawaki sprechen, in welchem wir auch einen zum Kreis des Himmels gehörigen Elementargott erblicken. Von ihm heißt es (Davis 76), daß bevorzugte Geister zu ihm kämen und nicht in das Po. Er hatte eine Zeit lang in dieser Welt verweilt und sein Leib, schon von den Vögeln zerfressen, ward durch Zufall gefunden. Als man ihn aufnahm, fügte sich alles wieder wie im Leben zusammen, Tawaki lebte auf und stieg dann an einer Spinnewebe gen Himmel. Die Priesterceremonien, die ihn — der häufig nur der gute Mann heißt — betreffen, sind sehr heilig. Er ist das Bild der höchsten Schönheit, keine Blume sei schön wie er, das Leuchten seines Körpers gleicht dem Blitz und sein Blut der rothen Tupakihibeere. Im Mythus bei Grey (59—80) vermählt er sich mit einer himmlischen Jungfrau, welche ihn später verläßt; er steigt zum Himmel empor in fremder Gestalt, bis er endlich erkannt wird und als Gott im Himmel bleibt: Donner und Blitz entstehen, wenn er durch den Himmel schreitet (Grey 80). Er gilt ferner als Mauis Bruder, sein rechtes Auge als Polarstern; er soll

das Festland erschaffen haben, die Erde als Hüter des unterirdischen Feuers erbeben machen (Schirren 74). Schirren, der ihn richtig als Donnergott auffaßt, sieht zu gleicher Zeit in ihm einen Vertreter der Sonne: er ist ihm „identisch mit Maui" (eb.). Aber mit Unrecht. Tawaki ist weiter nichts als Gott der Wolken: die Wolken werden aus einzelnen Theilen zusammengesetzt, wie sein zerstückter Leib; die Wolken lösen sich auf in Nichts und erstehen wieder, wenn er erschlagen und von neuem belebt wurde; die Wolken steigen als Nebel wie an Spinneweben gen Himmel; die Wolken glänzen herrlich und röthen sich im Abend- oder Morgenschein; die Wolken sind segensreich, denn

Aus der Wolke
Quillt der Segen,
Strömt der Regen,

daher Tawaki der Gute heißt; sie sind aber furchtbar, denn

Aus der Wolke, ohne Wahl
Zuckt der Strahl,

daher die auf ihn bezüglichen Ceremonien besonders heilig und feierlich waren. Derselbe Gott wurde auch auf den Herveyinseln verehrt unter dem Namen Taau, hier aber nur als Donnergott, welcher den Donner durch das Schlagen seiner gewaltigen Schwingen erregt. Fliegt er, so donnert es (Williams 110).

Wir haben bis jetzt Tangaloa und Maui betrachtet nebst einem Kreis ihnen untergeordneter oder verwandter Gottheiten. Als dritte wichtige Göttergestalt müssen wir jetzt Tane erwähnen. Tane gilt auf Tahiti als einer der nachtgeborenen ewigen Götter (Ellis 1, 325) und namentlich auf Huahine ward er verehrt, welcher Insel Schutzgeist und höchster Gott er war (eb.; Cook 3. R. 2, 368); seine Gemahlin hieß hier Taufairei und seine acht Söhne galten selber wieder als mächtige Götter, ja einer davon, Tameharo, war der Schutzgott Pomares und seiner Familie (Ellis eb.). In Marae zu Huahine stand sein Bild in der Mitte der Bilder seiner acht Söhne (Tyerm. und Bennet 1, 262 f.). Doch gab es über seine Entstehung auch andere Berichte: auf Neuseeland gehörte er zu den Göttern der zweiten Periode (Taylor 17), zu den Kindern Rangis und Papas und zwar galt er als Gott der Wälder und Forsten, der mit Tawiri-matea, dem Windgott und mit Tangaloa, dem Gott des

Meeres in Streit war; sein voller Name ist Tane-mahuta (Grey 1, 15). Er und sein Weib Paia galten hier auch als die Erzeuger der Menschen (Shortl. a, 39 f.). Auf Huahine dagegen hielt man ihn für den ersten Menschen — Tane heißt Mensch — welchen Taaroa geschaffen hatte (Tyerm. und Bennet 1, 313) und doch war er so sehr der Hauptgott der Insel, daß alle übrigen Götter in dem sehr großen Marae, wo sein Lager und Bild stand, angekleidet und geheiligt wurden (Tyerm. u. Benn. 1, 267), wie er auch im übrigen Tahiti als im höchsten, im zehnten Himmel wohnend gedacht wurde, man ihm also die höchste Stellung unter den Göttern einräumte (Ellis 3, 169). Ja Wilson (450) nennt ihn geradezu Tani ti Medua, Tane den Vater. Er galt als höchst gütiger Gott, als Feind und Zerstörer böses Zaubers (Ellis 1, 333); und wohl deswegen war es Sitte, daß wenn jemand von königlichem Geschlecht sich vermählen wollte, die Ehe im Tempel des Tane geschlossen werden mußte (eb. 271). In seinem besonderen Schutz standen die Kahnbauer und Zimmerleute und alle Holzarbeiter (Ellis 1, 333), wodurch er seiner neuseeländischen Geltung als Gott der Wälder nahe rückt*).

Aber auch feindselig trat er auf. In früheren Zeiten war er auf Tahiti der Gott der Krieger, welcher die Feinde schreckend mit in die Schlacht zog (Ellis 1, 285) und so ward er in den Kriegsliedern öfter erwähnt (z. B. eb. 1, 200). In Hawaii ferner, wo er gleichfalls hoch verehrt wurde (Jarves 40), hieß er der erderschütternde Tane (Kaneruruhonua, Ellis 4, 117) und zu gleicher Zeit galt er als eine vulkanische Gottheit im Gefolg der Pele und hieß Tane-hetiri (bei Jarves 42 Kane-kekili) donnernder Tane — wenn hier nicht Tane als Appellativum steht und einfach „Gemahl des Donners" oder „Donnergott" bedeutet (Ellis 4, 248). Dies wird wahrscheinlich, da die anderen vulkanischen Götter alle ganz allgemeine Namen haben: der König des Rauchs, Nachtregen, feueräugiger Kahnbrecher u. s. w. und es doch auffallend wäre, wenn in dieser Schaar sich einer der Hauptgötter befände. Aber allerdings erscheint Tane feurig, durch die Luft fliegend, wenn er von einem Marae zum anderen will oder sich ein Land, um es zu zerstören, aussucht

*) Er hieß als dieser Beschützer nach Ellis Tane etehia; nach Mör. 1, 452 f. Tane ite haa, welches letztere bedeutet der werkzeugkundige Tane.

(Ellis 4, 119). Er ist geschwänzt und sein Schwanz verwickelt sich öfters zu Huahine in den Bäumen (Tyerm. und Bennet 1, 267 f.); nach Meinicke 16 sieht man ihn, wenn ein Meteor durch die Luft fliegt. Auch die Nukuhiver sahen in jedem Meteor einen Gott, der zur Erde fliegt, um irgendwo Frieden zu stiften (Radiguet rev. d. d. mondes 1859, II, 627): ob dieser Gott ursprünglich Tane war? Ellis (4, 393) erzählt einen Mythus, welchen Jarves gleichfalls berichtet, von einem Riesen Kana, der nach Tahiti ging und von Kahoalii die Sonne wiederholte. Ob in diesem Kana aber wirklich Tane steckt, ist doch nicht so ohne weiteres wie Schirren 80 will, sicher; vielleicht ist es nur ein ähnlicher Name, denn jener Gott heißt beständig Tane, Kane, woneben sich nur noch die Form Kani findet (Wilson 450).

Auch zum Meere hat er Beziehung. Zwar was in jenem Kriegslied (Ellis 1, 200) von Stürmen gesagt wird, die das „Schiff des Friedens" umtosen und deren Herr Tane ist, das beweist nicht allzuviel, denn da es ein gewöhnliches Bild in Polynesien ist, den Staat mit einem Schiff zu vergleichen, so lag es nahe, die Kriegsgefahren unter dem Bilde von Stürmen zu beschreiben. Wohl aber verehrten die hawaiischen Fischer den Kane-apua und den Naeapua als Hauptgötter der See (Ellis 4, 90). Kane-nui-akea (großer und weit sich breitender Kane) hieß er auch sonst auf Hawaii (eb. 117) und man erzählte (eb. 394; Jarves 25), daß er einem seiner Priester, der zu Kohala lebte, erschienen sei und ihn aufgefordert habe, nach Tahiti zu reisen, worauf jener in vier Doppelkähnen abgefahren und nach fünfzehn Tagen wiedergekommen sei. Sie waren in Haupo-kane (d. h. nach Ellis eb. und Schirren 80 Bauch des Kane; doch ist vielleicht zu trennen Hau-Po-kane), wo sie das herrlichste, üppigste Land, bevölkert von schönen Menschen fanden und in dem Lande des wai ora roa, d. h. das Wasser des ewigen Lebens, welches Badende jung und gesund und schön macht. Dreimal machte jener Priester Kama-pii-kai (Kind, fahren, See, Ellis 4, 394) die Fahrt: das viertemal kam er nicht wieder. Jarves hält es für möglich, daß dieses Märchen auf Erzählungen der ersten spanischen Besucher der Sandwichinseln beruhe, was schon an und für sich wenig glaublich ist, dadurch aber gänzlich widerlegt wird, daß wir dieselben Mythen in Tonga wiederfinden werden.

Auch mit anderen Göttern zusammen wird Tane genannt. So

heißt es in jenem Lied bei Mörenhout 1, 449: „es ruderte Maui Tane den Kahn"; und Ellis legt (1, 333) dem Gott zugleich den Namen Roo bei, sowie er (326) von einem „Gott des Friedens" Rootane spricht, während er 327 beide Roo und Tane wieder trennt. — Auffallend ist es, daß wir diesen Gott, der doch im ganzen übrigen Polynesien vertreten ist, auf Tonga und Samoa nicht finden. Und doch, da wir ihn auf Neuseeland sowohl, wie zu Tahiti und Hawaii antreffen, so muß er auch auf der Gruppe bekannt gewesen sein, von welcher der Osten und der Westen des Ozeans bevölkert wurde. Wir finden ihn denn auch, aber unter fremden Namen: der samoanisch-tonganische Hiku-leo ist wohl derselbe. Schon Cook (3. R. 2, 124; Wilson 391) erwähnt den letzteren unter dem Namen Gulehu als Herrn von Bulotu, dem nicht nur die Tonganer, sondern auch die Fidschiinsulaner, die Weißen, kurz alle Menschen unterworfen sind. Sein Land liegt im Westen und ist mit allem Köstlichen und Herrlichen ausgeschmückt. Nach Mariner (2, 113 f.) war er der Familiengott des Tuitonga, also der Hauptgott der Insel, doch hatte er weder Priester noch Tempel und stieg nie auf die Insel herab — was alles nur darauf hindeutet, daß wir es mit einem der ältesten Götter zu thun haben, dessen Verehrung schon etwas zurückgetreten, dessen Heiligkeit sich aber eher noch vermehrt hatte. Doch erhielt er Opfer, ja sogar Menschenopfer nach Geschichte 46; und wenn es ebendaselbst heißt „dieser Gott hat seine Geistertempel, wo alle den Göttern dargebrachte werthvolle Opfer niedergelegt werden", so ist damit wohl nur gemeint, daß er als Vorsteher der Götter auch höchster Herr der großen Maraes ist, ohne daß ihm ein eigener Tempel zugehörte. Ausführlich berichtet Sarah Farmer über ihn und nach ihr die Geschichte der Mission auf Tonga (46 f.). Er ist Mauis Bruder, wie Tane auch Maui Tane hieß; und wie Tane geschwänzt war, wie sein Schwanz sich in Bäume verwickelte, wie derselbe als Meteor sichtbar war: so war auch Hikuleo geschwänzt und wenn er ausging, so blieb sein Schwanz zu Haus und hielt Wacht; daher er seinen Namen empfing, der „wachsamer Schwanz" bedeutet. Man mag sich diesen als eine Schlange gedacht haben, in welcher Gestalt unterirdische Götter öfters erscheinen. Auch Hikuleo ist unterirdisch und wohnt in einer Höhle, doch ist ein starker Strick um ihn befestigt, dessen Enden Tangaloa und Maui halten, damit er nicht

zu viel Schaden anrichte. Denn er, der Herr von Bulotu, würde sonst alle Menschen dahin holen, da alle ihm unterworfen sind und zwar so gänzlichst, daß alle seine Geräthschaften und wären es die Pfosten seines Zaunes aus Menschenseelen und zwar aus den Seelen der Häuptlinge und Matabule bestehen. Neben seiner Wohnung — und das spricht vornehmlich für seine Gleichheit mit Tane — befand sich jene Quelle, zu welcher der hawaiische Tane seinen Priester schickte, das Vai-ola*), das Wasser des ewigen Lebens, welches alle Gebrechen heilte, Tugend und Unsterblichkeit verlieh, sowie der sprechende Baum Akaulea, welcher die Todesbotschaft an die ausrichtet, welche der Gott zu sich berufen will. Ganz derselbe Gott ward zu Samoa geglaubt, und zwar unter dem Namen Savea Siuleo; auch er war König von Bulotu und nur sein menschlich gestalteter Oberleib war sichtbar, nicht aber sein Unterkörper, welcher in eine Schlange auslief. Auch hier laubte man, daß sein Haus von lebenden Menschenseelen anstatt Pfosten getragen wurde und zwar von den Allervornehmsten; während man aber in Tonga sich vor ihm fürchtete, so freuten sich vielmehr die samoanischen Edeln, ihm dienen zu dürfen (Turner 237). — Die Punkte, welche er mit Tane gemein hat, haben wir zum Theil schon hervorgehoben, zum Theil springen sie von selbst in die Augen: auch er gilt als einer der höchsten Götter und wie Tane im Po wohnt, so er im Pu-lotu. Auch der Name spricht eher für als gegen diese Gleichstellung: gewiß hieß der Gott früher auch auf Samoa und Tonga Tane und der umschreibende Name Hikuleo oder Savea (Herr?) Siuleo ist ursprünglich nur ein Epitheton zu Tane gewesen. Daß Hikuleo, wie Meinicke meint (16), ein vergötterter Mensch sei, halten wir durch Alles Vorstehende für widerlegt.

Schwierig ist es, Tane zu deuten. Er scheint, um nur ganz kurz einiges anzugeben — ursprünglich der Gott des Sturmes gewesen zu sein (vergl. Meinicke 14). Hierfür spricht seine nahe Beziehung zu Maui sowohl wie zu Tangaroa, welcher ihn als den ersten Menschen oder ersten Gott nach einigen Ueberlieferungen geschaffen haben soll; hiergegen spricht nicht seine Entstehung aus der Nacht, dem Po. Man flehte ihn auch geradezu um guten Wind an (Cook 1. R. 2, 246).

---

*) Einen Ort Vai-ora weist Schirren 96 auf Neuseeland nach.

[redacted]

Auch sein Verhältniß zum Meere, sowie die Epitheta der Meererschütternde und der Gemahl des Donners erklären sich leicht; und wenn er in Neufeeland der Gott der Wälder ist, so hat man das daher auf ihn übertragen, weil man den Sturm als Vogel dachte — daher er als Gott alles Geflügelten gilt — und weil der Schutz und Wohnort der Vögel die Wälder sind. Auch tritt sein Kampf mit Tangaloa, der auf Neufeeland das Meer vertritt, dadurch in ein etwas anderes Licht. Daß er zugleich Herrscher von Bulotu ist, erklärt sich erstlich daher, weil man die Seelen sich als Windhauch und vom Wind fortgeführt dachte; dann aber auch, weil der Wind aus der Höhe weht und man sich ursprünglich Bulotu in der Höhe dachte — Tane wohnt im zehnten Himmel. Auch ist nicht zu vergessen, daß Stürme mit oft so furchtbarer, alles vernichtender, d. h. nach Bulotu führender Gewalt wehten. Auch daß sein Schweif sich in die Bäume verwickelt, paßt zu ihm dem Windgott; daß man den Schweif sich schlangenförmig dachte, mag sich aus dem langen gleichmäßigen Wehen des Windes erklären; daß der Schweif wachsam zu Haus blieb, aus der niemals verlöschenden Kraft des Windes. In Tahiti hatte der eine der beiden Windgötter, welche Kinder Tangaloas sind und gleichfalls unter der Erde wohnen, einen ganz ähnlichen Namen: er hieß Vero-matautoru, „der Dreigeschwänzte"; sein Bruder hieß Tai-ri-bu und beiden waren die plötzlichen Stürme, die heftigen Orkane unterthan, daher man ihnen während dieser Opfer brachte; daher Schiffer sie vielfach anriefen; daher man bei feindlichen Einfällen zu ihnen betete, sie möchten die Flotte der Feinde zerstören (Ellis 1, 329 f.).

Doch kehren wir zu Hikuleo-Tane zurück. Schwierig ist seine Beziehung zu den Menschen, mit welcher jedenfalls das Vaiola, das Lebenswasser, das er besitzt, in Zusammenhang steht. Doch steht ihm dies mit Recht als Gott der Wiedergeburt in Bulotu und daher, weil er der Herr der Seelen ist, gilt er auch als der Herr der Menschen Als Analogie mag auch Hermes, Sarameias angeführt werden, der auch der Windgott und der Seelenführer ist.

Allerdings gab es noch andere Windgötter, wie deren bei Schirren 60 f. aus neuseeländischen Mythen eine ganze Schaar angeführt ist, natürlich, denn die Winde sind ja zahllos und häufig genug mit einander im Kampfe. Weil nun auf Neuseeland sich die Stellung Tanes verschoben hatte und er aus dem Windgott der Gott

der Wälder geworden war (doch mag sein Emporstoßen des Himmels mit seiner Kraft als Gott des Sturmes im Zusammenhang stehen), so trat dort ein anderer Gott in seine Stellung, der schon genannte Tawiri-matea.

Wie sich Tane als Meteor zeigt, so zeigte sich auf Hawaii ein anderer Hauptgott, der Kriegsgott der Insel, Namens Tairi (oder mundartlich Kaili), der Familiengott Tamehamehas, der ihm deshalb auch einen großen Heiau (Tempelplatz) erbaut hatte (Ellis 4, 119; Jarves 46; Meinicke 14). Ihm steht wohl der tahitische Kriegsgott Tearii tabu tura (der heilige verehrte Te Arii, d. h. der Herr), der Sohn Tangaloas (Ellis 1, 326) gleich, dessen Name aber nicht in dem eben erwähnten Titel enthalten ist, sondern wohl gleichfalls Teiri war; wenigstens erwähnt Ellis (1, 327) einen tahitischen Gott dieses Namens, den er eb. 276 Tairi nennt und als Kriegsgott aufführt; der sich denn auch wohl mit dem eben genannten Windgott Tairi-bu berührt. Dadurch aber wird man fast gezwungen, auch den neuseeländischen Windgott Tawiri-matea für denselben zu halten: taïri heißt tahit. schlagen und der Fliegenwedel, Begriffe, denen freilich die Bezeichnung eines geflügelten Windgottes nahe genug steht. Sprachlich steht nichts im Wege: denn neuseeländisches w, welches für tonganisch-samoanisches f steht, geht im Tahitischen sehr häufig in h über und dies h ist nicht von starkem Hauch; tairi ist also gleiche Schreibart wie das häufige taïti für Tahiti; ebenso z. B. samoan. tafito, neus. tawito, tah. tahito alt. So hätten wir hier schon wieder einen Windgott; freilich ist ein solcher zur Bezeichnung des ungestümen Kriegsgottes passend genug, aber namentlich lag diese Uebertragung den Polynesiern nahe, welche den Wind täglich mit den Wogen kämpfen sahen, welche so oft von der feindlichen Gewalt der Winde so furchtbares zu dulden hatten. Andere tahitische Kriegsgötter waren Maahiti (ma'a Stein, schlagen, schleudern, hiti aufgehen?), Tetuahuruhuru (welcher Name auch in einer neuseeländischen Heldensage bei Shortl. a 49 vorkommt; in Tahiti galt er zugleich als Gott der Chirurgie, Ellis 1, 333) und Rima-roa (Großhand), Söhne des Taaroa und zu den ältesten Gottheiten gehörig (Ellis 1, 276). In Neuseeland galt als Kriegsgott Maru, der auch auf Hawaii verehrt wurde (Taylor 35); auch Shortland (a 41) erwähnt ihn als Vater der Aale und Meeraale, wohingegen Te-Maru auf Tahiti mehr

friedliche Geltung hatte (Ellis 1, 333), allein welche ist schwer zu bestimmen. Beides aber vereint sich: denn maru heißt Schutz, als schützender Gott tritt Maru auf bei Grey 213; er schützt im Krieg und sonst vor Unheil.

Indeß der hauptsächlichste Kriegsgott Neuseelands war Tu, den wir auf Hawaii als Ku wieder finden (Jarves 40; Meinicke 14). Dieser Tu spielt auf Neuseeland eine große Rolle; er, der stolzeste seiner Brüder, schlug vor, Rangi und Papa zu tödten; er besiegte alle seine Brüder und machte ihre Kinder seinen Kindern unterthan; und gar furchtbar schildert ihn ein neuseeländisches Lied bei Dieffenbach 2, 64. Daher nahm er eine Menge Beinamen an (Grey 1—15); ihm als dem Kriegsgott weihte man alle Knaben gleich bei der Geburt (Taylor 76). Nach Taylors philosophisch gefärbtem Bericht (18) war er der Urheber des Bösen unter dem Namen Tuengauahau; auf Tahiti haben wir ihn wieder in jenem Te-Tuahuruhuru, der auf Neuseeland Tu-huruhuru heißt (Shortl. a 41 Grey 99), wie er auch in jenem schon erwähnten Kriegslied genannt wird und zwar Tu, der „Krieger des Himmels“ (Ellis 1, 200). Tu-mataroa (großäugig) und Tu-horotua in demselben Lied (201) ist wohl derselbe Gott, ebenso Tu-tavae (eb. 311), welchen man nach beendetem Kriege durch feierliches Gebet ins Po zurückzukehren aufforderte. In einem Liede bei Shortl. a 139 heißt das Meer die Heimat des Tu und auf Tahiti galt Tua-raa-tai (raa in, tai Meer?) ein Sohn des Tangaloa als Gott des Meeres (Ellis 1, 326). Tu heißt schlagen: für den Meeresgott und den aus ihm abgeleiteten Kriegsgott eine passende Etymologie. Weil das Meer so feindlich an die Küste schlägt, mag man ihn später als den Urheber alles Feindseligen, alles Bösen gefaßt haben.

Ein anderer Gott des Meeres war Rua-hatu (Ellis 1, 389), den wir schon vorhin als Erreger der großen Flut kennen lernten; und jener landüberschwemmende Ru ist gewiß derselbe und ebenso der ungeheure Rua-nua (Mörenh. 1, 446), welcher im Meere auf dem Grund ruht, kahlköpfig und so häßlich ist, daß er nur Nachts seine Frau besucht; von dessen Kopf man Stücke abschlagen kann wie große Felsen, ohne daß man ihn beschädigt. Auch er galt als Sohn Tangaloas (Mörenh. 1, 444) und ist wohl derselbe, welchen Ellis 1, 326 te fatu „den Herrn“ nennt, denn f und h wechseln tahitisch sehr

oft (Humboldt 3, 495—6; Hale 232) und Rua heißt ja geradezu Rua-hatu. Allerdings trennt Ellis in seiner Aufzählung den Fatu von Rua-nua: jener ist ihm der dritte, dieser der fünfte Sohn Tangaloas. Doch kann diese Trennung sich leicht durch die verschiedene Benamung gebildet haben, ohne in den ursprünglichen Anschauungen zu beruhen; wofür der Umstand spricht, daß Fatu sonst nicht wieder genannt wird, Rua aber noch oft. So gleichfalls in jenem tahitischen Kriegslied:

Und großer Ru, der zu Mauarahu erhebt den Himmel,
Götter werden eintreten und Finsternis dort sein,
Dort wird sein die Nacht der Finsternis.
Unser Anprall wird sein wie die rollende See,
Unser Kampf ein mühvoll Ringen,
Laß es sein wie stürmende See,
Wie die See sich erhebt bei plötzlichem Sturm.

Auch hier tritt er als Seegott und als Gott des Krieges auf, obwohl nicht nur Kriegsgötter in Kriegsliedern angerufen werden. Wenn wir nun einen Gott Ruai-faa-toa finden, der den Hahnenkämpfen vorsteht (Ellis 1, 273), und dessen Name „tapfermachender Ruai" (Schirren 77, 3; doch heißt toa auch Hahn nach Hale) bedeutet; wenn dieser Rua als einer der ältesten der unteren Gottheiten bezeichnet wird: so mögen wir wohl in ihm denselben alten Meeres- und Kriegsgott sehen, dessen Bedeutung hier auf den höchst beliebten Hahnenkampf beschränkt ist. Auch Ruharuhatai (Ellis 1, 333), welcher zu den gütigsten Gottheiten gehörte, die man gegen Zauberei anrief, möchte hierher gehören: denn gerade das Wasser galt als Lösemittel. Aber auch in wichtigerer Beschäftigung finden wir ihn und zwar zunächst in Neuseeland. Ruai-mako hieß der Gott, der im Innern der Erde sitzt und der, wenn er sich bewegt, Erdbeben verursacht (Davis 19) und gleichfalls bedeutsam genug ist es, daß er auch in Tahiti zugleich als Aufrichter des Himmels galt; so in jenem Kriegslied, so in einem anderen Bruchstück bei Ellis 1, 116, so in einem Hymnus bei Mörenhout, welchen Schirren (77) richtiger übersetzt und in welchem Rua in der Finsterniß der Erde wohnend mit seinem Weibe die Welt, das Licht, die Himmelskörper zeugt. Auch Ellis (1, 324) gibt nach Berichten der vornehmsten Eingeborenen an, daß Ru-mia ein Gott gewesen sei, höher als alle übrigen, selbst als Tangaloa, doch war dies nur eine verlorene Reminiscenz und die Priester und Sänger

wußten nichts von ihm zu berichten. Und so mag denn auch Schirren recht haben, wenn er jenen Himmelsaufrichter bei Ellis, den ai-tubu, den ungenannten Sohn Tangaloas für Ru erklärt. Und da nun Rua bei Mörenhout geradezu tubua nui te tuma (d. h. großer Aufrichter der Höhe) genannt wird, so zieht Schirren wohl gleichfalls mit Recht den tonganischen Gott E-tuma-tubua hierher, dessen Namen dann nur appellativ zu fassen ist. Und müßte dann nicht auch der tonganische Tupo-totai, Tubo der Segler, der Schutzgott Finaus (Mariner 2, 114), sowie der Gott Teku-rai, der (Arbouss. 284) die Paumotuinseln aufzog und im Wirbelwind über die See ausstreute, hierher gestellt werden, trotz seiner umgekehrten Thätigkeit? Der Name scheint gleichfalls „Himmelsstoßer" zu bedeuten; und vielleicht hat er auch dies Geschäft neben dem Erdfischen gehabt, wie Maui. Bestätigt sich auch diese Gleichstellung, so wäre das wichtig. Denn dann würde auch dieser Gott über ganz Polynesien ausgebreitet sein, welcher bei oberflächlicher Berechnung nur auf Tahiti und dem ganz von Tahiti abhängigen Herveiarchipel verehrt zu werden scheint. An den letzteren Ort soll er von Raiatea gekommen und ein Mensch gewesen sein, der nachher zum Gott erhoben und atua taitai tere „Gott der strömenden Flut" genannt wurde (Williams 110; Schirren 78, 5): d. h. mit den Ansiedlern von Tahiti kam auch der Kult dieses Gottes, der hier abermals sehr deutlich als Meeresgott auftritt, nach den Herveiinseln.

Schirren leitet den Namen des Gottes von ru erschüttern her (77), gewiß mit Recht; mit Unrecht aber sieht er in ihm einen Windgott, er ist vielmehr, wie aus allem gesagten hervorgeht, eine Personifikation des Meeres. Wie aber ist sein Verhältniß zu Tu? Seiner Bedeutung nach ist er ihm durchaus gleich; beide, ursprünglich Meergottheiten, sind zu Göttern des Kriegs, merkwürdig genug auch zu Himmelserhebern geworden. Aber auch sprachlich steht er ihm gleich, denn ru, schlagen, stoßen, erschüttern, ist nur eine andere Form für tu in derselben Bedeutung, wie tahitisch bisweilen r und d in einander übergeht (Humboldt 3, 496—7). Wir haben also denselben Gott mit verschiedenen Namen, welcher indeß eben durch die Namensverschiedenheit in zwei einander allerdings wesentlich gleiche Personen auf Tahiti geschieden ist. Wie aber kommt es, daß er als Erheber des Himmels gefaßt wurde? Das ist leicht zu sagen. Man sah den

Ozean auf Erden und die Massen der Wolken in der Höhe; man sah die Dünste, die Nebel nach oben steigen: man sah also zwischen Himmel und Erde das Wasser, so daß die Anschauung, in der Personifikation dieses Wassers den Trenner Himmels und Erden zu sehen, nahe genug lag. Auf späterer Uebertragung beruht es sicherlich, wenn der Gott der Wälder und Bäume den Himmel emporrückt; und so ist auch Etumatubua ursprünglich wohl nicht an einem Baum vom Himmel herabgestiegen, sondern wohl eher im Nebel oder in der Wasserhose*); auch der bis zum Himmel wachsende Baum wird späteres Ursprungs sein — wenn nicht diese Bäume aus den Stricken entstanden sind, welche Himmel und Erde zusammenknüpfen. Sie aus Wolken und Nebelgebilden entstanden zu denken wäre doch gesucht, wohl aber sind die Stricke des Himmels vielleicht selbst ursprünglich weiter nichts, als Nebelstreifen. Daß nun Rua in Tahiti gar als Schöpfer die Welt und die Sterne (Mörenh. 1, 563) erzeugt, daß er höher als Tangaloa galt, ist ein Uebergreifen des einen Mythenkreises in den anderen, wie wir es bei Tangaloa auch finden, nur umgekehrt, wenn er Gott des Wassers wird. Und ebenso ist der neuseeländische Mythus bei Davis (19) zu erklären, nach welchem der Gott Ruaimako im Innern der Erde wohnt und diese erschüttert, so oft er sich in seinem Bette bewegt. War Rua der Gott des erderschütternden, weltumfassenden, himmelspiegelnden Meeres, so sind solche Uebertragungen gar leicht begreiflich. Ebenso auch die, daß man ihn so vielfach die Erregung der Sündflut veranlassen läßt: wenn man das ursprünglich himmlische Phänomen später irdisch dachte und lokalisirte, so mußte dem Gott des Meeres diese Rolle zufallen.

Derselbe Gott, Tu oder Ru, mag denn auch in einer anderen wenig hervortretenden Götterfigur verborgen sein, nämlich in dem Rii, welchen Mörenhout (1, 446) gleichfalls als Himmelerheber nennt. Sicher ist er derselbe wie Te Iria, der vierte Sohn des Tangaloa, der ein Kriegsgott war (Ellis 1, 376). Der Name beider bedeutet der zürnende, übelwollende; so galt auch Tu als der Urheber des Bösen und jener Name paßt für das zürnende stete Dräuen des Meeres sehr gut;

*) Die Maori glaubten, daß wenn Wassermangel im Himmel sei, eine Wasserhose entsteht, um das nöthige Wasser hinauf zu schaffen (Polack narr. 1, 273).

auch hier ist dann wieder, ächt polynesisch, der Meeresgott zum Kriegsgott geworden.

Es bleibt uns von den Hauptgöttern nur noch einer zu besprechen, der auf Hawaii Lono, auf Tahiti Roo, Rongo auf Aitutaki und Neuseeland heißt*). Auf Hawaii gehörte er zu den Hauptgöttern (Jarves 40), und hatte daselbst eine Menge geheiligter Plätze (eb. 44). Alte Lieder sangen von ihm: wie er in alten Zeiten mit seinem Weibe Kaikilani Alii zu Kealakeakua wohnend eifersüchtig gemacht wurde und in der Leidenschaft sein Weib tödtete. Dann zog er vor Schmerz wie rasend auf der Insel umher und nachdem er Spiele zum Gedächtniß seines Weibes gestiftet hatte, verließ er in einem dreieckigen Kahn die Insel, mit der Weissagung, er werde wiederkommen aus einer sehr fruchtbaren Insel (Jarves 41 f.). Er soll nach Tahiti — tahiti bedeutet Fremde — gezogen sein (Ellis 4, 135). Weltbekannt ist es, daß nun, als Cook ankam, die Hawaier diesen für den Gott hielten. Vier Männer gingen vor ihm her, welche fortwährend riefen o-Rono, o-Rono und Cook erhielt ganz die Ehren des Gottes (3. R. 3, 292 f.). Diesem geheiligt war „eine geschlossene Priestergesellschaft" in der Bai Karakakua, welche in abgesonderten Häusern wohnte, unter einem Vorstand, welcher stets den Titel Orono führte (eb. 455). Nach Hines 209 war Lono in Streit mit der Vulkangöttin Pele gerathen und floh von ihr verfolgt ins Meer — was wohl keine Verwechselung mit Kahavari oder mit Tamapuaa ist, von denen wir später reden. — Auch auf Tahiti und den näher zu ihm gehörigen Gruppen, auf Paumotu und den Herveyinseln spielt Rongo eine große Rolle. In der Zusammenfügung mit Tales, an Roo-tane nennt ihn Ellis den ersten Erschaffenen des Taaroa (Mörenhout 1, 444, freilich Tane den dritten, ihn den vierten) und den Gott des Friedens (1, 326), als welchen man ihn auch unter dem Namen Roo-nui: (großer Roo) nach jedem Krieg zurückrief als Herrn

*) Nach Lepsius Standardalphabet haw. loṅo, Tahit. loŋo. Lepsius will zwar nach dem Vorgange vieler anderer gar kein Zeichen im Tahitischen für Gemeinpolynesisch ṅ setzen, meint also, letzteres sei im tahit. ganz geschwnnden. Daß dies irrthümlich ist, beweist die Schreibart Wilsons Orohho für Roo, wie Ellis schreibt. Der Laut ist nur sehr schwach gewesen: denn bei Ellis findet sich neben Roo 201 auch Ro, wenn das kein Druckfehler ist. Wir wählen für den Laut das Zeichen, was Lepsius für das sanskritische Anusvara braucht.

der Welt (311). Doch tritt er auch als Kriegsgott auf, denn das schon öfters erwähnte tahitische Kriegslied fährt unmittelbar nach der vorhin angeführten Stelle, welche sich auf Ru bezog, folgendermaßen fort:

Roo, der erstgeborene Gott, wird Zerstörung bereiten:
Die Häupter der Männer werden erbeutet sein wie Fische im Netz;
Ruft den Namen Ro's zur rechten und zur linken,
So werden wir die Häupter der Feinde umstricken.

Auch Wilson kennt diesen Gott unter den Namen o-Rohho (451), ohne etwas weiteres hinzuzusetzen; von Ellis erfahren wir noch (1, 333), daß er einer jener gütigsten Götter war, welche man zugleich auch gegen Zauberei anrief. Doch hatte er auch schlimmes bewirkt: denn er und Teahoroa hatten den schlummernden Ruahatu geweckt und dadurch jene Flut veranlaßt. (Gaussin 255). Er galt als Vater der Wolken nnd als Gott des Morgens (Ellis 1, 344). — Auf Mangareva galt ko-Rungo als Gott des Regens (Meinicke 14). Auf Aitutaki galt Te-Rongo als einer der großen Götter, welche man kai-tangata d. h. Menschen-esser nannte (Williams 109): deshalb, weil sie die Seele nach dem Tode in ihre Gewalt bekamen. Es ist damit nichts anderes gesagt, als daß Te-Rongo ein Gott des Po, ein Gott der höchsten, ewigen, wirklich göttlichen Ordnung war. Seine Priester wurden (Williams 109) durch den Hai begeistert: man dachte also den Gott in dieser Form.

Mehr wissen wir über seine Geltung in Neuseeland. Auch hier tritt er uns in der Vereinigung mit Tane entgegen: denn Rongo-ma-tane erscheint bei Grey 1 f. als Vater der zahmen Nahrungspflanzen. Er war ferner (Rongo-mai) unter den Göttern, welche später und heimlich von der alten Heimat nach der neuen gebracht wurden, denn die alten Auswanderer „hatten nur die Götter für Speisen und Gebete und Zauber mitgenommen, nicht aber die für Menschen" (Grey 164). In dem Bruchstück eines Liedes, welches Schirren 82 mittheilt, tritt Rongo-mai als Donnergott auf und Rongo-ta-kawiu formt im Meere den Wakatau aus dem Gürtel einer Frau. Rongo-mai-mua und Rongo-mai-hiti werden in der Version der Arawasage bei Shortl. 6 f. angerufen.

Auch in Mikronesien finden wir denselben Gott wieder. Denn jener Rongala, der Gott zu Fais und Mo-rogrog (rog ist wohl rong auszusprechen), der auf den westlichen Karolinen als vom

Himmel auf die Erde verjagt und als Bringer des Feuers galt (Bd. 5, 2, 137), sind wohl eins mit unserem polynesischen Rongo.

Wer ist nun dieser Rongo?*) Ko-Rungo gilt als Gott des Regens auf Mangarewa; im Gewitter steigt Rongo-mai herab; Rongo ua roa (Rongo gewaltiger Regen) heißt ein mythisches Weib, die Mutter des Regenbogens bei Schirren 82, 6; den Tahitiern selbst galt er als Gott der Wolken (Ellis 1, 342). Sehen wir ihn hier durchaus nur als Personifikation des Regens, so löst auch diese Annahme überhaupt alle ihn betreffenden Mythen. Er ist der Vater der Wolken; er ruft die Sündflut hervor: die Regenwolken verwandeln den Himmel in eine flutende See und wenn er mit Ruahatu in feindliche Beziehung gebracht ist, so ist das eine nahe liegende Uebertragung, da der Regen ins Meer fällt, dieses aber bei den tropischen Gewitterstürmen heftig aufbraust. Rongo als Donnergott und so auch das rotumanische oṅa Blitz (eigentl. dann Donner) erklären sich daher leicht. Auch wäre es begreiflich, warum Morogroz vom Himmel verjagt und als Bringer des Feuers gedacht wurde; stürzt doch der Regen vom Himmel, bringt doch der Gewitterguß den Blitz mit sich. Und auch die hawaiische Sage erklärt sich, in der Lono sein Weib erschlägt und ins Meer entflieht: die furchtbare Entladung eines tropischen Gewittersturmes, welcher die Erde verwüstet, ist gemeint, nach welchem das Wasser brausend aus allen Thälern ins Meer stürzt und die unheilspendende Wolke selbst übers Meer davoneilt — in die Ferne, nach Tahiti. So dürfte denn auch die schon erwähnte Nachricht bei Hines, daß Lono vor Pele, der Göttin des Feuersees Kilauea, ins Meer floh, sich als richtig bestätigen: ein tropischer Regensturm in dieser vulkanischen Gegend mußte allerdings einen Aufruhr verursachen, der einen solchen Mythus von Vertreibung des Regens

---

*) loṅo Sam. Haw. oṅo Tong. Gerücht, roroga Fidschi Geräusch; rogorogo Fidschi Botschaft; rogo Fischi hören, Sam. fa'a roṅo, Neus. Rarot. roṅo Haw. loṅo, Tah. fa'a roȝo, Nukuh. oko, oṅo. Rotumo oṅa Blitz (?). Auch mikronesisch: Tarawa uṅ, uṅa hören; Ratak ruṅgeruṅg; Wolea eruṅgeruṅg; Yap go-rungar; Chamorri hungug (wohl 'uṅg'uṅg). Auch in den malaiischen Sprachen ist das Wort zu Haus, mit dem wohl auch te-linga Ohr zusammenhängt.

Daneben hat Hale tong. loṅo, loloṅo ruhig, neus. hohou-roṅo Friede machen Der Göttername stammt ohne Zweifel von der ersten Wortfamilie, wenn nicht beide (vielleicht durch den Gott selbst zu ermitteln) eins sind. Schirren (82) sagt, daß die Erde häufig Rongo hieße, worüber wir uns des Urtheils enthalten.

durch das Feuer wohl veranlassen konnte. Werden wir doch nachher dasselbe Ereigniß in anderer mythischer Fassung finden. Auch die Etymologie des Wortes stimmt: Rongo bezeichnet ursprünglich das Geräusch der fallenden Tropfen, vielleicht des rollenden Donners. Erscheint nun aber Rongo als Gott der Nahrungspflanzen, wer sähe nicht, wie trefflich dies auf den Gott des Regens paßt? Seine Kinder sind die durch ihn gedeihenden Nahrungspflanzen, wie auf Somoa (193) Sonne, Stürme, Raupen, alles was Miswachs verursacht, Kinder O-le-Sa's des Heiligen sind. Auch sonst tritt Rongo lebenspendend auf, weil der Regen fruchtbar ist. Tu, der Gott des Meeres, zerstört Rongo's Kinder: das Meer verwüstet die Pflanzungen. Auch daß der Pandanus auf den Karolinen in mystischer Beziehung zum Regen stand (Kittl. 2, 111), dürfte sich jetzt erklären: der Pandanus galt dort für das schönste Gewächs, seine Blüthe für den herrlichsten Schmuck, wie er vielfach auch nützlich, ja in schlechten Zeiten oder auf unfruchtbaren Inseln fast die einzige Nahrungspflanze ist: sie war daher dem pflanzenschaffenden Gott besonders heilig, dem Gott des Regens. Ferner, der Regen strömt oft heftig herab, alles vernichtend: wohl konnte der Gott, der ihn darstellte, ein Gott des Krieges sein. Doch auch friedlich strömt er, segenspendend, die Regenwolke trägt den Regenbogen und strahlt im neuen Lichte: so konnte er als Gott des Friedens, der nach dem Krieg herbeigeführt werden mußte, gelten. Daß wir ihn mit Tane nicht blos in Tahiti, sondern in Neuseeland gleichfalls verbunden sehen, muß auffallen: indeß scheint es, als hätten wir in diesem tane ein anderes Wort als den Eigennamen Tane und dann wären beide durchaus getrennt. Daß sich übrigens Regen und Wind gleichfalls nahe berühren, liegt auf der Hand.

Die genannten Götter waren allen Inseln gemeinsam und sind es geblieben bis zum Christenthum, oder ihre Bedeutung ist schon früher an einigen Orten verblaßt und nur in einzelnen Theilen des großen Gebietes haben sie sich als Götter erhalten. Wir müssen nun jetzt noch ganz kurz einzelne Gottheiten betrachten, welche nur einzelnen Theilen des Gebietes angehören. In Samoa gehört hierher der obengenannte O-le-Sa, der Heilige, der erzürnt Miswachs veranlaßt, dessen Diener Sonnenbrand, Sturm und Raupen, dessen Schmuck und Avaopfer die Thautropfen sind (Turner 193); sodann (eb. 334) ein Gott des Reichthums, zu welchem man bei Handelsunternehmungen zu

beten pflegte. Doch ist es möglich, daß in beiden — denn O-le-Sa ist nur appellative Bezeichnung*) — andere Götter, die wir schon besprochen haben, verborgen sind. Auf Tonga wird unsere Ausbeute größer sein, denn sie hatten mehr Götter als die „gottlosen" Somoaner. Dahin gehört die mächtige Windgöttin „Kalla feilatonga" (Wilson 389; auth. narr. 152; Kallofutonga bei Cook 3. R. 2, 122), welche im Himmel wohnt, zürnend die Ernte verdirbt und bei Sturmesnöthen angerufen wird. Sonst ist sie wenig beachtet und Mariner erwähnt sie gar nicht. Denn Tali-aï-Tubo, gleichfalls im Himmel wohnend, Gott des Krieges und Kriegsanführer (Cook eb. 123; Wilson 388; Mariner 2, 113; D'Urville a 4, 290). Minder mächtig als er war Tui fua Bulotu (Herr von ganz Bulotu) nach Cook (eb.) Gott des Nebels, der Wolken; er ward von den Vornehmsten in häuslichen Unfällen angerufen (Mariner 2, 113); Tubo Totai (Tubo der Segler), welcher Reisende und Kähne schützt und zugleich Finaus Familiengott war (Mar. 2, 114); Alai Valu, von Kranken oft gerufen; Alo Alo (alo wehen) Gott über Wind und Wetter, Ernte und Wachsthum, den man bei schlechtem Wetter täglich, bei gutem einmal im Monat anrief (116); dann untergeordnete Meeresgötter Hala api api, Togi Ukumméa u. s. w. (117). Man zählte hier an 360 Götter, deren meiste indes unbekannt und nur Familiengötter, d. h. vergötterte Menschen waren. Aber keineswegs alle. So ist es gar nicht nothwendig, daß der Futafähi oder Futafua (Fatafahi) wie Meinicke 16 (der auch Hikuleo irrthümlich als vergötterten Menschen auffaßt) will, nur Vergötterung des Tuitonga sei: das Geschlecht konnte auch nach ihm heißen und dies wird wahrscheinlich, da ihn Cook den vornehmsten Meergott und sein Weib Faikawa-Kadschiha nennt (3. R., 2, 123). Ebenso wenig sind die einzelnen Bezirksgötter (Wilson 388) vergötterte Menschen; denn so war Alo Alo Gott von Hapai (Cook eb.), Tali-aï-Tubo von Ahiso (Wilson eb.) und Futafähi gilt zugleich als Gott von Mua und von Dubludha (eb.). Was wir vorhin (S. 180) über die Verfassung Tongas sagten, bestätigt sich hier: der Fürst ist der leibliche Vertreter des Gottes, der vornehmste des höchsten, der geringere des geringeren Gottes, und so stuft sich auch die Macht der Fürsten ab. Meer- und Windgötter

*) Sä sam. heilig; an das Wort ra Sonne ist nicht zu denken, da dies samoan. la heißt.

gab es noch viele: unter ihnen war Hea-Moana-uli-uli als Herrscher der See in der Gestalt einer Wasserschlange verehrt (vergl. Williams 548) und namentlich von Fischern angerufen, da die Fische ihm angehören (Geschichte 47), auch Erd- und Luftgötter waren zahlreich, von denen außer Tongaloer Wilson 390 noch Finaulonga erwähnt. Fremde, nicht einheimische Götter hießen Feiga; sie erhielten, je nach dem Erfolg der Gebete zu ihnen, oft größere Ehre als die einheimischen (Wilson eb.).

Auch der neuseeländische Götterhimmel ist unerschöpflich; doch da er keine besonders hervorragende Gestalt weiter bietet, da wir ferner schon Vieles von ihm erwähnt haben und drittens, da alle diese Göttergestalten in die Heldensage übergegangen sind, so erwähnen wir hier nur noch den Gott Tahu, den „Urheber des Guten" (Taylor 18 f.) und übergehen das Uebrige; was wir um so leichteren Herzens können, als gerade Neuseeland mit besonderer Vorliebe mythologisch behandelt ist (Schirren, Grey, Taylor u. s. w.). Dagegen müssen wir auf Tahiti noch einiges besprechen, zunächst den Gott Hiro. Er war Gott der Diebe, der von jedem gestohlenen Schwein ein Stück vom Schwanze als Dank erhielt (Tyerm. und Bennet 1, 91). Wunderbare Geschichten gehen von ihm: zu seinem Vergnügen bohrte er Löcher in die härtesten Felsen. Er befreite eine von Riesen bewachte Jungfrau, indem er durch Ausreißen der Bäume den Bann des Zauberortes brach und die beiden Hüter, Taupiri und Mariva tödtete. Mit mehreren Hunden und Kriegern schiffte er auf einem Doppelkahne weg, um den maro uru — den rothen Maro, Gürtel, der das Symbol des Feuers und der Göttlichkeit war; Uenuku, der Gott des Regenbogens, trug ihn, wie wir sahen; der König wird damit als dem Emblem seiner Würde bekleidet — um diesen Gürtel zu holen, zog Hiro aus. Er kam an viele Inseln; Nachts bekämpfte er mit seinen Hunden die Ungeheuer und Riesen am Boden des Meeres. Einst war er unten in einer Grotte eingeschlafen, als die Götter der Finsternis, seine Feinde, sein Schiff und dadurch ihn vernichten wollten: allein noch zur rechten Zeit ward er von einem treuen Hunde geweckt, hob sein Haupt aus den Wogen und zerstreute seine Feinde. Man zeigte auf einer Insel noch sein Schiff, sein Ruder und seine Hunde als Berge und Felsen (Mörenhout 1, 447 f.), und zwar sein Schiff und seine Hunde zu Tahaa, sein Ruder aber auf einer Bergspitze Huahines (Ellis 1, 328). Auch mit den Stürmen kämpfte er.

Die Ungeheuer der Tiefe hatten ihn trügerisch eingeschläfert, um ihn zu vernichten, und hätten es vollbracht, wenn nicht ein befreundeter Geist ihn geweckt hätte. Auch als Kriegsgott ward er hoch gepriesen und das schon öfters erwähnte Kriegslied wendet sich hauptsächlich an ihn (Ellis 1, 200). Er galt als Sohn Oros (Ellis 3, 112) und soll nach Ellis (eb.) und Tyermann und Bennet (1, 255) ein Mensch, ein Raiateaner gewesen sein, auf welcher Insel auch sein Schädel zu Opoa bis in den Anfang dieses Jahrhunderts, wo er verloren ging, aufbewahrt wurde: er war bei Lebzeiten ein sehr mächtiger Räuber (1, 255), weshalb er als Gott der Diebe verehrt wurde. Nach allem Obigen hat die ursprüngliche Menschlichkeit Hiros wenig glaubwürdiges: eher mag er ein Wind-, Sonnen- oder Mondgott gewesen sein, mit welchem man später den Namen eines Menschen verschmolz. Dafür spräche auch sein Schlaf, während dessen ihm Todesgefahr droht, wenn er nicht geweckt sein Haupt wieder erhoben hätte: denn der Gedanke an eine Sonnen- oder Mondfinsterniß liegt hierbei sehr nahe. Man könnte an den neuseel. Wiro denken, der ganz allgemein einen bösen Geist bezeichnet, aber nach Meinicke 15 erst nachchristlicher Entstehung ist.

Als Hiros Vater gilt Oro und auch Oro wird meist als Mensch angesehen. Sein Kult soll erst im vorigen Jahrhundert eingeführt sein (Beechey 221, Ellis 1, 276, Meinicke 15), allein er war eigentlich der Hauptgott Tahitis, hinter dem alle übrigen zurücktraten. Er wird mit Taaroa und Tane als höchster Gott der Insel genannt (Ellis 1, 323). Ja er soll sogar, wie Taaroa selbst, im Po entstanden sein (eb.) und wenn der höchste Berg auf Tahiti Orohena, Flosse des Oro hieß (Arbousset 328), so beweist dieser Name, daß man auf ihn auch die Weltauffischung übertragen hat. Wilsons Oromatua (450), der ihm als Gott der Sohn gilt, meint wohl gleichfalls den Oro. Nach bestimmten Mythen war er der erste, nach allen aber ein Sohn des Taaroa. Er selbst erzeugte mit seinem Weibe zwei Söhne und von ihnen allen stammt die übrige Welt (Ellis 1, 323—4). Geboren war er zu Opoa auf Raiatea (eb. 370) und dort war sein Heiligthum, was als Nationalheiligthum für die ganze Gruppe galt. Von dort aus gab er seine wichtigsten Orakel; doch gab er auch sonst seinen Willen vielfach zu erkennen, indem er Priester oder Fürsten begeisterte und durch sie sprach. Er war für jede Thätigkeit dadurch wichtig; zunächst aber doch für den Krieg, dem er hauptsächlich vorstand, wes-

halb er auch die Menschenopfer vor und nach demselben erhielt (Ellis 1, 276) und ihm auf Narotonga sehr oft ebengeborene Knaben geweiht wurden (Williams 545). Er war es denn auch, welcher die Ceremonien bei der Thronbesteigung des Königs leitete; von ihm gesendet kamen die Haifische, um den König als Beherrscher des Meeres zu begrüßen, ihm wurden die Menschenopfer, welche bei dem Fest nöthig waren, gebracht (Ellis 3, 108 f. Mörenh. 2, 22); er galt als Vater des Königs, wie in Tonga der mächtigste Herrscher Vertreter des mächtigsten Gottes war. Er herrschte (nach dem Glauben auf Raiatea und den nahe gelegenen Inseln) auch im Po, denn er fraß die Todten und entließ sie gereinigt aus seinem Leibe (Tyerm. und Benn. 1, 522). Der Regen galt als Thränen des Oro (Ellis 1, 199; Williams 188). — Wie werth man die Bilder des Gottes hielt, das beweist der fürchterliche Krieg des Jahres 1802 auf Tahiti, welcher sich um ein Bild des Oro entzündet hatte, und der Krieg der Heiden mit den Christen, welche den Götzen verbrannt hatten, auf Raiatea (Williams 187). Schließlich darf nicht vergessen werden, daß die ebenso ausgedehnte und mächtige als heilige und alte Gesellschaft der Areoi den Oro als ihren Stifter und höchsten Herrn ehrten Mörenhout 1, 485). Auch alle gesellschaftlichen Einrichtungen, die Stellung der Weiber u. dergl., führte man auf ihn, allerdings auch auf Tane zurück (Ellis 1, 129). — Auch auf Mangarewa galt Oro (neben Tangaloa und Maui) als Hauptgott (Mörenh. 1, 110). Alles das macht es eigentlich unmöglich, in Oro einen vergötterten Menschen zu sehen; dazu kommt, daß nach Mörenhout (1, 445) überhaupt solche Vergötterungen in früherer Zeit sehr selten gewesen sind, ja vor vier bis fünf Menschenaltern vor der Entdeckung noch gar nicht stattgefunden haben sollen. Sei dem wie es sei: Ellis, der den Oro für einen ursprünglichen Menschen hält, sagt (1, 326): Oro war der erste Gott der vierten Classe der Götter (also der niederen Götter) und scheint eine vermittelnde Stellung zwischen Menschen und Göttern gehabt zu haben. Darin liegt der Schlüssel für sein Wesen. Oro ist freilich keiner der alten, nachtgeborenen Götter, aber er ist dazu geworden, entweder, weil er der Gott Raiateas war und durch irgend ein altes geschichtliches Ereigniß diese Insel besondere Macht und also ihr Gott besondere Geltung bekam — war sie doch der Ausgangspunkt für die Bevölkerung des Archipels, was allein schon zur Erklärung

genügt — oder weil er eben der Vermittler war und nach und nach vor ihm, der den Menschen näher stand, das Bild der älteren Gottheiten verblaßte.

Andere tahitische Gottheiten waren Tefatu, die Erde (Mörenhout 1, 428), gleichfalls ein Kind Taaroas (Ellis 1, 326; Mörenh. 1, 444). Dann der Gott Raa, dessen Abkömmlinge die dritte Götterklasse bildeten (Ellis 1, 326) und der ebenfalls ein Sproß Tangaloas (Mör. 1, 444) war. Auch er erscheint als Kriegsgott (Ellis 1, 285). Auf Neuseeland muß er gleichfalls bekannt gewesen sein: denn Swainson 13 nennt Ra nach Berichten einheimischer Häuptlinge als „Erheber der Berge". Noch andere tahitische Gottheiten werden uns genannt, die wir übergehen, da wir außer dem Namen nichts von ihnen wissen.

Auf Hawaii tritt nun eine Gruppe ganz besonders vor, die vulkanischen Götter, die Göttin Pele und ihr Gefolge. Sicher ist sie nebst allen den ihrigen erst entstanden in Hawaii selbst und so gewiß es nach Youngs Ausdruck unmöglich war, daß die Heiden die Sonne nicht anbeteten: eben so unmöglich war es, daß die wundervollen vulkanischen Erscheinungen Hawaiis, die wundervollsten der Erde, nicht mythologisch aufgefaßt wurden. Aus der Fremde, von Tahiti kamen diese vulkanischen Götter (und zwar kurz nach der oben erwähnten Sündfluth), wie die Kanaka aus der Fremde einwanderten (Ellis 4, 248) und nahmen im Maunaloa ihre Wohnung und hier wieder wählten sie als ihren Hauptort den Feuersee Kilauea, in welchem eine Menge kegelförmige Krater hervorragen: das sind ihre Häuser, das Grollen, Zischen und Prasseln des Vulkans ihre Tanzmusik, die wogenden Flammen die Brandung, durch welche zu schwimmen sie sich vergnügen. Pele verließ auch und ebenso ihre Untergötter bisweilen ihren Palast: Erdbeben, Feuerausbrüche bezeichneten ihren Weg. Ellis zählt einige Untergötter auf: Ka-moho-arii (König Moho, d. h. Dampf); Ta-poha-i-tahi-ora, Explosion im Hause des Lebens; Te-ua-a-te-po, Regen der Nacht; Tane-hetiri, Gemahl des Donners; Te-o-ahi-tama-taua, feuergerüsteter Sohn des Krieges; dies waren Brüder, zwei von ihnen hinkend; und Peles Schwestern Makore-wawahi-waa, feueraugige Kahnbrecherin; Hiata-wawahi-lani, himmelbrechende Wolkenhalterin; Hiata-noholani, himmelbewohnende Wolkenhalterin u. s. w.*) Man

*) Die übrigen Namen sind Hiala-hoi-te-pori-a Pele, Wolkenhalterin, welche den Busen der Pele küßt; Hiata-taarava-mata, glanzaugenbewegende

hatte vor ihnen allen große Scheu und der Mythus von Kahavaris Flucht vor Pele — Kahavari hatte die Göttin erzürnt, und sie verfolgte ihn, sein Volk, seine Angehörigen bis zur Küste, wo er ins Meer entkam (Ellis 4, 300 f.) — war allerdings geeignet, Furcht einzuflößen. Auch politisch war dies wirksam: Tamehameha war befreundet, Keaua, sein Gegner, verfeindet mit Pele, weshalb sie sein Volk tödtete und ihm Unglück sandte (Ellis 4, 252). Weil die Göttin leicht zürnte, deshalb hatte sie überall ihre Tempelplätze, wo geopfert werden mußte; geschah nicht genug, so drohte sie mit Zerstörung und wenn irgend Gefahr einer nahen Eruption war, warf man todte und lebende Schweine vielfach als Opfer in den Krater (Jarves 43). Ihr Tabu zu brechen, sie zu beleidigen wagte Niemand. Ihr war eine rothgelbe Art Heidelbeere heilig, welche auf dem Berg wächst: nie aß ein Eingeborener eher von diesen Früchten, als bis er einige in den Krater geworfen hatte als Opfer (Ellis 4, 234; 236; Wood 172). Die Eingeborenen, welche Ellis begleiteten, glaubten sicher, die Göttin werde Nachts im Krater erscheinen und thaten alles, um ihren Zorn zu vermeiden (4, 253). Einen sonderbaren vulkanischen Auswurf, langgezogen wie gesponnenes Glas, hielten sie für das Haar der Pele, welcher Name auf der ganzen Insel bekannt war (eb. 263; Wood 184). Ein merkwürdiger Mythus ist noch der von Tamapuaa (Sohn des Schweines), der halb Schwein und halb Mensch, aber riesengroß war und seinem Kampf mit Pele. Tamapuaa war von Oahu aus weit jenseits des Horizonts und des Himmels gewesen und als er nun auf seinen Fahrten auch nach Kilauea kam, freite er um Pele, die ihn abwies. Beide kämpften: anfangs siegte er, indem er den Krater mit Wasser füllte: dann aber wurde er besiegt, denn Pele trank das Wasser und trieb ihn ins Meer (Ellis 4, 251; Jarves 43). Tamapuaa kämpfte auch einst mit einem König von Oahu, welcher ihn und seine Mannen in einem engen Felsenthal einschloß. Da aber stützte er seine Vorderbeine auf den Felsen und über seinen Rücken entkamen die Seinen, worauf er mit Leichtigkeit nachsprang: seine Fußspuren (Wasserrinnen) zeigt man noch

---

Wolkenhalterin; Hiata-tabu-enaena, rothglühender, wolkenhaltender Berg; Hiata-tareiia, bekränzte Wolkenhalterin; Hiata-opio, junge Wolkenhalterin. Wir führen nach Ellis 4, 248 alle diese Namen an, weil auch sie für die ungemeine poetische Kraft der Polynesier ein schlagendes Zeugniß sind.

(Jarv. 44). Wir haben hier wie in den griechischen Centauren e
mythische Personification der Wolkenbildung, des tropischen Gewitt
sturms über dem Vulkane und so würde dies nur eine andere W
dung des Mythus von Lono sein, der vor Pele floh (Hines 20
Nach einer anderen Version war er Sieger und Gemahl der P
geworden; daher dann keine gewaltigen Feuerausbrüche mehr, a
auch keine neuen Inseln entstanden (Jarves 44). Von poetisch
wenn gleich wilder Kraft, sind auch diese Mythen.

Die Götterwelt dieser Inseln zerfiel nun in verschiedene Klasse
Zunächst scheiden sich jene nachtgeborenen höchsten Götter aus, die w
genannt haben, mit Tangaloa an der Spitze. Maui wird nicht unt
sie gerechnet: vielmehr steht er selbständig. Er ist ein später z
Geltung gekommener Gott und mag vielleicht jenen Raa (Sonne) ve
drängt haben, daher der heilig-unbekannte Name der Sonne Tama-n
te-Ra war (oben 256). Auf Tahiti nahm man außer jener ersten Kla
noch drei andere an: Die Götter der zweiten dienten als Herolde zwisch
Göttern und Menschen, die dritten waren Nachkommen des Raa, zah
reich und verschiedenartig, theils Götter des Krieges, theils der He
kunst. Die vierte Klasse, Oro an der Spitze, stand zwischen Götte
und Menschen (Ellis 1, 326) und allen diesen vier Klassen gege
über stehen dann erst die Geister, die gottgewordenen Seelen.

Von diesen untergeordneten Gottheiten müssen wir nun eini
erwähnen. Auch in Polynesien hatte man eine Menge Naturgött
Menschenfressende und andere Riesen waren auf Tahiti ganz b
kannt (Cook 3. R. 2, 358—9; Mör. 2, 447); ebenso auf Samo
Turner 361; 467; Hood 24), Tonga, den Herveyinsel
Ein anderes Märchen erzählt von Geistern, welche einen Berg v
Tahiti nach Raiatea bringen wollten, in der Nacht: als aber d
Sonne aufging und sie noch nicht fertig waren, ließen sie ihre Arb
im Stich und entflohen. Der Berg stand früher im Innern d
Insel: jetzt steht er am Hafen Tatu, weil ihn dort die Geister fall
ließen (Ellis 1, 332, Wilson 454). Nach Mörenhout wollt
sie ein neues Land bauen, womit sie aus demselben Grund nicht z
Stande kamen (1, 569). Ein weithin sichtbares Loch in eine
Felsen ist dadurch entstanden, daß ein Geist seinen Speer hindur
warf (Ellis 1, 332). Auch untergeordnete Meeresgötter gab
zahlreich, nach Forster dreizehn, jeder mit besonderen Namen u

besonderem Geschäft (Bem. 466). Namentlich in Haigestalt zeigten sie sich. Luftgottheiten waren gleichfalls zahlreich, welche man z. Th. in Vogelgestalt dachte (Ellis 1, 329). Dann gab es Gottheiten der Thäler, Berge, Abhänge, Schluchten u. s. w., von deren Namen einige bezeichnend sein sollen: leider hat sie Ellis nicht mitgetheilt (1, 330). Auch Baumgeister gab es: als wenigstens der ehrliche Mörenhout die uralten heiligen Calophyllums bei einem Marae umhauen ließ, glaubten die Eingeborenen, die sehr ungern an diese Arbeit gingen, daß der nächste Bach von Blut fließen werde (Mörenhout 1, 295—6). Auf unbewohnten Inseln, nahm man an, wohnten Geister, welche Fülle an allen Vorräthen, aber böse Gesinnung hätten und den Besuchern durch Zauber schadeten (Bougainv. 192. Ellis 1, 331). Zwei Inseln nannte der Tahitier Aoturu, Ennamotu und Tupai, die als geheiligt galten, deren Geister aber die Besucher tödten: sie liegen nach verschiedener Richtung und etwa fünfzehn Tagereisen entfernt (Bougainv. 193). Auch an jene unterseeischen Paradiese (Cook 3. R. 2, 356) mag erinnert werden.

Solcher Geister gab es nun auch in Neuseeland viel. Die Maori glaubten an mancherlei Ungeheuer, an haarige Waldmenschen, von denen schreckliche Geschichten umliefen (Taylor 49), und Bäume, Felsen, Flüsse, dann auch Thiere, wie z. B. große Aale wurden verehrt und erhielten Opfer (eb. 53). Schreckliche Ungeheuer, drachenhaft, dachte man sich namentlich auf den Spitzen der hohen Berge die man schon deshalb zu besteigen sich sehr fürchtete (Shortl. 53 f. Dieffenb. 1, 29; 156). Bergverehrung findet sich vielfach in Polynesien; kein Tahitier bestieg gern den Orohena, kein Hawaier den Maunaloa oder Maunakea, weil man sie für die Wohnung von Geistern hielt. In Neuseeland war das ebenso, der Tongariro galt für heilig und durfte nicht bestiegen werden, weil er das Rückgrat war von Tupuna (dem Ahnherrn; Dieffenb. 1, 347). Ob dies nicht überhaupt der erste Grund ist für die Bergverehrung, daß man in ihnen die Knochen und Glieder des Gottes sah, der aus sich (wie Tangaloa) die Welt gebildet hatte? Auch sonst personificirte man Berge in Neuseeland: der Berg Pisanga am Tauposee galt als Tongariras Weib (eb. 343); der Tongarira und der Taranaki galten als Geschwister, welche sich entzweit und getrennt hatten (eb. 158, vergl. Shortl. App. 282 Note). — Wenn dann ferner

eine groteske Felsengruppe auf der Nordzunge Kapowaiura, Geist der „zu Nacht" d. i. vernichtet wurde heißt: so erinnert dies an jene bergabtragenden tahitischen Genien. Auch Feen oder elbenartige Geister gab es vielfach, welche eher als die Maori im Lande gewesen sein sollen. Sie gleichen den Menschen an Lebensweise und Beschäftigung, doch sind sie stets weiß — daher Albinos für ihre Kinder gelten — und riesenhaft; und obwohl sie sich bisweilen mit den Menschen vermischen, weichen sie doch vor letzteren zurück (Taylor 46 f.). In einem Feenmärchen bei Grey 292—6 kommen sie in einem großen Trupp Männer, Weiber und Kinder Nachts über einen Berg, mit fortwährendem Gesang, der wie die Stimmen der Heimchen tönt, sie sind lustig und schön, den Europäern ähnlich; schöne Menschen sehen sie gern, das Licht scheuen sie: von dargebotenen Dingen nehmen sie nur den Schatten mit. Auch sind sie sehr kunstreich, aber nur durch List lernt man von ihnen, wie Kahukura das Netzflechten ihnen ablauschte (eb. 287—91). Halbgötter der Berge, der Thäler, der Bäume und Bäche gab es auch auf Nukuhiva (Radiguet rev. d. d. mondes 1859, II. 626), auf Hawaii war es nicht anders, wie schon jene Feuerschaar Peles beweist; daneben gab es Riesen (Freycin. 2, 594), Götter der Winde, der Ernte, der steilen Bergwände, aller gefährlichen Plätze an Wegen und jedes bedeutenderen Naturgegenstandes (Jarves 40). Auf Tonga und Samoa wußte man, daß nordwestlich von Fidschi eine Insel liege, nur von weiblichen Gottheiten bewohnt: allein ihre allzugroße Freundlichkeit gegen die Anlandenden, sowie die verzehrende Hitze des Klimas machen einen Besuch sehr gefährlich:*) ein Märchen mit ächt mythischer Grundlage, welches aber auf Samoa und Tonga selbst kaum noch geglaubt wurde (Mar. 2, 128).

Sahen wir auf diese Weise Mythen gebildet durch phantasiereiche Naturbetrachtung, so finden wir auf der anderen Seite eine Reihe Götter, welche zum Theil in abergläubischer Aengstlichkeit, zum Theil in kühlster Nüchternheit wurzeln und daher eine große Aehnlichkeit mit vielen Gestalten der römischen Mythologie haben. Was Radiguet (rev. des d. mondes 1859 II. 626) von Nukuhiva sagt, daß dort alle Dinge ihre Götter hätten, der Krieg, der Frieden, aber auch das Tattuiren, der Gesang, der Tanz, der Kahn und das Haus: dasselbe gilt von Tahiti und wohl in noch erhöhterem Maaße.

*) Altgriech. Märchen in der Odyssee S. 23 f.

Denn hier hatte eben alles seinen Gott. Der Hahnenkampf z. B. wie wir schon sahen; dann alle übrigen Spiele, fünf bis sechs Götter, an deren Spitze Urutaetae stand, den wir noch als Todtengeleiter der Areoi kennen lernen werden; ebenso die mechanischen Künste. Da war Oihanu oder Ofanu der Gott der Haushaltung; Nenia und Topea die Götter der Dachdecker; und ferner Heva der Gott der Geister und Erscheinungen, Hiro der Diebe. Und so hatte jedes Laster (Mörenh. 1, 440), ja selbst die unnatürliche Wollust ihren Gott (eb. 2, 168). Ebenso das Tattuiren (Ellis 1. 262f.), die Ehe (unter Oros und Tanes Schutz eb. 271), der Fischfang (Tamai oder Tahaura, Teraimateti eb. 140), der Haus- und Kahnbau (Tane-etehia 333), aber auch das Netzmachen (Matatine oder Autā 140) das Schwimmen in der Brandung (Huaouri heißt der Gott eb. 226), die dramatische Kunst (Mörenh. 1, 453) u. s. w. Ebendaher kommt es auch, daß sie außerordentlich peinlich, ja pedantisch in der Erfüllung jeder religiösen oder abergläubischen Pflicht sind (Cook 3. R. 2, 357, Mörenh. 1, 438), daß sie eine Menge Zaubersprüche haben, eigentlich für Alles. Namentlich in Neuseeland waren diese gebräuchlich, sie waren keine Gebete, sondern nur Mittel sich vor Unheil zu sichern und Glück zu erlangen beim Fischen, bei der Rattenjagd u. s. w. (Taylor 71f. 83f.; Shortland a 111f). Auch dort hatte (Swainson 13) der Zimmermann, der Kahnbauer, der Hausbauer, der Grobschmidt u. s. w. jeder seinen eigenen Gott: wie auch die More-ore auf den Chathaminseln ihren Gottesbegriff in lauter solche einzelnste Einzelheiten gespalten hatten (Travers bei Peterm. 1866, 63).

Halb phantastisch, halb nüchtern ist es denn auch, wenn sie den Thieren nicht nur, sondern allen Dingen, auch den leblosen, wie Bäumen Pflanzen, (Ellis 1, 77) ja Steinen u. s. w. Seelen zuschreiben, welche wenn diese Dinge zerschlagen oder gegessen werden, dann zur Gottheit aufsteigen und in besondere Himmel kommen (Cook 3. R. 2, 35). So hieß der Himmel für die Schweine (welche nach dem Tode des ersten Menschen aus den Würmern, die ihn verzehrten, erwuchsen) Ofetuna (Ellis 1, 77). Allerdings waren die Schweine die hauptsächlichsten Hausthiere Polynesiens, deren jedes seinen eigenen Namen, also eine Art von persönlicher Geltung hatte (eb.).

Wir sind so, allerdings gleichsam durch den Schweinestall, zu

dem Aufenthalt der Geister gelangt und müssen nun diesen sowie die Geister selbst, das Leben der Seele nach dem Tod und ihre Verehrung näher betrachten. Dabei wird sich auch noch eine Art von Göttern zeigen, die wir bis jetzt nicht besprochen haben, weil sie mit den Seelen der Abgeschiedenen in zu nahem Verhältniß steht, wir meinen die Schutzgötter.

Die tahitischen Götter wohnen entweder im Po und die Seelen der Todten versammeln sich dort zu ihnen (Mörenh. 1, 430): oder aber sie wohnen, nach ihrem Rang geschieden in sieben verschiedenen Himmeln (Mörenh. 1, 443), nach Ellis (3, 169) in zehn, deren höchster der Himmel des Tane hieß und als das Po galt. Nach Arbousset (289) theilte man die Welt überhaupt in drei „Schichten" ein, deren oberste die seligen Götter, die mittlere die Menschen, die unterste, unterirdische die verworfenen Geister bewohnten. Außerdem gab es noch ein Paradies Rohutu, unsichtbar auf einem Berggipfel Raiateas der, von bedeutender Höhe, nahe am Meere lag und „strahlender Temehani" hieß. Man nannte dies Rohutu das wohlriechende, Rohutunoanoa; doch gab es nach Williams 559 noch ein anderes, das stinkende Rohutu (Rohutu namunamua), welches man auf's Ekelhafteste beschrieb. In jenes erstere konnten nur die Areois, selten und nur nach großen Opfern auch andere Häuptlinge hineingelangen. Es war mit allen Reizen und Genüssen ausgestattet (Ellis 1, 245 f. 397; Mörenh. 1, 434). Ein anderes Paradies, welches er weiter nicht schildert, nennt Ellis 1, 397 Miru. Das gemeine Volk aber gelangte wieder an einen anderen Ort, nach Tayahobu (Forster Bem. 480). Nach Miru gelangten gleichfalls die Areoi und gewisse Priester (Ellis 4, 367). Auf Nukuhiva kannte man dies Rohutu gleichfalls, doch lebten auch hier die Götter im Po (Mörenh. 1, 502). Daneben hatte man noch das Zauberland Tiburones, jenseits des Meeres gelegen, mit allen Herrlichkeiten angefüllt, dessen Schilderung der Inhalt vieler Erzählungen war (Radiguet rev. des d. m. 1859, II. 627). Auf Hawaii lebten die Götter gleichfalls im Po (Jarves 38); für die Seelen aber gab es noch einen anderen Aufenthaltsort, das Reich des Akea und Miru, welches gleichfalls finster war, aber unterirdisch (eb. Ellis 4, 366). Es hieß Ka-papahanau-moku d. h. inseltragender Fels; die einzige Nahrung waren Eidechsen und Schmetterlinge, man trank

Wasser aus mehreren dort fließenden Strömen. Auf Neuseeland war der Aufenthalt der Götter gleichfalls das Po; doch hat sich dies schon früh mit dem Reinga, dem Ort gemischt, wo die Geister leben oder von wo aus sie in's Po kommen (Taylor 40). Reinga (wörtl. segeln) wird bald nur als Durchgangspunkt zur Unterwelt, bald aber auch als Unterwelt selbst gefaßt (Taylor 103, Dieffenb. 2, 67). In einem Lied bei Davis 168, das freilich die Situation nicht klar schildert, erzählt ein Geist von seinem Wege zur Unterwelt, welche inselartig jenseits des Meeres gedacht wird, (vergl. auch Taylor 103). Götter leben daselbst nicht außer Ngahue, welcher Häuptling in Hawaiki gewesen sein, aber eine Fahrt nach Neuseeland gemacht haben soll (Davis 227 f.). Doch auch unterirdisch dachte man jenes Reinga, von feindseligen Geistern, keineswegs aber von Göttern bewohnt (Shortl. a 128); oder man glaubte, die Geister kämen in den Himmel zu Tawaki (Davis 76; Taylor 100); vielfach auch hatte man die Ansicht, die Fürsten würden zu Sternen (Dieffenb. 2, 67). Nirgends nun wird erwähnt, obwohl ja Rangi (Himmel) selbst ein Gott und zugleich der Wohnplatz von Tawiri und seinen Söhnen ist, daß die Seelen dort mit ihnen gemeinschaftlich lebten. — Die Anschauungen der Tonganer scheinen gleichfalls den Aufenthalt der Götter von dem der Seelen zu trennen. Allerdings heißt es bei Mariner (2, 127; 129), daß Bulotu der Aufenthalt der Götter sei, die Schilderung aber, welche er von Bulotu macht (2, 110), daß es ein herrliches Land sei voll von Früchten, die gepflückt gleich wieder wachsen, von Schweinen, die geschlachtet und gegessen dennoch weiter leben; man kann nur mit dem Willen der Götter darthin kommen und als einst einige Tongauer wirklich ankamen, fanden sie zwar alles viel herrlicher wie auf Erden, aber alles schattenhaft, wie im neuseeländischen Feenmärchen die Feen nur den Schatten der Dinge mitnehmen; durch die Bäume, die Häuser, ja durch die begegnenden Geister konnten sie hindurchgehen; in ungemein rascher Zeit segelten sie heim, wo sie sehr bald starben, denn die Luft in Bulotu verträgt kein Sterblicher: — diese Schilderung erwähnt keine Götter, wenn sie auch Mariner so nennt, sondern nur Geister, wie wir gleich sehen werden. Dazu kommt, daß unsere übrigen Berichte in Bulotu, dem Sammelplatz der Todten nur einen Gott kennen, den Herrscher des Todtenreiches Hikuleo (Cook 3. R. 2, 124;

Wilson 391; authent. narr. 151; vergl. Geschichte 46). Es war also auch hier eine doppelte Auffassung: ein Seelenland und ein Götteraufenthalt, welche sich jedoch vermischten. Beides denkt man westlich übers Meer gelegen; oder aber unterirdisch, denn Hikuleo wohnt in einer Höhle (Geschichte 46). Die Götter aber wohnten vielfach auch im Himmel, wie Tangi und seine Töchter und die himmlischen Geister ihrer Umgebung (Mar. 2, 129 f.). Auch auf Samoa galt nur Savea Siuleo als König von Pulotu und dies als Aufenthalt der Seelen (Turner 237); ein anderes Paradies nahm man im Himmel an (246). Die Götter, wenigstens Tangaloa und die Seinen wohnten gleichfalls im Himmel (Turner 244), aber von einer Gemeinschaft zwischen ihnen und den Seelen ist nirgends die Rede.

Und so kommen wir zu folgenden Ergebnissen: der Aufenthalt der Geister und Götter ist ursprünglich geschieden, letztere wohnen im Po, im Himmel, d. h. im Unendlichen irgendwo, welchen Ort man sich nicht klar dachte, daher man ihn auch wohl auf Erden lokalisirte, und mit dem Todtenreich vermischte, wie man umgekehrt auch das Todtenreich zum Po erhob. Die Hawaier versicherten ausdrücklich, daß sie über das Todtenreich so gut wie nichts wüßten (Ellis 4, 366) und so lag diese Gleichstellung nahe. Dies letztere, das Todtenreich, entweder (und so wohl ursprünglich überall) unter der Erde oder jenseits des Meeres oder aber selten und wohl erst später auch im Himmel gedacht, war nur von den Seelen bewohnt, unter dem Vorsitz eines Gottes, in Tahiti des Oro (Tyerm. und Bennet 1, 523), der auch dem Paradies der Areois Rohutu vorsteht, denn zu ihm kehren die todten Areoi zurück (Ellis 1, 245), in Neuseeland des Ngahue oder Tawaki, der Donnergott ist, wie in Tonga der Donner durch den Streit der Verstorbenen entsteht (Mar. 2, 117), in Tonga und Samoa des Hikuleo, Siuleo, in Hawaii des Akea und Miru. Auch führte die Todten häufig ein bestimmter Gott hin: so in Tahiti Hiro oder Urutaetae, welcher aber nur die Areoi geleitet (Ellis 1, 245). Auch der Vogel Lota, welcher die Seelen des gemeinen Volkes auf Tonga fraß (Cook 3. R. 2, 124), ist nur die Inkarnation eines Gottes, vielleicht Hikuleos selber, welcher ja auch die Seelen gewaltsam zu sich abholte (Geschichte 46). Dafür, daß man dies Todtenreich als für sich bestehend und nicht mit dem Aufenthalt der Götter gleich ansah, spricht auch, daß die Seelen der anderen Dinge, der Schweine,

Steine, Bäume, alle an besondere nur ihnen zustehende Räume hingingen (Ellis 1, 77; Cook 3. R. 2, 356).

Diese Voruntersuchung ist wichtig für das Verhältniß der Seelen zu den Göttern: denn man hat ja in Polynesien selbst viele der Hauptgötter nur für vergötterte Menschen erklärt, und es ist bekannt, daß die Verehrung der Ahnen den Göttern selbst den größten Abbruch gethan hat. Namentlich in Mikronesien; und hier wieder besonders auf den Marianen.

Wir müssen nun zunächst sehen, wie die Polynesier die Seele und ihr Leben nach dem Tode auffaßten. Eine doppelte Art werden wir da finden; einmal eine rein mythische ältere und dann eine mehr philosophische und natürlich jüngere. Letztere finden wir besonders auf Tonga vertreten, denn die Tonganer halten die Seele für die ätherische Seite, gleichsam für den Duft des Leibes, sie ist überall, wenn auch ihr Hauptsitz in der rechten Herzkammer ist. Das Gehirn gilt, um dies hier beiläufig zu erwähnen, als Sitz des Gedächtnisses. Die Leber (welche bei linksgewöhnten links, bei beidhändigen in der Mitte, bei Tapfern besonders groß gedacht wird) als Sitz des Muthes (Mar. 2, 135) und des Willens, denn wer unrecht thut, wird von den Göttern an der Leber gestraft. Doch auch die mythische Auffassung der Seele findet sich hier. Nach dem Tode dauern allerdings nur die Seelen der höheren Stände selbstständig fort; das niedere Volk hat keine Seele oder sie bleibt wenigstens nicht im individuellen Leben (Mariner 1, 432; 2, 135 f. Geschichte 48), vielmehr frißt sie gleich nach dem Tode, sowie sie den Körper verlassen, der Vogel Lota, der stets an Grabplätzen verweilt, oder sie geht irgendwie in Thiere über (Cook 3. R. 2, 124). Einzelne Tua indes glaubten schon zu Mariners Zeiten (2, 136), auch sie hätten eine bleibende Seele. Die Seelen der Häuptlinge und aller, welche eine solche besitzen, fuhren nach dem Tode in einem großen und sehr schnellen Kahn geraden Weges nach Bulotu, zum Gott Hikuleo (Wilson 391). Dort leben sie weiter wie auf Erden auch, mit allen Neigungen, mit derselben Körpergestalt, welche sie auf Erden besaßen und mit der Fähigkeit, die sie mit den Göttern theilen, nach Tonga zurückzukehren und dort helfend, warnend oder strafend weiter zu wirken (Mar. 2, 106; 117; Geschichte 48). Nach Mariner 2, 118 erscheinen den Muas und Tuas nur die Seelen der Matabule, eine ganz folgerichtige

[redacted]

Widerspiegelung der tonganischen Verfassung, wie denn natürlich die Seelen auch im Jenseits ihren Rang enthalten (Gesch. 48). Eine Vergeltung im Jenseits gibt es durchaus nicht und kann es nicht geben, weil ihre Götter kein moralisches Interesse haben und nur dann zürnen, wenn ein Tempel, ein Opfer verletzt ist (Geschichte 48; Mariner 2, 137). Ja sie sind sogar der Ansicht, daß sie selber kaum Schuld an irgendwas Unrechtem sind: denn alles Böse kommt von bösen, alles Gute von guten Geistern her (Gesch. 48). Doch glaubten Andere, daß den Göttern allerdings Gutes gefalle und Schlechtes nicht (Mar. 2, 149); allein jedenfalls ist die erstere Ansicht die ältere. Auch kamen irdische Strafen der Götter wohl vor, weshalb man sehr auf ihre Huld bedacht war (Cook 3. R. 2, 122), aber auch nur irdische (Mar. 2, 107). Ja alles Uebel, was den Menschen trifft, ist solche Strafe, die er sich durch Verletzung religiöser Pflichten zugezogen hat (eb.). Die Seele nannte man Otua (eb. 124; Gesch. 48) und so hießen nicht nur die schattenhaften Geister in Bulotu (Mar. 2, 110), sondern auch der Schutzgeist, welchen jeder einzelne hatte (Wilson 390) und der vernachlässigt und erzürnt Krankheit schickte und deshalb durch Verstümmelung (Abschneiden des kleinen Fingers u. s. w.), welche die Verwandten des Kranken an sich vollzogen, versöhnt werden muß (eb.). Auch gibt es böse Geister, welche gleichfalls Hotua (so schreibt Mariner) aber Hotua Pou heißen (2, 119 f.). — Die ganz ähnlichen Vorstellungen der Uweaner haben wir schon im vorigen Bande (5, 2, 175) geschildert. — Im Samoaarchipel war der Eingang zur Unterwelt auf Sawaii und zwar durch eine große Felsenhöhle am Westende der Insel. Dorthin mußten die Geister auch von allen übrigen Inseln des Gebietes eilen: sie eilten dann erst an das Westende ihrer Heimatsinsel, wo sie vom „Springsteine" ins Meer sprangen, dies bis zur nächsten Insel durchschwammen, darauf auch diese durcheilten, vom Springstein sich abermals ins Meer stürzten u. s. w., bis sie in Sawaii und jener Grotte waren, welche man Fafa nannte. Dort wuchs ein Kokosbaum, welchen die Seelen zu berühren suchten: glückte dies, so kehrte sie ins Leben zurück. Doch gab es auch noch eine andere kleinere Höhle ebendaselbst, durch welche die Leute vom Volk die Oberwelt verließen. Weil man nun glaubte, daß die Todten von einer ganzen Schaar anderer Geister abgeholt würden, so wagte man sich, wenn irgendwo ein Sterbender lag, nicht vor's Haus, damit man

nicht selbst von jenen Geistern geholt würde. Die Häuptlinge gehen natürlich nach Pulotu, die übrigen bleiben in einer unterirdischen Welt, welche indes ganz wie die irdische beschaffen ist (Turner 235—6). Indes nur den Todten wurde dies Glück zu Theil, welche begraben waren: unbeerdigte Todte irren umher und man hört sie Nachts im kläglichen Tone wimmern „hu! wie kalt, wie kalt!" (Turner 233; Hood 142). Weil sie nun aber, wenn sie nicht begraben werden, zurückkommen und den lebenden Angehörigen strafen (Hood eb.), so thun diese alles Mögliche, um sich davor zu bewahren. Ist also einer im Kampfe gefallen oder ertrunken, so setzen sich seine Verwandten und Freunde hin, breiten ein Tuch vor sich aus und nach dem Anruf an die Götter: „ihr Götter, seid gnädig! gebt uns die Seele dieses jungen Mannes", warten sie, ob nicht irgend ein Thier auf ihr Tuch kriecht. Kommt dann nun eine Ameise, eine Heuschrecke oder etwas der Art, so ist dies die Seele des „jungen Mannes" und das Thier wird mit aller regelrechten Feierlichkeit begraben; kommt nichts, so denkt man der Geist zürne den Dasitzenden, Andere lösen diese ab und endlich kommt ja auch ein Thier (Turner 233). Die Todten können nach Samoa zurückkehren, namentlich Nachts, wo sie zu Feuerfunken werden und als solche aufsteigen; daher man sich mit einem Sterbenden gern vor dem Tode versöhnt, damit er nicht wiederkomme und schade. Krankheit, plötzlicher Tod ist die gewöhnliche Folge des Geisterzornes: wer in plötzlichem Tode starb, der wurde, so nahm man an, von einem Geiste gefressen (Turner 236—7). Sehr gewöhnlich auch war es, daß der rückkehrende Todte sich einem anderen einverleibte und ihn zum Weissagen begeisterte (eb. 237).

In Neuseeland, wo man die Seelen öfters auch als Feuerfunken dachte, denn so erschienen sie bei Beschwörungen (Dieffenb. 2, 59), ging die Seele entweder in den Himmel oder unter der Erde oder aber sie blieb im Heine, dem Dorfe nahe, wo ihr Leib begraben war (Taylor 100). Der Begräbnißplatz selbst war sehr heilig und vielfach wurde dort geopfert. Doch begrub man Viele auch gleich in ihrem Haus, welches dann roth angestrichen und dem Todten ganz überlassen blieb — wie auch das Haus, in welchem ein Geist sich gezeigt hatte, fortan unberührt blieb (Shortl. a 78) — daher den Todten die Hälfte des Dorfes gehörte (eb.). Geht die Seele unter die Erde, so muß sie Reinga passiren, wohin sie als Sternschnuppe

geht. Dort war ein alter Metrosiderosbaum, welcher den Weg bezeichnete (Dieffenb. 2, 67). Vorher mußte sie den Fluß Waioratane, nach dem Sprung von Reinga das Meer passiren, um in die Unterwelt zu gelangen, wo sie endlich vernichtet wird (Taylor 103 f.). Doch waren die Berichte verschieden: nach anderen lebte sie weiter, mußte sich aber von Koth und Fliegen (wie in Hawaii von Eidechsen und Schmetterlingen) nähren (eb.). Man konnte aber, wie die Seelen Lebender im Traum das Reich des Po besuchten (Taylor 74), auch von dort zurückkehren, meist aus Theilnahme an Verwandten: und die Frau bei Shortland a 128, welche um ein unmündiges Kind der Familie zu pflegen wieder zurückgeschickt ward, erzählte, sie sei bei Reinga zunächst einen steilen Weg hinabgestiegen, wobei sie sich an die langen, dort herabhängenden Ranken einer Schlingpflanze gehalten habe. Von einem furchtbaren Vogel (dem tonganischen Lota?) bedroht kam sie an ein Wasser, über welches sie fuhr und nun in ein Dorf gelangte, dem ihrigen ganz gleich, von ihren verstorbenen Verwandten bewohnt, die ganz aussahen, wie auf Erden. Diese setzten ihr einen Korb voll Menschenkoth als Speise vor und überredeten sie mit tückischer Schadenfreude, davon zu essen: ihr verstorbener Vater aber verwehrte es, der ihr auf den Rückweg auch zwei riesige Kumarawurzeln mitgab, allein vergebens: denn zwei besonders tückische Geister, Kindergeister, verfolgten sie so lange, bis sie ihnen die Kumaras zuwarf. Bei Reinga hört man oft die Geister, die auch hier schattenhafte ungreifbare Wesen sind (Brown 81), fliegen, nach einer Schlacht in ganzen Schaaren (Shortl. 128); ebenso deutete man einen heftigen Wirbelwind als die schnelle Abreise der Geister nach dem Todtenland (Polack narr. 1, 223). Fürsten jedoch steigen (Dieffenb. 2, 67) erst zum Himmel, wo ihr linkes Auge (der Sitz der Seele) als Stern bleibt — in welchem Bericht zwei Vorstellungen vermischt sind. Zurückkehrende Geister, welche den Priestern und Häuptlingen erscheinen, häufig im Traum, und sie zu allerhand auffordern, haben eine flüsternde, zirpende Stimme, welche oft von mehreren gehört wird (Dieffenb. eb.); und da nach tonganischem Glauben die Götter sich ebenso offenbaren, so war auf Tonga deshalb das Pfeifen verboten (D'Urville a 4. 295). Doch flüstern auch in Neuseeland die Götter wie die Geister (Shortl. 64). Shortland wohnte in Neuseeland einst der Berufung und Ankunft eines solchen Geistes bei

und seine Erzählung hiervon (66—80) ist äußerst interessant. Das Haus, in welchem man die Erscheinung erwartete, wurde erst von allen Speiseresten gereinigt und nur ein Aschenhaufen durfte leuchten: nach langem Warten, nachdem der Beschwörer den Geist deshalb heftig gescholten hatte, hörte man plötzlich etwas schweres auf die First der Hütte fallen, dann ein raschelndes Geräusch wie von einer Ratte bis über den Punkt herlaufen, wo Shortland saß. Das alte Weib, welchem die Hütte gehörte und das öfters von Geistern Besuch empfing, verhüllte sich und nun sprach der Geist mit wispernder Stimme durch den Mund des alten Weibes, wie Shortland erprobte, der von den anwesenden Maori aufgefordert seine Hand auf ihren Mund legte. Zeigen will sich der Geist nicht, weil er eine Eidechse ist und weil er den Fremden nicht beschädigen will. „Steig nur auf seinen Rücken", ruft einer: „stirbt er, so ist er selber Schuld". Nach Erbittung eines Geschenkes versprach der Geist einen anderen Geist zu schicken, der aus Freundschaft zu ihm aus einem anderen Geisterstamm zu dem seinen übergegangen war. Wieder dasselbe Geräusch auf dem Dach: dann kam das Rascheln zur Thüre herein, lief auf einem Dachbalken hin und hielt über der alten Frau still; auch dieser Geist zeigte sich nicht, weil er Spinnengestalt hatte; er sprach einen anderen Dialekt, verkündete aber über Shortlands Erlebnisse Falsches, wenn auch gerade so zu Vermuthendes. Dann ließ sich eine quäkende Stimme vernehmen, die eines Kindergeistes, welche besonders boshaft sind: er schimpfte aufs aller unanständigste und entfernte sich lachend. Das Haus wurde nun als streng tabu für immer von seiner Bewohnerin, jener alten Frau, geräumt. Noch schlimmer als die Kindergeister sind die, welche aus einem Abortus entstehen, sobald er ins Wasser*) kommt oder unbeachtet bleibt: dies ist die Entstehungsart aller bösen Geister, weshalb man einen Abortus sorgfältig und unter ganz besonderen Formeln und Ceremonien begraben mußte (Grey 18). Die allergefährlichsten Geister aber sind die, welche aus Vernachlässigung des Menstrualbluts, welches den Menschenkeim enthält, entstehen, wenn es nicht sorgfältig bei Seite geschafft wird (Shortl. 95; Append. 276). — Die Seelen hießen wairua, jener Seelenweg von Reinga abwärts verenga wairua; und vielleicht ist auch an jenen Fluß waiora-tane zu denken; sie können

*) Die lebenspendende Kraft des Wassers sahen wir schon oben beim Mythus vom neuseeländischen Rongo-ta-kawiu.

sich als unkörperliche Dinge, als Sonnenstrahl, Schatten, Regen zeigen (Dieffenb. 2, 118), doch auch, wie in jener Erzählung bei Shortland, als Eidechse, Spinne, als Schlange, Fisch, Vogel und auch in Menschengestalt traten sie auf (Taylor 32; Thomson 1, 113; 202). Die Götter, welche atua (tongan. otua) heißen, erscheinen in derselben Gestalt, z. B. als Wolke, als Eidechse, als Fisch, als jedes beliebige Thier, als Mensch (Dieffenb. 2, 116; Taylor 32). Doch auch das Barometer, der Compaß u. s. w. gelten als Atua (Dieffenb. 2, 118). Sklaven, so nahm man vielfach an, hatten keine Seelen und waren daher nicht unsterblich (Cruise 282), womit es freilich im Widerspruch steht, wenn Sklaven, was in älteren Zeiten häufig geschah, am Grabe ihrer Herren getödtet wurden (Taylor 99). Wairuas, namentlich von Kindern, sind es denn auch hier, welche Krankheit bereiten: denn jede Krankheit gilt als Aufgefressenwerden von einem Geiste (Shortl. a 94); doch werden sie auch durch Atuas bewirkt, neue Krankheiten von neuen Atuas, z. B. von denen der Weißen (eb. 98).

Auf Tahiti glaubte man, um dies einleitend zu bemerken, daß in allen Stoffen, Steinen, Pflanzen, Holz u. s. w., auch im Menschen Feuer sei, welches ein Gott aus den verschiedenen Theilen seines Körpers mittheilte, dem Menschen aus seinem Kopf. Etwas anders als die Tonganer legen sie Gedächtniß und Geist in den Magen oder Leib (Mörenh. 1, 430-1). Die Auffassung der Seele aber und ihres Lebens nach dem Tod war nach den verschiedenen Orten des Archipels sehr verschieden (Tyerm. und Bennet 1, 251). Nach Forster flattert die Seele, e-Tihi genannt, nach dem Tode erst um den Leich nam her, bis sie sich zuletzt auf den hölzernen Menschenbildern an den Grabplätzen niederläßt. Doch glaubt man auch an ein ewiges glückliches Leben in der Sonne (Forst. Bem. 462) und zwar in Gesellschaft mit Maui, welches Leben sie Te-rua-te-rai, Zusammenkunf des Himmels nennen. Dies trifft jedoch nur die Vornehmen: die Tautau versammeln sich in Taya-hobu, von welchem Ort Forster jedoch nichts näheres erfuhr, wie ihm denn selbst in seinen Berichten nach seinen eigenen Worten manches dunkel blieb (eb. 480). Daneben aber herrschte auch hier jener tonganische Glaube, daß die Seelen der Fürsten irgend ein Hausrath im Hause der Götter wurden (Tyerm. und Bennet 1, 331); welches Loos man als ein ehrenvolles und

glückliches ansah. Nach Anderson (bei Cook 3. R. 2, 353) wird die Seele, gut oder bös, denn von einem Gericht nach dem Tod wissen sie nichts, von einem Gott gefressen und geht erst, nachdem sie aus seinem Leibe gereinigt wieder entwichen ist, ins Po. Dieser Reinigung bedarf nicht, wer sich einige Monate vor dem Tode der Weiber enthält. Doch erzählte er auch (355) von einem großen Hause, Taurua,*) wo die Seelen aus ihren kleinen Hütten ringsher sich versammeln. Dort bleiben alle irdische Verhältnisse, Feinde kämpfen weiter, Mann und Weib kennen einander und wohnen fürderhin beisammen, zeugen auch Kinder, wenn auch nicht auf leibliche Art — wenn dies letztere nicht ein muthwilliger Zusatz des erzählenden Tahitiers war. Strafen nach dem Tode nahm man nicht an, wohl aber verschiedene Stufen in der Glückseligkeit je nach dem Lebenswandel. Der Geist wird gleich beim Sterben vom Vogel e-Atua (Gott) verschlungen, der auf den Begräbnißplätzen umherfliegt; er wird gereinigt, indem er durch ihn hindurch geht, dann zu Gott kommt und beliebig, um Krankheit zu senden u. dergl. zur Erde zurückkehrt (Wilson 452-3). Denn jede Krankheit ist ihnen Folge des Götterzornes, namentlich ist es der böse Dämon Ti, der sie erregt, gegen dessen Einfluß sie freilich der Schutzgeist, den jede Familie und jeder Einzelne hat und den man gleichfalls Ti nennt, behüten kann. Dieser Schutzgeist ist die Seele irgend eines ihrer Anverwandten, der seiner Tugenden wegen zum e-Atua erhoben ist. So Wilson 451-3. Das Wort Atua (Gott) ist begrifflich durchaus von varua (Geist) geschieden, obwohl man bisweilen auch die Götter, aber nur im verächtlichen Sinn varua nennt. Beide Worte sind geschieden von dem Ausdruck, mit welchem man die Seelen Abgeschiedener jegliches Verwandtschaftsgrades bezeichnet, von den oramatua tii, die von den Eingeborenen sehr gefürchtet und deshalb sehr geehrt werden, denn ihr sehr leicht erregbarer Zorn verursacht augenblicklich Krankheit und Tod. Auf den westlichen Inseln des Archipels waren die hervorragendsten Oramatuas die Geister besonders furchtbarer Krieger, jeder hatte sein Bild, durch welches er seinen Einfluß aus-

*) 9. 356 wird es mit „Versammlung" übersetzt. Es ist also dasselbe wie Forsters Terua und bezeichnet die Vereinigung der Geister im Himmel. Dort leben die Geister wie auf Erden, sie wohnen also in kleinen Häusern, haben aber ein großes Versammlungshaus, auf welches Anderson jenen Namen übertragen hat.

übte; gleichen Einfluß hatten die Geister und die Schädel früherer Könige. Sie hatten ein Haus für sich, wo sie aufs sorgfältigste gepflegt wurden. Einige Vögel waren es, Reiher, Königsfischer und Spechte, in deren Gestalt die Götter sich häufig zeigten (Ellis 1, 333-6). Tod war so sehr Folge nur vom Zorn der Götter, daß, wenn einer an Gift oder am Schlage einer Waffe starb, man annahm, ein Gott sei in den giftigen Gegenstand gefahren, um ihn giftig, in die tödtliche Waffe, um sie tödtlich zu machen (Ellis 1, 395-6). Die aus dem Körper abscheidende Seele wurde nach ihrem Glauben von den Oramatuas oder den Atuas und Varuas — alle drei Worte werden in dieser Beziehung ganz gleich verwendet (Ellis 1, 396) — aus dem Leibe gezogen, in feindseliger Absicht, und dann ins Po gebracht: dort schabten die Geister der Vorfahren das Fleisch des Geistes mit einer Muschel (die Tellermuschel war deshalb heilig, Tyerm. und Benn. 1, 522) von den Knochen und aßen ihn dreimal auf: dadurch ward er rein genug, um selbst ein Gott zu sein. Nach Tyermann und Bennet 1, 522 war es aber Niemand anders, als Oro selber, welcher die Seelen in sich aufnahm und reinigte. Ein Unterschied nach bös und gut fand im jenseitigen Leben nicht statt (Ellis 1, 398). Doch haben wir schon vorhin gesehen, daß einige Seelen gleich ins Po gelangten, andere erst gereinigt werden mußten. Dieser Unterschied zeigte sich gleich nach dem Tode. Denn zunächst eilte die Seele ähnlich wie in Tonga und Neuseeland, nach einem kleinen Vorgebirge im Westen Tahitis, welches in zwei Felsenspitzen emporragte. Setzte sie sich nun auf den Fels zur Rechten, so war sie unschuldig, dann gelangte sie gleich ins Po; setzte sie sich aber auf den zur Linken, dann hatte sie gesündigt — die einzige Sünde bestand in Nichtbeachtung des Tabu oder der Götter — dann mußte sie jenen Proceß der Reinigung durchmachen (Mörenh. 1, 432 f.). Auch über die Oromatua — so schreibt er, nicht wie Ellis Oramatua — gibt Mörenhout noch einige wichtige Nachrichten. Sie strafen Zank in der Familie durch Krankheit des Anfängers oder durch den Tod seiner liebsten Angehörigen: und die varua, die Geister, werden nach ihrem Tode (und jener Reinigung) zu Oromatuas, Erwachsene sowohl wie auch Kinder, deren Geister auch hier besonders heilig waren; doch am mächtigsten waren auch hier die Geister der bei der Geburt ermordeten Kinder, welche zu Heuschrecken wurden (Mörenh. 1, 554—5). Oro-

matua nannte man nun aber auch die Schutzgeister der einzelnen Menschen, die meist wie auch die Götter oft in Thiergestalt auftreten — vielleicht weil man die Thiere durch Metamorphose entstanden oder von abgeschiedenen Geistern beseelt glaubte. Zeigte sich einem kranken Tahitier sein Schutzgeist, d. h. das Thier, in dessen Gestalt er seinen Schutzgeist ehrte, so mußte er sterben; zeigte sich dies Thier nach dem Tode irgend Jemandes, so ist es seine Seele, und wird deshalb von der Mutter des Todten eingeladen, gepflegt und unter Thränenströmen entlassen. Sie sind daher auch sehr milde gegen Thiere, welche sie nie quälen (Mörenh. 1, 456-8).

Das rarotonganische Paradies war, ähnlich dem tahitischen Taurua bei Wilson, ein sehr großes Haus in herrlichster Umgebung und aller Freuden voll; die Strafe im Jenseits (doch ist dies vielleicht erst eine moderne Auffassungsweise, darauf beruhend, daß ursprünglich nur genügend Bestattete ins Paradies kamen) bestand darin, daß man aus diesem Paradies ausgeschlossen war, aber sich in der Nähe aufhalten und alle Seligkeiten mit ansehen mußte, unter den stets vergeblichen Versuchen, in jenen Ort selbst einbrechen zu können (Williams 557). Moralische Tugenden oder Fehler waren es nicht, welche hineinführten: nur ein richtiges Begräbniß war nöthig. Man legte auf den völlig geschmückten Todten ein ganzes gebratenes Schwein und vegetabilische Speisen und der nächste Verwandte sprach dann: „ich habe dich im Leben lieb gehabt, ich habe deine Krankheit zu heben versucht; nun bist du todt, nimm nun dein momoe o (Mitgift zur Zulassung), geh, gewinn dir damit den Zugang zu Tikis Haus — so hieß das Paradies, dessen Gott Tiki war — und komm nicht wieder, uns zu quälen". Dann begrub man den Leib und die Speisen; hörte man aber in den nächsten Tagen beim Grab eine Grille, so begann sofort ein gewaltiges Heulen und einer rief: „ach, unser Bruder! sein Geist ist nicht ins Paradies gekommen: ihn hungert, ihn friert" — und neue Opfer suchten den Schaden gut zu machen (Williams 558-9). Wir finden in dieser Darstellung lauter uns schon bekannte Einzelnheiten, aber freilich in neuer und lehrreicher Zusammenstellung.

Auf Mangareva dachte man sich, wie berichtet wird, die Bösen gestraft, die Guten belohnt: doch ist die ethische Auffassung gewiß nur Zusatz der Berichterstatter. Die Guten kommen in das Paradies Po-rotu, aber nur, wenn die Verwandten eine genügende

Leichenfeier hielten, welche bei Häuptlingen oft 17 Tage dauerte und bei der man des Verstorbenen und seiner Vorfahren Thaten sang. Die Bösen — d. h. nur die, welche nicht so bestattet wurden — kamen in das Po-Kino, einen brennenden Vulkan oder tiefen Pfuhl, aus welchem Rettung unmöglich war (Caret annal. de la prop. de la foi 1842, V, 7 bei Michaelis 81; eb. 94). Hier also, wo man auch einzelne modernisirte Zusätze abrechnen muß, war es ganz wie auf Rarotonga.

Auf den Markesas, wo die Götter ebenfalls nur ceremonielle, nicht moralische Vergehungen bestrafen (Math. G*** 39) und diese nur auf Erden, nicht nach dem Tode (Radiguet rev. d. d. m. 1859, V, 626): auf den Markehas verläßt die Seele, für deren Sitz man hier gleichfalls den Bauch hält (Math. G*** 48 und die man sich öfters in Vogelgestalt dachte Wilson 246) die Welt begleitet von den Seelen ihrer Besitzthümer und ihrer Todtenopfer, nur daß diese nicht an einen Ort für sich (wie in Tahiti) sondern mit ihr gemeinschaftlich gehen. Es gibt ein Paradies im Himmel wo die hohen Götter, gestorbene Wöchnerinnen, gefallene Krieger, Selbstmörder und alle Vornehmen in Ueberfluß und Freude leben; und eins unter der Erde für die untergeordneten Götter und das gemeine Volk. (Radig. eb.). Dieser unterirdische Aufenthalt hieß Hawaiki (M. G*** 40). Man lebt dort wie auf der Erde. Die Seele fährt in einem Kahn an ein Vorgebirge im Kanal, zwischen Tahuata und Hivaoa: dort steht ein Felsen, wo ein böser und ein guter Geist um die Seele streiten: siegt der böse, so frißt er sie auf und sie hört auf zu sein, während der gute sie ins Paradies führt (Radig. eb). Nach Porter (2, 113) gehen jedoch die gefallenen aber dem Feind entrissenen Krieger zur See auf eine ferne Insel. Die Götter, die Weißen und die verstorbenen Priester (sehr häufig Häuptlinge, Math. G*** 47) werden Otua genannt (Porter 2, 49). Hausgötter und Schutzgeister sind zahlreich, allein sie werden ohne Achtung behandelt (eb. 2, 113); auch kennen sie eine Masse zauberübender Dämonen (114), die gewiß von jenen Otuas nicht unterschieden sind. Alle Krankheiten sind von ihnen oder den Göttern verursacht (Math. G*** 228).

Ziemlich ebenso war der Glaube auf Hawaii. Entweder die Seelen gingen ins Po, wo sie von den Göttern gegessen wurden: oder

in jenes schon geschilderte Reich des Akea und Miru, wo Miru herrschte und das Leben dem auf der Oberwelt glich. Miru sendete auch die Seelen öfters mit Aufträgen zur Oberwelt zurück, welche dann den Priestern im Traume erschienen: doch scheinen auch zu ihm nur die Vornehmen gelangt zu sein, da das Volk nach dem Tode nicht weiter lebte (Ellis 4, 366 f. Jarves 38, 40). Die Fürsten kamen nach ihrem Tod in den Himmel (Jarves 39) und wurden dorthin geleitet von Kaonohiokala (Augapfel der Sonne) und noch einem anderen Gott (eb.). Ebenso hat jeder Vornehme seinen eigenen Atua, aber kein Mann aus dem Volke, welche dafür irgend einen Vogel oder sonst ein Thier als Schutzgeist verehren (Chamisso 150). Auch die Atuas dachte man sich als Vögel (Cook 3. R. 3, 458.) Seltsam ist der Glaube, der sich hier findet, daß jeder zwei Seelen haben, eine, welche stets beim Körper verweile, eine andere, welche ihn zu guten und bösen Zwecken, um zu helfen oder anderen zu schaden verlassen kann (Jarves 39); es scheint dies keineswegs eine besonders moderne Ansicht zu sein.

Nachdem wir nun so das Material zusammengestellt haben, können wir an eine Prüfung und Erklärung desselben gehn. Zunächst zeigt sich, daß hier vieles unklar und widersprechend ist, wovon sich nur manches lösen wird, manches nicht: denn vielfach stehen eben verschiedene Ansichten nebeneinander.

Als das erste und wichtigste ergibt sich nun der Unterschied zwischen Göttern und Seelen ganz klar. Ursprünglich sind sie durchaus geschieden und erst später ist eine Vermischung beider Welten durch Verwischung ihrer Grenzen eingetreten. Schon ihr Aufenthalt, wie wir dies oben einleitend ausführten, war ein getrennter: die Götter wohnten ursprünglich im Himmel, die Seelen in der Tiefe, unter der Aufsicht irgend eines Gottes, welcher letztere Aufenthalt sich schon aus dem Namen des Paradieses erweisen läßt. Auf Mangareva hieß der Aufenthalt der Unbestatteten Po-Kino d. h. schlechtes Po (die eigentl. Form ist po-Kiro nach Hale s. v. Kino), der Aufenthalt der Bestatteten dagegen po-rotu, was natürlich gleich dem tonganischen Bulotu, Pu-lotu ist. Durch diese Uebereinanderstellung zeigt sich, daß lotu gleichfalls ein Adjektivum ist, kein Substantivum, und dadurch schon schwindet Meinickes Deutung „Nacht des Gebetes", (b, 19), wie sie auch für polynesische Begriffe viel zu abstrakt ist. Aber auch

[redacted]

seine Deutung „Mitte des Po", der wir oben (Band 5, 2, 214) Beifall gaben, dürfte bei genauerer Prüfung sich nicht bestätigen. Erstlich sprechen jene mangarevischen Formen dagegen: zweitens aber auch die sprachliche Form des Wortes, denn die polynesischen Sprachen setzen in Zusammensetzungen das bestimmende Wort nach*) und also mußte das Wort loto-po heißen. Dies loto, lotu ist also ein Adjektivum; allerdings dasselbe, von welchem auch loto, Mitte stammt: loloto nämlich heißt sam. tong. (Hale) tief und daß dies Wort nur adjektivische Bildung von loto (roto, oto mundartlich) „Mittelpunkt, Mitte" (Hale) ist, (zu welchem Begriff auch die Bedeutung „Geist, Gesinnung" gehört), das ist klar. Allein da loto im sam. tong. raro-tong. tahit. und haw. nach Hale zugleich See, Teich bedeutet, so kann seine Grundbedeutung nicht „Mitte" sein — jene Inseln sind allesammt hoch und haben keine Lagune in ihrer Mitte — sondern wohl nur „Tiefe" denn aus ihr leiten sich alle obigen Bedeutungen des Wortes sehr gut ab. Die reduplicirte Form wie loloto nehmen Adjektiva sehr gern, keineswegs aber nothwendig an: ebensogut kann auch die einfache Grundform adjektivische Geltung haben und so ist denn die Deutung des po-rotu oder lotu keine andere als „tiefliegendes Po, Po der Tiefe". Dies Po der Tiefe nun kann nur einem anderen Po gegenüber so benannt sein: man würde sonst nur Po gesagt haben. Dies andere Po ist eben das Po der Höhe, das Po an und für sich, wo die Götter wohnen, der zehnte Himmel: dort aber gingen die Seelen der Abgeschiedenen ursprünglich nicht hin. Hierfür sind folgendes die Beweise: erstlich hat sich an den abgeschiedensten Theilen des Gebietes diese Auffassung bewahrt und dort finden wir nur sie: so auf Mangareva, auf Rarotonga, auf Tukopia, denn jenes Geisterhaus daselbst (Bd. 5, 2, 198; Dillon 2, 136) stellen wir gleich mit dem rarotonganischen Haus des Tiki, nur daß es auf Tukopia aus der Phantasie in die verkörperte Wirklichkeit getreten war. Gingen aber die Seelen nach ursprünglicher Auffassung zu den

*) Hale 285, § 79. Beispiele: Samoan. lau-ulu tahit. ro-uru Laub, Kopf d. i. Haar; tua-sivi Rücken, Gebein, Rückgrat (wir müßten sagen Kopflaub, Gebeinsrücken); tong. manava-tii Adern, wenig d. i. Furcht. Rarotonga nutu-pa Mund, Wand, d. i. Thür. Tahit. mairi-raa Untergang, Sonne, Sonnenuntergang u. s. w.

Göttern, so ist durchaus unbegreiflich, wie jene so viel lockendere Auffassung einer so düsteren sollte gewichen sein. Aber auch wenn beide gemischt vorkommen, begreift man das Verdrängen der besseren so wenig, daß man vielmehr von ihr die schlechtere verdrängt erwarten mußte. Und doch finden wir zweitens auf allen Inseln die Ansicht von dem unterirdischen Todtenreich als die bei weitem vorherrschende, auf Samoa, Neuseeland, Tahiti, Nukuhiva, Hawaii, ja auf Neuseeland nannte man das unterirdische po das po nui, das große Po (d'Urville a 2, 229), gewiß weil es im Gegensatz zu jenem himmlischen Po für alle Menschen war. Drittens finden wir in jenem himmlischen Reich nur eine ganz bestimmte Auswahl menschlicher Seelen, von denen es sehr begreiflich ist, warum sie gerade in eine besonders glückliche Lage kamen: im Wochenbett gestorbene Frauen, welche für besonders tabu, d. h. also den Göttern geheiligt galten, wie auch Kindergeister von besonderer Geltung waren; Selbstmörder (Nukuhiva) wegen ihres Muthes, Fürsten wegen ihrer Vornehmheit. Viertens gab es keine Inselgruppe, wo man nicht einen Theil der Götter wenigstens im Himmel dachte: woher das aber, wenn das Po der Götter gleichfalls unter der Erde lag?

Von unserer Annahme eines getrennten Po, des unterirdischen für die Menschenseelen, des überirdischen für die Götter lösen sich aber alle vorkommenden Anschauungen. Denn dachte man sich das Po als ein glückliches Land mit allem Ueberfluß versehen: so unterschied es sich von dem Aufenthaltsort der Götter außer der Lage gar nicht, den man ebenso dachte und so mußte beiden um so leichter verschmelzen, je größere Wichtigkeit man den Seelen nach und nach zugestand. Daß aber auch das tonganische Pulotu ursprünglich kein Götter- sondern nur ein Geister-, ein Seelenreich war, geht aus der Schattenhaftigkeit aller Dinge daselbst hervor, während doch die Götter selbständig und schöpferisch waren, wie der weltbildende Tangaloa, oder die Götter, welche mit sterblichen Weibern Kinder zeugen. Die Otuas ferner, welche den Tonganern begegnen, zeigen schon durch ihre größere Zahl und ihre Namenlosigkeit, daß sie eigentlich Seelen, nicht Götter sind und dann spricht hier ganz besonders stark der Name für ein Seelenreich, denn er heißt po-loto, Po der Tiefe. Dies Po der Tiefe aber wurde nach und nach, mit der wachsenden Bedeutung der Seelen als Revenants immer mehr auf die Erde selbst emporgehoben; und dem lag auch

eine noch höhere Erhebung bei besonders heiligen Seele nahe: so lag Roohutu entweder auf einem raiateanischen Berg oder in der Höhe der Luft. Bergspitzen, der Himmel waren eben heilige Orte. Doch gingen auch die Areoi nach anderen Vorstellungen unter die Erde, nach Miru, wo alle ihre Geister sich am ewigen Rundtanz erfreuten (Ellis 4, 467). Miru lag aber gewiß auch auf Tahiti unter der Erde, wie es auf Hawaii (eb. 366) unterirdisch war und wie die Neuseeländer nach Mira durch das Reinga gelangten (Lesson voy. 182).

Wie dachte man sich nun nach Vorstehendem die Seelen? Sie verließen den Körper gleich nach dem Tode, wo sie von anderen Geistern oder einem Gotte gewaltsam weggeführt wurden. Ihre Gestalt war schattenhaft, und dann von menschlicher Form; oder sie nahmen Thierformen an, am gewöhnlichsten die der Eidechsen, Schmetterlinge, Heuschrecken, Vögel. So treten sie wohl nur Tags auf: Nachts erscheinen sie, obwohl man sie auch als Licht (Diffenb. 2, 59) oder Feuerfunken denkt, meist als gespenstige Menschen. Sie halten sich besonders gern an den Begräbnisplätzen auf, daher diese von allen Polynesiern Nachts auf's Höchste gefürchtet sind und weil die Geister auch sonst umgehen so wagt es Niemand Nachts allein und ohne Licht auszugehen. Denn diese zurückkehrenden Geister sind von höchst feindseliger Gesinnung, nicht nur, daß sie die Leute, welche sie sei es im Traum oder im Wachen begeistern, gewaltsam angreifen, sie plagen und necken auch, wen sie können, sie ziehen (Ellis 1, 396) dem ihnen Begegnenden die Seele aus dem Leib oder erwürgen ihn, weshalb man zu Rarotonga sowohl wie zu Huahine beim Begräbnis betete „komm nicht wieder, uns zu erwürgen" — sie sind es, von denen alles Unglück, jede Krankheit kommt, sie, welche den Tod bringen. In Tonga und Samoa kannte man fünf bis sechs Hotua Pow (nach Mariners Schreibung 2, 120 *), welche stets unsichtbar sind, aber sich dem Wanderer auf-

*) Der Name kann nicht bezeichnen „Geister der Nacht": sonst hätte Mar. Po geschrieben. Hotua pou heißt wörtlich „Pfahlgeister". Die verstorbenen Seelen wurden oft zum Hausrath der Götter gemacht; waren sie besonders vorzüglich, so blieben sie lebende Wesen. Die schlechtesten oder am mindesten geehrten, vielleicht also die unbeerdigten wurden zum schlechtesten Hausrath, ja zu Zaunpfählen. „Pfahlseele" könnte also einen schlechten Geist bedeuten, der deshalb auch besonders schädlich wäre. Doch geben wir diese Deutung selber zweifelnd.

hocken, Alpdrücken und böse Träume verursachen, ja in Samoa wenigstens öfters auch die Weiber beschlafen und schwängern. Ganz besonders tückisch aber sind die Seelen, je jünger sie vom Leben abscheiden mußten; am hämischsten daher die Seelen der Menschenkeime. Weiber bewahrten sich dadurch vor schlechter Behandlung Seitens der Männer, daß sie sagten, sie würden den Geist eines Kindes beleidigen: der aber würde sich bitter an der Familie gerächt haben (Mörenh. 1, 538). Daher ist auch der Selbstmord aus Rache, der öfters in Polynesien vorkam, zu erklären: das Sterbende wurde dann ein Plagegeist für den, der ihn im Leben erzürnt hatte. Nächtliches Lärmen, Geheul, Gewinsel, Thiergeschrei geht von den Geistern der Todten aus. Namentlich scheinen es die Unbeerdigten zu sein, welche so bösartig auftreten, oder die, welche nicht genug Ehre und Opfer nach dem Tode erhalten, wenigstens lassen darauf die rarotonganischen und paumotuanischen Gebräuche schließen sowie die ganz excentrischen Trauergebräuche, die wir später betrachten. Sehr früh aber schon muß dieser Unterschied veranlaßt sein, denn später galten alle Geister ohne besonderen Grund für bös. Und doch hatte man Schutzgeister, welche gleichfalls Seelen Abgeschiedener waren. Die Völker selber haben hier nicht genau geschieden, doch läßt sich vielleicht noch einiges genauer bestimmen: feindlich waren natürlich schlecht geehrte Geister Angehöriger, sowie alle fremde Seelen: verwandte aber, welche ehrenvoll bestättet waren, hatten keinen Grund zu zürnen, sie wurden also wohl zu Schutzgeistern (Wilson 451), wenn auch nicht immer, denn auch vor ihnen fürchtete man sich oft genug. Ebenfalls hatten die Seelen schon längst Abgeschiedener keinen Grund, ihren fernen Enkeln, die mit ihnen in gar keiner Beziehung standen, zu zürnen: im Gegentheil, da sie so lange das Geschlecht hatten bestehen lassen, so zeigten sie sich entschieden als gute Geister, daher man auch sie vielfach als Schutzgeister verehrte. Solche Schutzgeister der letzteren Art scheinen die Oramatua in Tahiti gewesen zu sein, denn das Wort bedeutet „Vorfahren", und wir sehen sie z. B. Zank in der Familie verhüten oder strafen; aber keineswegs waren sie immer von freundlichem Einfluß oder ihre Bedeutung hat sich schon frühe verwischt, getrübt. Letzteres ist auf jeden Fall geschehen: denn sie sind von den übrigen Geistern begrifflich kaum mehr unterschieden. Der Schutzgeist half in Nöthen; er widersetzte sich dem Einfluß feindlicher Geister

(Wilson 453) oder böser Zauberei; er gab Segen und Vortheil — kurz er benahm sich, wie sich Schutzgeister in der ganzen Welt benehmen. Allein Kranke rief er auch zum Tode ab durch seine Erscheinung — und auch hier kam er ursprünglich wohl tröstlich. Daß diese Schutzgeister in Thiergestalt erscheinen, ist nicht wunderbar, da die Seele in dieser Gestalt erschien. Auffallender ist es, daß der Sterbende selber später in der Thiergestalt seines Schutzgeistes auftrat (Mörenh. 1, 456 f.).

Die Auffassung der Schutzgeister hat aber noch eine andere Schwierigkeit. Keineswegs ist der Schutzgeist immer der Geist eines Vorfahren: häufig genug müssen wir in ihm einen Gott sehen. So war Temeharo, Tanes Sohn, der Schutzgeist der Familie Pomare (Ellis 1, 325); und so hatte jede Familie von irgend welcher Bedeutung, jeder einzelne Fürst seinen Schutzgott, welcher keineswegs ein varua, ein abgeschiedener Geist, sondern wirklich ein atua, ein Gott war (eb. 333). Ebenso hatte jeder einzelne seinen aitu (etu), einen Gott, zum Schutzgeist, namentlich auf Samoa (Turner 138; Williams 436 f.; 547), wo man bei der Geburt eines Kindes die Götter der Reihe nach anrief; der nun, welcher gerade bei dem Hervortreten des Kindes angerufen wurde, der war sein Schutzgeist fürs Leben (Turner 238). Gerade diese Götter nun zeigten sich immer als Thiere, als Vogel, Fisch, Aal, Eidechse, Fliege, Seeschlange, Seespinne u. s. w. (Turner 104), wie sie auch in Tahiti fast immer Thiergestalten annahmen, in Hawaii aber, wo jeder Einzelne ebenfalls einen Schutzgeist hat, sich auch als Baum, als Stein darstellen. Auch hier, wo der Schutzgeist in jedem Gehöft ein eigenes Haus erhielt (Remy 163; 165), hieß er Atua, also Gott (Chamisso 150). Niemand durfte das Thier, welches sein „Etu" war, essen, wenn er nicht augenblicklichen Tod erleiden wollte (Williams 437; 438): es war ein gefahrvolles Unternehmen, als die christlichen Häuptlinge Samoas zu Williams' Zeiten ihre Etus feierlich aßen, um ihren christlichen Sinn zu bewähren: sie thaten es mit Zittern, und daß ihnen diese Aale und Fische und wilde Enten u. s. w. gut bekamen, war ein gewaltiger Hebel für die Ausbreitung der neuen Religion. Uebrigens hatten, wie jeder Einzelne und ganze Familien, ebenso auch Inseln oder ganze Stämme ihre Schutzgeister, für welche in Neuseeland zum Theil die Seelen früherer, besonders bedeutender

Helden dies Amt übernahmen (Taylor 23). Und so mächtig war der Einfluß dieser Geister, daß Kriegsgefangene, Sklaven ganz ohne Verpflichtungen gegen die Götter waren, denn dem Schutzgeist des siegreichen Stammes gingen sie nichts an und ihr eigener hatte sie verlassen (Swainson 20). Götter, welche den einzelnen Häusern vorstanden, gab es hier nicht, Stammesgötter aber, deren jeder Stamm seinen eigenen hatte (Polack narr. 2, 226), dachte man sich in Vogelgestalt (Polack 1, 233). Solche Distriktgötter waren, wie wir schon gesehen, auch zu Tonga und Samoa. Hier hatte jedes Dorf seinen besonderen Gott, als dessen Eigenthum die Bewohner des Dorfes galten und welcher der Schnelle, Zerstörung, der Heilige, der große Seher, der König von Pulotu u. s. w. hieß. Ein solcher Schutzgott freilich der ganzen Insel war zu Upolu wohl der von Erskine (100 f.) erwähnte Pili, dessen Name merkwürdig an die hawaiische Pele anklingt. Er hatte die Bevölkerung der Insel in einzelne Stämme getheilt und jedem einzelnen das ihn auszeichnende Emblem gegeben. Nicht minder war dies der Fall im Gesellschaftsarchipel, wo jede einzelne Insel, jeder größere Bezirk einen besondern Schutzgott hatte, Huahine und Taha den Tane, Raiatea den Uro, Bolabola und Taiarapu (Klein-tahiti) den Orra, Tahiti-nui (Groß-tahiti) den Uru, Tabuai-manu den Taaroa, Maitea den Tubu und Raimaräwa u. s. w. (Turner 240; Cook 3. R. 2, 368). Die meisten dieser Götter sind uns schon bekannt, Tubu ist gewiß jener Rai-tubu, jener Himmelsaufrichter, worauf auch der zweite Name, Rai-maräwa zu deuten scheint. Orra, Uru, Uro sind wohl dieselbe Gottheit und Niemand anders als Oro selbst. Kleinere Distrikte, die sogenannten Maheinas, von denen oben die Rede war, errichteten ein Ti'ibild im Marae, wodurch sie das Anrecht erhielten, dort ihren Gottesdienst zu verrichten (Wilson 301): d. h. sie stellten daselbst das Bild ihres Schutzgeistes auf, durch den sie daselbst eingeführt und vertreten wurden. Dieser Schutzgott war bei einem kleinen Distrikt ein unwichtiger, wohl namenloser Gott, eben nur ein Ti'i. So gehört denn auch hierher, was Shortland 57 von Neuseeland erzählt, daß dort jede Küstengegend einen Schutzgeist in Gestalt eines riesigen Seethieres, das man sich walfischgleich dachte, gehabt habe, so der Bezirk Hauraki den Ureia, der Bezirk Manukau den Haumia — Haumia tikitiki ist bei Grey 1 f. Vater der wilden Nahrungspflanzen — welcher letztere auf Ureias Betrieb durch die Mannen der Haurakigegend

getödtet wurde, wodurch Krieg entstand. Eine ähnliche Bewandtniß hatte es gewiß mit Tinirau's, eines neuseeländischen Fürsten (Grey 90 f.) Walfisch, welcher gerufen aus fernster Ferne herbeikam, seinem Herrn Stücke von seinem eigenen Fleisch zur Nahrung gab, die Aufträge desselben ausführte, aber von dem Zauberer Kae getödtet wurde; Tinirau ermordete aus Rache den Kae, verlor aber in dem Krieg, welcher hierüber ausbrach, seinen eigenen Sohn. Dieser Walfisch blieb nach andern Sagen wohl ewig am Leben, denn in der oben (96) angeführten Sage heißt es, daß Waihuka durch einen Walfisch gerettet wurde, denn der war sein Vorfahr, das heilige Thier Tinirau's, des großen Fürsten dieser Welt. Aehnliche Arionfahrten waren auch in Tahiti bekannt (Ellis 1, 329), wo die Haifische auch als Götter der Schiffahrt galten (Mörenh. 2, 452). Ueberall war ferner der Haifisch heilig, der in Tahiti vorzüglich als Götterbote galt — man beachte, daß auch die Milchstraße der lange blaue Hai (Squalus glaucus) hieß —, Priester von anderen Menschen zu unterscheiden wußte und sie nie fraß, wie er überhaupt keinem Menschen während der Feierlichkeiten schädlich wurde, welche die Annahme des rothen Gürtels begleiteten (Ellis 1, 329. 167). Ebenso glaubte man in Tonga, daß der Hai Unschuldige nicht fresse: worauf eine eigene Art von Gottesgericht gegründet war (Mar. 2, 221); Tabuverletzer aber waren hier und zu Samoa ganz besonders den Bissen der Haie ausgesetzt (eb. 99; Turner 294). Nach 1862 (Hood 131) gab es in Samoa in einem kleinen Hafen zwei Haie, welche herbeigeschwommen kamen, sobald man sie mit dem Namen zweier sagenhafter Häuptlinge rief. Denn die heiligen Haifische wurden vielfach gefüttert. In Mikronesien waren Haifische gleichfalls ungefährlich an Plätzen, welche den Göttern geheiligt waren (Bd. 5, 2, 137). Allerdings sagt Ellis 1, 329, daß der Hai nicht selber ein Gott gewesen sei und so mag die Anschauung in den letzten Zeiten des Heidenthumes gewesen sein: allein sowohl zu Tahiti (Ellis 1, 167) als zu Hawaii (4, 90) waren einem Gott in Haigestalt, der zu Hawaii Mo'o ali'i, d. h. Herr der Lurche hieß, Tempel gebaut und ein Opferdienst eingerichtet, ja Tahiti selbst soll ein Hai gewesen sein, im Osten bei Matarafau war das Haupt, im Westen bei Faaa der Schwanz und der Oro-hena war die Rückenflosse. In Aitutaki scheint er das Symbol Rongos gewesen zu sein, wenigstens wurden die Priester dieses Gottes von einem

Hai begeistert (Williams 109) und den Namen Kai-tangata, Menschenfresser, den in Aitutaki Rongo führte, trug in Samoa ein großer heiliger und daher zahmer Aal von 9' Länge (Hood 131). Auch die Schutzgottheiten ganzer Distrikte und Dörfer in Samoa traten in Thiergestalt auf, trotz ihrer Namen „der Heilige, Zerstörung, der Gott vom Himmel, der große Seher, der König von Pulotu". Zeigte sich das betreffende Thier bei einem Dorfe, so wurde ein allgemeines Opfer- und Freudenfest angeordnet; fand man dagegen die Inkarnation des Dorfgottes todt, so überließ man sich der heftigsten Trauer, während welcher das gefallene Thier aufs feierlichste beerdigt wurde (Turner 240; 242).

Wir können jetzt uns ein Urtheil erlauben über das Wesen der Schutzgeister. Ursprünglich sind sie wohl nur Götter, welche zu dem einzelnen Menschen schon von der Geburt an in ein bestimmtes Verhältniß treten, theils durch Fügung der Götter selbst, wie zu Samoa, theils nach freier Wahl der Menschen durch Weihung des Kindes, wobei man den Geist des Gottes, welchem man das Kind weihte, in einer Art Schlinge fing, häufig schon während der Schwangerschaft (Tahiti Ellis 1, 260; Hervey Williams 545). Daß zur Zeit der Mannbarkeit erst dies Verhältniß eingetreten oder wenigstens erneuert und inniger geworden wäre, dafür findet sich nirgends ein Zeugniß und doch müssen wir es schließen, wenn das oben (34 f.) über die Tattuirung gesagte richtig war. Moko, Eidechse, Schlange hieß sie zu Neuseeland: und nun denke man an den hawaiischen Mo'o-ali'i und daran, daß die Götter so häufig als Schlange, Eidechse, Fisch gedacht wurden. Brachte aber, ursprünglich wenigstens, die Tattuirung ein engeres Verhältniß zum Schutzgott, so haben wir als uralte und freilich später sehr verkommene Sitte der Polynesier ganz dieselbe, welche wir in Amerika (Bd. 3, 118 f. 191) und in Neuseeland (Grey 2, 225 f.) finden: daß jedem einzelnen bei bestimmten Lebensmomenten ein Gott in Thiergestalt erscheint, der sein Schutzgott wird und den er nicht essen darf (Aussterben 35); daß ganze Stämme, Dörfer u. s. w. gleichfalls solche Götter haben, von denen sie vielleicht (obgleich darüber polynesisch nichts berichtet ist) abstammten, wie z. B. der Walfisch Tiniraus der Ahnherr Waihukas war. Ueberall traten die Schutzgeister nur in Thiergestalt auf, selbst Oro und Hiro, denn man suchte diese, um ihnen Kinder zu weihen, in Schlingen

zu fangen; man dachte sie also als Vögel. Das aber zeigt uns, daß wir es hier mit einem der ältesten Stücke polynesischen Glaubens zu thun haben: denn je sinnlicher eine Vorstellung von den Göttern ist, je älter ist sie und hier sehen wir sie noch aufs allersinnlichste gestaltet: die Thiere mit ihrem geheimnißvollen selbständigen Leben, ihrem oft nützlichen, oft schädlichen Einfluß sind hier noch die einzigen Götter. Sie mögen einst auch die mächtigsten gewesen sein, daher die polynesischen fanau po die Nachtgebornen so gern als Aal oder Schlange gedacht wurden: und erst in späterer Zeit traten menschlich gedachte Personifikationen allgemeinerer Art an ihre Stelle. Nun finden wir auch die Seelen der Abgeschiedenen, der Geschlechtshäupter vielfach als Schutzgeister. Ueberall jedoch verräth dieser Gebrauch sein jüngeres Alter. Wirkliche feierliche Ceremonien für den Schutzgeist beziehen sich nur auf die Götter; bei der Geburt ruft man nur die Götter an, weiht man nur ihnen das Kind; Schutzgeister größerer Distrikte sind in den meisten Inseln (Tonga, Samoa, Tahiti, Hawaii) nur Götter, oft die mächtigsten und nur in Neuseeland ist der Glaube, daß die Seelen der Stammeshelden die Schutzgeister des Stammes sein, weiter verbreitet; hier aber hat sich auch gerade Mythologie und Heldensage am allerinnigsten vermischt.

Man nannte nun diese Schutzgeister und ihre Bilder sehr häufig Tiki: daher es jetzt an der Zeit ist auf diesen Namen und was er bezeichnet näher einzugehen. Nach den wunderlichen Ueberlieferungen, welche Ellis von Tahiti 1, 111-114 zusammenstellt, waren die Ti'i Geister, welche zu Raiatea lebten, und die ersten Menschen — denn vorher war das Land nur von Geistern bewohnt — erschufen, oder sie waren selbst das erste von den Göttern geschaffene Menschenpaar und Ti'i hieß sowohl der Mann als die Frau, welche letztere aber auch nicht selten den Namen Hina hatte; wenn sie starben, so blieben ihre Geister am Leben, immer mit demselben Namen und so dehnte sich der Name Ti'i auf alle Geister der Todten aus (111). Nach einem anderen Bericht war Ti'i ein Enkel Taaroas, der seine eigene Schwester heirathete und so Vater der Menschheit wurde (112). Die Tahitier selbst (eb. 111) identificirten den Taaroa mit Ti'i, wie der Gott denn auch mit Hina unter dem Namen des Tii Maara ata (Ti'i, der sich aufs Meer erstreckt; ein anderer Ti'i hieß Ti'i Maara uta, der sich aufs Land erstreckt) einen Sohn, wieder Ti'i genannt,

erzeugte, welcher mit seiner später geborenen Schwester vermählt Vater des Taata, d. h. des Menschen wurde. Taata, mit der verjüngten Großmutter, mit Hina verheirathet, erzeugte den Ouru und die Fana und von diesen beiden stammen die Menschen (113-4). Oder Taaroa schuf die Welt, Tii aber die Menschen zu Opoa auf Raiatea und zwar zunächst ein Weib, von welcher dann die Menschen stammen. Nahm man nun an, daß Ti'i und Taaroa dasselbe Wesen sei, so wohnte doch bei dieser Annahme Taaroa im Po, Ti'i in der Welt des Lichtes (114). Uebrigens nannte man die Oramatua, die Geister der Vorfahren, stets Oramatua tii (eb. 334) und so sagt denn Forster gerade zu, daß man die Seelen so nenne (Bem. 469) und die Schutzbilder auf ihren Kähnen, welche Schutzgeister bedeuten (eb. 399). Die Ti'i nennt auch er entweder männlich oder weiblich, nach dem Geschlechte der verstorbenen Person, der sie angehört haben: meist treten sie feindselig auf, sie kriechen Nachts in die Hütten, um den Schlafenden Herz und Eingeweide abzufressen (470), wie sie denn auch Cook (3. R. 2, 352) feindselige Geister nennt. Sie wohnen in den hölzernen Bildern, welche um den Marae aufgestellt sind (Forster, Bem. 470), und welche selbst wieder Ti'i heißen (eb. 472). Jede Familie hat ihren besonderen Ti'i, ihren Schutzgeist, dessen Bild sie auf den Marae stellen; es sind ursprünglich ihre Anverwandten, welche zu Geistern geworden sind und meist feindlich, doch auch freundlich wirken (Wilson 450; 451; 453). Jede Seele wird nach den Reinigungen, welche das Durchgehen durch den Gott, der sie frißt, bewirkt, selber zum Ti'i (eb. 452) und so gilt sie als untergeordneter Gott, welcher aber mit den hohen Göttern in gutem Vernehmen steht, welcher Gefahr sowohl als Schutz sendet; daher man ihre Bilder überall am Rande des Marae, des Dorfes, der Insel aufstellt, und zwar besonders groß nach einer besonders großen durch ihren Schutz aber glücklich abgewendeten Gefahr: man schlägt aber, beschimpft, zerbricht ihr Bild und wirft es weg, wenn sie nicht den Willen der Bittenden erfüllen oder wenn sie Unglück und Gefahr nicht abwenden (Tah. Mörenhout 2, 458 f.; Paumotu eb. 2, 97; 1, 110; Markesas Porter 2, 113 f. Math. G.*** 42; 52). So waren denn natürlich auch jene riesenhaften Figuren in Waihu, welche die Insel umgaben, nichts als solche Tiki, welche nach irgend einem glücklich abgewendeten Unheil etwa am Ende des 17. Jahrhunderts aufgestellt waren, da sie schon Roggeveen

vorfand; Raubzüge unternahmen ja nicht nur die Polynesier untereinander, sondern auch damals schon die Spanier, die Engländer, wie Dampier, und Roggeveens des Holländers Besuch war auch kein Glück für Waihu. Daher erklärt es sich denn auch, weshalb spätere Besucher sie nicht mehr fanden: die Eingeborenen haben sie wohl selbst umgeworfen, denn freilich vor den Raubzügen der Weißen sie zu schützen, dazu war keine Schutzgottheit mächtig genug — man vergleiche nur was Kotzebue (1. Reise) und Chamisso von den Schicksalen der Insel berichten. — Sehen wir so die Tiki mit den Seelen in naher Berührung, so finden wir das ähnlich aber doch anders in Rarotonga: dort galt (Williams 558) Tiki für den König des Paradieses. Doch galt er auch hier, ganz wie in tahitischer Auffassung als erster Mensch. Auf Hawaii, wo jeder Häuptling seinen Atua hatte, dessen Bild er aufstellte, hießen die Bilder ebenfalls Tiki (Cham. 150; Hale 24). — In Neuseeland heißt auf der Nordinsel der Ahnherr der Menschen, der ein Sohn Rangis und Papas war, Tiki (Taylor 18f.), oder Tiki-ahua und daher die Menschen selbst Tikis Nachkommenschaft, Aitanga a Tiki, womit man namentlich gern Personen guter Herkunft bezeichnet (Shortl. a. 40) und mit Recht stellt Schirren (65) mit diesem Tiki den Tiki-tawito-ariki (Tiki der alte, der Herr) zusammen, welcher bei Grey (a 14) als Anfang des neuen, des jetzigen Weltalters und daher wohl auch als Ahnherr der Menschen gilt. Merkwürdig ist es, daß Tiki nebst Pani bei Dieffenbach (2, 61) in einem Gebete um Gesundheit angerufen werden, wie diese beiden es auch sind, Tiki jedoch weiblich gedacht, welche die ersten Kumara aus Tawai nach dem damals noch nahrungslosen Neuseeland brachten, und daß auch bei Grey (a 1 f.) Haumia-tikitiki der Gott der Nahrungspflanzen, aber freilich der wilden heißt (Dieffenbach 2, 47; Angas 1, 306). Gott der Pflanzen war er auch auf den Markesas, denn er hatte sie, sowie die Fische, geschaffen und wurde hoch daselbst verehrt (nouv. ann. des voyages 1847, II, 123), wie er denn auch Gott des Tattuirens und der Götzenbilder war, welche hier Tiki heißen (Mathias G*** 42). Auch zu Tahiti galt Ti'iti'i-po als Lehrer der Tattuirkunst (Ellis 1, 262). Ebenso heißen Tiki die kleinen monströsen Grünsteinbilder, welche die Maori fast alle um den Hals trugen, allerdings ihrem Glauben nach nur deshalb, weil Tiki einer ihrer Vorfahren gewesen sein soll. Diese Bilder, wenn

gleich erblich in den Familien, sind keineswegs unveräußerlich (Dieffenb. 2, 55). — Nach allem Vorstehenden können wir keineswegs in Tiki oder den Tikis nur eine Personifikation der menschlichen Seele sehen: denn wie käme diese dazu, der Gott der wilden Nahrungspflanzen, der Bringer der Kumara zu sein, um nur dies eine zu erwähnen? Vielmehr müssen wir Meinicke zustimmen, welcher (11) die Tiki, freilich zweifelnd, für eine eigene Klasse von Göttern ansieht. Da wir Ti'i mit Tangaroa gleichgesetzt, als Erschaffer der Welt, der Pflanzen, der Fische gepriesen, als Herr der Unterwelt verehrt sehen, so kann kein Zweifel darüber obwalten, daß wir es mit einem Gott, nicht mit einem menschlichen Wesen zu thun haben: aber es fragt sich, mit welcher Art von Gottheit. Auch dies läßt sich beantworten: die Tiki sind ursprünglich nichts als Schutzgottheiten und die Atua als Schutzgottheiten hießen stets Tiki. Daher erklärt es sich, daß die Bilder dieser Gottheiten überall Tiki heißen, daher auch, und das ist namentlich wichtig, daß Tiki zugleich Gott des Tattuirens war, wodurch sich auch aufs neue unsere Erklärung dieser Sitte bestätigt. Denn war die Tattuirung ursprünglich nur ein aufgezeichnetes Bild des Schutzgottes, so verstand es sich ja von selbst, daß dies Bild, diese Aufzeichnung dem Gotte heilig war: und so hat es sich in Nukuhiva bewahrt. Wenn nun jeder einzelne Mensch seinen Schutzgeist hatte, so mußte es eine Menge Tikis geben; allein auch jeder Stamm, jedes Dorf hatte seinen Schutzgott und also gab es mächtigere neben unwichtigeren Tikis. Allein auch die Menschheit als solche mußte einen Schutzgeist haben und so tritt Tiki als einzelne mächtige Gottheit auf, ganz folgerichtig und sehr schön in Tahiti als Gott des Tages, des wirklichen Lebens gegenüber dem Po der Götter, denn die Menschen entstehen erst in dem Reiche des ao, des Lichtes und können nur in ihm existiren; ganz folgerichtig aber auch in Neuseeland als Anfang und erster einer neuen Welt, welche der Welt der Götter entgegengesetzt ist; denn so tritt Tiki-Tawito-ariki bei Grey auf, so Tiki-ahua, und wenn namentlich vornehme Personen Tikis Nachkommen heißen, so steht das mit dem Glauben der Polynesier, daß nur die Vornehmen mit den Göttern in wirklicher Beziehung sind, im engsten Zusammenhang. Da nun der Mensch ohne Nahrung nicht leben kann, da ferner auf Neuseeland Pflanzennahrung die vorherrschende ist, so sehen wir klar, warum Tiki unter den Maori als Gott der wilden — der ursprünglichen,

zugleich der zahlreichsten — Nahrungspflanzen und der Kumara, die man besonders hoch hielt und am meisten baute, verehrt wurde; auf den Markesas fügte man noch die Fische, das zweite Hauptnahrungsmittel hinzu. Auch in der Heldensage tritt ein Tiki auf, in der schönen Erzählung von der Jungfrau von Roturua (Grey 234—45), um welche Tutanekai wirbt und in dieser Werbung durch seinen Freund Tiki unterstützt wird: Tiki ist hier der Mensch gewordene Schutzgeist, von dem rein menschlich erzählt wird; ursprünglich stand er zu Tutanekai wohl ähnlich wie der Engel zum Tobias. Daß dann späterhin die Seelen der Menschen mit ihrem Schutzgeist vereinigt werden, ist gar nicht anders zu erwarten: so finden wir Tiki als Gott der Unterwelt in Rarotonga. Daher stammt auch das monströse in der Darstellung ihrer Bilder, welche alle sich durch ein mehr oder weniger fürchterliches Maul auszeichnen — wodurch denn auch, beiläufig gesagt, die oben (147) erwähnten Kriegsgötter sich als Tikis ausweisen. Und warum hatten sie diese abschreckende Gestalt? weil der Gott die Seele des Sterbenden frißt, um sie zu reinigen; weil dies Gefressenwerden, der Tod für die Lebenden etwas Fürchterliches war. Daß man daher die Tikis nun auch als bösen Geister fürchtete, wen wird es wundern? Diese nahe Berührung mit den Seelen zeigt sich nun auch darin, daß die Oramatua auf Tahiti geradezu Oramatua ti'i heißen, daß die Maori in ihren Tikibildern, welche sie als Amulete trugen, Abbildungen ihrer Vorfahren sahen; ja Dieffenbach (1, 391) behauptet sogar, alle Bilder in Neuseeland stellten nur Vorfahren, nie Götter dar. Das ist nur nach unserer Erklärung richtig: man hielt die Tikis für Menschenbilder und bildete keinen Gott außer dem Schutzgott ab, am eigenen Leib als moko und als selbständiges Götzenbild. Da man nun aber noch das Gefühl hatte, daß Tiki ursprünglich ein selbständiges bedeutendes Wesen war und da man ihn doch zugleich für die Menschenseele hielt: so entstand daraus jener etwas künstliche tahitische Mythus von Ti'i und seiner Frau, deren Geist nach dem Tode stets am Leben blieb und die natürlichere Auffassung, daß Tiki der erste Mensch, der Stammvater des Menschen sei. Ursprünglich war der Gott wohl wirklich Stammvater der Menschen, d. h. er bildete ihn, aus rother Erde, aus Sand; und so erklärt sich der Name Tiki-ahua, denn ahua heißt Aussehn, Gestalt und Tiki-ahua also gestaltender Tiki. Er der erste Mann, bildete sein Weib selber (Swainson 14), welcher M-

thus in Fakaafo (5. Bd. 2, 197) und auf Tahiti (Ellis 1, 110 f.), hier allerdings von Taaroa erzählt wurde. War er der erste Mensch, so mußte er ein Weib haben: dazu ward ihm entweder eine Schwester (dann ist er der Sohn Tangaloas) gegeben, oder, was wir für wesentlich dieselbe Auffassung halten, sein Weib wird aus demselben Stoffe gebildet wie er — daher sie ivi heißt, Gebein, vielleicht nur Festes, wie auch der erste Mann ein Fels war in Fakaafo — oder er bildete sich selbst aus diesen Stoffen sein Weib, indem er den Sand, oder einen Felsen umarmt. Man bedenke, daß auch Tangaloas Weib der Fels Te Papa oder der Küstensand ist. Dadurch schwindet die Aehnlichkeit mit der mosaischen Mythe oder rückt sich wenigstens auf ihr rechtes Maaß zurück, welche Aehnlichkeit natürlich die Missionäre besonders betonen. Daß wir in Tahiti einen zweifachen Tiki finden, einen fürs Meer und einen fürs Land, erklärt sich daraus, daß der Schutzgott auf beiden Gebieten durchaus verschiedenartig auftreten mußte, denn die Gefahren waren ganz verschieden. Nun aber heißt auch Maui noch öfters Maui tikitiki. Woher kommt das? weil man in Maui eine schützende Macht sah, in dem Sonnengott, der nicht zu den ältesten Göttern gehört, der Licht brachte und also die Nacht mit ihren Gefahren verscheuchte, der die Früchte reifte, die Nahrungspflanzen gedeihen ließ. Es ist also dieser Name von dem älteren Tiki auf ihn übertragen. Er vermittelt uns auch die samoanisch-tonganische Auffassung. Nicht als ob es eben sehr wunderbar wäre, wenn hier kein Tiki vorkäme: denn dieser Name ist ursprünglich nur appellativ (obgleich seine Bedeutung zu ermitteln schwierig ist) und konnte demgemäß verdrängt oder gar nicht angewandt sein auch da, wo man die Tiki genannten Gottheiten wohl kannte. Allein auch hier findet sich der Name: denn auf Samoa holte Ti'i ti'i der Sohn des Talanga das Feuer aus der Unterwelt des Mafuike, besiegte diesen und beraubte ihn des Armes, so daß nun die Insel nicht mehr von ihm gefährdet ist. Auch hier sehen wir das Walten des Schutzgeistes in schönster Geltung: er rettet die Insel in den höchsten Gefahren, er gibt den Menschen das Nöthigste, das Feuer, das er, wie Prometheus, den Göttern abringt: und so tritt sein Bezug zu Maui doch wohl noch in ein anderes Licht. Denn wie er Feuer, Wärme und Licht spendet, so spendet auch Maui Feuer, Wärme und Licht, jener aus den Tiefen der Erde, dieser aus den Höhen der Luft: und so lag eine Vermischung beider so nahe, daß sie

geradezu eintreten mußte. Ja in Tonga hat Maui den Namen des Tiki ganz und gar an sich gerissen: er lebt hier nur noch in der Zusammenstellung Maui kitschi-kitschi, wie Maui als Feuerbringer heißt (Geschichte 45): denn jene Form ist nur eine lautliche Umänderung von Tiki (vergl. Hale 233 § 3 und 5; 234; 230 § 1). Und nun fällt hier auch das richtige Licht auf die verschiedenen Maui: freilich war dieser Maui kitschi-kitschi ein anderer als der Maui-atalanga: denn er war ursprünglich — so noch in Samoa — ein selbständiger Feuerholender Gott, in mehr als einer Beziehung dem Prometheus gleich, der Schutzgeist der Menschen, der erst später mit dem immer mächtiger werdenden Sonnengott verschmolz. In den neuseeländischen Mythen heißt es denn ferner (Grey a 1 f.), daß Maui-tikitiki die Hine-nui-te-po zu betrügen versuchte, indem er durch sie hindurchschlüpfen wollte: sie aber beißt ihn todt und dadurch werden auch die Menschen sterblich. Auch hier tritt er als Tiki, d. h. als Schutzgeist der Menschheit auf. Wie so? Man bedenke zunächst die nahe Beziehung, welche zwischen dem Schutzgeist und der Seele des Menschen stattfindet: und ferner, daß Hine-nui die Personifikation des Po ist. Dazu kommt, daß die polynesischen Götter die Seelen auffressen, durch Verdauen reinigen und sie dadurch zu unsterblichen Wesen machen. Geht nun ein Wesen durch die Gottheit des Po lebend hindurch ohne verdaut zu werden, so ist er eben dadurch rein und unsterblich und wenn der Schutzgeist der Menschen dies thut, der Vertreter der menschlichen Seele, so hat natürlich diese letztere dieselben Eigenschaften. Auf Maui wurde dieser Mythus übertragen, weil man (nach Schirrens richtiger Deutung) im Untergehen der Sonne ein Verschlungenwerden durch Hine-nui-te-po sah; durch diese Gleichheit rückten beide Gottheiten, Tiki und Maui, wieder aufs nächste zusammen, Maui schien nur der thatsächlich ins Leben getretene Tiki. Also auch hier eine Uebertragung von Tiki auf Maui.

Wenn nun auf Neuseeland (z. B. Grey a, 1 f.) die Menschen vorzugsweise Söhne des Tu heißen, der alles thut, um sie groß und herrlich zu machen: so erklärt sich das aus den ewigen Kriegen der Neuseeländer, denn Tu war Kriegsgott, für Krieger also nichts erwünschter, als von ihm abstammend in seiner besonderen Hut zu stehen. Auch die Wohlthaten, die er den Menschen erweist, werden stets durch Kampf und Sturm gegen die anderen Götter errungen.

Die Seelen, so glaubte man, wurden im Po von den Göttern gefressen um geläutert zu werden: hierauf müssen wir noch einmal zurückkommen. Wie kam man zu dieser Auffassung, welche nicht einmal ganz correct ist in Beziehung auf die ihr zu Grunde liegende Anschauung, und die auf den ersten Blick doch auch gar so absurd dem sonst entwickelten Verstand der Polynesier so gar nicht entsprechend scheint? Folgendes ist zu beachten. Die urältesten Auffassungen, haben sich in Polynesien wegen seiner abgeschiedenen Lage bewahrt. Man dachte sich den Schutzgeist in Thiergestalt und meist als größeres Thier, Schlange, Vogel, Haifisch u. s. w., die Seele aber — dem entsprechend — als kleines Thier, als Spinne, Insekt u. s. w. Man sah wie der vermeintliche Schutzgeist die vermeintliche Seele fraß. Das Schauerliche und Schreckenerregende spielt bei der Entstehungsgeschichte der Mythologie eine höchst bedeutende Rolle, wenn auch Bastian (Zeitschr. für Ethnologie 1, 190) seine Bedeutung einseitig übertreibt. Die Thiere nahm man als Schutzgeist eigentlich wohl nur aus Furcht vor ihnen: die Seelen dachte man als Thiere, weil die Schutzgeister als Thiere gedacht wurden. Der letztere fraß, zum Entsetzen der Zusehenden, die Seele: und so bildete sich jener Mythus aus. Mag er aber auch anders entstanden sein: jedenfalls erklären sich aus ihm folgende Züge. Zunächst die Nahrung der Seelen. Sie nährten sich in dem unterirdischen Lande des Miru nach dem Glauben der Hawaier nur von Eidechsen und Schmetterlingen: allein beide Thiere waren nichts anderes als selbst wieder Darstellungen von Seelen: sie verzehrten also die eben ankommenden, noch nicht geläuterten Seelen, um sie zu läutern, waren sie geläutert, so erhielten sie nach jener Thiergestalt wieder menschliche Glieder. Weil nun auch die Götter diese Seelen fraßen so hießen sie Kai-tangata, Menschenesser, und weil dies für sie eine besonders ruhmvolle Thätigkeit war, so konnten dies einmal nur die höchsten Götter sein und zweitens wurde Kaitangata eine Art von Ehrenname für sie. Und wenn es im neuseeländischen Märchen heißt, daß der neuangekommenen Seele höhnisch von den übrigen Geistern Menschenkoth angeboten wäre, daß aber ihr Vater sie davor behütet hätte: so ist jener Koth die richtige Geisterspeise, die ursprünglich gewiß nicht höhnisch sondern als gut und selbstverständlich unbefangen gegeben wurde, er bedeutet nichts anderes, als die Seele, welche von einem Geiste schon verdaut, nun ihren Weg durch einen andern

machen muß; und daß der Vater die Tochter zurückhält, geschieht nicht, um ihr eine Wohlthat zu erweisen, sondern weil sie zur Oberwelt zurück soll: hat sie aber erst jene Geisterspeise gegessen, so kann sie nicht zurückkehren. Von hier aus erhellt sich denn nun auch eine andere höchst wunderliche und widerliche Sitte der Tonganer. Es gehörte zu den feierlichsten Begräbnißceremonien des Tuitonga (oben S. 177; Mariner 2, 229 f.) daß 60 der vornehmsten Männer aufgefordert von den Hütern des Grabes sich vierzehn Tage lang allnächtlich um das Grab setzten und daselbst kackten; und daß dann die vornehmsten Frauen den Koth wegschaufelten. Man hat hierin wohl eine symbolische Handlung zu sehen, das Verdautwerden der Seele des Tuitonga durch die Götter darstellend; vielleicht glaubte man auch durch diese symbolische Handlung der Seele das Tuitonga raschere und bequemere Seligkeit zu verschaffen. Auch jene Gesellschaft, auf Tahiti und Eimeo, von der Wilson (470 Anm.) jedoch selber nur zweifelnd berichtet, welche beständig Menschenkoth aß, wäre also immer möglich und religiös zu deuten. Sie soll von den Tahitiern selbst aufgehoben sein. Und schließlich erklärt sich auch jener oben (136) angeführte Name, welchen die neugeborene Kinder auf Samoa führten: sie hießen Götterkoth. Neugeborene Kinder aber waren Eigenthum der Götter; man scheint also nach jenem Namen geglaubt zu haben, die Kinderseelen seien Seelen, welche vom Gott durch dessen Verdauung gereinigt seien, man scheint in der Geburt ein Bild jenes Wiederhervorbringens durch den Gott gesehen zu haben. Auf dieser Anschauung beruht denn auch vielleicht die größere Heiligkeit der Kinderseelen. — Auch an die schmutzigen Ceremonie, mit der sich die Einsetzung des Königs beschloß, sei wenigstens erinnert, da auch sie vielleicht hier ihre Lösung findet: der König war Vertreter der Gottheit, ihm kam Götterspeise zu: die Götter aßen Seelen, auch schon verdaute, zwei-, dreimal: wie wenn jene Besudelung mit Menschenkoth bloß ein Symbol dafür gewesen wäre, daß dem König solche Götterspeise zukomme?

Wir müssen jetzt noch über das Verhältniß der Seelen zu den Göttern im allgemeinen sprechen. Bis jetzt hatten die Götter nach unserer ganzen Betrachtung gar sehr das Uebergewicht und die Seelen waren ihnen durchaus untergeordnet, durchaus, auch wenn sie ewiges Leben erlangten, ungöttlich, auch lebten sie nicht mit den Göttern zusammen; kurz, die Seelen hatten ursprünglich keine bedeutende Geltung.

Aber die Grenzen veränderten sich: die Seelen bekamen größere Geltung. Dies mußte geschehen, sobald man angefangen hatte, die Seelen als Revenants zu fürchten und dann diesen feindlichen Geistern gegenüber auch als Schutzgeister zu lieben oder wenigstens zu verehren. So hatten sie also eine doppelte Macht, aber gerade die, welche sie besonders bedeutsam machte: denn da sie mit den Sterblichen in näherer Beziehung standen, so hatten sie auf das Leben und auf jeden einzelnen einen viel größeren Einfluß, als eigentlich die Götter selbst und das machte sich auch praktisch immer mehr und mehr geltend. Die Götter waren bei weitem nicht so gefährlich als die Abends umgehenden heulenden und mordbegierigen Seelen, die schon deshalb die Lebenden zu tödten suchten, weil Seelen ihre Speise waren. Dabei waren diese bösen Geister so zahlreich und auf der Erde selbst umherwandelnd, während der Gott nur im Himmel wohnte. Sie waren es, welche in den Menschen hineinfuhren, um Krankheit zu bewirken: sie waren es aber auch andererseits, welche gegen diese bösartigen Einflüsse den sichersten Schutz gewährten, welche den feindlichen Dämon verjagten, den Lebenden schützten, den Kranken heilten. Allerdings thaten dies ursprünglich die Tiki: allein schrieb man erst den Seelen jene feindselige Gewalt zu, dann lag es auch nahe, ja es war der unmittelbare, psychologisch nothwendige Anschauungsreflex, daß man ihnen diesen schützenden Einfluß gleichfalls zuschrieb, daß sie die Tiki verdrängten oder mit ihnen verschmolzen. Da sie aber mit den mächtigen Göttern, den Po-entstandenen, nicht verschmelzen konnten und doch thatsächlich mächtiger waren: so verdrängten sie auch diese immer mehr und mehr, aus dem Cultus zunächst und dann auch aus dem Herzen der Eingeborenen. Cook (1. R. 2, 237) sagt, daß man meist nur zu dem milderen Tane, nicht nur zu den übrigen Gottheiten gebetet habe. Dies braucht auf keinem Irrthum, wie Forster will (Bem. 468), zu beruhen: Cook fand es vielleicht bei einzelnen Eingeborenen so, wie ja Tane auf einzelnen Inseln mehr gefeiert ward, als auf anderen. Groß aber kann die Verehrung auch dieses Gottes nicht gewesen sein: denn Wilson (450 f.) erzählt ausdrücklich, wie man zu diesen hohen Göttern nur in der Zeit der größten Noth, nur bei ganz besonderen Vorfällen gebetet habe, während man die Ti'i, die Seelen der Vorfahren täglich und sehr eifrig verehrte; und Forster (Bem. 468), welcher ganz dasselbe wie Wilson berichtet, bezeichnet

jene Ansicht Cooks geradezu als einen Irrthum. So waren die Götter zwar überall noch gekannt, allein verehrt fast nur noch die Seelen der Vorfahren, welche sich geradezu in schwer löslicher Verbindung mit den niederen Gottheiten mischten und daher selbst den Namen Atua empfingen. Am stärksten waren die Götter auf Neuseeland, dann aber auch auf Nukuhiva und den Paumotuinseln aus dem Bewußtsein verdrängt, mehr wußte man von ihnen auf Tahiti und Hawaii, sowie auf Samoa und Tonga. Am allerfestesten hielten sie sich auf jenen nordwestlichen Stamm, welchen wir die Tokelauinseln mit einem Namen nannten: dort ist der Seelenkultus nicht recht durchgedrungen. Auf allen andern Inseln aber hat er sich sogar in die höchste Götterwelt eingemischt: denn die vielfachen Angaben, welche wir finden, daß jene nachtgeborenen Götter ursprünglich Menschen gewesen seien, beruhen hierauf. So soll Tani auf Huahine der erste Mensch gewesen sein (Tyerm. und Bennet 1, 313), ja Taaroa selber galt bei einigen auf Tahiti nur als vergötterter Mensch und ebenso (Ellis 1, 327) Ro'o, Tane, Teiri, Ruanua u. s. w., kurz, eigentlich alle Götter zog man aus ihrer Höhe hinab oder ließ sie später, durch die Macht der Seelen und eigene vernünftelnde Ueberlegung geleitet, zu ihrer Höhe erst aus menschlichen Anfängen aufgestiegen sein. Ganz derselbe Glaube herrschte in Hawaii zur Zeit der Entdeckung und daher kommt es, daß auch Jarves (40 vergl. auch 29) sagt: alle diese Götter (Lono, Tii, Tane, Tanaloa) scheinen ursprünglich Menschen gewesen zu sein. Vielmehr das umgekehrte ist richtig: ursprünglich waren sie Götter, sanken aber im Lauf der Jahrtausende, als die mythenbildende Kraft längst abgestorben war, in der nun auch matteren Auffassung des Volkes so weit herab, daß man auch in ihnen ursprüngliche Menschen sah. Dazu mußte außer jener Seelenlehre auch die Stellung der Fürsten, welche ja, kraft ihrer Vornehmheit den Gott auf Erden vertraten, ganz besonders anregen. Die Häuptlinge wurden nach einer Auffassung in Neuseeland zu Sternen und damit zu Göttern erhoben: sie glänzten mehr oder weniger hell nach der Anzahl der von ihnen getödteten Feinde, deren Augen (den Sitz der Seele) sie verschlungen hatten (Taylor 40) — auch sie also waren in ihrem geistigen Sein nach dem Tode wie die anderen Seelen an die Seelennahrung, an das Verzehren anderer Seelen gebunden. Gerade in Neuseeland waren

(Taylor 13; 32) eine Menge Göttergestalten vermenschlicht und in die Heldensage herabgezogen, wie Schirren dies schlagend nachgewiesen hat. Namentlich Maui war überall von diesem Schicksal betroffen.

Die Seelen also lebten nach dem Tode weiter, zunächst nur im Po, in einem freudlosen Dasein, welches aber in späteren Zeiten immer mehr und mehr dem irdischen gleichgedacht wurde. Sie konnten als Schreckbilder nach dem Tode zurückkehren; weshalb man sich vor den Begräbnißplätzen und wilden einsamen Orten oder im Dunkeln sehr fürchtete; sie konnten als Schutzgeister auftreten. Weil man nun aber die Verhältnisse des Lebens auf die Todten übertrug; weil die Fürsten den Göttern näher standen als das Volk; so mußten ihre Seelen mächtiger, vornehmer sein als die des Volkes, und so mischten sie sich zunächst unter die niederen Götter, ja sie verdrängten einige, wie die Tikis fast ganz aus ihrer Stellung und drangen auch wohl noch höher, daß man sie im Himmel mit den übrigen Göttern wohnend glaubte. Diese Seelen nun waren die wirksameren, thätlichen eingreifenden Gewalten. Dadurch aber wurden die übrigen Götter mehr und mehr aus dem Cultus, nicht aus dem Glauben verdrängt: wohl aber, da ihre Majestät einmal verletzt war und nichts unheilbarer ist, als verletzte Majestät, wohl aber sah man auch in ihnen mehr und mehr nur vergötterte Menschen, man hielt sie für Seelen uralter Vorfahren, man vermenschlichte sie, wie man die Menschen vergötterte.

So werden wir, nach dieser Darstellung, es nicht auffallend finden, wenn nach Mörenhout (1, 445) Häuptlinge, welche wirklich zu Göttern, d. h. zu mehr als Schutzgeistern geworden wären, nicht vorkommen; ja wenn er diese Vergötterung der Menschen für ziemlich jung und vor 4—5 Generationen, also etwa vor 300 Jahren noch nicht bestehend annimmt. Mag er hierin die Grenze auch zu enge ziehn: das steht fest, daß hohe Götter nicht aus Menschenseelen geworden sind. Wie sollte das auch? die hohen Götter wurden auf allen Inseln verehrt — wie sollten sie Menschen gewesen sein? Nur über einen Gott müssen wir hier noch sprechen, welcher so vielfach (z. B. von Meinicke 15) als vergötterter Mensch angesehen wird, nämlich über Oro: auch dieser ist ursprünglich ein Gott und erst später vermenschlicht und die umgekehrte Auffassung ist falsch.

Wenn sein Kult erst im vorigen Jahrhundert, wie Meinicke will, eingeführt ist, so bleibt vollkommen unbegreiflich, wie er sich dann in so rascher Zeit so ungemein ausbreiten konnte, so tief eindringen konnte in Glauben und Leben nicht nur der Tahitier und Gesellschaftsinsulaner, sondern auch der Paumotuaner, der Eingeborenen der Hereyhinseln. Auch ist es ganz unglaublich, daß erst kurz vor Wallis die Menschenopfer ihm zu Ehren aufgekommen seien, denn solche Opfer sind immer alt und noch dazu läßt sich im ganzen stillen Ozean das Bestreben nachweisen, sie abzuschaffen oder wenigstens den Fremden sie zu läugnen, sie als etwas Unbedeutendes, Junges hinzustellen. Wollen wir nun Oros Gleichstellung mit den höchsten Göttern, mit Tangaloa und Tane nicht betonen, obwohl wir nirgends ein zweites Beispiel haben, daß vergötterte Menschen einen solchen Rang unter Göttern erreicht hätten; wollen wir auch davon absehen, daß man alle Lebenseinrichtungen, das gesammte öffentliche und private Leben auf ihn zurückführte: so sind doch namentlich einige Züge in seiner ganzen Stellung, weshalb er gar nicht Mensch gewesen sein kann — zunächst, daß man im Regen seine Thränen sah und dann ganz besonders der Umstand, daß er der Vorsteher des Todtenreiches und er es war, welcher den gestorbenen Geistern im Po das Fleisch abschabte, sie verzehrte und in seinem Bauche läuterte. (Tyermann und Bennet 1, 522). Dies konnte auf keinen Menschen übertragen werden, am allerwenigsten auf einen erst eben vergötterten, da ja gerade diese Thätigkeit der menschlichen völlig entgegengesetzt ist und auf der wesentlich unterschiedenen göttlichen Natur beruht. Allein die Seelen nährten sich ja auch von Seelen? Gewiß: doch erst in späterer Uebertragung, denn sollten sie weiter leben wie auf Erden, so mußten sie etwas essen; im Todtenreich gab es nichts, als was der Gott desselben aß; also bekamen auch sie dieselbe Speise. Auch scheint es fast, als ob sie zunächst nur die vom Gotte schon verdauten Seelen als Nahrung gehabt hätten, denn Menschenkoth verzehren sie an verschiedenen Orten. Dann aber finden wir sie sehr häufig auch mit gewöhnlicher menschlicher Nahrung bedacht, wie man diese selbst den Todten mitgab.

Oro also halten wir nach allen erwähnten Gründen für einen Gott und zwar seiner ursprünglichen Bedeutung nach für keinen anderen als den Beherrscher des Todtenreiches, denn aus dieser Annahme erklärt sich wie zunächst sein oben geschildertes Wesen, so auch seine ganze

Stellung in Tahiti. Er war thatsächlich der Hauptgott der Insel, keineswegs aber der vornehmste. Die Seelen aber und ihr Cult hatten auch dieselbe Geltung erlangt: man kannte sie als untergeordnete Wesen ihrem Range nach, aber als sehr wichtig was ihre Macht betraf und so verehrte man sie, auch viel ängstlicher und andächtiger, ganz abgesehen davon, daß sie beiweitem die zahlreichsten Gottheiten waren; sie waren es, welche den Einzelheiten des täglichen Lebens vorstanden und erst in Fällen, wo ihre Macht nicht ausreichte, wandte man sich an höhere Götter. Daher erklärt sich zunächst die große Macht Oros: ihn, den Beherrscher dieser guten und bösen Geister, welcher dieselben abschicken konnte wie er wollte, ihn mußte man vor allen Dingen gnädig wissen, so der einzelne wie der ganze Staat und dies um so mehr, je mehr die Macht und das Ansehen der Seelen wuchs. So mußte auch Oros Macht immer wachsen und darauf beruht die Angabe, seine Macht sei erst später entstanden. Um so mehr mußte man ihn sich geneigt machen, als man einem um so besseren Leben nach dem Tode entgegenging, je reiner und besser man ihm gegenüberstand: denn danach richtete sich die Zahl der Reinigungen, welche man durchzumachen hatte. Auf der anderen Seite beruht auch auf dieser seiner Stellung gerade die Vermenschlichung, die ihn so vorwiegend vor allen übrigen tahitischen Göttern betroffen hat. Denn wie man in den Bewohnern seines Reiches, in seinen unmittelbaren Dienern, den zu Halbgöttern gewordenen Seelen nur menschliche Wesen sah und sehen konnte, so lag es nahe, auch in ihm, dem Beherrscher dieser Wesen ein gleiches nur mächtigeres zu sehen und so betraf es ihn gerade vorzugsweise, daß man ihn für einen nur vergötterten Menschen hielt. Auch daß Oro der hauptsächlichste Kriegsgott war, erklärt sich leicht, denn er nahm die Seelen der Gefallenen in Empfang. Ueber Hiro und weshalb wir auch ihn für einen Gott halten, haben wir schon oben geredet: nur wiederholen wir hier, daß vergötterte Menschen, Seelen also, nirgends über die Sphäre von mehr oder minder mächtigeren Schutzgeistern sich erhoben haben.

Dies sowie das über Oro gesagte ist denn auch der Grund, weshalb wir den hawaiischen Akea und Miru (ob. S. 299) nicht für vergötterte Helden, sondern für wirkliche Götter halten. Miru gilt auf Tahiti als Name des Ortes, nicht als der des Vorstehers dieses Ortes (Ellis 1, 397), während er auf Hawaii Sohn und Nachfol-

ger des Akea ist. Dieser Umstand ist merkwürdig; wir haben hier eine ähnliche Uebertragung, wie die bekannte Insel im hawaiischen Archipel nach dem Gott Maui genannt ist; wie wir jenen samoanischen Götternamen Opolu im Inselnamen Upolu wieder finden; wie vielleicht auch der Name Akea im Inselnamen Rai-atea steckt, der übersetzt Himmel des Atea (tah. t = haw. k) heißen kann. Bei Miru kann man kaum umhin an den tahitischen Hiro zu denken, der in ähnlichem Verhältniß zu Oro steht, wie Miru zu Akea: wie dieser der Sohn und Nachfolger Akeas und dadurch der Beherrscher der Todten ist, so ist jener gleichfalls der Sohn Oros und zugleich der Todtenführer. Sprachlich aber sind beide so ähnlich lautende Formen nicht zu vereinigen. Wie dem auch sei, jener Akea findet sich als höchst wichtiger Gott auf Nukuhiva wieder. Dort ist es Akea, der „Gott der Steine", welcher das Land aus dem Meere hervorgezogen hat (Mathias G*** 44). Und was vollends für die Göttlichkeit des hawaiischen Akea beweist, ist der Umstand, daß in Hawaii Akea ein Beiwort des Tane war, der zugleich (S. 276) Tane-nui-Akea, wie Ellis übersetzt, großer und weit sich breitender Tane hieß. Demnach ist Akea nur ein Beiwort und Tane damit gemeint. Dann aber muß das, was wir oben über den nukuhivischen Akea gesagt haben, doch wohl auch (wenngleich nicht mit zwingender Nothwendigkeit; so konnte ja auch noch manch anderer Gott genannt sein, der weitreichende) auf Tane sich beziehen und dies um so mehr aus folgendem Umstand. Ist Tane der hawaiische Akea, also zugleich der Gott der Unterwelt: so tritt nun erst unsere Verbindung des Tane mit dem Hikuleo der Tonganer (S. 277) ins rechte Licht und wird bedeutend gesichert. Nun heißt es, Akea habe Nukuhiva hervorgezogen aus Hawaiki, welches die Markesaner als Unterwelt faßten und den Akea nannten sie den Gott der Steine. War aber Nukuhiva — nach späterer Fassung — aus der Unterwelt aufgestiegen: was lag näher, als den Gott der Unterwelt dies Aufsteigen bewirken zu lassen? Die Erde, glaubte man, ruhe auf großen Steinen, weshalb derselbe Gott der Gott der Steine hieß; und die Uebertragung dieses Aufziehens von Tangaloa auf Tane mußte erfolgen, sobald das Festland als von der Unterwelt emporgestiegen galt. Daß aber Tane Gott der Unterwelt sein konnte, trotz seiner ursprünglichen Geltung als Sturmgott, haben wir schon oben auseinandergesetzt (S. 279). Die Uebertragung des Aufzieh-

mythus auf ihn kann übrigens auch deshalb, weil er Gott der Stürme war, die Himmel und Erde trennen, erfolgt sein. Die Ansicht, Nukuhiva sei aus der Unterwelt aufgestiegen, ist jedenfalls eine jüngere: denn wie hätten die Nukuhiver annehmen können, ihr sonniges schönes Land, in welchem ihr tägliches fröhliches Leben zu Hause war, sei aus dem unterirdischen Todtenreich, wo nur Nacht und Mangel herrscht, heraufgezogen? Jedenfalls muß auch Akea für einen Gott gehalten werden, trotz der entgegenstehenden Ueberlieferung der Hawaier selbst.

Wir haben jetzt den Umfang der Götterwelt durchlaufen, die einzelnen wichtigeren Gestalten betrachtet. Ueberblicken wir dies Alles noch einmal, so kommen wir zu folgenden Ergebnissen:

Die Religion der Polynesier hat mehrere Entwicklungsstufen durchlaufen. Zuerst kennt sie nur die Tiki, die Schutzgeister, welche ursprünglich wohl immer in Thiergestalt verehrt wurden, und zwar in der ältesten Zeit so, daß jedes besonders gefährliche oder besonders begehrenswerthe Thier, später aber, daß ein bestimmtes unter bestimmten Umständen erscheinendes Thier Schutzgeist wurde. Dieser Glaube galt noch, als schon bestimmte Staatsformen bestanden: denn auch diese größeren oder kleineren Vereinigungen haben ihre Schutzgeister. Ursprünglich aber hatte nur der einzelne seinen Tiki. Diese religiöse Anschauung beruht noch ganz auf Furcht oder den ursprünglichsten Bedürfnissen, denn nur deshalb wurden die Thiere Schutzgeister, weil man sie fürchtete oder weil sie die nothwendigste Nahrung boten; später, weil man das fremdartige Leben in ihnen scheute: und dies fremdartige Leben machte sie zu Göttern, welche aber alle individuell noch nicht geschieden sind. Dies zeigt sich noch deutlich in der Religion jenes alten Nebenstammes der Maori, der More-ore, der Bewohner Warekauriinseln: diese kennen nur Schutzgeister, d. h. jede Wohlthat, jeder Vortheil, den sie genossen, war die Gabe eines Atua, unter dessen Schutz sie stand (Travers bei Peterm. 1866, 63) — ganz die Tikilehre in ihrer einfältigsten Form. Doch haben die Moreore wohl auch eine reichere Mythologie gekannt, dieselbe aber auf so ganz einförmigen, kleinen, abgeschiedenen Inseln später vergessen.

Die zweite Stufe steht völlig unter der Herrschaft der Eindrücke, welche die Betrachtung der schon sicherer beherrschten Welt auf die Phantasie des Volkes macht. Jetzt entstehen im Geiste der Betrachtenden durch schöpferisch ungenaues Abstrahiren, Verknüpfen und Personi-

ficiren die mächtigen Gestalten seiner Hauptgötter, welche nun alle individuell verschieden sind und bestimmte, wohl geschiedene Charaktereigenthümlichkeiten zeigen. Hier ist nicht mehr die Furcht, der Nutzen, also nicht mehr die rohste Sinnlichkeit, die mythenbildende Kraft: sie liegt vielmehr in der Phantasie und auf diese wirkt minder das Furchtbare, als das Erhabene, das Schöne; und niemals einzelne mehr oder minder rasch vorübergehende Ereignisse, sondern wie Schirren sehr richtig sagt (169), das gleichmäßig Wiederkehrende, das täglich erscheinende Wunderbare. Diese Stufe, wie sie die höchste Bedeutung hat, hat auch die längste zeitliche Ausdehnung; alle deutlich vorgestellten mythisch und poetisch ausgeschmückten Göttergestalten gehören ihr an.

Die dritte Stufe ist nicht mehr so schöpferisch. Sie hat die Gottheiten alle, sie steht mit ihnen in ethischem Zusammenhang, aber sie sieht sie nicht mehr in unmittelbarer Anschauung: die Personifikation hat sich losgelöst und steht als selbständiges Wesen außer, über der Natur, ja sie verblaßt wohl auch ganz und gar und minder allgemein verbreitete, minder lebhaft aufgefaßte Götterbilder werden undeutlich, vermischen sich mit anderen, schwinden ganz oder bis auf geringe Reste; andere oder eigentlich alle werden anders gedeutet und oft nach mehr oder minder nüchterner Deutelei — denn die erste Verstandesthätigkeit, noch vielfach ungeschickt und kindisch, erwacht und macht sich auch ihnen gegenüber geltend — verschoben und getrübt, dabei aber bisweilen vertieft. Ja man kann sagen, das Bild der Götter, wie es aus der Natur emporstieg, verfliegt auch wieder in die Natur, welche die Polynesier in gleichartigster Einförmigkeit durch so lange Jahrhunderte, ja Jahrtausende umgab, ohne Anregung zu weiteren, höheren Abstraktionen. Statt der Naturgottheiten tritt ein neues Element auf: die menschliche Seele, welche man in ihrer Einheit und Bedeutung immer mehr fühlt, erhält göttliche Würde, sie, den Menschen näher stehend und fühlbarer als jene Naturpersonifikationen und Abstraktionen, tritt mehr und mehr an die Stelle der letzteren, freilich meist gefürchtet, seltener geliebt und segnend, weil sie immerhin ein unbekanntes Etwas ist, das unsichtbar im Dunkeln wohnt und ungern die sonnige Freude der Oberwelt verlassen hat. Der Glaube an Schutzgeister, von der Vorzeit her, ist noch nicht ausgestorben: an ihn schließt sich dieser Seelenkultus an, welcher in seinen ersten Anfängen möglicherweise bis in jene Urzeit hinaufsteigt. Mächtig

aber und einflußreich wird dieser Dämonenkult erst zur Zeit des sinkenden Heidenthums, d. h. zu der Zeit, wo dem gereifteren Geist der Völker die phantastischen Abstraktionen und Personifikationen, mögen sie auch nicht ohne logische Kraft, nicht ohne poetische Herrlichkeit, ja nicht ohne eine gewisse sittliche Tiefe sein, nicht mehr genügen.

So hat denn diese letzte Zeit eine außerordentlich große Menge mythischer Anschauungen, welche zusammengeflossen sind aus allen drei Stufen; daher Widersprüche, Dunkelheiten, Halbheiten in ihr durchaus häufig sind und mit Naturnothwendigkeit häufig sein müssen. Zur Zeit der zweiten Stufe — diese Zeiträume sind aber außerordentlich lang anzusetzen und jeder der beiden ersten zählt nach vielleicht vielen Jahrtausenden — zur Zeit der zweiten Stufe war es, als sich die Polynesier von den Mikronesiern trennten: doch schon ziemlich am Ende derselben, denn schon war der Glaube an die Einwirkung der Seelen im Aufblühen. Durch die Einwanderung der Polynesier in ihre neue Heimath — zunächst Samoa — erhielt ihre Phantasie durch so bedeutende neue Eindrücke einen neuen Schwung und so dauerte die mythenbildende Zeit bei ihnen länger wie bei den Mikronesiern, welche in der Heimath blieben und dort den Seelenglauben immer weiter ausbildeten, bis auch sie nach Osten vorrückten. Es ist zu beachten, daß ihre östlichsten Stämme, welche am frühsten fortgegangen sind, eine farbigere Mythologie erhalten haben, als die übrigen; am farblosesten (so weit unsere Quellen reichen) war die der Marianer, welche am spätesten ausgewandert sind und bei welchen daher die Seelenlehre ausgebildeter ist als irgend sonst in Ozeanien. Zu Anfang der dritten Stufe, welche also im eigentlichen Polynesien später beginnt als in Mikronesien, wie denn natürlich die Anfänge dieser Epochen sich stets nach der Individualität und den Schicksalen eines Volkes richten und daher sehr verschieden fallen, wanderten die Polynesier weiter nach den einzelnen Inseln und auch hier wurde z. B. in Hawaii die alte mythenbildende Kraft noch einmal durch jene wunderbaren Naturerscheinungen, die auf der Welt nicht ihres Gleichen haben, mächtig erregt, sie war also nicht abgestorben, doch im Absterben: denn die übrigen Inseln haben keine wirklich bedeutenden neuen Götter aufzuweisen. Nie aber darf man vergessen, daß diese drei Stufen weder nach Anfang noch nach Ende sich scharf abgrenzen lassen; vielfach laufen sie nebeneinander her, wie z. B. die Schutzgeister bedeutsam geblieben sind

bis zum Christenthum. So hat sich auch gewiß Vieles von jenen uralten Tikis auf die Götter der zweiten und dritten Stufe übertragen. Dahin rechnen wir, daß die großen Naturgötter, Tangaroa, Tane u. s. w. den Namen Kai-tangata Menschenfresser führen. Der uralte Schutzgeist war ein Kai-tangata: er fraß den Schutzbefohlenen auf und dadurch starb dieser. Wir haben diese Anschauung oben (328) nach Vorgängen in der äußeren Natur erklärt. Psychologisch richtiger und in größerer Allgemeinheit erklärt sie sich gewiß so: der Einzelne stand in fortwährender engster Beziehung zu seinem Tiki, der ihn so lange er lebte keinen Augenblick verließ. Hörte das Leben des Einzelnen nun auf, wie wollte man es sich anders erklären, als daß er zu seinem Tiki gegangen war? Dies aber faßte man nach ältester Weise grobsinnlich auf: der Tiki fraß ihn. Diese Art wie man es auffaßte, ist wohl zu beachten: beim Urmenschen überwiegt die Anschauung des Essens ebenso wie kleinste Kinder alles mit dem Munde zu thun versuchen. Hier also liegt der Grund, weshalb auch die späteren Götter Kai-tangata sind; zugleich wohl aber auch der Anfangspunkt dafür, daß man die Seelen für so überaus feindlich gegen die Lebenden glaubte, daß man auch sie die Lebenden fressen ließ. Und daß sich gleichfalls die Lehre von jener Läuterung der Seelen im Po dadurch, daß sie ein Gott frißt, von hier aus erklärt, bedarf nicht des Beweises.

Was wir hier als die Grundzüge der polynesischen Mythologie dargestellt und hoffentlich nachgewiesen haben, das sind die Grundzüge der Entwickelung des religiösen Glaubens bei allen Völkern der Welt, nur daß sich dieselben bei allen einzelnen Völkern individuell verschieden darstellen, wohl nirgends aber in solcher Reinheit wie gerade in Polynesien. Denn wenn wir auch auf jenen wichtigen allgemeinen Satz hier natürlich nicht eingehen können, das muß gesagt werden, daß gerade die Polynesier man könnte sagen das naturgemäß entwickelte und deshalb und nach dieser Richtung hin das vollkommenste Heidenthum von allen Völkern zeigen: denn nirgends hat sich ein Volk so ohne historische Schicksale, welche in die natürliche Entwickelung immer verschiebend, sei es hemmend oder fördernd, eingreifen, entwickelt, als es die Polynesier gethan haben. Und so zeigen sie uns nicht bloß mythologisch den Urtypus der Menschheit: sondern überhaupt, in ihrer ganzen Entwickelung. Sie zeigen, was der Mensch unter Verhältnissen, die seiner physischen Existenz nicht hinderlich sind,

aus sich selbst heraus leisten und werden — konnte und mußte. Weil aber die Polynesier von der frühesten Zeit her in dieser Abgeschiedenheit sich entwickelt haben, daher ist eine genaue Kenntniß ihres Wesens für die Geschichte der Menschheit von äußerster Wichtigkeit: denn in polynesischen Sitten, Einrichtungen und Gedanken findet sich oft der Schlüssel zu manchem, was bei anderen Völkern unverständlich sich erhalten hat.

Nach alle dem auseinandergesetzten wird es klar sein, daß und in welchem Sinne wir Meinickes Behauptung, die Religion der Polynesier sei zur Zeit der Entdeckung schon im Verfall gewesen, zustimmen. Es ist dies der Grundgedanke seiner durch und durch vortrefflichen Abhandlung über die Südseevölker und das Christenthum (vergl. das. S. 17, 18.) In's einzelne auf seine Ansichten einzugehen ist nicht nöthig: das Obige zeigt schon, wo wir abweichender Ansicht sind (vergl. Meinicke 21 f.). Die Personificationen der Natur waren nach psychologisch nothwendiger Entwickelung verblaßt ohne zum Monotheismus ausgebildet zu sein: die Seelenlehre, die Lehre von den Schutzgeistern, mochten diese nun Götter oder Seelen sein, bot keinen Ersatz und so ist es begreiflich, daß die christliche Religion den günstigsten Boden fand. In Tonga (Wilson 390) nannte man, wie schon erwähnt, alle fremden Gottheiten Feiga: und man stand nicht an, sie für besser als die eigenen Gottheiten zu halten, wenn sie sich mächtiger und tüchtiger erwiesen.

Hierin zeigt sich eine gewisse Nüchternheit der religiösen Begriffe, die wir auch sonst schon vielfach in Polynesien fanden. Doch war sie es auch gerade, welche den Polynesier zu dem gläubigen und devoten Menschen machte, der er war. Die Gottheit rechnete streng: also mußte man streng seine Pflichten erfüllen. Dies half den Missionären, es war aber auch ein Zug, welcher ihr ganzes Heidenthum durchdrang und sich merkwürdig genug äußerte, wie wir erkennen werden, wenn wir jetzt das Verhältniß der Polynesier zu ihren Göttern etwas näher betrachten.

Trotzdem daß ihr moralisches Gefühl ziemlich wenig entwickelt ist, bildete ihre religiöse Scheu und Empfindung doch den Mittelpunkt wie ihrer öffentlichen Einrichtungen so ihres Privatlebens, denn auch die allgewöhnlichste Handlung war durch Beziehung auf irgend eine göttliche Macht bestimmt und geleitet, die Religion war ihre wichtigste Angelegenheit, der alles andere weichen mußte. So war es auf

Tahiti (Ellis 1, 321), so in Tonga (Mariner), so überall. Die Götter erhielten auf Mangareva reichliche Opfer selbst zu Zeiten, wenn die Menschen hungerten (Lesson Mangar. 119). Diese religiöse Gewissenhaftigkeit zeigt sich auf's Allerstrengste in den Beobachtungen aller noch so verwickelten Religionssatzungen: doch ist sie moralisch — wenigstens in der späteren Zeit — nicht sehr hochstehend, denn Verletzungen gegen die religiösen Satzungen ist auch das einzige was die Götter strafen, und sonst ist man ihnen gegenüber von allen moralischen Pflichten gänzlich frei (Tonga Wilkes 3, 22; Tah. Mörenhout 1, 440; Mark. Vincend. Dum. 259). Zu beachten aber ist, daß wirklich bekehrte Polynesier eine wirklich reine und tiefe Frömmigkeit, welche keine Opfer scheut, an den Tag gelegt haben; und so mag auch in früheren Zeiten ihre heidnische Frömmigkeit minder äußerlich gewesen sein. Trotz aller Aengstlichkeit aber war man keineswegs, wenn man so sagen darf, gegen die Person der Götter sehr demüthig oder ergeben: vielmehr hatten die Priester Gewalt über die Götter, welche sie in Tonga oft derb anfuhren und ausschalten (Mariner 1, 364) und ebenso schalt man bei öffentlichen Unglück in Neuseeland die Götter (Polack 1, 234 f.) ja man verbrannte wohl gar zur Strafe Tempel und Götzen, wenn die Götter nicht ihre Schuldigkeit thaten (Portlock bei Forster R. 3, 69); man machte im Gebete hier Versprechungen, die man nie zu halten gedachte, man entschuldigte sich lügnerisch und beschuldigte ebenso lügnerisch seine Feinde, um sie bei Gott verhaßt zu machen (Polack 1, 234f.). Die Tahitier sagten zu ihrem Gotte, zu dem sie beteten, wohl: wenn du uns nicht hilfst, werden wir dich fernerhin nicht mehr verehren (Ellis 1, 317), sie warfen wohl gar sein Bild aus dem Tempel und zerschlugen es (eb. 350), ja auch Bezirksgötter wurden bei politischem Unglück abgesetzt und mit anderen vertauscht (Anderson bei Cook 3. R. 2, 350). Die Bewohner von Hao warfen, wenn er nicht half, ihren Gott weg (Beechey 179), die Markesaner prügelten das Götzenbild, wenn es nicht antwortete (Melville 2, 92), die Hawaier schoben ein Tabu auf oder verkürzten es, wenn sie wegen irgend eines Unglücksfalles den Göttern zürnten (Vankouver 2, 147); auch mißhandelten, verschenkten sie ihre Götzenbilder und vertauschten, wenn er nicht half den Schutzgeist rasch mit einem anderen (Cook 3. R. 3, 457). Hierher gehört es auch, wenn man in Tonga

die Erde schlägt, damit Maui ruhig liege. — Der Gott ferner, der minder guten Erfolg gab als ein anderer, wurde diesem auch in der Ehre untergeordnet. So hielten Tonganer die Götter der Weißen für mächtiger und deshalb gefährlicher als ihre eigenen Götter (Mar. 1, 321) und die Maori, welche sonst die Begräbnißplätze für sehr heilig halten, scheuten sich nicht, die Heiligthümer des überwundenen Feindes und seiner nun gleichfalls überwundenen Götter zu verwüsten (Polack 1, 42); auch das Herausrufen der Götter des Feindesgebietes, welches man bekriegen wollte, war nicht selten (Ellis 1, 316). Diese schlechte Behandlung traf indeß meist nur die Tikis oder die Seelen, selten oder wohl nie wandte man sich gegen wirklich hohe Götter mit einer solchen Drohung. Und die untergeordnete Stellung dieser Halbgötter mochte zuerst den Anlaß zu jener achtungslosen Behandlung geben. Indeß auch reinere Auffassungen herrschten. Der Oberpriester von Hawaii (Byron Bl. p. 201) hatte eines Tages das gewöhnliche Opfer an Fisch und Poe dem höchsten Gotte hingelegt. Sein Sohn, der den ganzen Tag unglücklich gefischt hatte, kam hungrig nach Hause und verschlang das Opfer. Aber vorher legte er seine Hände auf die Augen des Götzenbildes und fand, daß sie nicht sahen, dann steckte er seine Hand ihm in den Mund, aber er biß ihn nicht; darauf warf er seinen Mantel über das Bild und aß; nachher stellte er das Gefäß wieder hin, nahm seinen Mantel und ging fort. Da ihn sein Vater deshalb schalt, antwortete er: „Vater ich habe ihn angeredet, aber er hörte nicht; ich habe Tapa über seine Augen geworfen und er sah nicht: da lachte ich über ihn und aß." „Mein Sohn", sprach der Priester, „Du hast nicht recht gethan: es ist wohl wahr, daß das Holz nicht sieht, noch hört, aber der Geist da droben sieht alle unsere Handlungen." Denn man glaubte überall, daß der Geist des Gottes sich in das Götterbild, das Thier sich niederließe, nicht aber, daß das Bild, das Thier u. s. w. der Gott selber sei — womit die Wegwerfung des Bildes, die Zerstörung des Tempels nicht im Widerspruch steht, vielmehr in etwas anderes Licht gerückt wird: half das Bild nicht, so war es wohl eben nicht bewohnt von einem Gotte. Zerstörte man den Ruheplatz des Gottes, der sich feindlich erwiesen hatte, so war er eben dadurch verhindert, wieder zu erscheinen und so vermied man seine schädlichen Einflüsse. Diese Auffassung vergröberte sich dann freilich und man glaubte den Gott zu schlagen, wenn man das Bild schlug. Doch sind

solche derbsinnliche Vorstellungen von der Gottheit seltener: im allgemeinen faßte man sie geistig auf. Ein Neuseeländer antwortete auf die Frage, wie er sich den Atua vorstelle: „wie einen unsterblichen Schatten" (d. Neuseel. 213 nach Marsden): ein Anderer nannte ihn einen allmächtigen Hauch und stieß seinen Athem aus, um dies zu verdeutlichen. Und da man zu Tonga die Seele für einen Hauch ansah, so dachte man sich die Götter, die man hier und zu Samoa bildlich kaum darstellte, gewiß nicht materieller: wie schon die Schilderung der Schattenwelt Bulotu beweist. Derber dachten die Narotonganer. „Wenn Euer Gott Himmel und Erde erfüllt", sagten sie zu einem Missionär, einem eingeborenen Tahitier, „so wäre er dick genug, daß wir ihn sähen; unsere Götter sehen wir doch!" „und daß wir gegen ihn stießen", fügte ein Anderer hinzu (Williams 175).

Die eigenthümlichste und zugleich allgemeinste Form, in welcher sich religiöse Verehrung kundgibt, ist das Tabu oder (mundartlich) Tapu. Man versteht darunter ein Gesetz oder eine Beschränkung, welche durch die Religion geheiligt ist: also einen religiösen Bann, dessen Uebertretung zugleich Sünde und Verbrechen ist. Man hat nun — so Vincendon-Dumoulins Marqu. 259 — den Ursprung des Tabu in dem Bestreben des Adels gesucht, sein Eigenthum zu sichern und auch Hale (19f.) hält, wenn er von einem Tabucodex und seinem Urheber spricht, das Tabu für eine willkührlich und von einem Einzelnen gemachte Einrichtung, der freilich schon in der Urheimath der Polynesier seine Gesetze gegeben haben und gottbegeistert gewesen sein soll; daher es sich erkläre, daß man das Tabu als etwas Göttliches auffasse. Aehnlich äußerte sich auch Dieffenbach 2, 86f. Und freilich wurden die Tabugesetze vielfach wie eine Art von Polizei- oder Schutzeinrichtung benutzt. So ward abgetretenes Land gewöhnlich tabuirt, damit es um so sicherer dem Gebrauche der Eingeborenen entzogen wäre, deren keiner es nur berühren durfte, (Polack 2, 76, Dieffenb. 1, 129) ebenso Fischereien und Felder, so lange die Ernte darauf stand (Polack 1, 275) nebst den Fischern und den Bebauern (Diffenb. 2, 48), welche dann ihre Arbeit nicht eher einstellen konnten, bis sie vollendet war (Taylor 57). Der Wald war tabu so lange die Jagd oder das Einsammeln von Früchten und Beeren währte (eb. 55). Diese Gebräuche, welche hier von Neuseeland erzählt werden, gehen durch ganz Polynesien durch. Ueberall

geschah es, wenn ankommende Fremde ihre Schiffe frei von Besuch haben wollten, daß man ein Tabu darüber aussprach (Mark. Krusenstern 1, 130 Haw. Jarves 51 und oft). Als auf einem Berg unfern Honolulus Bergkristalle, die man für Diamanten hielt, gefunden waren, erklärte Tamehameha den Berg für tabu, damit er diese Schätze allein besitze. Und als er einst einen Eroberungszug machte, so belegten die Fürsten, die ihm folgten, all ihre Grundstücke und ihr Eigenthum mit Tabu, so daß die anwesenden Europäer keine Landesprodukte kaufen konnten (Broughton 34). Sollten unreife Früchte geschützt werden, so belegte man sie mit Tabu, wie es z. B. Erskine (45) auf Samoa fand; dasselbe geschah mit Schweinen, Hühnern, wenn sie etwa nach großen Festen, zur Vermeidung einer Hungersnoth, geschont werden sollten (Tonga Mariner 1, 129; 2, 222) und ebenso war es auf 10 Jahr mit den von Vankouver eingeführten Hausthieren zu Hawaii geschehen, so daß sie prächtig gediehen (Vankouver 2, 175; Broughton 35). Fische, welche man gemeinschaftlich gefangen hatte, waren bis zur Vertheilung streng tabu (Melville 2. 153). Ja und als einst zu Uwea ein Europäer sich schlecht betragen hatte, belegte ihn der König der Insel mit einem Tabu: wovon die Folge war, daß der Frevler ausgeschieden von allem Verkehr und Umgang in die schlimmste Lage gerieth (Hood 167). Auch Privatleute konnten sich dadurch ihr Eigenthum — etwa einen Baum voll reifender Früchte und dergl. — auf's allersicherste schützen daß sie ihn tabuirten (Melville 2, 179; Krusenstern 1, 191). Also ist es der Wirkung nach allerdings ganz richtig, wenn Taylor das Tabu für einen religiösen Gebrauch, der einen politischen Zweck hat, erklärt; oder Thomson (in Beziehung auf Neuseeland 1, 101) und Mathias G*** (von Nukuhiva 143) das Tabu als Polizei und bürgerliches Gesetz gelten lassen. So gebrauchte man die Einrichtung vielfach, wenn diese auch ursprünglich einen anderen Sinn und Zweck hatte. Welches war dieser aber? Er war ein rein religiöser und beabsichtigte nie vollständige Scheidung des Göttlichen und Reinen von dem Ungöttlichen und Unreinen. Das zeigt sich an vielen Zeichen. Zunächst ist alles Tabu, was den Göttern gehört, der Tempel der Marae, das Opfer u. s. w. und nur der Priester oder der Fürst kann ein Tabu auferlegen oder aufheben (Ellis 4, 385 f.; Tah. Mörenhout 1, 529 f. Haw. Vankouver 154; Neuseel.

Dieffenb. 2, 100f. Tonga Mar. 2, 83): Sodann brachte jede Berührung mit Leuten höheren Standes Tabu, denn dieser war selbst göttlicher Abkunft (Meinicke 28), während umgekehrt zu Nukuhiva wer ein Tabu brach, degradirt und Kikino wurde (Krusenstern 1, 192). Die Strafen, welche einen Tabubruch betrafen, gingen entschieden vom Zorne der Götter aus. Die Tempel also durfte das Volk und namentlich die Weiber nie betreten; wer es doch that, wurde streng bestraft, meist mit dem Tod, ja sogar mit dem Feuertod, wie dies letztere in Hawaii vorkam (Ellis 4, 385; Nukuh. Melville 1, 176; Porter 2, 39; Tahiti Mörenh. 1, 532; Wilson 459; Tonga Williams narr. 321; Neuseel. vergl. Meinicke 23), denn das Unreine mußte aus der Gesellschaft der Götter ausgemerzt werden. So waren in Hawaii die rothen Ohelobeeren der Göttin Pele heilig und deshalb für die Menschen tabu: ebenso alle heißen Quellen, alle vulkanischen Plätze (Ellis 4, 220). Und weil die Maraes den Göttern heilig waren, so wurden es auch die Männer, welche sie betraten — natürlich nur die, welche sie betreten durften — und daher kam es, daß die heiligen Plätze der Götter und aus demselben Grund die Häuser der vornehmsten Häuptlinge Asyle waren für Flüchtige (Tahiti Wilson 459; Turnbull 290). Doch waren in Hawaii nur zwei heilige Plätze, welche für Asyle galten (Ellis 4, 167; 363); in Tonga nur einer, das Heiligthum von Mafanga, wo indeß selbst die erbittertsten Feinde die Waffen niederlegen mußten (Mariner 1, 88: Pigeard nouv. ann. des voy. 1845, 4, 152). Da nun Speise zu sich nehmen eine Handlung ist, welche leicht Entheiligung bringt, so durfte in Neuseeland nicht in der Nähe von heiligen Plätzen gegessen werden, aber auch nicht in der Wohnung und Kranke brachte man deshalb vor die Wohnung, damit sie nicht zu verhungern brauchten (Nicholas 187; Polack 1, 239). Auch andere seltsame Sitten erklärten sich aus dem Tabu: so galt es für Frevel auf Tahiti, zu schlafen, indem die Füße dem Marai zugekehrt waren (Bratring 146). Da nun die Götter sich um Gefangene nicht mehr kümmern, denn der Schutzgeist des eigenen Stammes hat ihn verlassen, der des siegreichen nimmt ihn nicht auf (Shortl. 294f.): so ist ein Sklave durchaus keiner Tabuverletzung mehr fähig, und sie können alles thun, was für Andere verboten ist, z. B. Speise auf dem Rücken tragen, kochen u. s. w. (eb. 63). Krankheit ferner entsteht

dadurch, daß ein Atua oder ein Geist in den Kranken weilt; und so sind auch die Kranken tabu (Taylor 55) und manches, was wie eine große Härte in ihrer Behandlung aussieht, erklärt sich daraus. So schon, daß man ihre Nähe meidet, um das Tabu nicht zu brechen, wodurch es öfters kam, daß sie verlassen Hungers starben; daß man sie vors Haus schleppte, damit man sich ihnen nahen dürfe und dergl. Natürlich war auch die Speise der Kranken sowie das Feuer, mit dem sie gekocht wurde, tabu (Brown 23), während sonst gerade Speise und Feuer, bei welchen man Speise kochen könnte, eine enttabuirende Kraft hat; daher man in der Nacht zum Schutz gegen die Geister ein Feuer anzündete, daher nächtliche Wanderer einen Brand vom Kochfeuer bei sich trugen, um die Geister zu verscheuchen, (z. B. Shortl. a 83), daher zu Samoa, wenn eine Leiche im Hause war oder auch nach dem Begräbniß ein Feuer angezündet wurde, welches die Leiche oder das Grab bescheinen mußte (Turner 232f.) wie man glaubte und aussprach zu Ehren des Todten, ursprünglich aber gewiß nur, um die Seele desselben unschädlich zu machen und fern zu halten. Noch mehr war alles tabu, was mit den Leichen irgendwie im Zusammenhang stand, zunächst der Begräbnißplatz (Nuk. Melville 2, 84; Nuk. Tah. Forster Bem. 494; Tonga Mar. 1, 227; Hawaii Vankouver 2, 146f. Cook 3. R. 3, 464; 461.), dann die Leiche selbst (Samoa Turner 228), deren Anblick schon die Neuseeländer tabuirte (Polack 1, 108). Nach dem Rang der Leiche war das Tabu stärker (länger dauernd) oder schwächer (Tonga Mar. 1, 150.) Deshalb besorgten in Neuseeland (und ähnlich war es in Tonga Mar. 1,415 und in Samoa Turner 231) alte Weiber die Leichen, damit nur sie und Niemand sonst vom Tabu derselben, das auf Neuseeland nie von selbst aufhören konnte wie doch manches andere Tabu, betroffen würden (Brown 11). Auch die neugebornen Kinder gehörten dem Gott an und waren daher streng tabu und ebenso die Wöchnerinnen und es bedurfte überall bestimmter Feierlichkeiten und Gebräuche, um dies Tabu aufzuheben (Neuseel. Shortl. a 122; Tahiti Mörenh. 1, 536f. Wilson 469, Tonga Wilson 396; Mar. 2, 273; Samoa Turner 174f. 178). Noch strenger Tabu freilich waren die Embryonen, welche im Menstrualblut enthalten waren, wie man annahm; und da die Maoriweiber die mit diesem Blut befleckten Lappen häufig in das Flechtwerk der Wände

steckten, so wagte es Niemand in Neuseeland sich an eine Wand zu lehnen, damit er nicht dies Tabu bräche (Shortl. a 95; 276; 92). Wenn wir oben Recht hatten, in der Tattuirung das aufgeprägte Zeichen des Schutzgeistes zu sehen, so würde auch mit der Tattuirung ein Tabu verbunden sein müssen — und das ist es denn auch. Während der Operation und kurz nachher war jeder tabu und mußte, da er in diesem Zustande kein Essen berühren durfte, gefüttert werden. (Neuseel. Rutherford bei Reybaud 68; Nuk. Melville 2, 181); und da das Tabu ansteckende Kraft hatte, auch meistens mehrere Jünglinge gemeinschaftlich der Tattuirung unterzogen wurden, so war das ganze Dorf derselben zugleich mit tabu (Taylor 152). Natürlich war denn auch überall das Thier, in welchem dem Einzelnen sein Schutzgott erschienen war, für diesen tabu und durfte nicht von ihm gegessen werden (Samoa Williams 436 f. Turner 238; Hawaii Remy 163; Tahiti Mörenh. 1, 451; Tukopia Gaimard b. D'Urville b 5, 305-7). In Tonga waren die Schildkröten, welche von einer Göttin stammten und manche Fische tabu (Mar. 2, 238) und ebenso die Schildkröten zu Tahiti (Ellis 2, 93) wobei dann gleich bemerkt werden mag, daß auch das Zeichen, wodurch ein Gegenstand als tabuirt bezeichnet wurde, häufig ein Geflecht in Hai- oder Eidechsengestalt war (Mariner eb. D'Urville a 4, 304); daß ferner denjenigen, welcher ein Tabu gebrochen hatte, die Haie fraßen, worauf man, wie wir schon oben sahen, eine Art von Gottesgericht gebaut hatte (eb. 305). Nun war der Hai sehr häufig aber die Inkarnation des Tiki: und so hätten wir auch hier den Glauben, daß diese Inkarnationen tabu seien, das Tabu behüteten. So wie nun der einzelne diese Thiere nicht essen durfte, so war es gleichfalls eine Folge des Tabu, wenn den Weibern die besten Nahrungsmittel verboten waren. Die Weiber standen in keinem so nahen Verhältniß zu den Göttern als die Männer und deshalb durften sie das heiligste Gericht, Menschenfleisch, nie kosten, aber auch vom übrigen Fleisch nur wenig, nur unter bestimmten Ausnahmen (vergl. oben 121; Hawaii Ellis 4, 386; Cook 3. R. 3, 422; 437; Tahiti Mörenh. 2, 94; Tyerm. und Bennet 1, 267; Nukuhiva Mathias G*** 72) daher aßen auch die Weiber auf Hawaii und Tahiti nicht mit den Männern; und wenn in Neuseeland Nukuhiva, Tonga, Samoa auch einer freieren Sitte zu Folge

beide Geschlechter gemeinschaftlich aßen, so war es früher, wie Meinicke 23 sehr richtig aus einzelnen Spuren schließt, auch hier nicht anders. Waren doch die Weiber in Tonga von allen Heiligthümern auf's strengste geschieden (Williams 321), galten sie doch auch in Neuseeland für noa d. h. zum allgemeinen Gebrauch bestimmt, unheilig, nicht tabu, ohne Beziehung zu den Göttern; aßen sie doch bei den More-ore, sicher einer alten Abzweigung der Maori, getrennt von den Männern (Travers bei Peterm. 1866, 63). Daß nun die Kähne, welche den Göttern gehörten, tabu waren, versteht sich (Ellis 4, 387); auf den Markesas aber waren die Kähne überhaupt tabu und deshalb nie von Weibern zu betreten; weshalb diese stets schwimmend die Europäer besuchten (Melville 2, 5; Meinicke 25); ja selbst der Binnensee, auf welchen Melville ein Boot setzte, ward dadurch tabuirt (Melv. 2, 5).

Man sieht also, alle Dinge waren entweder tabu, geheiligt, mit den Göttern in Beziehung, oder noa, dem allgemeinen Gebrauch erlaubt. Woher kommt es, daß die Weiber alle noa waren, wenigstens alle unverheiratheten (Taylor 59)? In Samoa, Tonga, Neuseeland standen die Frauen der Vornehmen den Männern gleich (z. B. Grey a).; in Tahiti aber nur die der allerhöchsten Fürsten, welche sogar von jener strengen Absonderung im Essen frei waren (Vankouver 1, 105; Turnbull 264). Diese geringere Heiligkeit der Weiber kommt wohl daher, weil sie die schwächeren waren; wären nun auch sie tabu gewesen, so war niemand da, welcher die geheiligteren Männer bediente. So waren z. B. auf Rapa alle Männer tabu und durften nur von den Weibern gefüttert essen — und das noch 1839 (Mörenh. 1, 138)! Dann aber konnten die Männer der Weiber nicht entbehren, einer tabuirten Frau aber hätte man sich nicht nahen, geschweige sich mit ihr begatten dürfen. Mußten sich doch Männer, welche ein besonderes Tabu auf sich nahmen, der Weiber streng enthalten (Vankouver 2, 154; Taylor 78 f. Dieffenb. 2, 85) und waren doch umgekehrt schwangere oder menstruirende Frauen streng tabu (Nuk. Melville 2, 181; Tah. Wilson 461; Neus. Shortl. a 276). Ebenso hieß wahine (Weib) tabu jedes Mädchen, welches von seinen Eltern schon früh einem Knaben verlobt und deswegen besonders sorgfältig bewacht wurde, so wie jede verheirathete Frau (Dieffenbach 2, 36. Wakefield 1, 257). Tabu

war auch, wer ein besonders wichtiges Geschäft hatte, sowohl in Friedens- wie auch in Kriegszeiten; er durfte nicht rauchen, nur Lebensmittel, die in seiner Heimath gewachsen waren verzehren und mußte sich der Weiber enthalten (Dieffenb. 2, 85-6 Neuseel.). Auf den Markesas waren ähnlich gestellte oder besonders beliebte Personen auch des feindlichen Stammes selbst während des Krieges gleichfalls tabu (Melville 2, 20; oben S. 153).

So wie nun alles, was in besonderer Nähe, in größerer Verwandtschaft, in engerem Schutz der Götter stand, tabu war, so waren es denn natürlich auch die Vornehmen, der Adel in Beziehung auf das Volk und zwar umsomehr, je vornehmer einer war. So waren zunächst die Häuptlinge und die Leute aus dem Volke persönlich streng geschieden. Alles was ein Häuptling berührte wurde tabu für minder Vornehme. Daher kam es, daß zu Tahiti früher die Vornehmsten gefüttert wurden, damit sie durch Berührung der Speisen dieselben nicht dem ganzen übrigen Volk entzogen, (Mörenhout 1, 138) daß sie außer auf ihrem eigenem Grundstück nicht gehen durften und deshalb stets getragen wurden, damit das Land nicht durch ihre Berührung dem gemeinen Brauche ganz entzogen würde (Ellis 3, 102 f. Wilson 436); daß sie in kein Haus gehen durften, als in ihr eigenes, denn sonst hätte es Niemand mehr betreten dürfen (Tah. Ellis 3, 102 Tonga Cook R. 2, 131); daß Niemand sie berühren, Niemand aus dem Gefäß, das sie benutzt hatten, essen oder trinken durfte (Ellis 3, 102; Vankouver 1,81). Selbst ihr Eigenthum durfte man auf Neuseeland nicht berühren, (Taylor 56) ohne sich des Todes schuldig zu machen (Taylor 89) und floß eines Fürsten Blut zufällig in einen Kahn oder auf irgend einen Gegenstand (Haus, Feld u. s. w.), so ging dieser letztere in des Fürsten Besitz über (eb. 59 f.) Ein Beispiel hierzu gibt Dieffenbach 2, 85, f. Ruheplätze, wo große Fürsten einmal auf Reisen oder sonst geruht hatten, wurden tabu (Taylor 62). Natürlich waren die Fürsten selbst dadurch sehr beschränkt, denn konnten sie nichts gebrauchen, ja nichts berühren, ohne es tabu zu machen, so wurden sie dadurch nicht nur in ihrem Thun vielfach behindert, sondern ihr Leben auch vielfach gefährdet. Geschieht nämlich ein Tabubruch in der Umgebung eines Fürsten oder durch ihn und sein Thun veranlaßt, und er straft ihn nicht, so begeht er dadurch selbst einen Tabubruch, den die

Götter an ihm rächen und zwar um so schwerer, je vornehmer er ist, (Shortl. a 85). Dieser Einfluß des Ranges auf das Tabu zeigt sich auch sonst. Ein Mächtigerer konnte jedes Tabu, das ein minder Vornehmer entweder absichtlich aufgelegt oder durch seine bloße Anwesenheit hervorgerufen hatte, brechen; er konnte, was einem minder Vornehmen gehörte, sich ruhig aneignen, ohne Strafe der Götter zu fürchten, indem er es entweder berührte oder durch Benennung nach irgend einem Theile seines Körpers tabu und dadurch zu seinem Eigenthum machte (Taylor 59 f.). Hier liegt auch der Grund, weshalb die polynesischen Fürsten sich so schwer beleidigt fühlten, wenn man in der besten Absicht sie zu ehren ihre Namen auf Schiffe und dergl. übertrug; er war zu heilig dazu, und hätten sie es zugelassen, sie hätten sich eines schweren Tabubruches schuldig gemacht. Oder sie glaubten nach Uebertragung des Namens auch das volle Eigenthumsrecht über den Gegenstand zu haben: auch dieser Anspruch kam vor (Ellis 1, 155). Es ist ferner begreiflich, daß die Fürsten, denen das Tabu eine so ungemein große Machtfülle gab, gegen das Christenthum, welches die Tabubestimmungen aufhob, schon aus diesem Grunde feindlich gesinnt waren (Taylor 62); daß ferner ältere Personen noch jetzt — nach Shortlands Bericht (a 91) — an dem Tabu festhalten, denn so tiefgewurzelte Bestimmungen wurden nicht mit einem Male ausgerottet. Der König hatte natürlich so wie überall, so auch im Tabu den höchsten Rang. Deshalb betrat er, wenn ein neuer Tempel geweiht werden sollte, denselben zuerst, was man später auch auf christliche Kapellen übertragen hat (Tyermann und Bennet 1, 539, Tahiti). Da nun die Fürsten so heilig waren, so wurde auch ihr Name tabu und die Worte, welche ihn bildeten, durften in der gewöhnlichen Sprache nicht angewendet werden (Dieffenb. 2, 326, Taylor 94; Ellis 3 101; Vankouver 104; Meinicke 25). Doch auch sonst wohl konnten Worte aus irgend welchem Grunde tabu werden, wie dann z. B. Dieffenbach am See Rotorua für das Wort wai Wasser, welches tabu war, noni, für kai essen tami im Gebrauch stand; und so hieß auch der Ort wai-keriri damals noni-keriri (1, 396). Wohl mag sich dadurch, wie Dieffenbach meint (2, 326), manche dialektische Eigenthümlichkeit gebildet haben Daß hawaiischen Fürsten eine Sprache für sich hatten und daß man in ganz Polynesien mit Vornehmeren eine andere Sprache redete, beruht

zum Theil auf demselben Grunde. (Bd. V. 2, 227; oben). Besonders heilig war das Haupt und das Haar, letzteres weil es auf dem Kopfe wächst und dieser nach Meinicke 26 f. weil er der Sitz des Denkens ist. Daher erklärt auch Meinicke die ganz besondere Gier, die man überall in Polynesien nach Feindesköpfen hatte, deren Schädel man sehr sorgsam aufhob — wobei man an das in Malaisien so sehr verbreitete Koppenschnellen denken mag. Auch die Schädel der Angehörigen wurden deshalb besonders feierlich aufgehoben, ja wohl gar göttlich verehrt. Aber auch das Haupt der Lebenden wurde besonders hoch gehalten. (Dieffenb. 2, 100 f.). Wurde einem Häuptling das Haar geschnitten, so geschah das unter bestimmten Festlichkeiten und nachher wurde das Haar gesammelt und entweder feierlich auf dem Begräbnißplatz begraben oder wie die Schädel Verstorbener aufgehängt (eb. 2, 56; 100 f. Shortl. a 91). Da nun aber nichts für einen irgendwie Tabuirten gefährlicher war, als Speise auch nur zu berühren, geschweige zu essen; so durfte kein Maori mit den Händen essen, wenn er sich kurz vorher die Haare geschnitten oder auch nur gekämmt hatte (Savage 23) und eben deshalb wird als die höchste und sündhafteste Beleidigung, welche die Geister mit schweren Strafen rächen müssen, bei Shortland a 76 angegeben, daß Einer des Andern Kamm gestohlen und in's Kochhaus getragen habe. Als ärgster Fluch und größte Beschimpfung gilt es, den Kopf Jemandes zerbrochen oder gefressen zu wünschen (eb. 30). Kaum geringer aber ist die Beleidigung, wenn man irgend etwas zum Essen gehöriges mit dem Kopfe eines Menschen in Berührung bringt; daher einst ein ganzer Stamm für den Scherz eines Weißen, der einen kleinen Messingkessel auf den Kopf eines Häuptlings gestellt hatte, empfindliche Rache nahm (Wilkes 2,397). und als einst ein Missionär einem Maori ein Stück Knochen mit einer Scheere aus dem Halse zog, wo es beim Essen stecken geblieben war, verlangte dieser, sobald er nur wieder sprechen konnte, die Scheere für sich als Sühne des gebrochenen Tabu (Taylor 317): Daher fielen denn vor allen Dingen die Worte, welche den Namen eines Häuptlings bildeten, aus der Sprache aus, wenn sie irgendwie Speisen oder dergl. bezeichneten. Denn wenn man etwas, was sich auf eine Speise auch nur bezieht und wäre es ganz unabsichtlich, von einem Andern aussagt, so ist schon dies ein so schwerer Fluch, daß er nur mit dem Tode gebüßt werden kann (Taylor 94-5). Auf

dieser Vorstellung beruht es auch, daß häufig die Vornehmen so tranken, daß sie die Flüssigkeit nicht mit den Lippen berührten, sondern sie sich in die Hände, welche sie vor den Mund hielten, einschütten ließen. (Shortl. a, 88). Selbst die Asche, woran ein Vornehmer seine Pfeife angezündet — welche letztere seinen Mund, also den Kopf berührt, selbst diese Asche war tabu und natürlich aller Kopfschmuck und namentlich die Kämme (eb.). Ein vornehmes Kind war einst so voll Läuse, daß es jeden, der es sah, erbarmte: seine Mutter durfte ihm aber das Haar nicht schneiden, denn sein Kopf war heilig, sie schickte es deshalb zu seinem Vater. Allein auch dieser durfte es nicht, da der Großvater des Kindes noch lebte und, dieser erst schor und reinigte das arme Wesen, das nur wegen seines hohen Ranges so schmutzig war, aus Mitleiden, obwohl er selbst dadurch tabu wurde und nun gefüttert werden mußte (eb. 88 f.). Auf dem Kopfe oder Rücken durfte kein Vornehmer etwas tragen, namentlich aber keine Speise und daher kam es vielfach und nicht bloß aus Roheit, daß Frauen oft schwerer belastet wurden, als die Männer, da die Frauen noa waren (Taylor 56; Shortland a 85; 30, 294; Tahiti Mörenh. 2,92 f.) — Derselbe Glaube herrschte überall. Auf Tahiti durfte Niemand etwas auf dem Kopfe tragen und eine Berührung desselben galt als Beleidigung; abgeschnittenes Haar ward im Marae vergraben (Wilson 462), öfters auch, wenn dem König bei seiner Krönung das Auge des Menschenopfers dargereicht wurde, eingewickelt mit dargeboten (Cook 3. R. 2, 185). Je heiliger eine Person ist, um so heiliger ist sein Kopf: berührt den Körper eines neugebornen Kindes irgend etwas, so wird dies dem Kinde heilig; berührt es aber den Kopf, so wird es an einem geweihten Ort, der für das Kind umzäunt ist, niedergelegt, wenn es ein Baum ist, so wird er gefällt und verletzt derselbe im Fallen die Rinde eines anderen, so muß auch dieser gefällt werden (Wilson 462 Anm.) Ebenso mußte, wer höher als der König — also über seinem Haupte — stand oder gar mit der Hand über seinem Haupte herfuhr, sterben (Ellis 3, 102) und der katholische Missionär Laval erzählt (in den ann. de la propag. d. l. foi 1838, II 24-5; daher bei Michelis 76) daß die Greise auf Mangareva, welche noch Heiden waren, auf der Stelle flohen, sobald man ihr Haupt berühren wollte; ein Priester, dem ein Franzose aus Freundlichkeit die Hand auf's Haupt legte, ver-

lor die Sprache, die Augen drehten sich auf eine schreckliche Weise, sein Herz „schlug laut auf." Schon irgend etwas mit einem Menschenhaupte zu vergleichen, war ein Frevel (Wegener 82). Nicht anders war es auf den Markesas (Math. 9 ***48) und Hawaii (Ellis 4,387); über den Kopf eines Andern herzureichen, oder die Pflanzenfasern, aus welchen man die Kopfbedeckungen machte, zu zerpflücken war streng tabu auf Nukuhiva (Melville 2, 178), und auf Hawaii stand gleichfalls Tod darauf, sich über den König zu stellen oder die Hand auf sein Haupt zu legen, (Jarves 35). Dieselben Gesetze galten in Tonga: Paulaho, der König, trug Bedenken, in die Schiffskajüte hinabzusteigen, damit nicht Jemand über seinen Kopf hinweggehe (Cook 3. R. 1, 300). Aus dieser Heiligkeit des Kopfes und des Haares erklärt sich auch vielleicht noch eine Sitte der Tahitier etwas anders, als wir sie bisher erklärt haben: nämlich das Ausraufen des Körperhaares, welches man auf so vielen Inseln findet: Das Haar war zu heilig, als daß es irgend wo anders wachsen durfte als auf dem Kopfe. Und war das Haar wie der Kopf tabu, so mußte es allerdings im Gebrauch des Körpers sehr hinderlich sein, namentlich z. B. den Frauen gegenüber, welche ja noa waren.

Vieles andere, welches wegen ihrer größeren Heiligkeit den Fürsten zukam, haben wir schon oben besprochen (S. 192), wozu sich noch manches hinzufügen ließe: daß man ihnen aus dem Weg gehen mußte (z. B. auf der tonganischen Rattenjagd), daß man ihre Badeplätze, ihre Lieblingsquellen vermeiden mußte, daß man selbst vor ihren Häusern und todten Besitzthümern sich niederwerfen mußte (Mar. 1, 279 f.; Ellis 4, 387; Jarves 35; 52). Die oben erwähnte Entblößung des Oberleibes vor besonders heiligen Personen oder Gegenständen war übrigens auch in Tonga üblich (Cook 3. R. 2, 41). Wir müssen hier nun noch zunächst von dem Verhältniß der Speisen zum Tabu reden. Tabuirte durften die Speisen nicht anrühren und mußten sich füttern lassen oder nur solcherlei essen, was im Marae gleichfalls tabuirt war (Vankouv. 2, 154); vielfach aßen Weiber und Kinder ganz abgeschieden und in Tonga durfte man weder selbst in Gegenwart des Königs anders als mit abgewendetem Gesicht essen (Mar. 2, 235) noch dem essenden König zusehen, welchem daher das Volk den Rücken zukehrte (Cook 3. R. 2, 55).

Auch daß die bessere Speise den Göttern heilig und also nur den Männern erlaubt ist, daß ganz besondere Formen der Nahrungsmittel, wie schwarze oder rothe Schweine (Nuk. Melville 2, 181; Math. G*** 143) tabu waren, das begreift sich. Aber warum durfte man nirgends in einem Wohnhause essen (Dieffenb. 2, 44; Taylor 59, 56; Ellis 1, 129; Remy 165)? denn wenn Brown 14 sagt, weil ein Häuptling in demselben gewesen sein könnte, so genügt der Grund nicht, warum mußte die Küche überall vom Hause getrennt sein? Warum durfte man nicht mit einem anderen aus einem Geschirr essen, ja nicht einmal die Speisen für zwei in demselben Geschirr bereiten und auftragen? Warum durfte ein Nichttabuirter keine Speise eines Tabuirten und umgekehrt kein Tabuirter Speise die noa war, berühren ohne in Gefahr zu sein, zu schwellen und zu sterben (Marin. 1, 150)? Warum durfte man zu Samoa nicht im Hause wo ein Todter stand, essen, ohne Strafe der Götter, die meist in Zahn- und Haarlosigkeit bestand, also das Haupt traf, zu befürchten (Turner 228)? Und so könnte man noch lange weiter fragen: diese aber und ähnliche Fragen beantworten wir mit Folgendem. Zunächst scheinen in ursprünglicher Zeit alle Häuser und der Hausbau überall tabu gewesen zu sein, gewiß nicht bloß (Meinicke 27), weil er wie der Schiffbau in den Händen der Fürsten war. In Neuseeland konnte nur ein Freier, d. h. also einer der von Adel war, ein Haus besitzen (Mein. 25); Reste eines Hauses, eines Kahnes oder eines Zaunes sind tabu und solches Holzwerk darf daher nicht zum Kochen gebraucht werden (Dieffenb. 2, 43; 2, 100 f.), also auch hier ist jede Beziehung des Tabugegenstandes zum Essen sorgsam vermieden. Nun wurden für einen Tabuirten die nöthigen Speisen in einem kleinen Hausmodell, welches auf vier Ständern im Hofraum stand, aufgehoben (Shortl. a 86): also auch hier das Tabuirte in dem was tabu war, die Speise in dem Haus. Und überall herrschte die gleiche Sitte. Warum nun also verscheucht das Tabu so alle Speise? Da müssen wir noch weiter zurückfragen, um hier klar zu sehen: was ist denn eigentlich das Tabu überhaupt? Wir finden es auch in Malaisien. Auf den Molukken (van Schmidt in Tydschr. V, 1843, 2), gab es Zaubermittel, um Diebe abzuschrecken, da sie in Folge derselben krank wurden oder sonst ins Unglück geriethen. Krankheit aber verursachte eben entweder der Tiki oder der Geist eines

Verstorbenen und ähnlich waren gewiß die Zaubermittel von gleicher Wirkung auf Dschilolo (Tydschr. 1856, II, 218), auf Aru, wo man einen Pfeil als Zauber aufhing (Brumund in Tydschr. VII, 1845, 2, 283), auf Amboina (Valentyn 3, 11). Ganz dasselbe, was in Polynesien unter Tabu verstanden wird, bezeichnet auf Timor und den Nachbarinseln das Wort pamali (Veth 2, 315). Es ist das stehende Beiwort der Tempel auf Timor, der zugleich die Schätze des Königs sowie die erbeuteten Feindesköpfe bewahrt, und wo die Kinder der Rajahs ihren Namen erhalten (Freyc. 1, 638). Bei dem fast zwei Monate langen Feste, welches auf ein günstig ausgefallenes Koppenschnellen folgt, ist der, welcher die Köpfe erbeutet hat, pamali: er darf weder mit seiner Frau verkehren noch mit eigener Hand essen; vielmehr müssen ihm die Speisen von Frauen in den Mund gesteckt werden (Sal. Müller b 269), also ganz wie in Polynesien. Nach Sal. Müller (b 249) ist pamali ursprünglich ein javanisches Wort, bedeutet Verbot und war früher auch in Java für die gleiche Sitte gebräuchlich, so wie ebenfalls in Sumatra (Hollander 610). Ganz ebenso galt es unter den Ot Danom (Schwaner 2, 148), den Hügeldajaken um Pontianak, Sambas und Sadang (Low 248) und sonst auf Borneo (Proceed. R. G. S. II, 348). Den Hügeldajaken war ein Sterbehaus für 12 Tage pamali, indem Niemand in dasselbe eintreten, nichts aus demselben geholt werden durfte; bei ansteckenden Krankheiten tritt eine Pamali von 8 Tagen ein, während dessen jede Thätigkeit, selbst Opfer aufhören; auch die Angehörigen eines Kranken übernehmen bisweilen ein solches Pamali, um ihn zu retten (Low 260) Wöchnerinnen waren hier, auf Celebes und sonst gleichfalls pamali (Wallace 1, 309). Auf den Pagehinseln sind bestimmte Handlungen z. B. das Dorf zu verlassen, gewisse Speisen zu essen, Handel zu treiben, einen Fremden ins Dorf zu führen und dergl. für die Arbeiter, welche an einem Hause bauen, für die Frauen nach dem Wochenbette, für die Verwandten eines Gestorbenen verboten (Hollander 531). Aehnlich fanden wir, woran hier noch erinnert werde, die Einrichtungen im nordwestlichen Polynesien sowie in Mikronesien.

Also auch hier knüpft sich das Tabu oder Pamali an den Hausbau, an Krankheiten, Tod, Geburt, an Tempel und Krieg sowie an die Nahrungsmittel an, ganz wie in Polynesien. Alle diese Dinge aber standen unter ganz besonderer Aufsicht der Götter und namentlich

der Schutzgötter. In Polynesien nun war es ein ganz gewöhnliches Mittel, daß man das Tabu durch aufgerichtete Tikibilder, d. h. Bilder der Schutzgötter bezeichnete (Neuseel. Michelis 89; Tah. Ellis 3, 106) oder wie in Tonga und Samoa durch Geflechte und Tapastücke in Gestalt einer Eidechse oder eines Haies (Mariner 2, 274; d'Urville a 4, 304; Turner 294-5) — was ganz dasselbe ist, denn Eidechse und Hai waren nur Bilder der Schutzgeister. Brach aber einer das Tapu, so fraß ihn der Fisch auf: d. h. so fiel er in die Gewalt des Gottes, welchen der Fisch darstellte. Auch das Wort läßt sich erklären; ta heißt neuseel. sehr, pu bezeichnen tapu also bedeutet „streng bezeichnet, verboten" (Shortl. a 81) — und wenn wir nach allem Vorstehenden zur Deutung dieser Sitte gehen sollen, so war die ihr zu Grunde liegende Anschauung wohl folgende: Alles, was den Göttern geheiligt ist, angehört, steht über menschlichem Gebrauch: wer es von den Menschen berührt, muß sterben.

Also sind Tempel, Idole, die vornehmen Menschen und alles was mit ihnen in Berührung kommt, tabu. Das Tabu hing aber ganz vorzugsweise mit den Schutzgöttern zusammen und ist von diesen wohl ausgegangen. Denn sollte der Schutzgott wirklich sein, was er um den einzelnen zu beschützen sein mußte, so war es nöthig, daß, wo er auftrat, sofort jede Gefahr aufhörte. Da nun bloß die vornehmen Geschlechter eine Beziehung zu den Göttern hatten, so konnten auch sie nur einen Schutzgott haben: und so ist es auch der Schutzgeist, welcher im Tabu der Vornehmen wirksam ist. Von den Schutzgeistern übertrug sich erst dieser Gebrauch auf die übrigen Götter. So sehen wir also im Tabu ein Zugehören zum Schutzgeist, ein Getrenntsein von allen menschlichen Einflüssen: war nun aber Krieg, so lag es nahe, sich dem Schutzgeist besonders zu empfehlen, den man ja mit in den Krieg nahm — man war also tabu. Der Hausbau stand unter besonderem Schutz des Familiensgottes, dem des Haus heilig war: also tabuirte er die Betheiligten. Daher mußten neugebaute Häuser durch den Priester erst exorcisirt, d. h. dem Gotte entzogen und den Menschen bewohnbar gemacht, enttabuirt werden (Nuk. Langsdorff 1, 110; Hawaii Jarves 68). War nun aber das Tabuiren nichts anderes, als ein besonders enger und strenger Schutz des persönlichen Schutzgeistes, den man herbeirief, so erklärt sich hieraus — aber auch nur hieraus, denn wie hätte man die übrigen Götter mit so persönlichen

Dingen behelligen können — die Möglichkeit, daß jeder was er wollte von seinem Eigenthum tabuiren konnte, hieraus auch die Leichtigkeit, mit welcher das Tabu sich mittheilte, da der Schutzgeist überall zugegen ist und vielleicht auch die besondere Heiligkeit des Kopfes und des Haares, in welchem man den Schutzgeist wohnend dachte. Nur aus dieser Annahme erklärt sich ferner der seltsame Gebrauch, das Tabu durch Tikibilder, sei es in Menschen- oder Fischgestalt, zu bezeichnen; und nur durch sie der höchst merkwürdige Glaube, der sich (Labillard. 1, 307 und 321) auf Amboina fand, daß der Geist des verstorbenen Eigenthümers noch nach dem Tode seine Felder bewache: zum Zeichen stellte man die Nachbildung einer Grabhütte in die Felder, welche dadurch wirklich gesichert waren. Denn die Seelen der Abgeschiedenen und die Schutzgötter berühren sich, namentlich in späteren Zeiten, so vielfach. Glaubte man doch auch in Polynesien, daß durch die Tabuirung eines Gegenstandes ein Atua auf denselben herabführe (Krusenst. 1, 191. Langsdorff 1, 116) Auch das muß hier noch einmal erwähnt werden, daß zwei feindliche Stämme, deren Fürsten untereinander verschwägert waren, einen Frieden schließen mußten, wenn ein Mitglied des Fürstenhauses des einen Stammes, während seines Verweilens im fremden Stamme starb; es trat also ein Tabu ein, welches von dem Geist des Abgeschiedenen ausging (oben 153). Auch daß das Tabu stets mit Sonnenuntergang anfing (Chamisso 150) ist wichtig: die Nacht ist das Sinnbild des ewigen Po, in welchem die Götter wohnen.

Jetzt nun können wir unsere obige Frage aufnehmen. Warum verscheucht das Tabu so sehr alles Essen? Man gebrauchte Speisen als ein hauptsächliches Zaubermittel, indem man annahm, daß der feindselige Geist in den Speisen einführe in den, welchen er schaden sollte (Shortl. a 82; 95). Die Speise eines jeden einzelnen stand nun unter ganz besonderem Schutz des Schutzgottes; sei es weil sie durch den Kopf in den Leib gelangt, sei es, weil sie das Erhaltungsmittel des Einzelnen ist oder daß man in dem Hineingehen und Verschwinden der Speise das schärfste Bild für das Eindringen des Schutzgeistes sah, wie ja auch die Seele als Speise in den Bauch des Gottes gelangt. Die Speise also stand in besonderer Beziehung zum Schutzgott: folglich durften wo das Tabu sich streng erhalten hatte, Leute, welche nicht von gleicher Heiligkeit waren, Weiber, geringere Stände ni

mit Vornehmeren essen; denn sie hätten sonst den Schutzgeist des Vornehmeren, der ja gerade so besonders in der Speise weilte, verletzt und seine Rache auf sich gezogen. Hätte man nun aber gar die Speise eines anderen genossen; so wäre ja der Schutzgeist desselben gezwungen gewesen, in den Leib des Essenden zu fahren und konnte dort natürlich nur feindselig wirken. Daher erklärt sich die wunderbare Sitte, daß Gäste die Reste des Vorgesetzten, welche sie nicht mehr essen konnten, mitnahmen, nicht aus Gier, denn sie warfen das Mitgenommene oft heimlich fort, sondern damit durch solche zurückgelegte Speise kein Tabubruch oder böser Zauber entstehen könne (Shortl. a 97) und deshalb müssen Vornehme ganz besonders vorsichtig sein: denn je vornehmer einer ist, je stärker ist das von ihm ausgehende Tabu: daher sie auch stets die Speisen mitnehmen (eb. 86). Bemerkenswerth ist aber, daß Kava durch keinerlei Berührung tabu wurde (Mariner 2, 235). — Haben wir so das Wesen des Tabu richtig erklärt, so fällt damit von selbst die Behauptung Marsdens (bei d'Urville a, 2, 528), das Tabu habe nur den Zweck, den Zorn der Gottheit zu besänftigen und sie günstig zu stimmen, wonach es also eine Art von Gelübde oder Selbstbeschränkung wäre zum Dank für oder als Bitte an die Götter.

Es bleibt uns jetzt noch übrig, manches Einzelne, namentlich aber die Legung und Aufhebung des Tabu zu besprechen. — Tabufarbe war weiß auf Hawaii (Ellis 4, 167; 389; Cook, 3. R. 3, 400), auf Nukuhiva (Porter 2, 116), daher man Weiß bei Begräbnissen und Festlichkeiten trug (Vincend Dum. Marq. 264); doch konnte man hier auch andere Farben für tabu erklären und damit alle so gefärbten Dinge tabuiren; (Mathias G*** 52); weiß war die Tabufarbe auf Tahiti (Wilson 437. Anm.), Tonga (Mariner 2, 234), auf Samoa (Turner 296; Williams 450 roth auf Neuseeland auf (Taylor 94), daher in früheren Zeiten tabuirte Personen hier in Hütten mit rothgemalten Pfosten wohnten, damit man sie schon daraus erkennen könne (Shortl. a 92). Roth ist die heilige Farbe der Idole, der Todtengeräthe, der Kriegskähne, der Häuptlingswohnungen, der Denkzeichen auf den Gräbern. Die Häuptlinge färbten sich selber fast ganz roth (Taylor 95). — Das Tabu legte der Priester oder der hohe Adel auf und nur wer es auflegen konnte, konnte auch davon befreien. Auf Hawaii legte es

nur der Priester auf (Ellis 4, 388) und selbst der König war hier an ein vom hohen Priester ausgesprochenes Tabu gebunden (Arago 2, 179), sowie der Priester die Erlaubniß geben mußte, als auch Vankouver mit tabuirt werden wollte (Vankouv. 2, 154). Doch hatte der König hier wenigstens in einzelnen Gegenden das Recht, die Dauer eines Tabu zu verkürzen (eb. 151), wie sie auch besondere Beamte mit der Aufsicht über die Haltung des Tabu beauftragten (Ellis 4, 387). Auch auf den Markesas war es der Priester der es auferlegte und wieder aufhob (Melville 2, 7; Krusenstern 1, 191), während auf Tahiti zwar auch die Priester das Tabu aussprachen, allein fast nur auf Verlangen der Häuptlinge selber (Mörenh. 1, 529 f.) welche aber auch schon für sich allein es geben und aufheben konnten (Wilson 437, Anm.). Auch in Neuseeland gaben und lösten die Priester das Tabu (Taylor 78, Dieffenb. 2, 100), doch sie nicht allein: vielmehr konnte jeder Mächtigere das Tabu eines minder Mächtigen brechen (eb. 59). In Tonga dagegen legten die Vornehmen das Tabu auf und lösten es auch wieder (Mariner 1, 129; 2, 88), wie es auch auf Uwea der König auflegte (Hood 167). Allgemeine Tabus wurden durch Heroldsruf bekannt gemacht (Ellis 4, 388) oder durch bestimmte Zeichen an den tabuirten Gegenständen. Die Tikibilder haben wir schon erwähnt: außerdem wendete man Büschel von Bambuslaub, aufgesteckte Stangen an, man band ein Kokosblatt an einen tabuirten Kokosstamm (Ellis 4, 389, Hawaii) man wandte weiße Stäbe an, bekränzte den Stamm eines tabuirten Baumes (Porter 2, 116. Melville 2, 179 f. Markesas), man schälte ein Stück Rinde los (Dieffenb. 1, 81, Neuseel.), man band ein Querholz an einen Baum (Turner 295, Samoa) u. s. w. kurz man wandte eine Menge Zeichen an: welche wohl nur als Marke dienten. Größere Tabus, welche öffentlicher Art waren, wurden meist Abends eröffnet, bei Sonnenuntergang (Ellis 4, 389; Vankouver 2, 155); das aber war die Zeit, wo die Macht der Geister erst recht anging. Solche allgemeine Tabuzeiten, welche sich natürlich sehr scharf von dem ewigen Tabu der Tempel, Idole, Vornehmen, Kranken u. s. w. sowie von den partikulären und Privattabus trennen, traten ein mit Annäherung eines großen Festes, eines Krieges, bei der Krankheit eines Fürsten oder bei allgemeiner Landestrauer (Vank. 1, 91). Die Dauer dieser Tabus war verschieden: in ganz alten

Zeiten soll eins einmal auf Hawaii 30 Jahre gedauert haben, ein anderes 5 Jahre, während welcher Zeit kein Scheermesser an die Männer kommen, sie nur gefüttert essen, keinen Nichttabuirten berühren durften u. s. w. Dieselben strengen Bestimmungen galten beim Tabu, welches nach des Tuitonga Tod eintrat (Mariner 2, 227). Vor Tamehameha war die gewöhnliche Dauer 40 Tage: doch beschränkte er es auf 10 oder fünf, ja bisweilen auf einen Tag (Ellis 4, 387 f. Bank. 2, 151). So wie hier war es in ganz Polynesien: auch auf den Gesellschaftsinseln gab es Sagen von Tabus die 10-12 Jahre lang gedauert hatten (Ellis 4, 388). Auch die partikulären Tabus dauerten oft lange genug: so wurden zu Tonga die Hühner, Schweine nnd Kokosnüsse nach einem großen Feste auf 8 Monate tabuirt (Mariner 1, 129) und nicht viel kürzer waren die Tabus gleicher Art auf den anderen Inseln (z. B. Wilson 437). Ein Mann aus dem Volke, der einen Fürsten berührt, ist je nach dem Rang des letzteren 3-5 Monate tabu, wer den Tuitonga, auf 10 (Mariner 2, 150, 235), und während die übrigen Tabus von selbst vergingen, so konnte das durch Berührung des Tuitonga entstandene nur nach bestimmten ganz besonderen Ceremonien aufhören (eb. 235). Es frommt nicht, die einzelnen einschlagenden Bestimmungen durchzugehen: wohl aber ist noch zu erwähnen, daß es zwei Arten Tabu auch nach dem Grade gab, deren eines, das gewöhnliche, von den Männern (und nur von diesen) Enthaltung von den Geschäften und bestimmte Gebete im Tempel erforderte, das andere aber, das strenge, von höchster Schwierigkeit für das ganze Land war. Denn jedes Feuer, jedes Licht muß gelöscht werden; Niemand darf unter Segel gehen oder baden oder auch nur (Bank. 2, 154) sich mit Seewasser benetzen; Niemand als der Priester darf sein Haus verletzen, kein Thier darf einen Laut von sich geben (weshalb man Schweinen und Hunden das Maul zuband, Hähne unter eine Kalabasse setzte), sonst ist das Tabu gebrochen und alle Mühe umsonst. Während dieser Zeiten galten auch die übrigen Tabugesetze, die welche besondere Unterwürfigkeit vor den Fürsten verlangten u. s. w. mit besonderer Strenge (Ellis 3, 388, vergl. Bank. 1, 91). Man legte solche öffentlichen Tabus auf, um von den Göttern etwas zu erlangen: Sieg, Gesundheit eines Fürsten, gute Ernte und dergl.: brach man es aber, so verlor man natürlich auch die Aussicht auf Erfolg. Wer daher

das Tabu brach, der mußte sterben und zwar als Opfer für die Götter (eb. 389). Diese Todesstrafe vollzog der Priester, der Fürst oder der welcher den Schuldigen ertappt hatte (Dieffenb. 2, 100f.); ungesehenen oder unbewußten Tabubruch straften die Götter selber und zwar durch Krankheit. In Tonga schwoll einem der das Tabu brach die Leber und er starb (Mariner 1, 150); ebenso in Samoa. (Williams 438.) Oder es wurde in den Verbrecher ein böser Geist, meist ein Kindergeist geschickt, der ihn aufzehren mußte (Shortl. a 94-5. Thomson 1, 219; Mörenhout 1, 529), wenigstens nach argem Tabubruch; minder schwerer zog den Tod nicht nach sich (Remy 159). So ist es denn ganz begreiflich, wie das Tabu als Polizei gleichsam dienen konnte, als Gesetzbuch; auf der anderen Seite aber auch einmal, daß man diese Tabueinrichtungen zu bösem Zauber oder Beschädigungen des Feindes benutzte (Shortl. a 96), der ja sterben oder leiden mußte, wenn man ihn durch List verleitete, unbewußt ein Tabu zu brechen; und andrerseits, daß man eine Menge Vorsichtsmaßregeln hatte, um sich zu hüten. So legte man sich nie an eine Wand an, man nahm seine Speisen mit, man vergrub seine Haare im Begräbnißplatz, man machte auch fremdes Land, ehe man es betrat, erst noa für den Fall daß es tabu wäre (Shortl. a 84). Die hawaiischen Fürsten hatten ihre besonderen Diener, welche ihnen einen verschlossenen Spucknapf stets nachtragen mußten, denn der Speichel war heilig wie das Haar (Kotzebue 2, 20; Neufeeland Cook 3. R. 2, 309) und so ließ sich noch vieles aufzählen. Dadurch daß die Europäer bei ihrer ersten Ankunft unwissentlich oder doch unachtsam öfters gegen die Tabus verstießen, ist manche Feindseligkeit zwischen ihnen und den Eingebornen entstanden.

Wurde nun ein Tabu aufgehoben, so waren dazu sehr weitläufige Feierlichkeiten nöthig, wie solche auch bei der Auflegung eines Tabu stattfinden mußten (Bank. 2, 154). Doch waren die, mit welchen es beschlossen wurde, bei weitem länger und größer; für Tahiti beschreibt sie Wilson 437 Anm. für Tonga Mariner 1, 128-34. Auch konnte das Tabu, was auf Einzelnen lag, durch bestimmte Ceremonien getilgt werden und zwar zunächst durch Abwaschung mit Wasser, wofür man indessen in Tonga auch eine saftige Pflanze gebrauchen konnte (Cook 3. R. 2, 130; Mariner 2, 234). Deshalb wurde der junge König zu Tahiti, ehe er den rothen Gürtel anlegte,

vom Priester im Meere mit Meerwasser besprengt und ihm so wie in einer Art Taufe alle unwissend begangenen Tabuverletzungen abgewaschen (Mörenh. 1, 441). Dies ist sicher der ursprüngliche Sinn dieser Ceremonie; und wenn Ellis sagt (3, 110), sie habe gedient, um frühere Sünden von ihm zu waschen, so ist das gewiß eine spätere Umdeutung, da die polynesischen Götter keine anderen Sünden anrechnen, als Tabuverletzungen. Und so eilte man in alten Zeiten auch in Neuseeland (nach Grey a 168), um einen Fluch abzuwaschen, den ein feindlicher Mund ausgesprochen hatte, rasch zu einem Strome und badete daselbst, während der Priester allerlei Gebete sprach. Ebenso, wer in Samoa sich dem König nahen wollte, mußte sich vorher, da dieser so heilig war, mit reinem Wasser besprengen (Turner 342); Kranken verordnete der Priester als Heilmittel öfters Beichte ihrer Sünden und Zurücknahme von Flüchen gegen Andere, wobei Ausspülen des Mundes mit Wasser nöthig war (Turner 224); und so mag auch das Mundausspülen und das Händewaschen vor und nach Tische, welches überall in Polynesien Sitte war, mehr auf religiösen Gründen als auf Reinlichkeit beruhen. Auch die neugeborenen Kinder wurden erst (oben S. 131 f.) nach bestimmten Ceremonien noa: unter diesen war in Neuseeland und Uwea der Gebrauch das Haupt des Kindes mit Wasser zu benetzen oder das Kind ganz in Wasser zu tauchen (Michelis 166. Davis 195; Grey a, 80) ein Gebrauch der gewiß einst über alle Inseln verbreitet war — Waschungen der Neugeborenen sind überall gebräuchlich — und sicher uralt ist: durch die reinigende, befreiende Kraft des Wassers ward das Tabu des Kindes aufgehoben. — Ferner wurde ein Gegenstand auf Neuseeland noa, wenn er über eine Batate oder Farnwurzel, die mit heiligem Feuer gekocht war, gerieben wurde: jene Wurzel mußte dann das Familienhaupt in weiblicher Linie essen (Shortl. a 90). Eine merkwürdige Ceremonie herrschte in Tonga, um das Tabu, das vornehme Personen verbreiteten, zu vermeiden, welche man moemoe nannte: jeder Geringere mußte sich vor dem Vornehmern zur Erde neigen und dann des Letzteren Fußsohlen mit beiden Handflächen berühren; doch ist darnach immer eine Abwaschung der Hände oder eine Abreibung mit Bananenblättern nöthig (Cook. 3. R. 2, 129 f.; Mariner 1, 449; 2, 234). Dies Moemoe unterläßt auch von zwei Ehegatten der minder Vornehme nie, so oft beide zusammen sind;

und ebenso üben es die Spielgefährten der Fürstensöhne von frühester Jugend jedesmal beim Zusammenkommen mit ihren Spielgenossen aus (Mariner 2, 299). Nur beim Tuitonga wendet man es nicht an: denn der ist selbst dazu zu vornehm; es bedurfte zur Aufhebung eines von ihm ausgegangenen Tabus anderer Ceremonien (eb. 235). Daß dann Opfer und Gebete zur Aufhebung des Tabu nöthig waren, versteht sich von selbst.

Auch jetzt ist das Tabu noch nicht ganz abgeschafft. Shortland (a 91) fand in Neuseeland noch viele ältere Leute, welche daran glaubten, und noch 1861 entstand durch einen Tabubruch zu Samoa Krieg (Hood 90). Indeß erliegt es natürlich dem Christenthum immer mehr und mehr, oder ist doch von ihm umgedeutet; wie denn der Sonntag vielfach „Tabutag" genannt wird (Ellis 4, 390) und entsprechend auch anderes durch die Kirche Ver- oder Gebotenes. Auch durch den weltlichen Verkehr mußte es immer mehr schwinden: zuerst nahm man in Neuseeland die Europäer davon aus und da ihnen die Uebertretungen nichts schadeten, so verlor die Sitte immer mehr an Strenge (Taylor 59). Dieffenbach erzählt, man könne, wenn man die Eingeborenen vernünftig behandelte, die einzelnen Tabu durch Geld ablösen (2, 100 f.) und später sind häufig Geldbußen bei Tabuverletzungen angewendet.

Wie das Tabu den einzelnen dem Gotte heiligt, so gab es auch eine ganze Gesellschaft, welche den Göttern oder vielmehr einem bestimmten Gotte heilig und deshalb tabu war. Es ist dies die Gesellschaft der Areoi, über welche wir jetzt eingehender reden müssen. Die tahitischen Areoi waren dem Oro geweiht und man erzählte über ihren Ursprung, der in die ersten Zeiten des Menschengeschlechtes zurückgeführt wurde, weitläufige Mythen, welche im Wesentlichen übereinstimmend von Ellis (1, 229 f.) und von Mörenhout (1, 485 f.) berichtet werden. Oro, so heißt es, Taaroas Sohn, wollte sich mit einem menschlichen Weibe vermählen und schickte deshalb zwei seiner Brüder, Tufarapainuu und Tufarapairai auf die Erde (Ellis 1, 231; nach Mörenh. 485 stieg er mit seinen Schwestern Tauri und Oaaoa auf dem Regenbogen selbst hinab) um zu suchen und diese findet endlich auf Borabora die schöne Vairaumati: darauf schlug Oro den Regenbogen als eine ständige Brücke vom Himmel zur Erde und vermählte sich mit jenem schönen Weibe. Seine Brüder Orotetefa und Urutetefa aber vermiß-

ten ihn im Himmel, da er auf Erden bei seiner Gattin weilte, und beschlossen daher, ihn aufzusuchen. Nachdem sie ihn gefunden, gaben sie ihm ein Schwein und rothe Federn zum Geschenk, in welche sie sich verwandelt hatten, und welche blieben, obwohl sie ihre eigentliche Gestalt wieder annahmen. Aus Freude hierüber machte Oro seine Brüder (obwohl auch diese von Taaroa stammten) zu Göttern und zugleich zu Areoi in dieser Welt, damit sie auch hier unten die nöthige Achtung und Macht hätten. Er selbst aber kehrte als Feuersäule (Mör. 488) in den Himmel zurück, wohin ihm Vairaumati und der Sohn, den sie ihm geboren, Hoa-tabu-i-te-rai (Freund der dem Himmel geheiligt ist) nachfolgten, letzterer nach einem berühmten thatenreichen Leben auf Erden. Das Schwein, welches die Brüder dem Oro geschenkt hatten, warf sieben Junge, deren eines Oro selbst zum ersten Weiheopfer für die Gesellschaft geopfert hatte; die Gesellschaft hatte sieben Grade und vielleicht ursprünglich ebenso viel Abtheilungen, welche sich über alle Inseln zerstreuten. Allerdings ist das nicht nachzuweisen: denn Ellis erwähnt acht Abtheilungen nnd zehn Vorsteher der Gesellschaft, von denen auf Huahine und Raiatea je zwei kommen 233); Mörenhout erwähnt (489) gar zwölf Abtheilungen, welche über die Inseln vertheilt waren. Er sagt, daß Tahiti sechs von ihnen habe; gelten diese als Einheit und rechnen wir die anderen Inseln je mit einer, so haben wir Ellis Zahl. Jede Abtheilung hatte einen bestimmten Chef, deren Namen bis um 1820 (Ellis 1, 234) sich in Geltung erhalten haben: Huatua hieß der von Tahiti, Tetoa und Atae (Alae Mör.) von Huahine. Mutahaa von Tahaa, Taramanini und Airipa von Raiatea, Tauraatua von Eimeo, Vunaruu (Puna run Mör.) von Borabora, Marore von Maurua und Temaiatea von Tapamanu (Sandersinsel): dies sollen ursprünglich die Namen der Fürsten gewesen sein, welche die erste Areoigesellschaft bildeten. (Ellis 233). Von diesen 10 — 12 oder 7 Abtheilungen unterscheiden sich aber sehr wohl die 7 Grade der Areoi, welche äußerlich durch verschiedene Tatuirung und durch von dieser entnommene Namen, sowie durch verschiedene Beschäftigung und Kleidung (Ellis 241), innerlich aber durch stufenweis größere Heiligkeit von einander getrennt waren: die erste Klasse — zu welcher übrigens sehr vornehme Fürsten ohne weiteres gehörten, Mör. 490 — war die heiligste, die geringste die siebente. Unter dieser standen dann noch eine Zahl Diener beiderlei Geschlechtes, welche,

obwohl zu den Areoi gehörig, doch weder an ihren Pflichten noch Rechten Theil hatten (Ellis 238): nach Mörenhouts. (491) nicht wahrscheinlicher Behauptung waren dies Leute, welche in die Areoi eintreten wollten. Die siebente Klasse hatte noch keine besondere Tatuirung, welche natürlich in der ersten Klasse am reichlichsten war, wohl aber die Verpflichtung, wo die Areoi hinkamen, Tänze, Spiele, Schauspiele, Gefechte, Gesänge und dergl. aufzuführen, von welcher Pflicht der Areoi die höheren Klassen frei waren. Diese Darstellungen waren vielfach und ursprünglich wohl alle aus dem Leben der Götter genommen, welches sie bald episch, bald dramatisch vorführten; schon früh aber hatten sie auch Darstellungen aus dem gewöhnlichen Leben eingemischt, meist verliebter, oft sehr unzüchtiger Art, zum Theil auch satirisch und oft, da die Areoi tabu waren, sehr kühn selbst gegen Mächtige. Wir haben früher (80 f.) einzelne Proben gegeben. Wie man nun in die Gesellschaft nur unter großen Festlichkeiten und nach scharfer Prüfung der persönlichen Tauglichkeit aufgenommen werden konnte, worauf erst noch ein langes Noviziat erfolgte, so stieg man auch von der siebenten Klasse und ihren sehr mühseligen Verpflichtungen nur unter sehr großen Feierlichkeiten — Salbung mit heiligem Oel war dabei die Hauptceremonie, da durch sie der Geist des Gottes auf den Gesalbten kam, Ellis 245; 242 — und fortwährendem Anrufen der Götter empor (Mörenh. 493 f. Ellis 241 f.). Keineswegs aber ein Jeder: sondern nur solche, welche die Götter selbst erwählten durch göttliche Begeisterung, wie auch nur solche überhaupt aufgenommen wurden. Die höchsten Areoi galten für überirdische Wesen und genossen göttliche Verehrung (s. 239). Sie waren durchaus unverletzlich und überall hochgeehrt; Eigenthumsrechte gab es ihnen gegenüber gar nicht, sie konnten alles was ihnen gefiel, jedem, wer es auch war, einfach wegnehmen, (Wilson 293; Ellis 237) wie man ihnen auch freiwillig die größten Geschenke gab; und so heilig waren ihre Lieder und Darstellungen, daß wenn dabei nur das mindeste Stocken oder Versprechen eintrat, sofort das Fest abgebrochen wurde (Mör. 501). Da sie nun durchaus als Lieblinge der Götter galten, so waren auch die Ceremonien bei ihren Leichen besonderer Art und ein dabei ausgesprochenes Gebet von Oro bewirkte, daß sie zu Oro unmittelbar hingelangten und zwar in das „duftende Rohutu", ihr Paradies, von dessen sinnlichen Glückseligkeiten wir schon redeten.

Nach alle dem ist es kein Wunder, wenn Areoi zu werden das höchste Ziel eines Jeden war: auch konnten Menschen aus jedem Stande, vornehm oder gering, aufgenommen werden (E. 239). Daher war die Gesellschaft sehr zahlreich. Sie zogen nun in einzelnen Trupps von Gebiet zu Gebiet, von Insel zu Insel und wurden überall auf's Feierlichste empfangen, worauf sie dann durch ihre Spiele die Bewohner ergötzten. Fast in jedem Distrikt der größeren Inseln waren besonders große und schöne Häuser für sie erbaut, die für ihre Besuche immer bereit standen (Ellis 236). Jedes größere Fest, auch privater Art, sobald es eine vornehme Person betraf, mußte durch ihre Gegenwart verherrlicht werden. Für gewöhnlich waren sie im Gesicht roth, am Leibe schwarz bemalt, sie trugen Blumenkränze und buntgefärbtes Zeug. Ihr Leben war ein sehr zügelloses, wenigstens in der siebenten Klasse, wo schon die äußerst zügellosen Darstellungen, welche allerdings vielfach religiösen Grund hatten, den Anlaß zu vielen Ausschweifungen gaben. So lebten sie denn mit vielen Weibern auf das Wildeste zusammen, wie Wilson behauptet (243) geradezu in Weibergemeinschaft und Cook (1. R. 2, 205) schildert das Verhältniß ähnlich, während Forster widerspricht und Ellis (239) sagt, jeder Arioi habe sein eigen Weib gehabt, welches Mitglied der Areoigesellschaft war und gegen das man sich nicht das Mindeste erlauben durfte, bei Todesstrafe: ganz ebendasselbe sah Wilson selbst (327) und sagt Mörenhout 495, aber freilich eingeschränkt auf die vornehmsten Areoi. Dieser anscheinende Widerspruch löst sich dadurch, daß die niederen Klassen der Areoi wohl vielfach auch nicht verheirathete Männer umfaßten, daß ferner alle Männer vollkommen frei gegen unverheirathete Frauen waren; und daß endlich unverheirathete oder getrennte Frauen auch frei ihre Liebhaber wählen konnten, wie z. B. Iddiah, Pomares Gemahlin, die aber von ihm getrennt lebte, von einem Tautau schwanger war. Auch sie gehörte zu den Areoi (Wilson 273) Es ist nun eine bekannte Sitte, daß alle Kinder männlicher oder weiblicher Areois gleich bei der Geburt getödtet werden mußten (Wilson 272 und oft, Cook 1. R. 2, 205; Turnbull 288; Ellis 231 u. s. w.) nach einem Mythus bei Ellis (eb.), weil jene beiden ersten Areoi, Orotetefa und Urutetefa kinderlos gewesen waren. Von diesem grausamen Gesetz war nur der älteste Sohn eines Füsten ausgenommen, sowie auch umgekehrt die Söhne der vornehmsten Areoi außer

dem ersten, der so wie alle Mädchen getödtet werden mußte (Mörenh. 496-7). Diese Sitte wurde von den Tahitiern verschieden erklärt: bald sollte dadurch eine Uebervölkerung des Landes verhütet, bald die Schönheit der Frauen bewahrt werden und Bequemlichkeit mag sich auch mit eingemischt haben: Der Hauptgrund aber, auf den es uns allein ankommen kann, ist gewiß ein religiöser und beruht in den Tabugesetzen. Allerdings durften die Areoiweiber von allem essen, wovon die Männer aßen und standen insofern über dem Tabu, wie ja auch die allerniedrigsten Männer sich mit ihnen einlassen und Areoi werden durften: aber es lag doch auf der Hand, daß die Männer, welche man geradezu als Götter betrachtete, für heiliger galten, als die Weiber, die ja im gewöhnlichen Leben ganz noa waren. Gesellte sich nun ein Areoi zu einer Frau, so mochte das hingehen: allein eine dauernde Frucht dieser Verbindung durfte nicht bestehen, da eine solche durch das höhere Tabu des Vaters selber tabu und Eigenthum der Götter war und daher nicht von einem irdischen, tieferstehenden Weib geboren werden durfte. Aehnlich faßt auch Mörenhout die Sache, wenn er sagt, sie tödteten ihre Kinder, weil sie sich für Götter hielten (500).

So war der Einfluß der Areoi nach dieser Seite hin ein höchst verderblicher. Nichts destoweniger aber erkennt selbst Wilson (190) ihre unzweifelhaften Verdienste an, wenn er sagt, daß sie überall hin Gastfreundschaft, höhere Bildung und feinere Sitten verbreitet hätten, und in diesem Sinne mag auch Mörenhouts hartes und sonst ungerechtes Wort richtig sein (498), sie seien immer noch besser gewesen, als das übrige Volk.

Auch auf anderen Inseln Polynesiens finden wir die Areoi. Wir wollen hier nur an die schon früher besprochenen Uritao der Marianen (Bd. 5, 2 S. 48.) im Vorbeigehen erinnern. Andere Areoigesellschaften hatte man zu Rarotonga (Meinike 79), zu Nukuhiva und Hawaii. Auf den Markesas begannen sie ihre Feste zu Anfang Oktober, um die Rückkehr Mauis zu feiern, zu welchem sie in demselben Verhältniß standen, wie die tahitischen zu Oro, und dem sie, wie jene dem Oro, Erstlingsopfer brachten. Nur feierten sie ihre Feste bis Ende April oder Anfang Mai, wo sie den Abschied der Götter festlich begingen und dieselben baten, bald zurückzukehren. Während dieser festlichen Zeit hörten alle Fehden auf — d. h. trat

das allerstrengste Tabu ein, namentlich während der beiden Hauptfeste, dem Erstlingsopfer und dem Götterabschied am Ende der reichen Jahreszeit. Nach derselben nahmen sie bis zur Rückkehr Mauis das Trauerkleid (Mörenh. 1, 502 — 3). Wenn nun Mörenhout (eb.) behauptet, daß auch zu Tahiti von den Areoi der Abschied der Götter festlich begangen sei, so ist dies freilich sehr beachtenswerth: indeß steht er doch mit dieser Behauptung ganz allein, denn unsere anderen Gewährsmänner erwähnen nichts davon. — Auf Hawaii finden wir die Areoi wieder in jener geschlossenen Priestergesellschaft, welche Cook (3. R. 3, 455) in Kakua an der Bai Karakua fand. Die Mitglieder derselben wohnten in bestimmten Häusern und stammten, wenigstens ihre ersten Würdenträger, aus den vornehmsten Familien. Das Oberhaupt des „Ordens", welches man abgöttisch verehrte, führte den Titel Orono, worin wir gewiß nichts anderes als den Namen des Gottes Lono, o-Rono zu erkennen haben, wobei nicht zu übersehen ist, daß alle Nationalspiele von Rono gestiftet sein sollten (oben). Doch scheint hier die Gesellschaft keinen großen Einfluß gehabt zu haben. Auch das Stück, welches vornehme Frauen vom Hofe des Tamehameha bei Vankouvers Gegenwart aufführten und welches in vier Aufzügen die Geschichte einer Prinzessin darstellte scheint eine Areoi-Vorstellung gewesen zu sein, denen es im Inhalt und Art der Darstellung ganz gleichsteht. Auch die Kleidung der Schauspielerinnen (Vank. 2, 168) erinnert ganz an die auf Tahiti. Merkwürdig ist, daß König und Königin dem Stück nicht beiwohnen durften, und dieses mit Sonnenuntergang schließen mußte (Vank. 2, 167-70).

Welche Idee lag nun wohl diesen Gesellschaften zu Grunde? Zu Tahiti blühten sie am meisten: von dort aus also müssen wir die Erklärung suchen. Die tahitischen Areoi nun standen unter dem Schutze des Oro, des Beherrschers der Seelen nach dem Tode. Alle ihre Einrichtungen beruhten eigentlich nur auf einem strengeren Tabu: dafür waren sie nach dem Tode von allen Strafen und Läuterungen frei. Und darin liegt der Schlüssel für das Ganze: die Gesellschaft entstand ursprünglich aus solchen, welche durch strenge Devotion gegen den Beherrscher der Seelen schon zu Lebzeiten diesen für sich gewannen, sich selber heiligten und daher nach dem Tode für ihr verdienstliches Leben die größte Seligkeit erlangten. Die stärkere Tatuirung bei

höherem Grade in der Gesellschaft spricht hierfür, da ja das Tabuzeichen den Bezeichneten dem Gotte eignete. Den Gott der Unterwelt vertritt in Nukuhiva Maui der Sonnengott, weil er in die Unterwelt hinabgeht, und die Nacht, das Sinnbild des ewigen Po in dem die Götter wohnen heraufführt. Lono war zu Hawaii einer der mächtigsten Götter und ist deshalb wohl an die Spitze der Gesellschaft getreten. Oder sollte Lono und Oro identisch sein? Sprachlich wäre das schon möglich, denn n fällt im Tahitischen aus und die gleichen Vokale werden häufig in einen kontrahirt, das o aber in o-Ro wäre der artikelartige Vorsatz vor Eigennamen und findet sich ja in o-Rono auch. Allein sachliche Gründe scheinen gegen diese Zusammenstellung zu sprechen. — Man könnte glauben, daß diese Gesellschaften sich erst nach der Auswanderung von Samoa nach Tahiti bildeten, weil wir sie nur im östlichen Polynesien finden; wenn nicht die Ulitaos der Marianen dieser Annahme entgegenständen. Ist obige Erklärung richtig, so fällt auch vielleicht auf den Kindermord der Areoi ein anderes Licht. Kinder wurden geopfert, wenn ein minder Vornehmer einen höheren Stand erreichen wollte; Kinder, wenn ein Vornehmer einen Tabubruch begangen hatte, der gebüßt werden mußte (Mar. 1, 227 f.), wenn ein Fürst krank war, damit er genese: denn Kinder sind den Göttern und den Geistern ganz besonders angenehm und lieb und daher bei ihnen die mächtigsten Vermittler. So dienten auch hier vielleicht die getödteten Kinder zum Opfer, durch welches die Eltern um so leichter in die Gemeinschaft des Gottes, ins duftende Rohutu gelangten, wo sie ihre Kinder wiederfanden.

Was nun den Kultus anlangt, so bemerkt Hale (161) mit Recht, daß die Polynesier keine groben Götzendiener sind, denn viele von ihnen besitzen gar keine Götzenbilder und wer solche hat, sieht sie eben nur als Bilder an: daher man sie wohl auch zum Erstaunen der Europäer, wie Portlock u. Dixon (249) und ebenso Cooks Reisegefährten (3. R. 3, 451) auf Hawaii erlebten, für Kleinigkeiten verkaufte. Auf Samoa gab es weder Tempel noch Götzenbilder nach Walpole 2, 365, obwohl einige leblose Dinge von einem kleinen Theil der Bevölkerung verehrt wurden (Hale 26), aber auch diese nur als zeitweiliger Aufenthalt der Götter, d. h. man glaubte, daß der Gott sich bisweilen vom Himmel her auf diesen Gegenstand niederließ. So verehrte man zu Manono ein Stück Bambus, welches oben mit einem Büschel Kokosfasern umgeben war; in anderen Distrikten

einen heiligen Stein, einige Familien rohe Holzbilder ihrer Vorfahren (Hale eb.). Ein anderes Idol war ein alter etwa 6 Ellen langer und 4 " breiter Mattenstreifen, der als Kriegsgott galt, Papo hieß und so heilig war, daß man bei der Abschaffung des Heidenthums ihn zu verbrennen Scheu trug: man rüstete ein neues Schiff zu, band einen Stein an Papo und würde ihn ins Meer versenkt haben, wenn ihn nicht Williams für das Missionsmuseum gerettet hätte (Will. 438 f.). Doch waren dies immer nur vereinzelte Dinge: aus der allgemeinen Bilderlosigkeit, aus dem gänzlichen Fehlen der Marae, der Altäre und Opfer für die großen polynesischen Götter nannte man ja gerade die Samoaner „die gottlosen Samoaner" (Will. 542). Aber diesen Namen verdienten sie nicht. Sie waren dem Heidenthum und seinen kindischen Vorstellungen zum Theil schon entwachsen und faßten die Religion tiefer auf, weshalb sie auch so schnell höchst innige Christen geworden sind; zum Theil aber verehrte man die Götter in ihrer Inkarnation in verschiedenen Thiergestalten, wie namentlich die Schutzgötter, und daß diese Inkarnationen der Götter nahe mit Idolen zusammentreffen, geht daraus hervor, daß ein Fürst als Schutzgott (Etu) den Schädel eines tapferen ihm befreundeten Weißen anbetete (Will. 465). Die Schutzgötter der einzelnen Dörfer hatten meist auch Gotteshäuser oder geheiligte Haine (Turner 240), in einem der Häuser befand sich z. B. eine Muschel, welche der Gott blies, wenn Krieg sein sollte, in einem anderen ein paar Steine oder die heilige Kokosnuß, welche bei Eidleistungen benutzt wurde (eb). Das Bild des betreffenden Schutzgottes befand sich öfters vorn an den Schiffen des Dorfes (Turner 269). Auch Opfer wurden gebracht, meist gekochte Speisen, Erstlingsfrüchte und Trankopfer: namentlich ward der erste Becher bei größeren Gelagen, nachdem man etwas davon getrunken, ausgegossen, oder gen Himmel empor geschwenkt (Hale 26; Turner 241). Aber auch diese Opfer beschränkten sich wohl meist auf die Seelen und die Schutzgötter, sei es der Einzelnen, sei es des Dorfes (Turner 349): doch goß man nach Hood 21 bei jedem Abendtrank einen Avabecher aus für die Seegötter, indem man sagte: „hier ist Ava für Euch, ihr Seegötter, bleibt uns fern" — denn man fürchtete Gefahr von ihnen. Dasselbe berichtet Turner 200, dem zu Folge öfters dem Hausgott bei diesem Speise- oder Trankopfer ein Feuer unter Gebeten angezündet wurde. — Die Priester

waren meist einer bestimmten Familie angehörig, in welcher diese Würde erblich war; die Familie gehörte bisweilen zu den Häuptlingsfamilien. Er bestimmte die Feste, er die Kriege, er die Sühne, durch welche ein Kranker wieder genesen könnte (Turner 241; 224); er empfing die Opfer, welche indes bei Festen von den Theilnehmenden selbst verzehrt wurden (eb. 241). Der Familienvater galt als hoher Priester der Familie, durch den (doch auch durch andere Mitglieder der Familie) der Gott bisweilen seinen Willen kund that, Mittel gegen irgend ein gegenwärtiges Uebel verkündete und dergl. Auch ordnete dieser Hauspriester bisweilen dem Hausgott ein Fest an, bei welchem dem letzteren dann ein Avabecher ausgegossen wurde (eb. 239). Ein großes allgemeines Opferfest feierte man im Mai, in einigen Gegenden mit Spielen, in anderen ganz ruhig (eb. 241). — Der gesammte Kultus hier gibt also ein sehr einheitliches Bild; das Heidenthum war in sich zerfallen und von jener phantastischen Naturbeseelung wieder zurückgekehrt zur Verehrung von Schutzgeistern, welche der Mensch nicht entbehren kann. Gerade hierdurch aber fand das Christenthum so rasche und innige Aufnahme.

In Tonga standen die Tempel auf den Begräbnißplätzen, den Faiatuka, obwohl es auch solche gab ohne Tempel; doch waren sie dann von minderer Bedeutung (Cook 3. R. 2, 125). Der Faiatuka war ein eingezäunter, oft nicht sehr großer Platz, beschattet von alten, heilig gehaltenen und deswegen herrlich gepflegten Bäumen, In der Mitte desselben stand ein oder auch mehrere Gebäude, nach tonganischer Art aber höchst sorgfältig gebaut, welche den Göttern gehörten und also Tempel waren. Auch Götterbilder gab es in diesen Tempeln, hölzerne Figuren beiderlei Geschlechtes, gewiß aber nicht Tikis, da ihnen das entsetzliche Maul dieser letzteren fehlt (Williams 320; vergl. Cook 3. R. 2, 38 f.). Wilson sah vielmehr in dem einen Haus eines Faiatuka zu Tongatabu, der einem vornehmen Fürsten zugehörte, das Bild einer Göttin hängen, in dem anderen heilige Waffen und dergl. (349). Etwa 20 der wichtigsten Götter mit Ausnahme des Hikuleo, der gar keinen Cult atte, besaßen Tempel, oft mehrere in den verschiedenen Gegenden, Tali-y-Tubo z. B. bis an zwölf (Mariner 2, 112 f.). Bilder freilich gab es hier nur wenige (Hale 26), daher Cook, der gar keins sah, der Meinung war, die Tonganer verehrten nichts von Händen gemachtes

(3. R. 2, 125). Wenn nun Meinicke (36 f.) sagt, die Bilder auf den Faiatukas seien nicht verehrt worden, so spricht allerdings was Williams 320 von der Profanation dieser Bilder durch christliche Häuptlinge und ihrer Heilighaltung durch die Heiden sagt, hiergegen: wohl aber hat Meinicke recht, wenn er in dieser jedenfalls nicht mehr ausgebreiteten Verehrung, sowie der geringen Zahl der Idole einen Verfall der Religion sieht. Auch die Tonganer wurden deshalb so leicht wirklich eifrige Christen (Will. eb.). — Die Priester bildeten hier keinen besonderen Stand: jeder, der oft von den Göttern begeistert wird, wurde Priester, nur nicht die Fürsten selbst, wenn gleich auch diese öfters begeistert werden. Sie konnten wohl deshalb, weil man sie für Götter hielt, nicht Priester werden. Sie betrogen nicht; denn trafen ihre Prophezeiungen nicht ein, so gab man das nicht ihnen, sondern den Göttern und deren oft boshafter Absicht Schuld (Mar. 2, 146). Doch pflegten öfters die Götter das durch die Priester verkünden zu lassen, was Finau beabsichtigte. Finau brachte sie, ohne daß sie es merkten, dahin (Mar. 1, 423). Die Begeisterung einzelner Menschen, welche wir schon einigemal erwähnt haben, war das allergewöhnlichste Mittel, wie sich die Gottheit dem Menschen mittheilte: doch wurde man nie von den hohen Göttern, immer nur von verstorbenen Menschen oder von den Schutzgöttern begeistert, oft ganz von selbst, oft auf Anrufen. Denn bei wichtigen Dingen wurden in Tonga stets die Götter angerufen, und während sich in nächtlicher Feier die Matabule um den Priester versammeln, spricht der Gott aus diesem. Erst sitzt er lange schweigend, dann redet er leise und tief, stets in erster Person und was er sagt ist Gottes Wort. Bisweilen bleibt er so ruhig: oft aber wird er furchtbar wild und aufgeregt, Thränenströme brechen ihm aus den Augen u. s. w. Verläßt ihn der Gott, so macht er allerhand Ceremonien mit seiner Keule (Mar. 1, 105 f.): So wie hier ist diese Begeisterung im großen Ganzen durch den gesammten Ozean. Und keineswegs, wenn auch manches Betrügerische sich einmischte, keineswegs war alles Betrug: kam doch sogar Tod in Folge einer solchen Begeisterung vor, wie Mariner (1, 110 f.) von einem tonganischen Fürsten erzählte, der von einer früheren Geliebten begeistert oder eigentlich besessen, nach zwei Tagen am Tiefsinn starb. Auch Weiber wurden von Göttern begeistert, was sie oft bis zur Ohnmacht angriff.

Man nahm an, der Gott komme in den Menschen, um ihn wegen Uebertretung einer religiösen Pflicht zu warnen (eb. 1, 105 f.). Man fühlte sich dann als fremde Person, hatte keine Herrschaft über die eigenen Gedanken, war gegen alles Aeußere gleichwohl höchst empfindlich — kurz es traten alle Zeichen einer starken Gereiztheit der Nerven ein (eb. 111 f.). — Nicht jeder Gott, der Tempel hatte, hatte auch Priester: so hatte Tali-y-Tubo keinen Priester, während andere Götter mehrere bis zu vieren besaßen. Tali-y-Tubo begeisterte auch die Menschen; aber immer nur die allervornehmsten (eb. 2,112). Geopfert ward in Tonga viel, namentlich bei den großen Festen und natürlich besorgte der Priester dies Geschäft. Interessant ist es, daß Cook bei dem großen Inatschifest von Holz nachgemachte Opfergaben (Yams u. dergl.) vorfand (3. R. 2, 43). Von den großen Festen war aber dies das bedeutendste, das jährlich zweimal gefeiert wurde, als Dankopfer, bei dem man die Erstlings-Früchte (so namentlich bei der Yamsreife) überbrachte; daher es auch den Namen hat, denn Inatschi bedeutet Theil, Antheil. Man überbrachte die Opfer dem Tuitonga, aus dessen Gefolge ein Matabule die Dankrede an die Götter hielt. Auch Menschenopfer, bis an zehn, brachte man bei dem großen Inatschifeste (Cook 3. R. 2, 88; Mar. 2, 207 f). Der Tuitonga erhielt die Opfer, weil er der Stellvertreter Gottes war. Kurz vor der Yamsreife ward dem Gott des Wetters Alo-alo das sogenannte Tautau gefeiert; ein großes Opferfest, bei welchem der Gott durch ein Mädchen, das seine Gemahlin vorstellte, vertreten war und das man mit vielerlei Spielen beging. Man wiederholte es 7—8 mal 10 Tage hindurch: während welcher Zeit jenes Mädchen im Tempel bleiben und täglich einer Kavapartie vorsitzen mußte (Mar. 2, 16 f.). Feierliche Kavafeste fanden bei oder vor jedem wichtigeren Ereigniß statt. Als Finau im Kriege glücklich gewesen war, feierte er seinem Schutzgott Tubo Totai (Mar. 2, 114) ein großes Kavafest, bei dem ein Matabule die Dankrede an den Gott hielt, der Priester aber, für den Gott redend, neue Siege versprach (eb. 1, 205). Das feierliche Ceremoniell dieser Feste beschreibt Mariner (2, 184 f.) sehr ausführlich und nach ihm Dumond d'Urville. Eine Menge anderer Feste, bei denen aber der religiöse Charakter etwas zurücktrat, obwohl er nicht ganz fehlte, beschreibt Mariner 2, 304-27.

Auf Neuseeland gab es keine Tempel, wohl aber heilige Haine,

in welchen jedoch keine Gottesverehrung statt fand. Dort waren die Gräber der Fürsten — also ähnlich wie zu Tonga, wo der Faiatnka zugleich die Gräber umschloß — zu denen der Priester Opfer hinbrachte. Früher aber, als sie noch alle friedlich beisammen lebten und nicht durch Krieg getrennt waren, da hatten auch die Maori, wie erzählt wird, einen großen gemeinschaftlichen Tempel, Ware-kura genannt (Taylor 65 f), d. h. rothes (kura) Haus (ware), ein Name, der sich dadurch erklärt, daß zu Neuseeland die Tabufarbe roth war. Der einheimische Name der Chathaminseln Warekauri gehört gleichfalls hierher: die Inseln sind nach ihrem ursprünglichen Nationalheiligthume genannt worden, welches man wohl gleich bei ihrer ersten Betretung errichtete oder dessen Name man aus der alten Heimath mitbrachte und auf die neue übertrug. Denn den Tempel Warekura sollen die Maori wie Taylor erzählt, in Hawaiki vor ihrer Auswanderung gehabt haben. Götterbilder gab es unter den Maori nicht, wohl aber Ahnen- und Tikibilder in Menge, die man hoch verehrte durch Anbetung, Opfer u. s. w., ohne jedoch das Bild anzubeten, sondern vielmehr nur den Gott, der sich in das Bild niederläßt, in der Inkarnation zeigt, wie er auch auf den Priester herniederfährt und durch seinen Mund spricht (Taylor 73; Shortl. 63; Swainson 16). Diese Bilder stellte man am Eingange der Gärten, auf den Gräbern, auf den Plätzen auf, wo ein Krieger in der Schlacht gefallen war (Nicholas 89, 118; Polack 1, 116), sie trug man von Grünstein gearbeitet um den Hals, welche Bilder Savage 21 fälschlich für Darstellungen des vergötterten Mondes hielt (vergl. Dieffenb. 2, 55; 179; 2, 391). Daß die Götter und die Seelen vielfach in thierischen Inkarnationen erschienen, ist schon gesagt; vorzüglich zeigten sie sich als Vögel und Eidechsen (Polack narr. 1, 241). Bestimmte religiöse Feste gab es nicht; die großen Festlichkeiten der Maori hatten stets politischen Charakter (Taylor 92; 169), ebensowenig gab es feststehende heilige Tage oder sonstige religiöse Satzungen: jeder folgte in dieser Beziehung seiner Willkür (eb. 90). Die Opfer, meist Speis- und Erstlingsopfer (Dieffenb. 2, 51; Hale 26) brachte man den abgeschiedenen Seelen und den Schutzgeistern dar unter Anrufungen, die Dieffenbach (eb.) mit den Gesängen der Veden vergleicht. Man kann die Art wie die Maori mit den Göttern verkehren eigentlich nicht beten nennen; vielmehr suchen sie durch Sprüche die Götter zu zwingen und unschädlich zu machen (Tay-

lor 42; 71). — Die Priester, welche hier einen bestimmten Stand bilden der erblich ist und die oft sehr geschickte Handwerker sind, übertragen ihre Lehre mündlich auf ihre Söhne, welche sie während des Unterrichts aus einem Wassergefäß mit einem grünen Zweige besprengen, sicher um das Tabu abzuhalten. Bei diesem Unterricht sprechen sie viele Gebete, welche wie vieles der Priestersprache den jetzigen Maori unverständlich aber nur in einer alterthümlichen Mundart abgefaßt sind (Dieffenb. 2, 119f.; Thomson 80, 116). Sie brachten die Opfer dar; durch sie verkündete der Gott seinen Willen, indem er ihnen im Traum seinen Willen kund that (Dieffenb. 2, 67) oder sie begeisterte und dann aus ihrem Mund sprach (Taylor 65; 73). Doch konnten auch Vornehme, die nicht Priester waren, den Gott in sich beherbergen (Dieffenb. 2, 67). Sie waren zugleich die Zauberer: und da man durch die Zauberei die Götter und Geister und alle Lebensverhältnisse vollkommen beherrschen konnte, so war dadurch ihre Macht keine geringe. (Taylor 42). Man konnte durch Zaubersprüche eben alles bewirken, sich tapfer, die Feinde feige, eine Last leicht, eine Wunde, Verbrennung u. s. w. wieder gut machen, Todte erwecken, Lebende verderben, Kranke heilen u. s. w. (Shortl. a 110 f.; Davis 70; Taylor 83). Mancher Zauber war so stark, daß er nie wieder abgelöst werden konnte (Davis 75). Die Cermonie, mit welcher aus einem Kranken der ihn plagende Kindergeist ausgetrieben wird, hat Shortland (a, 105f.) genau beschrieben. Der Priester taucht seine Hand ins Wasser, einmal oder mehreremal bis es genügt: denn dadurch erfährt er auf welchem Wege der Geist aus der Unterwelt emporgestiegen ist. Meist, was von Interesse ist, an einem Gras- oder Flachslilienbusch, der in der Erde wurzelt, nach oben aber grünt und blüht — was man symbolisch genommen zu haben scheint. Noch interessanter aber ist es, daß

das Gesetz der Teufel und Gespenster
wo sie hineingeschlüpft, da müssen sie hinaus,

auch in Neuseeland gilt. Deshalb mußte der Priester einen ganz gleichen Gras- oder Phormiumbusch in der Nähe des Krankenhauses aufsuchen, denn von diesem kam der Geist zuletzt, ausgraben und bei dem Lager des Kranken aufhängen: dann entfernte sich der Geist durch diesen Busch. Hier sieht man auch den Grund, warum die Geister diesen Weg gehen müssen: weil er durch ihr Kommen schon tabu war und deshalb ih-

Natur gleichsam zu sich hinzwang, während die Noagegenstände ringsher den Geist eher abstießen. Dasselbe Gesetz herrschte auch zu Hawaii: den Weg, auf welchem ein Todter zu Grabe getragen war, kehrt sein Geist zurück (Ellis 4, 360). Die Priester besorgten natürlich auch sonst alle Tabus, die sie ganz in ihrer Gewalt hatten (Polack narr. 2, 252) und alle Handlungen, wobei ein Zauber war: so waren sie natürlich bei der Geburt u. s. w. von großer Wichtigkeit (eb. a 122), so entschieden sie meist über Krieg und Frieden (Polack narr. 2, 246). Sie waren aus der mittleren oder niederen Raatira, gehörten also zum Adel (d'Urville a 2, 522): früher aber scheinen auch mächtige Fürsten Priester gewesen zu sein, wie aus den Sagen bei Grey und sonst, wo Priester oder Zauberer von weitherrschendem Einfluß erwähnt werden, hervorgeht. Auch wendete man Zaubermittel in älterer Zeit noch reichlicher an als später (Shortl. a 111). Außer den Priestern gab es noch andere Leute, welche man Mata-kite (Seher) nannte und die, wenn einer krank war, zunächst die Krankheitsursache ausfindig machen mußten, ehe der Priester seine Thätigkeit begann (Shortl. a 106). Jeder Stamm hatte seine Matakite und seine Priester; einige Stämme waren durch ihre Zauberkünste besonders berühmt (Thomson 116; Shortl. a 107, 97. 17).

Die Tempel zu Tahiti waren entweder National- oder Lokal- oder Privatheiligthümer und natürlich richteten sich hiernach die religiösen Festlichkeiten in ihnen (Ellis 1, 339). Man legte diese heiligen Plätze, welche Marae hießen gern auf vorspringenden Landspitzen oder an der Seeküste an (Forster Bem. 471): sie waren viereckig, an zwei Seiten mit einem hohen Steinwall, an der dritten, wo der Eingang war, mit einem Zaun umschlossen, dem an der vierten ein pyramidenartiges Gebäude entgegenstand, welches gleichfalls Marae hieß. Erstaunlich war ebensowohl die Größe dieses letzteren, als die Sorgfalt mit der es aufgeführt war. Cook und Banks maßen 1769 das auf der Landspitze von Atahuru gelegene Marae der Oberea und ihres Gemahles Oamo, welches Wilson 1797 (S. 324) noch so ziemlich ganz vorfand, das aber zu Ellis Zeiten (1, 340) zerstört war, und fanden die Länge der Basis 267′ (270 Wilson), die Breite 87′ (94 Wilson). Es stieg in 10 Stufen — nach Wilson, der hier zuverlässiger erscheint als Cook und Banks, welche 11 Stufen angeben — etwa 50′ hoch auf, da die unterste Stufe 6′, die anderen

gegen 5' hoch waren. Nach Cook und Banks betrug jede Stufe nur 4'. Jede Stufe war aus Blöcken von Korallenkalk gebildet, die regelmäßig viereckig behauen, geglättet und zum Theil sehr groß waren: denn Cook und Banks fanden Stücke, die bei einer Breite von 2' 15" eine Länge von 3' 15" hatten; die Höhe betrug (Wilson 324) 18". Zwischen diesen Kalkplatten lagen fast ganz runde Kiesel von bläulicher Farbe, die aber trotz ihrer Härte bearbeitet schienen (Cook 1. R. 2, 165; Wilson hält sie für unbearbeitet). Der Grund bestand aus großen Stücken, die gleichfalls behauen und bis zu 4' 7" lang waren: die innere Füllung des Gebäudes, welches durchaus massiv war, bestand aus Steinen der verschiedensten Art, die aber alle nach Größe und Gestalt passend zusammengelegt waren. Alles war ohne Mörtel zusammengefügt und von den Eingeborenen zu einer Zeit erbaut, wo sie noch kein Eisen sondern nur ihre schlechten Steinwerkzeuge hatten — man wird deshalb vollständig in die Bewunderung welche Cook, Banks und Wilson dem Werke zollen, einstimmen. Steinbrüche waren (Cook 1. R. 2, 166) nicht in der Nähe und der Korallenkalk mußte mindestens 3' tief unter dem Wasser hervorgeholt werden. Und doch war das ganze außerordentlich gut und fest gebaut: nur daß die lange Seite des Bauwerkes sich etwas einwärts krümmte (eb.). Nach oben nahm das Gebäude zwar nach allen Seiten pyramidenförmig ab, doch in der Breite weniger, als in der Länge, so daß, wenn die Basis 300' Breite bei 120' Länge hatte, die oberste Fläche 200' in die Breite und nur 12' in die Länge maß (Mörenh. 1, 468). Auf dieser obersten Fläche fanden Cook und Banks (166) einen in Holz geschnitzten Vogel und einen steinernen Fisch, der aber zerbrochen war, aufgestellt, während Wilson (325) beide Bilder nicht mehr sah. Der Platz selbst nun, dessen eine Seite diese Pyramide einnahm, war 360' lang und 354' breit, mit flachen breiten Steinen gepflastert, zwischen welchen indeß hohe Bäume wuchsen, namentlich (wie auch in Tonga, Wilson 349) der Toa-baum (Casuarina equisetifolia), dessen ruthenförmige Aeste wie Tannen im Winde dumpf rauschen, dann ferner Calophyllum, Cordia, Thespesia, Barringtonia, Pandanus, Dracaena und Bananen (Cook, 166; Forster Bem. 472, Wilson Abbild. S. 329; Ellis 1, 341), lauter reich belaubte Bäume, welche, da sie meist uralt waren, dem Orte etwas Ernstes, Schauerliches gaben (Ellis 342); ja im Rauschen der Kasuarinen glaubte man die Stimme der Gottheit zu vernehmen (Mörenhou

1, 468 f.). An der Umfassungsmauer standen verschiedene Häuser für Priester Wächter und für die Götzenbilder (Mörenh. eb. Ellis 1, 341); doch konnten diese sowie der ganze freie Platz auch fehlen (Forster Bem. 471). Häufig standen auch die Altäre und Ti'ibilder, letztere meist in großer Anzahl, in der Umwallung des Marae, oft aber auch in abgesonderten Umfriedigungen in der Nähe desselben (Wilsons Abbild. Cook 166. Forster Bem. 472): dies sind die Orte, welche Wallis (Schiller 1, 261) beschreibt. Bisweilen auch wurde die Pyramide durch einfache Häuser vertreten und in diesen standen die Götter (Wilson 329). Frauen durften den Marae nie betreten und wenn dies durchaus sein mußte, nur nachdem dicke Decken gelegt waren, auf denen sie gingen (Mörenh. 1, 470); wovon nur die Weiber der Areoi befreit waren. Auch sonst wurde natürlich dem Marae die höchste Tabuehre erwiesen: man betrat ihn nur im tiefsten Schweigen, man ging nur entblößten Leibes vorüber u. s. w. Nach jedem besonders wichtigen Ereigniß, nach Krieg, Krönung u. s. w. ward ein Marae gebaut und da jeder Bewohner der bauenden Gegend verpflichtet war einen Steinblock zu bringen, so kam oft überreichliches Material zusammen; daher denn jeder Distrikt mindestens ein, oft auch mehrere Maraes hatte, (Mörenh. 1, 468 f.). Sie waren den Angriffen der Feinde besonders ausgesetzt (Ellis 1, 348). Mehrere waren hochberühmt, so das große Nationalheiligthum zu Opoa auf Raiatea, das dem Oro heilig war und ebenso der Marae desselben Gottes zu Atahuru. In Huahine war ein sehr heiliger Marae des Tane (Tyermann und Bennet 1, 267), wie denn natürlich jede Insel als Nationalheiligthum einen Marae ihres Schutzgottes hatte. Einen Tempel des Tane auf Tahiti erwähnt Ellis 1, 341. Die Gestalt der Tempel, welche im ganzen Osten des Ozeans dieselbe ist, kann man nun vielleicht aus den steinernen Unterbauen erklären, welche auf den Markesas z. B. so häufig und sicher nur eine Umänderung der uralten malaiopolynesischen Einrichtung sind, das Haus schwebend auf hohen Pfählen zu bauen. Dann hätte man später bei diesen Maraes, um den stattlichen Unterbau nicht zu verunstalten, das eigentliche Haus ganz weggelassen, wie es Pflanzen gibt deren Blatt verkümmert, deren Blattstiel aber blattartige Gestalt annimmt. Wenn wir uns nun aber erinnern, daß (oben S. 235) nach raiateanischem Mythus Tangaloas Leichnam auf der Erde mit dem Rücken nach oben gelegt die Wohnung der Götter bildet: so kann man

hieraus auch für die Tempelgestalt einen Schluß ziehen. Wie wenn sie eine Nachbildung jener göttlichen Leiche sein sollte? die Wohnung der Götter freilich ist das Himmelsgewölbe; vielleicht stellen die Marae dann dies Himmelsgewölbe, natürlich in konvexer Gestalt, vor oder wenn etwa unter der „Wohnung der Götter" Berge gemeint sind, wie auf Neuseeland der Tongariro das Rückgrat des Tupuna hieß, einen Berg in bildlicher Nachahmung. Wie dem auch sei — die Form dieser seltsamen Gebäude scheint symbolisch zu sein, nur muß man natürlich dabei an die allerroheste Symbolisirung denken. Terassenförmig waren die Marae immer, wenn auch nicht immer mit so vielen Stufen wie zu Tahiti: im Westen der Gruppe hatten sie oft nur zwei, drei Stockwerke wie Tyermann und Bennet sagen und war hier das Gebäude im Innern mit Erde ausgefüllt (1, 266; vergl. 267; 282).

Die großen Nationalheiligthümer bestanden aus einer ganzen Zahl von einzelnen Maraes, hatten aber eine gemeinschaftliche Umfassungsmauer (Ellis 1, 340). Auch hier waren die Maraes häufig, jedoch nicht immer (Wallis bei Schill. 1, 261) die Begräbnißplätze. Doch darf man nicht mit Meinicke (48) annehmen, sie seien aus Begräbnißplätzen erst zu Tempelstätten geworden, denn vielmehr das Umgekehrte ist richtig: man brachte die Leichen, wie die Geister zu den Todten zurückkehren, gleichfalls in das Haus der Götter und dies um so mehr, je mehr die Verehrung der Todten wuchs. Schon jene Abtrennung der Begräbnißplätze spricht für diese Ansicht: Die Tempel waren nicht ursprünglich Todtenhöfe, sondern die Todtenhöfe ursprünglich Tempel. — Bilder waren in Tahiti ziemlich häufig, und nicht bloß die der Ti'i, die, unu geheißen, seltsam geschnitzte, flache, nach oben zwei-fünfzinkig auslaufende Holzstücke, bisweilen auch grobe männliche oder weibliche Figuren waren und auf den Grabhügeln standen (Ellis 1, 348; 350; Wilson 329; Forster Bem. 478), sondern auch die anderen Götter, die freilich roh genug oft dargestellt waren und oft nur aus Klötzen bestanden, welche man in Zeug wickelte. Diese Bilder, welche Too heißen, dienen auch hier nur gleichsam als die Tabustätte des Gottes, als die Stätte, wo er sich auf Erden niederlassen kann (Mörenh. 1, 472; Wilson 331). Die ersten Missionäre fanden in dem Hause eines Fürsten verschiedene Götterbilder von Holz, jedes mit einem Speere, einer Axt, einem Hammer u. s. w. bewaffnet, um die, welche den Gott erzürnten, zu tödten: dargestellt war der Gott der Sonne,

des Mondes, der Männer, Weiber und Kinder und Andere (Wilson 288), wobei allem Anschein nach nicht etwa an Ti'is zu denken ist. Waren doch in einem Tempel zu Oparre (bei Malavai auf Tahiti) die Bilder Ta'aroas, Tanes und Oros (Wilson 289). Namentlich das letztere Bild fand sich viel: Das berühmte Götzenbild von Atahuru, um welches sich 1802 der heftige Kampf, der Tahiti so sehr erschütterte und veränderte, war Oros Bild. Noch merkwürdiger ist das Bild, welches Cook zu Taiarapu fand, die Gestalt eines Mannes, 7' hoch, in guten Verhältnissen, wenn auch zur Höhe etwas zu dick, aus Zweigen geflochten und mit weißen und schwarzen Federn (letztere bezeichneten die Tatuirung und die Haare) bekleidet. Am Kopfe hatte die Figur 4 kleine Hörnchen, welche die Tahitier Tate &c., kleine Männer nannten. Später erfuhr Cook, daß es Maui vorstelle (1. R. 2, 164). Maui ist sonst nirgends dargestellt und so mag hier trotz des ebengenannten Bildes des Sonnengottes ein Irrthum obwalten. Taaroa war dargestellt mit einer Menge kleiner Gottheiten an seinem Körper: Mund, Ohren, Nase, Augen waren aus kleinen Götterfiguren gebildet und selbst im Inneren, das hohl war, befanden sich andere Bilder: zum Zeichen, daß von ihm die übrigen Götter geschaffen (Ellis 1, 354 f.) seien. Dargestellt war ferner Ro'o mit seinen drei Söhnen (eb. 357) u. s. w. Die rarotonganischen Götter waren länger als die von Tahiti: während die letzteren meist 4' nicht überschritten, gab es dort welche von 14 — 20' Länge und 6' Umfang (eb.). Noch größere erwähnt Williams 116, welche Taaroa, Rongo, Ruanuu, Ta au u. s. w. vorstellten (109 f.), und sich sonst von den tahitischen nicht unterschieden. Die Götzen, welche blos aus solchen Holzstücken bestanden, waren oben mit Seilen aus Cokosfasern verziert und häufig mit rothen und gelben Federn geschmückt oder ganz damit bedeckt (Ellis 1, 354). Oft waren die Götter auch ausgehöhlt und waren dann mit solchen Federn gefüllt oder die Umwickelung der Holzstücke, welche oft sehr weitläufig ist, enthält sie (Tahiti Ellis 33, Wilson 330. Rarot. Williams 116). Diese rothen Federn dienten auch sonst als größter und heiligster Schatz: es waren Federn von rothen Papageien, welche nicht auf Tahiti selbst, wohl aber auf Inseln 10 Tagereisen westlich vorkamen; weshalb man, um sie zu erlangen, öfters Reisen dahin unternahm. Doch gebrauchte man auch die Federn aus dem Schwanze des rothen Tropikvogels, in Hawaii die eines

rothen Honigsaugers. Man schmückte damit den Anzug der Krieger, man hielt sie beim Gebet in den Händen; man zahlte dafür allen und jeden Preis; aber nur für die echten, denn roth gefärbte Hahnenfedern standen in keinem Werth (Forster Bem. 320. Cook 3. R. 2, 236; 263; 152), aus ihnen bestand der heilige Gürtel des Königs, mit ihnen war seine Kopfbedeckung besetzt (eb. 228), sie dienten als Amulet, halfen in Sturm, in Gefahr, ja man betrachtete sie gern dazu als Atuas oder Orometuas (Mörenh. 1, 472—4). Man nahm an, die Macht des Gottes, dem man sie weihte, gehe auf sie über (Ellis 1, 338 f.). Auf den Sandwichinseln verehrte man sie gleichfalls sehr hoch (Cook 3. R. 2, 400, 3, 457; Ellis 4, 166; 89), ebenso zu Tonga (eb. 2, 102), wie auch in Neuseeland die Blüthe der Erythrina ganz besonders zum Schmuck beliebt war und man überhaupt dort vielen rothen Schmuck trug (Grey a 136 f.). Bei dieser Verehrung der rothen Federn bedenke man, daß Roth die Tabufarbe in Neuseeland war. Hochroth und Gelb waren überhaupt die beliebtesten Schmuckfarben (z. B. Tonga Cook 3. R. 1, 281; Hawaii eb. 3, 291 u. oft).

Die Priester (tahua) bildeten auf Tahiti einen abgeschlossenen Stand, der erblich war. Die vornehmsten Priester waren stets vom höchsten Adel, ja aus der königlichen Familie selbst; und so hatte jede Insel und jeder Distrikt Oberpriester, doch gab es auch Priester für die niederen Volksklassen, welche aber ihres geringeren Tabu wegen nicht für die vornehmen Geschlechter fungiren durften, sowie die vornehmen nicht für geringe Leute (Mörenh. 1, 475 f. Ellis 1, 342, Forster Bem. 473, Cook 1. R. 2, 238). Dem Oberpriester zur Seite standen je ein Bildbewahrer (amoi too); dann die pure, die Unterpriester und drittens die zahlreiche Klasse der opu anui, der Priesterdiener (Mörenh. 1, 478). Außerdem müssen wir noch die hare po die „Wandler der Nacht" erwähnen, welche bei Festen die heiligen Hymnen und Gedichte hersagten und zwar, indem sie um den Marae wandelten und fortwährend recitirten; doch brachen sie beim mindesten Stocken, als einem bösen Zeichen, wie die Schauspieler der Areoi, ohne weiteres ab. Auch ihre Würde war erblich; ihre Kenntnisse erlangten sie durch stetes Lernen und Ueben, doch legte auch der erbende Sohn seinen Mund auf den Mund des sterbenden Vaters, um die Seele desselben und damit seine Kenntnisse aufzufangen

(Mörenh, 1, 506-7). — Die Priester waren im hohen Grade einflußreich. Sie nur durften den Marae betreten, sie nur nebst den anderen heiligen Person d. h. dem vornehmsten Adel (Ellis 1, 344) von den Opfern essen; sie selbst erhielten Opfergaben und Geschenke oft von sehr bedeutendem Werthe; sie allein durften bis an zwölf Weiber haben, während selbst der König sich mit zweien begnügte (Mörenh. 475 f.); ihre Drohungen bewirkten oft aus bloßer Furcht Krankheit oder Tod, ohne daß man mit Mörenhout und Forster an Vergiftungen ihrerseits zu denken braucht; dazu glaubten sie selbst zu fest an die Götter (Mörenh. eb. Forster Bem. 469). Freilich denkt Ellis (1, 368) gleichfalls an Gift und manche der Priester sollen die Anwendung desselben eingestanden haben: dagegen spricht jedoch, daß nie den Europäern ein solcher Zauber geschadet hat, denen doch Gift gleichfalls tödtlich gewesen wäre (Ellis 1, 368; Wilson 455). Auch hier waren die Priester oft zugleich die Zauberer, welche fremde Geister in eines Anderen Körper bannen konnten und dadurch Krankheit oder Wahnsinn hervorriefen (Mörenh. 1, 481). Doch gab es auch noch höchst gefürchtete Zauberer (tahutahu und pifao) außerdem und auch ihre Zaubereien bewirkten Krämpfe und Tod, ja ganze Familien sind durch sie getödtet worden (Ellis 1, 366 f. Mörenh. 1, 480). Die Priester waren dann natürlich auch die Aerzte: wie sie den Gott riefen, so konnten sie ihn auch wieder entfernen. Auch auf sie selber ließ sich der Gott herab, wenn er den Menschen seinen Willen mittheilen wollte und sogar oft bei gottesdienstlichen Handlungen, bei denen die Priester mitten im Marae saßen, entweder auf einem Knie oder mit gekreuzten Beinen; das Haupt hielten sie gesenkt oder nach der Pyramide gerichtet und ihre Tracht war dann gewöhnlich nur eine Matte um die Hüfte (Ellis 1, 343; Mörenh. 1, 478). Doch trugen sie auch eine ungeheuer hohe korbartig geflochtene Kopfbedeckung, sowie einen eigenthümlich geflochtenen und verzierten Schild (Abbildung bei Cook 1. R. 2, 238. bei Parkinson pl. XI); für gewöhnlich gingen sie wie die übrigen Tahitier. Andere phantastische Amtstracht derselben welche bei den Göttern in besonderem Ansehen stehen sollte, erwähnt Wilson 456. Auch begeisterte sehr häufig ein Gott den Priester, doch ließen sich die Götter auch auf andere Menschen herab. Den Befehlen solcher Begeisterten, welche den linken Arm stets in ein Stück Zeug wickelten, folgte man unweigerlich, auch wenn sie sehr schädlich

waren (Mörenhout 1, 481-3; vergl. Wilson 285; Ellis 1, 374); man nannte sie, so lange die Begeisterung dauerte, also oft mehrere Tagelang, selber „Gott" oder mit dem Namen eines bestimmten Gottes (Cook 3. R. 2, 156) und ehrte sie dem Namen entsprechend (Ellis 375); die vornehmsten Frauen gaben sich ihnen wetteifernd preis (Mörenh. 1, 480). Die Begeisterten glaubten an den (Ellis 1, 385-6) Gott in ihnen auf das Festeste. Freilich ermangelten sie in ihrer Begeisterung nicht, große Gaben zu fordern; und allerdings erlebte Wilson den Fall, daß ein Inspirirter durch energisches Vorgehen der Missionäre von seiner Bgeisterung zurückkam (455-6; vergl. Ellis a. a. O.); indeß, da ein plötzlicher Schreck wirklich eine entgeisternde Wirkung haben kann, so brauchen wir auch in diesem Fall nicht nothwendig an Betrügereien zu glauben. Mancher Trug mag sich freilich eingemischt haben. Auch hier äußerte sich die Begeisterung durch die heftigsten Körperaffektionen (Wilson 457). Daß die Priester dann nun die Opfer, daß sie die Tattuirung nnd Beschneidung besorgten, daß sie bei Geburt und Begräbniß unentbehrlich waren, versteht sich von selbst; daß sie ferner die astronomischen, nautischen und religiösen Kenntnisse fast allein besaßen (Cook 1. R. 2. 238), machte sie noch besonders wichtig. — Die Priester beteten in einem schrillen, singenden Tone, doch bisweilen sehr laut (Ellis 1, 343; Wilson 455) und dieser Ton ist wohl gemeint, wenn Forster (Bem. 469) behauptet, sie hätten einige der Götter mit Zischen verehrt. Ueberall glaubte man, daß die Götter eine pfeifende, flüsternde Stimme hätten, in Tahiti ferner, daß das Brausen großer Muscheln, welches sie ans Ohr gehalten vernehmen lassen, von bösen Oramatuas stammte, welche sie bewohnten (Ellis 1, 363); die neuseeländischen Götter und Feen flüstern nur (Shortl. a 72, Grey a 295-6 u. oft) und auf Tonga war das Pfeifen verboten, weil dies der Ton der Götter sei (D'Urville a 4, 295). Die Gebete, Bitt- oder Lobgebete, wiederholten litaneiartig denselben kurzen Satz öfters, ein Morgengebet, Göttererweckung genannt, hat uns Ellis 1, 343 mitgetheilt, der die übrigen verschweigt, weil sie theils zu unlauter, theils zu abgeschmackt seien. Zuerst wird allen zwanzig Göttern einzeln ein „wach auf" zugerufen und sie dann hingewiesen auf die Vögel und Ro'o, den Gott der Wolken und auf die Fortschritte, welche der letztere macht; darauf ruft man sie an, auf die Cokosblattstreifen, welche im Marae aufgehängt sind, herab-

zusteigen, den Mund aufzuthun und das Opfer zu verzehren. Privatgottesdienst in der Familie leitet der Familienvater, welcher in diesem engen Kreis auch hier der höchste Priester war (Ellis 1, 342). Nach Cook (1. R. 2, 237), dessen Nachrichten Forster für nicht unwahrscheinlich hielt, obwohl er sie nicht aus eigener Erfahrung bestätigen konnte, gab es eigene Priester für die Weiber, wie diese letzteren auch ihre eigenen Maraes gehabt und nur weibliche Untergottheiten verehrt haben sollen. Begreift es sich nun, daß die Weiber nur weibliche Tikis und vorzugsweise weibliche Seelen angerufen haben; ist auch die Nachricht von den Priestern, welche nur für die Weiber waren, gewiß insofern richtig, als die Weiber für noa, also unheilig galten und dadurch auch ihre Priester nicht den Priestern der Männer gleich stehen konnten: so beruht doch die Nachricht von den doppelten Maraes gewiß auf einem Irrthum, da die Weiber den Marae überhaupt nicht betreten durften und ist damit wohl nur der Platz gemeint, wo sie die Ahninnen und ihre Tikis anriefen — wenn sie anders überhaupt Tikis hatten. Kein anderer Reisender erwähnt diese Sache, die also keineswegs von Bedeutung war. Eine Priesterin des Oro erwähnt auffallend genug Williams 188; vielleicht war sie die Tochter eines Priesters und dadurch selbst geweiht. Als Opfer brachte man alle möglichen Speisen, Thiere und Pflanzen, roh oder gekocht, ganz oder theilweise und erstere lebend oder todt (Ellis 1, 345); die Altäre im Marae waren Holzplatten, welche auf vier oft geschnitzten Ständern ruhten und mit Laubkränzen oder gefranzten Matten geschmückt waren. Oft standen sie ganz dicht beisammen, so daß sie eine große Fläche (40′ lang, 7′ breit, Wilson) bildeten: auf ihnen lagen und faulten die Opfer (Ellis 1, 345 f. Wilson 329). —

Die religiösen Feste waren theils gelegentlich, theils fest. Zu ersteren gehörten die, welche bei drohendem Krieg, bei der Krankheit eines Fürsten, zur Reinigung des Landes nach einem verwüstenden Kriege gefeiert wurden. Letzteres mit einer seltsamen Ceremonie: an der Küste zog man ein Netz durch das Wasser und die Korallenstücke und was man sonst heraufzog, nannte man — was an jene nachgemachten Yams zu Tonga erinnert — Fische, und bat den Gott, das Land wieder rein zu machen, wie die Korallen in der See (Ellis 1, 348 f.). Wollte man damit nicht bildlich andeuten, daß der Gott das Land von neuem schaffen sollte, wie er es schon einmal geschaffen hatte durch

Herausfischen? — Das wichtigste aller regelmäßigen Feste war die sogenannte Göttererneuerung (pae atua), welche jedes Vierteljahr gefeiert wurde: man nahm die Götterbilder aus den Tempeln, sonnte sie, salbte sie aufs neue mit wohlriechendem heiligen Oel, füllte sie mit neuen Federn und umkleidete sie mit neuen Matten (Mörenh 1, 514 — 6). Nachdem man sie feierlich zurückgetragen, begann das Festgelage (Ellis 1, 350 f.). Auch der erste allgemeine Fischfang war ein großes Fest, dessen erster Tag und seine Beute den Göttern, der zweite dem Könige, der dritte erst allen Betheiligten gehörte (Mörenh. 1, 517). Dann sind noch zwei Feste zu erwähnen: erstlich das Opferfest Anfangs Dezember, wo man die Erstlinge der Ernte den Göttern brachte, und zwar im Hauptmarae, wohin man von allen Distrikten Gaben sandte: im feierlichen Zuge, die Muschelblasenden Priester voraus, zog man dahin und wenn das Opfer vollendet war, so überließ der König dem Volke das Uebrige, wo dann jeder was er konnte erhaschte (Mörenh. 1. 531) — ein Gebrauch, der häufig in Polynesien vorkam — und dann ein Mahl folgte, das oft mehrere Tage hindurch fortgesetzt wurde. Noch wichtiger war das zweite Fest, welches man als Jahresschluß betrachtete und bei welchem man von den Göttern Abschied nahm. Es wurde wie das vorige nur noch glänzender und mit Wettspielen gefeiert: war man vom Versammlungsort in die Heimath zurückgekehrt, so betete man in jedem Distriktmarae zu den Göttern, daß sie bald wiederkommen möchten (Mörenhout 1, 521-3). Männer, Weiber und Kinder, wenn auch letztere beiden den Marae nicht betreten durften, betheiligten sich an diesem Feste, welches mit einem Gebet beschlossen wurde und das Ellis nicht mit Unrecht dem Allerseelenfest vergleicht: zurückgekehrt brachte jeder Einzelne für die abgeschiedenen Geister Opfer, daß sie vom Po befreit werden und zum Rohutu emporsteigen oder zur Oberwelt wieder zurückkehren möchten (Ellis 1, 351-2). Es scheint fast als ob dies, was Ellis erzählte, dasselbe sei, was Mörenhout als Bitte um Rückkehr der Götter auffaßt. Bei diesen beiden Festen herrschte das strengste Tabu, also allgemeiner Gottesfrieden auf der Insel (eb.). Gebete um Fruchtbarkeit geschahen im Marae oft; ja man suchte die Götter mit List zu täuschen, indem man ihnen schlechte Früchte darbrachte und sagte: Wir haben nichts Besseres: gebt Besseres, dann sollt ihr davon haben (Mörenh. 1, 527). Vor jeder Mahlzeit ward

dem Gott etwas von den Speisen geopfert (Wilson 458; 284); wie man auch jede Handlung, Essen, Arbeiten, Schiffahrt, Pflanzen, Bauen, Fischen u. s. w. und ebenso den Tag und die Nacht mit Gebet begann (Ellis 1, 350). Derselbe fromme Sinn wie überall in Polynesien zeigt sich trotz aller heidnischen Auswüchse auch hier.

Auf Paumotu war alles, was die Gottesverehrung betraf, ebenso wie zu Tahiti: nur daß auf Mangareva der Tempel die gewöhnliche Hausform hatte und daß es daselbst keinen gesonderten Priesterstand gab: Die Fürsten waren zugleich Priester (Mörenh. 1, 110. Beechey 122; 137). Auf Hao hatte jeder Einzelne sein besonderes Idol, das er immer bei sich trug; es war der Schenkelknochen eines Freundes oder eines Verwandten, der oben mit einer Haarlocke versehen war (Beechey 179). Auch die markesanischen Einrichtungen stimmen wesentlich mit den tahitischen überein. Die Maraes lagen gern auf Bergen und waren mit den ehrwürdigsten Bäumen bedeckt, gepflastert und mit riesenhaften Steinen umwallt, meist zugleich auch Begräbnißplätze. (Melville 1, 176 f. Radiguet 609f. 625; Math. G*** 54). Götterbilder hatte man hier nur selten, meist verehrte man die Tiki oder die Ahnen, und so sind alle die Bilder zu erklären, welche bei Melville eb.; 2, 85-6; 2, 98; Porter 2, 111, bei Radiguet 609 erwähnt sind. Auch was Figueroa, der die Tempel genau so schildert, wie die späteren Reisenden, 1595 von Götterbildern sah (Marchand 1, 49), waren wohl nur Tikis. Man nannte sogar den ganzen Tempel Tiki (Math. G*** 54). Dagegen ist der hochheilige Gott, der wie ein umwickelter Speer aussah (Porter 2, 112), sicher kein Tiki. Ob dies derselbe Gott ist, den Melville als einen geschmückten Kopf und verziert mit weißen und rothen (den beiden Tabufarben) Zeugstreifen beschreibt? (Melville 2, 92). Auf heiligen Plätzen fanden sich wohl auch jene pyramidenartigen Baue, wie in Tahiti, welche oben die Götterbilder trugen (Melville 1, 176 f.); doch sind sie selten und meist durch den gewöhnlichen Hausbau der Markesaner ersetzt: auf einen steinernen Unterbau von 30-60' Länge — also waren sie größer wie Privathäuser — 15-25' Breite und 3-4' Höhe fanden sich offene hallenartige Gebäude, deren Pfosten karyatidenartig geschnitzt sind: hier aßen die Männer, wurden die Feste gefeiert u. s. w. In einigen hingen Menschenschädel (Math. G*** 56 f. Melv. 176 f. Radig. 610).

Schon 1595 war diese Bauart die herrschende (Figueroa bei March. 1, 49). Andere Häuser für Wächter, Priester u. s. w. fanden sich gleichfalls im Marae (Melv. 1, 176 f.). So könnte man annehmen, daß unsere Ansicht über die Entstehung der heiligen Pyramiden doch eine unrichtige wäre und sie sich nur aus dem gewöhnlichen Wohnhaus herausgebildet hätten. Dagegen spricht aber der merkwürdige Umstand, daß in höheren Theilen der Insel — die Maraes liegen hier alle hoch — ungeheure Terassen, ganz wie jene tahitischen sich finden, von 300′ Länge und 60′ Breite, aus 10-15′ langen, 5-6′ hohen Steinblöcken erbaut, die ganz glatt behauen sind. Die unterste und oberste Stufe war in der Mitte viereckig eingesattelt, die Gebäude selbst ohne Zweifel uralt. (Melville 2, 50-1; oben 5. Band 2, 223). Altäre gab es vielfach an den Wegen und bei den Häusern: sie galten den Tikis und den Seelen (Math. G*** 59). Begeisterte, Opfer, Feste sind wie auf Tahiti: bei den Hauptfesten hörte das Speisetabu für die Weiber auf und ein allgemeiner Gottesfriede herrschte, so daß auch feindliche Stämme sich zu der Zeit besuchten. Sie hatten religiöse Dankfeste; bei anderen herrschten die größten Ausschweifungen; Geburt and Tod wurden gleichfalls wie überall durch Feste gefeiert (Math. G*** 72-74). Die Priester hatten hier eine größere Macht wie anderswo. Nur sie konnten das Tabu hier aufheben; sie wurden noch zu Lebzeiten bisweilen (jedoch wohl nur, wenn sie begeistert waren) so hoch vergöttert, daß man ihnen Menschenopfer darbrachte (Math. G*** 45). Es gab für jeden Stamm einen Oberpriester (Tahua), der sehr großen auch politischen Einfluß hatte und stets in Kriegertracht ging (Melv. 2, 92), wie er meist aus der vornehmsten Familie genommen war; ihm untergeben waren die verschiedenen Klassen der Tahuna, der untergeordneten Priester. Auch war es hier keineswegs leicht, Priester zu werden: denn man mußte, wenn man gewisse Würden bekleiden wollte, eine mehrjährige Keuschheit, für einen Polynesier die schwerste Aufgabe, und andere Kasteiungen durchmachen (eb. 59 f. 62). Auch Priesterinnen gab es hier, welche sich mit Weissagen beschäftigten (61), ja Radiguet erwähnt auch Oberpriesterinnen (608).

Hill (148) beschreibt die Reste eines alten Tempelplatzes (heiau) zu Hawaii als einen Raum, der bei 150′ Länge und 100′ Breite von drei Seiten mit 15 — 20′ hohen Mauern und mörtellos aufeinander-

gelegten Steinen umschlossen war, während die vierte keine Einfriedigung hatte. Das Innere war durch Quermauern in vier ungleiche Abtheilungen geschieden, deren mittelste, den Altar in sich bergend, etwa zwei Drittheil des ganzen Raumes einnahm: die drei anderen hatten am Ende eine Kammer. Auch hier lagen die Heiaus gern auf Bergen und am Strande (Ellis 4, 96; Cook 3 R. 3, 292). Der zu Bukohola, welchen Tamehameha um 1795 gebaut hatte, war 224' lang und gleichfalls 100' breit; die Umfassungsmauern, welche oben platt einen bequemen Spaziergang boten, ließen nur einen schmalen Eingang in den heiligen Raum. Dieser zerfiel terassenartig in einen höheren, gut gepflasterten und gepflegten Raum und in einen niederen mit minderer Sorgfalt behandelten. Am Ende des Ganzen war eine Art Allerheiligstes durch eine Quermauer gebildet, wo das Bildniß des Tairi, dem dieser Marae heilig war, sowie eine Menge untergeordneter Götter sich befanden. Dort stand auch das Anu (vergl. tahit. unu, Symbol des Tiki oder der Seele), ein Obelisk von Flechtwerk auf einem Grundquadrat von 4 — 5'. In diesem Anu stand der Priester, wenn er als Vertreter der Gottheit dem befragenden König orakelartige Antworten gab. Ueber dem Eingange in diesem innersten Hofe stand auch der Hauptaltar und dahinter das Bild des Hauptgottes (Ellis 4, 89, 96-7). Etwas anders war der Heiau, in welcher Cook als Rono verehrt wurde: es war eine Steinfläche, 40 Yards lang, 20 breit und 14 hoch, mit einem hölzernen Zaun umgeben und durch eine Quermauer geschieden, in deren Mitte ein hölzernes Gebäude stand: andere Gebäude standen am Zaun und jenes Gerüst, auf welches Cook als Rono hinaufsteigen mußte, scheint ein Anu gewesen zu sein. Auch hier war der andere Theil des Heiau vertieft (Cook 3. R. 3, 292-4). Die Häuser standen wohl ebenso auf jedem Heiau: das in der Mitte war das Tabuhaus des Königs, wo er verweilte, wenn eine strenge Tabuzeit eintrat, die Häuser an der Mauer oder dem Zaun waren die Häuser der Priester (Ellis 4, 98). Nicht zu verwechseln mit diesen Heiaus waren die Puhonua, die Zufluchtsstätten, wo jeder Verbrecher (Mörder, Dieb, Tabubrecher u. s. w.) Schutz vor den Verfolgern fand und ebenso jeder flüchtige Krieger; die Priester, welche daselbst wohnten, mußten jeden Verfolger, der das Puhonua betrat, tödten. Auch Weiber, Kinder und Greise brachte man in Kriegszeiten dahin; Raum

war genug: denn der, welchen Ellis sah, bildete ein unregelmäßiges Parallelogramm von 715' Länge und 404' Breite; die Wälle der 3 Seiten (die vierte lag am Meer) waren 12' hoch und 15' dick. Breite stets geöffnete Gassen führten durch sie hindurch. Im Innern waren Wohnungen für die Priester, sowie für die Flüchtigen, welche hier, wie der ganze Ort, unter dem Schutze eines Gottes oder eines Häuptlings standen. Die Umwallungen des Puhonua waren wie die aller Heiaus stets mit Tikibildern versehen. Im Innern dieses Puhonua befanden sich mehrere große Heiaus, nach Art der von King (Cook 3. R.) beschriebenen gebaut, also solide Steinflächen, deren eine 10' hoch, 126' lang und 65' breit war. Felsenstücke von 6' Höhe waren eingebaut: das Ganze war ein erstaunliches Werk von gewaltiger Arbeit (Ellis 4, 167-9). Die Begräbnißplätze waren hier, obwohl in der Nähe der Heiaus, doch von diesen getrennt (Ellis 4, 164) — Die Götzenbilder waren auf Hawaii zahlreich und zwar neben denen der Tiki, die hier wie überall gebildet waren, mit weit offenem Maule, in das man Speiseopfer wohl gleich hineinlegte (Arago 2, 112). Sie standen häufig grob und unförmlich um die Bilder der Hauptgötter her und waren bekleidet und verziert auf manche Art (Cook 3, R. 3, 457. Ellis 4, 166), auch durch Schnitzereien: auf dem Haupte waren bisweilen Menschenhaare, im Maule Haifischzähne angebracht und Ellis (4, 91) erwähnt eines das aus höchst giftigem Holze bereitet war. Dieser Götze hieß Karaipahoa und ward sehr gefürchtet: jeder Tod durch Vergiftung ging, so sagte man, von ihm aus (eb. 94). Die priapeischen Hausgötter sind ebenfalls Tikis, d. h. Schutzgeister, als solche verehrte Geister der Vorfahren (Cook 3. R. 3, 457 f.). Auch die riesenmäßigen Büsten von Flechtwerk mit Augen von Perlausterschalen, in deren Mitte eine schwarze Nuß befestigt war, gehören hierher (eb. 305). Die Bilder der Hauptgötter waren z. Th. von Holz, so das des Tairi, welches einen Helm trug, und mit rothen Federn bedeckt war (eb. 98), während man bei einem anderen, dem Bilde Keoroevas, eines alten Gottes von Maui, Kopf und Hals aus Flechtwerk gebildet und mit rothen Federn überkleidet hatte (eb. 89). Gewöhnlich wurden die Bilder aus einem harten gelben Holze gemacht, welches die Götter zu diesem Zwecke hatten wachsen lassen und vor Zeiten einem vornehmen Eingeborenen der Insel Morokai im Traume angezeigt hatten: die ersten ab

welche die betreffenden Bäume mit der Axt berührten, starben, getroffen von den herausfliegenden Holzsplittern. Dies war wohl die Folge des strengen Tabu dieser Bäume, in welche Tane und die andern Götter, deren Bilder daraus werden sollten, sich herniedergelassen hatten (Ellis 4, 92 f.). Daher erklärt sich wohl die Sitte, daß beim Fällen eines Baumes, aus welchem ein Götzenbild gemacht werden sollte, der König den ersten Streich führen und ein Opfer gebracht werden mußte (Tyerm. u. Bennet 1, 450). Auch steinerne Bilder waren nicht selten (Ellis 4, 90), wie auch Cooks Reisegefährten ein aus schwarzem geglättetem Stein verfertigtes Bild erwähnen, welches in richtigem Ebenmaaß eine Figur mit zurückgebogenem Haupte und auf Fingern und Zehen ruhend (kauernd?) darstellte (3. R. 3, 457). Steinbilder verfertigte man nur aus solchen Steinen, welche an der Küste bei Ninole auf Hawaii gefunden wurden. Schon am Aeußeren sah man, welche von den dort gefundenen sich zu Götterbildern eigneten. Wunderbarer Weise waren sie zweigeschlechtig und hatten die Fähigkeit, sich fortzupflanzen; der kleine Stein, welchen man dann zwischen den beiden Eltern-steinen fand, war natürlich besonders heilig. Namentlich gern zu Göttern, welche den großen Nationalspielen vorstanden, nahm man diese Steine (Ellis 4, 212 f.). Daß die Götter auch hier die verschiedenartigsten Inkarnationen eingingen, braucht kaum erwähnt zu werden (Ellis 4, 90; Cook 3. R. 3, 458). — Opfer und Gebete sind hier wie überall: wie überall wurden hier auch lebende Schweine geopfert, welche dann durch ein bestimmtes Zeichen tabuirt im Heiau des betreffenden Gottes lebten und selbst wenn sie die umliegenden Felder verwüsteten, nicht getödtet werden durften (Ellis 4, 89; 1, 242). Religiöse Hymnen beim Kawa- Trank- und Speiseopfer bei jeder Mahlzeit waren auch hier gebräuchlich, auch hier Menschenopfer häufig (Cook 3. R. 3, 458).

Die Priester hatten hier vielleicht noch größere Macht als irgendwo sonst; die Häuptlinge gewährten ihnen jegliche Forderung (Remy 163); sie konnten durch ihr Gebet Lebende bezaubern, daß sie starben (Lisiansky 120), sie ermittelten, wer einen Gestorbenen durch Bezauberung getödtet hatte (Remy 129). Auch die Weissagungen der Götter gingen durch sie, welche häufig zweideutig, wohl nicht aber listig vorher verabredet waren (Ellis 4, 97). Auch hier gab es Priesterinnen, welche im Dienste der Pele standen (Ellis 4, 275).

Ueberſehen wir nun die Thätigkeit der Prieſter des Geſammtgebietes, ſo finden wir ſie außer daß ſie die Opfer, Gebete und heiligen Ceremonien bei Feſten u. ſ. w. zu beſorgen haben, bei der Geburt, der Beſchneidung, der Tattuirung (welche beide ſie allein beſorgten), dann wie wir gleich ausführlicher ſehen, als Aerzte und bei der Beſtattung thätig; wir finden ſie als Zauberer und Propheten; als Bewahrer der alten Mythen, Ueberlieferungen und aller Kenntniſſe, meiſt als beſonderen Stand, in welchem alles vom Vater zum Sohn vererbte (Ellis 4, 334). Sie haben überall einen großen, meiſt ſogar einen ſehr bedeutenden Einfluß; ſie erhielten überall für ihre Thätigkeit reichlichen Lohn durch Geſchenke und dergl., während bei Mißerfolgen nicht ſie ſondern die Götter die Schuld trugen.

Schließlich wollen wir hier zu einer beſtimmten Art von Götzenbildern nochmals zurückkehren: wir meinen die obenerwähnten Schenkelknochen mit Menſchenhaaren, welche die Bewohner von Hao als Idol beſitzen (Beechey 179). Dieſe finden ſich überall: auf den Markeſas war der mächtigſte Gott ein ſolcher Stab (Meloille 2, 92), auf Hawaii erwähnt ſie King in Cooks 3. R. 3, 292, 464 unter dem Namen Tabuſtäbe; ſie waren hier mit Hundehaar geſchmückt. Auf Samoa verehrte man ein Stück Bambus, das oben haarartig Kokosfaſern trug (Hale 26); die Maori trugen, als ſie mit Cook zuerſt in Berührung kamen, künſtlich geſchnitzte Holzſtäbe oder Wallfiſchrippen, welche mit kleinen Büſcheln von Hundshaaren oder Federn verziert waren (Cook 1. R. 2, 356); Stäbe, die zugleich als Stäbe und Abzeichen der Oberhäupter dienten. Doch war wer ſie trug ſtets alt und ſtets mit beſonders reicher Tattuirung verſehen (eb. 3, 57). Einen ſolchen Stab, 8′ lang, den Knopf mit Menſchenhaar geziert überreichte der markeſaniſche Fürſt Tinai bei ſeinem erſten Beſuch, dem Capitän des Duff (Wilſon 241). Aus dieſem Stabe entſtanden denken wir dann auch den Stab, welchen die Redner in der ſamoaniſchen Volksverſammlung in die Hand bekamen, während ſie ſprachen und der oben mit einer aus Haaren geflochtenen Fliegenklappe verſehen war. Und haben wir hierin Recht, ſo gehört hierher auch der tahitiſche Fliegenwedel mit ſeinem geſchnitzten Stiel, der unten in zwei Vogelgeſtalten ausläuft und ſeinem langen wallenden Haarſchmuck (Abbild. Cook 1. R. 2, 217), hierher alles, was ſich von Redner- oder Häuptlingsſtäben noch ſonſt im Ozean vorfindet. Aber warum

wähnen wir dies? Der äußerste Osten und der äußerste Westen des Ozeans, das gebildetste und das roheste Volk der Ozeanier zeigt uns diese Stäbe in ganz eigener Bedeutung. Auf Hao waren sie geradezu Idole, aus einem Schenkelknochen eines Freundes gemacht, mit Menschenhaar verziert: also die denkbar roheste Art die menschliche Figur nachzuahmen, aber ganz sicherlich Tikis Schutzgeister darstellend. In Tahiti begrub der Priester, um die Sünden eines Verstorbenen in die Erde zu bannen, einen Holzstab als Sinnbild des Verstorbenen (Ellis 1, 402). Und die Ulitaos der Marianen (Bd. 5. 2, 148) trugen als heiliges Abzeichen ganz dasselbe, einen Stab, hohl, mit Baststreifen und oben mit Haaren verziert. Auch in diesen Stäben sehen wir nichts anderes, als Darstellungen des Schutzgottes — spricht doch schon der Name dafür. Denn sollte der marianische Name dieser Stäbe tuna bei le Gobien 203 oder tina nach Freycinet (2, 184) nicht dasselbe sein wie tah. unu, haw. anu, das Holzbild, welches den Tiki vorstellt*)? Dadurch aber fällt auf die Uritaos ein neues Licht. Sie also tragen das Bild des Gottes stets in der Hand sie sind in seinem besonderen Schutz und Dienst und stimmt dies nicht aufs genaueste zu unserer Auffassung der Areoigesellschaft? Auch diese hat gewiß solche Stäbe wenigstens früher getragen; wenn uns auch nichts davon berichtet ist. Auch die Fürsten standen unter besonderem Schutz der Götter: was Wunder also, wenn sie in Neuseeland den Schutzgott stets bei sich führten? Daß nun auch der Redner zu Samoa den Stab in die Hände bekam (dessen Umdeutung in späterer Zeit, wo der ursprüngliche Sinn nicht mehr gefühlt ward erfolgte) ist eine schöne Sitte; denn entweder sollte er dadurch unter den Schutz des Gottes gestellt worden, damit er ganz frei reden könne: oder es sollte das was er spräche unter den besondern Einfluß der Götter gestellt werden, damit es heilig sei, der Gott selber sollte gleichsam aus ihm sprechen, und das ist wohl das Richtige. Daher war es auch Sitte, daß ein Sohn, der in irgend einer wichtigen Botschaft abgesandt würde, seines Vaters Stab und Fliegenwedel mit-

*) Anlautendes t hat das Marianische bisweilen den mikropolynes. Sprachen gegenüber. So Marian. tano Land, Radak enni, Neuseel. wenua, Paum. henua, Rarot. enua. — Auch tuna sam. neuseel. Aal kann hierhergehören, da Aale gewöhnlich für Inkarnationen der Götter galten.

nahm, als Sanktion (Turner 349): der Gott seines Vaters begleitete ihn. Man sieht aber auch hieraus, wie sehr der Glaube an die Schutzgeister das gesammte polynesische Leben durchdrang.

Aberglaube herrschte mannigfaltigster Art. Flüche und Verwünschungen waren und sind sehr gewöhnlich (Turner 318; Mariner 1, 297; 2, 237.). Das Gesicht bedeckte man sich in Samoa Nachts mit einem Stück Zeug, weil man sich fürchtete (eb. 316); der Regenbogen, Sternschnuppen, Constellationen, Wolkenbildungen, Stürme, das Rauschen des Windes in den Bäumen der Maraes und dergl. galten als Götterzeichen und bedeuteten mancherlei, aber nichts Gutes (Somoa Turner 242; Tonga Mar. 1, 456; Neus. Grey 6; Tahiti Cook 1. R. 2, 278; Ellis 1, 378; 342 u. s. w.). Auch dem Flug und der Rast der Vögel entnahm man günstige und ungünstige Zeichen (Turner 242; Mariner 2, 237; Ellis 1, 373), ebenso den Eingeweiden (namentlich dem Herzen und der Leber) und den Muskelbewegungen des geschlachteten Opferthieres (Ellis 1, 371), des getödteten oder sterbenden Feindes (eb. 1, 303); sie erkannten die Zukunft aus zerschnittenen oder schwimmenden oder geworfenen Kokosnüssen (eb. 377; Mar. 2, 239), in Neuseeland auch durch geworfene Stöcke (Shortl. a, 117; Taylor 91). Oder man steckte Stöcke in die Erde, auf deren jeden man einen Stein legte; fiel in einer bestimmten Zeit keiner dieser Steine herunter, so bedeutete das für eine Reisegesellschaft glückliche Reise jedes Einzelnen (Polack narr. 1, 130). Auch hier also ist der Stock Bild des Menschen, wie die eben beschriebenen heiligen Stäbe Bilder des Tiki sind. Daß man Orakel von den Göttern selbst erhielt, ist schon erwähnt und natürlich spielten Träume überall eine große Rolle (Mar. 1, 456; 2, 111; Ellis, 1, 373), denn die Seele, so glaubte man in Neuseeland, besuchte im Traum das Po (Taylor 74) und so hatte jeder Traum Bedeutung (eb. 160). In der Fremde Sterbende zeigten sich den Ihrigen an (Shortl. a 117f.). Von Bedeutung war auch das Niesen: in Samoa sagte man einem Niesenden: mögest du leben! (Turner 348), in Tahiti: Gott segne dich! (Wilson 474). Nieste ein Maorikind, so rief ihm die Mutter einen langen Spruch zu; nieste einer beim Essen, so war Besuch oder eine Neuigkeit zu erwarten (Shortl. a 111; 114). Dagegen galt in Tonga das Niesen als sehr böses Zeichen (Mar. 1, 456). — Trifft Vorhergesagtes nicht ein, so ist auch hier eben nie der Prief

sondern allein der Gott selbst daran schuld; er hörte nicht, weil er unterdessen im Götterland verweilte (Polack narr. 1, 154).

Im engsten Anschluß an die religiösen Anschauungen dieser Völker müssen wir die Art und Weise darstellen, wie sie ihre Kranken und Todten behandeln. Denn diese Behandlung beruht durchaus auf dem, was sie von den Göttern, von den Seelen und dem Zustand nach dem Tode glaubten. Daß man Krankheit überall als Besessenheit auffaßte, haben wir schon erwähnt. Daher erklärt es sich, wenn man die Schwindsucht, jenes langsame zehrende Uebel in Samoa durch Bedrohung mit dem Speer zu heilen versuchte. O Moomoo*) rief man, ich bin im Begriff, dich zu durchbohren, (Turner 221) und erwartete hierdurch d. h. denn doch durch Vertreibung des bösen Geistes, Besserung. Eben deshalb stellte der Priester mit einem Kranken und seiner ganzen Familie eine Beichte an, ob irgend eine Tabuverletzung oder dergl. vorgekommen war, über welche erzürnt ein Gott die Krankheit sende. Man beichtete ganz ehrlich, widerrief etwa ausgesprochene Flüche, gab dem Priester die Sühngeschenke, die er verlangte, kurz, man that Alles mögliche um den Gott zu versöhnen. Auch jetzt noch beichten Kranke deshalb oft die schwersten Verbrechen. Leiden an gleicher Krankheit mehrere Familienglieder, so öffnete man den Leib des ersten an der Krankheit sterbenden und durchsucht ihn; findet man etwas Entzündetes,

*) Moomoo heißt nach Turner die Schwindsucht. Das Wort steht für mokomoko, da K im Samoanischen fehlt. Im Tonganischen heißt mokomoko kalt, momoko Zehrfieber, im Markesanischen moko elend, mo-mo'o Husten (Hale s. v.). Moko, mo'o heißt die Eidechse: und Hale erklärt das tong. mokomoko kalt wie die Haut einer Eidechse. Daraus läßt sich also einmal folgern, daß das Wort nur von körperlicher Kälte, nur von Frieren eines Menschen gebraucht wird; andererseits aber ist es unbegreiflich warum man diese Bezeichnung vom Anfassen einer Eidechse abstrahierte, ja warum man überhaupt an irgend eine äußere Uebertragung von einem kalten Gegenstand bei diesen inneren Frost gedacht haben soll. Wir haben es vielmehr mit der Kälte des Fiebers zu thun, welche ein böser Geist im Menschen verursachte, an die zehrende Kälte des Fiebers der Schwindsucht; von da also von einer inneren Empfindung übertragen heißt mokomoko kalt, schaudernd, frierend. Aber moko heißt ja die Eidechse? Das bürgt uns für diese Erklärung, denn den Geist dachte man sich als Eidechse oder als ein ähnliches Thier. Moko heißt aus gleichem Grund auch die Tattuirung (S. 35). So sagt denn auch Nicholas 340f., nach neuseeländischem Glauben säße der Atua als Eidechse oder dergl. in den Eingeweiden der Kranken und zehre diese auf.

so thut man es weg, verbrennt es und hofft damit die Uebrigen zu retten (Turner 224 f. 228) — man sucht die Stelle wo der böse Geist haust und diesen selbst zu vernichten. Auf Tonga war der Glaube an diese bösen Krankheitsdämonen schon sehr geschwunden. Doch hängt damit zusammen, daß man bei Erkrankung eines Vornehmen die Götter unter Hinweisung auf die Verdienste des Mannes heftig anfuhr, namentlich wenn die Krankheit nicht rasch wich (Mar. 1, 364); daß man den Kranken selbst in den Tempel zunächst des Familienschutzgottes brachte, während täglicher reicher Opfer und von da, wenn keine Hülfe eintrat, zu verschiedenen anderen Göttern umher schleppte; daß man den Gott durch Demüthigungen zu beschwichtigen suchte, wie man z. B. den sterbenden Finau über die Kochgrube des Tuitonga legte und Finau war doch so vornehm und alles was mit Kochen zusammenhing, so sehr befleckend (Mar. 1, 385). Auch das Schlafen im Faituka besonders mächtiger Götter half von Unwohlsein (Wilson 206): der schwächere Gott wurde vom mächtigeren vertrieben. Hierher gehört wohl auch, daß wer eine schwere Operation überstanden hatte sich weder waschen noch kämmen, auch nicht Haar oder Nägel schneiden durfte, weil sonst, wie man aus Erfahrung wissen wollte, Starrkrampf und Tod einträte (2, 248 f.) Denn der war unrettbar in der Gewalt feindseliger Geister, der ihnen Gelegenheit bot, auch nur das geringste von seinem Körper zu erlangen.

Dieser Glaube herrschte überall, ja die europäischen Einwanderer haben ihn bisweilen gleichfalls angenommen (Dieffenb. 2, 59; Nukuh. Krusenst. 1, 194). Da Krankheiten vielfach auf Bezauberungen beruhen, zu diesen Bezauberungen aber Speichel oder etwas von den Speisen oder Kleidern oder den Körperabfällen des zu Bezaubernden gehören (Dieffenb. 2, 59; Shortl. 112 f.; Polack 1, 282; Tahiti Mörenh. 1, 540 f. Hawaii Ellis 1, 365. Markesas Vincend. Dum. 247; Mathias G***228): so war man mit alle diesem, wie wir schon erwähnten, höchst vorsichtig, namentlich mit dem Ausspeien, man begrub die Körperabfälle im Marae und nahm die Speisen mit. Auch gab es besondere Gebete und Zauberformeln für die verschiedensten Krankheiten (Dieffenb. 2, 61, Shortl. a 96 f.; Thomson 1, 219), denn in jedem kranken Glied hauste ein besonderer Geist (Taylor 34). Wie der Priester einen solchen zum Rückzug nöthigte, haben wir vorhin (S. 375) gesehen; und noch heute nehm-

die Maori am liebsten Brechmittel ein, weil diese den bösen Geist am sichersten fortschaffen (Shortl. a 108). So bildete sich ein ganzes System von Bezauberung und Entzauberung: zu Tahiti begrub der Priester Körperabfälle des zu beschädigenden und seine eigenen Tikis nachdem [er beides] in einen Sack gesteckt hatte: dann mußten diese Tikis jenem schaden und man konnte gar bald die Seele des Bezauberten weinen hören (Mörenh. 1, 541); oder man rieb den Schädel eines Todten mit der Speise eines Lebenden, damit der Geist des letzteren zürnend über den Tabubruch in ersteren führe (Wilson 4, 55). Dies war wohl überhaupt der leitende Grundgedanke der meisten Zaubereien, irgend einen Geist gegen einen lebenden dadurch zu erzürnen, daß man diesen letzteren unbewußt ein Tabu brechen ließ, durch dessen Bruch jener verletzt wurde. So legte man in Tonga Kleider oder Eigenthum irgend Jemandes, den man bezaubern wollte, ins Grab seiner vornehmeren Verwandten; dann mußte der minder vornehme Lebende sterben. Mißglückt aber ein solcher Zauber, so brachte er leicht dem Urheber Tod (Taylor 91), auf den ein kräftigerer Zauberer ihn zurückwenden kann (Tah. Ellis 1, 369; Haw. 4, 293; Jarves 72) und natürlich wehrte man sich durch Gegenzauber aufs heftigste; auch war nach eingetretenem Todesfall die Rache der Verwandten sicher (Mörenh. 1, 543), wie sich auch der Kranke selber bisweilen durch Mord zu rächen suchte (Polack 1, 281 f.). Starb jemand, so suchte der Priester zunächst den Feind zu entdecken, der ihm den Tod angezaubert hatte und dann die Ueberlebenden vor gleichem Zauber sicher zu stellen (Ellis 1, 398). Auch in Tahiti suchte man bei Krankheiten frühere Sünden gut zu machen, man gab gestohlene Sachen zurück (Bratring 181 f.), wer ein Tabu gebrochen hatte und erkrankte, opferte alles, was er hatte, ja er bot sich selber, den Strick um den Hals, den Göttern als Opfer dar (Mörenh. 1, 543) und nicht anders machte es, bei Epidemien, das ganze Volk; dann boten sich gleichfalls mit umstrickten Hals die Fürsten als Opfer dar während das übrige Volk fastete und betete (Mörenh. 1, 544-5). Das deutet darauf hin, daß Menschenopfer gebracht sind, um Krankheiten abzuwenden: und wirklich geschah das zu Tahiti um besonders Vornehme am Leben zu erhalten (Bratring 182 f.) und ebenso und noch häufiger auf Tonga, wo man Kinder opferte und nicht nur bei Krankheiten vornehmer Männer, sondern auch, wenn

ein Vornehmer ein Tabu gebrochen oder sonst den Götterzorn auf sich geladen hatte (Mariner 1, 91; 385; 227 f.). Auch Selbstverstümmelungen kamen vor: so war es auf Tonga bei Erkrankung vornehmer Leute ganz gewöhnlich, daß andere sich, wetteifernd, einen kleinen Finger abschnitten, um die Genesung der kranken Fürsten herbeizuführen. So allgemein war diese Sitte, daß allen Tonganern mit Ausnahme der allervornehmsten Fürsten die kleinen Finger fehlten; daß Mariner fünfjährige Knaben sich zu dieser Operation hindrängen sah (Mariner 1, 454; Forster R. 2, 71). Auch zum Zeichen der Trauer bei Todesfällen geschah es und geschieht es noch jetzt (Hood 109); ja zu Uwea hat die Königin nur drei Finger an jeder Hand, weil sie alle anderen — also nicht bloß die kleinen Finger — abgeopfert hat (eb. 162).

Auch die Behandlung der Kranken fließt aus dieser Vorstellung von der Ursache der Krankheiten. Sie war auf Samoa durchaus milde (Turner 224), um den Geist nicht zu erzürnen, während man umgekehrt in Tahiti die Kranken verläßt, weil sie tabu werden durch den innewohnenden Gott — nannte man einen Schlagfluß doch geradezu „Gotteshand", d. h. durch den plötzlichen Griff oder Schlag eines Gottes bewirkt, ebenso Krämpfe (Ellis 3, 41) — daher viele Hungers sterben (Turnbull 127; 332); Arzeneien anzuwenden hält man daselbst vielfach für Sünde, weil eben ein Atua die Krankheit bewirkt (eb. 260) und verabscheut sie (292); man betete lieber, um den Gott zu vertreiben und brauchte man Arzeneien und sie halfen nicht sofort, so verließ man den Kranken ganz, was namentlich alten Leuten und dem geringen Volke geschah. Ja man vertrieb ihn nicht selten vom Hause und erbaute ihm eine kleine Hütte von Palmlaub, womöglich in der Nähe eines Stromes, denn Wasser enttabuirt, und versorgte ihn dort mit kärglicher Nahrung. Auch durchbohrte man Kranke mit einem Speer oder begrub sie lebendig (Ellis 3, 46-49), in späterer Zeit gewiß meist aus Faulheit und Härte, ursprünglich aber wollte man, wie bei jener samoanischen Bedrohung der Schwindsucht nur den bösen Dämon hierdurch unschädlich machen und nicht Grausamkeit, sondern Furcht veranlaßte die Unmenschlichkeit. Andere Bedeutung hat es, wenn auf den Markesas die nächsten Verwandten dem Sterbenden Mund und Nase zuhielten: man wollte dadurch der Seele den Ausweg sperren und so den Kranken länger am

halten (Math. G*** 115; Radiguet 636). Hier zeigt sich also wieder freundliche Gesinnung und nicht andres auf Neuseeland, wo alle Verwandten den Kranken besuchten, der mit besserer und leichterer Nahrung gepflegt wurde. Indeß geschah das nur bei Vornehmen: um Geringere kümmerte sich Niemand, sie gingen, wenn sie erkrankten, in den Wald und kamen entweder gesund oder gar nicht wieder (Dieffenb. 2, 61 f.). Auch andere Härten kamen vor: um das Tabu des innewohnenden Atua zu vermeiden, schleppte man Kranke und Sterbende öfters aus dem Hause (Taylor 61) oder verließ sie und pflegte sie nicht genügend, so daß sie verhungerten (Polack narr. 2, 332), aber dies Alles ursprünglich nicht aus Roheit, sondern nur aus frommer Furcht. Wahnsinnige und ganz Aussätzige galten daher, als für immer von einem Gott besessen, wie Begeisterte für heilig, doch ging man ihnen aus demselben Grund aus dem Weg (Ellis 3, 40; Turnbull 127).

Dabei waren aber die Polynesier gar mancher Arzeneien und Heilmethoden kundig. Zunächst verstand man es im ganzen Ocean, ermüdete und kranke Glieder durch Drücken und Kneten wieder so zu erfrischen, daß die ersten Reisenden sich nicht genug über den trefflichen Erfolg wundern konnten (Tonga Cook 3. R. 2, 21. D'Urville a 4, 332; Tahiti Wallis bei Schiller 2, 328; Cook 3. R. 2, 224; Turnbull 292; Markesas Melv. 1, 155; Hawaii Tyerm. u. Benn. journ. 1, 459: Bennett a 1, 240 u. s. w.). Während nun die Tonganer als innerliche Heilmittel nur wenige Pflanzenaufgüsse hatten, welche aber nichts halfen, obwohl sie die Recepte von den als Aerzten berühmten Fidschis bekommen hatten (Mar. 2, 242): so waren sie als Chirurgen höchst geschickt, verstanden einen in der Brust abgebrochenen Pfeil innerhalb 2-3 Minuten wenn er auch noch so fest saß herauszuschneiden und durch rationelle Behandlung die Wunde zu heilen, so daß der Kranke wieder ganz vollständig wenn auch erst nach Jahresfrist genaß (eb. 248 f.). Ja selbst Feuerschußwunden verstehen sie zu heilen. Ihre Schnitte folgen immer dem Lauf der Muskeln (D'Urville a 4, 333). Tetanus kurirten sie durch ein in die Harnröhre geleitetes Stäbchen oder durch ein Haarseil, das sie beim Perinäum wieder hervorzogen; eine Kur, welche sie auch bei allgemeiner Erschlaffung und bei Unterleibsstockungen mit Erfolg gebrauchten (254 f.). Auch Castrirung wendeten sie bei einer bestimmten

Hodenkrankheit geschickt und unschädlich an. Verrenkungen heilten sie dadurch, daß sie Oel und Wasser stets nach einer Seite hin einrieben (eb. 261), Skarificationen machten sie häufig, auch bei Augenentzündung, wobei man noch zwei Pflanzensäfte in die Augen träufelte (eb. 262; Cook 3. R. 1, 294); eine Art Moxa, durch Auflegen brennendes Zeuges kannten sie gleichfalls (D'Urville a 4, 329). Auch Frauen traten als Aerzte auf (Cook eb. 294). Amputationen ganzer Glieder wandten sie selten, dann aber auch freilich erfolgreich an; wohingegen Arm- oder Beinbrüche hier und überall im Ozean jeder erfolgreich zu schienen wußte (Mar. 2, 260. Mark. Marchand 1, 52. Tahiti Ellis 3, 42): nur die Hawaier standen wie überhaupt in der Chirurgie so auch hierin nach (Ellis 4, 335; Jarves 71). Augenärzte fanden sich gleichfalls überall und zum Theil waren sie sehr berühmt und wurden weithin gerufen (Hawaii Ellis 4, 335; Tahiti eb. 3, 42); doch bestand ihre Kunst hauptsächlich in der Entfernung fremder Gegenstände aus dem Auge. Sehr kühne Operateurs waren die Tahitier, von denen Ellis Unglaubliches erzählt: so fiel ein Mann vom Baum und verdrehte sich die Halswirbel, welche seine Begleiter sofort wieder gewaltsam einrichteten; und noch mehr; als einem ein Stein auf den Rücken fiel und ihn so beschädigte, daß er schon vollkommen gelähmt war und „den Rücken gebrochen" hatte: da renkten die Umstehenden sofort, indem sich einer auf den Beschädigten kniete, die verschobenen Rückenwirbel ein, umwickelten dann den Kranken fest mit einem Gürtel und brachten ihn nach Hause: ein paar Tage darauf war er gesund. So erzählt Ellis 3, 42-3. Zu trepaniren verstanden sie auch: ja sie behaupteten, wenn Jemandem der Schädel und das Gehirn beschädigt gewesen sei, so hätten sie den beschädigten Theil des Hirnes herausgeschöpft und dafür den entsprechenden Theil des Hirnes eines frischgetödteten Schweines eingesetzt, doch seien diese Behandelten meist toll geworden und gestorben (Ellis 3, 43). Man denkt hierbei natürlich an eine gut erfundene Mystifikation: indeß versichert Ellis, der aber selbst zweifelt, man habe es ihm öfter und immer ebenso und ganz ernst erzählt. Geschwüre verstanden sie aufzuschneiden (eb. 44; Mörenh. 2, 164 f.). Nach Bougainville (195) hätten sie um zur Ader zu lassen die Sagittalis geöffnet, dann die Wunde ausgewaschen und den Kopf verbunden: doch sagt Ellis (44) sie hätten keine Ahnung von Phlebotomie gehabt. Wunden zu schließen, we

sie sehr geschickt (42). Pflanzenaufgüsse wendeten sie innerlich und äußerlich vielfach an (Mörenh. 2, 164 f. Forster Bem. 429, Ellis 3, 38) und waren die Recepte oft Geheimnisse der Priester; die Einzelnen wußten einzelne, auf die man bei der betreffenden Krankheit verwies (eb.). Dampfbäder und kalte Abwaschungen waren sehr gebräuchlich (Mörenh. eb.); auch hatte man Mittel gegen das Gift des Tausendfußes, des Skorpions und einer sehr giftigen Fischart (eb.). Natürlich wendeten die Aerzte, die Priester, kein Mittel ohne mannigfache Ceremonien und Anrufungen an, auch erhielten sie nachher Belohnungen hier (Ellis 36 f.), während die tonganischen gar keinen Lohn nahmen (Mar. 2, 246). Frauen besorgten in Tahiti vielfach leichtere Mittel, wie Reibungen, Umschläge und dergl. (Mörenh. eb.). Die Hawaier und Maori wandten ebenfalls Schwitzbäder an (Ellis 4, 335; Polack narr. 2, 273), beide Stämme auch eine Menge vegetabilischer Arzeneien, welche zum Theil gut gewählt waren, als Abführ-, als Brechmittel; öfters auch waren sie gemischt aus verschiedenen Pflanzen. Sie standen hierin den Tonganern, wie Mariner an sich erfuhr, voran (Ellis 4, 334 f.; Jarves 71; Mariner 2, 244 f; Polack narr. 2, 277; Dieffenb. 2, 61; Thomson 1, 219). Eine unglaublich plumpe Art von äußerer Reibung wenden die Hawaier an: sie rollen schwere (bis 12 Pf.) Steine oder Balken über den kranken Menschen oder das kranke Glied (Ellis 4, 345; Jarv. 71). Viel geschickter als sie und wirklich tüchtige Chirurgen waren die Maori (Dieffenb. 2, 61), welche auch die Mineralquellen ihres Landes nicht unbenutzt ließen (Dieffenb. 1, 246 f. 2, 61 f.). Daß die Heilkunde nun selbst wieder unter verschiedenen Göttern stand, versteht sich, Hawaii Jarves 71; Ellis 4, 335 f.; Tahiti eb. 3, 36); wie auch die Heiligkeit mancher Pflanzen (Lesson voyage 46) in Beziehung steht mit ihrer medizinischen Brauchbarkeit. Doch hängt dies keineswegs immer zusammen.

Daß man in Samoa, wenn eine Leiche im Hause war, Tags über fastete und nur Nachts aß; daß wer einen Todten angefaßt hatte, nach fünf Tagen um sich zu reinigen Gesicht und Hände mit heißem Wasser waschen mußte; daß man vor und nach dem Begräbniß ein Feuer anzündete, dessen Strahlen auf die Leiche oder das Grab fallen mußten (Turner 228; 233): das Alles steht mit den Tabugesetzen im genauen Zusammenhang und war zum Theil

schon erwähnt. Eben deshalb gab man dem Todten sein Trinkgefäß, seinen Kopfschemel, der wegen der steten Berührung des Kopfes besonders heilig war, mit ins Grab, damit durch Benutzung dieser Gegenstände kein Tabubruch und dadurch Götterzorn und Krankheit veranlaßt werde (eb. 230). Alle Todten wurden mit Oel gesalbt*) (ebenso Tonga D'Urville a 4, 316; Tahiti Wilson 473; Paumotu Mörenh. 1, 101) und mit Tüchern umwunden, Leute vom Volke dann ohne Weiteres in die Erde gelegt, Häuptlinge aber wurden eingesargt und zwar hatte der Sarg Schiffsgestalt, ja man nahm und nimmt noch heute einen alten Kahn dazu. Auch wurden sie unter Trauergesängen in feierlicher Parade überall umhergetragen und war die Zeit, in welcher das geschah sowie die Orte, wohin man die Leiche brachte aufs strengste tabu; ein Rest dieser Sitte ist es, daß man heute die Vornehmen 30 Tage lang auf dem Paradebette liegen läßt. Zum Begräbniß bringt jeder Theilnehmer ein Geschenk mit, wie er gleichfalls eins erhält. Das Grab selbst machte man stets auf eigenem Grunde, oft dicht am Haus und umpflanzte es mit feinbelaubten Bäumen. Das Haupt der Leiche lag nach Osten. Auf das Grab legte man Steine zu einem Haufen zusammen und umsteckte das eines Kriegers mit Speeren (Turner 227-31). Auch die Schädel der im Krieg gefallenen — die ganze Leiche konnte man nicht heimbringen — beerdigte man zu Hause (eb. 230) und besonders zu bemerken ist noch, daß die Todten einer bestimmten Häuptlingsfamilie nicht begraben, sondern die Leichen ausgenommen, getrocknet und einbalsamirt, mit Tüchern ausgestopft und in einem besonderen Hause ausgestellt wurden. Nur Weiber durften dies besorgen — wegen des Tabus (eb. 231).

Gleich nach dem Tode und während des Begräbnisses trat auch in Samoa jene alles Maaß übersteigende Trauer ein, welche überall in Polynesien herrschte: man heulte, schrie, hielt leidenschaftliche

*) Diese Sitte, welche auch über die Tokelauinseln (Bd. 5, 2, 193) und in Mikronesien (eb. 151; 154) verbreitet war, hat gewiß einen tieferen Grund, denn mit Oel wurden auch die gesalbt, welche unter den Areoi eine höhere Stufe erreichten und ebenso die Götter bei dem Göttterreinigungsfest. Bugis und Makassaren bohren beim Beginn einer weiteren Reise ein Loch in's Schiff und gießen durch dasselbe Oel: das schützt vor Unglück (Wallace 2, 354).

Apostrophen an den Todten, schlug sich Wunden, mißhandelte sich auf alle Weise (Turner 227). Je vornehmer der Gestorbene war, um so toller geberdete man sich, beim Tode des Königs oft ganz wie rasend. Das Geheul zwar ging in Tonga nur von den Weibern aus, da es sich für Männer nicht passe, zu wehklagen: wohl aber verwundeten sich diese (und die Weiber ebenso) mehrere Tage lang mit Haifischzähnen*) und Keulenschlägen so sehr, daß Mariner mehreren Leidtragenden die Keulen wegnahm, weil sie dem Wahnsinn nahe waren (Mar. 1, 393). Je näher man dem Todten stand, um so maaßloser zeigte man sich; Wilson sah einige, welche sich mehrere Speere durch die Arme oder durch die Schenkel stießen (Wils. 359), ja einen, der sich sein Haar mit Oel salbte, dann anzündete und so flammend umherlief (357). Dazu nun das Geheul der Weiber, der fürchterliche Ton der Tritonshörner, die man zu Ehren des Todten blies (eb.) — und zwischen all den Lärmen traten die Einzelnen vor und hielten die leidenschaftlichsten Trauerreden, wie Mariner bei Finaus Tod erlebte: „Finau, rief einer, ich weiß Deine Absicht: Du bist nach Pulotu gegangen und hast Dein Volk in Verdacht, daß ich und andere treulos wären. Aber wo ist ein Beweis der Treulosigkeit? wo ein einziges Zeichen fehlender Achtung? — und indem er sich heftige Keulenschläge gab: „ist das nicht ein Beweis meiner Treue? Zeigt das nicht von Anhänglichkeit und Liebe zu dem dahingeschiedenen Krieger?" Und ein anderer: „Siehe das Land ist zerrissen im Krieg! es ist zerschlagen zu Stücken! Wie mein Blut siedet! Laßt uns eilen, sterben! Ich will nicht länger leben. Dein Tod, Finau soll meiner sein. Wenn ich zu leben wünschte, es war nur für Dich! zu Deinem Dienst, Deiner Vertheidigung wünscht' ich zu athmen! Aber nun, ach! Das Land ist vernichtet! Friede und Glück sind zu Ende! Dein Tod hat den unseren sicher gemacht! u. s. w. (Mar. 1, 395 f.). Leidtragende durften nur Matten, kein Tapa tragen, und diese waren meist zerrissen (D'Urville a, 4, 319). Ganz ebenso war es auf Tahiti, wo man besondere Instrumente aus Haizähnen für diesen Zweck hatte, mit denen man sich die schmerzhaftesten Stellen namentlich des Gesichtes verwunden mußte (Ellis

*) Haifischzähne, welche man auch überall als sehr geschätzten Schmuck trug, brauchte man überall zu diesen Selbstverwundungen. Soll man hierbei an die Heiligkeit, ja Göttlichkeit des Haies denken (D'Urville a, 2, 484)?

1, 400; 407) und zu Hawaii, wo man sich die Haare verschnitt, die Zunge tattuirte, sich Brandwunden (in regelmäßigen Reihen) beibrachte u. s. w. (Ellis 4, 175 — 181 Stewart 224); starb aber der König, dessen Tod auch zu Tahiti die heftigste Wuth erzeugte (Ellis 1, 408), so hörte jegliche Ordnung auf, man zerschlug, was man fand, verbrannte die Häuser, plünderte, mordete, beging jedes Verbrechen! (Ellis 4, 177). Lob- und Trauerreden auf den Todten waren gleichfalls auch hier in Gebrauch und hier wie überall — von Neuseeland gaben wir S. 111 ein Beispiel — ist es geradezu eine Pflicht, ein Geschäft, die Todten zu beweinen, welches sich zwischen andere Geschäfte einschiebt, von anderen unterbrochen wird: die Weiber setzen sich hin, klagen und weinen, dann besorgen sie ihr Haus, dann weinen sie wieder u. s. w. (Byron Blonde 138; A. Earle 248). Neuseeland hat dieselben Sitten, (Taylor 702; Dieffenbach 1, 104; 2, 63); oft färbte man sich zum Zeichen der Trauer schwarz (Dieffenb. 2, 35), und wenn sich auch hier namentlich die Weiber verwunden, so geschieht dies hier, wie überall nicht aus größerer Schmerzensscheu der Männer, sondern weil etwas mehr Fassung für männlicher gilt. Auch hier muß der Hauptleidtragende allen Trauerbezeigungen beiwohnen, Nachts aber unter freiem Himmel bei der Leiche sitzen (Brown 20, 73); während der Todtenklage herrscht auch hier wie zu Tahiti (Mörenhout 1, 550) strenges Tabu, so daß alle Feindschaften aufhören (eb. 73; vergl. Polack 1, 66; 74 f.). Auf den Markesas scheinen diese Trauergebräuche minder heftig gewesen zu sein; doch schlugen sich auch hier die Frauen Wunden (Porter 2, 121). — Eine eigenthümliche Art der Selbstverwundung war das Ausschlagen eines Vorderzahnes, welches in Tonga (Wilson 357) und in Hawaii zu Ehren der Todten gewöhnlich war. Meist schlug man nur einen Zahn auf einmal aus doch sah Ellis Menschen, denen alle Schneidezähne fehlten, weil sie dieselben nach und nach geopfert hatten (4, 176, Arago 2, 44; 119). Auch in Tahiti herrschte wohl ursprünglich die Sitte, darauf deutet wenigstens der Gebrauch, sich gerade die Oberlippe zu verletzen. Zwar behauptete man, diese sei besonders empfindlich (Ellis 1, 407); doch ist das wohl nur spätere Deutung einer nicht mehr verstandenen Sitte. In älteren Zeiten schnitt man sich in Hawaii eins oder beide Ohren ab; doch sah Ellis selber nur noch zwei alte Leute auf diese Weise

verunstaltet (4, 176-7). Man denke hierbei auch an das schon erwähnte Fingerabschneiden.

Woher aber erklären sich diese ganz unsinnigen Gebräuche? sehr genau aus dem, was wir oben von dem Leben der Seelen nach dem Tode gesagt haben. Die Seele kann wiederkehren, sie kann zum Plagegeist werden und wird es denen, welche sie erzürnen. Man thut daher alles, um der Seele zu zeigen, wie man sie liebt; namentlich aber die Nächststehenden, bei denen eine Vernachlässigung ein besonderer Frevel wäre. Daher werden auch diese Trauerceremonieen öfters wiederholt: denn man mußte um so sorgfältiger sein, da ein ungeehrter Todter in der Unterwelt keine Ruhe fand, also nothgedrungen zurückkehren und umherwandeln mußte. Höchst merkwürdig aber und schlagend für das Behauptete ist es, daß dieser Jammer auf Hawaii (und auch sonst wohl) nur von den Vornehmen, nicht vom Volke geübt wird, welches nur weinte und sich beschor (Ellis 4, 180; Cook 3. R. 3, 465-6). Denn da der gemeine Mann keine Seele hatte, die wiederkehren konnte, so war auch weiter nichts nöthig. Eben deshalb mußte sich der Jammer mit dem Range des Verstorbenen steigern, denn je vornehmer einer im Leben war, je mächtiger war sein Geist. Daneben könnte es auffallend scheinen, wenn beim Tode des Tuitonga die Verwundungen nicht gebräuchlich sind (Mar. 2, 225) — und doch hat das denselben Grund. Der Tuitonga stirbt nämlich nicht. Er ist (nach ursprünglicher Auffassung) der Gott selber, sein Tod ist also kein Sterben und vor allen Dingen er kehrt nicht, da er Gott ist, als Plagegeist wieder zurück. Mit der Häuptlingsfamilie, welche zu Samoa ausgestopft wurde, hatte es wohl gleiche Bewandniß: es waren die vornehmsten, die als Götter nicht sterben konnten. Ob also die Familie des Tamafainga? Ob nicht ursprünglich eine solche Aufbewahrung des Tuitonga auch gebräuchlich gewesen ist? Ganz anders sind die Menschenopfer an Gräbern zu erklären. In Neuseeland wurden am Grabe eines Vornehmen öfters Sklaven getödtet und früher erdrosselten sich die Weiber wohl ab und zu beim Tode ihres Mannes selber (Taylor 99, Tonga authent. narr. 78; Tahiti Bratring 1, 116); auf Hawaii wurde (Kotzebue 2, 31) ein Günstling mit einem vornehmen Todten begraben, und auch andere Opfer waren gebräuchlich (Cook 3. R. 3, 466). Diese Opfer starben freudig; denn sie gingen nur deshalb

in den Tod, um im jenseitigen Leben, welches ganz wie das diesseitige ist, dieselbe Stellung wie auf Erden einzunehmen. Von anderen Menschenopfern, auch von denen bei Krankheiten, sind sie sehr verschieden; wohl aber ist es derselbe Zug, wenn man dem Todten auf Neuseeland (Dieffenb. 2, 63; Thomson 1, 98; Taylor 97) seine bewegliche Habe mit ins Grab legte: er sollte sie im Jenseits benutzen. Auch Nahrung gab man der Leiche mit (Taylor 99); ebenso auf den Markesas (Porter 2, 111).

Auf einen gleichfalls allgemein polynesischen Gebrauch wird uns noch folgender Bericht führen, welchen Mariner (1, 375) abweichend von Turner von Samoa gibt. Er erzählt nach dem Bericht der Samoaner, die er zu Tonga traf, daß man zu Samoa die Leichen habe über der Erde verfaulen lassen; schwollen sie auf, so machten die Verwandten ein Loch in den Leib, saugten ihn aus und spieen das Ausgesaugte in eine Schüssel. Diese fürchterliche Sitte erwähnt Turner nicht, sei es, daß sie zu seiner Zeit nicht mehr gebräuchlich oder daß sie überhaupt nur selten und nicht überall angewandt wurde. Freilich sah sie Mariner nicht mit eigenen Augen; doch ist an seinem Berichte nicht zu zweifeln, um so weniger, als wir Aehnliches auch sonst finden, wie wir denn die entsprechende Sitte der Gilbertinseln (Bd. 5, 2, 154) schon geschildert haben. Ferner herrschte nach Wilkes (2, 139) der Gebrauch, die Schädel der Begrabenen später wieder auszugraben und aufzubewahren, wie er meint, damit sie nicht in die Hände der Feinde fallen könnten: doch hat auch dies wohl einen anderen Grund.

Denn auf allen Inseln finden wir dasselbe. So war es auf Neuseeland, wo aber wie überall die Leichengebräuche sehr verschieden waren (Taylor 97; Cruise 136), ein sehr verbreiteter Gebrauch, die Leichen, welche in einem kahnförmigen Sarge begraben wurden, nach etwa einem Jahre wieder auszugraben, die Knochen zu reinigen und sie in ein kahnförmiges Käftchen zu legen, welches in der Nähe des Hauses auf einer Säule stand; oft nahm man ferner die Knochen im zweiten Jahre zur zweiten Reinigung heraus (Dieffenbach 12, 63. Taylor 99). Man begrub die Todten in diesem Kahn in kauernder Stellung, indem man das Haupt auf die Kniee legte (Taylor 98; Cruise 49; Nicholas 326; so ebenfalls in Tahiti Ellis 1, 399 und in Hawaii eb. 4, 359) und

zwar oft im eigenen Hause, wozu man des Tabu wegen einen eigenen Spaten nehmen mußte, während das Haus erst bemalt, verlassen und so sehr alleiniges Eigenthum des Todten wurde, daß es nie wieder bewohnt und auch beim Verfall sein Holz nicht benutzt werden durfte (Taylor 102; Polack 1, 66; 74 f. 110; 216). Mindestens war das Sterbehaus bis zur zweiten Beerdigung oder Beisetzung tabu (Dieffenb. 2, 63), bei welcher dann neue Leichenklagen, Lobreden und Bittgebete gesprochen wurden (Polack 1, 66; 74 f.). Doch stellt man, anstatt sie zu begraben, die Leiche häufig auf einen Baum, was namentlich bei Kinderleichen gern geschah, läßt sie dort verfaulen, reinigt die Knochen und setzt sie bei (Polack 1, 122; 75; Dieffenb. 1, 249; 2, 63 f.). Jeder irgend bedeutende Häuptling erhält in der Mitte des Dorfes ein schön geschnitztes Mausoleum, in welchem die Leiche feierlich geschmückt sitzt und so verfault; doch nimmt später öfters der Priester die Knochen unter einer langen Lobrede auf den Todten, Pihe genannt, heraus, reinigt und beerdigt sie (Dieffenb. 2, 64 f.). Auf den Gräbern selbst stehen geschnitzte Bilder, oft mit ausgestreckter Zunge und starkem Phallus — was beides Macht andeuten soll — und sehr häufig werden rings heilige Haine angepflanzt, deren Früchte, Blätter und Blüthen nicht gepflückt noch gebraucht werden dürfte (Dieffenb. 2, 63-5; 1, 317; Taylor 100; Polack narr. 1, 97). Auch eine rohe Art von Einbalsamiren hatte man, welche man vor allen Dingen an den Köpfen geliebter oder berühmter Menschen anwendete. Am häufigsten war sie um den Tauposee (Dieffenb. 2, 66). Man nahm Gehirn, Fleisch, Augen u. s. w. aus dem Kopfe, stopfte die Lider, die man zunähte, mit Flachs aus, erhielt die Nase durch ein Stäbchen und trocknete und räucherte dann das Ganze. Mit solchen Köpfen wurde häufig ein sehr lebhafter Handel betrieben, der zu vielen Mordthaten Veranlassung war (Taylor 154; Polack 1, 127). Nun ist noch eine höchst merkwürdige Sitte zu erwähnen. Die schon beerdigten, wieder aufgenommenen und gereinigten Gebeine wurden nicht selten in ein gemeinschaftliches Familien- oder Stammbegräbniß gebracht, welches meist sehr versteckt angelegt und natürlich hoch heilig war, (Dieffenbach 2, 63. D'Urville a 2, 543). Oder man brachte wenigstens die Schädel dahin. Der Raum war unterirdisch, eine ziemlich geräumige, künstlich gemachte Höhle, welche mit einem mächtigen Steine

geschlossen war, und in der auf eingehauenen Simsen oder in Blenden die Schädel reihenweis lagen. Man brachte sie unter seltsamen Ceremonieen hin: sie wurden auf angekleidete Puppen gesetzt, so daß sie das Gesicht bildeten, oben aber waren sie mit Haaren, Federn und dergl. verziert. Vor diesen Puppen erhoben erst die alten Weiber das Tangi, die Todtenklage; dann aber begann ein höchst obscöner Tanz, in welchem der Phallus seine Rolle spielte (Shortland a 124-7). Die Höhle stellte jedenfalls das Po vor; jene Ceremonie aber den Abschied von diesem und die Ankunft im jenseitigen Leben und diese erneute, frische Kraft mag auch der Phallus an den Grabbildern bedeuten. Solche Familien- und Stammesbegräbnisse waren übrigens sehr verbreitet in Polynesien. Auf Hawaii hat man große Höhlen gefunden, in welchen viele mumienartige Leichen meist in sitzender Stellung an einander gereiht waren entweder von einem ganzen Dorfe oder aber und das war das Gewöhnliche, nur von einer Familie, deren jede ihre Gruft zu haben pflegte. (Bennett, a, 1, 223; Ellis 4, 360), ebenso auf Mangareva, wo aber die Mumien ausgestreckt lagen, die Arme am Körper herabgelegt. Man trocknete den Leichnam, nachdem man die Eingeweide durch die Oeffnung des Mastdarmes entfernte und den Körper mit Oel eingerieben hatte, in der Sonne, dann wickelte man ihn in Zeug, umschnürte ihn mit Kokosseil und setzte ihn bei. Die Höhlen lagen theils am Meer, theils in der Höhe des Gebirges (Mörenhout 1, 99-102) und so mag denn auch hier an die unterirdischen Kammern auf dem Pik von Waihu (5. Bd. 2, 225) sowie an die ähnlichen Grüfte in den Bauten von Ponapi, welche sicher, wie wir jetzt klar erkennen können, nichts als Maraes waren, erinnert werden. Letztere gehören, da sich in ihnen eine Menge menschliche Gebeine fanden, ganz unzweifelhaft hierher und damit ist wohl auch der letzte Zweifel über ihre Entstehung gehoben (Bd. 5, 2, 73). Diese Grüfte dienten fortwährend zum Beisetzen der Todten: denn Mörenhout fand zu Mangareva sehr alte Mumien vor und die große Zahl der Schädel beweist es gleichfalls. Auf Tahiti herrschte nach Mörenhout (1, 103) derselbe Gebrauch wie zu Mangareva, doch sagt er selbst, daß es dort ehrenvoller war in sitzender als in liegender Stellung aufbewahrt zu werden (1, 274). Dies geschah jedoch nur mit besonders vornehmen Fürsten; denn meist bewahrte man nur den Kopf in solchen

Erbbegräbnissen (1, 554 f.) auf und begrub den Leib. Diese Höhlen lagen im Gebirge und waren nur dem Familienhaupte sowie dem Seelenwächter bekannt. Einen solchen, d. h. einen Mann, der alles zum Cult der Todten gehörige besorgte, hatte jede Familie (Mörenh. 1, 553-5). In Nukuhiwa gab es gleichfalls solche Grabhöhlen, welche wie die pouapischen im Marae lagen (Melville 2, 127). Auch auf Tonga hatte man solche Grabgewölbe, wohin natürlich überall die Leiber der Vornehmen kamen (Mariner, 1, 144 not.).

In Tahiti wurden Leute aus dem gemeinen Volk ohne Ceremonieen in kauernder Stellung, den Kopf zwischen die Beine gedrückt, die ganze Leiche mit Bindfaden umschnürt begraben (Ellis 1, 399). Was bedeutet die sitzende Stellung? soll sie vielleicht damit im Zusammenhang stehen, daß die Geringeren vor den Vornehmeren immer sitzen mußten? Daß es also eine Art von Gottesverehrung wäre? Starb nun einer, so ward er nach Kräften geschmückt auf eine Art Prunkbett gelegt, während die Verwandten mit dem üblichen Geheul umhersaßen (Ellis 1, 400; Bratring 193); dann begrub man den Leichnam schweigend; Vornehmere aber legte man auf den sogenannten Todtenaltar, einem Ständer ähnlich, wie die Altäre, nur höher, der im Marae stand und ließ ihn dort verwesen, oft mit darüber gebautem Wetterdach (Wilson 184). Dort beweinten ihn die Verwandten zwei Monate lang, indem sie täglich Speiseopfer brachten, die man in einem Korbe neben ihm aufhing (Bratr. 190; Ellis 1, 400 f. Mörenh. 1, 547). Stand nun eine vornehme Leiche im Marae, so kamen die Bewohner des Nachbardistriktes, um mitzutrauern. Diese mußten dann zuerst von den Leidtragenden, welche stets Waffen trugen, feindlich empfangen werden, worauf dann nach einem Scheingefecht gemeinsame Trauer eintrat (Mörenh. 1, 551). Fürsten balsamirte man ein, d. h. man rieb den Körper mit Oel, nachdem man die Eingeweide entfernt hatte und trocknete ihn in der Sonne; dann ward er bekleidet, in sitzende Stellung gebracht und vor ihn ein Altar, auf welchem man täglich opferte, gesetzt. So blieb er, bis er zerfiel, worauf dann der Schädel von der Familie (im Haus oder in der Gruft Ellis 1, 405) aufbewahrt, die Gebeine im Marae begraben wurden (Ellis 1, 401). Beim Beginn des Einbalsamirens, das immer unter dem für den Todten errichteten Wetter-

dach geschah, grub ein Priester dicht unter dem Todtenaltar eine Grube, wohinein er durch ein bestimmtes Gebet alle Sünden des Todten bannte; dazu begrub man ein Stück Holz, „das Holz des Leibes", welches gewiß ein Symbol des Todten selbst war, wie wir dies oben schon erwähnten (Ellis 1, 401 f.). Dann legte ihm der Priester eine Anzahl Kokosblättchen unter die Arme und auf die Brust mit den Worten: „Da ist Dein Kind, da ist Dein Weib, da Dein Vater und Deine Mutter. Nun sei zufrieden und schau nicht wieder hierher zurück." Man wollte auf jede Art die Geister Plagegeister zu werden hindern (eb. 402). Alle, welche bis jetzt mit dem Todten beschäftigt waren, galten natürlich für streng tabu, um so mehr als man glaubte, die vom Todten weggenommene Sünde sei zum Theil auf sie übergegangen. Sofort eilten sie daher zum Meere, wuschen sich, warfen ihre Kleider hinein und brachten kleine Korallenstückchen mit, welche sie auf die Grube, in welcher also die Schuld des Todten begraben war, legten, mit den Worten: „sei alle Schuld mit Dir!" (eb. 403): dieselbe Ceremonie, die wir oben (S. 384) bei der Reinigung des Landes angewendet fanden. Reiche brachten dann oft noch große Opfer, daß der Todte nach Rohutu noa noa käme (eb.). Früher „in der Zeit der Rohheit", wie die Tahitier sagen, ließ man die Todten im Hause der Ueberlebenden verwesen, erst später, „in der Zeit seiner Bildung" — die aber auch schon viele Jahrhunderte vor den Europäern begonnen hatte — baute man jene eigenen, oft sehr zierlichen Häuser oder besser Wetterdächer für sie, wo vornehmere Leichen von einem Priester mehrmals am Tage Speise an den Mund gehalten bekamen, deren Duft die Geister, wie man glaubte, genossen (eb. 405). Die Knochen der zerfallenen Leiche dienten als Talisman (Wilkes 2, 32) und so namentlich der Schädel, welcher deshalb, wenn man ihn im Hause aufbewahrte, in feine Matten eingewickelt am Dach aufgehängt wurde, wie bisweilen auch die sämmtlichen Ueberreste der Leichen (Ellis 1, 406). Daher zerstörten auch Feinde in besonderer Wuth die Begräbnißplätze und nichts war entehrender, als wenn die Besiegten sehen mußten, wie die Feinde aus den Knochen ihrer Vorfahren Fischhaken, Bohrer u. dergl. machten (eb. 405). Doch ist es gewiß nicht richtig, wenn Ellis und ebenso von Samoa Wilkes glauben, man habe aus Furcht vor solchen Zerstörungen die Leichen in jenen Grüften oder die Schädel im Hause aufbewahrt, denn das

geschah gewiß aus religiösen Gründen, zum Theil auch wohl aus wirklicher Verehrung der Todten. — Trotzdem nun das tägliche Leben in so nahem Verkehr mit den Gestorbenen stand, welche gleichsam als immer weiter lebend betrachtet wurden: so herrschte nichts destoweniger die größte Furcht vor den Leichenplätzen oder Leichen und kein Eingeborener wagte sich im Dunkeln zu ihnen hin (Belege zahllos; z. B. Ellis 406 f.). — Klagelieder auf die Todten sang man hier wie überall in Polynesien; eigenthümlich aber für Tahiti war der Heva (Mörenh. 1, 548 nennt die Person so; Ellis 1, 412 die Ceremonie), ein Priester oder Verwandter des Abgeschiedenen, welcher in seltsamer Tracht erschien: vor dem Gesicht trug er eine Maske von Perlmutterschale, welche ringsher von roth- und weißen Phaethonfedern umstrahlt war; unten hing ein halbmondförmiges schwarzes Holz mit hochaufsteigenden Enden von ihr herab. Vor der Brust trug er einen Schmuck von Perlmutterstücken, welche an den Enden aneinander befestigt, nach Art eines Plattenpanzers die Brust bedeckten, und mit den köstlichsten Federn und Quasten verziert waren. Von diesem vielgliederigen Brustschild aus bedeckte schwarz und gelb gestreiftes Zeug den ganzen Körper des Heva, der ferner einen langen, oben breiten und hakenförmig umgebogenen Stab in der Hand trug; letzterer war oben auf's furchtbarste mit Haifischzähnen besetzt. In der andern Hand trug er eine Klapper von Muschelschalen. So zog er unaufhörlich klappernd, gefolgt von keulenbewaffneten, weiß und roth beschmierten Männern und Knaben, überall umher, namentlich aber um die Hütte des Todten, dessen Geist er vorstellte und schlug jeden, der ihm begegnete, auf das rücksichtsloseste: er wollte als Geist jede Unbill, die ihm im Leben oder nach dem Tode widerfahren war, rächen. Sein Gefolge schlug ebenfalls unbarmherzig zu und man kann denken, daß diesem Zuge jeder auf's eiligste aus dem Wege ging. Sein Umherziehen dauerte je nachdem die Verwandten es bezahlten; je länger es dauerte, je ehrenvoller war es für den Todten. Auch diese Ceremonie hatte ihren besondern Gott, welcher Tui-Heva (Herr, Beschützer des Heva) hieß (Ellis 1, 412-4; Mörenhout 1, 548-50; Abbild. bei Cook 1. R. 2, 234; bei Ellis 1, 153). Auf den Markesas wurden die geschmückten Leichen erst auf einer Bahre in einer offenen Hütte ausgestellt, unter der Aufsicht zweier Weiber, welche Klagelieder sangen und dem Todten mit weißen (Tabufarbe) Fächern

fächelten, während drei Tage lang im Wohnhause ein Fest war unter der Leitung dreier ganz absonderlich gekleideter Männer. (Melville 2, 127 f.; Bennett a 1, 328 f.). Später wird auch hier das Gebein gereinigt und aufbewahrt (Porter 2, 123). Das Ausstellen dauerte 8 Tage; dann zog man öfters dem Todten die Haut ab, die man aufbewahrte, und setzte ihn selber im Sarge bei, der aber stets in der Luft hing (Math. G*** 116; Melville 2, 84 f.); oder man trocknete die Todten, die Nachts mit Oel eingerieben wurden, in der Sonne aus (Coulter 203; Radiguet 633) und stellte sie dann, nachdem man sie höchst sorgfältig mit Tüchern umbunden in einem Sarg der wie ein Kahn gestaltet war, im Marae nach Radiguet (633), nach d'Urville (b, 3, 429; Desgraz eb. 373) am Meere auf. Nach einem und nach zehn Monaten war ein Todtenfest (Math. G*** 116), bei dem man die Knochen der Leiche reinigte und begrub, wieder ausgrub, wieder reinigte und unter vielen Festlichkeiten wieder begrub (D'Urville 6, 4, 36). Die Schädel (von Freund und Feind) hob man in den Häusern auf, wo sie von der Decke herabgingen (Melv. 2, 129; 215). Auf den Gräbern brachte man die Bilder der Verstorbenen an, sehr oft, wie sie in einem Kahne saßen und deutete das gleich selbst auf die Reise ins Jenseits (Porter 2, 111; Melville 2, 85-6). Auch richtete man auf dem Grabe (auch im Hause des Verstorbenen) ein oder zwei obeliskenartige Gestelle von Kokoslaub und bunten Bambusstäben auf, auf deren einem, das Wilson sah, oben ein Vogel in Holz geschnitzt stand; es war dreieckig und 8' hoch (Porter 2, 111; Wilson 246).

Auf Hawaii, wo das gemeine Volk ganz ohne Ceremonie, in kauernder Stellung, das Haupt zwischen dem Knie, eingehüllt in Matten und mit Seilen umschnürt am zweiten Tag nach dem Tode, Priester aber und untergeordnete Häuptlinge in Tücher geschlagen und langausgestreckt beerdigt wurden, hob man, während das Uebrige begraben oder verbrannt wurde, Beine Arme und Schädel der vornehmen und bedeutenden Männer (so auch Cooks Gebeine) auf und vertheilte es als heiliges Amulet (wie zu Tahiti) unter die nächsten Verwandten (Ellis 4, 359; Stewart 226). Anstatt jener oben erwähnten Grüfte bildeten oft auch nur unbedeckte Einfriedigungen ihre Stammes- oder Familiengräber, wie dies auch in Waihu (Forster Bem. 493) gebräuchlich war. Häufig begrub man die Todten in der Nähe des

Hauses, im Garten, ja im Hause selbst (Ellis 2, 360). Geopferte oder zur Strafe getödtete Menschen begrub man im Heiau, Fischer warfen die Leichen ihrer Angehörigen in das Meer, nachdem sie dieselben in rothes Zeug gewickelt hatten; sie hofften, Haie verschlängen sie und diese Ungeheuer wurden dann für die Ueberlebenden minder gefährlich; wer mit Pele irgend in Beziehung stand, warf einen Theil der Knochen des Todten in den Vulkan, damit der Abgeschiedene unter das Gefolge Peles aufgenommen werden und seine Familie vor dem vulkanischen Feuer schützen möchte (Ellis 4, 361). Gebet, Opfer am Grabe kamen hier nicht vor, ja, was merkwürdig vom übrigen Polynesien abweicht, man besorgte die Beerdigung Nachts und meist in größter Heimlichkeit, weil Niemand gern einen Todten an seinem Hause vorbeitragen läßt, denn den Weg, auf welchem man den Todten wegführt, kommt ja der Geist zurück und die Furcht vor diesen Geistern ist hier nicht geringer als im übrigen Polynesien (Ellis 4, 360 f. Cook 3. R. 3, 466). Auch hier bezeichnet man das Grab mit einem Steinhaufen oder einem Kreis von aufgerichteten Steinen, welche das Grab umgeben (Ellis 1, 359).

Diese Steinhaufen, hier und zu Samoa, welche gewiß nur in anderer Gestalt dasselbe sind wie jene Holzpyramiden zu Nukuhiva und Neuseeland, von denen sich dann wieder nicht der ähnliche Bau trennen läßt, in welchem der hawaiische Priester wahrsagte, sollen vielleicht das Abbild eines Marae, einer solchen Tempelpyramide, als wir oben beschrieben, sein und damit dem Todten sein Aufenthalt im Reiche der Götter angewiesen werden. Ein bloßes Gedächtnißmal ist es auf keinen Fall.

Auch die tonganischen Gebräuche haben viel Eigenthümliches. Das Leichenbegängniß das Tui-Tonga haben wir schon beschrieben. Stirbt ein Vornehmer, so wird er erst mit wohlriechendem Oel gesalbt und dann ziemlich rasch begraben. Eine bestimmte Klasse Menschen unter Aufsicht eines Matabule muß das Grab bereiten, welches im Innern eines Hügels von großen Steinen gebaut wird; auch oben auf dem Hügel steht ein kleines Haus: ist nun die Leiche mit vielem Wehgeschrei in diesen Faiatuka gelegt und das Grab geschlossen, so ziehen Weiber (sie voran) und Männer einzeln in einer langen Linie hintereinander an die Küste, um in Körben Sand zu holen. Dabei, singen sie überlaut, um alle Anderen von ihrem Wege zu scheuchen

denn Niemand darf bei Todesstrafe, selbst der König nicht, weil Götter von Pulotu dabei zugegen sind, diesen Zug (fala) sehen. Dieser Sand wird überall um das Grab her verstreut. Dann scheeren sich die Leidtragenden das Haupt und kratzen sich zwei runde Flecken an den Backen blutig, welche Flecken sie längere Zeit durch Beizen offen halten. Zwanzig Tage lang halten sie sich nun in kleinen Hütten am Faiatuka auf, die Weiber, welche durch Besorgen der Leiche tabu sind, in demselben und Nachts halten die minder vornehmen der Letzteren abwechselnd Fackeln. Am 20sten Tag wo alle wieder ihre Trauermatten und die grünen Trauerkränze, die sie um den Hals tragen ab, und gewöhnliches Zeug anlegen, wird das Grab mit schwarzen, der Grund rings her mit weißen Steinen bedeckt, und Abends ein großes Fest gefeiert mit Kämpfen, Wettspielen und neuen Trauerceremonien. So erschienen die Fischer Finaus nach dessen Tod mit je 3 Pfeilen im Backen, welche hinter dem Kopfe wieder mit einem Pfeil verbunden waren. Die Trauerceremonien werden oft noch nach Monaten wiederholt (Mariner 1, 151-3; 1, 393-416; 447; 450; Wilson 354 f.). Man setzte die Leichen in kahnförmigen Särgen bei; doch hatte man verschiedene Sitten des Begräbnisses, wie denn Finau I. beim Tode seiner Tochter willkührliche Abänderungen von gewöhnlichen Gebrauch anordnete. (eb. 1, 373-8).

Die kahnförmigen Särge, welche wir so vielfach finden, beziehen sich natürlich auf die Ueberfahrt ins Todtenreich, bei welcher man ja das Meer durchfahren mußte. Daher warfen die Mangarever ihre Leichen gleich ins Wasser (Beechey 170) was auch in Neuseeland öfters mit Leuten aus dem Volke geschah (Cook 1. R. 2, 385 f.; 3, 63), zu Warekauri aber nur mit solchen, welche Fischer gewesen waren (Travers b. Peterm. 1866, 63), und die Markesaner erzählten es gleich, daß die Kähne zur Ueberfahrt ins Paradies dienen sollten. Mikronesische Sitten stimmen hiemit genau überein. Ebenso pflegte man sich auch in Mikronesien die Haare zum Zeichen der Trauer abzuschneiden, wie dies gleichfalls in Tonga (Mariner 1, 403 f.), in Tahiti (Wilson 460), zu Hawaii (Ellis 4, 175) und auch sonst wohl Sitte war und sicher mit der großen Heiligkeit des Hauptes und des Haares zusammenhängt. Schließlich mag noch erwähnt werden, daß auf Warekauri jeder nach seinem Beruf begraben wurde, ein Fischer also ward ins Meer gestoßen, ein Vogel-

fänger in kauernder Stellung zwischen zwei Bäumen begraben, das Gesicht nach der Stelle gerichtet, die er am meisten besucht hatte; Leute ohne Beruf wurden in ein 18″ tiefes Loch offen hineingesetzt und vor ihnen ein geschnitzter Stab in die Erde gesteckt (Travers eb.) — in welchem wir wieder das Sinnbild der Seele oder des Tiki sehen. Seltsamer Weise finden wir also auf diesen kleinen Inseln fast alle polynesischen Leichengebräuche vereint. Aus den Stäben kann man einen Rückschluß auf die einzelnen Steine machen, welche bisweilen auf die Gräber gesetzt wurden. Auch diese bedeuteten wohl nur die Seele oder den Schutzgeist. —

Wir haben im Vorhergehenden die Polynesier betrachtet, wie sie noch unabhängig von europäischen Einflüssen waren, vor und während der Entdeckung ihrer Länder durch die Weißen. Seit der Zeit sind die größten Veränderungen in ihrem Leben vor sich gegangen, wie sich schon daraus abnehmen läßt, daß es keine Insel im Ocean gibt, auf der nicht mehr oder weniger zahlreich Europäer sich angesiedelt und die Missionäre ihre Thätigkeit entfaltet haben. Es bleibt uns also noch übrig, diese Veränderungen, also **Geschichte und Mission Polynesiens** kurz zu besprechen. Doch werden wir dies nur so weit zu thun haben, als wir dadurch das ethnologische Bild der Völker die uns beschäftigen, vervollständigen und abrunden.

Die Darstellung der polynesischen Geschichte hat darin ihre große Schwierigkeit, daß jede Insel, wenigstens jede größere Gruppe ihre eigene Geschichte hat, welche besonders dargestellt zu werden verdient. Der Stoff ist also endlos und dazu leicht ermüdend, weil sich wiederum einzelne Hauptsachen überall wiederholen. Zugleich aber betreten wir einen Tummelplatz der mannigfaltigsten Parteigegensätze und Leidenschaften, denn es kreuzen sich hier Eingeborene und Europäer, Christen und Heiden, Katholiken und Protestanten, Franzosen, Amerikaner und Engländer und unter den letzteren wieder Regierungs- und Volkspartei. Da ist es schwer den Pfad zu finden; noch schwerer aber ihn unbeirrt durch irgend eine Parteimeinung zu gehen, und Irrthümer sind bei aller Vorsicht schwer vermeidlich.

Als erste Entdecker der meisten Inselgruppen nimmt man die Spanier vielfach an, wie ja die südlichen Marquesasinseln 1595 durch Mendana entdeckt sind (die nördlichen erst 1791 durch Marchand), wie Torres und sein Steuermann Quiros 1606 die

nordwestlichen Inseln Polynesiens auffand (Bd. 5, 2, 176) und in die Gegend von Tahiti kam, wie die Spanier auch sonst vielfach den stillen Ocean durchfuhren (Magelhaens 1521; Saavedra 1526; Bacarra, Grigalva 1533, Gaetan, della Torre 1542, Mendoce, Mendana 1567 u. s. w.). Daß sie von den Marianen aus auch in Mikronesien (wir erinnern an Cantova und die Alterthümer zu Ponapi 5, 2 73 f.) nach 1660 viel verkehrten, ist bekannt; und so ist denn auch sicher anzunehmen, daß sie noch mehr Reisen, als von denen wir wissen, ausgeführt, daß sie verschiedene Inseln besucht, daß sie, wie Alex. v. Humboldt annimmt, auch Hawaii gekannt haben, wie auch diese Inseln auf alten spanischen Karten verzeichnet sind (Marchand 2, 118; Anson bei Jarves 88). Eine Menge hawaiische Sagen erzählen von weißen Männern, welche vor langen Zeiten nach Hawaii gekommen sein und friedlich mit den Eingebornen verkehrt haben sollen — nach Jarves, der wohl so richtig rechnet, wie sich überhaupt hier rechnen läßt, im 16. und 17. Jahrhundert. Die Ueberlieferungen wissen z. B. von einem Priester zu berichten, der zu Schiffe aus der Ferne kam mit einem großen und einem kleinen Götzenbild, welche unter die hawaiischen Götter aufgenommen wurden (Jarves 88 f., Ellis 4, 392; 437). Hierbei ist gewiß nicht an jenes Mythologem vom Wolkenschiff zu denken. Aehnliche Sagen gab es in Mikronesien (Bd. 5, 2, 74) und Dieffenbach (2, 46) nimmt auch Besuche der Spanier in Neuseeland an. Verschiedene Ueberreste von Schiffen u. s. w., welche auf europäische Besuche des 16., 17. Jahrhunderts schließen lassen, werden gleichfalls öfters erwähnt (Jarves 93; Kotzebue n. R. 2, 90 f. und sonst) und die haben nichts auffallendes, da spanische, holländische, englische Reisende vielfach um diese Zeit den Ocean durchkreuzten, da namentlich die Flibustier in ihm manchen Schlupfwinkel hatten. Ob jene Weißen zu Hawaii nun Spanier waren oder sonst Europäer oder aber Japanesen, deren Schiffe häufig dorthin verschlagen werden, läßt sich aus jenen Erzählungen nicht bestimmen. Für uns hat in dieser an und für sich sehr interessanten Untersuchung auch nur die eine Frage Wichtigkeit, haben die Spanier oder wer es war wirklich großen Einfluß auf die Polynesier gewonnen? Das scheinen nun manche Gelehrte anzunehmen, indem Dieffenbach (2, 46-8) Jarves (95), Buschmann (aperc. 157, s. v. puaka) verschiedene polyne-

sische Worte aus dem Spanischen — so daß denn auch über die Nationalität jener-Einwanderer kein Zweifel wäre — erklären und Jarves auch die Form jener hawaiischen Federhelme (oben 148) als Nachbildungen spanischer Helme ansehen will. Da aber auch sonst helmförmige Kopfbedeckungen in Polynesien erwähnt werden, da auch z. B. die Tänzer sehr verschiedene und unstreitig geschmackvolle Anzüge trugen, so hat jene Behauptung keine beweisende Kraft. Wichtiger wäre die sprachliche Uebereinstimmung oder Entlehnung, denn diese setzte wie einen friedlichen so einen dauernden Einfluß voraus, oder eine Einführung der betreffenden Dinge und Begriffe durch die Spanier. So finden wir es in Mikronesien, wo das Wort für Katze (Eap und Wolea gato Chamisso 66, Palau cattow Keate) ganz sicher von den Spaniern der Marianen stammt. Allein die Worte welche in Polynesien spanisch sein sollen sind bedenklicher. So puaka Schwein, welches Wort sich auf allen polynesischen Inseln findet, auch auf denen des nordwestlichen Stammes, auch auf Neuseeland, wo es doch keine Schweine gab. Das Schwein aber und der Hund (dessen neus. Namen Dieffenbach auch aus dem spanischen ableitet) waren gerade die einheimischen Thiere der Polynesier, welche sie schon vor der Ankunft der Spanier hatten (Jarves 91-2) und es ist undenkbar, daß zu Namen für diese Thiere Fremdwörter, die ihnen doch erst später bekannt wurden, gewählt seien, noch undenkbarer aber, daß dieses Fremdwort sich über alle Inseln verbreitet habe. Zudem läßt sich auch puaka sehr wohl aus dem Malaiopolynesischen ableiten*), während umgekehrt aus der spanischen Form puerco sich nach polynesischer Art, die die Consonanten nicht ohne weiteres aufgibt, sondern nur Vokale einschiebt, ein pualaka, pulaka, puraka oder dergl. gebildet hätte.**) Uebrigens gibt es auch sonst noch Worte, welche mit

*) Wir deuten hier nur den Weg an: pua-ka oder pu-aka polyn., aka oder ka Suffix; ba-bui tagal. Chamorri sumatr. ba-Reduplikationsilbe. Neus. pero Hund (Dieffenb.) ist vielleicht gleich dem pol. kuri, kuli; mikrones. Formen wie geru radack. giru, welche beide „Thier" bedeuten, gehören wohl auch her. Haw. pono (nach Jarves 95 Anm. = span. bueno) findet sich im Neuseel. wieder so wie im Javan. pened'.

**) Nach Gräffe freilich (Ausland 1868, 529) lautet die uweanische Form des Wortes puarka, diese Form aber ist gewiß nicht richtig, wenigstens widerstreitet sie den polyn. Lautgesetzen; auch hat weder das Tonganische noch das Samonische den Buchstaben r; k jedoch wird bisweilen aspirirt gesprochen und so mag etwa ein puak'a die Form puarka veranlaßt haben. Es ist freilich mißlich, einem Ohrenzeugen zu widersprechen: *allein* man ist hier dazu gezwungen.

spanischen oder holländischen gleichklingen; aber was beweist das? dem Sprachforscher nichts. Wären aber spanische Worte herübergenommen, so müßten wir sie einmal zahlreicher, dann aber für solche Begriffe herübergenommen finden, welche die Spanier erst kennen lehrten, wie jenes mikron. gato. Solche Worte finden sich aber nicht. Der Einfluß der Spanier als erster Entdecker dieser Inseln ist also ethnologisch ganz ohne Bedeutung; wie wir ja auch bei der Betrachtung des polynesischen Lebens dasselbe so in sich abgeschlossen, gleich- und eigenartig fanden, daß an einen fremden wirklichen Einfluß nicht zu denken ist.

Die ersten Bewohner Tahitis lebten zu Raiatea, und so kam es, daß diese Insel immer eine besondere Bedeutung behielt (Mörenh. 2, 390 f.). Noch im Anfang des vorigen Jahrhunderts etwa herrschte sie über mehrere andere, über Tahaa, Borabora, Huahine; aber ein ausbrechender Krieg beraubte sie dieser Macht und setzte Bolabola, das früher den Tahitiern als Verbannungsort diente, dessen Bewohner aber als die allertapfersten galten, in Besitz der Oberherrschaft (Tyerm. u. Bennet 1, 519; vergl. Cook 3. R. 2, 308; Parkinson 73). Derartige Kämpfe und in Folge davon Schwankungen in den Machtverhältnissen der Inseln, sind gewiß mehrfach vorgekommen. So auch auf Tahiti selbst, wo zur Zeit der Entdeckung durch Wallis (1767, 1768 Bougainville, 1769 Cook) drei Staaten waren; den mächtigsten derselben beherrschte Oberea und ihr Gemahl Amo damals, beide aus einem alten Geschlecht stammend, das gewiß schon seit langen Jahren das Königthum in Frieden besessen hatte (Mörenh. 1, 287 f.): 1768 aber wurde sie verdrängt und ihr Neffe Otu, der sich später Pomare nannte, ward König (Wallis 162). Otu gewann durch die Unterstützung der Meuterer von Blighs Schiff, der Bounty, neue Macht (1789), so daß er sogar seine Herrschaft über die anderen Inseln des Archipels ausdehnen konnte (Vankouver 1, 104 ff. Meinicke 130 ff.) wie er durch ihre Hülfe auch einen Aufstand Tahitis selber niederschlug (Mörenh. 2, 420). Taiarabu war damals noch ein besonderes Königthum, das Otu seinem Sohne gab; da er aber 1803 starb, ist es nicht mehr von Tahiti getrennt worden. Als nun 1797 die ersten protestantischen Missionäre, 18 Männer unter Wilsons Leitung, ankamen, so empfing sie der König sehr freundlich, zunächst nur aus politischen Gründen, wie er denn ihrer sich politisch sehr geschickt bediente. Schon vor ihnen

war 1774 von Kallao aus und abgeschickt vom Vicekönig von Peru der spanische Capitain Bonechea nach Tahiti gekommen, welches er 1772 zuerst in Augenschein genommen hatte, um die Insel in Besitz zu nehmen; jedoch wurde dies durch seinen Tod (1775) vereitelt. Er hatte auch katholische Missionäre mitgebracht: allein diese hatten gar keinen Erfolg und kehrten nach beständiger Todesgefahr Ende 1775 nach Kallao zurück (Bratring 45). Gegen die neu angekommenen Protestanten nun sowie gegen seinen eigenen Vater erhob der Sohn des Königs, Otu, gereizt von einem raiateanischen Priester einen Aufstand, der dadurch Anklang fand, daß man in den Missionären sehr gegen die Erwartung keine kriegerischen Bundesgenossen und Parteigänger fand (Mörenh. 2, 429). Allein obwohl er gute Erfolge hatte, so gelang es doch dem alten König, durch Otus Mutter Idia — sie war eine bedeutende Frau und von großem Einfluß auf die damaligen Geschicke Tahitis — den Sohn zu gewinnen, der dann den Priester tödten ließ, (Ellis 2, 30 f.). Eilf Missionäre, — denn die Missionäre behandelte man in Folge von Streitigkeiten, welche durch entlaufene Matrosen des Schiffes Nautilus entstanden, sehr schlecht — eilf Missionäre verließen in diesen Bedrängnissen die Insel, die bald neue und heftige Stürme erleben sollte. Denn 1802 erhuben der König und sein Sohn Ansprüche auf das heilige Orobild des Maraes zu Atahuru, um dessen Besitz nun ein fürchterlicher Krieg entstand, der Tahiti verwüstete und Pomare II, den jungen König, da der alte 1803 starb, in größte Noth versetzte, obwohl die Missionäre und die Engländer, wie die letzteren kamen und gingen, auf seiner Seite standen. Er konnte nicht in Tahiti bleiben, sondern zog sich mit dem Orobild nach Eimeo zurück. Aber 1806 kehrte er zurück, da sich mittlerweile die Missionäre verstärkt hatten und wohl im Vertrauen auf sie überfiel er plötzlich seine nichts ahndenden Feinde (Juni 1807) und richtete ein so furchtbares Blutbad unter ihnen an, daß nun die ganze Insel sich aufs wüthendste gegen Pomare und die Missionäre erhob und diese nach Huahine und Eimeo verjagte (1808); Versuche, sich wieder herzustellen, brachten Pomare, bei dem jetzt nur noch ein Missionär, Nott, aushielt, nur neuen Schaden. In diesen Jahren nahm er die Religion der Missionäre endlich an, 1812 empfing er die Taufe — natürlich nur aus Politik und so war Monarchie und Christenthum, Aristokratie und Heidenthum (Meinicke 138)

verbündet. Die nächsten Jahre vergiengen unter wechselnden Zuständen: Pomare, 1813 zurückgerufen, mußte 1814 wieder fliehen, bis er dann wieder zurückgekehrt 1815 in der Schlacht bei Narii — Sonntag den 12. November (Ellis 2, 146) — seine Feinde, die ihn angriffen, völlig besiegte. Er verfolgte und tödtete die Besiegten nicht, welche Milde von bestem Erfolg war, denn nun wurde das Christenthum überall eingeführt, die Tempel, die Bilder zerstört (z. B. Ellis 2, 110 f.) und die Areoigesellschaft aufgehoben (Ellis 2, 169). Nach dieser Schlacht wurden auch die übrigen Inseln des Archipels christlich. Der Adel, welcher dem König feindlich war, hatte seine Macht verloren; die erledigten Güter gab Pomare seinen Anhängern und gründete sich dadurch so fest, daß er vollkommen absolut auch den Missionären gegenüber dastand. Diese erhielten Verstärkung 1817; 1819 wurde von Pomare ein neues Gesetzbuch der Versammlung der Häuptlinge vorgelegt und von dieser gebilligt breitete es sich bald auch über die anderen Inseln aus. Pomare II. starb 1821; ihm folgte sein unmündiger Sohn Pomare III., da dieser aber schon 1827 starb, so kam des Letzteren Schwester Aimata unter dem Namen Pomare IV. auf den Thron.

Im Vergleich mit allen anderen heidnischen Ländern hat die Mission in der Südsee einen überraschend schnellen und günstigen Fortgang genommen (vgl. z. B. Ausland 1855, 108 nach d. Hobarttown courier). Die Polynesier hiengen nur wenig noch an ihrem alten Glauben und wie sie selber schon z. B. die Ansicht hatten, daß der Kannibalismus, die Menschenopfer eine Unsitte seien, so ließen sie sich auch leicht von der Schändlichkeit des Kindermords, der Areois u. dergl. und von der Absurdität ihrer Götter überzeugen. Man war vom Heidenthum unbefriedigt und sehnte sich wenn auch unklar nach Besserem. Diesem Bedürfniß kam die Mission entgegen, die man deshalb freudig aufnahm (Wilson 281). Für die Missionäre aber war es schlimm, daß sie gleich ganz und gar in die politischen Wirren hineingezogen wurden, ja daß Pomare sie hauptsächlich, um sie politisch zu benützen, aufnahm. Daß unter den Zuständen, die wir geschildert haben, eine große Wirksamkeit für sie gar nicht möglich war, das liegt auf der Hand. Pomare I., obwohl er auch an seine Religion nicht mehr glaubte (Turnbull 254), trat nicht zum Christenthum über, seine Habsucht und Gier nach europäischen Besitzthümen war grenzenlos (Turnb. 202); doch ist

an ihm zu rühmen, daß er mit großer Energie den Ackerbau förderte, daß er eifrig Lesen und Schreiben lernte und lehren ließ, daß er sich und sein Volk mit vielem Aeußerlichen der europäischen Kultur bekannt machte. Indeß hiengen die Eingebornen am Alten so fest, daß sich Viele zu wiederholten Malen den für das Tattuiren festgesetzten Strafen willig unterwarfen (Tyermann und Bennet 1, 520), daß sich heidnische Lieder und Tänze namentlich in Raiatea (Bennet a 1, 140) vielfach erhielten, daß man oft heidnische Anschauungen auf christliche Dinge übertrug und die Bibel ganz wie den alten Familiengott gebrauchte (Beechey 224). Indeß nahm doch nach Pomare II. Bekehrung und seinem kühnen und schadlosen Verzehren einer heiligen Schildkröte (Ellis 2, 93) die Zahl der Christen so rasch zu, daß 1816 schon der ganze Archipel bekehrt war (Ellis). Wenn Mörenhout (2, 459) den Krieg der heidnischen gegen die christlichen Tahitier, der 1815 geführt wurde, einen wahren Religionskrieg nennt, so ist dies eine starke Ungenauigkeit. Jener Krieg war hauptsächlich eine Reaktion des unterworfenen Adels gegen den Usurpator und nur insofern religiös gefärbt, als jener eben durch die Verbindung mit den Missionären und den Europäern die Alleinherrschaft an sich gerissen hatte. 1817 nun stellte die Mission die erste Druckerpresse auf und das Evangelium Lucae erschien in tahitischer Uebersetzung; 1819 wurde das Gesetzbuch unter ihrer Beihilfe eingeführt, das in 18 Artikeln alle Vergehungen, die so sehr im Volke verbreitet waren, wie Unzucht, Diebstahl, Trunkenheit u. s. w. strafte; so wie ferner eine Art von Geschworenengericht aus der Versammlung der Häuptlinge gebildet wurde, welches nach den Gesetzen zu richten hatte; 1824 ward diese Gesetzsammlung überarbeitet und nun, während vorher der König durchaus unbeschränkt und der früher so mächtige Adel ganz machtlos war, was zu vielem Groll und Streit Anlaß gab, ward unter dem Einfluß der Missionäre eine Art Repräsentativverfassung mit gesetzgebender Versammlung eingeführt (Ellis, 3, 177 f.). Dazu muß man mit in Anschlag bringen, daß der Hausbau sich durch den Einfluß der Missionare besserte, daß die Frauen besser gestellt wurden, welche nun die alte Sittenlosigkeit verabscheuen und sich streng zurückziehen lernten (Turnbull 254; 265. Duperrey bei Lutteroth 72 und die übr. Zeugnisse das. Ellis 2, 123 f.); daß man überhaupt die Laster, denen man ergeben war, als Laster erkannte. Und

dann, die Kriege wurden milder und menschlicher, wie ja gerade nach der Schlacht bei Narii, welche den Sieg des Christenthums brachte, die Feinde durchaus nicht mehr verfolgt wurden. Der Trunk, der seit 1803, da man um diese Zeit aus der Ti-wurzel eine Art Branntwein zu brennen lernte (Mörenh. 2, 443; Ellis 1, 130), auch im Volke auf die schreckenerregendste Weise um sich gegriffen hatte und die scheußlichsten Scenen veranlaßte (eb.), während der Avatrank doch auf die Vornehmen beschränkt war: der Trunk ward gleichfalls von der Mission und mit solchem Erfolg beschränkt, daß Pomare, obwohl ein leidenschaftlicher Trinker, Bestimmungen gegen denselben in seine Gesetze aufnahm und selber nur ein bestimmtes Maaß von Spirituosen besitzen durfte, ja daß im Jahre 1838 die Einfuhr derselben durch ein bestimmtes Gesetz ganz verboten wurde (Ellis 1, 107; Tyermann und Bennet 1, 80; Lutteroth 98 Anm.; 172). Darwin, doch gewiß ein unparteiischer Richter, lobt die Missionäre sehr. Die Tahitier, sagt er (i. J. 1835), essen und schlafen nicht, ohne zu beten, der Mäßigkeitsverein, welcher von den Missionären auf durchaus gerechte Art gegründet ist, wird streng gehalten (2, 154), die Sittlichkeit ist viel besser als sonst, der Sonntag wird heilig gehalten, die Kirche ist voll, wenn man auch nicht gerade übermäßig andächtig ist; in politischen Versammlungen und Verhandlungen benehmen sich die Häuptlinge ebenso klug, taktvoll und mäßig, wie entschlossen und einsichtig. Der Sinn der Tahitier ist heiter, nicht wie Kotzebue (in der berüchtigten „neuen Reise", 1, 91, welche über die Mission nichts als die schamlosesten Lügen enthält, Lutteroth 81 f.) finster und trübe, kurz der Einfluß der Missionäre ist ein höchst segensreicher (Darw. 2, 187-9).

Aber es zeigte sich für die Entwickelung des neuen Lebens auch gar manche Gefahr. Stand es doch in einem Gegensatz zu allem Alten, wie er sich stärker und für die Menschennatur schwerer gar nicht denken läßt. Die alten Laster konnten nicht mit einem Male ausgerottet werden. Rückfälle waren unvermeidlich. Daß sie aber so ganz besonders schwer eintraten, daran waren die entlaufenen Matrosen oder gar die entkommenen Sträflinge Schuld, welche sich vielfach auf Tahiti niederließen und nun sofort in Worten und Werken in den heftigsten Gegensatz gegen die Missionäre traten. Zwar erließ das Parlament (wie man die Versammlung der Häuptlinge ja wohl nennen mag) ein Gesetz, welches den Aufenthalt Fremder von der ausdrück-

lichen Erlaubniß der tahitischen Regierung abhängig machte, allein ohne damit durchzudringen (Lutter. 70; Meinicke 150). Und wäre man damit auch durchgedrungen, die dienenden Matrosen, namentlich die Waler standen jenen Ausreißern an Unsittlichkeit kaum nach und ihr Einfluß war in den Häfen ein vorherrschender (Lutter. 71.). Dazu kam, daß für die neuen Staatseinrichtungen die Eingeborenen noch nicht reif waren, daß Aimata selber, auch nach ihrer Erhebung auf den Thron in hohem Grade ausschweifend lebte (Mein. 151): und aus eben diesen Umständen erklärt sich zur Genüge, daß gerade zur Zeit ihres Regierungsantrittes das Christenthum und mit ihm die Sittlichkeit zurückgieng. Damals entstand die Sekte der Mamaias von Teau, einem Tahitier, gestiftet, der von Christus begeistert zu sein glaubte, Wunder verrichtete und trotzdem daß seine Gesinnungsgenossen aufs heftigste verfolgt wurden, großen Anhang fand: um 1830 breitete sich die Sekte auch nach Raiatea und Waupiti und 1833 über Borabora und Tahaa aus (Mörenh. 1, 502—3). Die Mamaia wollten Christen sein, sie lasen in der Bibel, sangen die Hymnen und ihr Grundsatz war: Gott lieben und loben. Sie wurden außer Christus noch durch die Bibel selbst, dann durch den Apostel Paulus, eine Frau durch die Jungfrau Maria begeistert. Weiberwechsel, also eigentlich Vielweiberei gestatteten sie nach dem Beispiel Salomos, wie sie sich denn auch ihr Paradies, in das ein Jeder nach dem Tode kommt, ächt orientalisch dachten, voll schöner Weiber, mit denen die Seligen unter ewigen Festen glückselig leben (Mörenh. 1, 504—8). Diese Sekte mit ihrer höchst seltsamen Mischung zwischen Heidenthum (dem die Begeisterungen und das Paradies angehören) und Christenthum ist höchst merkwürdig; sehr charakteristisch ist auch die Zeit, in der sie entstand, denn die Zerrüttung derselben spiegelt sich in ihr genau wieder. Uebrigens erwähnt Mörenhout (512) auch eine heidnische Sekte, welche um 1800 auf Borabora, Tahaa, Raiatea und Huahine herrschte und das Grundprincip des polynesischen Heidenthums, den Unterschied der Stände läugnete: wieder ein Zeichen, daß das Heidenthum sich überlebt hatte, daß man sich nach Besserem sehnte. Damit hängt auch zusammen, daß gerade die Niederen es waren, welche hier, wie dereinst im römischen Weltreich, zunächst das Christenthum annahmen.

So standen die Dinge, als 1829 Mörenhout auf die Insel kam, anfangs den Missionären befreundet, dann aber durch seine Han-

delsunternehmungen, die keineswegs im Interesse der Tahitier waren, da sie eine Menge Gesindels nach der Insel lockten, sowie durch eigene Leichtfertigkeit gespannt mit denselben (Lutteroth 95). Die folgenden Jahre brachten den Mässigkeitsverein, ein neues Ausweisungsgesetz für die Fremden, das Verbot des Branntweinimportes. Das Jahr aber, wo Mörenhout die Insel verließ, um über Amerika (wo er das Consulat der Vereinigten Staaten für Tahiti erlangte) nach Amerika zu gehen, das Jahr 1834 wurde für Tahiti wichtig; es brachte die ersten katholischen Missionäre. Leo XII. hatte 1833 durch eine besondere Bulle dem Picpushause zu Paris übertragen, ganz Ozeanien zu bekehren. Daß dies schon bekehrt war, durch die ketzerische Lehre, sollte die Missionäre, so hieß es, zu ganz besonderem Eifer anreizen. So waren denn 1834 katholische Missionäre nach Mangareva gekommen. Das erste, was sie daselbst thaten, war, daß sie „das Zeichen des heiligen Kreuzes über den Tempel machten, um durch dies heilige Zeichen die Macht der bösen Geister zu zerstören." Dann gräbt einer von ihnen „mit besonderer Kühnheit" ein Kreuz in die Pfosten des Tempels, in welche er auch das Bild der heiligen Jungfrau versteckt. Auf der Insel Akena (sie gehört zu derselben Gruppe), die sie zunächst erreichen und die „nur wenige Bewohner hat", taufen sie ein todtkrankes Kind und als dies Mädchen, natürlich Maria genannt, nun 2 Tage darauf stirbt, da bitten sie es, sich zur Beschützerin seines Landes zu machen und ihm Glauben und alle Gnaden zu schenken (Lutteroth 103—106 nach Annal. de la propagation de la foi 48, 16; 171; 21; 29.) Natürlich mußte dies Christenthum die Herzen der Heiden gewinnen: standen doch bei ihnen Kindergeister in besonderem Ansehen, waren doch gerade sie so mächtige Schutzgeister! Auf Akamaru taufen die Sendboten des Katholizismus heimlich, indem sie den eingeborenen Kindern, die voll Ungeziefer sind, die Haare abschneiden und die Köpfe waschen! Dann lehren sie das Geheimniß der Dreieinigkeit an einem Kleeblatte, wie der heilige Patrik (ann. 48, 33 Lutter. 107), das Zeichen des Kreuzes kann schon jeder: von der Sprache aber verstanden die Missionäre noch nichts! (eb. 48, 30; Lutter. 107—8). Als nun der Bischof Rochouse ankam (1835), da verehrte man zwar die Priester als heidnische Götter, denn man sang die Lieder, mit denen diese gepriesen wurden und brachte Opfergaben, allein nichtsdestoweniger und trotzdem die Missionäre die Sprache

noch nicht kannten, taufte und firmte man einen beträchtlichen Theil der Neubekehrten, von denen dann eine Mutter durch das Taufwasser tabu zu sein glaubte und Zweifel trug, ob sie ihr Kind noch auf dem Rücken tragen dürfte, wie der katholische Missionär Laval selbst als einen komischen Zwischenfall berichtet (Lutter. 109—113). Von hier aus giengen Laval und Caret nach Tahiti. Dort aber bestand jenes Gesetz, daß über den Aufenthalt der Fremden auf der Insel die Königin und das Parlament zu entscheiden hätten. Beide Regierungsgewalten nun verboten ihnen, durchaus rechtmäßig, den Aufenthalt auf der Insel, welchen sie durch ganz unwürdige Schleichwege sich zu ermöglichen versucht hatten (Ellis a 1, 403 f.); die Katholiken aber weigerten dem Landesgesetz Folge zu leisten und mußten deshalb schließlich, damit die Würde des Gesetzes nicht ganz lächerlich gemacht werde, in das Schiff, das sie fortbringen sollte, getragen werden (Lutteroth 119—124). Alles dies belegt Lutteroth aufs schlagendste mit Carets eigenem Bericht in den Annalen (56, 216 ff.), dem zum Trotze man später französischer Seits die Dinge ganz anders hat darstellen wollen. Die Häuptlinge hatten diese Ausweisung ausgesprochen; die protestantischen Missionäre sind nicht dabei betheiligt gewesen. Caret, auch 1837 am Landen verhindert, gieng nach Frankreich. Damals aber kam d'Urville nach Mangareva, wo ihn Rochouse durch einen durchaus lügenhaften Bericht von Grausamkeiten und Torturen der tahitischen Missionäre, von Plünderung der Katholiken, deren Schaden sich auf 10,000 Franks belaufe, zur Rache anreizte (Dum. d'Urv. b 3, 206 f.); d'Urville versprach, sich der Missionäre anzunehmen, gieng aber erst nach Nukuhiva, um dort nach den Missionären zu sehen, welche Frankreich dorthingeschickt hatte (Lutter. 127 f.; 136).

Auf den einzelnen Inseln des Markesasarchipel, vornehmlich aber auf Nukuhiva war Streit der einzelnen Stämme untereinander, die sich seit Menschengedenken mit wechselndem Erfolg bekriegten, aber tapfer genug waren. Namentlich gefürchtet waren die Taipi, gegen welche die Teii, die Bewohner eines anderen Thales schon 1804 heftig gekämpft hatten (Krusenst. 1, 187—8). Auch das Uebergewicht, welches durch Porters Einfluß 1814 diese letzteren erhielten, war vorübergehend. Einen festen politischen Mittelpunkt gab es weder hier noch auf irgend einer anderen Insel, denn die Macht des Königthums war hier ziemlich gering. Nach Tahuata war nun 1797 durch Wil-

son und den Duff der Missionär Crook gekommen (Wilson 254 f.; Ellis a 1, 51), der aber ganz erfolglos schon nach 12 Monaten die Insel wieder verlassen mußte und nach Nukuhiva gieng, von wo er gleichfalls erfolglos 1799 nach England zurückkehrte (Ellis a 1, 68); dann kamen unter desselben Crooks Führung erst 1825 wieder Missionäre hin, Eingeborene von Huahine und von Tahiti, allein auch diese gewannen keinen Einfluß und ebenso waren die Versuche, das Christenthum dort einzuführen, 1828 ganz vergeblich und 1829 wenigstens sehr zweifelhaft, obwohl zwei eingeborene polynesische Missionäre sich entschlossen, da zu bleiben (Ellis 3, 319—20; vergl. Bennet a 1, 323). Michelis nun, der ganz im katholischen Interesse schreibt, behauptet (368), daß die protestantischen Missionäre — von denen nur Pritchard und Simpson 1829 die Markesas besuchten, jedoch ohne Nukuhiva zu berühren — einen jungen Fürsten von Nukuhiva nach Tahiti „entführt" hätten, um ihn zu erziehen und dann durch ihn dem Christenthum daselbst Eingang zu verschaffen. Er berichtet dies nach den Annalen (de la propag. de la foi 1841, 3, 59) und betont besonders, daß Meinicke hiervon nichts zu wissen „scheine." Allerdings erwähnt Meinicke hiervon nichts, denn die ganze Geschichte ist falsch. Moana, so hieß der Prinz, wurde nicht geraubt, sondern von seinen heidnischen Landsleuten, als er Christ geworden war, vertrieben. Er gieng dann nach Rarotonga und von da nach England, von wo er später eben so unkultivirt, als er gegangen, wieder kam. So erzählt Radiguet (460 f.), auch ein katholischer Schriftsteller. Er kam zurück von einem protest. Missionär aus dem tiefsten Elend gerettet.

Du Petit Thouars hatte also Befehl, katholische Missionäre nach Nukuhiva zu bringen und dorthin segelte, zu ihrem Schutz, D'Urville. Aber Du Petit Thouars hatte die Missionäre nicht nach Nukuhiva, sondern nach Tahuata gebracht, wo ja auch schon protestantische Missionäre, ein Engländer und zwei eingeborene Polynesier, arbeiteten (Lutter. 136; Ellis a 1, 272). D'Urville konnte also zu Nukuhiva nicht die Mission schützen, statt dessen aber erlaubte er, der Beschützer der katholischen Kirche, „aus gewissen Privatgründen" jene schändlichen Orgien, welche Roquemaurel eine „plötzliche Beiseitesetzung jedes religiösen und geselligen Zwanges", eine „Mischung von Männern und Frauen im vollkommenen Naturzustande" eine „wahrhafte Saturnalie" nennt, bei welcher die Franzosen auch kleine Mädchen als Zuschauerinnen zuließen (D'Urville b 45 f.; Jacquinot eb. 265;

Roquemaurel eb. 273; Du Bouzet 276 f.; Lutteroth 136 f.) Dann verließ D'Urville die Insel, um die katholische Kirche in Tahiti zu vertreten.

Doch wir wollen, ehe wir ihn begleiten, erst die Geschichte der Markesas kurz zum Ende bringen. 1830 kam Mathias G***, Mathias Gracia, als Vertreter der katholischen Mission und anfangs waren seine Erfolge eben so gering, als die seiner Vorgänger; doch als nun 1842 Du Petit Thouars zuerst Tahuata, dann auch Nukuhiva in Besitz nahm, indem der ehrgeizige Moana sich in seinen Schutz gab und so die Markesas französisch wurden: da nahm nun auch nach französischen katholischen Berichten die katholische Mission den besten Fortgang (Mathias Gracia 13; Reybaud 430), nach Belcher dagegen (a 1, 362) hatte sie nur äußerlichen Erfolg. 1848 erschien sie Wise (138) ganz vergeblich; 1853 herrschten dort Kannibalismus, Grausamkeit, Ausschweifungen wie sonst (Quarterl. Rev. 1853 Dezemb.) und nur in Aeußerlichkeiten zeigte sich europäischer Einfluß (Bennet a 1, 333); 1854 waren die Streitigkeiten zwischen Katholiken und Protestanten — welche also doch nicht so ohne weiteres das Feld räumten — wieder im Gange (Basler Miss. Mag. 1854, II, 59) und auch 1859 waren die Eingeborenen nach Radiguet (643) keineswegs arbeitsamer und besser geworden, sie schreiten vielmehr seit der Okkupation — man denke an die Scenen auf D'Urvilles Schiffen und ferner war Nukuhiva französischer Deportationsort, wenn auch nicht auf lange Zeit, — eher zurück als vorwärts, obwohl nach ebendemselben Radiguet (eb. 640) die katholische Mission gute Fortschritte macht und viel verspricht! Trotzdem aber haben die Franzosen ihre Station auf Nukuhiva 1859 bis auf einen kleinen Militärposten aufgegeben, gegen den Willen der Eingeborenen (Radiguet 638; Novara 3, 216), sie hat also doch nicht die Zukunft gehabt, welche man (Michelis 390) hoffte. Die Missionäre hat man von Tahuata und Fatuhiva (1849 u. 55) zurückgezogen, so daß jetzt die 10 Missionäre auf Nukuhiva Hivaoa und Huapu beschränkt sind (Rad. 643.). Die inneren Kriege der einheimischen Stämme haben noch nicht ganz aufgehört. Ein trauriges Schicksal hat die Inseln 1863 betroffen. Die nichtswürdigen Menschenräuber von Peru entführten von hier eine Anzahl Menschen zu Guanoarbeiten nach den Chinchasinseln. Auf Verlangen der französischen Regierung mußten die Geraubten nun allerdings zurückgebracht werden:

aber von den Pocken angesteckt kamen sie zurück und diese richteten nun eine grauenvolle Verheerung an (Ausl. 1868 nach einem aus Athenäum von Valparaiso geschriebenen Briefe).

Zu Tahiti war noch vor D'Urville mittlerweile Du Petit Thouars angekommen, welcher falsch berichtet von Mörenhout im Namen der französischen Regierung Genugthuung für die Behandlung der französischen Missionäre forderte, bestehend in einem Entschuldigungsbrief der Königin und 2000 Piaster, unter Androhung des Krieges. Die Königin mußte sich fügen und nach anderen Vergewaltigungen Pomares, an denen nun auch D'Urville Theil nahm, verließen die französischen Schiffe die Insel (Lutter. 156 f.) Allein 1839 kam La Place und während der ärgsten Ausschweifungen seiner Leute (Michelis 387), „bei denen die Eingeborenen Schutz zu suchen schienen gegen die finsteren Missionäre“ (Reybaud), setzte er gewaltsam durch, daß eine katholische Kirche gebaut werden sollte; denn die Freiheit des katholischen Gottesdienstes war schon an Thouars zugestanden (Lutter. 168; annales 68, 86). Nach alle diesem kann es denn nicht wundern, daß am 1. September 1842 Thouars, gerufen von Mörenhout, abermals vor Tahiti erschien und unter ganz nichtigen Vorwänden 10,000 Piaster als Entschädigung (Lutteroth 190; Bruns eb.) wieder unter Androhung des Krieges forderte. Schon früher hatte Pomare um englischen Schutz, um ein Bündniß und um Erlaubniß, die englische Flagge führen zu dürfen, nachgesucht, war aber vom englischen Consul Canning 1827 abschlägig beschieden, weil man das europäische Völkerrecht nicht verletzen wollte (Ellis a 1, 409). Allein jede Unterstützung hatte er versprochen und so hatte denn auch auf seine Demonstrationen Thouars 1838 erklärt, Tahiti nicht für Frankreich nehmen zu wollen. 1842 aber, da der englische Konsul abwesend war, that er es doch! So erzählt das brief statement 28—31 diese Dinge. Doch sehen wir, wie dies Wegnehmen sich vollzog. Vier Häuptlinge, darunter Mörenhouts getreuester Freund, welche schon 1841 auf Mörenhouts Anstiften um Frankreichs Schutz gebeten hatten (Lutteroth 177), giengen an Bord und verlangten, allerdings arg gedrängt von den Franzosen und unter schweren Bedenklichkeiten, den Schutz Frankreichs, wenn man Titel, Ansehen und Gesetzverkündigung der Königin und den Häuptlingen, sowie Achtung des Eigenthums auch der englischen Missionäre und völlige Religionsfreiheit gewähren wolle (Ellis

a 1, 414). Die Königin protestirte. Die Drohung mit Kanonen brachte sie endlich zur Unterzeichnung. Selbst Michelis nennt dies (393) einen Gewaltakt und tadelt die katholischen Missionäre, daß sie sich so sehr an Frankreich angeschlossen hätten. Auch damals kamen die scheußlichsten Ausschweifungen am Bord der Reine Blanche, des Schiffes Thouars vor, wie aus einem Brief eines der Offiziere dieses Schiffes hervorgeht (Times 4. März 1843; Ellis a 1, 415). Die offizielle Rechtfertigung aber, daß man solche Zügellosigkeiten französischen Seefahrern nie vorgeworfen habe, ist nichtssagend, denn die Seefahrer haben sie immer rühmend von sich selbst erzählt (Bougainville 157; Marchand 1, 44 f.; D'Urville b 4, 5 f.). So also wurde Tahiti katholisch und französisch. Natürlich suchte man dies Joch abzuschütteln und 1843 erklärte eine Volksversammlung, man wolle unabhängig oder lieber englisch als französisch sein. Ermuthigt wurden die Eingeborenen dadurch, daß sich der englische Commodore Nicolas der mißhandelten Königin und ihrer Unterthanen lebhaft annahm (Ellis a 1, 416 f.). Allein von England aus rief man ihn ab und nun setzte Thouars — wir erzählen nach Michelis S. 394 f. — die Königin unter ganz nichtigen Vorwänden ab und nahm Pritchard, den Missionär, der an der Spitze der übrigen stand und daher dem Haß der Gegner am meisten*) ausgesetzt war, gefangen, den er mit Gewalt nach Europa brachte. Thouars also und die mit ihm Verbündeten hielten jetzt das für Recht, was sie, als es viel milder gegen sie ausgeführt wurde, so schwer rächten. Die Entrüstung in England zwang dann Frankreich allerdings, die Königin wieder einzusetzen, Thouars abzurufen und die westlichen Inseln des Archipels für unabhängig anzuerkennen; allein weiter hat England, obwohl es in der Person seines Consuls Pritchard aufs schimpflichste beleidigt war, nichts für sich und für Tahiti gethan. Es kam damals — Michelis 395 f. — zum Krieg auf der Insel, da sich die protestantischen Missionäre ganz an die Königin anschloßen. Anfangs waren die Franzosen keineswegs glücklich; als aber ihr Gouverneur Bruart durch die Anwesenheit eines französischen Kriegsschiffes die Uebermacht erhielt, da schlug er die Feinde und ließ die Missionäre, welche er an der Spitze der „Empörer" gefangen nahm, gewaltsam von der Insel schleppen. Seit der Zeit, sagt Michelis selber, liegt die Mission darnieder.

*) Die französischen Verläumdungen klingen auch noch bei Virgin 2, 44 nach.

Denn daß die Streitigkeiten, welche die französischen Katholiken hervorriefen, auf die Tahitier, die eben erst dem Heidenthum entrissen waren, den schlimmsten Eindruck machen mußten, liegt auf der Hand. Es ist kein Wunder, wenn die alte Unsittlichkeit, welche so geflissentlich von den Bringern der katholischen Kirche wieder belebt und mitgemacht wurde, die besten Fortschritte machte; kein Wunder, wenn von geistigen Fortschritten nicht die Rede war, wenn Trägheit, Genußsucht, Stumpfsinn herrschten, Lüderlichkeit, Trunksucht zunahmen (Perkins 440). So sagt denn auch Walpole um 1845: Die alten Sitten sind geschwunden und die Laster der Civilisation angenommen (2, 126); und ähnlich urtheilte um dieselbe Zeit Steen Bille (2, 362) über Borabora. Wie sollte es auch anders? Die Franzosen haben den Eingeborenen die Waffen abgenommen und eine Art von Conscription eingerichtet, sonst aber thun sie nichts für die Bevölkerung, außer daß Brücken, öffentliche Gebäude aufgeführt und die Wege verbessert sind, letzteres nach dem Muster der protestantischen Missionäre, welche Straffällige damit strafen, daß sie ein bestimmtes Stück Weg bauen mußten. Ganz Tahiti ist eine Militärkolonie (Perkins 426; 441). Der Handel ist minder lebhaft, die religiöse Freiheit beschränkt worden unter dem Protektorat Frankreichs (eb. 435), ja nach 1848 wurde die Kirche als Nationaleigenthum erklärt, den Missionären verboten, außerhalb ihres Distriktes zu predigen, ihre Wahl von den Distrikthäuptlingen und wenn sie Fremde, keine eingeborenen Tahitier waren, vom Gouverneur abhängig gemacht (eb. 437). Und ferner und obwohl es in dem Vertrag zwischen der Königin und Thouars hieß, niemand darf in Ausübung seines Kultus gehindert werden (Lutter. 201), so hat man doch das französische Reglement der protestantischen Kirche von Seiten der Regierung eingeführt, worauf alle protestantischen Missionäre, welche nach jenen Gewaltakten noch da waren, bis auf einen die Insel verließen (Arbousset 180). Das Joch aber, welches Pomare vergebens durch englische Hülfe abzuschütteln versucht hatte (vergl. noch Lutteroth 205—9), lastete immer drückender auf ihr; 1852 war sie selbst in Spaziergängen und Audienzen völlig vom Gouverneur abhängig! (Virg. 2, 47).

Und dennoch: alle diese Mißhandlungen hat das tahitische Volk überwunden; von jedem aber, der die Geschichte dieser Völker studirt, der das Wesen der Natur- und Culturvölker abwägt, muß man ver-

langen, daß er auch diese Thatsache in ihrer ganzen Tiefe sich klar mache und würdige. Zunächst ließen die Eingeborenen nicht von ihrer Religion, obwohl der Gouverneur Saisset 1859 die protestantischen Schulen zu Gunsten der katholischen gewaltsam schloß (ev. Miss. Mag. 1870, 187). Vielmehr baten sie 1860 die französische Regierung um zwei protestantische Missionäre, deren jedem sie ein Haus, einen Garten und 5000 Fr. versprachen, ja sie waren erbötig, wenn man ihnen ihre Religion lasse, selbst ihre Sprache aufzugeben! So sind denn jetzt, an der Stelle der einheimischen Prediger, französische Protestanten daselbst angestellt, eine Sonntagsschule ist eingerichtet, der Protestantismus ist in der Majorität; Eimeo ist ganz protestantisch und die übrigen Inseln sind es zum großen Theil (Arbousset 182—4; 195—99; 239; 243 f.). — Daß die Behauptung Thouars (4, 43 f.) und Vincendon 892), es gäbe auf Tahiti keinen einzigen wirklich gläubigen Christen und alle sähen die Strafen, welche die Missionäre auferlegten, als Grausamkeit und Tyrannei an, eine Unwahrheit war, das beweist die religiöse Gewissenhaftigkeit vieler Neubekehrter (Ellis 3, 77 f.), beweist ferner der Umstand, daß eine Menge Tahitier im stillen Ozean als Missionäre zerstreut sind (vergl. Williams an vielen Stellen), so wie endlich dies strenge Festhalten am Protestantismus, neben welchem, trotz aller Gewalt, der Katholizismus wenig Fortschritte macht (Meinicke c 565). Daß aber natürlich die französische Regierung, welche eine reine Militärherrschaft ist — der 15. August wird auch hier gefeiert (Arb. 207) — keine großen Fortschritte im Volk hervorbringen konnte, versteht sich. Doch erwähnt Virgin (1852) eine Hebung der Sittlichkeit (2, 40) und auch was Arbousset sagt, stimmt damit überein. Uebrigens behandelt die französische Regierung die Königin jetzt anständiger, als früher (w. M. M. 1870, 192). Die jetzigen Zustände sind schwankend; es ist viel Eifer für das Christenthum neben viel Schlaffheit vorhanden und namentlich wird Papeete durch die stets ab- und zuströmenden Fremden demoralisirt und das Laster des Trunkes (Garnier ev. Miss. Mag. 1870, 185) ist sehr verbreitet. Die Katholiken haben unter den Erwachsenen keinen Anhang, wohl aber gewinnen sie die Jugend für sich, von der schon ein ein Drittel ihnen zugehört (Bericht der ev. Mission. Vernier und Atger im ev. Miss. Mag. 1870, 180 f.). Es ist das kein Wunder, nach der Art, wie die Protestanten behandelt sind: ein Wunder viel-

mehr ist es, daß die Tahitier so kräftig Stand gehalten haben. Was wir Gutes jetzt auf der Insel finden, das ist die Folge ihrer eigenen Kraft und der aufopfernden Thätigkeit der protestantischen Mission: alles was sie zurückbringt und an wirklichem Aufschwung hindert, das sind jetzt fast nur die Folgen unserer grauenvollen Cultur, auf welche wir so stolz sind und welche vor dem Richterstuhl der Geschichte dereinst in anderem, bösem Lichte erscheinen wird. Die Indolenz der Eingeborenen darf man nicht zu hoch anrechnen bei ihrem Klima, ihrer Bedürfnißlosigkeit und auch sie wird durch den französischen Druck verstärkt. Mußten doch die Eingeborenen 57,000 Fr. zu Erbauung einer katholischen Kirche aufbringen, deren Mauern man — allerdings kein anregendes Beispiel — in 12 Jahren kaum 10' hoch brachte! Erhielt doch die katholische Kirche im Jahre 1867 als Abgaben 67,000 Fr., die protestantische nur 3,000 (Green im ev. Miss. Mag. 1870, 178). Möglich, daß dieser Druck jetzt leichter wird in Folge der Vernichtung des französischen Uebermuths durch die Kraft Deutschlands: die Tahitier haben Fähigkeit genug, sich zu entfalten, ein gutes, glückliches und geistig tüchtiges Volk zu werden.

Die protestantischen Missionäre sind von den Katholiken und den Europäern, die mit den letzteren vielfach aber wahrlich nicht aus religiösen Gründen gemeine Sache machten, vielfach angegriffen, und wir müssen, was man ihnen vorwarf, kurz ins Auge fassen.*) Sie sollen zu streng gewesen sein. Allerdings mußten sie streng sein, sie mußten bei der grenzenlosen Lüderlichkeit gegen das gesammte tahitische Leben auftreten, auch gegen scheinbar unbedeutende Dinge: sie konnten gemeinschaftliche Schlafräume und Badeplätze beider Geschlechter nicht dulden (daß sie das Baden überhaupt verboten hätten, wie Du Petit Thouars 1, 367 und de la Salle 2, 245; 353 behaupten, ist unwahr), sie mußten die Lieder und Tänze vielfach verbieten, soweit sie

*) Alle unsere Quellenschriften über diese Vorgänge, Du Petit Thouars, La Places, Mörenhouts, Lessons u. s. w. Berichte sind Parteischriften, Parteischriften natürlich auch das brief statement, Lutteroth, Michelis und Ellis war selbst Missionär. Wir folgen den Schriften, welche nicht Behauptungen, sondern strenge Beweise bringen, und nur insofern sie diese bringen; auch stützen wir unsere Darstellung häufig genug mit den Werken der Katholiken selbst. Michelis nennt Lutteroth einen gewandten Betrüger; allein des Letzteren Buch sowie die übrige Literatur läßt das Unwahre dieser Behauptung bald erkennen.

obscön oder heidnisch waren. Vieles andere, was man ihnen vorwarf, trifft sie nicht, sondern die Neubekehrten, die ja meist das Neue einseitig übertreiben, wie denn z. B. Pomare II., aber nicht die Missionäre, auch nicht mit ihrem Beifall Leute, die in der Kirche einschliefen, durch Prügel wecken ließ.

Freilich haben sich die Missionäre sehr in die Politik eingemischt, aber konnten sie denn anders? und ist ferner nicht gerade ihrer Einmischung die Beendigung dieser blutigen Bürgerkriege zuzuschreiben? Niemand tadelt diese Einmischung heftiger als die Franzosen (Vincend. Dum., Mörenh. u. andere), aber in ihrem Munde wird doch ein solcher Vorwurf geradezu lächerlich. Von welcher Art diese Vorwürfe vielfach waren, zeigt sich am besten daran, daß Lesson, der (59) das frühere Leben der Tahitier eher preist, als tadelt und Mörenhout (2, 488 f.; 1, 217—33) behaupten, die Keuschheit sei durch den Einfluß der Missionäre nicht nur nicht gewachsen, sondern vielmehr die Verdorbenheit durch die neuen Gesetze verstärkt: denn durch ihre öffentliche Behandlung seien die Laster erst recht anstößig und öffentlich getadelte Frauen erst recht schlecht geworden (1, 483)! Der Hauptfehler aber der Tahitier, welcher am schwersten zu überwinden war, ist ihre Faulheit und Indolenz. Sie lernten so gut wie nichts von den europäischen Handwerken (Turnbull 212); beim Mangel jeder Arbeitsamkeit machten sie in keiner Kunstfertigkeit Fortschritte, aber sie sagten selbst: warum sollten wir arbeiten? Haben wir nicht genug Früchte, uns zu nähren? Für die Europäer mag Arbeit gut sein, sie haben schöne Schiffe und schöne Kleider, während wir, wie sie selbstzufrieden hinzusetzten, uns mit dem begnügen, was wir haben (Beechey 223; 213). Die Missionäre ließen es an Aufmunterungen zur Thätigkeit nicht fehlen, indem sie Gärten anlegten (Turnbull 212), aus denen sie übrigens Blumen, auch zum Haarputz, gern verschenkten (Ellis 1, 67); es ist also nicht wahr, wenn behauptet wird, selbst das Putzen mit Blumen hätten sie als Zeichen weltlicher Eitelkeit untersagt; nach Darwin (2, 176) trugen alle Tahitierinnen Blumen im Haar — indem sie ferner Waizen, verschiedene Früchte, Blumen mitbrachten (Ellis 1, 65 f.); indem sie den Bau des Zuckerrohres und die Zuckerbereitung, die Anpflanzung des Kaffees, der Baumwolle und des Tabaks einführten (Ellis 2, 280; 291 f.). Auch Baumwollenspinnerei sowie andere Handwerke und mechanische

Künste suchten sie noch besonders dazu angeregt durch die Direktoren der Missionsgesellschaft einzuführen (Ellis 2, 293 f.). Auch hier zeigt sich wieder, wie man über sie geurtheilt hat: man behauptet geradezu, die Missionäre hätten sich gar nicht um den industriellen Fortschritt gekümmert, wie selbst Wilkes (2, 15) sagt, der sonst gerecht gegen sie ist, und ebenso natürlich Mörenhout und Du Petit Thonars (2, 46), obwohl letzterer die Missionäre selbst nur Handwerker sein läßt, natürlich ungebildete. Allerdings hatten ihre Bemühungen anfangs nur geringen Erfolg, ja aufgestachelt durch einen europäischen Capitän gab Pomare die Zuckerfabrikation gleich wieder auf und betrieb nur die Baumwollspinnerei (2, 283).

Auch ihren Personen ließ man nicht einmal Gerechtigkeit widerfahren. Es ist doch geradezu lächerlich, Männer wie Williams und Ellis und andere, deren Werke über Polynesien zu dem Besten gehören was wir haben, „ungebildete" Handwerker zu nennen; namentlich Prichard ist auf das Ungebührlichste verlästert worden. Die protestantischen Missionäre waren höchst achtungswerthe, thatkräftige allerdings einseitig orthodoxe Männer von der größten Sittenreinheit und Selbstlosigkeit. Was die Gegner ihnen vorgeworfen, fällt auf diese selbst zurück. Die Eingeborenen ergriffen die neue Lehre z. T. mit wirklichem Eifer. Die Erwartung aber, daß bis dahin unkultivirte Menschen nun plötzlich in einen Zustand höherer Civilisation übergehen müßten, mit völliger Aneignung nicht nur der christlichen Lehre, sondern auch der ganzen modernen Kultur, ist eine thörichte und es ist eine wohl geflissentliche Ungerechtigkeit Lessons, Mörenhouts und anderer, wenn sie, daß dies nicht geschehen, den Tahitiern und Missionären zum Vorwurf machen und dabei das Gute was geleistet ist übersehen. Dies Gute aber war: Abschaffung des Heidenthums und aller seiner unsittlichen Gebräuche und Pflegung des zunächst freilich mehr äußerlich aufgenommenen Christenthums und der ersten Grundlagen der Bildung.

Daß übrigens diese Aufnahme nicht blos rein äußerlich war, geht aus Erscheinungen wie des Priesters Patii, der mit eigener Hand seine Götzen verbrannte — und Derartiges wiederholte sich im ganzen Archipel vielfach —, geht aus Pomares Beispiel selbst hervor, sowie aus dem Umstand, daß die Mission, durch einheimische Fürsten und ganz ohne äußere Interessen, sich gar bald über den ganzen Archipel aus-

breitete, daß die Eingeborenen von selbst (nicht auf Antrieb der Missionäre, wie Mörenhout 1, 233 behauptet) Abgaben für die Mission zusammenbrachten (Ellis 2, 270), daß sie mit großem Eifer Kirchen bauten, daß schon 1829, wo dies geschah, eine Menge Eingeborener als Missionäre angestellt werden konnten (brief statement 41). Und so versichert Fitzroy in einem offiziellen Schreiben aufs heiligste (eb. 43), daß er statt des mürrischen Volkes, das er erwartet, ein durchaus glückliches und heiteres gefunden habe, was ja auch Darwin fand; ja, daß sie, auch wenn sie Niemand sähe, wirklich ehrliche Christen seien (eb. 44). Die Capitäne Gambier und Waldegrave behaupten dasselbe (eb. 37 f.) Selbst Mörenhout (1, 213 f.) stimmt hiermit überein. Was Kotzebue (N. R. 1, 97) von einem Spionierſystem der Missionäre sagt, welches die Eingeborenen überall umgeben und sie deshalb zu fortwährender Heuchelei gezwungen hätte, ist zu albern, die Glaubwürdigkeit des Verfassers zu mangelhaft, als daß man dabei zu verweilen brauchte. Trotz der gewaltsamen Einführung des Katholizismus hat auch heutzutage noch die Mehrzahl der Eingeborenen an der protestantischen Lehre mit aller Energie festgehalten (Wise 141; Novara 3, 190 und Arbousset) und es haben sich um 1830 und später sogar jene fanatischen Sekten aus Christenthum und Heidenthum gemischt gebildet, was bei mangelndem religiösen Interesse unmöglich geschehen konnte.

Die selbständigen Leeinseln Huahine, Borabora und Raiatea sind ganz protestantisch. Es ist dort ein Seminar für Eingeborene. In neuester Zeit ist auch Rapa oder O-paro französisch geworden, denn 1867 hat die Fregatte Latouche Freville, Capitän Quentin, für 6 Flaschen Rum und ein Bündel alte Kleider die Abtretung bewirkt (Gräffe im Ausl. 1868, 599). Die Insel, 1791 von Vankouver (1, 56 f.) entdeckt, von Tahiti aus christianisirt, ist jetzt Kohlenstation der Panama- u. Zeal. Austral. R. Nail Compagnie (Gräffe eb.). Früher hatte die Insel 1500 Einwohner nach Vankouvers Schätzung (1, 58), der Missionar Davies schätzte sie gar auf 2000; allein heftige Seuchen, die nach dem Besuch der Europäer ausbrachen, sowie eine Destillation, welche mehrere Weiße dort anlegten, schmolz die Zahl zusammen; 1834 waren es nur noch 300 (Mörenhout 1, 139). Vor der Entdeckung sollen wegen Uebervölkerung der Insel häufige Kriege unter den Eingeborenen gewesen sein (Mörenh. eb.), doch sah Vankouver

(1, 59) keine Narben an ihnen: wohl aber fand er die Spitzen von sechs Bergen (67) befestigt mit Wällen und Pallisaden und einem Gebäude, welches von ferne wie ein Treibhaus aussah. Die Trümmer dieser Bauten, große, gut behauene, viereckige Steine, mit sehr festem Mörtel verbunden sah noch Gräffe und auch ihm erzählten die Eingeborenen von ihren früheren Kämpfen (Ausl. 595). Auch die übrigen Australinseln, deren westlich gelegene früher unter tahitischer Oberhoheit standen und jetzt auch tahitisch sprechen (auf Raivavai und Rapa herrscht das Rarotonganische) sind von tahitischen Missionären zum protestantischen Christenthum bekehrt (Meinicke c. 564). Die Vorgeschichte der Herveyinseln haben wir schon besprochen. Von Cook 1777 entdeckt ist der Archipel hauptsächlich durch Williams Thätigkeit, der von vielen eingeborenen namentlich raiateanischen (Ellis 3 300; a 1, 346 f.) Lehrern unterstützt wurde, seit 1821 rasch zum Christenthum bekehrt, so daß schon 1825 Byron (Bl. 111) die ganze Gruppe christlich fand (vergl. Tyermann und Bennet 3, 117), Handel und Verkehr sind daselbst jetzt in Blüthe (Williams; Meinicke c, 563) und auch der Stand der Mission und ihre Wirkung ist dort sehr gut und segensreich, wenn gleich die europäischen Händler manchen Schaden stiften (Rough in ev. Miss. Mag. 1870, 194 f.). Viele der Insulaner nehmen jetzt Matrosendienste auf Handelsschiffen: leider aber locken sie hier und sonst im Ocean die weißen Händler vielfach durch falsche Versprechungen weg, um sie in Amerika oder sonst zu harter Arbeit zwangsweise zu verwenden (Rough eb. 197)! Die Bewohner des Archipels werden jetzt auf 10,000 etwa geschätzt, die der Australinseln auf 1300 (Behm geogr. Jahrb. 1866, 81, nach rev. mar. et colon. Juli 1865).

Wir müssen jetzt noch einen Blick auf den Paumotuarchipel werfen, dessen westlicher Theil gleichfalls von Frankreich occupirt ist. Byron 1765 entdeckte den Archipel zuerst, dessen Bewohner vielfach tüchtige Krieger und auch untereinander im Kampf waren. So unternahmen noch im Anfang dieses Jahrhundertes die Bewohner von Anaa (1769 von Cook entdeckt) wüste Eroberungszüge, durch welche sie mehrere Inseln entvölkerten: denn theils tödteten sie die Bewohner, theils schleppten sie dieselben als Gefangene nach ihrer eigenen Insel. Allein Anaa selber sowie noch eine Reihe anderer Inseln standen unter der Botmäßigkeit von Tahiti, wie die Tahitier selbst 1775 erzählten (Varela Bratr. 204 f.).

Als nun Flüchtlinge der zerstörten Inseln sich in Tahiti über Anaa beschwerten, da machten die tahitischen Fürsten ihre Rechte wieder geltend und alle diese Inseln geriethen aufs Neue in die frühere Abhängigkeit (Ellis 3, 305; Arbousset 288).

Bedeutet doch der Ausdruck Pau-motu selbst nichts anderes als unterworfene Inseln (nach Arbousset 288). Zugleich aber sandte Pomare II. 1817 einheimische Missionäre, unter anderen den Anaaner Moorea nach Paumotu, der zunächst sein Vaterland bekehrte (Ellis 3, 306). Beechey freilich (207) hörte, daß die Anaaner, obwohl Christen, dennoch Kannibalen geblieben seien; und auch Mörenhout 1, 184 weiß zwar von strenger Sonntagsfeier aber auch noch von den größten Verbrechen bei ihnen. Was auf des letzteren Urtheil über protestantische Missionäre zu geben ist, wissen wir schon; Ellis aber (3, 397) widerspricht diesen Nachrichten so bündig, daß wir ihm Glauben schenken müssen. Von Anaa aus wurden dann mit mehr oder minder raschem Erfolg auch andere Inseln bekehrt, Amanu, Hao, Naraka (Wilkes 1, 326) u. s. w. Natürlich sind nun auch diese Inseln unter französischen Schutz und also auch hierher katholische Missionäre gekommen. Anaa zerfällt in vier Bezirke und in jedem haben die Jesuiten eine Kirche (Arbousset 298). Doch halten sie noch lebhaft an der protestantischen Lehre fest und sind eifrige Christen, wenn auch vielfach ihr Christenthum noch äußerlich ist (Arb. 303; 700). Von Interesse dürfte es sein, zu sehen, wie die Katholiken sich in Anaa eingeführt haben: und so wollen wir einen Hirtenbrief des katholischen Priesters Nikolas, der am 28. Juli 1861 an die Anaaner geschrieben ist, aus Arboussets Buch (358 f.) hier einrücken. Nikolas, welcher thut, als ob die Anaaner Katholiken wären, was gar nicht der Fall war, schreibt: „Die Protestanten haben euch verlassen, weil eure Insel ihnen zu schlecht war; sie haben sich Joh. 10, 12 wie schlechte Hirten benommen; ihr habt sie mit Recht verlassen. Sie sind Zöllner und Heiden, weil sie sich nicht zur Kirche halten Math. 28, 20; 17; mit Recht habt ihr sie verlassen. Wo die Protestanten waren, dahin sind die Mormonen gekommen. Trunk und Unzucht haben nicht aufgehört. Alles das ist beendet auf dem katholischen Mangareva. Da lebt man wie eine Familie. Niemand darf das Wort Gottes verbreiten, der nicht von Gott gesandt ist, wie Aaron (Hebr. 5, 4). Christus ist das Opfer worden nicht aus eigener Macht, sondern weil ihn der Vater gesandt hat. Wer bloß

von Menschen gewählt und bestätigt ist, der ist kein Priester. Er wird verdammt nicht weil er gelehrt hat, aber weil er gepredigt hat, wie Hosias 2 Chron. 26, 18." Mit diesem Hirtenbrief an die Neubekehrten, welche vor kaum 50 Jahren noch Wilde waren, einem Muster wie von Lüge und Bosheit so von schändlichster Rücksichtslosigkeit gegen die an die er geschrieben, stimmt es gut zusammen, daß die Protestanten aus dem französischen Gebiet verbannt sind und also diese Inseln, wo sie seit 1817 gelehrt haben, um 1852 verlassen mußten. Mormonen sind allerdings nach Anaa gekommen (Arbousset 291), aber ohne Einfluß geblieben. Wie Mangareva, welches Wilson 1797 entdeckte, katholisch wurde, ist schon erzählt, so wie wir auch schon sahen, wie grauenvoll oberflächlich die Bekehrung geschah — gewiß nur, um sich hier festzusetzen und aus Haß gegen den Protestantismus. Nach Montravel bei D'Urville b 3, 445 half zur Bekehrung viel ein unterirdischer vulkanischer Donner, den man als Zeichen der Ueberwältigung der heidnischen Götter durch den Gott der Christen deutete. Ende Dezember 1834 (annales 48, 33; Lutter. 108) verstanden die Missionäre die Sprache noch nicht und schon am 16. April 1835 hörte das Heidenthum auf, nur ein Häuptling widersetzte sich (Lesson Mang. 159 f.) und Du Petit Thouars traf sie schon als ein „durch und durch gebildetes Volk" (2, 225). D'Urville und die Seinen sprechen von großen Fortschritten in materieller und technischer Beziehung (b 3, 156, 203; 363 f. 426), von großer Ehrlichkeit und Keuschheit — und allerdings waren sie vor der Ankunft der Katholiken noch nicht mit Weißen in naher Berührung gewesen und daher unverderbt (Desgraz eb. 376; vergl. indeß Marescot eb. 430). Freilich herrschten neben allen diesen Tugenden die alten Tabus ruhig weiter nach Lesson (Mangar. 141 f.), der auch von Scheinheiligkeit der Eingeborenen und einem Spionirsystem der Missionäre (eb.) etwas verlauten läßt; ja selbst einzelne Begleiter D'Urvilles sprechen von einem Mechanismus des Betens bei den Neubekehrten (b, III 367) und erzählen, daß sie lateinische Gebete hätten lernen und hersagen müssen (eb. 381). Doch trug dies alles die herrlichsten Früchte: denn 10 Jahre später, 1852, berichtet der Missionär Henry, daß „der Katechismus die große und fast einzige Angelegenheit ist, mit der sich das Volk beschäftigt" (nouv. ann. des voy. 1852, 3, 354). Uebrigens ist der Handel bei den Mangarevern sowohl wie auch bei den Anaanern wirklich bedeutend; seine Haupt-

artikel sind Perlenmuscheln und Kokosöl (Arbousset 286 f.). Auch haben beide Gruppen fortwährend den genauesten Verkehr mit Tahiti, was ihre Bildung sehr fördert (eb. 286 f.) Die Anaaner sind gesunder als die Tahitier (306); ihre Zahl beträgt (und diese Schätzung mag richtig sein) etwa 1300, von denen 180 katholisch sind; ebenfalls katholisch ist ganz Mangareva (1500 Einwohner), zum Theil Rotoava und Tetamanu; die übrigen Inseln sind protestantisch (Arb. 309; 312; 315). Es scheint im ganzen ein reges Leben in diesem Archipel zu herrschen: Bibellektüre ist verbreitet, der Handel blüht und 1852 haben auch die Bewohner der Gruppe einen stolzeren Namen gegeben, indem sie das Paumotu, „die unterworfenen Inseln" in Tuamotu, in „entfernte Inseln", umwandelten (Arb. 286—8). Allerdings lauten die Nachrichten von den katholischen Inseln etwas anders. Die Jesuiten hierselbst — berichtet Kératry, März 1870, in der französischen Kammer — wenden gegen die Eingeborenen die grausamsten Strafen an; ja sie treiben einen förmlichen Sklavenhandel mit ihnen, um Perlentaucher zu bekommen! (Glob. 17, 207; Aube 470). Einen besonderen Namen hat sich noch Pitkairn gemacht durch die Mischlingsbevölkerung, die aus den Meuterern der Bounty und Tahitierinnen bestehend, dort einen kleinen Staat gründeten und in der besten Ordnung lebten. Ausführlicher hat Meinicke ihre Geschichte behandelt (die Insel Pitkairn Progr. Prenzlau 1858), sowie Mörenhout (2, 280—322), Hood (238) und Andere. Waihu wurde zuerst von Roggeween (6. April 1722) entdeckt, welcher ganz ohne Grund auf die Eingeborenen schießen ließ (Behrens 81; 83). Er fand die Insel im blühendsten Zustand; aber keine hat wohl mehr von der ruchlosesten Bestialität christlicher Culturmenschen zu leiden gehabt, als Waihu mit seinem kleinen Haufen „Wilder", der doch den Europäern freundlich entgegenkam, der aber freilich so ferne wohnte, daß man sich dort Alles unbemerkt erlauben konnte. Der edle Chamisso wunderte sich über den erst unfreundlichen Empfang, den er und seine Reisebegleiter dort hatten (140 f.): dann aber erfuhr er Dinge — die auch uns wie ihm über das was man Cultur nennt, der Unkultur der „Wilden" gegenüber das Blut in die Wangen treiben werden: 1805 kam das Schiff Nancy aus Neu-London, welches auf Masafuera mit Robbenfang beschäftigt war, nach Waihu und raubte — mit blutiger Gewalt, denn die Einwohner kämpften tapfer — 12 Männer und

10 Weiber, von denen die ersteren aber, als sie nach drei Tagen auf hoher See ihrer Fesseln entledigt wurden, sofort über Bord sprangen, um sich durch Schwimmen zu retten; die Weiber, mit Gewalt zurückgehalten, wurden nach Masafuera gebracht und jener ruchlose Bube, der den Nancy befehligte, soll auch später noch Versuche gemacht haben, Menschen auf Waihu zu rauben (Adams bei Kotzebue a 1, 116). Später aber raubte das amerikanische Schiff Pindos so viel Mädchen auf der Insel, als es selber Männer hatte und schoß am anderen Morgen zum Zeitvertreib auf die Eingeborenen am Ufer (Stillwell als Augenzeuge bei Mörenhout 2, 278 f.). Und nicht genug: 1868 ist die Insel von peruanischen Menschenjägern, welche auch die tahitischen Inseln, die Markesas, ferner Pukapuka, Manahiki, die Tokelau, Niva und andere Eilande heimsuchten und auf Waihu ein Depot anlegten, noch ärger mißhandelt (Christ. work through the world for 1863 p. 461 bei Behm 74.)

Die hawaiischen Inseln haben gleichfalls ihre Bewohner über Tahiti erhalten. Die voreuropäische Geschichte des Sandwicharchipels ist hauptsächlich durch die strengere Gründung der königlichen Macht merkwürdig, welche hier geradezu absolut geworden ist. Sie bewegt sich übrigens in Streitigkeiten der einzelnen Inseln und Fürsten, wie die der übrigen Gruppen auch, nur daß die Hawaier von Anfang an thatkräftiger und kühner erscheinen: die Sage erzählt von weiten Seereisen, von Plänen gegen Tahiti (es gilt hier gleichviel, ob damit die bekannte Insel oder nur ein fernes Land gemeint ist) und von ähnlichen Dingen; auch Kämpfe mit der Göttin Pele werden öfters erwähnt, was also auf öftere und verheerende Ausbrüche des Vulkans und seines Feuersees hindeutet. Cook, der nach jenen vorübergehenden vielleicht spanischen Besuchen des 16. und 17. Jahrhunderts der erste Europäer der die Insel betrat und ihr eigentlicher Entdecker war, Cook fand drei Staaten vor, Hawaii und Maui, die beide unter einem Herrscher standen, da Kalaiopu, (Terriobu bei King in Cook's 3. Reise) der Herr von Hawaii die Königin-Wittwe von Maui geheirathet hatte und drittens Oahu, zu welcher Insel Kauai und Nihau gehörten. Kalaiopu war mit Oahu im Streit, allein in Oahu sowohl wie in Maui herrschten zugleich auch innere Streitigkeiten, deren Betrachtung uns zu weit führen würde: man mag sie bei Meinicke 176 f. nachlesen (vergl. Cook 3. R. 3,450). Durch Cook's Tod

sind die Insulaner in den Ruf der äußersten Wildheit gekommen, allein mit Unrecht, denn Cook war an seinem Tode selbst schuld. Einmal hatten seine Schiffe durch alles, was die Mannschaft verzehrt und gebraucht hatte, das Land fast ausgesogen (3. R. 3,315); dann hatten die Engländer theils aus Unkenntniß, theils aber auch aus Rücksichtslosigkeit eine Menge religiöser Satzungen und Tabus der Eingeborenen verletzt, die Behandlung der Weiber (vergl. auch Cook 3. R. 3,379) reizte die Männer und dazu kam Cooks leidenschaftliche Strenge bei der Bestrafung eines Diebstahls, für welchen er den König Kalaiopu und seine Söhne in Haft nehmen wollte und die unabsichtliche aber auch unvorsichtige Tödtung eines ganz unbetheiligten Fürsten. Hierdurch wurden die Hawaier aufgereizt; sie tödteten Cook erst, als sie ihn als menschliches Wesen erkannten: so lange sie ihn als Gott angesehen, hatten sie alle seine Unbilden ertragen. Waren ja doch auch die Schiffe schon abgesegelt und durch ungünstigen Wind gezwungen kehrten sie zu ihrem Unheil nach der Karakuabai zurück (vergl. King in Cooks 3. R. 3, 287—389; Jarves 96—123; den einheimisch-hawaiischen und Ledyards Bericht daselbst 112 f.).

Cook und seine Begleiter sahen 1778 auf Hawaii einen jungen Fürsten von etwa 16 Jahren, der sein Haar mit einer schmutzigen braunen Masse beschmiert und dadurch „das wildeste Gesicht, sagt King bei Cook 3. R. 3,307, das ich jemals gesehen, noch scheußlicher gemacht hatte." Dieser junge Fürst, der in den Kämpfen bei Cooks Tod verwundet (eb. 362) wurde und bei der Vertheilung von Cooks Leiche das besonders heilige Haar des großen Entdeckers erhielt (eb. 369), war der Neffe Kalaiopus (eb. 452); sein Name, der auch sonst im hawaiischen Fürstengeschlecht vorkommt (eb. 451), war Tamehameha.*) Er, ursprünglich nur Distriktshäuptling auf Hawaii, aber schon in früher Jugend durch kriegerische Talente ausgezeichnet, er ist es, auf dem die spätere Geschichte des Archipels beruht; schon 1780 hatte er Maui erobert und so kämpfte er mit verschiedenen

*) Haw. t läßt sich in der Aussprache oft nicht von k, welches nach Hale dem Haw. ganz fehlt, unterscheiden, wie auch unsere Kinder, wenn sie sprechen lernen, zunächst t für k setzen. Wir schreiben daher den Namen Tamehameha, obgleich bei den neuerern Schriftstellern die Schreibung Kamehameha gebräuchlich ist. Tamehameha ist aber die Schreibung der Fürsten selbst, welche den Namen führten, wenigstens Liholihos (Ellis 4, 446).

Pausen und verschiedenem Erfolg weiter, bis er gegen 1800 der Herr der Gruppe war; freilich noch nicht unbestrittener: aber die Erhebungen, welche noch gegen ihn erfolgten, waren bedeutungslos. (Meinicke 177 f. Jarves 125 ff. Turnbull 135 ff.). Die Kämpfe um die Oberherrschaft waren aber so heftig, daß Vankouver von allen den Fürsten, die er als Begleiter Cooks gesehen hatte, 12 Jahre später nur noch den einzigen Tamehameha am Leben fand (1,189). Durch diese seine Herrschaft ist die Bedeutung der hawaiischen Gruppe erst begründet; denn Tamehameha hat seinem Vaterland wesentlich die politisch hervorragende Stellung gegeben, die es später hatte; und durch ihn ist ein ganz unglaublicher Umschwung in das hawaiische Volk gekommen. Zwar stand dies von jeher hoch und höher wie z. B. die Tahitier (Olmstedt 312). Waren sie doch auch durch ihre Naturumgebung sehr viel stärker zur Arbeit genöthigt und gewöhnt (Turnbull 158). Schon 1787 setzten sie auf Eisen einen solchen Werth, daß sie ihre Häuser und Zäune einrissen, um gegen das Holz Eisen einzutauschen (Portlock und Dixon 108). Zu Marchands und Vankouvers Zeiten (1791 und 92, vergl. Broughton 1,62) wollten sie im Handel nur noch nützliche Sachen, namentlich aber Pulver und Flinten (Vank. 1, 138, 314) und wenn Tamehameha an dem Putz, den ihm Vankouver schenkte, die größte Freude hatte, so nahm er doch auch mit der größten Sorgfalt die geschenkten Hausthiere auf (eb. 1, 324, 326). Ueberhaupt wußte Tamehameha richtig zu unterscheiden. Gegen die Europäer benahm er sich sehr freundlich und half und förderte, wo er konnte; er zog für ihn nützliche Männer wie die Engländer Young, Davis, den Spanier Marin an sich, hielt sich aber die Ausreißer fern. Sein eigenes Volk förderte er, wo er konnte und erstaunlich rasch — kaum 20 Jahre nach Cook — hatte seine ganze Umgebung schon einen europäischen Anstrich (Vank. 1, 137; Turnbull 156 f.); er selber verstand sich aufs trefflichste auf europäische Waaren und er wußte diese und andere Kenntnisse unter seinem Volke zu verbreiten. Doch war er streng und namentlich gegen Alles, was einer Auflehnung glich, unerbittlich, ja er nahm, um jede Möglichkeit einer solchen zu vermeiden, die ihm untergebenen Häuptlinge auf allen Reisen mit sich (Turnbull 135. 154 f.). Auch eine Flotte schuf er: nachdem er 1792 von Vankouver sein erstes Schiff erhalten hatte, besaß er 1804 schon über 20 Schiffe (Turnbull

154); 1810 hatte er 40 Schooner und 1822, allerdings nach seinem Tod, besaß die hawaiische Flotte 10 Schiffe von mehr als 100 Tonnen und dabei noch mehrere Schooner und Schaluppen (Bennett a 1, 235). Später freilich hat sich diese Marine eher vermindert als vermehrt, ja nach de la Salle (2, 245) sehr bedeutend vermindert. Auch eine tüchtige Landmacht bildete er: schon 1796 besaß er eine große Menge Flinten und Munition (Broughton 1,60), um 1804 600 Musketen, über 60 schwere Geschütze und 7000 Mann Landsoldaten (Lisiansky 133). Sein Heer richtete er ganz europäisch ein (Turnbull 154); er selbst gab das Beispiel des Ackerbaues, er ließ viele öffentliche Arbeiten machen (Straßen, Fischteiche u. s. w.), er führte nach der Erfahrung, die seine Schiffe in China gemacht hatten, Hafengelder ein, er gab zweckmäßige Gesetze gegen Mord, Diebstahl, Bedrückung u. s. w. und namentlich gegen Bedrückung konnten gesetzliche Bestimmungen nichts schaden, denn er selber betrachtete sich als einzigen Herrn des ganzen eroberten Landes und verlangte viele Kriegsdienste und Abgaben von seinen Großen, wie auch diese sehr willkürlich mit ihren Untergebenen verfuhren. Die wichtigsten Handelszweige monopolisirte er, wie z. B. den Santelholzhandel nach China, der aber durch unvernünftige Ausnutzung der Wälder, die rasch zu deren gänzlicher Erschöpfung führte, bald wieder aufhörte. Tamehameha aber erließ Gesetze zur Schonung des Nachwuchses (Jarves 182). Auch nahm er, was von Schätzen im Lande war, für sich, so daß er oder eigentlich der Staatsschatz sehr reich wurde. Denn für seine eigene Person war er sehr anspruchslos: war er mit den Seinen, so lebte er nach der altheimischen Lebensart, obwohl er europäische Moden eingeführt hatte und sehr wohl europäisch zu verkehren und sich zu benehmen wußte (Meinicke 184 f.). Auch in seiner Politik zeigte er große Klugheit, so daß häufig die Fremden, ohne daß sie es merkten nur für seine Zwecke arbeiteten. Die Abtretung des Archipels an die Krone England am 25. Februar 1794, welche England aber nicht annahm, geschah aus ähnlicher Gesinnung: Tamehameha hoffte, wie er bei den Verhandlungen (Vank. 2, 160; 177) offen aussprach, Schutz vom König von England nicht nur gegen die Europäer auf seiner Insel, welche die Eingebornen im Handel oft betrogen, namentlich mit schlechten Flinten, wodurch sich die Betrogenen oft arg beschädigten (eb. 160), sondern auch gegen seine einheimischen Feinde,

die Fürsten und Großen der anderen Inseln (Jarves 158 f.). Auch gegen Tahiti zu ziehen, um die Insel zu erobern, machte er den Plan (eb. 167), da Hawaii und Tahiti in mannigfacher Beziehung standen (Turnbull 158); später hatte er die Absicht, sein Haus mit dem königlichen Haus von Tahiti durch eine Doppelheirath zu verknüpfen (Jarves 186). Wie gut er sich in europäische Verhältnisse zu finden wußte, geht aus folgendem Zug hervor, dem Aehnliches auch von anderen Schriftstellern erwähnt wird: er wollte ein amerikanisches Schiff besuchen, ward aber von der Schildwache, die ihn nicht kannte, zurückgewiesen. Nachdem er sich genannt hatte, gemeldet und dann eingelassen war, lobte er die treffliche Disciplin des Schiffes, die würdige Haltung der Schildwache (Jarves 178). Und so fand er sich in schwierigeren Verhältnissen zurecht. 1815 hatte ein russischer Agent nach allerhand Freveln auf eigene Faust, wahrscheinlich nur um sich zu bereichern, die Inseln für Rußland in Besitz genommen und einen Fürsten gegen Tamehameha unter Versprechung russisches Schutzes aufgewiegelt. Dennoch nahm der König Kotzebue und seine Begleiter, welche gleichfalls von Rußland gesendet 1816 ankamen, freundlich auf und schenkte ihrer Desavouirung des Frevlers vollen Glauben (Cham. 146; ges. Werke 1, 209. 337; Jarves 188 f.; Kotzebue 2, 113 f.). Auch in der Wahl seiner nächsten Umgebung bewies er denselben Geist: seine Lieblingsgemahlin Kahumanu war eine bedeutende Frau und noch bedeutender sein erster Minister Kareimoku, den die Engländer William Pitt nannten (Cham. 147).

Schon aus diesen wenigen Zügen geht hervor, wie groß und bedeutend dieser Mann war, der als Barbar und unter Kannibalen geboren als civilisirter Mann, als Fürst eines geordneten Reiches, das in der politischen Welt seine Stellung hatte, 66 Jahr alt am 8. Mai 1819 starb. Meist hatte er zu Honolulu auf Oahu, in seinen letzten Lebensjahren aber zu Hawaii gelebt (Jarves 182. 188). Bei seinen Unterthanen war er sehr beliebt und noch jetzt ist er der große Nationalheld und seine Geschichte der Stolz, die Freude der Hawaier (Jarves 188 f.). Die Europäer, welche mit ihm in Berührung kamen, liebten und verehrten ihn sehr. Von Vankouver gar nicht zu reden, so vergleicht ihn Turnbull, dessen Urtheil über die Polynesier keineswegs ein von vornherein günstiges ist, mit Philipp von Macedonien (155), Jarves nennt ihn den Napoleon der Südsee

und Chamisso war stolz darauf, daß ihm außer Lafayette und Sir Joseph Banks auch Tamehameha die Hand gedrückt hatte (ges. W. 1, 208). Tamehameha war nicht bloß durch seine Verstandeskräfte groß: größer war er noch durch seine moralische Kraft sowie durch die Macht und Reinheit seines Willens. Das zeigte sich schon in seinem Aeußeren: ihn, der nach King ein so äußerst abschreckendes, wildes Gesicht hatte, dessen sich Vankouver nicht anders erinnerte, fand der letztere ganz umgewandelt, er war „heiter offen und gefühlvoll" geworden, ohne doch jenen gewaltigen Ernst verloren zu haben; er konnte, wenn er ihn brauchte, auch diesen zeigen (Vank. 1, 322; 327). Er konnte fließend englisch sprechen; schreiben konnte er nicht. Er liebte geistige Getränke, wie er denn auch Rum aus Zuckerrohr bereiten ließ (Turnbull 157—8): aber nie ließ er sich von diesem Wohlgefallen zur Leidenschaft hinreißen (Jarves 188) und noch kurz vor seinem Tode ermahnte er seinen Sohn, sich der Spirituosa zu enthalten (Tyermann und Bennet 1, 444).

Und dennoch blieb dieser so höchst ausgezeichnete und merkwürdige Mann bei aller seiner Menschenkenntniß, bei aller geschickten Ausnutzung der Europäer und ihrer Fähigkeiten, seinem alten Heidenthume treu: er strafte die Uebertretungen der Tabus (Jarves 187); er empfahl ihre Schonung seinem Sohne und Erben und wenn er auch die Menschenopfer beschränkte (Arago 2, 133), so schaffte er sie doch keineswegs ab (Jarves 188). Man hat behauptet, er habe dies aus politischen Gründen gethan, ohne selbst noch an das Heidenthum zu glauben; allein zu Kotzebue (2, 19) sprach er die denkwürdigen Worte: „Dies sind unsere Götter, die ich anbete. Ob ich Recht oder Unrecht daran thue, weiß ich nicht; aber ich folge meinem Glauben, der nicht böse sein kann, da er mir befiehlt, nie Unrecht zu thun." Allerdings hatte er auch keine rechte Gelegenheit, das Christenthum kennen zu lernen, da keine Missionäre zu ihm kamen. Allein der Einfluß der vielen Fremden hatte sich schon lange geltend gemacht; man achtete nicht mehr auf die alte Religion, deren Satzungen und Strafdrohungen sich als ganz haltlos bewiesen und schon zur letzten Zeit Tamehameha's glaubte das Volk eigentlich gar nichts und so entschloß man sich leicht dazu, zunächst das Heidenthum zu zerstören, dann aber auch die christliche Religion anzunehmen. Zunächst nur rein äußerlich: denn der Abbé Quelen, der als Freycinets Reisebegleiter im August

1819 ankam, taufte allerdings Kalaimoku und seinen Bruder Boki, der Statthalter zu Oahu war, aber auf die bekannte katholische Art, bei welcher sie ganz und gar Heiden blieben (Mich. 397 f. Jarves 192). Doch zerstörte man alle Tempel und Bilder, ja Kalaimoku und die Königin Kahumanu, welche als Mitregentin von Tamehameha eingesetzt war, bewogen auch den neuen König Liholiho (Tamehameha II.) der weit weniger begabt war als sein Vater, sich für das Christenthum zu erklären. Darauf erhob sich ein anderer Kronprätendent, indem er für das Heidenthum eintrat, aber umsonst, er wurde bei Kuamoo geschlagen und getödtet (Meinicke 179 f. Jarves 199), mit welcher Schlacht zugleich das Heidenthum und das Widerstreben gegen das Haus Tamehamehas aufhörte.

Liholiho hatte sich vom Heidenthum losgesagt, um die Macht der Priester zu brechen und seinen Weibern größere Freiheit zu verschaffen (Hopkins 85). Allein nun lebte er sowohl wie sein Volk ganz ohne alle Religion (Ellis 4, 30; 126). So war also die Lage der Dinge für die amerikanischen Missionäre, welche 1820 nach dem Archipel kamen, eine äußerlich sehr günstige: indeß war trotz der officiellen Abschaffung des Heidenthums die Geneigtheit für das Christenthum anfangs nicht groß, und das Volk, dessen damaligen Zustand Tyermann und Bennet (1, 374 ff.) schildern, äußerte mehrfach, sie würden nur dann Christen werden, wenn ihre Könige es wollten (eb. 483). Es war sehr verderbt durch die ewigen Kriege und durch den meist schlechten Einfluß der Weißen. Die Prostitution herrschte auf eine schreckenerregende Art (Cham. ges. W. 1, 217; 211), ebenso die Trunksucht (Cheever 69), die Habgier (Cham. eb. 218). Wollten nun die Missionäre wirken, so mußten sie diese Laster zunächst bekämpfen, womit sie auch Erfolg hatten; denn nach Stewarts (394) zuverlässigen Schilderungen, — er, der 1823-25 und dann wieder 1829 den Archipel besuchte, war ein Mann von durchaus reinen Motiven — wurden gar bald Schulen eingerichtet, der Sonntag heilig gehalten, Trunk, Ausschweifungen galten als Laster, Tanz und Spiel wurde abgeschafft. Das war wichtig, wenn auch vieles hiervon wohl nur aus Furcht vor dem höllischen Feuer geschah, das auf die Eingebornen einen gewaltigen Eindruck machte (vergl. Basl. Miss. Mag. 1839). Ueberallhin breitete sich die Mission aus, welche in Ellis, Tyermann und Bennett seit 1822, sowie ferner an Anderen, namentlich aber an

Bingham, der schon 1820 gekommen war, bedeutende Stützen hatte; überall wurden Stationen gegründet, überall die letzten Reste des Heidenthums vertilgt und schon 1824 war das Christenthum fast auf der ganzen Gruppe ausgebreitet. In diesem Jahre starb Liholiho, der nach Unterdrückung mehrerer Aufstände (Jarves 207 f.) nach England gegangen war, kinderlos zu London an den Masern und sein jüngerer Bruder Kauikeauli (1813 geboren) folgte als Tamehameha III. unter Vormundschaft der Kahumana und des Kaleimoku nach, der bis 1854 regierte. Verschiedene Aufstände gegen ihn wurden rasch niedergeschlagen (Meinicke 195). Dagegen erhob sich jetzt ein anderer Sturm gegen den emporblühenden Staat. Schon lange waren die Europäer, welche auf den Inseln verweilten, mit dem Erfolg und der Thätigkeit der Missionäre, durch die sie sich selber vielfach in ihrem Treiben behindert sahen, unzufrieden. Sie erzählten die übertriebensten und unwahrsten Dinge den ankommenden Schiffskapitänen und diese, so bestochen oder auch aus eigenem Uebelwollen, berichteten auf das Allerschlimmste in Europa. So waren es, ganz abgesehen von Kotzebue, auf dessen neue Reise wir keine Rücksicht nehmen, besonders Byron und Beechey, ferner auch Meyen, der auf dem preußischen Schiff Louise 1831 in Hawaii war, welche erzählten, die Missionäre mischten sich viel zu viel in weltliche Dinge und die Politik, sie erzögen nicht zur Arbeit, sondern nur zum frommen Müßiggang und finsterer Uebertreibung, sie verlangten ein unsinniges Maaß des Kirchenbesuches — 5maligen täglich behauptet Byron (Bl. 146; 111) — und dergl. mehr, ja Beechey (412 f.) behauptet geradezu, daß sich wenige Jahre nach ihrer Ankunft das Volk allgemein gegen sie aufgelehnt hätte. Dies Alles aber ist theils übertrieben theils unwahr. Der Behauptung, die Missionäre, namentlich Bingham, trieben zu viel Politik, widerspricht nicht nur der Missionär Stewart, — Ruschenberger (2, 339 f.) behauptet zwar, seine Nachrichten seien mehr aus der Phantasie genommen als der Wirklichkeit entsprechend, allein er irrt, wie er ja selbst zugesteht, daß Stewart nicht absichtlich täusche — sondern auch Wilkes, der Führer der wissenschaftlichen Expedition, welche 1840 von Amerika aus den Ocean durchforschte, aufs entschiedenste; (4, 8); nicht fünfmal täglich, sondern viermal wöchentlich war der Kirchenbesuch verlangt (Stew. 324). Und von einem Aufstand gegen die Missionäre kann gar nicht die Rede sein; vielmehr brach man

immer schärfer mit dem Heidenthum, wie denn eine Fürstin 1825 bei einem Besuch des Kilauea sogar alle Ceremonien, die man der Pele schuldig war, furchtlos unterließ, wie sich Sekten erhoben, welche Jehovah, Christus und eine frühere Prophetin, Hapu, der sie einen Tempel errichteten und mit deren Gebeinen sie umherzogen, als Götter verkündeten. Sektirerei beweist immer für lebhaftes religiöses Leben, und dazu kam, daß die Missionäre diese Bewegung sofort zur Ruhe brachten (Jarves 239-40). Allein die Missionäre hatten die Prostitution verboten: und dies Gesetz versuchten mehrere englische und amerikanische Schiffskapitäne gewaltsam zu brechen. Sie vergaßen sich so weit, daß mehreremals die Missionäre durch sie in die äußerste Lebensgefahr geriethen. So der Amerikaner Percival und viele andere, von denen man einige Namen bei Jarves (241 f.) findet. Daß sie nun dies Volk, welches erst eben der tiefsten Versunkenheit entrissen war, wieder in dieselbe leicht hineinstoßen konnten; daß sie durch ihre Uebermacht und ihre Waffen die Häuptlinge zwangen, Befehle nach ihren Gelüsten zu geben, das ist nicht wunderbar: daß sie aber das Urtheil solcher Männer wie Beechey und Byron, ja daß sie ganz Europa beinahe mit ihren Lügen bestricken konnten, das ist eine traurige und keineswegs für unsere Cultur ehrenvolle Thatsache. Jarves setzt sehr gut (243 ff.) die Gründe auseinander, weshalb alle Fremden gegen die Missionäre Partei ergriffen: die letzteren hatten thatsächlich alle politische Macht, aber nur dadurch, weil die Fürsten sie bei jeder Gelegenheit um Rath fragten, weil sie wußten, bei ihnen stets selbstlosen, klugen und guten Rath zu finden. Deshalb setzte man die abscheulichsten Lügen gegen sie in Umlauf, so daß die Missionäre selber auf eine Untersuchung drangen, auch eine Versammlung zu diesem Behufe zu Stande kam, die aber ihre Unschuld glänzend darthat. Dazu kam aber noch der Nationalhaß zwischen Engländern und Amerikanern: der englische Consul Charlton gab sich schon deshalb die größte Mühe, die Missionäre zu vertreiben, weil sie Amerikaner waren (Jarves 247). So sehen wir denn hier dasselbe, was wir in Tahiti sahen, worauf aber, wenn wir ein gerechtes, wissenschaftlich begründetes und dadurch auch wissenschaftlich werthvolles Urtheil uns bilden wollen, immer wieder hinzuweisen ist: die Eingeborenen erfaßten mit Begier und Geschick das Neue, sie hoben sich aus der Barbarei mächtig empor: daß sie nicht zum Ziel kommen, daran ist nicht ihre Schlechtigkeit

oder Willensschlaffheit, nicht die Schwäche ihrer Organisation schuld: schuld ist daran die Halbheit unserer eigenen Cultur, die Verruchtheit der meisten Träger derselben.

Und die sollte sich bald erst recht deutlich zeigen: denn in demselben Jahr, in welchem die Inseln durch den Tod Kaleimokus einen schweren Verlust erlitten, 1827 kamen nun auch katholische Missionäre hierher. Sie hatte lange auf sich warten lassen, diese Mission, welche schon Freycinets Schiffsprediger versprochen hatte (Mich. 397 f.): jetzt aber, nachdem hier der Protestantismus das Feld urbar gemacht hatte, jetzt kamen die frommen Väter auch hierher, höchst erwünscht dem englischen Consul und den meisten Europäern, die nun ein Gegengewicht gegen die protestantische Mission, ihre Sittenstrenge und ihre Nationalität zu finden hofften. Auch Boki stand gegen die Protestanten: denn Kahumana, eng mit diesen verbündet, suchte dem Bruder Kaleimokus alle Macht zu rauben. Boki ward unterstützt durch die Europäer und da sich zu ihm, der laxere Sitten einführte, auch der junge König schlug, so hatte er eine Zeit lang großen Einfluß. Doch 1829 unternahm er einen Zug nach den neuen Hebriden, um Santelholz zu erbeuten und kehrte von diesem Zuge nicht wieder.

Damit war auch die katholische Mission fürs erste zu Ende. Denn den Herren Bachelot und Short, welche von Leo XII. geschickt und von Boki gehalten waren, wurde nun der Aufenthalt auf der Insel verweigert, sie mußten trotz ihrer nicht eben immer ehrenhaften Versuche zu bleiben (Lutteroth 139) gehen und die strengen Bestimmungen der Mission traten wieder in Kraft. Meinicke nun (200) tadelt hierbei die protestantischen Missionäre, daß sie sich zu sehr auf die weltliche Macht gestützt, in weltliche Dinge gemischt hätten. Allein wir können in diesen Vorwurf nicht einstimmen. Was sollten denn die Missionäre anders thun, wo die Lebenskreise noch so ganz ungetrennt neben- und ineinander lagen, wo sie selbst so fortwährend, am meisten von ihren eigenen Landsleuten angefeindet eines äußeren Schutzes bedurften? Man mag beklagen, daß es so war und wir beklagen es auf das lebhafteste: allein die Missionäre konnten kaum anders handeln, als sie handelten. Jedenfalls benutzten sie ihren Einfluß zur Förderung der Eingeborenen: denn die bürgerlichen Gesetze, welche seit 1825 unter dem Einfluß von Lord Byron vorbereitet, seit 1827 berathen waren, wurden 1829 aufs Neue eingeschärft

(Stewart a im Basler Miss. Mag. 119 f.); es waren dies hauptsächlich Gesetze gegen Mord, Diebstahl, Ausschweifungen, Ehebruch, Trunkenheit und Verkauf geistiger Getränke, gegen Spiel und Verletzung der Sonntagsfeier, an deren Aufstellung Kahumana besonderen Antheil hatte (Stewart 334). Diese Gesetze thaten aber gute Wirkung (de la Salle 2, 352), wenn sie ja freilich fürs erste mehr prohibitiv als wirklich das Volk verbessernd wirkten. Und so hat de la Salle trotz aller Einseitigkeit und Absichtlichkeit seines Urtheiles recht, wenn er sagt (21, 94), daß das Christenthum ein äußerliches, nur durch Strafgesetze aufrecht erhaltenes sei. Die Missionäre läugneten das auch selbst nicht (Jarves 273): aber konnte es denn nach dem Laufe menschlicher Dinge anders sein? Darf man von diesen Völkern und ihren Erziehern Dinge erwarten, die gegen alle und jede Möglichkeit menschlicher Entwickelung sind? Am allerwenigsten aber haben die ein Recht, solche strenge Forderungen zu machen, welche selbst die Entwickelung, wo und wie sie konnten, hinderten. — Auch die wenigen katholischen Proselyten wurden damals von den protestantischen Fürsten verfolgt und bestraft; doch hat man ihre Leiden später geflissentlich übertrieben (Jarves 268), wie dies z. B. Michelis (405-9) thut.

Allein 1832 starb Kahumana und dadurch ward der König selbständig; da er nun ein genußsüchtiger Mensch war, so hob er jetzt das Gesetz von 1829 wieder auf und nun zeigte sich, wie rasch das Volk sich wieder zum Schlechten wenden ließ: denn eine allgemeine Sittenlosigkeit breitete sich, kräftigst unterstützt von den meisten Europäern — Meyen nennt den Zustand „ein milderes Regiment" (175) — rasch über die Insel aus (Jarves 272 f.). Um so rastloser arbeiteten die Missionäre, welche sich nun ganz auf die Thätigkeit unter den Eingeborenen und ihre eigene Kraft beschränkten und dies geschah nicht ohne Erfolg: um 1836 wuchs ihre Gemeinde auf 10000 Seelen und um dieselbe Zeit wandte sich auch Tamehameha III. ihnen wieder zu, nachdem die Fürsten sich schon länger im Gegensatz zu ihm wieder an die Missionäre und ihre Lehren angeschlossen hatten, deren Heilsamkeit sie gerade durch die Zeit erkannten, wo sie fehlten. So konnten denn auch die katholischen Geistlichen, welche 1837, diesmal von Gregor XVI. gesendet (es waren aber dieselben, welche 1831 verbannt waren), verkleidet (Lutteroth 140) wiederkamen, abermals keinen

festen Fuß fassen, sondern wurden auch diesmal aber auf durchaus gesetzliche Weise vertrieben, da sie durchaus nicht freiwillig sich den Gesetzen fügend gehen wollten (Lutter. eb.). Uebrigens waren Du Petit Thouars und Belcher, welche der eine den Franzosen, der andere den Engländer als Landsmann schützten, durch die hawaiische Regierung völlig befriedigt und ersterer schloß sogar einen Frieden- und Freundschaftsvertrag zwischen Frankreich und Hawaii ab (Lutter. 142 f.; Jarves 285 f.), wie dies schon zuvor Amerika (Jarves 355 f.) und England (eb. 357 f.) gethan hatte. 1838 führte der König ein Gesetz ein, welches die Branntweineinfuhr verbot; 1839 eines, und zwar auf direkte Veranlassung der Missionäre, welches Religionsfreiheit auch den Katholiken gewährte (Jarves 290). Dies beweist der offizielle Brief, welchen Tamehameha am 28. Okt. 1839 als Antwort auf eine Anfrage von Seiten der Regierung der vereinigten Staaten schrieb, aufs schlagendste (Jarves append. 362 f.); und hiergegen verlieren die von Reynolds (418 ff.) angeführten Thatsachen alles Gewicht; alles aber, was von katholischer Seite gesagt ist, ist, wie Lutteroth gezeigt hat, so unzuverlässig und unwahr, daß man eben nichts glauben kann.

Alles schien also hier friedlich beigelegt, allein die Propaganda beruhigte sich nicht. 1838 reiste Caret nach Frankreich und 1839 erschien jener La Place, den wir schon von Tahiti her kennen, vor Honolulu, blockirte den Hafen und verlangte in einem Manifest, welches Jarves (295) mit Recht zusammengesetzt aus Irrthum und Perfidie nennt, Religionsfreiheit der Katholiken und Befreiung der Gefangenen — beides war schon vorher, auf Betrieb der Missionäre selbst, eingeführt — den Platz für eine Kirche und — 20,000 Dollars Unterpfand. Tamehameha, eingeschüchtert durch den gedrohten Krieg und die Kanonen der Artemise, bewilligte Alles, auch den Vertrag zwischen Frankreich und Hawaii, welchen ihm La Place am 17. Juli vorlegte und welcher freie Einfuhr des Branntweins gestattete! Er ist abgedruckt bei Jarves app. 364 f. Die Kaufleute auf Hawaii, namentlich ein gewisser Dudoit, hatten diesen Vertrag dringend gewünscht; und während sie Belcher abgewiesen hatte (Jarves 300; Olmstedt 194) gieng La Place, der Vertreter Frankreichs, darauf ein. Wohl hatte er recht, in der Unterredung mit Tamehameha zu sagen: „die Civilisation zehrt die Wilden auf" (Jarves 301) — die Civilisation,

die er brachte und der auch diese seine Aeußerung angehört, that das freilich. Selbst die, welche am leidenschaftlichsten die „Vortheile Gottes und Frankreichs", um mit dem Pater Caret zu sprechen (Lutter. 197), zu fördern gesonnen waren, Reybaud (eb. 173), Michelis werden hieran irre. Dudoit befrachtete nun ein Schiff mit Spirituosen und dasselbe Schiff, welches den ersten Branntwein brachte, brachte auch den Bischoff von Nicopolis d. i. den Bischoff des östlichen Polynesiens, Maigret, und zwei andere katholische Geistliche nach Hawaii (Jarves 302). Dieser Maigret war es nun, welcher 1842 neuen Streit hervorrief: Capitän Mallet verlangte Vergünstigungen für die Katholiken in Schulsachen und Eheschließungen, sowie er auch nicht vergaß, nochmals die freie Einfuhr der Spirituosen einzuschärfen (abgedr. Lutterroth 182); allein die hawaiische Regierung wies ihn ebenso würdevoll als schlagend ab (eb. 184; Jarves 308 f.; Michelis 432).

Seit 1840 nun haben die Inseln eine Verfassung (Hill 407), welche Tamehameha III. aus freiem Antriebe gab. Auch hierin konnten die Missionäre die Frucht ihrer Arbeit sehen: denn was sie in Schule und Leben langsam gelehrt hatten, das trat hier an das Licht des Tages. Die Verfassung beruht auf dem Repräsentativsystem; sie gewährt allen Hawaiern Sicherheit der Person und des Eigenthums, Gleichheit vor dem Recht; sie setzt die Rechte des Königs, seines ersten Ministers der ihm untergebenen vier Gouverneure (der vier Hauptinseln) und der diesen untergeordneten Distrikthäuptlinge fest; ebenso die Rechte und Pflichten des unabhängigen Richterstandes, des gesetzgebenden Körpers, der Steuereinnahme (Steen Bill. 2, 243; Wilkes 4, 21; Jarves 316 ff.). Der erste Minister ist öfters eine Fürstin aus dem Regentenhause gewesen, wie Kahumana und Kinau (Jarves 272), welche beide sich der Stelle durchaus gewachsen zeigten. Die Besteuerung besteht in einem Dollar für jeden erwachsenen Mann, einem halben für jede Frau; 2 Dollar (oder entsprechende Arbeit) für die Schulen, $1^1/_2$ Dollar Wegsteuer, welche gleichfalls abgearbeitet werden kann (Hill 422). Außerdem stehen dem König noch von dem Volke 3 Tage Arbeit monatlich zu (Jarves 318; vergl. Simpson 2, 77 f.).

Durch den englischen Consul Charlton und seinen leidenschaftlichen Haß gegen die Missionäre (Jarves 298) wurde England angeregt, 1843 ein Kriegsschiff unter Lord Paullet nach Hawaii zu

senden, an welchen Tamehameha die Inseln für England abtrat; was jedoch von England nicht angenommen wurde (Bruns bei Lutteroth 188; Mich. 436). So ist der Archipel unabhängig geblieben; Frankreich hat ihn nicht besetzt, um nicht mit England und Amerika in ernste Verwickelungen zu kommen; vielmehr haben alle drei Staaten 1843 im November den hawaiischen Staat als unabhängig anerkannt (Hines 223: Virgin 1, 294). 1846 hat auch der König durch Hamelin die 20,000 Dollars, welche ihm La Place 1839 als Pfand abgezwungen hatte, zurückbekommen (Michelis 438), nachdem also die Arbeitskraft eines für Hawaii so bedeutenden Kapitals dem Lande sieben Jahre entzogen war. Indeß brachte der Branntwein Frankreich noch einmal zu einer Invasion, denn 1847 erregte der französische Consul Dillon neue Streitigkeiten und Tromelin erschien 1849 vor Honolulu, mit einem Ultimatum: wenn nicht La Places Vertrag von 1839, an dem gar nicht gerüttelt war, wieder in volle Geltung träte, so würde er nach drei Tagen Krieg anfangen! Der einzige Franzose auf der Insel war Kaufmann und Gastwirth. Die Regierung aber schlug diese Forderungen ab, worauf er die Forts demolirte, die Magazine erbrach, den Inhalt in die See warf und alle Schiffe wegnahm. Von hawaiischer Seite verhielt man sich ganz ruhig; England und Amerika protestirten (Cheever 88 f.; Virgin 1, 294 f.). Unter Tamehamhea III. gieng das Gesetz durch, daß der Grundbesitz nicht mehr Privilegium der Häuptlinge sein sollte; was ebenso wichtig für das niedere Volk als für die Fremden war (Virgin 1, 302; Cheever 296). Der König gerieth übrigens immer mehr und mehr in Abhängigkeit von seinen Ministern, zu denen sich Ausländer aufgeschwungen hatten; den meisten Einfluß hatte der Nordamerikaner Judd, welcher früher der Mission angehört hatte (Hines 225 f.). Sie benutzten aber diesen ihren Einfluß gut und wirklich zum Interesse des Landes und hatten jedenfalls mehr politische Einsicht, als dies die Eingeborenen, trotz ihres Eingewöhnens in europäisches Leben haben konnten: und namentlich Judd war ein Segen des Landes. — Tamehameha III. starb am 15. Dez. 1854, ihm folgte Tamehameha IV., sein Adoptivsohn und Sohn der Kinau (Häole 39), nach dessen Tod 1863 Tamehameha V., der 1830 geboren ist, auf den Thron kam. Neue wichtige Ereignisse sind weiter nicht vorgekommen, außer daß mormonische Einflüsse sich auch hier geltend gemacht haben (Basler Miss.

Mag. 1855, 3, 56; Remy LII) und daß nach Bechtinger (125) jetzt auch episkopale Missionäre dort wirksam sein sollen, welchen der König und viele Häuptlinge zugefallen seien.

Wichtig ist es nun noch für uns, die Fortschritte, welche das hawaiische Volk gemacht hat, uns vorzuführen. Auch hier gehen die Urtheile sehr auseinander. Während Du Petit Thouars (1, 394) behauptet, der Ackerbau gehe zurück, weil die Missionäre zu viel Zeit für sich in Anspruch nähmen, dem Michelewa y Rojas (61 f.) beistimmt und meint, durch die Protestanten (deren Verdienste und Förderungen er im Widerspruch gegen seine eigene Behauptung p. 111 rühmt) seien die Zustände auf Hawaii nur verschlimmert worden; während La Place b V, 450 sagt, daß der Ackerbau im traurigsten Zustand ja fast gar nicht vorhanden sei — und doch genügte in früheren Zeiten ein Stück von 6 engl. Quadratmeilen mit Taro bepflanzt für den Unterhalt sämmtlicher Inseln (Simpson 2, 123 nach Haw. spect.): so sind nach anderen Berichterstattern, namentlich nach Wilkes (3, 389; vergl. 4, 96; Byron Bl. 121) die Fortschritte so bedeutend, daß man kaum noch in Polynesien zu sein glaubt. Zunächst im Ackerbau: allerdings wird der Pflug nur hier und da angewendet und ist in dem gleichwohl sehr gut angebauten Hawaii an vielen Orten gar nicht brauchbar (Wilkes 4, 67; 91); auch war das fruchtbare Oahu nur zum kleinen Theil bebaut (Bennett a 1, 204): aber doch hat man gerade auf der letzteren Insel, wo man viel Taro baut (Perry 2, 130), z. Th. künstliche Bewässerung in steinernen Kanälen (Byron Bl. 107), der Werth des Grundeigenthumes steigt bedeutend und der Landbau, dessen Erzeugnisse hautsächlich in Zucker, Kaffee, Indigo, Pfeilwurzel, Seide, Baumwolle, in einer Menge von Früchten und Gemüsen besteht (Simpson 2, 124 ff.; Hines 239; Walpole 2, 236 f.) versorgt bei der rüstigen Arbeitsliebe der Bewohner, welche eifrig nach Geldgewinn streben, den Markt zu Honolulu sehr reichlich (Simps. 2, 53). Zu seinem Aufblühen trug wesentlich die feste Regelung der Abgaben bei (Hill 422), welche nach de la Salle (2, 268 f.) zuerst von Vaillant, dem Commandeur des französischen Schiffes Bonite (1836) gerathen sein soll. Noch wichtiger aber für das Gedeihen des Landbaus war die Bestimmung, daß die Lehen, welche früher ganz willkürlich geschahen und so sehr nur zum Vortheil des Lehnsherrn, daß die Landbauer Belehnung von mehreren Herren zu erlangen suchten, um nur nicht

ganz ausgeplündert zu werden, daß die Lehen später durch gesetzliche Bestimmungen nicht mehr zurückgezogen werden konnten (Wilkes 4, 35 f.; Häole 319) — eine Vorbereitung zu jener Bestimmung von 1850, nach welcher sie auch als Eigenthum ans Volk übergehen konnten. Auch Salz, wie schon in heidnischer Zeit, gewinnt man vielfach, namentlich auf Oahu (Bennett a 1, 400). Die Viehzucht ist nicht unbedeutend, auf Oahu z. B. blüht sie sehr, während auf Hawaii Meuten verwilderter Hunde die Schafzucht und neuerdings auch die Rinderzucht hindern: sie sollen jetzt sogar für Menschen gefährlich sein (Perry 2, 133; Virg. 1, 303; Bechtinger 22).

Wilkes (3, 390) fand alle europäischen Handwerke vertreten, wozu die Missionäre (Ruschenberger 2, 339 f.) gleichfalls den Grund gelegt haben. Die höheren Stände tragen europäische Kleider, die Frauen des wohlhabenderen Mittelstandes lange am Hals gefältelte bis zu den Füßen herab fallende Blousen, ohne Gürtel, meist bunt, die armen noch heute ihre alte Tracht oder gehen zu Hause wohl auch ganz nackend (Bechtinger 107), wie denn überhaupt Fuß- und Kopfbekleidungen selten sind (Virgin 1, 251 f.; Perry 2, 127; Bechtinger 107). Natürlich mußten auch hier manche Zwischenstufen überschritten werden, von deren Halbheiten die Reisenden oft berichten: auch hat sich unter den Männern noch keine feste Tracht gebildet (Perry 2, 126; Virg. 1, 246). Uebrigens ahmten die Begleiter Liholihos in England und dieser selbst die Sitten und das Betragen der Engländer ja des höchsten Adels ohne irgend welche Ungeschicklichkeit nach und die Zurückkehrenden führten manches auch in Hawaii ein (Byron Bl. 99 f.; Stewart 136) und auch Virgin und Andere rühmen das feine und geschickte Benehmen des Königs und der Vornehmen (1, 256). Geschickte Reiter sind sie alle, auch die Frauen, nur daß diese rittlings zu Pferde sitzen wie die Männer (eb. 255; Becht. 10). Europäische Kleidung ist hier verbreiteter wie zu Tahiti (Bennett a 1, 210); doch trotz diesen Fortschritten, über welche Thouars (1, 385) ungünstiger urtheilt, lieben es die Fürsten bisweilen ganz in der Nationaltracht und den Nationalsitten zu leben: so, wie schon Tamehameha I., auch der eben verstorbene und der vorige König (Becht. 22; 108). Man baute schon zu Beecheys Zeiten (232) Häuser von Holz mit Glasfenstern und Bauten von Adoben, dem verbreitetsten Material, haben alle bemittelten Eingeborenen, doch auch Steinhäuser sieht man,

wie denn die Kirchen alle aus diesem Material bestehen. Die meisten Häuser der geringeren Eingeborenen sind aus Bambusrohr oder Rasenstücken, mit Gras gedeckt, und ferner so, daß das Dach weit übersteht und einen schattigen Gang um das Haus bildet. Im Innern sind sie nach alter Art mit feinen Matten belegt. Auch die alte Art zu kochen hat man beibehalten, wie man immer noch Hunde, rohe Fische und selbst noch Kava genießt, den man daneben auch medicinisch als Narkotikum gebraucht. Ebenso bildet das Poi noch immer die Hauptnahrung (Hines 230; Virgin 1, 248, 254; Simpson 2, 42; Perry 2, 125 f.; Bechtinger 146; 152). Messer und Gabel gebrauchen die Kanakas nicht (Becht. 152). Auch Hafenbefestigungen hat Honolulu und die Hauptstadt von Maui, Lahaina (Bennett a 1, 276), doch sind die Befestigungen, obwohl kostspielig genug, nichts werth und gegen Kanonen gar nicht zu halten (Laplace b V, 443; Virgin 1, 247; Hines 228; Perry 2, 124). Steen Bill, der, über die Befestigungen ebenso urtheilt, sagt, das ganze Leben mache den Eindruck einer Halbcultur, so die ungepflasterten sandigen Straßen, die Miliz ohne Präcision, die zweirädrigen, von Menschen gezogenen Wagen vornehmer Damen, das Anziehen der Schuhe und Strümpfe vor der Kirchthüre u. dergl. m. Doch läßt auch er dem feinen Benehmen der Vornehmen Gerechtigkeit widerfahren (2, 196; 216 und sonst), während Bechtinger von einer sehr rohen Prügelscene im Parlamentshause, freilich auf nicht sehr zuverlässige Weise, zu erzählen weiß (191).

Der Handel ist die Seele des hawaiischen Lebens. Die Eingeborenen verstehen sich auf ihren Vortheil und den Werth des Geldes so vortrefflich wie die Juden (Walpole 2, 236). Indessen erzählt Wilkes (4, 191) als etwas Gewöhnliches, daß Eingeborene ihre Waaren nur gegen bestimmte Dinge, Nadeln, Messer u. dergl., die sie gerade haben wollen, nicht für andere, die mehr werth sind, verkaufen. So zahlt auch der Neuseeländer oft enorme Preise für das, was ihm gerade in die Augen sticht und verschmäht selbst annehmbare Gebote für seine Waaren, um nur das Gewünschte zu erlangen; aber solche Täuschung begegnet ihm nur einmal (on the british colon. of NZeal. 46). In Hawaii fand noch Virgin 1852 ähnliches (1, 272). Der Handel wird nun auch von der Regierung mit der größten Sorgfalt gepflegt: 1867 bot sie den vereinigten Staaten eine

Summe, wenn die St. Franzisco-Hongkong-Dampfer Honolulu berühren sollten (Becht. 6). Denn freilich beruht auf dem Schiffsverkehr die ganze Blüthe des Handels. 1839 betrug die Einfuhr 350,000, die Ausfuhr 80,000 Dollars (Olmstedt 209); 1843 lagen in Honolulu 25 amerikanische, 9 englische, 4 französische, je 1 spanisches und deutsches Handelsschiff, ferner 109 Waler und 10 Kriegsschiffe. Die Waler, deren jeder etwa 8—1500 Dollars Verdienst für die Inseln trägt, setzten 21,800, die Handelsschiffe 156,000 Dollars um. Gerade die Waler sind wichtig: von 600 amerikanischen besuchten 1843 die Inseln 367 und einige zweimal. Die Ausfuhr an Vegetabilien hatte den Werth von 91,246 Doll., die Staatseinnahme betrug 50,000 Doll. (Hines 228 f.) Jarves, dessen Zahlen (331) hiermit genau übereinstimmen, berechnet die Einfuhr in den Jahren 1836 — August 1841 auf 2,034,190, die Ausfuhr auf 548,000 Dollars (332) und wie dieser Verkehr stieg, geht daraus hervor, daß durch Judds Thätigkeit die Staatseinnahme 1850 auf 284,000 Piaster gestiegen war (Virg. 1, 296; vergl. Cheever 273). Die jährliche Einnahme der königlichen Familie ist 20,000 Dollars als Ertrag ihrer Ländereien, außer welchen der König noch 10,000 Dollars jährlich vom Staate bezieht (Ausl. 1858, 896). Die Ausfuhr 1866 bestand in Zucker, Baumwolle, Kaffee, Mais, Bataten, eßbaren Schwämmen (nach China). Pulo (Wolle der Farnkrautstengel, zu Matratzen u. dergl. benutzt Meyen 138), in Häuten, Talg, Wolle, Seesalz u. s. w. (Becht, 40). Doch könnten die Inseln, meint Bechtinger 11, sich noch bedeutender heben, wenn es nicht so sehr an Geld und Arbeitskräften fehlte. Daher bilden denn die neuerdings zahlreich eingewanderten fleißigen Chinesen ein nicht unwichtiges neues Element der Bevölkerung (Hill 296), welches seinen wohlthätigen Einfluß auf den Fleiß der Eingeborenen schon bald zeigte (Virg. 1, 272), und dies ist um so wichtiger, als bei Erschöpfung der Meere die Waler anfangen, seltener zu kommen (Belcher a 1, 267; Ausl. 1858, 893, nach dem in Honolulu erscheinenden commerc. Advertiser). Der Boden aber ist weit entfernt, auch nur überall benützt, geschweige irgendwie erschöpft zu sein; denn so gefährlich auch die Vulkane dem Lande sind, so ist doch die vulkanische Erde außerordentlich fruchtbar. Die Regierung wirbt auch fortwährend neue Ansiedler, so namentlich in China, in Indien und, nach Bechtinger 30, auch in Deutschland.

Die Ausländer in Honolulu, fast alle Kaufleute, gehören allen Nationen an, Deutsche sind sehr zahlreich (Becht. 9.).

Wir müssen schließlich noch über die moralische und geistige Bildung der Hawaier reden, denn sie ist für uns das Wichtigste. Die Missionäre fanden gar bald einen nicht geringen Anhang, wie schon daraus hervorgeht, daß sie schon 1823 neue Hülfsarbeiter brauchten. Ellis, welcher 1822 nach Hawaii kam, fand schon an den verschiedensten Orten Stationen und die strengste Sonntagsfeier, man arbeitete, man spielte nicht, selbst kein Kind, man fuhr nicht übers Meer, man trug nichts (z. B. Ellis 4, 408; 441 und oft; Wilkes 4, 54); und diese strenge Sonntagsfeier ist noch bis auf den heutigen Tag völlig in Gebrauch. Konnte sie aber bloß auf Befehl der Missionäre oder der Regierung ins Leben gerufen werden? Doch gewiß nicht, wenn nicht vom Volk, von den einzelnen Bekehrten mit wirklichem Eifer diese Bestimmungen aufgenommen wären. Und so schritt die Ausbreitung des Bekenntnisses immer weiter. Um 1845 (Hines 214—7; er selbst reiste 1840 und 43) waren 50,000 alte, 20,000 neue Testamente unter die Eingeborenen vertheilt, sowie 70 Werke anderes Inhalts; es waren 18 Missionsstationen im Lande, darunter eine Binderei, zwei Druckereien, 23 Kirchen; getauft waren 23,804 Eingeborene, von denen die Hälfte der Erwachsenen und fast alle Kinder lesen konnten. In den Seminarien waren 130 Schüler, 80 Schülerinnen, und außerdem hatte man noch andere Schulen, eine auch für Kinder der Häuptlinge, welche im Lesen, Schreiben, der Geographie, Arithmetik, Mathematik, Vermessung, Astronomie, Schiffahrt, Geschichte u. s. w. unterrichtet wurden. Auch eine Seemannskirche gründeten die Missionäre mit praktischem Sinne. Die Katholiken hatten 12,500 Getaufte, 9 Priester, 100 Schulen mit 3000 Schülern, welche z. T. auch von einheimischen Lehrern unterrichtet werden. Die Katholiken breiteten sich gleich anfangs sehr rasch aus, nach Cheever (202) in Folge gewisser lügenhafter Drohungen, welche sie aussprengten, nach Bechtinger (122), weil sie sich mehr dem Wesen der Eingeborenen angeschlossen hätten: die Hauptsache war gewiß die leichtfertige Art ihrer Bekehrung, wie wir sie ja auch auf Paumotu sahen und dann der Widerspruch gegen die amerikanischen Missionäre. Die Fortschritte in der Schulbildung wurden gerühmt (Colon. Intelligencer 1847, 58) und Virgin (1, 273) fand 1852 das ganze Land

christlich, davon ein Siebentel katholisch. Nach einer officiellen Uebersicht waren 1850 zwölf höhere Schulen mit 335 eingeborenen Schülern, 543 (darunter 102 katholische) Volksschulen mit 12,949 protestantischen und 2359 katholischen Schülern. Aehnliche Zahlen gibt Remy L; etwas geringere Perkins 1853 (403). Doch fand er, daß drei Viertel der Eingeborenen lesen konnten (409). Die Kosten betrugen 43,000 Piaster, davon drei Viertel vom Staat, das übrige durch Privatbeiträge gegeben wird, auf welchen die hohen Schulen ganz allein beruhen. Man sieht aus diesen Zahlen, daß die katholischen Missionäre nicht die gleichen Erfolge hatten wie die protestantischen (Hill 296) und nach dem, was einer der neuesten Schriftsteller über die katholischen Missionäre daselbst und ihre schändliche Leichtfertigkeit allerdings selbst leichtfertig genug berichtet (Bechtinger 160; 200 f.), ist dies kein Wunder, noch, wenn jene Nachrichten wahr sind, irgend etwas anderes von solchen Männern zu erwarten, als immer tiefere Entsittlichung des Volkes. Die Behauptung des Bull. soc. geogr. 1853. 1, 154, der Katholicismus gewänne mehr und mehr das Uebergewicht (evang. Basl. Miss. Mag. 1856, 1, 95), hat sich also keineswegs bewahrheitet. Uebrigens steht vieles auch von den Leistungen der protestantischen Schule bloß auf dem Papier, wie z. B. wohl das Griechisch und Lateinisch, welches in den Lehrplan der höheren Schulen mit aufgenommen ist (Virgin 1, 301); und Steen Bill scheint (2, 221) mehr das Angegebene als das wirklich Geleistete zu schildern. Es fehlt den eingeborenen Schülern bei oft ganz vortrefflichem Gedächtniß an der Neigung, die Denkkraft anzustrengen, daher denn meist im höheren Theil des Unterrichts wenig und entschieden weniger als auf den tieferen Stufen desselben geleistet wird (Walpole 2, 264). Die Missionäre selbst klagen über eine oft gedankenlose, bloß gedächtnißmäßige Auffassung des Gelesenen, über die Unwissenheit, die gänzliche Nachlässigkeit der Eingeborenen als Lehrer und über die daraus fließende geringe Wirksamkeit der Schulen (Bas. Miss. Mag. 1839, 163). Pickering (88) andererseits rühmt die Leistungen in der Mathematik. Hines (220 f.) rühmt ebenfalls die Resultate der Häuptlingsschule zu Honolulu, welche aus 15 Schülern (Cheever 52) und einem eingeborenen Lehrer besteht, und sehr zufrieden spricht sich Hill über die Schule in Byronsbai aus, in der Geographie, Geschichte, Musik, Arithmetik, Lesen, Schreiben und etwas Landbau ge-

lehrt wird, die Prüfung war sehr befriedigend, nur glaubt er im Gegensatz zu Pickering nicht an eine besondere Begabung für Mathematik (296). Auch Wilkes war erstaunt, wie leicht die Eingeborenen aus Büchern lernten (4, 256). In der Schule zu Lahaina hat man Karten und Landschaften in Kupfer gestochen, auch eine Art von Museum angelegt (Olmstedt 231). Auch hat man Geldstrafen für Schulversäumnisse (Cheever 177 Anm.). Steht es also so mit den wissenschaftlichen Leistungen durchaus nicht schlecht, so stehen die sittlichen leider um so tiefer. So berichtet Wise (127), daß 1848 die Missionäre eine Mädchenschule aufgegeben haben, weil die Sittlichkeit ihrer Zöglinge nicht zu retten war; daß von einem Fortschreiten der sittlichen Bildung kaum die Rede sein könne, daß von 30,000 Bekehrten, von denen die Missionäre (1848) redeten, kaum 500 in der That wirkliche Christen seien; daß aber an diesem Elend hauptsächlich die Weißen selbst die Schuld trügen. Er hat nur allzu recht. Die Immoralität war anfangs geringer; die Eingeborenen wurden keuscher, sie verabscheuten den Trunk (Wilkes), es zeigte sich, wenn auch nicht in allen Fällen (Wilkes 4, 30), wahre Theilnahme am Wohl und Wehe des Nächsten (Ellis 4, 317), und Mord und Diebstahl sind immer selten geblieben (Virg. 1, 272, Basler Miss. Mag. 1854, 1, 61). Aber während 1839 zwar auch schon 65 Procent, so waren 1846 schon 70 Procent aller bestraften Verbrechen Vergehungen der Unzucht; es sollte kein unschuldiges elfjähriges Mädchen auf der Insel geben (Steen Bill 227). Die Prostitution war im Anfang der fünfziger Jahre nach Virgin wieder ganz allgemein, durch sie kam das meiste Geld unters Volk, 1-200,000 Dollars, auf welchem die Blüthe des einheimischen Handels beruhte (Virg. 1, 269 nach dem Bericht eines Kaufmannes in Honolulu). Doch läugnet Häole (1854, 78) die allzugroße Ausdehnung der Prostitution und behauptet, daß sie wenigstens nicht das Hauptmittel des Gelderwerbs sei. Auch was Cheever (168, 212, 232 ff.) anführt, zeigt, daß es mit Moralität und Christenthum noch schlecht steht, daß namentlich die Ausschweifungen sehr frech betrieben werden. Kindermord und künstlicher Abortus ist noch sehr häufig (Cheever 68; Wise 127) und wird er z. T. ausgeübt, weil die Missionäre so strenge Strafen auf uneheliche Geburten gesetzt haben (eb. Olmstedt 262), wie auch Häole (349) sagt, obwohl derselbe sich überall sehr günstig über die Mission und

ihre Thätigkeit ausspricht und die neuesten Zustände und Fortschritte in hellem, leider aber zu hellem Lichte sieht. Doch schildert auch er trotzdem die sittlichen Zustände nicht viel anders wie auch die übrigen Schriftsteller und meint, daß die Gesetzgebung den Ausschweifungen kaum abhelfen könne. Die Unsittlichkeit werde namentlich durch die öffentlichen Bälle gefördert (und was und wie Bechtinger von denselben erzählt, stimmt allerdings hiermit überein) und ferner und namentlich durch die schlechte Einrichtung der Gefängnisse, durch welche die Sträflinge erst recht demoralisirt und viele Verbrechen veranlaßt würden, auch tauge die Sittenpolizei ganz und gar nichts (Häole 163 f.). Der Trunk, über dessen Zunahme schon Belcher a 1, 267 klagt, hat sich immer mehr verbreitet (Bennett a 1, 210; Simpson 2, 58); Stewart aber, der um 10 Jahre früher reiste, versichert noch, daß er seltener werde (315). Die alten lasciven Tänze und heidnischer Aberglaube treten da hervor, wo sich die Bewohner von den Missionären unbeobachtet wissen (Steen Bill 2, 278) und so also namentlich im Inneren der Insel (Virgin 1, 273); so hat sich vor allem der Glaube an die Göttin Pele erhalten, der man noch heutzutage Opfer bringt (Steen Bill 2, 315; Bechtinger 27). Ja, Verehrer der Pele sollen beim Ausbruch des Vulkans im October 1868 einen Aufstand erregt haben, in welchem sich Christliches und Heidnisches wunderbar mischte, bei dem es aber bis zum Blutvergießen kam (Becht. 131). Auch die Aerzte haben ganz ihre alten Gebräuche beibehalten, wie Bechtinger schildert; noch heutzutage heißen sie Kahuna (Priester) und Opfer, Zauberformeln u. s. w. spielen bei Heilungen eine große Rolle. Doch läßt sie jetzt die Regierung das Nothwendigste von Anatomie u. s. w. lernen (Becht. 83). Derart ließe sich noch vieles zusammenstellen: wir sehen also, daß das Christenthum hier vielfach nur äußerer Schein, die Mühe der Missionäre vielfach vergeblich war.

Zum Theil waren hieran die Missionäre selbst schuld durch ihre allzugroße Strenge. Steen Bill hörte die Eingeborenen mit Krankheiten und Mißgeschick als göttlichen Strafen bedrohen, weil fünf Menschen am Sonntag durch die Straßen geritten seien (2, 224). So mag auch sonst noch gefehlt sein; jede Sonntagsarbeit, und wenn sie zur Subsistenz der eigenen Familie und nur unter wirklicher Noth erfolgt wäre, ward strenge gestraft (Belcher a 1, 62). Mit Arbeit

und Abgaben (Simpson 2, 77; Michel y Rojas 61), namentlich mit Kirchenbauten — es sollen eine Menge jetzt ungebrauchter und verfallender Kirchen im Lande sein (Becht. 125) — wurden die Eingeborenen hart belastet. Aller ihr Unterricht hatte eine streng religiöse Tendenz (Ruschenberger 2, 339 f.). Doch muß man, um gerecht zu sein, auch eingestehen, daß vielfach die Missionäre die äußerste Strenge anwenden mußten, da Spiele, Tänze, Lieder oft heidnisch, oft unzüchtig, oft beides zugleich waren; da die Tracht, die Art zu wohnen und zu leben vielfach zur Unzucht Anlaß gab. Auch hier ist man vielfach in den Fehler gefallen, welchen die Geschichte der Mission so oft zeigt und der auch ganz unvermeidlich ist: daß die Missionäre die Religion, das Dogma — und letzteres oft in abstraktester Form — eher zu bringen gedachten als die Civilisation. Uebrigens sage man nicht, daß dies ein Fehler der Protestanten sei: die Katholiken mit ihrem Kleeblatt, um die Dreifaltigkeit zu lehren, mit ihren Auseinandersetzungen über das Cölibat (annal. de la prop. de la foi 49, 150, 155, Lutteroth 109) stehen unübertroffen da, während umgekehrt die Protestanten in Ozeanien dadurch dem Geist der Neubekehrten sich mehr fügten, daß sie hauptsächlich die Geschichtserzählungen des alten Testamentes ihnen mittheilten (Hines 214; Ellis 4, 441). Aber auch sonst hat man wie die tahitischen so auch die hawaiischen Missionäre sehr verunglimpft, namentlich ihren Führer Bingham, hat sie als herrschsüchtig, als fanatisch, als grausam u. s. w. bezeichnet: alle diese Vorwürfe sind durchaus unbegründet (Virg. 1, 296 f.). Allerdings haben viele Missionäre, wie Richards, Judd u. a. eine bedeutende Rolle in der Politik gespielt: allein dann haben sie ihre Stellung als Missionär niedergelegt. Der Haß gegen sie ist einmal aufgeregt durch ihre Strenge, welche den Weißen, den Kaufleuten sehr unbequem war; zweitens durch ihre Nationalität, denn Engländer und Franzosen haßten sie als Amerikaner und wie weit die blinde Wuth gegen sie sich verstieg und versteigt, lese man bei Jarves (298) und bei Bechtinger (136 f.) nach. Dazu kam nun noch die religiöse Feindschaft, welche die Katholiken gegen sie anfachten und das ganze Gebahren der Picpusmission, welche durch Lügen und Gewalt die Früchte, welche jene im Schweiß ihres Angesichts gesäet hatten, ernten wollten, welche es zuließen, daß der, welcher sie gewaltsam einführte, auch die freie Einfuhr des Branntweins erzwang. Und

was für Männer waren und sind unter ihnen, von jenem Bachelot und Short an, welche verkleidet nach den Inseln kamen, um die Gesetze zu umgehen (Lutteroth 140), bis zu jenem irischen Abbé, der 1866 auf Oahu der katholischen Schule vorstand, stets hinter seinen Büchern Branntwein hatte und Nachts in der Trunkenheit die Kirchenglocke läutete, daß alle seine Schüler bestürzt zusammenliefen, wie Bechtinger (200 f.) erlebte. Ferner nun die Partei der Eingeborenen, welche durch solche Anstachelungen und durch die eigene Bequemlichkeit und Sinnlichkeit gereizt sich gegen die Missionäre setzten: daß unter diesen Umständen auch die protestantischen Missionäre auf dem Kriegsfuße leben mußten, daß sie in diesem Kampfe auch ab und zu leidenschaftlich geworden sind, ist gewiß anzunehmen: denn nach menschlicher Art mußte das erfolgen.

Daß sie sich von den Kaufleuten fern hielten und im Anfang dem Handel und seinem civilisirenden Einfluße entschieden abgeneigt waren, wie ihnen Simpson (2, 156 f.) und andere vorwerfen, erklärt sich aus der Art und Weise, wie die Seefahrer und Kaufleute auftraten, nur allzugut. Und hier kommen wir zu dem schlimmsten Schaden. Auch die Sandwichinseln sind der Spielball des Uebermuths, der Sittenlosigkeit, der brutalen Anmaßung bald französischer, bald amerikanischer oder englischer Schiffskapitäne gewesen. Das Gute, das die Missionäre gepflanzt haben, ist mit roher Gewalt und noch ärger wie zu Tahiti durch jene wieder ausgerissen: sie erzwangen Aufhebung der Gesetze gegen die Prostitution, sie die Einfuhr der Spirituosen — Thatsachen, welche in der Culturgeschichte des 19. Jahrhunderts so wenig wie in der der Menschheit vergessen oder — verschwiegen werden dürfen. Und hiernach hat man auch die Eingeborenen zu beurtheilen, die vielgeschmähten „Wilden", die man tadelt, daß sie (in nicht ganz hundert Jahren!) es nicht schon jetzt vermocht haben, sich zur Höhe unserer Cultur zu erheben, die vor dem Hauche dieser Cultur dahinschwinden. Wenn ein Gärtner einem Wildling den Wipfel abschneidet und ihn pfropft, unten aber alle Wurzelausläufer und geilen Triebe aufs sorgfältigste pflegt und sich selber bemüht, daß die edlen Reiser nicht im Saft bekleiben können und der Baum nach und nach zu Grunde geht: würde man in einem solchen Falle den gepfropften Wildling tadeln und sagen, er war zur Veredlung zu schlecht; oder würde man nicht vielmehr ausrufen: der Gärt-

ner taugt nicht! er hat den Stamm verdorben? Nun denn, so hat die civilisirte Welt die Hawaier behandelt. Vankouver, die Missionäre, mancher andere tüchtige Europäer oder Amerikaner hat ihnen die Civilisation, die Religion gebracht, deren erste Anfänge nur schwach sein konnten, die aber gleich anfangs so tüchtige Augen ansetzten, daß man die besten Früchte erwarten konnte. Aber die meisten anderen Vertreter der civilisirten Völker haben aller Sittlichkeit Hohn sprechend das, was jene mühvoll pflanzten, untergraben und die Eingeborenen mit aller ihrer Macht wieder herabgeschleudert in die alte oder vielmehr in eine noch tiefere Barbarei. Denn der wahre Fortschritt der Völker beruht einzig und allein auf höherer Entwickelung ihres sittlichen und idealen Lebens. Aber eben deshalb: kein Rückfall schadet mehr, als wenn, sei es ein Einzelner oder ein ganzes Volk, zurückgeschleudert wird in die alte Nacht von kaum errungener höherer Stufe. Mochte das Christenthum vielfach äußerlich, unter seiner Decke noch Vieles heidnisch sein, mochte die Lust zur alten Sinnlichkeit und Rohheit noch in den Eingeborenen schlummern: ohne das fortwährende gewaltsame Bekriegen des Sittlichen und Pflegen des Lasterhaften wären die Hawaier jetzt ein reichlich ebenso civilisirtes Volk, als es z. B. die große Masse der Italiener, der Spanier heutzutage auch ist. Und wie leichtfertig und sittenlos man auch jetzt noch die Eingeborenen behandelt, dafür legt das Buch Bechtingers, der uns wichtig ist, weil er im Geist der meisten Europäer in Honolulu zu schreiben scheint, ein schlimmes Zeugniß ab. Höchst charakteristisch ist es, was er Seite 132 sagt; „eins bleibt jedoch festgestellt, daß kein Ausländer in den Inseln je aufkommen, keiner den Machinationen dieser Männer Gottes entgehen konnte, wenn er sich nicht einer oder der anderen Mission angeschlossen hatte. Jetzt sieht es Gott sei Dank auch hier ein bischen anders aus — die verschiedenen Missionen haben sich gegenseitig selbst theilweise geschwächt (vergl. ev. Miss. Mag. 1863, 518 f.; 1865, 369; 1866, 95) und da sich die eine Kraft in viele kleinere zersplitterte, kann man ihren verderblichen Folgen auch leichter ein Paroli bieten; auch hat das Zuströmen vieler energischer Ausländer, die weniger auf bigottes Beten und Singen als darauf ausgingen, sich zwar ehrlich aber so schnell wie möglich Geld zu verdienen, Manches zum Besseren gewendet."

So sind es denn drei Einflüsse namentlich, welche auf die Ein-

geborenen gewirkt haben (Latham 199): erstlich die Kriege und die Politik Tamehamehas des Großen; zweitens die Missionsstrebungen, drittens die commerciellen und politischen Einflüsse der Weißen, namentlich der Amerikaner, unter denen Judd besonders hervorgehoben zu werden verdient. Die Mischlinge von Weißen und Eingeborenen welche sich stark vermehren, scheinen eine besonders befähigte Race zu sein; und auch die Eingeborenen selber zeigen, daß die Cultur reichlich bei ihnen Früchte trägt, wenn auch durch die geschilderten Einflüsse verkümmerte, und daß sie die beste Fähigkeit haben, sich vollkommen kräftig und gut zu entwickeln. Möge denn das Schicksal ihnen günstig sein; mögen sie inmitten der ungeheuren Schwierigkeiten, die man ihnen bereitet, nicht erliegen.

Samoa, vielleicht schon 1722 von Roggeween (Turner 97) gesehen, 1768 von Bougainville, 1787 von la Perouse besucht, blieb bis 1830 fast unberührt von Europäern. Damals kamen mit Williams protestantische Missionäre hin und zwar waren anfangs hier nur rarotonganische Missionäre thätig; 1835 kamen Wesleyaner von Tonga. Allein da zu derselben Zeit Missionäre der Londoner Gesellschaft kamen, da zu ihr auch jene Rarotonganer gehörten: so überließen die Wesleyaner Samoa jener Mission (Geschichte 148) zum Arbeitsfeld; ein Vertrag, der leider nicht streng gehalten wurde. Sie hatte bald namentlich auf Tutuila, weniger auf Upolu (doch war auch dies 1848 völlig bekehrt Verne in nouv. ann. des voy. 1848, 4, 377) glänzende Erfolge: reichliche Thränen flossen, Ohnmachten erfolgten aus überwallendem Gefühl besonders bei den Weibern und in den Kirchen konnten sie oft nicht umhin, laut aufzuschreien, wie dies Lundie ausführlich erzählt. Daß indessen auch äußere Motive zu der überraschend schnellen und leichten Bekehrung mitwirkten, darüber blieb sich auch Williams nicht unklar (Basler Miss. Mag. 1838, 33, 49 und sonst; vergl. Meinicke 171) und es zeigte sich in der Rede eines Häuptlings sehr deutlich: „der Gott der Christen hat dieselben mit weit schöneren Kleidern, besseren Werkzeugen und anderen Dingen versehen als uns unsere Götter. Wir brauchen alle diese Dinge, deshalb soll der Gott, der sie ihnen gegeben hat, auch unser Gott sein“ (Quart. rev. 1853, Dez. 111). Jedenfalls waren die politischen Verhältnisse, da sich die vaivai-Partei (oben 169) sofort der neuen Lehre anschloß, dem Christenthum höchst günstig, günstiger aber noch die feste, sittliche

Haltung der Samoaner, der gänzliche Zerfall des Heidenthumes und der reine Verstand, das tiefe Gemüth, das innige Religionsbedürfniß der Eingeborenen. Auch die minder ausgesetzte Lage der Gruppe war wichtig. Die Missionäre selbst wirkten nun auch civilisatorisch mächtig ein: sie errichteten gute Schulen, in welchen mit großem Eifer Lesen, Schreiben, Geographie, Geschichte, Religion gelernt wird (Erskine 83; Walpole 2. 339), sie bauten Kirchen, besserten Straßen- und Hausbau, die Kleidung, sorgten für die Landwirthschaft durch Cultur von Yams und Zuckerrohr, durch welche Dinge alle die Einwohner betriebsamer und ehrlicher wurden (Wilkes 2, 121; Erskine 48; 57; 81. Lundie.). Die Sonntagsfeier ist auch hier eine außerordentlich strenge und manches Aeußerliche, ja Abergläubische mischt sich mit ein. So fielen, als ein wiedererwachtes scheintodtes Mädchen erzählte, auf dem Himmelsweg sei ihr ein Engel begegnet und habe ihr erzählt, nur Protestanten könnten den Weg gehen, eine Menge zur katholischen Religion Bekehrte von dieser zum Protestantismus ab (Hood 92). D'Urville spricht zwar von der Keuschheit der neubekehrten Weiber (b, 4, 103) obwohl die alten schlüpfrigen Tänze und Gesänge geblieben seien (Dubouzet eb. 334): doch sollen Fortschritte in materieller Cultur nicht gemacht sein (Gourdin eb. 339), welcher Behauptung die übrigen Berichte widersprechen. Höchst wichtig war es auch, daß durch die Mission die Kriege mehr und mehr verhindert wurden, welche auf Samoa sehr häufig waren (vergl. ob. 169), indem die Eingeborenen selber dem Krieg entsagten (Erskine 39; 44; 54; 64); daß die Macht der Häuptlinge immer mehr und mehr beschränkt wurde (Wilkes 2, 78); daß sie eine Druckerpresse herstellten, durch welche das alte und neue Testament in die Hände aller Eingeborenen kam und der Samoan reporter ermöglicht wurde, eine einheimische, auch wissenschaftlich wichtige Zeitschrift. Wie eifrig und innig die Samoaner die neue Lehre umfaßten, zeigt sich daraus, daß sie vielfach im Ocean, namentlich in Melanesien als Missionäre selber wirken, und zwar schon seit längerer Zeit (Erskine 83).

Allein auch hier, wo alles so günstig emporsproßte, erhoben sich Mißhelligkeiten. Denn auch hierher kamen katholische Missionäre, um den protestantischen die Ernte streitig zu machen, wodurch sich mancherlei Religionskämpfe, die zum Theil mit den Waffen ausgefochten wurden, erhoben (d'Ewes 169; Wilkes 2, 65; 67). Doch konnten sich die Katholiken

hier nicht recht halten; sie haben sich nur auf Uwea festzusetzen vermocht (d'Ewes 202). Auch sektirerische Bewegungen haben sich gezeigt und zwar von ganz ähnlicher Art, wie sie sich auf Tahiti und Neuseeland fanden (vergl. Meinicke 249); ein Eingeborener trat auf, der Heidnisches mit Christlichem vermischend (er hatte wahrscheinlich von einem Waler etwas über katholische Religion gehört) Kranke heilte, Todte erweckte und manche Unruhe und Zwistigkeit hervorrief (Erskine 56; Wilkes 2, 99; 5, 27). Und wie überall, so nahm auch hier die alte Gastfreundschaft, welche Erskine (36) noch blühend fand, nach und nach ab, ja fremde Schiffe waren beim Landen solchen Erpressungen ausgesetzt, daß Wilkes 1839 einen Handelsvertrag mit Samoa abschloß, dessen wichtigste Bestimmung das Verbot der Einfuhr von Spirituosen ist (Wilkes 2, 73; V 21; 2, 428 f.). Uebrigens sind die Amerikaner (Commodore Mervin 857) hier auch recht brutal aufgetreten und haben ihre Uebermacht in ganz ungerechter Weise angewendet, ähnlich wie La Place im östlichen Ozeanien (Zeitschr. f. allg. Erdk. N. 2, 265; nach Bericht von Valparaiso im Panamá Herald und N. York weekly Herald) und die Schiffer und sonstigen Europäer, welche vielfach zum Auswurf der Menschheit gehörten, wirkten sehr ungünstig (d'Ewes 169). Höchst bedauerlich sind ferner Streitigkeiten, welche sich hier zwischen der Londoner Mission und den Wesleyanern, sehr zu Ungunsten der Eingeborenen, erhoben und welche seit 1836 anhebend 1863 immer noch weiter geführt wurden (ev. Miss. Mag. 1863, 523 f.; 1866, 434) und Schaden genug brachten (Hood 73; b 41); trotzdem ist aber die Entwickelung gut, wenn auch nicht ohne Anstoß weiter gegangen. So erhob sich 1848 ein einheimischer Krieg, in welchem man sofort die neue Tracht (weißes Hemde, Kalikoschurz die Männer, die Weiber Kalikoüberwürfe, dazu Kappen, über deren komische Häßlichkeit sich Hood (52) beschwert), aufgab und zu der alten heidnischen zurückkehrte (Turner 207-8). Auch alte Sitten lebten damals wieder auf (Hood 42). Indeß ward der Krieg, der 9 Jahre dauerte, dadurch beendet, daß die Friedenspartei, natürlich die christliche, übermächtig wurde und auch während des Kampfes waren die Missionäre und ihre Schüler nicht im mindesten behelligt worden und niemals wurde am Sonntag gefochten (eb. 305 f.). So ist hier alles im guten Zuge; die Mission erhielt eine Menge freie Liebesgaben, die Lehrer wurden ganz durch diese letzteren erhalten

(eb. 115; 140; 166). Um 1860 gab es 512 Lehrer, mit 2892 Schülern und 131 eingeborene und in Samoa gebildete Lehrer (eb. 124; 107 f.); jetzt ist die ganze Bevölkerung christlich; die Zahl der Katholiken beträgt 5000 (Aube 452). Und die Wohlfahrt des Volkes steigt gleichfalls: um 1860 betrug die Einfuhr an fremden Manufakturen 30,000 Pf. Sterl. an Werth, die Ausfuhr an Kokosöl 20,000 Pf. Sterl. (eb. 107 f.). Die Eingeborenen fürchteten sich um dieselbe Zeit vor Annexionsgelüsten der Franzosen, da sie die Geschichte Tahitis kannten (Hood 41); denn die Latouche-Freville, die wir schon von Oparo kennen, erschien auch hier (eb. 83). Ja französische Priester sollen eine Petition von Eingeborenen um französisches Protektorat zu Stande gebracht haben (Hood 108); allein jedenfalls haben sie nichts erreicht. Apia ist jetzt die Hauptstadt der Gruppe, wo der englische — Williams, ein Sohn des Missionärs — und der norddeutsche Consul Weber wohnen. Der neueste und sehr beachtenswerthe Berichterstatter, Aube (454 f.) erzählt von Mißhelligkeiten zwischen beiden und von Gewaltthätigkeiten namentlich des letzteren, welcher, um die Abtretung der Inseln zu erlangen, den Aufstand eines Häuptlings begünstigte. Die Eingeborenen benahmen sich ebenso maaßvoll wie kräftig. Sie unterdrückten den Aufstand und ihre officielle Beschwerde erhielt von England Genugthuung. Die Trägheit der Eingeborenen, über welche Aube (464) klagt, würde sich also wie es hiernach scheint, bei richtiger Behandlung heben lassen. Alle wünschen eine Verfassung (Hood 79; 137) und Williams hat jetzt einen Gesetzescodex (Aube 455) veröffentlicht, den man lange ersehnt hat.

In Tonga, welches 1643 von Tasman entdeckt wurde, herrschten, alten Sagen zufolge, auch in voreuropäischer Zeit dieselben Kämpfe der einzelnen Fürstengeschlechter untereinander (Mar. 1, 270-7; 303-5; Erskine 126), wie sie die Europäer um 1800 vorfanden. Damals (Ausführlicheres bei Mariner, Meinicke und in der Gesch. der christl. Miss. auf den Tongainseln) machte sich Finau zum mächtigsten Fürsten der Gruppe, dessen Sohn Finau II. sich auf die Herrschaft von Vavau beschränkte. Nachdem nach ihm (er starb 1810) seine drei Brüder, deren letzter 1823 starb, die Insel beherrscht hatten, fiel diese damals an den König von Hapai (Geschichte 122) und 1845 nach dem Tode des letzten Königs von Tongatabu ist die ganze Gruppe unter dem Scepter Georg Tubous vereinigt, welcher fälschlich der Usurpator heißt, da er

durch Erbschaft zu dieser Stellung berechtigt war (Geschichte 189 f.; Erskine 127.) — Das Ansehen der tonganischen Macht ist nicht gering; die Samoaner fürchten sie (Hood 71) und den Fidschis hat sie sich vielfach gezeigt (Zeitschr. für allg. Erdk. n. F. 2, 262; Will. u. Calv. 3. Ausg. 489 f.). Die ersten Missionsversuche wurden 1797 von den Missionären des Duff gemacht, allein ohne allen Erfolg, woran die Intriguen und Lügen einiger entlaufener Europäer Schuld waren (Wilson 199 f.; 345 f.; Mar. 1, 67-9). 1822 waren dann eingeborene Missionäre aus Tahiti gekommen, denen 1826 Wesleyaner folgten (d'Ewes 152; Williams 303). D'Urville fand schon 1827 (a 4, 71) auf Tongatabu eine christliche Partei, obwohl die neue Lehre hier nur geringe Fortschritte machte. Von 1835 wüthete hier bis 1840 ein Krieg zwischen Christen und Heiden, nach welchem die Milde der endlich siegreichen Christen ihrer Religion viel Anhänger verschaffte (Gesch. 148 f.); ja noch 1852 (Virgin 2, 68) gab es hier eine starke heidnische Partei. Dagegen hat das Christenthum auf Vavau und Hapai seit 1833 so glänzende Fortschritte gemacht, daß es schon nach einem oder zwei Jahren dort allgemein verbreitet war, daß man von dort aus nach Samoa, Nive und Uwea die neue Lehre brachte (Gesch. 142; 146-7). Im Jahre 1839 gab der König ein geschriebenes Gesetzbuch (eb. 140-1), welches man dann später immer mehr und mehr verbessert hat. Allein auch hier griff Frankreich ein. Nachdem 1838 Pompalier versucht hatte, sich auf Tonga festzusetzen, indem er sein Christenthum als das alte und wahre, das der Protestanten nur als eine kürzlich entstandene Lehre hinstellte, den Missionären aber gesagt hatte, er wolle nur einige Begleiter da lassen, nicht, um zu unterrichten, sondern um die Landessprache zu lernen (Gesch. 139-40), nachdem er aber hiemit durchaus höflich abgewiesen war: sah Frankreich hierin eine Beleidigung gegen sich, schickte ein Kriegsschiff und verlangte die Zulassung der katholischen Missionäre (Dez. 1841). Der König gieng nicht darauf ein, bat vielmehr (1844) um das Protektorat Englands, das ihm auch zu Theil wurde (Geschichte 184-7). Indeß fanden die Katholiken doch Aufnahme in Tongatabu, wo sie aber nie großen Einfluß erlangten (eb. 187). Doch war es ihr Einfluß, welcher einen neuen Krieg auf der letztgenannten Insel von 1847—1852 erregte, und in welchem sie auf Seiten der heidnischen Partei standen. 1852 kam es zur Entscheidung vor Bea. In diesem Fort befanden sich bei

den Heiden auch die katholischen Priester, welche vom König aufgefordert, es zu verlassen, anfangs Unwohlsein vorschützten, dann, daß sie von den Häuptlingen gehindert würden (Geschichte 207-8), während diese hernach umgekehrt versicherten, daß die Priester immer zum Krieg angefeuert hätten (214). Sie stellten sich also ganz auf Seite der Heiden und Rebellen, welche gegen ihre vollkommen rechtmäßige Obrigkeit kämpften. Unterstützt wurden diese mit Kriegsbedarf von einem französischen Waler (208). Pompalier kam gerade damals wieder nach Tonga — und auch er stellte sich auf Seiten der Rebellen, obwohl selbst sein Schiffskapitän ausdrücklich die Sache und das Verhalten des Königs billigten, ebenso wie Sir Everard Home, Capitän J. M. S. Calliope, durch welchen denn endlich der Krieg beigelegt wurde. Die Priester hatten auf ein französisches Kriegsschiff gewartet, das Pompalier versprach. Bei der Einnahme des Forts wurde ihr Leben und Eigenthum vom König geschützt (Geschichte 212-5; Home eb.)*) Französisch-katholische Rache ist denn auch nicht ausgeblieben. 1858 erzwang Du Bouzet mit einem Kriegsschiff auf höchst brutale Weise Einführung des Katholicismus; und 1860 erfolgten durch de Cuitre neue schändliche Vergewaltigungen, durch welche protestantische Häuptlinge abgesetzt und Katholiken in ihre Stelle gebracht wurden (ev. Miss. Mag. 1859, 294; 1866, 445 f.). Doch haben trotz alle dem die Katholiken keinen großen Einfluß zu erlangen vermocht.

Auch hier ist über die Wirksamkeit der Missionäre verschieden geurtheilt: auch hier sind zunächst einmal die französischen Urtheile, wie das Pigeards (nouv. ann. des voy. 1845. 4, 157) oder Dillons bei Du Petit Thouars 2, 414 als parteiisch und unwahr abzuweisen; und ferner zu bemerken, daß auch in Tonga zahlreiche Europäer sich be-

*) Die französisch-katholische Darstellung des Auftretens der Propaganda findet man in den annal. de la propag. de la foi und bei Michelis 486; 512 u. 16; 264-5; sie ist so lügenhaft, daß sie nicht Anspruch machen kann, widerlegt zu werden. S. 486 (nach ann. 1841, V, 31) heißt es bei Michelis: „weil die Protestanten nicht selbst nach Uwea zu gehen wagten, so überschwemmten sie die Insel mit Bibeln, in denen sie das Gift der Irrlehre durch eine verfängliche und falsche Uebersetzung verborgen hatten.“ S. 512 erscheint ein Komet: die protestantischen Missionäre können das Ding nicht erklären; die Katholiken erklären es aus der Fülle ihrer Weisheit richtig. Ein Mann wie Turner, wie Thomas wissen nicht was ein Komet ist. Doch genug des Unsinns.

finden, welche d'Ewes 1850 nicht schlecht genug schildern kann, und die natürlich den Missionären feindlich sind (ev. Miss. Mag. 1866, 447 f.; vergl. auch Wilson 199 f.). Auf ihren Verläumdungen oder Uebertreibungen mag beruhen, was Belcher (a 2, 26) von den harten Peitschenstrafen, welche die Missionäre in Vavau angewendet hätten, erzählt. Jedenfalls müssen wir die Nachricht mit Vorsicht aufnehmen: und ebenso ist es unglaublich (Wilkes 3, 10, 16), daß die Missionäre verlangt hätten, im Kampf sollten die Feinde entweder getödtet oder bekehrt werden. Das ist nach allem, was wir sonst von jenen Männern (z. B. von Turner, Thomas) wissen, ganz unmöglich; auch wäre dies Verbrechen, wenn es wahr wäre, ihnen gewiß von Seiten der Katholiken aufs heftigste und wiederholteste vorgeworfen. Allerdings scheinen sie Anfangs etwas hart gewesen zu sein, die Sonntagsfeier ist übertrieben streng (Belcher eb.), jede Verletzung derselben zieht Geld- und andere Strafen nach sich (d'Ewes 140) und auch Erskine tadelt die Strenge und den Hochmuth der Missionäre (131). Allein sie waren in Polynesien und mußten streng sein: und was Erskine sagt, sie hätten Häuptlinge nur stehend mit sich reden lassen, so ist in Polynesien die höfliche Sitte gerade umgekehrt wie bei uns: Vornehme stehen, Geringere erniedern, setzen sich. Mag man hier manches tadeln: im Allgemeinen ist ihre Thätigkeit ungemein segensreich. Sie haben die groben Laster fast ganz ausgerottet (vergl. Anderson 335), sie haben die Kriege vermindert und menschlicher gemacht, daher die Bevölkerung im Zunehmen, die Moralität im Wachsen ist. Allerdings ist das Volk zur Trägheit geneigt (Quart. rev. 1853, Dez. nach Lacroy): aber seine Thätigkeit ist im Steigen und wird durch Erziehung und Unterricht immer mehr gesteigert (vergl. Williams und Calvert 1, 138). Schulen sind eine Menge da und die Leistungen derselben sind gut (Gesch. 195 f.). Gelehrt wird Rechnen, Schreiben, Lesen, Geographie, Naturgeschichte (angeblich auch Philosophie, was wohl nur Physik heißen soll), englische Sprache und — sehr weise — die Volkssagen von Tonga. Ueberhaupt haben die Missionäre hier, wo sie es konnten, die Sitten geschont: Kava wird noch getrunken (Gesch. 213), der Hausbau, die Kleidung ist wenig verändert. In Samoa finden wir ein gleiches: hat sich doch das Kavatrinken, das Tattuiren, welches freilich von den Missionären jetzt verboten ist, erhalten (Hood 96; 124), wie auch der Glaube an das

Tabu 1861 noch stark war (eb. 90). So ist freilich das Christenthum noch in mancher Beziehung äußerlich; aber mit jedem Jahre geht es mehr und mehr in Fleisch und Blut der Eingeborenen über und es ist nur weise, daß die Missionäre nicht rascher zu Werk gehen. Hier können sie das auch, weil Tonganer und Samoaner sittlich höher standen, als die übrigen Polynesier, und so steht zu hoffen, daß sie sich ruhig und tüchtig weiter entwickeln.

Wir müssen jetzt noch die Geschichte Neuseelands betrachten. Hier hat die Mission bei weitem nicht so in die politischen Verhältnisse eingegriffen, wie in Tahiti oder Hawaii, wenn sie auch hier natürlich ihren Einfluß auf den Gang der Ereignisse gehabt hat. Jedenfalls bildet ihr Auftreten den wichtigsten Abschnitt der neuseeländischen Geschichte: denn mit der Ankunft der ersten Missionäre 1814 beginnt die neue Zeit in derselben.

Auch in der Vorgeschichte, so weit wir sie verfolgen und was wir von ihr sehen können, müssen wir mehrere große Epochen annehmen. Als erstes Ereigniß, wodurch die Specialgeschichte der Maori sich eröffnet, steht ihre Einwanderung aus Samoa nach Neuseeland, welche nicht auf einmal, sondern in mehreren Zügen und an verschiedenen Orten erfolgte (vergl. Taylor 190). Diese Züge waren nicht gleichzeitig; sie waren vielleicht durch Jahrhunderte getrennt, wie denn namentlich eine sehr viel spätere Nachwanderung von allen Sagen erwähnt wird; doch flossen später, bei nur mündlicher Ueberlieferung, alle diese einzelnen Ereignisse in ein großes Ganzes in Bewußtsein und Phantasie der Maori zusammen, welches sich darstellt in der Masse der Einwanderungssagen. Urbewohner fanden die Einwanderer nicht vor; denn wenn man auch die Mythen und Erzählungen von Göttern und Geistern, welche das neue Land bewohnt hätten, auf eine später erloschene Urbevölkerung gedeutet hat, so ist dies nach alle dem, was wir über die Mythologie der Polynesier gesagt haben, ein entschiedener Irrthum. Man glaubte eben jedes Land, welches nicht besonders enttabuirt und noa gemacht war, im Besitz der Götter und Geister. Auch die More-ore auf Warekauri können nicht als — etwa zurückgedrängte — Urbevölkerung angesehen werden, da sie in Sitten, Glauben, Sprache und Leibesbeschaffenheit sich ganz deutlich als die nächsten Verwandten der Maori ausweisen. — Von den Zuständen nach der Einwanderung wissen wir wenig. Lange

Jahrhunderte hindurch bestanden selbständige Maoristaaten neben einander, theils in freundschaftlichen, theils in feindlichen Verhältnissen: ein gemeinsamer Oberbefehl, ein herrschender Staat, ein Mittelpunkt der Götterverehrung fehlte wohl nicht: es war dies die Zeit der höchsten nationalen Blüthe der Maori, deren Dauer eine nicht zu bestimmende, gewiß aber sehr lange, deren Zustand gewiß ein wechselnder war.

Dann aber folgten allmählich und in sehr langsamer Entwickelung Zeiten des Verfalles. So änderte sich ihre Religion nach und nach, der Glaube an die alten einheimischen Götter zerfiel, als jene selbst immer mehr und mehr aus dem Bewußtsein schwanden und machte einem wüsten Glauben an Schutzgeister, an gespenstisches Einwirken der Seelen, an Zauber und Gegenzauber Platz, indem er sich zersplitterte aus einer Staats- und Volksreligion in einen abergläubischen Dienst des Individuums. Eine ähnliche Zersplitterung griff auch im politischen Leben um sich; die größeren Stämme zerfielen in eine Menge kleinerer, ein Mittelpunkt des öffentlichen wie des politischen Lebens hörte auf zu sein und hierdurch, sowie durch die vielfachen Zusammenstöße, welche bei einer solchen Menge kleinerer Stämme und Staaten eintreten mußte, dann ferner durch Aberglauben u. s. w. entwickelte sich jener Krieg Aller gegen Alle, den wir schon geschildert haben und aus welchem sich nur selten irgend ein Staat mächtiger hervorhob. Natürlich hatte dies alles den bedeutendsten Einfluß auf den Volkscharakter, der immer wilder, kriegs- und blutgieriger, immer rachsüchtiger und roher wurde. Auch in ihren technischen Leistungen giengen die Maori zurück (Taylor 6 f.; Baker Transactions of ethnol. soc. of London N. Ser. 1, 45). Tasman z. B. sah 1642 noch große Doppelkähne bei ihnen (68), welche zu bauen sie später nicht mehr im Stande waren.

Die erste Berührung der Maori mit Europäern fand 1642 im December statt, wo Tasman nach Neuseeland und auch, nach der Sitte der Zeit, sofort mit den Eingeborenen in blutigen Streit gerieth, in welchem drei seiner Holländer fielen (Tasman 77; 95). Bekannt aber wurde Neuseeland erst durch Cooks Besuch, den er auf seiner ersten Reise 1769 dort machte. Warekauri ward erst 1791 durch Broughton entdeckt. Cooks Ankunft war indeß nicht so folgen-

reich für Neuseeland wie für Tahiti und Hawaii: denn über vierzig Jahre blieb das Land unbeachtet, nur daß es öfter von Robben- und Walfischfängern besucht wurde, deren einige sich, aber auch erst 1807, daselbst ansiedelten und trotz mancher Laster, die sie brachten, doch in so fern nützlich waren, als sie den Eingeborenen auch manche Kenntnisse und Fertigkeiten lehrten und sie so zur höheren Bildung vorbereiteten (Wakefield 1, 313; 335). Uebrigens fanden auch Sträflinge von Neusüdwales dorthin den Weg und mancher Ausreißer von den durchreisenden Schiffen blieb da. Diese thaten freilich viel Uebles, allein man hat sie doch zu schwarz geschildert: man muß ihnen wenigstens zugestehen, daß auch sie als „Pionire der Civilisation" tüchtig wirkten (Swainson 74; Thomson 1, 294 f.). Ueberall wurden sie freundlich aufgenommen (Taylor 195) und viele Matrosen und Offiziere von Walern hatten in Neuseeland eingeborene Weiber, welche sie dann bei gelegener Zeit besuchten (Dillon 1, 251). Ueberall haben auch später, zu Dieffenbachs Zeiten z. B. die Neuseeländer sich sehr gefreut, wenn Europäer kamen und sie gern und freundlich aufgenommen (Dieffenb. 1, 191; 334). Den Ruf ihrer besonderen Wildheit und Gefährlichkeit haben sie durch ihr Betragen gegen die Europäer nicht verdient, sondern nur durch die grausamen Kriege, welche sie unter einander führten. Alle Streitigkeiten zwischen ihnen und Europäern sind von diesen veranlaßt; so die mit Tasman, so die 1809 in der Wangaroabai, welche das gute Einvernehmen der Maori mit den Europäern dauernd störte, der Streit, welcher mit der Niedermetzelung der Mannschaft des Boyd und der Zerstörung des Schiffes endete. Der Capitän desselben, Thomson, hatte nämlich einen neuseeländischen Fürsten, der sein Passagier war, ohne genügenden Grund auf's schimpflichste mißhandeln lassen (Dillon 1, 217-224; Thomson 1, 248 f). Dies Ereigniß verbreitete weithin großen Schrecken und verzögerte auch die Reise des ersten Missionärs Marsden, der gerade nach Neuseeland aufgebrochen war. Erst 1814 kam er von Neusüdwales aus nach den Inseln, wo nun die erste christliche Predigt gehalten wurde (Taylor 208; Meinicke 225). — Unter sich hatten die Maori bis dahin die alten Kriege weiter geführt, welche zum Theil große Veränderungen hervorbrachten und namentlich die nördliche Halbinsel bis zum Cap Reinga sehr entvölkerten (Dieffenb. 1, 291; 208, 195), doch auch andere Stämme

vernichteten, andere von ihren Sitzen vertrieben (Dieffenb. 1, 191 f; 195; 300). Diese Kriege waren um so wichtiger, als die Maori durch jene Waler gegen Lebensmittel europäische Feuerwaffen bekommen hatten, welche sie damals zuerst anwendeten.

Marsden war mit seinen Missionären an der Inselbai gelandet. Sein Bemühen war, mit dem Christenthum, ja vor demselben den Eingeborenen Bildung zu bringen; allein dieser Plan scheiterte, weil jene zwar alles, was er ihnen lehrte und die Geräthe, das Eisen, welches er brachte, mit Begier aufnahmen, aber nur um durch reichere Erndten reicher zu werden und Waffen und Pulver kaufen zu können (Meinicke 226). Das war der Hauptgrund, weshalb sie zunächst nicht vorwärts kamen, und Polack (narr. 2, 144), welcher die Mißerfolge der ersten Mission aus dem Charakter und Benehmen der ersten Missionäre ableitet, hat gewiß nur sehr theilweise Recht. Vollends unerheblich ist es, wenn Du Petit-Thouars (3, 43), sowie D'Urville und seine Offiziere ähnliche Urtheile fällen; denn wir kennen ihre Parteilichkeit. Jedenfalls machte sich ihr Einfluß nicht gleich geltend; vielmehr entbrannten die inneren Kriege gar bald mit erneuter Heftigkeit, als der Häuptling Shongi, der 1820 mit dem Missionär Kendall nach England gegangen war, 1821 mit vielen schlau erworbenen Flinten zurückkam (Meinicke 226 f.; Thomson 1, 253 f.). Er wandte seine Unternehmungen zuerst nach Süden, dann nach dem Norden der Nordinsel Ika te Maui und erst als er 1828 starb, wurde das Land etwas ruhiger (Thomson eb.; Meinicke eb.). Wichtig war auch zur Verminderung der Unruhen, daß 1830 durch den Gouverneur von Neusüdwales, Darling, der Handel mit Menschenköpfen dorthin untersagt wurde; denn dieser Handel war die Quelle vieler Kriege. Diese ruhten zwar nicht; wie denn 1832 wieder ein heftiger Krieg um Taranaki entbrannte, der die ganze Nordinsel beunruhigte (Dieffenb. 1, 132; 162 f.) und in demselben Jahr die Maori — in einem europäischen Schiff (Dieffenb. 1, 191 f.) — den ersten Zug nach Warekauri unternahmen und sich hier niederließen. Die More-ore, damals etwa 1500, wurden theils vernichtet, theils aber verschmolzen sie immer mehr mit den unter ihnen lebenden Neuseeländern, auch sprachlich; 1866 waren sie etwa noch 200 Seelen stark, während die Zahl der dortigen Maoris 400 betrug (Travers bei Peterm. 1866, 62). Jetzt sollen sie auf 40 zusammenge-

schmolzen sein, welche Angabe sicher auf nicht allzugenauer Zählung beruht, indem man sie für Neuseeländer ansah. Ihre Sprache soll ganz geschwunden sein. Ihre Inseln sind durch eine bunte Mischung aus allen Völkern besetzt (Welch im Globus 17, 268 f.).

Während nun im Anfang dieses Jahrhunderts nur einzelne englische Schiffe nach Neuseeland kamen, um den Engländern, die dort wohnten, eine sichere Stellung zu verschaffen: so begann man nach Marsdens Uebersiedelung, nach Shongis Besuch in England immer aufmerksamer auf die Inseln und ihre Bedeutung zu werden. Die auf ihnen wohnenden Engländer, die Missionäre selbst, dann Landspekulanten aus Sydney und verschiedene Glücksritter kauften von den eingeborenen Häuptlingen von Land auf, was sie bekommen konnten und in England bildete sich eine Gesellschaft, an deren Spitze Lord Durham stand, deren eigentliche Triebfeder Edward Gibbon Wakefield, deren Mitglieder vielfach hochgestellte, politisch einflußreiche und sehr reiche Männer waren (Swainson 75 f.; Thomson 2, 4 ff.). Der Zweck der Gesellschaft war ein doppelter: erstlich nach bestimmten Grundsätzen zu colonisiren; zweitens — Geld zu machen (Rede des Earl Grey bei Swainson 77). Diese Gesellschaft verlangte Bestätigung und Unterstützung von der Regierung. Diese jedoch, gegen die Gesellschaft eingenommen durch die Missionäre, welche besorgt waren für die Eingeborenen, und keineswegs gewillt, sich auf so weitläufige Pläne und Neuerungen, wie sie die Gesellschaft vorhatte, einzulassen, schlug ihre Unterstützung ab und erklärte auf den Antrag, Neuseeland zur britischen Colonie zu machen, auf das allerfesteste, Neuseeland sei ein durchaus selbständiger Staat und müsse als solcher anerkannt und behandelt werden. Die Gesellschaft aber, welche mittlerweile große Geldsummen — ihr Grundcapital betrug mehr als 100,000 Pfd. St. — zusammengebracht hatte, wollte nicht von ihren Plänen ablassen: und so sendete sie trotz des Widerspruchs der Regierung und durchaus ohne genügende Kenntniß der neuseeländischen Verhältnisse im Jahre 1839, wo sie zuerst in Wirksamkeit trat, mehrere Schiffe voll Auswanderer nach Neuseeland.

Hier entstanden nun die schwierigsten Verhältnisse, bei deren Darstellung aber wir nochmals erinnern, daß wir nur zu schildern beabsichtigen, was für die Eingeborenen und ihre Schicksale von Wichtigkeit war, daß wir also nicht daran denken, eine erschöpfende Ge-

schichte der Colonieen in Neuseeland geben zu wollen. Die Ursachen dieser Wirren waren sehr mannigfaltig. Zunächst müssen wir festhalten, daß schon von einzelnen Ansiedlern und Speculanten eine Menge Landes aufgekauft war, in den Jahren von 1825-29 nicht weniger als eine Million Akres und 1839 wurden gar 20 Millionen Akres als gekauft reclamirt von Weißen, welche nicht zur Neuseelandcompagnie gehörten (Thomson 1, 268 f.). Swainson (90) erwähnt 1200 Reclamationen, die nicht zur Compagnie gehörten, unter denen drei je eine Million Akres beanspruchten, drei je eine halbe Million u. s. w. Nicht die geringsten Forderungen unter diesen waren es, welche die Missionäre der Churchmission machten: das war aber um so wichtiger, als einige Jahre vorher (1836) gerade diese Mission eine größere Ausdehnung bekommen hatte (Taylor 209). Von den Missionären nun hatten mehrere über 10,000 Akres, einer gar über 40,000 an sich gebracht (Dieffenbach 2, 168). Wakefield der Geschäftsführer der Compagnie, kaufte nun auch, wo er bekommen konnte und wo man es ihm anbot, nur um Land zu bekommen, ohne Wahl und Vorsicht (Swainson 79), namentlich das Gebiet um Port Nicholson, wo die Stadt Wellington bald der Hauptsitz der Gesellschaft wurde. Durch seine Ankunft bewogen kamen eine Menge Leute von Neusüdwales mit englischen Kaufbriefen, welche sie dann ausfüllten und von den Häuptlingen, mit denen sie verhandelt hatten, unterschreiben ließen, um darauf ihre Rechtsansprüche zu gründen (Swainson 89. 90-91). Durch alles dies war die englische Regierung wider ihren Willen genöthigt, ihre Oberhoheit über Neuseeland geltend zu machen; und so entsendete sie den Capitän Hobson, um die Häuptlinge zu bewegen, ihre eigene Oberhoheit auf die Königin von England zu übertragen und um einen Sitz für die Regierung auszuwählen. Hobson wählte mit richtigem Griffe Aukland, zog sich dadurch aber die Feindschaft der Neuseelandcompagnie im höchsten Grade zu, welche natürlich gern ihre Niederlassung als Regierungssitz gesehen hätte (Swainson 86 f.; 808). Es scheint nicht, als ob die Regierung gegen die Gesellschaft feindlich verfuhr, obwohl diese gegen die Regierung, wenn auch nicht feindlich, so doch oppositionell aufgetreten war; die Wahl Auklands beruhte auf Gründen, denen die Regierung und das Parlament die volle Anerkennung aussprach (Thomson 2, 26 f.; Swainson 87; 99); auch Dieffen-

bach, obwohl bei der Compagnie als Naturforscher in Dienst, sprach sich eben dahin aus (Swainson 86). Durch Hobsons Ankunft aber wurden neue Schaaren von Einwanderern herbeigelockt und die Regierung selbst mußte doch auch Grundbesitz haben; das schwierigste aber war ihr Verhältniß zur Gesellschaft. Die erste Hauptmasse der durch die letztere veranlassten Einwanderer — vorher waren nur einzelne Schiffe mit Vorläufern gekommen — welche Wellington 1840 erreichten, hatten unter sich ein bestimmtes Rechtsverhältniß und die Einrichtung eines Gerichtshofes festgesetzt. Da aber die Regierung jetzt die Oberhoheit über das Land beanspruchte, so durfte das nicht geschehen und die englische Regierung warnte dringend vor einer solchen Verfassungsverletzung. Mochte dies auch richtig, auch nothwendig sein: die Schwierigkeit der Lage wurde dadurch nur erhöht, da es nun — für eine Zeit lang wenigstens — an jeder festen Ordnung fehlte (Swainson 102 f.). Auch hier läßt sich übrigens der Regierung, welche nicht anders handeln konnte, kein Vorwurf machen; auch hier ist die Gesellschaft schuld, welche durch ihre Opposition und ihr voreiliges Handeln diese nothwendigen Folgen hervorrief. Wie leichtsinnig aber die Gesellschaft gehandelt hatte, das zeigte sich nur allzubald und in nur allzugrellem Lichte. Denn sie hatte (offic. Bericht bei Swainson 126) Land ausgetheilt an ihre Ansiedler, welches sie gar nicht gekauft, an welches sie nicht das mindeste oder, im besten Falle, nur sehr zweifelhaftes Recht hatte.

War nun so schon die Verwirrung durch und unter den Engländern sehr groß, so wuchs diese doch ins Unauflösliche durch die Eigenthümlichkeit der Maori. Diese hatten vom Verlauf größerer Landstrecken für immer, ohne die Möglichkeit einer Rückforderung oder eines wiederholten Verkaufes, ohne Berechtigung auf seinem bisherigen Eigenthum weiter zu leben, gar keinen Begriff und wie ihnen der Inhalt der Kaufkontrakte, welche die Engländer abschlossen, ganz fremd und unverständlich war, so war ihnen dies noch mehr die Form. Zudem erschien ihnen anfangs die Abtretung wüster nicht einmal abgegrenzter Länderstrecken als etwas völlig Zweckloses und sie dachten dabei natürlich nur an die schönen Sachen, die sie als Kaufpreis erhielten, bei deren Theilung daher jedesmal Zank und Streit entstand, da jeder so viel er konnte, sich zuzueignen suchte (Wakefield 1, 288). Auch hielten sie es anfangs für Lüge, wenn man ihnen sagte, daß viele

Hunderte von Weißen kommen würden, um das gekaufte Land als ihr Eigenthum zu benützen: sie glaubten vielmehr nur an die Ankunft einzelner und da sie diese gern in ihre Dörfer aufnahmen, um sie als Händler zu benutzen, so verkauften sie das Land leichtsinnig (Wakefield 1, 202), oft dasselbe Land zwei- oder dreimal, oft Land, welches ihnen gar nicht gehörte (z. B. D'Urville b IX., 140). Dies brauchte nicht aus Betrügerei zu geschehen: gewiß thaten sie dies häufig, weil sie die Sache nicht verstanden. Später nun, als sie das gefährliche der Landverkäufe einsahen, suchten sie das Verkaufte nicht immer so friedlich durch Rückkauf wieder zu erlangen, wie dies Roß (2,73) 1841 von manchen Häuptlingen sah, sondern häufig läugneten sie entweder den Verkauf, gaben das Land nicht heraus oder verjagten auch wohl den Käufer, der schon Besitz ergriffen hatte (Power 48 f.). Doch machte sich hier an vielen Orten der Einfluß der Mission auf sehr heilsame Weise geltend, denn die Eingeborenen ließen sich, obwohl oft in drückender Noth und großem Elend durch den Länderkauf von den Missionären trotz ihrer Unzufriedenheit zu ruhigem Verhalten bestimmen (Roß 2, 73). Und Grund zur Unzufriedenheit mit den Europäern war freilich genug. Ganz abgesehen von den vielfach betrügerischen Landankäufen durch die Neuseelandcompagnie (Thomson 2, 25; 49), abgesehen ferner von den öfteren Gewaltthätigkeiten und anderen Unzuträglichkeiten bei der Besitzergreifung und nachher — Martin schildert (67) die grobe Sittenlosigkeit der Einwanderer — ganz abgesehen davon braucht man nur die Preise sich zu vergegenwärtigen, welche die Europäer für das Land boten und zahlten (Thomson 2, 16), braucht man nur daran zu denken, daß „Geld zu machen" der eine Hauptzweck der Gesellschaft und der einzige der zahllosen Glücksritter war. Hört man nun, was die Missionäre zahlten, so kann man denken, was erst die anderen mit minder strengem Gewissen boten. 1839 zahlte ein Missionär für 5000 Akres 40 *ℓℓ*., ein anderer für 10,000 Akres 450 *ℓℓ*. in Waaren, 1833 ein dritter für 1000 Akres 42 *ℓℓ*., 1821 bekam ein anderer 400 Akres für 10 *ℓℓ*. und derselbe 1836 40,000 Akres für 400 *ℓℓ*. (Dieffenbach 2, 168)! In minder als drei Monaten kaufte Wakefield Land von der Ausdehnung Irlands für Waaren im Werth von 8983 *ℓℓ*. St. (Thoms. 2, 15). Die Neuseeländer sind aber ein scharfsehendes, hochbegabtes Volk und mochte es auch die erste Zeit glücken, sie zu betrügen, der

Betrug hielt nicht lange vor: freilich war dann schon viel für die Beschädigten verloren. Das tiefe Gefühl des Unrechts, welches die Eingeborenen beim Länderverkauf von den Meisten erlitten, zeigt sich treffend in folgender Rede eines Häuptlings (on the British Colonization of New Zealand p. 49): „nein, nein, Herr Gouverneur, ihr sollt unser Land nicht ausmessen und es verkaufen. Seht ihr seid in unser Land gekommen, habt es gesehen, seid stehn geblieben und dann den Fluß heraufgekommen; und was haben wir gethan? Wir gaben euch Kumaras, ihr gabt uns eine Fischangel, das ist Alles. Wir gaben euch Land, ihr gabt uns eine Pfeife, das ist Alles! Wir sind betrogen worden. Die Fremden sind Diebe. Sie zerreißen ein Tuch, machen daraus zwei Stücken und verkaufen sie für zwei Tücher; sie kaufen ein Schwein für ein Pfund und verkaufen es für dreie; sie bekommen einen Korb Kumaras für 6 Pence und verkaufen ihn für zwei Schillinge. Das ist Alles, was sie thun, sie bestehlen uns, das ist Alles." Betrügereien wie die hier von den Tüchern erwähnten und Aehnliches ist vielfach vorgekommen. — Allein das Gleiche trägt sich überall zu, ohne eine solche völlig heil- und beispiellose Verwirrung der Besitzverhältnisse zu bewirken, als sich nach und nach in Neuseeland entwickelte. Der wichtigste Grund hierzu waren die Rechts- und Eigenthumsverhältnisse in Neuseeland selbst und ihre gänzliche Vernachlässigung durch die Europäer, welche sie als eines Volkes von „Wilden" eben einfach nicht beachteten. Und doch waren diese verwickelt genug. Denn es gab (Shortl. a 263), der Art des Besitzes und der Verkaufsfähigkeit nach, vier Klassen Landes: erstlich solches, das Einzelnen gehört oder gemeinschaftlich mehreren Mitgliedern eines Stammes; zweitens Land, welches den Mitgliedern eines Stammes gehörig unter sie in kleine Theile getheilt ist; drittens Land zwischen dem Gebiete zweier Stämme gelegen, von beiden beansprucht; und viertens erobertes Land, dessen ursprüngliche Besitzer entweder, unterthan den Siegern, noch darin wohnen oder aber vertrieben in der Nähe umherschweifen. Das Land der ersten Klasse wird von den Maori selbst nur sehr ungern verkauft, da er am Erbe seiner Väter hängt, da es häufig für ihn durch mannigfach darauf ruhende Tabus ein heiliger Besitz ist, den aufzugeben Frevel gegen die Götter oder die innerste Empfindung wäre; da die Einzelnen selber (wenn auch erst in etwas späterer Zeit) einsahen, daß ihre politische Macht und Existenz durch den Landverkauf vernichtet

würde (Taylor 277). Die zweite Klasse verkauft sich gleichfalls schwer wegen der vielen Rechte, die auf diesem Lande haften; wegen der vielen Betrügereien, welche eben wegen dieser vielen Rechte so leicht entstanden; und durch die ein solcher Kauf gar leicht ungültig wird. Daß durch Kauf der dritten Klasse nur Streit und gleich zwischen drei Faktoren entsteht, liegt auf der Hand, ebenso aber auch durch Land der vierten Klasse, denn nach neuseeländischer Sitte behalten die Besiegten immer das Haftrecht an ihrem alten Boden, man respektirte immer ihr Eigenthumsrecht, auch wenn nur noch wenige eines Stammes übrig waren und das Land in völlig anderem Besitz ist (Taylor 384 f.). Und wollte man solche Sklaven gewaltsam bei einem Kauf verstoßen, so würden sie, um im Elend nicht zu verkommen, Räuber- oder Bettlerbanden bilden und dadurch den Einwanderern nur gefährlich werden. Das ist aber noch nicht alles: denn häufig ist der Besitz eines Landes so vertheilt, daß dem einen der Boden, dem andern aber die Wälder oder ein Baum oder die Früchte des Baumes zugehören; oder daß auf fremdem Grund und Boden ein Begräbniß stattgefunden hat und dieses dadurch für die Verwandten des Todten heilig ist. In früherer Zeit hatten nur die Häuptlinge ein hervorragendes Recht, auf welches gestützt sie das Land als ihr Eigenthum betrachteten und als solches wohl verkauften. Aber dann erhob sehr häufig die übrige Schaar der Raatiras Einspruch. Gehörte das Land dem ganzen Stamm, so ward das Geld an alle Stammmitglieder vertheilt; wie auch alle Familienglieder vom ersten Bebauer an — also oft aus sehr alter Zeit — gerechnet ihren Antheil des Verkaufsgeldes erhalten müssen (Taylor 384). Die Erbverhältnisse waren verwickelt genug (Shortl. a 255); und doch wußten die etwas vornehmeren Neuseeländer sehr genau die Geschichte und dadurch die Zugehörigkeit des einzelnen Landes (Taylor 384 f.). Daß bei der Theilung der Gelder sehr leicht Streit entstand, daß einzelne übersehen wurden, leuchtet ein. Man sieht also, wie unendlich verwickelt die Verhältnisse hier waren: man rechne alles das Gesagte zusammen und man wird zugestehen, daß hier eine heil- und beispiellose kaum noch zu schlichtende Verwirrung herrschte, in welche die Regierung nothwendig eingreifen mußte.

Dazu drängte sich noch ein anderer Umstand, welcher die Verwirrung nur noch erhöhte, zugleich ihr aber eine höhere, wirklich politische und folgenschwere Bedeutung gab: die Einmischung Frank-

reichs. In demselben Jahre 1836, welches den neuen Aufschwung der Hochkirche sah, wurde Pompalier von Papst Gregor XVI. als Bischof für Neuseeland bestätigt und 1837, in demselben Jahre, wo die Neuseelandcompagnie zuerst als solche öffentlich wirksam auftrat, kam er auf der Insel an. Nicht allein: mit ihm natürlich Missionäre und auch Glücksritter, die ihre Sache ebenso wie die Engländer, aber auf französische Art betrieben und unter denen sich namentlich der Baron von Thierrey auszeichnete. Auch er hatte große Länderkäufe von drei Häuptlingen gemacht und nannte sich, als er 1838 ankam, „König von Neuseeland und Nukuhiva" — auf welcher Insel die Franzosen ihre oben geschilderten Heldenthaten eben vollbracht hatten. Indessen wurde dies Königthum Thierreys, dessen lächerliche Prätensionen Du Petit Thouars (3, 53 f.) höchst charakteristisch für ihn und Frankreichs Auftreten in der Südsee vertheidigt, dies Königthum wurde bald durch Busbys eines englischen Agenten Thätigkeit zu nichte: denn auf sein Anstiften hatte sich eine Anzahl von Häuptlingen unter einander verbündet, für die Herren der ganzen Insel erklärt und eine Art von Constitution gegeben (Thomson 1, 275 ff.; King und Fitzroy Append. 195). Wichtiger als die Komödie dieses königlichen Barons war das Auftreten der katholischen Missionäre, denen es gleich 1838 — nach Michelis 444 — glückte, eine Gemeinde zu gründen, während sie — nach Michelis 447 — erst später so viel von der Sprache lernten, um den Unterricht beginnen zu können! Diese Gemeinde also hat nicht viel Religiöses, gewiß aber desto mehr Politisches gehabt, wie man auch — nach Michelis 449 — die katholischen Missionäre anfangs nur für französische Emissäre hielt. Wurden sie nun schon dadurch wichtig, daß ihr Auftreten — wir meinen nicht ihr persönliches, dies war tadellos Dieffenb. 2, 169; Swainson 92) — dem Ansehen der Europäer großen Abbruch that, indem sie durch Ueberführung der religiösen Streitigkeiten das ganze Christenthum und seine Mission und seine Anhänger bei den scharfblickenden Maoris herabsetzten: so war doch die Stellung, welche sie politisch einnahmen, viel bedeutsamer. Sie stellten sich — nach Michelis 450 — ganz auf Seiten der Handelscompagnie und gegen die englische Regierung, wenn es natürlich auch eine lächerliche und lügnerische Uebertreibung der katholischen Schriftsteller ist (Michelis 449), England sei erst durch Pompaliers Sendung auf Neuseeland aufmerksam gemacht und die

Besitzergreifung der Insel sei erst in Folge der katholischen Mission geschehen.

So war in Neuseeland also ein Kampf Aller gegen Alle und wollte die englische Regierung ihre Unterthanen schützen, wollte sie segensreich wirken, sie mußte eingreifen, sie mußte selbst als Centralgewalt auftreten. Und das hat sie gethan. Hobson war von ihr abgeschickt, um die Abtretung der Insel von den Häuptlingen an die Krone England zu bewirken — und dies geschah 1840 in dem berühmten Vertrag zu Waitangi, der so vielfach besprochen, aufs schärfste angegriffen, aufs herbste getadelt, dann wieder vertheidigt und wieder angegriffen ist, der sich also schon dadurch als eines der wichtigsten Ereignisse dieser Entwickelung hinstellt. Zunächst berichten wir das Thatsächliche. Als eine große Anzahl Häuptlinge nach Waitangi zusammengekommen waren, begannen daselbst am 6. Januar die Verhandlungen, die bald stürmisch genug wurden. Hobson setzte auseinander, daß England nicht das Land, daß es einzig und allein nur die Oberhoheit, also nach dem Ausdruck eines Maorifürsten „nur den Schatten, nicht die Dinge selbst" haben wollte (Thomson 2, 22). Allein viele der Häuptlinge erklärten sich gegen die Abtretung, indem sie (leider nur mit allzuvielem Grund) an Tasmanien, an Amerika erinnerten (Dieffenb. 1, 91). Ein Fürst jedoch der nördlichen Stämme, sehr einflußreich und den Engländern ergeben, Tamati Waka (Thomas Walker Nene), erklärte sich für Hobson: die Häuptlinge sollten ihre ganze Stellung beibehalten, aber sie verpflichteten sich zugleich, jeden Landverkauf von der Zustimmung der englischen Krone abhängig zu machen (Thomson 2, 19-20; Swainson 158). Sein Beitritt überredete viele und so unterschrieben 512 Häuptlinge die Abtretung der Inseln an England. Andere freilich blieben ihrer Weigerung getreu und waren durch nichts umzustimmen (Swainson 81 f.) Es ist wahr, daß den Unterzeichnern Geschenke von der englischen Regierung geboten sind; und dies ist nicht zu tadeln, da ja auch die englische Regierung durch den Vertrag gewann und die Maori eine Entschädigung wohl verlangen konnten; aber ebenso wahr ist es auch, daß mancher, der den Vertrag mitunterzeichnete, jedes Geschenk ausschlug, damit es nicht als Bezahlung für verkauftes Land erscheinen könnte (Swainson 82). Mittlerweile hatten nun auch Fürsten des Südens einen Bund unter einander geschlossen und die Neuseelandcompagnie trat, obwohl sie

wußte, was die Regierung in Waitangi abgeschlossen hatte, diesem bei im Februar 1840; so daß sich Hobson genöthigt sah, die Souveränität Englands gleich über beide Inseln auszusprechen, obwohl die Abtretungsakte noch keineswegs vollendet war. Bis zum 16. November nun waren die Inseln abhängig von der Verwaltung in Neusüdwales; dann aber wurden sie als selbständige und unabhängige Kolonie anerkannt (Swainson 83; Thomson 2, 12 f). — Was man nun gegen den Vertrag von Waitangi vorgebracht hat, ist vorgebracht von den Gegnern der englischen Regierung, der Compagnie und den französischen Katholiken (so Wakefield 2, 457 f.; so Jacquinot bei D'Urville b 9, 303). Ein unparteiisches Urtheil aber wird anerkennen müssen, einmal, daß die Regierung eingreifen mußte, zweitens aber, daß sie mit größter Milde und Menschenfreundlichkeit, in strengster Rücksicht auf die Eingeborenen eingegriffen hat. Ihre Lage, umgeben von den erbittertsten Feinden, war, das wird man anerkennen, keine beneidenswerthe: und doch hat der Vertrag von Waitangi, das ganze Verhalten der englischen Regierung in den neuseeländischen Wirren welthistorische Bedeutung. Denn hier, worauf Jameson 226 sehr mit Recht ein Hauptgewicht legt, hier zuerst wurde der Grundsatz ausgesprochen, daß die Eingeborenen auch eines nicht kultivirten Landes das volle Eigenthumsrecht an ihrem Grund und Boden hätten (vergl. Thomson 2, 23). Das ist wichtig: denn wie dadurch von Staatswegen das rücksichtslose Vorgehen einzelner, die frühere schlechte Behandlung ganzer Distrikte verdammt wurde, so war zugleich darin die Humanität des neunzehnten Jahrhunderts wirklich zur Geltung gekommen; es zeigte sich ein großer Fortschritt der europäischen Menschheit. Hier zuerst wurden die „Wilden" als Menschen wie die Einwanderer behandelt — offiziell wenigstens; und allerdings waren die Neuseeländer einer solchen Behandlung auch am meisten entgegengereift. Es thut Noth, daß man die Bedeutung des Waitangivertrages recht scharf und klar ins Licht setzt; denn bezeichnend und traurig genug, gerade gegen ihn sind die heftigsten Vorwürfe geschleudert.

Allerdings war er es, der die Neuseelandcompagnie vollends brach. Die Regierung hatte dieselbe nie anerkannt; sie erklärte und hatte schon vor 1837 erklärt, daß sie die Käufe und Verträge der Gesellschaft nicht sanktioniren werde (Swainson 106). Wie streng sie aber vorging, geht daraus hervor, daß sie die Forderungen der Com-

pagnie, welche damals 20 Millionen Akres beanspruchte, zuerst auf 997,000, dann (1843) nach genauerer Prüfung auf nur 282,000 Akres herabsetzte. Die übrigen Engländer beanspruchten 26 Millionen, welche Forderung auf 100,000 Akres verringert wurde (Thomson 2, 33; 91). Die Gesellschaft aber suchte sich auf alle Weise in Landbesitz zu setzen, wie sie ja auch kein Mittel gescheut hatte, Auswanderer an sich zu locken (eb. 126): und so mußte es zu Mißhelligkeiten kommen. Der erste förmliche Krieg brach 1843 aus und zwar auf folgende Weise. Am Wairuafluß (auf Wahipunamu) lebten zwei Fürsten Rauparaha und Rangiaiata, deren ersterer schon früher mit den Europäern vereint diese nicht gerade hatte achten lernen, denn unter Capitän Stewarts Beihülfe hatte er seine Feinde besiegt, indem ihn jener zu Schiff hinführte und hernach sogar den Kannibalismus zuließ, aus Gewinnsucht (Taylor 327 f.; Thomson 1, 265). Daß die Weißen zu den Greuelthaten der Maori hülfreiche Hand boten, kam übrigens auch sonst noch vor: Polack (narr. 2, 113) erwähnt einen Fall, wo die Maori die Leichen ihrer Feinde im Schiffskessel eines europäischen Schiffes kochen durften! Rauparahas Land am Wairua wollte die Gesellschaft gekauft haben, er aber reclamirte und der Regierungscommissär versprach Untersuchung. Da aber Rauparaha — ein sehr mächtiger aber wenig civilisirter Fürst — mittlerweile das Haus eines der Vermesser, welche die Compagnie geschickt hatte, abbrannte, als sie nicht von selbst gehen wollten, so kam Wakefield mit Männern der Compagnie, allerdings auch von einem Polizeibeamten der Regierung begleitet, um ihn gefangen zu nehmen; vergebens berief sich dieser auf die bevorstehende Untersuchung; die Engländer drangen feindselig ein, gaben Feuer und der Kampf begann. Wakefields Leute flohen bald nach allen Seiten; er selber und die Seinen wollten sich schon friedlich ergeben, als Rangiaiata hörte, daß sein Weib, die Tochter Rauparahas, getödtet sei: nun erwachte die Wuth der Maoris und fast alle Engländer wurden getödtet (Swainson 109 f.; Thomson 2, 74 f.; Taylor 332 f.; vergl. 321 f.). An diesem Kampf waren also einzig und allein die Geschäftsführer der Gesellschaft schuld und der Gouverneur Fitzroy, welcher 1843 dem verstorbenen Hobson im Amt gefolgt war, konnte nicht anders, als die Maori für unschuldig zu erklären, um so mehr, als Rauparaha, der, um sich zu sichern, sofort Wellington bedrohte, sich dieser ihm

ganz preisgegebenen Stadt gegenüber durchaus nicht mord- oder auch nur beutelustig zeigte, sondern sich vom Missionär Hadfield (Swainson 118) leicht zum Frieden stimmen ließ. Der Maorifürst hielt sich für höchlichst gekränkt durch die Compagnie. „Ist das", rief er aus, „das Recht, welches die Königin von England den Maori versprochen hat?" (eb. 119). Fitzroy also ließ ihm Recht zu Theil werden, und sein Verfahren, wenn man es auch in Neuseeland bitter tadelte (Thomson 2, 74 f.), wurde nicht nur von der Regierung zu London vollkommen anerkannt, sondern auch zehn Jahre später vom Parlament durchaus gebilligt und Wakefields Vorgehen noch damals herbe getadelt (Swainson 120 f.).

Gerade durch nichts mehr konnte den Maori imponirt und zugleich geholfen werden, als durch ganz gerechte Justiz. Durch Martin war 1842 im Februar der Gerichtshof zu Auckland eröffnet und gleich die ersten Fälle, in denen ein Engländer und ein vornehmer Neuseeländer, Maketu (dessen man durch Nenes Hülfe habhaft geworden war, eb. 55; Thomson 2, 50 f.), verurtheilt und bestraft wurden, verbreitete überall die heilsamste Achtung (Swainson 58 f.). Hier sahen die Neuseeländer, daß die neue Ordnung der Dinge, daß die Abtretung der Oberhoheit an die Krone England wirklich vortheilhaft war und wirklich ihnen die Gleichstellung mit und Recht vor den Europäern verschafften.

Woher kam es nun aber, daß trotz alledem die Dinge gar bald eine solche Wendung nahmen, daß wir die Eingeborenen wieder unter Waffen sehen? Die Gründe sind mannigfach. Zunächst war die Art, wie die einzelnen, die Privatleute, mit den Eingeborenen verkehrten, nicht die richtige. Sie stellten sich ihnen nicht gleich und behandelten sie oft verächtlich; sie suchten sie zu übervortheilen, wo es gieng; sie ließen sie für sich arbeiten und zahlten trotz der tüchtigsten Leistungen nur den halben Lohn europäischer Arbeiter (Dieffenbach 2, 152-3; 159 f.; Swainson 64-5); sie ließen sich mit den Weibern ein und wenn sie dieselben auch heiratheten, so konnte dies die Eingeborenen, denen dadurch die Frauen genommen wurden, doch nur erbittern; dann war ferner das Betragen der Compagnie gegen die Regierung, der übrigen Engländer gegen die Missionäre und das der Missionäre gegen ihre Landsleute keineswegs ein solches, welches die Ehrfurcht vor den Europäern hätte wecken können. Und doch ist es ein ebenso richtiger

als wichtiger Satz, daß uncultivirte Völker weit sicherer durch moralische Hoheit, durch sittliche Ueberlegenheit, Gerechtigkeit, Uneigennützigkeit und derartige Tugenden geleitet und beherrscht werden, als durch Gewalt und Waffen, ja daß nur das erstere eine wirklich dauernde Herrschaft über sie bereiten kann. — Uebrigens waren es auch die nothwendigen Folgen des Vertrages von Waitangi, welcher die Maori erbitterte (vergl. on the british Colonization of New Zeal. 47 f. und sonst). Natürlich konnten die Eingeborenen die ganze Tragweite desselben schon deshalb nicht übersehen, weil ihrer Sprache das Wort und ihrer Vorstellung mithin der Begriff „Regierung, Souveränität" fehlt (Wakefield 2, 457 f.; Swainson 157). Man hatte ihnen Vortheile versprochen, die sie nach ihrer Art als unmittelbar bevorstehend und rein sinnlicher Natur sich dachten. Allein diese Vortheile zeigten sich nicht nur nicht, sondern es schien sogar, als ob durch jenen Vertrag ihnen nur Schaden erwüchse. Denn — was hauptsächlich die nördlichsten Gegenden der Insel empfanden, da die Inselbai der Hauptverkehrsort gewesen war — denn als nun nach dem Vertrag Hobson den Sitz des Gouvernements nach Auckland gelegt hatte, da zog sich der Handel, der Verkehr von der Inselbai und dem übrigen Lande immer mehr weg und immer mehr nach Auckland hin; er sammelte sich also auf den einen europäischen Punkt, wo er den Maori die wenigsten Vortheile bot und ihre Hoffnungen zerrannen ihnen unter den Händen. Denn gerade weil die Neuseeländer so große Liebe, Befähigung und Leidenschaft für den Handel haben, gerade deshalb hatten sie die Europäer überall herangezogen; gerade deshalb hatten viele ihr Land verkauft, um dadurch einen Absatzort gleich in der Nähe zu haben (Shortl. a, 283). Und nun wandte sich der Handel mit seinen Vortheilen von ihnen! Dazu kam ferner, daß jetzt die Einwanderer keine Achtung mehr vor ihnen hatten, denn sie waren nicht mehr die höchste Behörde, die jetzt eine englische war, sie konnten ihnen durch ihren Einfluß wenig mehr nützen; und ferner, da die Krone den Landkauf regelte, so durften sie nicht mehr ihr Land frei verkaufen, die Einwanderer also keine Geschäfte mit ihnen machen, und letztere hatten ja auch zum Theil nun Land und brauchten die Maori nicht mehr. Daher erhob sich nun ihr Hochmuth diesen gegenüber nach der bekannten englischen Art (Swainson 159). Ist es nun den Neuseeländern zu verdenken, wenn sie hierüber erbittert wurden?

konnten sie einsehen, daß trotz alledem der Vertrag von Waitangi für sie ein Glück war und den Keim einer gesunden Zukunft in sich barg? Für den Augenblick kaum und dies um so weniger, als nun die Gesellschaft, die sich nicht entblödete, in einem Schreiben an den Minister Lord Stanley den „Vertrag mit nackenden Wilden eine lobenswerthe Erfindung sie zu zerstreuen und zu beruhigen" zu nennen, „der wohl kaum bindende Kraft haben könne" (Swainson 137; Thomson 2, 23), nichts an Aufhetzungen und falschen Beschuldigungen fehlen ließ. Man behauptete, es sei ein Unrecht gegen die Maori selber, wenn man ihnen nicht ganz und gar jeden Landesverkauf gestatte; man beschränke den letzteren, um die Maori herabzudrücken; die Regierung würde nach und nach alles Land ankaufen, um sie zu Sclaven zu machen (Swainson 160) u. s. w. Hier wurzeln denn auch viele der Vorwürfe, welche man so reichlich der Regierung gemacht hat und von denen eine große Zahl der persönlich verbitterte Brodie 1845 zusammengestellt hat, wie er auch von dem großen Drucke redet, der durch die Beschränkung des Landesverkaufs auf den Eingeborenen liege (43 f.). So ist es mindestens eine ganz ungerechte Uebertreibung, wenn er (21) behauptet, das Verfahren der Regierung gegen die Maori sei charakterisirt durch Treulosigkeit und Betrug auf der einen, durch Unentschlossenheit, Schwäche und Furcht auf der anderen Seite. Daß auch auf Seiten der Regierung Menschlichkeiten vorgekommen sind, zum Theil recht arger Art, wer will es läugnen? Allein daß dieselbe Person zum Protector der Eingeborenen und zum Regierungsagenten für Landkäufe gemacht wurde (eb. 22), ist an und für sich noch kein Unrecht, kann vielmehr sehr nothwendig gewesen sein. Gravirender ist seine Behauptung (43 f.), daß die Regierung öfters betrügerische Landkäufe der Ansiedler für nichtig erklärt, aber das Land, anstatt es zurückzugeben, für sich behalten hätte; und noch mehr, daß ihre eigenen Beamten Landspeculanten seien und daß sie möglichst wenig Land möglichst theuer verkauft hätten (75). Der Akre käme alle Kosten eingerechnet dem Ansiedler auf ein Pfd. St., was allerdings ein sehr hoher Preis ist (jener Missionär hatte für 40,000 Akres 400 Pfd., also nur den hundertsten Theil gezahlt), und dabei sei man in beständiger Gefahr, das Gekaufte zu verlieren in Folge nachträglicher Ansprüche der Eingeborenen (Brodie 56). Wie unsinnig oft diese Vorwürfe waren, geht daraus hervor, daß Wakefield behauptet, die

Regierung, welche die Ansiedler nur schlecht gegen die Uebergriffe der Eingeborenen geschützt hätte, daher diese denn immer übermüthiger und feindseliger gegen die Weißen gewesen wären, hätte die Maoris, gewonnen von den Missionären, selbst zu Reclamationen gegen den früheren Länderverkauf angereizt; daß aber andererseits die Missionäre die Eingeborenen zum Krieg gegen die Regierung aufgehetzt hätten, ein Gerücht, welches sich sehr bald als absurd herausstellte (Thomson 2, 153). Allein dieser Krieg brach wirklich aus und mußte ausbrechen: der Zwiespalt der Europäer, das Mißvergnügen der Eingeborenen, ihr altangestammter kriegslustiger Sinn erregten ihn, wobei nicht zu läugnen ist, daß dieser letztere durch die Vorgänge am Wairua und durch den Rechtsschutz, den die Regierung ihnen angedeihen lassen mußte, gehoben ist. Doch kann die Regierung auch hier entweder keine oder nur die mindeste Schuld treffen. Wohl aber war eine Entscheidung des englischen Parlaments von großer Wichtigkeit, welche kurz vor Ausbruch des Krieges in Neuseeland bekannt wurde und die Maori sehr erbitterte; uncivilisirte Einwohner eines Landes, hieß es, hätten nur ein beschränktes Besitzrecht an dasselbe, nur das Recht der Occupation; und die Krone sollte sich zum Herrn alles unbebauten Landes erklären (Swainson 160 f.; 168 f.). Dadurch ward also die Colonialregierung und Fitzroy auf's ärgste blosgestellt und auch die Missionäre, welche natürlich für den Vertrag von Waitangi gewesen waren. So erhoben sich die Maori gegen die älteste Niederlassung, hieben zweimal, obwohl der Ort durch Soldaten und eine Kriegsschaluppe gedeckt war, die königliche Flagge zu Kororareka nieder — sie führten also gegen die Regierung Krieg, die sie dazu denn doch ebenso wenig als die Missionäre angereizt haben kann — griffen die Stadt selbst an und nach Vertreibung der Einwohner zerstörten sie dieselbe unter Hekes Anführung vollständig. Der Krieg gieng nun weiter, verlief aber keineswegs glücklich für die Engländer, deren Truppen nichts ausrichteten und größere Verluste hatten, als die Eingeborenen (Power; Thomson 2, 74 f.; Swainson 161 f.). Allerdings hatte das Gouvernement Neuseelands, trotzdem es Hobson dringend verlangt hatte, keine reguläre Truppen bekommen, die erst im Kriege sich bildeten (Swainson 173). Er wurde mit verschiedenen Pausen geführt: 1846 z. B. zogen alle Maori plötzlich ab, um Kartoffeln zu pflanzen und beendeten ihn so, da sie den Engländern gleich

seien, nämlich an Todten und Verwundeten (Taylor 356); 1847 entbrannte er von neuem mit wechselndem Erfolg, doch meist ungünstig für die Ansiedler. Ueber die ganze Insel war der Krieg verbreitet, ja es kam so weit, daß Rauparaha und Rangiaiata, die wir schon vom Wairua her kennen, den Plan faßten, die Ansiedlungen des Südens mit einem Schlage zu vernichten (Power 48 f.). Doch dahin kam es glücklicherweise nicht.

Denn mittlerweile war es den Anfeindungen der Gesellschaft gelungen, daß Fitzroy, dem Swainson 167 das schöne Zeugniß ausstellt, daß wohl Niemand mit reinerem Eifer für das Wohl der Eingeborenen nach Neuseeland gekommen sei, 1845 abberufen wurde. Doch ist auch über ihn das Urtheil später gerechter geworden, man hat die Schwierigkeiten, in die nicht durch seine Schuld verstrickt er handeln sollte, sowie auch seine Verdienste anerkannt (vergl. Thomson 2, 122 und Selwyn eb. 123). Hätte er sich dem Treiben der Compagnie und der übrigen Engländer — die absolute individuelle Freiheit, welche in den englischen Colonieen herrscht, verdirbt alles, sagt Dieffenbach 2, 173 — nicht so consequent widersetzt, als er that, so würde jedenfalls der Antrag, die Eingeborenen ihres Besitzrechtes zu berauben, auch von der Regierung angenommen sein; und die Folge wäre gewesen (worauf Swainson 170 f. sehr richtig hinweist), daß die Erhebung der Maori eine allgemeine geworden wäre, und da sie jetzt schon, wo sie keineswegs allgemein war (eb. 170), so gefährlich wurde, wie gefährlich wäre erst ein allgemeiner Krieg der so tapferen als klugen Maoris geworden! So glückte es denn dem Nachfolger Fitzroys, dem edlen Sir George Grey dadurch daß er mit größerer Macht ausgerüstet, vielleicht auch mit größerer Energie in Fitzroys Fußstapfen trat, den Aufstand niederzuwerfen; er siegte im Norden, im Süden (bei Wellington), nahm den Rauparaha gefangen und der ganze Krieg, den nun Rangiaiata allein fortsetzte, ward 1848 beendet. Es war hierbei nicht von geringer Bedeutung, daß der schon öfters genannte Nene zu den Engländern übergieng (Swainson 55). Rauparaha ward später wieder freigelassen, wobei sich denn gegen Grey dieselben Vorwürfe wie gegen Fitzroy erhoben (Thomson 2, 164).

Damit waren aber keineswegs alle Schwierigkeiten beigelegt; denn nun mußte friedlich geordnet werden, was zu allen diesen Feindselig-

keiten den Anlaß gegeben hatte. Zunächst war es die Landfrage wieder. Die Missionäre der Hochkirche beanspruchten nicht weniger als 216,000 Akres als ihr Eigenthum — so daß Grey diese Ansprüche als Hauptsache des Aufstandes an der Inselbai bezeichnen konnte; dennoch weigerten sie sich, obwohl man ihnen 66,000 Akres zusprach, irgend etwas aufzugeben, bis sie endlich von einem Ausschuß ihrer Missionsgesellschaft zum Aufgeben ihrer übertriebenen Forderungen genöthigt wurden (Thomson 2, 156). Dann aber gab sich Grey Mühe, die Anschauungen, Sitten, Ueberlieferungen und Rechtsansprüche der Maori, um dem Volke gerecht zu werden, kennen zu lernen, welchen Bemühungen wir die so oft angeführten unschätzbaren Sammlungen und Bücher, die Maori aber eine sichere rücksichtsvolle und väterliche, aber auch strenge Regierung verdankten. Die Abtretung der Oberhoheit hatte auch die Eingeborenen ganz unter die englischen Gesetze gestellt, und das war jetzt nöthiger als je, denn als Ansiedler und Eingeborene unter demselben Gesetz standen, hörte auch die Vorsicht beider gegen einander weit mehr auf (Swainson 176). Aber durch das Zusammenziehen des europäischen Lebens nach Auckland lebten die Maori viel mehr unter sich, und es war sehr schwer, oft ganz unmöglich für das äußerlich schwache Gouvernement, dessen Schwäche im Kriege so deutlich an den Tag getreten war, seine Macht strafend unter ihnen geltend zu machen (eb. 177). Andererseits aber ließ man ihre Gleichstellung auch wieder nicht gelten: so konnten sie gerichtliches Zeugniß ablegen, aber es galt nicht für bindend, der Richter konnte es glauben oder auch nicht (Brown 183). Und solcher Halbheiten gab es mehrere, da die einzelnen Europäer sich keineswegs zu den Maori, den Farbigen, hingezogen fühlten. Nichts aber empört und verbittert die Maori, die sich ihrer Tüchtigkeit wohl bewußt sind, mehr, als solche Zurücksetzung und schlechte Behandlung (Dieffenbach 2, 161; Wakefield 2, 244 f.). Und dazu kam nun, daß die Eingeborenen sich oft gewaltsam den Strafen widersetzten (Beispiele Swainſ. 178 f.) theils aus Zügellosigkeit, theils weil sie Gefängnißstrafe für höchst entehrend hielten. Dem abzuhelfen bemühte man sich auf verschiedene Weise (eb. 181): Grey traf das Richtige. Er ließ die Gesetze gleichmäßig über beide, Engländer und Maori, walten, aber die Gefängnißstrafe ward abgeschafft und dafür (nach der heil. Schrift) vierfacher Ersatz des Gestohlenen geleistet, was auch den Europäern

in jeder Weise genehm war (180). Und dann sorgte Grey für größere militärische Macht des Gouvernements, wie sie unumgänglich nöthig war. So gelang es ihm, den Frieden mit den Eingeborenen herzustellen und dauernd friedlich mit ihnen zu verkehren. Sir George Grey ist gewiß einer der ausgezeichnetsten Männer des heutigen Englands; er ist gewiß der größte Wohlthäter, ein Vater der Maori gewesen und man kann die Festigkeit, die Umsicht und doch die liebevolle Milde, die vorurtheilsfreie Gerechtigkeit des Mannes nicht hoch genug stellen. Allein will man gerecht sein, so muß man zugestehen, daß seine Stellung viel leichter war; daß er ohne Fitzroys aufopfernde und minder belohnte Thätigkeit nicht hätte leisten können, was er geleistet hat; daß seine Erfolge wesentlich auch Fitzroys Erfolge sind, denn dieser hat den eigentlichen Kampf gekämpft, welcher erst die Schwierigkeiten und Schäden aufdeckte, die einmal aufgedeckt nicht unheilbar waren. Auch die alte Gegnerin der Regierung war nicht mehr: denn 1850 löste sich die Neuseelandcompagnie auf, nachdem sie schon vorher ganz machtlos gewesen war (Thomson 2, 190 f.).

Nachdem nun so friedlichere Verhältnisse heraufgeführt waren, konnte Grey auch für die Eingeborenen selber sorgen; und so wurde unter seiner Verwaltung eine bestimmte Summe aus den öffentlichen Einkünften jährlich für das Erziehungswesen unter den Maori ausgesetzt (Swainson 185). Mehr und mehr lernten die Eingeborenen nun sich dem englischen Gesetz fügen, es verstehen und selbst bei seiner Anwendung thätig sein (Thomson). Daß sie wohl vermochten, sich in ein großes politisches Leben verständig einzufügen, das zeigten sie 1852 bei den Verhandlungen über die entdeckten Goldfelder der Südinsel, welche uns Swainson (47 f.) mittheilt, in schlagender Weise: sie faßten die Bedeutung der Sache sehr richtig auf, der sie genügten und doch ihre Stellung und ihren Vortheil zu wahren wußten (vergl. Davis 136; Hood 4; Thomson 2, 196 f.). Seit 1852 hat denn nun auch Neuseeland seine eigene Constitution und sein Parlament (Thomson 2, 205 f.) und wahlfähig sowie wählbar ist jeder Maori ebensogut wie jeder Engländer (Swainson 290 f; Thomson 2, 206): aber in Wirklichkeit gestaltet das für den Eingeborenen sich anders, denn da das Parlament nur aus den einzelnen Abgeordneten der englischen Provinzen sich zusammensetzt (eb. 289): so ist die Folge, daß Eingeborene nie gewählt werden, zumal sie bis jetzt noch nicht

sich um Politik bekümmert haben (284). Sie sind also unvertreten im Parlament, obwohl dies auch über sie bestimmt und obwohl sie öffentliche Abgaben geben und als Kaufleute höchst beachtenswerth sind. Es ist dies ein Fehler (Taylor 271 f.; Swainson 287; Lord Grey eb.) und ein um so größerer, als sie völlig im Stande wären, ein politisches Amt zu übernehmen. Man sollte sie, meint Taylor eb., da sie thatsächlich bedeutenden Einfluß haben, geradezu als Häuptlinge anstellen und besolden; statt dessen aber mißachtet und vernachläßigt man sie (eb.) — Indeß, wenn auch noch vieles zu thun übrig blieb, unter Sir Greys Verwaltung hob sich die Stellung der Eingeborenen sehr: seine Maßregeln waren vollständig geeignet, bei längerer Dauer nicht nur das Aufblühen der Kolonie, sondern auch das der Maori zu verbürgen. Das wichtigste von Greys Anordnungen ist folgendes: Waffen, Pulver und Branntwein (gegen den die Eingeborenen meist Abschen haben und den sie nur wo sie ganz gesunken sind, lieben) ward einzuführen verboten, verboten gleichfalls aller Landverkauf, außer an die Regierung; Hospitäler und Schulen wurden gegründet, die Gesetze wurden durch Constabler gehörig bekannt gemacht, die Eingeborenen im Gebrauch europäischer Werkzeuge unterrichtet, zahlreich (12—1400) zu öffentlichen Arbeiten verwendet, ihre Streitigkeiten mit Europäern und sonst auf rechtlichem Wege beigelegt (Quart. rev. 1854, 198 f.) Auch öffentliche Stellen bekleideten damals Eingeborene (Davis 113; vergl. Swainson 178 Anm.).

Als daher Grey den 31. Dez. 1853 Neuseeland verließ, zunächst um auf Urlaub nach England zu gehen, dann, um nicht wieder zu kehren, weil er Gouverneur der Capstadt wurde: da war der Schmerz der Eingeborenen groß und aufrichtig, wie Davis' Buch von der ersten bis zur letzten Seite beweist (vergl. auch Thomson 2, 210). Nach einer kurzen Zwischenverwaltung kam der neue Gouverneur Browne 1855 im September an; doch hatten mittlerweile die Dinge schon eine andere Gestalt angenommen. Im Kolonialparlament hatten sich nämlich die heftigsten Streitigkeiten erhoben (Swainson 315 f.): denn das Parlament verlangte ihm gegenüber Verantwortlichkeit der Krönbeamten, welche dem Gouverneur zur Seite stehen und die Exekutive bilden. Mit der Vollmacht, diese Verantwortlichkeit einzuführen, traf der neue Gouverneur ein (eb. 368), erkannte aber bald, daß für die Maori durch diese Verantwortlichkeit entschieden schlecht gesorgt wäre;

denn einmal waren sie in diesem Parlamente ja nicht vertreten; zweitens konnten sie doch gar keine Ahnung von einem solchen Verfahren haben, sie, welche vor kaum 50 Jahren noch gänzliche Barbaren waren; und drittens hatten sie zwar einige Anhänglichkeit an einen Kronbeamten, der dauernd seine Herrschaft ausübte, doch war es ganz unmöglich, daß sie bei so raschem Wechsel der Beamten, wie sie eine solche Verantwortlichkeit mit sich bringt, sich vertrauensvoll an dieselben anschließen konnten (Thomson 1, 247 f.; vergl. Swainson 370 f.); hatten doch auch die Eingeborenen ihre Souveränität nicht an das Parlament, sondern an die Krone England aufgegeben (eb. 379); und wünschten sie doch selbst dringend, daß sie nicht auf diese Weise vom Parlament abhängig würden (369 Anm.). Man kann das nur begreiflich finden; schon aus den eben erwähnten Gründen, dann aber auch, weil die Kolonisten, meist aus durchaus niederen und wenig gebildetem Stand (eb. 332 u. sonst), den Maoris sich geradezu feindlich in ihrer Mehrheit gegenüber stellten (eb. 371). So hatten denn die Eingeborenen nach Greys Abschied gar bald vielerlei Beschwerden, ja bittere Klagen gegen die Regierung: es geschehe nichts für Ordnung unter ihnen, der Gouverneur reise nie, ja kenne nicht einmal die Sprache und daher würden die eingeborenen Häuptlinge von untergeordneten Individuen ihrem Stande keineswegs gemäß behandelt; die Regierung kümmere sich um das Innere des Landes, um die Maoris gar nicht, sie führe Listen über ihr Aussterben und thue nichts dagegen; die Waaren der Eingeborenen seien mit ungerechten Abgaben (die sie schlagend nachwiesen) belegt, Waffen und Pulver verkaufe man nicht, wohl aber Spirituosa; die Europäer benähmen sich unhöflich und grob (Hochstetter 484-5). Sie selber hatten nun mittlerweile außerordentliche Fortschritte gemacht; und so kamen sie 1857 dazu, sich ihren eigenen Maorikönig zu wählen, damit auch sie als Nation aufblühen könnten. Hatten sie doch 1855 oder 56 um ein Maoriparlament gebeten (Swainson 369 Anm.). Auch den König wählten sie nicht etwa im Gegensatz zur englischen Oberhoheit; im Gegentheil, sie hätten sich ihr gern gefügt, wenn nur die englische Regierung wirklich sich um sie bekümmert, ihre Verhältnisse energischer geordnet hätte: denn nur einzelne, wie der gewaltige Te Heuheu war auch mit dieser Oberhoheit unzufrieden — aber warum? nur weil die Maori in den Städten verachtet und mißhandelt, seine Landsmänninnen

gemißbraucht, die Männer häufig trunken gemacht und sie mit Schimpfnamen verlästert würden (Swainſ. 32; 51; Thomſon 2, 252). Swainſon (51) berichtet über die Wahlverſammlung, in welcher der erſte Redner für das neue Königthum ſo ſprach: „Gott iſt gut; Iſrael war ſein Volk; ſie hatten einen König. Ich ſehe keinen Grund, warum ein Volk keinen König haben ſoll, wenn es einen will. Die Schrift ſagt nicht, daß wir keinen König haben dürfen. Sie ſagt: ehre den König; liebe deinen Nächſten. Worüber ſollte die Königin zürnen? wir werden mit ihr verbündet bleiben und die Freundſchaft wird bewahrt. Der Gouverneur hindert nicht Mord noch Krieg bei uns" — ein anderer Redner ſagte: „der Gouverneur hat nie etwas gethan, außer wenn ein Europäer getödtet war" — „ein König wird dies vollbringen. Laßt uns geordnet leben, daß wir wachſen wie die Europäer wachſen. Warum ſollen wir aus dem Land verſchwinden? Neuſeeland gehört uns. Ich liebe das Land." Schärfer und ergreifender kann, was ſie vermißten, nicht ausgedrückt werden und was Dieffenbach um 1840 ſo ſchön ſagte (2, 174-5): „die Liebe zum Vaterland iſt den Barbaren ein und Alles; und wir, die höhere Race, wollen ihm dies Land, das für uns nur Geldwerth hat, nehmen?" — das tönt hier wieder; aber hier trüber, vorwurfsvoller. Der König ward gewählt, ein alter als Krieger und Redner berühmter Häuptling, Potatau te Werowero; er nannte ſich den zweiten Friedenskönig nach Melchiſedek und führte in der Flagge Darſtellungen in drei Feldern, welche Anhänglichkeit an das Vaterland, Glaube, Liebe, Geſetz bedeuteten und die von Miſſionsberichten ganz albern mit dem Wahlſpruch: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit" zuſammengeſtellt werden (ev. Miſſ. Mag. 1860, 521). Unterſtützt war er von ſehr thatkräftigen Häuptlingen, unter denen ſich namentlich Tarapipipi, William Thompſon (von den Koloniſten der Königsmacher genannt) auszeichnete. Raſch fand ſeine Herrſchaft unter den Maoris Anklang, freiwillige Abgaben wurden gegeben, Ngaruawahia am Waikoto, am Thore von Auckland, des eigentlichen Herzens der europäiſchen Niederlaſſungen, an der Hauptwaſſerſtraße ins Innere höchſt günſtig gelegen, zu ſeinem Regierungsſitze gewählt, von wo aus der König alle Streitigkeiten der Eingeborenen ſchlichtete, Zoll von ihnen und den unter ihnen lebenden Weißen eintrieb, Zoll auf europäiſche Schiffe legte und alle junge Mädchen von Maorimüttern geboren für ſein Volk, dem es ja an Weibern fehlte,

in Anspruch nahm. So bedeutend war sein Einfluß, daß sich auch die Missionäre, wenn sie unter den Maoris etwas ausrichten wollten, an ihn wandten; daß die Streitigkeiten, welche bis dahin fortwährend unter den Maoris geherrscht hatten, aufhörten (Hochstetter 303; Will. Thompson eb. 501). Auch bildete sich ein Verein von Häuptlingen, die sogenannte Landligue, welche jeden weiteren Landverkauf hindern wollte (Thomson 2, 225; 252; Hochstetter 482-8). Besaß doch auch 1859 die Regierung zwei Drittel der Nordinsel, die Süd- und die große Mittelinsel ganz (Quarterl. rev. 1859, Okt. 341), welche nur im Norden bewohnt war und nur von Stämmen, welche durch ihre Isolirung und später durch entflohene Sträflinge aus Neusüdwales sehr viel tiefer standen, als die Maori der Ika a Maui (Roquemaurel und Coupvent bei D'Urville b, 9, 281, 283, 287; Angres 1, 33; Polack narr. 2, 112; 205); Brunner freilich (J. R. G. S. 20, 344), um das hier beiläufig zu bemerken, urtheilt besser über diejenigen von ihnen, welche an der Westküste wohnen; sie waren reinlich, mit guten Häusern versehen, meist Christen, durchaus hülfreich und aufopfernd gefällig. — Es ist bezeichnend, daß man erst in Auckland die ganze Sache für höchst unbedeutend, für eine possenhafte Nachäfferei europäischer Verhältnisse hielt (eb. 481); daß man aber in der Landfrage, welche man auch nach Hochstetters Meinung (489) friedlich hätte entscheiden können, nicht im mindesten nachgab, so daß es darüber zum Krieg kam, der um so bedenklicher war, als Browne das Verbot des Waffenverkaufs zurückgenommen hatte (Thomson 2, 252). Der Friedenskönig erlebte ihn nicht mehr, er starb 1860 vor seinem Beginn, wohl aber sein Sohn und Nachfolger Potatau II., der ihn tüchtig führte. Der Bischoff Selwyn stand zuerst auf Seite der Eingeborenen (Nov. 3, 124). Im Kriege des Jahres 1860, der auf Taranaki beschränkt blieb, erlitten die Engländer eine völlige Niederlage unter Nelson (27. Juni) und auch sonst zeigten sich die Maori als eben so tapfere, wie kluge und umsichtige Krieger, namentlich im Guerillakampf leisteten sie Ausgezeichnetes. Jetzt erhob aber auch unter den Engländern die Friedenspartei das Haupt und wie Stimmen im englischen Parlament für die Maori laut wurden, so auch in Auckland, wo namentlich der erste Rechtsgelehrte des Landes, Martin, sich für die Eingeborenen aussprach. Diese schlossen sich immer fester an einander an, weil es für ein Volk besser sei, fürs

Vaterland zu fallen, als langsam dahin zu siechen und zu vergehen. Der Krieg gieng weiter: die Maori bewiesen sich als äußerst tapfer und sind in den einzelnen Schlachten nur der europäischen Uebermacht und der Artillerie gewichen. William Thompson, der wie alle Maoris stets betonte, daß sie nicht gegen die Königin sich auflehnten, sondern nur gegen die schlechte Provinzialverwaltung, gegen das Unrecht, was sie erlitten, bat um Waffenstillstand, damit das englische Parlament die Sache entscheide. Während dessen waren die englischen Truppen auf 12,000 Mann verstärkt und Browne wollte eben aufs Neue zum Kampf ziehen, als durch die Bemühungen der Missionäre die Friedenspartei im Parlament ans Ruder kam, und nun, bei der Verantwortlichkeit der Kolonialminister, der Krieg aufhörte. Browne ward zugleich nach Vandiemensland abberufen und Sir Georg Grey (Juli 1861) von neuem nach der Insel geschickt (Hochstetter 490-9). Grey gab nun auch den Maori eine Verfassung; er theilte ihr Land in Distrikte ein, deren jedes seinen „Civilkommissär" (Europäer) und seine Abgeordnetenversammlung hat; jeder Distrikt zerfällt in Gaue, deren jedem ein Assessor, welchen der Gouverneur bestätigt, vorsteht; alle Assessoren bilden den Gerichtshof und werden unterstützt von den Polizeibeamten, deren jeder Gau zwei hat; für Schulen, für Aerzte soll gesorgt werden, deren Gehalt zum Theil von den Maoris, zum Theil vom Gouverneur aufgebracht wird. Die Distriktversammlung entscheidet auch die Streitigkeiten über den Landbesitz (Manifest Greys bei Hochstetter 502-4; die Darstellung im Miss. Mag. 1860, 515 f. ist nicht correkt, weil einseitig *).

So schien es, als ob alles geordnet sei. Aber es schien nur so. Das Benehmen der Engländer, auch der Regierung, welche den ganzen Streit nutzlos heraufbeschworen hatte, wie sich darin zeigte, daß sie jetzt das streitige Land, um welches der Krieg begonnen, zurückgab, hatte die Maoris zu tief erbittert, als daß selbst Grey alles ausgleichen konnte. 1863 brach der Krieg wieder aus, der bis 1866 wüthete und den Maoris nicht nur politisch großes Elend brachte, sondern auch ihr Christenthum aufs äußerste gefährdete. Zwar gelang es der katholischen Kirche nicht, in diesen Wirren sich unter den Maori festzusetzen, obgleich dieselben sich ihr anfangs aus politischen Gründen, weil sie nicht der Königin von England unterthan sei, anschlossen (ev. Miss. Mag.

*) Die völlig abgeschmackte Missionsgeschichte in Heften B. Neuseeland Berlin 1870, ist gänzlich unselbständig.

1867, 275). Wohl aber erhob sich unter ihnen selber eine Sekte, von Pai-Maire 1864 gestiftet, spottweise wegen ihrer lärmenden Ceremonien die Hauhausekte genannt, eine wüste Mischung christliches und heidnisches Glaubens, welche zu solchem Fanatismus sich steigerte, daß sie über die ganze Nordinsel sich ausbreitete, daß die Engländer eine Zeit lang nichts gegen sie vermochten, daß durch ihre Anhänger der Missionär Völkner (aus Kassel) ermordet, sein Leichnam z. Th. verzehrt wurde! Sie wendete sich gegen die Missionäre, weil sie in ihnen Werkzeuge der englischen Regierung sah, sie kehrte absichtlich aus mißleitetem Nationalitätsgefühl zu den alten heidnischen Unthaten zurück, wie auch dieser Mord z. Th. eine That der Blutrache war. Doch im Februar 1866 wurde der Krieg, der schon im Erlöschen war, hatte doch William Thompson schon 1865 sich unterworfen, durch General Chule beendet und zugleich — $1^3/_4$ Millionen Akres confiscirt. Unberührt sind die Ländereien der Maori, welche den Engländern befreundet waren; auch theilt die Regierung Maori-Flüchtlingen, welche jetzt zurückkehren, Ländereien, auch Lebensmittel aus, wofür sie eine bestimmte Zeit für die Regierung arbeiten müssen (ev. Miss. Mag. 1866, 299). Mehr noch als durch den Krieg, in welchem nur 600 Mann gefallen waren, hatten sie durch Seuchen gelitten (Maunsell eb. 360). Auch das Christenthum trat nun wieder mächtiger hervor und die sektirerische Bewegung schwand bald ganz Dies ist der größte Segen, ja fast die einzige Hoffnung für die Eingeborenen; minder günstig ist es, daß nach hergestelltem Frieden die Zahl der weißen Einwanderer immer größer wird. Anfang 1868 betrug sie 218,668 Seelen; während dieselbe officielle Zählung nur noch 38,540 Maori aufwies (Aus allen Weltth. 1, 40).

Die Hauptzüge der Missionsgeschichte Neuseelands haben wir schon angeführt; es bleibt uns noch übrig, etwas ausführlicher über die innere Entwickelung der Mission zu reden. Die Bekehrung, welche hier hauptsächlich in der Polygamie und in dem Verhältniß von Herrn und Knecht Schwierigkeitenfand, nahm trotzdem zuerst guten Fortgang (vergl. miss. guidebook 276 f.). Christliche und heidnische Eingeborene lebten zwar nicht gesondert, aber wurden doch keine Feinde, wie sonst in Polynesien so oft (Dieffenbach 1, 316), wie sich auch ganz friedlich und ohne Vorwurf die einen Mission, die andern Teufel nannten und Eltern bestimmten zum Voraus, zu wem ihr Kind gehören sollte (Shortl. a 101).

Spricht nun das nicht gerade für eine tiefe Auffassung der neuen Lehre, und ist auch sonst ihr Christenthum, nachdem der erste Eifer und der Reiz der Neuheit vorbei war, ein oft recht äußerliches geblieben (Hursthouse 33) — wer wird sich hierüber, wenn er nur irgend überlegt, wundern können? Und doch hat man hieraus den Neuseeländern den schwersten Vorwurf gemacht, daß sie nicht sofort alle heidnische Erinnerungen fortwarfen und Christen trotz dem frömmsten Engländer geworden sind. Wo ist das auch bei dem gebildetsten Volk geschehen? bei den Angelsachsen etwa? den Germanen? die wir noch heut unsere heidnischen Erinnerungen und Ueberbleibsel in den christlichen Festen und deren Gebräuchen haben? Und als ob ein solcher Bruch auch nur möglich, nur denkbar wäre. Aber der nationale Haß und Hochmuth verlangt auch dies von den „Wilden", um sie dann um so sicherer als unverbesserliche „Wilde" unterdrücken zu können. Allerdings waren im Herzen christlich anfangs nur sehr wenige (Polack narr. 2, 161), die Bekehrten fasteten zwar den ganzen Sonntag, aber nach altem Brauche plünderten sie noch alle gestrandeten Schiffe und Menschen (Wakefield 1, 476 — wie die Europäer bis in dieses Jahrhundert), sie hielten im Herzen den Glauben an die Tabus (Wilkes 2, 383), an die alten Schutzgeister fest, ja sie dachten sich Christus selbst nur als mächtigeren Atua (Shortl. a, 65) — daher es auch gekommen ist, daß Atuas, welche durch Begeisterte oder sonst andere gefragt, welches die wahre Religion sei, stets geantwortet haben, Christus sei der wahre Gott (Shortl. a 99). Man darf also diese Aeußerung nicht, wie man vielfach gethan hat, als ein Zeugniß fürs Christenthum aufführen, da sie gerade umgekehrt auf rein heidnischen Anschauungen beruht: aber doch hat sie natürlich den Eingang des Christenthums sehr erleichtert. Auch ist von den Gegnern der Missionen sehr vielfach die Erfolglosigkeit der Mission übertrieben worden. So wissen wir schon, was es heißen will, wenn Du Petit-Thouars (3, 43; 103) und D'Urville ihre Thätigkeit ganz erfolglos nennt und ersterer sowie La Place (a 4, 34 und 46) sie auch persönlich aufs ärgste herabsetzten; sie hätten seine Kranken, sagt letzterer, nicht besucht, sein Verhältniß zu den Eingeborenen zu stören gesucht u. s. w. Namentlich letzteres ist ein sonderbarer Vorwurf, womit La Place sich, sein Vaterland und die Propaganda selbst verurtheilt: denn was hat Frankreich und die Propa-

ganda anders in Polynesien gethan, als schon bestehende Verhältnisse aufs ärgste zu stören? Und was berichten nun erst die Annalen des Glaubens! Es mitzutheilen, ist unnütz; man kann bei Michelis 444-455 nachlesen. Selbst Wunderzeichen glückten den Katholiken (eb. 455). Wir sind sehr fern, die Missionäre der Hochkirche von allem, ja von schwerem Unrecht freizusprechen. Ihre Landspeculationen, welche ihr Bischof selber gerügt hat (Schmarda 2, 199), haben wir schon erwähnt; selbst die Bibel sollen sie den Eingeborenen theuer verkauft haben (Brown 54) — welches letztere indeß, wenn es wahr und mehrfach geschehen ist, durch die Druckkosten sowie den überhaupt so gefährlichen Grundsatz veranlaßt ist, daß die Churchmissionäre ihren Unterhalt sich selbst erwerben müssen. Freilich waren viele der Missionäre sehr ungebildet (Beispiele bei A. Earle) und es mag vorgekommen sein, daß einer oder einige die übrigen Weißen „Teufel" nennen ließen (Wakefield 2, 8). Aber dieser Ausdruck bedeutete unter den Maori nichts anderes, als Nichtchristen und wie konnten die Missionäre so viele der Einwanderer anders nennen? Auch hat wohl Martin (29) nicht Unrecht, wenn er manchem der Missionäre Stolz und Hochmuth, anderen Ungastlichkeit vorwirft. Allein die meisten, welche gegen die Missionäre schrieben, gehörten zur Neuseelandcompagnie, welche, wie wir schon sahen, höchst feindselig gegen die Mission war und bei keineswegs sehr zartem Gewissen auch übertreibende Nachrichten nicht scheute. Hier wie überall waren die Weißen, die Ansiedler, die schlimmsten Gegner der Mission, da sie mit oft sehr lasterhaftem Leben, mit Habsucht, blindester Feindseligkeit gegen die Eingeborenen u. s w. (Martin 67) die Wirksamkeit jener so gut wie aufhoben. Dazu kam, daß von Zeit zu Zeit einige jugendliche Verbrecher von England nach Auckland deportirt wurden (Angas 1, 286), deren Einfluß man sich denken kann. Er war um so schlimmer, als sie jede Gelegenheit benutzten, um ins Innere zu gelangen; denn natürlich wollten sie den englischen Gesetzen und Behörden am liebsten möglichst fern sein (Brown 174; vergl. 253 f.). Wenn die Maori trotzdem Christen und zum Theil sehr eifrige Christen geworden sind: so spricht das einmal lauter als alle Gegenreden für die Missionäre, noch lauter aber für die Neuseeländer selbst. Daß die Maori in den Missionen nur gezähmt, aber nicht civilisirt, energielos und stumpf sind (Wakefield 1, 476, 153), daß sie hinter den Unbekehrten an Moralität zurückstehen, mehr

als diese stehlen, bei aufgelöster einheimischer Verfassung zügelloser als diese, daß sie (1842) ungastlicher sind (eb. 2, 358 und sonst; Thomson 2, 64), ist freilich leider wahr, aber nicht überall, sondern trifft nur die Küstengegenden, während die Missionen des Inneren durchgängig höher stehen (Dieffenbach 1, 217; miss. guidebook 290; vergl. Hochstetter 485). Und woher kommt das? Woher anders, als durch den entsittlichenden und herabdrückenden Umgang mit den Weißen! „Wir werden von den Europäern wie Hunde behandelt, deshalb behandeln wir sie wieder so", sagten die Maori (Hochstetter 485). Es ist lächerlich — oder aber boshaft, den Eingeborenen die schwindende Gastlichkeit vorzuwerfen. Wo ist denn je ein Europäer gegen einen Maori gastlich? und dann klagt man, die letzteren nähmen keine europäischen Sitten an. Wenn die Prostitution der Mädchen geblieben ist (Power 63), wer hält sie aufrecht, als die Weißen? Freilich haben sich die Missionäre sehr gegen die Ehen zwischen Europäern und Maoriweibern gesetzt (Dieffenb. 2, 41) und öfters wohl zu streng. Aber wie dringende Gründe veranlaßten sie auch dazu! Wie mancher Matrose hatte mehrere Weiber an den verschiedenen Landungsplätzen! wie oft wurden die Weiber später wieder verlassen! Und ferner, da sich viele Maoriweiber an Engländer verheiratheten, Engländerinnen aber höchst selten an eingeborene Männer (Thomson wußte von nur 5 Fällen), so sind diese Mischheirathen ein sehr großer Schaden für die Maori, auch wenn sie rein und treu geschlossen und gehalten werden. Und so lassen sich alle diese Vorwürfe gegen die Missionäre sehr leicht entweder ganz in nichts auflösen, oder sie zeigen sich bei unbefangener, genauer Betrachtung in einem ganz anderen Lichte, als es scheint, wenn man die Anklage hört. Auf einen anderen wichtigen Gesichtspunkt macht Brown (92) aufmerksam, wenn er sagt, daß man die alte Religion der Maori und damit die Schranken, welche sie von vielem abhielten, weggeräumt habe, während die neue Religion noch nicht festgewurzelt ist und bei gänzlicher Abwesenheit einer bürgerlichen Strafgewalt noch nicht kräftig auf sie wirken kann; daher sie denn zunächst durch den Versuch, sie zu civilisiren, gesunken seien. Dazu kommt nun, und dies ist begründeter als das oben Erwähnte, daß die Missionäre sich nicht genug um die Erziehung der Maori zur Arbeit gekümmert haben sollen. Doch kommt ein solcher Tadel am wenigsten den Ansiedlern zu, da diese

sich gar nicht um die Erziehung der Eingeborenen gekümmert, sondern dieselben nur benutzt und dann unbeachtet gelassen haben. Aber freilich hätten hier die Missionäre mehr thun können: sie verlangten vor Allem vielen Kirchenbesuch, eine strenge Sonntagsfeier u. dergl., sie lobten die Christen, welche diesen Forderungen entsprachen, auch wenn sie ganz faul waren, wogegen, wer arbeitsam in den Verkehr und Handel der Weißen mit hineingezogen war, kaum als rechter Christ bei ihnen galt (Thomson 2, 250 f.). Dann hatten sie alle alten Tänze und Lieder, deren viele freilich unzüchtig im hohen Maße waren, aber auch alle einheimischen Spiele als Verbrechen verboten und dadurch die Bevölkerung geistig gleichsam ertödtet. Und doch erwiesen sich die an einem Orte eingeführten englischen Spiele, welche die Eingeborenen gern spielten, als so heilsam! (Dieffenb. 2, 19). Auch um die Gesundheit der Eingeborenen, denen sie doch eine so ganz andere Lebensart brachten und deren Hinschwinden sie bemerkten und beklagten, haben sie sich zu wenig gekümmert (eb. Martin 277). So kam es denn, daß bekehrte Häuptlinge — was aber bei aller Abgeschmacktheit doch sehr für die Kraft und den Eifer der Bekehrten spricht — den Ihrigen gleichfalls weder Tanz und Gesang, noch Scherz und Fröhlichkeit, ja kaum ein Lächeln gestatteten. So rief z. B. E Kai, als er lachen hörte, sogleich entrüstet aus: wer hat gelacht? Und als er den Sünder nicht sogleich herausfand, hielt er eine lange Strafpredigt mit vielen Bibelsprüchen untermischt: „ein Mann, der ein Weib ansieht, hat schon die Ehe gebrochen in seinem Herzen; ebenso hat der, welcher lacht, schon gestohlen, denn der Dieb lacht dir ins Gesicht, wenn er dich bestiehlt. Lacht nicht; denn es ist der Weg zur Sünde" (Wakefield 2, 84). Daß jener allzu strenge Geist auch sonst schadete, mag folgende Angabe (A. Earle 154) beweisen: ein Missionär erzählte eines Tages den Neuseeländern die heiligen Geschichten, worauf diese ihm sagten, daß, da alle diese wunderbaren Dinge sich im Lande der Weißen zugetragen hätten, der große Geist deshalb auch nur von diesen Glauben daran verlangen könnte. Als darauf der Missionär von den Qualen der Hölle sprach, antworteten jene ihm, es gäbe bei ihnen keinen Menschen, der nur zur Hälfte schlecht genug sei, um diese Qualen zu verdienen. Als aber jener sagte, alle Menschen seien schlecht und verdammt, da wollten sie nichts mehr mit einem Gotte zu thun haben, der solche Grausamkeiten begehe und verlangten von

dem Missionär jeder für sich ein Tuch zur Belohnung, daß sie seine Rede so geduldig angehört hätten.

Der letzte Vorwurf gegen die Mission, den wir zu besprechen haben, ist zugleich der gegründetste: es sind die Streitigkeiten der Confessionen untereinander. Daß auch hierher die Propaganda kam, nachdem das Christenthum schon über 20 Jahre gelehrt war, haben wir schon gesehen: die allein seligmachende Kirche brachte also den Streit auch hierhin und wie sehr ihr selbst dabei das Gewissen schlug, das geht aus der blinden Leidenschaftlichkeit und Ungerechtigkeit ihrer Organe, z. B. Michelis, La Places, Du Petit Thouars, hervor. Pompalier und die Seinen fanden Anfangs ziemlich bedeutenden Anhang (Martin 54) und freilich waren für sie die Verhältnisse auch günstig genug. Denn da die Mission der Hochkirche der Neuseelandcompagnie feindselig war, so begünstigte natürlich die letztere und ihr Anhang die Katholiken; auch half es ihnen, daß sie außer (gewiß nicht über, wie Michelis 415 sagt) den Parteien standen. Persönlich ferner waren sie (Dieffenb. 2, 169) durchaus achtungswerthe Männer, was ihnen große Geltung verschaffte. Doch schon bald verlachten die Maori, welche selbst keine oder so gut wie keine Götzenbilder hatten, die zinnernen Muttergottesbilder, welche die Katholiken brachten (Dieffenb. 1, 391). Ueberall suchten diese letzteren, wie immer, Proselyten zu machen (Dieffenb. 2, 169). Trotz aller Machinationen aber gelang es den Katholiken nicht, wirklich bedeutende Erfolge zu erzielen oder gar die Protestanten zu vertreiben; sie bekehrten zu oberflächlich, woran z. Th. auch schuld war, daß ihre Priester fast stets auf der Wanderung und ohne festen Wohnsitz waren (Dieffenb. 2, 163), und die Maori waren zu scharfsinnig, um nicht die wahre Sachlage zu durchschauen. Pompalier konnte, wie Reybaud 454 sagt, „wegen der Machinationen der protestantischen Missionäre", in Neuseeland keinen rechten Boden gewinnen und 1859 verhielten sich die Katholiken zu den Protestanten wie 1 zu 12 (Quarterl. rev. Oct. 1859, 337). Auch Wesleyaner kamen nach Neuseeland und da sie nur ein bestimmtes Maaß von Landbesitz haben dürfen, also auf den Ankauf größerer Strecken, der den Missionären der Hochkirche so sehr schadete, sich nicht einlassen konnten: so gewannen sie in den Zeiten jener Streitigkeiten gar sehr an Einfluß (Dieffenb. 2, 167); jetzt verhalten sie sich zu den Missionären der Hochkirche wie 4 : 8 (Quarterl. rev. a. a. O.). Daß es nun mit den Katholiken

überall zu Streitigkeiten kam (Dieffenb. 2, 169; 1, 370; 407), das war zu erwarten: allein auch die Hochkirche und Wesleyaner haben sich leider auch hier befehdet (Brown 177), und das ist, wie es ganz unbegreiflich ist, zugleich das Kläglichste von allem, was geschehen konnte. Wie großen Schaden derartige Streitigkeiten anrichten mußten, liegt auf der Hand. Te Heuheu, einer der berühmtesten Führer in den Maorikriegen der fünfziger Jahre, edel, großmüthig, milde, nicht kriegerisch, den Missionären geneigt, obwohl selbst kein Christ, gab auf den Versuch, ihn zu bekehren, zur Antwort: „wenn ihr Fremden mir von so vielen verschiedenen Wegen erzählt und jeder mir versichert, der seinige sei der einzig richtige, wie kann ich entscheiden? Kommt erst untereinander über den rechten Weg überein, dann werde ich überlegen, ob ich ihn einschlage" (Taylor 320). So dachten edle Naturen. Vielfach aber benutzte man auch bei Familienhaß die Spaltung in Sekten und schlug sich zur einen, wenn der Gehaßte sich zur andern schlug (Shortl. a 104). Uebrigens erzählt Hochstetter (225) von Te Heuheu, er sei deshalb nicht Christ geworden, um seinen Einfluß als Häuptling nicht zu verlieren (vergl. Wakefield 2, 112; 117; 225). Er gehörte (eb. 226) zur nationalen Partei; und so mag beides gewirkt haben; ein wirklich einheitliches Christenthum aber, ein wirkliches Entgegenkommen der Gebildeten würde Naturen wie ihn sicher ganz gewonnen haben. Denn friedliche Einmischungen, Belehrungen u. dergl. der Europäer haben die Eingeborenen stets sehr gern angenommen (Shortl. a 222). „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen". Wenn dieses tiefsinnige Wort Christi wahr ist, und wer hat es schon bezweifelt, so wird man aus den Erfolgen der Mission am besten auf ihr Wesen schließen können. Diese Erfolge aber sind trotz alledem ganz ungeheuer. In die Arbeit der Bekehrung theilen sich die beiden protestantischen Missionen, doch ist der eigentliche Apostel der Insel Samuel Marsden (Taylor 281). 1814 kam Marsden und 1840 hatte die Hochkirche 19 Stationen, 6 Prediger, 18 Katecheten und eine Buchdruckerei, die Wesleyaner 7 Stationen, 7 Prediger, eine Presse; die Katholiken (seit 1837) einen Bischof, 10 Priester mit 5 Stationen, wo die Priester ihr Standquartier hatten (Dieffenb. 2, 162-3); 1855 hatte die Mission der Hochkirche 22, die wesleyanische 15, die katholische 12 Stationen (Thomson 309); um 1858 waren nur noch 36 Procent Heiden (Thomson

2, 297); andere freilich minder verläßliche Berichte lassen sogar mehr als fünf Sechstel der Eingeborenen getauft sein (Nov. 3, 99). — Das miss. guidebook erzählt (290): ein Häuptling, dessen Tochter Tarore von Feinden im Kriege ermordet worden war, sprach zu den Seinigen: „da liegt mein Kind, ermordet ist sie zur Rache für eure schlechten Thaten. Aber ihr sollt Euch nicht erheben, ihren Tod zu rächen. Gott wird das thun. Laßt dies das Ende des Kriegs mit Rotorua sein. Jetzt laßt uns Friede machen Mein Herz ist nicht dunkel um Tarores, sondern um euretwillen. Ihr wolltet Lehrer haben. Sie sind gekommen und jetzt vertreibt ihr sie. Ihr klagt um meine Tochter, ich klage um euch, um mich; um uns alle. Vielleicht ist dieser Mord ein Zeichen, daß Gott über uns zürnt um unserer Sünden willen. Wendet euch zu ihm. Glaubt an ihn oder ihr werdet alle umkommen." Einer der Fürsten, welcher auf Hekes Seite focht, ward durch einen Schuß in den Arm arbeitsunfähig und errichtete deshalb, da er gut englisch konnte, eine Schule für Mischlingskinder mit gutem Erfolg; später ging er in sein Dorf zurück und errichtete dort eine sehr tüchtige Schule (Davis 45). Heke selber, später ein guter Christ und noch auf dem Todbette ein Freund der Engländer, verschonte bei seiner Zerstörung von Kororareika (wo ein Hauptsitz der kathol. Mission war, Angas 1, 173) die Gotteshäuser und die Wohnungen der Geistlichen (Swainson 35). Derartige Züge ließen sich häufen (vergl. Taylor 309 f.), doch wozu? Wie bibelfest (und nicht bloß in Worten) die Maorihäuptlinge sind, das geht aus jener Rede Paoras bei der Königswahl, das geht aus allen den Reden hervor, welche Swainson (51 f.), Hochstetter (50 und sonst) und viele Andere mittheilen. Auch freigebig sind sie gegen die Missionäre: wenigstens erwähnt Davis (88) einen Fall, wo die Eingeborenen für dieselben zur Besoldung 380 Pfd. aufbrachten. Gewiß paßt heutzutage nicht mehr, was Fox (78) 1845 aussprach, das Christenthum sei bei den meisten Bekehrten leerer Formelkram. Es paßte aber auch damals kaum: schon 1843 war der Bischof von Neuseeland erstaunt über die Innigkeit, die Zahl und den Eifer der christlichen Maori, welche sich vom Gottesdienst auch durch das schlechteste Wetter bei sehr weiten Wegen nicht abschrecken ließen (Swainson 31). Die Hauptförderungen der Bildung durch die Mission bestanden darin, daß die Eingeborenen lesen und schreiben und dadurch ihre eigene Sprache ganz

anders als früher kennen lernten (Dieffenb. 2, 164); und schon 1842 war es ungewöhnlich, wenn ein christlicher Eingeborener nicht lesen noch schreiben konnte (miss. guidebook 268). Damals waren die Christen noch eine verhältnißmäßig kleine Zahl, so daß diese Angabe für jene Zeit richtig gewesen sein mag. 1859 aber konnten nach dem Bericht Thomsons (2, 297) etwa die Hälfte lesen und nur ein Drittel schreiben und rechnen. Doch wissen viele vom Schreiben einen geschickten und anmuthigen Gebrauch zu machen (Polack narr. 2, 285). Jameson (1842) behauptet freilich (260; 262), daß es kein Dorf auf Ika a Maui gebe, dessen 10-13jährige Bewohner nicht lesen oder schreiben lernten, und daß es nicht zu lernen als schimpflich gelte; doch sind Thomsons Nachrichten die verläßlichsten. Ferner steht fest, daß fleißige Arbeitsamkeit sich ausbreitete, der Ackerbau (eb. 1, 217), der Hausbau (Power 180) sich hob, wie denn Selwyn 1842 einen eingeborenen Missionär kannte, welcher ein hölzernes Haus mit Glasfenstern und vier Räumen, je einen zum Schlafen, Kochen, Essen und Studiren besaß (miss. guideb. 268). Ferner hörte die Sclaverei auf (Thomson 2, 294), aber manche Sclaven zogen es vor, bei ihren Herren zu bleiben (Nov. 3, 112), das Tattuiren, der Kannibalismus, der Kindermord, die Opfer an den Gräbern wurden abgeschafft (Dieffenbach 1, 105, Polack narr. 2, 356; 2, 51; Thomson 2, 294) und ebenso wurden die Kriege, die Behandlung der Besiegten, milder und menschlicher (Thomson eb.; miss. guideb. 296). Diebstahl — nicht aber ebenso das Lügen — ist jetzt selten, selbst Geld, Taback und Schießbedarf ist sicher unter ihnen (Power 145), Ehrlichkeit, Nüchternheit und Friedfertigkeit werden ebenso gerühmt (A. Earle; Hursthouse 31; Dieffenb. 2, 105), wie die Gewöhnung zur Arbeit, welche sich immer weiter ausdehnt und von Fleiß und Ordnungsliebe begleitet ist (Polack 2, 108; 1, 184; Power 283 ff.). Gegen alles dies ist wieder die Behauptung, welche Fox (78) aufstellt, die Neuseeländer, die unter den Colonisten lebten, zeichneten sich durch größeren Fleiß im Landbau vor denen aus, welche in einer Mission abgeschlossen lebten, von um so wenigerem Gewicht, als Fox auch sonst zu schwarz sieht: so wenn er behauptet (62), sie hätten nichts in mechanischen Künsten gelernt, alle die gerühmten Fortschritte könnten nur von wenigen Einzelnen gelten. Wenn er hinzufügt, die Maori seien in dieser Hinsicht ganz von den Europäern abhängig, so konnte man

sich 1845 noch weniger darüber wundern wie jetzt: sollen denn in kaum 50 Jahren die Maori, die „Wilden" sich die ganze europäische Cultur bis zur völligen Selbständigkeit aneignen? Ein Ungedanke. Aber freilich hat der Verkehr mit den Weißen überhaupt zu jenen Förderungen viel beigetragen. So sind die Kriege schon durch die Feuerwaffen unblutiger und seltener geworden, da diese Waffen den Schwächeren dem Mächtigeren gleichstellen (Polack narr. 2, 35), da Flinten jetzt allgemein sind — um 1860 sollen sie 20,000 besessen haben (Nov. 3, 127) — und sie selbst keine guten Schützen, wenigstens anfangs, waren. Früher sollen sie die abgefeuerten weggeworfen und dann mit den anderen Waffen mit einander gekämpft haben (Rutherford im Neuseelander 236). Jetzt haben sie im Krieg mit den Europäern anderes gelernt. Machen wir uns nun ein Bild von dem jetzigen Zustand der Maori, so finden wir sie hauptsächlich als Ackerbauer, welche als solche Tüchtiges leisten (Thomson 2, 298 f.; Dieffenbach 1, 217), Getreide, Mais, Kartoffeln bauen, mit dem Pfluge, ja wohl gar mit europäischen Maschinen (Hochstetter 476) arbeiten, Schweine und anderes Vieh halten; manche sollen (Nov. 3, 151) 50-60 Pferde und ganze Rinderheerden haben und als Pferdezüchter sehr Tüchtiges leisten (Ausland 1858 p. 1194 nach Melbourne argus); auch Mühlen besitzen sie, auf denen sie Mehl zum Verkauf bereiten. Zwei Drittel von ihnen sind geimpft, sie haben zum Theil europäische Kleidung, europäische Genüsse, Thee mit Zucker, Tabak, den sie alle sehr lieben, auch wohl Spirituosa, obgleich selten, denn sie lieben sie nicht und haben sich stets dagegen gewehrt; Trunkenheit findet sich nur in den verderbten Küstendistrikten. Sie haben jetzt bestimmt geschiedenes Eigenthum und als Verkehrsmittel europäisches Geld; sie wohnen in Holzhäusern, welche theils nach einheimischem, theils nach europäischem Modell gebaut, aber bequem und ausreichend sind; sie begraben ihre Todten wie wir. Die Bibel ist bei ihnen verbreitet (Thomson 2, 294 f.); eine nicht geringe Zahl von ihnen — 1852 waren es 300 (Mundy 133) — wirkt als Missionäre, ja einige haben sich sogar zu höheren geistlichen Stellen aufgeschwungen (Dieffenbach 2, 171, miss. guidebook 268; Swainson 386); in den Waffen sind sie sehr geübt, im Kriege tüchtig, ja furchtbar; ihr häusliches Leben, obwohl Fälle von Polygamie noch vorkommen (Hochstetter 225) ein reines und inniges. Dies letztere gilt nicht von

den Gegenden, wo die Europäer vorherrschen. Seit 1854 ferner erscheint eine Zeitung Maori und englisch Te karere Maori (the Maori messenger) in Auckland und seit 1857 eine allwöchentlich in Wellington nur in der Maorisprache (Grey library; Swainson 38). Namentlich ausgezeichnet sind sie im Handel (Thomson 2, 294; Shortl. a 283; Polack 1, 183 f.). Handelskarawanen durchziehen das Land (Hochstetter 125), andere Stämme kommen zur See auf Handelszügen nach Auckland (Swainson 225), wohin sie Marktprodukte im Werthe von 16,000 Pfd. Sterl. jährlich liefern, wie sie auch von den Zöllen 1858 über 40,000 Pfd. bezahlten (Thomson 2, 299). Schiffe bauen sie, deren eines für 430 Pfd. Sterl. verkauft wurde (eb. 298), und suchen sehr häufig selbst Schiffseigenthümer zu werden, was mehreren schon in den vierziger Jahren geglückt war (Mundy 2, 124); sie besitzen Schiffe von nicht unbedeutendem Werth (Ausland 1858, 1194). Minder reiche findet man als Matrosen auf Walerschiffen in den Häfen von Australien und Amerika (Byrne 1, 58). Doch herrscht ein nicht unbedeutender Reichthum unter ihnen: sie haben Contos in der Bank oder Sparkasse, öfters mehrere 1000 Pfd. (Ausland eb.; Nov. 3, 151; Jameson 216) und ihr Gesammtvermögen wurde um 1842 auf 150,000 Pfd. in klingender Münze geschätzt (Jameson 234). Mag dies nun übertrieben sein, so wie auch die Behauptung, daß sie jährlich für 100,000 Pfd. Waaren brauchten (eb. 248): so ist soviel sicher, daß sie für den Handel ebenso befähigt als eifrig sind, daß europäische Waaren — Tabak, Pulver, Flinten, Messer, Tücher, Zeuge, eiserne Töpfe und Werkzeuge, Ackergeräthe u. s. w. (Jameson 235) — jetzt sehr von ihnen gesucht werden (Polack 1, 183 f.), daß sie ferner in Geldgeschäften gewandt und zuverlässig sind; die ihnen von der Regierung geborgten, öfters großen Summen haben sie stets richtig wiedererstattet (Davis 88). Und dies ist nicht blos im Norden der Insel: es ist in Wellington nicht anders, wo sie sogar eine Art Wirthshaus für die dortigen Maoriarbeiter haben (Power 180; 183). Die Eingeborenen vermiethen sich sehr gerne in Tagelohn und sind tüchtige Arbeiter; wenn man sie ordentlich hält — was keineswegs oft geschieht — schließen sie sich leicht an und lernen gern (Polack 1, 183 f.). Sie sind schon als Arbeitskraft für die Ansiedler unschätzbar (Dieffenbach 2, 159). Alle diese Verhältnisse, wenn freilich durch die letzten Kriege sehr er-

schüttert, sind auch jetzt im Grunde noch unverändert oder ließen sich doch durch freundliches Entgegenkommen gegen die Maori befestigen und heben.

Wenn nun aber Fox (68) sagt: sie lassen den Weißen in Ruhe, damit sie von ihm gewinnen können; sie treiben Handel mit ihm, aber weiter erstreckt sich der Verkehr nicht und von einer Amalgamation beider Racen kann nicht die Rede sein: so gilt dies letztere leider auch noch für die heutige Zeit. Fragen wir uns, woher dies kommt, so liegt die Schuld einzig und allein am Gebahren der englischen Ansiedler — nicht der englischen Regierung. Denn diese hat in Neuseeland gethan, was sie thun konnte, nur daß sie natürlich an dem einen einzig vernunft- und naturgemäßen Grundsatze festhielt, nicht autokratisch gegen den Willen des englischen Volkes, sondern nur als Vertreterin des letzteren zu handeln. Doch hat sie zu nichts Unrechtmäßigem die Hand geboten; sie hat vielmehr mit rühmenswerther Menschlichkeit die Eingeborenen behandelt und dabei Grundsätze aufgestellt, welche, wir wiederholen das Wort, von welthistorischer Bedeutung sind. Allein die englischen Ansiedler, meist den niederen Ständen angehörig und nur ausgewandert, um „Geld zu machen", haben die hohen Ansichten der Regierung nicht nur nicht getheilt, sondern nach Kräften vereitelt. Sie haben lediglich — denn das Colonialparlament mit seiner z. Th. sehr kurzsichtigen Politik gehört zu ihnen — Schuld an dem Kriege von 1860-66, denn sie verderben durch ihr eigenes unsittliches Betragen die Eingeborenen (Swainson 36), sie erbittern sie durch ihre hochmüthige und rohe Behandlung aufs höchste; sie halten sie von sich fern, wo sie können und behandeln sie stets als tiefer stehende Race — in kurzsichtiger Beschränktheit. Denn einmal haben die Maori sich gerade in den letzten 40 Jahren als eine geistig sehr hochstehende Race bewiesen. Positiv geht das schon deutlich aus dem von uns eben entworfenen und Zug für Zug quellenmäßig belegtem Bild hervor, bei dessen Betrachtung man mit Malone (251) sagen muß: es ist eine einzige und in der Geschichte beispiellose Erfahrung, daß ein Volk, wie die Neuseeländer gethan haben, in vierzig Jahren aus arger Barbarei, Cannibalismus und fast gänzlicher Religionslosigkeit sich in ein christliches, civilisirtes Volk umgewandelt haben. Nun ist es ja klar, daß diese neue Civilisation vielfach noch eine halbe, daß sie in die tieferen Schichten im minderen Maaße als in die be-

vorzugteren eingedrungen ist, daß verschiedene Stämme an der Küste oder in der unmittelbaren Nähe der Pakehas, der Europäer verderbt und schlecht sind. Aber es ist doch eine höchst betrübende und bedauerliche Erscheinung, wenn man Halburtheile eben so oberflächlich als sorglos und sicher aussprechen hört, wie dies von Hochstetter (ähnliche Halbheiten des Urtheils in einem Aufsatz in ev. Miss. Mag. 1860, 515 f.) geschieht, — Urtheile, denen deshalb eine größere Bedeutung zugelegt werden muß, weil sie einmal viel gelesen werden und deshalb falsche Ansichten in weiten Kreisen hervorbringen, dann aber, weil sie der Widerhall aus der besseren Gesellschaft der englischen Ansiedler in Neuseeland zu sein scheinen. Da wird bereitwillig alles anerkannt, was die Maori leisten und nach Thomson (Thoms. 2, 294-6) eine Zusammenstellung desselben gegeben, welche allein schon alles folgende widerlegt: dann aber heißt es (Hochst. 476), die Civilisation der Maori sei deshalb kein Gewinn und wirklicher Fortschritt, weil sie die Lebensfähigkeit des Volkes nicht erhöhe; es werden Beispiele von Trägheit erzählt, die absolut nichts beweisen und die gegen das, was wir eben aus anderen Quellen mitgetheilt haben, ganz verschwinden; was dann über die Veränderung der Kleidung gesagt wird, ist nicht besser, und das über den Eigennutz, die Erpressungen, die Ungastlichkeit der Maori Behauptete sehr wenig durchdacht. Also von den Maori sind diese Eigenschaften ein Beweis von Unbildbarkeit, welche doch die hochgebildeten Anglosaxonen so reichlich besitzen und nach Neuseeland erst gebracht haben? Und daß in den Städten die Maori nicht taugen, wer ist daran schuld als die, die sie behandelt haben „wie die Hunde" (Hochstetter 485), die Europäer? Wenn nun aber gar (471 f.) die geringe Verbreitung der englischen Sprache unter den Maori ein Zeichen ihrer Unbildbarkeit sein soll, so weiß man gar nicht, was man sagen soll. Also die Sprache derjenigen, die sich ihnen so ganz feindselig gegenüberstellen, die sollen sie lernen? Ist es denn nicht vielmehr ein Zeichen eines sicheren Nationalgefühls, eines würdevollen Stolzes, wenn sie das nicht thun? Und wenn ein Volk, das seit seinem Bestehen nur die weichsten Lautverbindungen, nur klare und reine Vokale kennt, das den Laut s wegen seiner Härte schon lange aufgegeben hat, wenn dies Volk gerade die englische Sprache schwer lernt, welchen Unbefangenen kann das wundern? Wäre denn nicht vielmehr das Gegentheil ein Wunder, ein völlig unbegreifliches? So

sind Hochstetters, so der Ansiedler Gründe beschaffen, auf die gestützt er das Resultat zieht, die Maoris seien dem Untergang verfallen! Im Gegentheil: eine Cultur, auf welche stets des Dichters Wort: „mußt du Tod und Jammer senden?“ sich anwenden läßt: eine solche Cultur ist denn doch selber von bedenklicher Beschaffenheit. Und ferner im Gegentheil: die Maori haben Kraft bewiesen und Fähigkeit im höchsten Maaße und wohl schwerlich möchte irgend ein europäisches Volk, die „anglosaxonische“ Race mit eingeschlossen, bei ähnlichen Zumuthungen besseres leisten: Die Maori haben mit allem ihren Herkommen brechen und sich eine Cultur aneignen müssen, welche unendlich hoch über ihrer Bildungsstufe stand; sie haben dies vermocht, obwohl man sie meist feindselig und geringschätzig behandelte, sie haben dies in kaum 50 Jahren vermocht: und nun, weil sie noch nicht ganz so gebildet sind, wie die Europäer, weil sie im wilden und blutigen und gewiß kurzsichtigem Verzweiflungskampf, zu dem sie aber auf eine Weise gedrängt wurden, daß er unvermeidlich war, der englischen Uebermacht gewichen sind, weil sie der ungeheuren Anstrengung, welche das neue Leben an sie macht, vielfach erliegen, da unterstützt man sie nicht, da muntert man sie nicht auf, nein, man findet, daß sie nicht culturfähig sind, daß sie — eine farbige Haut haben; kleidet dies in eine wissenschaftliche Phrase vom Kampf ums Dasein oder in eine religiöse, wie auch vielfach geschehen (ev. Miss. Mag. 1867, 276), daß Gott sie verworfen habe, und theilt sich lachend in ihr Erbe. Und das im 19. Jahrhundert! Das in der Zeit, in welcher das Nationalitätsprincip überall so besonders betont wird, und das von einem christlichen, hochstehenden Volke, von wissenschaftlich hochgebildeten Männern!

Indessen thun sich selbst die Europäer den größten Schaden mit dieser Art der Behandlung. Freilich haben sie Hände und Arbeitskräfte, die stets frisch zuziehen, genug, um die Ansiedlung im blühendsten Stand zu erhalten und immer weiter auszudehnen, und wenn es plötzlich keinen einzigen Maori gäbe, materiell können sie den Schaden ersetzen. Wohl aber bringt es ihnen Schaden, wenn durch ihre Schuld die Maori zu Grunde gehen, die sich als ein so hochbegabtes, lernbegieriges und im Grunde auch sittenreines, zur höchsten sittlichen Entwickelung fähiges Volk gezeigt haben. Keinen materiellen aber geistigen Schaden. Denn die Wohlfahrt eines Volkes hängt von seinem

Bildungszustande ab, die Dauer der Wohlfahrt von seiner sittlichen Kraft und Höhe. Wie aber der einzelne durch gute Thaten gefördert wird, so auch ein ganzes Volk. Nichts verdirbt ein Volk mehr, als ein Zustand dauernder Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeit, den es ausübt oder leidet; nichts mehr, als ein Zustand von Engherzigkeit und Beschränktheit, in dem es sich selbst festhalten muß, um zu seinen selbstsüchtigen Zielen zu gelangen. Jedes Volk ist ein Glied in der Entwickelungsreihe der Menschheit: drückt sich ein solches Volk nun selbst herab, so drückt es die Entwickelung der ganzen Menschheit herab. Das wird doch jeder zugestehen, daß es ein wesentlicher Fortschritt der cultivirten Menschheit wäre, wenn sie es vermöchte, auch mit den uncultivirten Völkern menschlich und freundlich umzugehen. So hat die englische Regierung, so die Mission gehandelt: nicht die Mehrzahl der Ansiedler. Gerade in unserer Zeit, die tief in gedankenlose Genußsucht und Selbstsucht versunken scheint und welche oft so unverhohlen den einzigen Satz predigt: Macht ist Recht; gerade in einer solchen Zeit thut es noth, zu betonen, daß zur merklichen Förderung und Befriedigung der Menschheit in erster Linie nur ideale Ziele dienen können, nichts anderes. In Neuseeland ist auch jetzt noch Zeit, vieles wieder gut zu machen; auch jetzt noch Zeit, das herrliche Kapital geistiger Fähigkeit, was die Maori besitzen, zur Geltung, zu selbständiger Arbeit und dadurch zu reichem Ertrag zu bringen, welcher ja doch zunächst den englischen Ansiedlungen zu Gute käme. Und wenn diese sich zu der Hochherzigkeit aufschwingen konnten, welche einzelne ja so reichlich und herrlich gehabt haben, sich der Maori im Ganzen anzunehmen, das feindselige Herabsehen aufzugeben, sie heranzuziehen anstatt sie zu verbittern: welchen Aufschwung würden dann die Kolonien aus sich selber zu nehmen im Stande sein! zunächst einen geistigen, der aber so sicher das Materielle mit sich reißt! dann mag die braune Haut sich erhellen durch das europäische Weiß; das Maori mag verschwinden vor dem Englischen: der wahre Kern dieser Völker ist gerettet, ihre geistige Fähigkeit, und diese wird sich schon dankbar beweisen.

Ueber die Abnahme der oceanischen Bevölkerung haben wir an einem anderen Ort (Ausst. d. Naturv. 6 f.) ausführlicher gehandelt: wir wollen deshalb hier nur einige Hauptangaben wiederholen. Zunächst ist wohl zu beachten, daß das Aussterben denn doch nicht so

rasch vorwärts gegangen ist, als man geweissagt und berechnet hat. Power (1849) stellte die Behauptung auf, daß bei gleichbleibendem Hinschwinden schon vor 1870 kein Maori mehr übrig sein könne (119); und doch zählte man 1860 noch 55,275 Eingeborene (Behm 74), 1861 aber 55,336 (Meinicke c. 557). Allerdings sind diese Zahlen, deren Unterschied wir nicht betonen, durch Kriegsjahre von 1861—66 und namentlich durch viele Seuchen, die in jener Zeit wütheten (Maunsell ev. M. M. 1867, 300) arg verringert, und bis auf 38,456 Seelen, wie wir schon erwähnten, herabgegangen. Hawaii hatte nach Cheever (289 f.), der offizielle Daten benutzte, 1849 80,641 Eingeborene, konnte aber, nach seinen damaligen Berechnungen 1860 nur noch 32,224, 1870 gar nur noch etwa 14,000 Ureinwohner haben. Statt dessen aber gibt Bechtinger (121) den Census für 1866 auf etwa 60,000 an, welche Zahl zwar immer noch eine Abnahme, aber eine viel geringere ausweist. Tahiti hatte um 1850 (Virgin 2, 41) 10,000 Eingeborene; dieselbe Zahl nimmt Meinicke (c, 564) für 1865 etwa an, und der offizielle französische Bericht von 1862, welcher 9086 Eingeborene zählt, stimmt ziemlich genau. Die Zahl der Markesasinsulaner betrug 1864 (Behm 84) nach französischer Schätzung 20,000 Seelen. Auf Samoa, dessen Bevölkerung nach Erskine 37,000 Seelen betrug, aber gleichfalls abnahm (104; 60), schätzte 1862 Hood (143) die Zahl der Eingeborenen auf 34,000 und er versichert, daß sie im Wachsen begriffen sei. Die Tonganer schätzt Behm (79) auf 25,000, Meinicke, dessen Angaben aber stets sehr niedrig gegriffen sind, nur auf 20,000 (c. 561); die Paumotuaner betrugen nach französischer Schätzung um 1860 etwa 8000 Seelen (Arbousset 286).

So wenig erschöpfend diese Zusammenstellung auch ist, sie ergibt doch ein ebenso wichtiges als erfreuliches Resultat: Die Abnahme der Bevölkerung schreitet nicht mehr so rasch vor, wie in der ersten Hälfte des Jahrhunderts: sie hat an einigen Orten ganz aufgehört, während an anderen die einheimische Bevölkerung schon im Wachsen ist. Daraus geht aber hervor, daß die Gründe zu jenem Hinschwinden, welche wir in dem oben genannten Büchlein ausführlich entwickelt haben, jetzt minder oder gar nicht mehr wirksam sind. Denn einmal haben sich die Eingeborenen an das Kulturleben mehr gewöhnt, sie sind nicht mehr so empfindlich wie anfangs gegen Krankheiten (obwohl wir immer

noch auch hierfür Beispiele aus neuester Zeit haben, z. B. ev. M. Mag. 1867, 300; Cheever 295), sie sind den geistigen Ansprüchen, welche man an sie macht, schon mehr gewachsen, sie haben sich mit der Cultur auch die Palliativmittel, welche sie bietet, mehr angeeignet. Andererseits darf auch nicht verkannt werden, daß die Europäer selbst, trotz massenhafter Ausnahmen, doch auch sehr viel für die Eingeborenen gethan haben und immer mehr und mehr thun. Gebührt hierbei der englischen Regierung ein nicht geringes Lob, wie denn fast kein Mann größeres Verdienst um Polynesien hat als Sir George Grey, so stehen hier gleichfalls in erster Linie die Missionäre mit ihrer unermüdlichen, aufopfernden Thätigkeit, und Russel (Polynesia) hat ganz Recht, wenn er alle Fortschritte der Polynesier als wesentlich durch die Missionäre angebahnt darstellt. Sie haben auf die Cultur der Eingeborenen den größten Einfluß gehabt, sie haben dieselben vertheidigt und beschützt wo sie konnten; sie haben ihnen ferner den festen Halt gegeben, den neuen Inhalt für ihr ganzes Dasein, dessen sie so dringend bedurften. Die Polynesier haben es oft den Missionären ausgesprochen: „wir wären zu Grunde gegangen, wenn ihr nicht gekommen wäret" — und wäre die Entdeckung nicht erfolgt, so waren sie verloren. Ihr Leben zehrte sie leiblich auf, geistig bot es ihnen nichts mehr, keinen moralischen oder idealen Halt, und doch waren sie hoch genug entwickelt, um ohne einen solchen nicht leben zu können. Freilich haben oft äußere Umstände die Bekehrung, wenigstens im Anfang, veranlaßt, so die Autorität der Fürsten, die Macht des Beispiels, sowie andererseits Unglücksfälle, große Sterblichkeit, Verlust einer Schlacht, nach denen man es mit dem neuen Gott versuchen wollte (Russel 386, 390); freilich haben denn ferner die Missionäre ihnen ein höchst bigottes, oft wenig geistiges Christenthum gebracht: aber auch dies ist ein Glück, denn gerade die Handgreiflichkeit, die derbe Sinnlichkeit dieser neuen Religion faßt jene Völker und ist ihnen faßlich, und bei alle dem, wie unendlich hoch steht sie über dem Heidenthum oder etwa über dem Islam. Mag das Dogma sein, wie es will: die christliche Moral bleibt, zu der ihnen die meisten der Missionäre zu gleicher Zeit leuchtende Beispiele gaben; und daß diese bleibt, das ist die Hauptsache. Innigeres und geistigeres Auffassen wird schon kommen; das zeigt sich schon aus der höchst peinlichen Genauigkeit, mit welcher überall die neue Lehre aufgenommen ist; das zeigt

sich aus der Opferfreudigkeit, welche überall für die neue Lehre erblühte, für die gewiß an 500 einheimische Missionäre thätig sind und einige schon den Märtyrertod erlitten haben (Gill, introduct.). Allerdings traten auch Schwankungen, Rückfälle ein, und heidnisches gilt ab und zu auch noch heutzutage. Nirgends aber, worauf Russel (390 f.) mit Recht aufmerksam macht, hat man versucht, das Heidenthum wieder herzustellen. Auch, und das ist von Wichtigkeit, sektirerische Bewegungen traten ein, stets aber so, daß sie auf christliche Grundanschauungen heidnisches aufpfropften. Alles das Gute, das wir erwähnten, gilt von der protestantischen Mission ohne Unterschied der Nationalitäten. Die katholische Mission wirkte verhältnißmäßig höchst unbedeutend, und dies kommt wesentlich von der leichtfertigen Art ihrer Bekehrung, von der minderen Strenge, und allerdings auch von ihrer minder reinen Art des Auftretens, welche die Eingeborenen so gut durchschauten wie die Europäer. Auch hat ihr die Unterstützung Frankreichs sehr geschadet, welches sich im stillen Ocean keineswegs civilisatorisch fähig bewiesen hat. Leichtfertigkeit wird der scharfsinnige Polynesier gar bald durchschauen, mitmachen und verachten; ihm imponirt aber die ernste strenge Sittenreinheit, die wie sie alles von sich fordert, so auch alles von ihm verlangen kann. Und so muß man bekennen, daß gerade durch ihre Strenge, welche man ihnen so oft vorgeworfen hat, die Missionäre am meisten, am sichersten gewirkt haben.

Daraus schon folgt, daß die Polynesier ein höchst befähigtes Menschengeschlecht sind, und als solche haben sie sich überall bewährt. So vor allen Dingen in den heillosen religiösen Wirren. Sie haben es vermocht, allerdings nicht ohne Störung, doch das Christenthum nicht über die Christenthümer zu verkennen, zu verwerfen, sie sind Christen und meist Protestanten geblieben. Auch wie sie sich die moderne Cultur angeeignet haben, verdient unsere höchste Bewunderung. Es ist eine unendliche Leistung, in nicht ganz 100 Jahren aus dem Cannibalismus, aus dem rohsten und schmutzigsten Heidenthum sich zu der Stufe der Bildung zu heben, welche diese Völker jetzt inne haben. Freilich fehlt hier noch viel zu einem wirklich gebildeten Zustand, namentlich die Masse des Volkes muß noch lernen und gehoben werden, nach jeder Seite hin. Sicherheit im Culturleben haben nur die Vornehmsten, klaren Ueberblick wohl noch Keiner: aber trotzdem haben sie,

stets angefochten von denen, nach welchen sie sich bilden sollten, absichtlich zurückgehalten von den eigenen gegnerischen Landsleuten der Missionen, umwirbelt vom Streit der Nationen und der Religionen, sie haben Erstaunliches geleistet. Denn sie sind nicht irre geworden, weder an der Cultur noch an der Religion. Und auch hierfür hatten sie fast den einzigen Halt an den Missionären.

Diese dürfen und werden nicht nachlassen in ihrer Thätigkeit. Und wenn die Einwanderer civilisirter Nationen ihren neuen Landsleuten mit nur einigermaßen gutem Willen beistehen in der großen Arbeit ihrer Entwickelung: dann kann und wird sich die Zukunft der Polynesier nicht ungünstig gestalten und die herrlichen Fähigkeiten, welche sie besitzen, werden ihnen und der ganzen Menschheit gute Früchte tragen. Ihre Abnahme hat sich vermindert, hat inne gehalten, es ist also noch Zeit. Möge denn ihnen und den Weißen im Ocean alles zum Guten sich gestalten. Niemand kann dies heißer wünschen, als wir.

Melanesien und Australien.

Der westliche Theil des stillen Oceans einschließlich des Festlandes von Australien, Neu-Guineas und seiner kleinen Nachbarinseln wird von einem Menschenschlag bewohnt, der sich wesentlich von den Malaien sowohl wie von den Polynesiern unterscheidet. Am meisten fällt die Farbe in die Augen: denn die Eingeborenen dieses westlichen Theiles des Oceans sind meist dunkel gefärbt, sehr oft schwärzlich bis schwarz, weshalb man sie auch Negritos genannt hat.

Unter ihnen lassen sich mehrere große Hauptgruppen unterscheiden. Einmal die Ureinwohner Neuhollands und die Tasmanier; zweitens die Völker der Inseln, welche man unter dem Namen Melanesien begreift, also der ganzen Inselreihe von Neucaledonien und Kunaie bis einschließlich Neuguinea, Salwatti, Batanta, Gebe und der anderen kleinen Inseln um Neuguinea, sowie ferner auch die Eingeborenen des Fidschiarchipels. Drittens sind auch die schwarzen Stämme zu erwähnen, welche ab und zu auf den Inseln und dem Festland des eigentlichen Malaisiens wohnen, die unter verschiedenen Namen bekannt sind, Alfuren, Harafurus, Papuas u. s. w.

Es ist eine wichtige und noch nicht ganz gelöste Frage, ob und wie diese Völker mit jenen beiden ersten Abtheilungen und namentlich der zweiten verwandt sind. Allein da diese Stämme zum Theil wenigstens von Waitz selber in der ersten Hälfte des fünften Bandes erwähnt sind; da ferner die eben angeregte Frage sich nicht rasch beantworten läßt, so wollen wir auf diese Untersuchung hier nicht weiter eingehen, deren genaue Erörterung wir uns für einen anderen Ort aufbewahren. Dort werden wir, weil uns hier der Raum gebricht, auch über das Verhältniß der Melanesier und der Malaiopolynesier, sowie gleichfalls über die Verwandtschaft der Neuholländer ausführlich reden, während uns hier nur die ethnologische Schilderung dieser Völker beschäftigen soll. Auch die Frage, in welchem Verhältniß die Melanesier zu den schwarzen Urbewohnern Indiens stehen, welche man vielfach angeregt hat, lassen wir hier bei Seite und beginnen zunächst mit dem eigentlichen

Melanesien.

Das Gebiet umfaßt, wenn wir von Süden nach Norden gehen, zunächst also Baladea (Neukaledonien), das von vielen kleinen Riffinseln umgeben ist. Diese waren meist unbewohnt; Kunaie aber, die Fichteninsel, die geologische Fortsetzung Kaledoniens, ist bewohnt. Zunächst folgen dann die Inseln der Loyalitätsgruppe, Nengone (Mare), Lifu, Uwea und kleinen Inseln, wie Boucher, Bauvilliers, die Beauprégruppe, welche das Nordwestende und Walpole, welche das Südostende des Archipels bildet. Diese kleineren Inseln sind unbewohnt, mit Ausnahme der Beauprégruppe (Labillardiere), auf deren größtem Eiland sich später noch Eingeborene von Uwea niedergelassen haben (Cheyne 27). Die sämmtlichen Inseln des Loyalitätsarchipels bestehen aus Madreporenkalk, welcher aber bei den größeren und Walpole 200' über die Meeresfläche gehoben ist (eb. 28); nichts desto weniger scheinen sie geologisch zu Baladea zu gehören, indem sich die Korallen auf die sinkenden Bergketten, die ursprünglich wohl zu dieser Insel gehörten, aufgesetzt haben und dann der versunkene Grund später wieder gehoben ist. — Wir kommen nun zu den neuen Hebriden, deren südlichste Aneityum (so ist der Name der Insel nach der Lond. Miss. Erskine 301. Grundem. b. Peterm. 1870, 367) ist: dann folgen nach Norden zu Erronan (Fotuna), Immer

(Niva), Tanna, Erromango, Fate, dann verschiedene kleine unbewohnte Felseneilande, darauf das wieder bewohnte Api; nun theilt sich der Archipel in zwei Ketten, deren westliche die beiden größten Inseln enthält, Mallikollo und Espiritu Santo; die östliche besteht aus Ambrym, Aragh (Pfingstinsel), Aoba (J. d. Aussätzigen Bougainv. 209; 212), Maiwo (Aurora), Gaua (St. Maria), die Banksinseln mit Vanua lava, Mota und verschiedenen kleinen Felseninseln, von denen der steile Vulkan Ureparapara (Blighinsel) gleichfalls bewohnt sein soll; wenigstens sah Rietmann im dichten Walde Rauch aufsteigen (181). Rein nördlich von dieser Reihe von Felsengipfeln liegt die Nitendigruppe (Kön. Charlotteninseln, Sta. Cruz), nach der größten Insel Nitendi (Indengi, Sta. Cruz) benannt. Dann gehören hierher Tupua, Vanikoro, die Matema-, die Duffgruppe, Motuiti (Kennedy) und mehrere andere kleine und unbewohnte Inseln. Tupua, Vanikoro, Motuiti sind melanesischer Bevölkerung; dahingegen die Matema-*) (Tromelin bei Bergh. Annal. 3, 284) und Duffgruppe, wie wir schon im vorigen Band sahen, polynesische Einwohner haben. Eine solche Bevölkerung finden wir auch auf einigen Inseln des Salomoarchipel, zunächst auf Sikayana, dann auf Rennell und Bellona, sowie auf Lord Howes Gruppe (Swainson 3), welche Völkerstämme alle drei eine dem Sikayana verwandte Sprache haben (Cheyne 186). Allerdings behauptet Carteret (366), daß Ontong Java (Lord Howes Gruppe) von Negern bewohnt sei: aber er irrt, denn die neun Inseln, die er sah, liegen fast um 9° westlicher als jene Gruppe, welche nach Tasman (38 f.) aus mehr als zwanzig Eilanden besteht. Auch die Marqueengruppe (Tasmans Mark) ist bewohnt, und zwar, wie Tasman (38) angibt, mit Leuten, welche der Bevölkerung Neuseelands durch ihr gesträubtes und schwarzes Haar gleichen. Und ähnlich behauptet Schouten (Diar. 48) von einer Inselgruppe dieser Gegend, welche aus drei bis vier Inseln bestand und wohl sicher dieselbe Gruppe war, die Bewohner derselben hätten dieselbe Sprache geredet als die Bewohner von Nive. Die grünen Inseln Schoutens und le Maires (Diar. 49) waren wohl unbewohnt. Es ist möglich, daß noch manche Insel hier polynesische Be-

*) Vielleicht ist diese Insel unter Dillons Mameinsel (2, 270) zu verstehen.

völkerung hat, doch ist aus den Angaben Tasmans und Schoutens nichts zu schließen. Denn dies schwarze aufgesträubte Haar haben die Melanesier fast immer, die Polynesier aber häufig; und neben jener sprachlichen Behauptung sagt Schouten freilich, daß die Bewohner den Niveanern auch leiblich ähnlich gesehen hätten, nur schwärzer gewesen wären, auch hatten sie Bogen und Pfeile, sie waren also hiernach ächte Melanesier. Schoutens Sprachbeobachtung aber kann nicht sehr genau gewesen sein: er war nur wenige Stunden mit den Eingeborenen der Gruppe, welche in Kähnen an sein Schiff heranfuhren, in Verkehr und wie leicht konnte ihn ein ungefähr ähnlicher Klang täuschen. Die größeren Inseln sind alle und zwar von Negritos bewohnt, so zunächst im Süden Bauro (St. Christoval) nebst den kleinen Nebeninseln Sesarga (isle des contrariétés, bewohnt Surville 248) und einigen anderen, wozu die drei Schwestern (bewohnt eb. 253-4) gehören; dann in doppelter Kette, westlich Gera (Guadalcanar), Murray, Neugeorgia und Simbu (Eddystone) (Cheyne 62; 65—6), die Schatzinseln (treasury, Shortland Reise 135; Reina Neum. Zeitschr. 4, 355) und Shortland, östlich Malaita, Carteret, Gower (Carteret 364), Isabel, Choiseul; hier vereinigen sich beide Ketten wieder zu einer Reihe, welche aus den Inseln Bougainville, Buka (Winchelsea) und Sir Hardy besteht, die alle bewohnt sind (Bougainville 230, 232, Carteret 367). Bewohnt ist gleichfalls die rein nördlich liegende Riffinsel Abgarris (d'Urville b, 5, 116). Geologisch zu derselben Reihe wie die Salomonsinseln gehört die Fortsetzung dieser letzteren, die östliche Reihe von Neubritannia, zunächst das der Hardyinsel unmittelbar benachbarte Eiland St. John, welches gleichfalls bewohnt ist (Schouten Diar. 49—50), dann folgt Tombara (Neuirland) mit ihren kleinen Vorinseln, deren östliche Gerrit Denys (bewohnt nach Dampier 5, 83) Fischerinsel, Mathias, Sturminsel (Dampier 5, 80. 88; Boug. 249) und andere sind, während westlich Amakata (York, Sandwich) bewohnt nach Carteret 376; 378 und Reina in Neumanns Zeitschr. 4, 354) vorliegen. Nördlich von Tombara wird die Kette durch Neuhannover (bewohnt Carter. 380) und einige unbedeutende Koralleninseln geschlossen — es sind dies Carterets Portlandsinseln. Zwischen Neuguinea und Tombara zieht sich die große Insel Birara (Neubritannien) hin, an welche sich Ruk und einige an-

dere Eilande (bewohnt Reina 352 f.) anschließen. Auch die Admiralitätsinseln, nordwestlich von Tombara aus einer Haupt- und vielen Nebeninseln bestehend, sind bewohnt (Carteret 383—5), ebenso die Anachoretengruppe (Bougainv. 250), nicht aber die Schachbrettinseln (Echiquier, eb.) und die Insel Durour; auf Matty dagegen sah Carteret viele Eingeborene mit Fackeln hin- und her rennen (387).

Das größte Land mit melanesischer Bevölkerung ist Neu-Guinea, zu welchem natürlich die Inseln an seinen Küsten, in der Gelvinksbai, Salwatti, Friedrich Heinrich-Insel u. s. w. hinzuzurechnen sind. Und ebenso die Inseln der Luisiade. Auch die Mudschu- (Woodlark) und Trobriandinseln sind bewohnt (Reina 355; Cheyne 69) sowie die Inseln der Torresstraße, von denen freilich die Eilande des Prinzen von Wales nicht zu Melanesien, sondern zu Neuholland gehören (Macgill. 2, 2). — Zu Melanesien gehört dann ferner noch als sein östlichster Posten der Fidschiarchipel; der südlichste Punkt ist wohl Kunaie, da Norfolk und die etwa unterm 32° s. Br. gelegenen Lord Howes-Inseln unbewohnt waren (Watts 156).

Die meisten dieser Inseln und so natürlich die größeren alle sind hoch; doch ist sowohl die ganze Reihe (von Kunaie an bis Neuhannover) wie auch oft die einzelnen Inseln vielfach umgeben von einer großen Anzahl von Riffen und flachen Koralleneilanden. Das ganze Gebiet macht den Eindruck, als sei es ein allmählich versunkenes Festland, an dessen Rändern sich Madreporendämme gebildet haben, manche gewiß schon in urältester Zeit und vielleicht noch an den Küsten des ursprünglichen Gestades dieses Festlandes, wie denn z. B. Bougainville im Schachbrett nirgends Grund fand; der Korallenfels stieg in fadenlose Tiefen hinab. Andere dieser Madreporeninselchen bildeten sich dann im Innern des sinkenden Festlandes, an Rändern höherer Gebirge: es sind das die Riffe, welche sich zwischen den einzelnen Inseln finden und z. B. Neukaledonien ganz abschließen; daher die Behauptung der Franzosen, die Loyalitätsinseln gehörten geographisch zu Baladea, ganz ohne thatsächlichen Grund ist. Auf dem Gestein der Inseln (Grauwacke, Schiefer, Sandstein, Porphyr und Granit) ruht im westlichen Neuguinea, Neubritannien und den neuen Hebriden bisweilen hochgehobener Madreporenkalk (Wallace 2, 288; Meinicke c,

550, 552), so daß wie im malayischen Archipel (Wallace 1, 209 f.) auch hier mehrfache Hebungen und Senkungen anzunehmen wären. Dies befremdet um so weniger, als thätige und ausgebrannte Vulkane, Solfataren, heiße Quellen und dergl. so wie vulkanische Gesteine, Lava, Bimsstein, Basalt u. s. w. im ganzen Gebiet von den kleinen Inseln bei Neuguinea bis Tanna sehr zahlreich sind. Auch die Fidschiinseln, eine kreisförmige Gruppe meist hoher Inseln, deren bedeutendste nach Norden und Westen liegen, mit zahlreichen Riff- und Riffinselbildungen, sind von ganz vulkanischem Gestein, wie denn auch hier heiße Quellen mehrfach vorkommen und Erdbeben nicht selten sind (Seemann J. R. G. S. 1862, 51).

Das Land ist fast überall mit den dichtesten und mächtigsten tropischen Urwäldern bedeckt, welche nur an der Küste einen schmalen, meist sandigen Landstreif freilassen; Baladea aber ist dürr und unfruchtbar, namentlich im Innern, das gebirgig und beständigen heftigen Winden ausgesetzt ist. Auch die übrigen Inseln sind von Gebirgen durchzogen, welche in Neuguinea z. Th. die Schneegrenze überragen, in Neubritannien und dem Salomonarchipel bis zu 9000′ aufsteigen und nur auf den südlichen Inseln zu einfach hügeliger Landschaft herabsinken. Sie sowie jene Wälder setzen der Entwickelung der Bewohner höchst bedeutende Schwierigkeiten entgegen. Dazu kommt eine unerträgliche drückende Hitze, welche fast überall herrscht und die verbunden mit der übermäßigen Feuchtigkeit der dichtbewaldeten Inseln einen ebenso erschlaffenden wie ungesunden Einfluß ausübt. Fieber, welche namentlich den Europäern gefährlich sind, herrschen daher immer (Reina 354; Bougainv. 239; Freycinet 2, 48; Rietmann 161 f.; 189; Wallace 2, 292; 298).

Flora und Fauna weisen nach Malaisien hin, nur daß Baladea und Neuguinea theilweise auch neuholländische Formen zeigen. Die Grenze dieser beiden Centren läuft zwischen eng benachbarten Inseln der Torresstraße: die des Prinzen von Wales gehören nach der Natur und Bevölkerung zu Neuholland, die übrigen ebenso zu Neuguinea (Macgill. 2, 2; Meinicke d, 104).

Auch manche selbständige Pflanze hat Melanesien aufzuweisen, so jene merkwürdige Cypressenart auf Neukaledonien und Kunaie, von welcher die letztere den Namen Fichteninsel erhielt (Isle of pines, daher Eileopein auch unter den Eingeborenen jetzt nicht selten genannt

Hood 209). Auch unterscheidet sich die Flora trotz ihres gleichen Ursprungs dadurch von der polynesischen, daß sie manche in der letzteren sehr verbreitete Pflanze nicht besitzt, dafür aber andere, welche letzterer fehlen, bekommen hat; wie sie denn nach Westen immer reicher wird. Keineswegs aber ist sie eine bequeme. Viele ihrer Früchte wachsen an Bäumen und sind schon deshalb für den Anbau schwierig. Diese Früchte selbst bieten durchaus keine fortwährende oder zur Aufbewahrung geeignete Nahrung. Ferner ist es für den Urwald charakteristisch, daß er nie fruchtleer, aber auch nie fruchtreich ist; daß er stets nur Einzelnes und nur dem Suchenden spendet. Die meisten Nahrungspflanzen, welche Melanesien besitzt, sind dort nicht einheimisch und vielfach gewiß erst eingeführt, was indeß schon vor langer Zeit geschehen ist. Dies beweist der Brodbaum, welcher sich nur in den samenlosen Varietäten, allein mit selbständiger Abänderung derselben findet. Die übrigen Nutzpflanzen, Arum, Yams, Ignamen, Bananen, Zuckerrohr, Cokos, Pandanus u. s. w. finden wir alle in Polynesien und Malaisien in gleichem Gebrauch wieder.

Auch die Thierwelt ist für die Entwickelung des Menschen nicht günstig. Größere wilde Vierfüßler besitzt zwar Neuguinea, aber entweder Kängurus, die zu Hausthieren untauglich sind, oder nächtlich lebende Thiere, die zwar zur Jagd aber nie zur Zähmung brauchbar sind. Selbst die Ratte, die sonst überall verbreitet ist, fehlt auf Baladea, ebenso das Schwein (Forster Bem. 165; 166), obwohl dies und das Haushuhn überall sonst die einzigen, freilich auch immer halbwilden Hausthiere sind. Die Salomoninseln haben noch einen Hund (Surv. 233) und Fledermäuse sowie der fliegende Hund finden sich überall. Die zahlreiche Vogelwelt des Urwaldes bietet zwar auf Neuguinea durch die wunderbare Herrlichkeit der Paradiesvögel den Eingeborenen manchen Schmuck und Handelsgegenstand, und dem ganzen Gebiete manche Speise, doch ist die Jagd außer auf den Kasuar, der bis nach Neubritannien verbreitet ist, keineswegs anregend, auch in dem Dickicht des Urwaldes höchst schwierig. Doch sind die vögelbelebten Wipfel desselben ohne Zweifel die Veranlassung, daß die Eingeborenen Bogen und Pfeil als Hauptwaffe benutzen. — Von Lurchen finden sich Schlangen, doch meist ungefährliche, obwohl bis zu 20′ Länge (Dillon 2, 170), größere Eidechsen überall und das Krokodil auf Neugüinea und Neubritannien (Sainson bei d'Urville a,

4, 731; Bougainv. 239), Raupen werden auf Norfolk und Heuschrecken auf Neukaledonien zur Landplage (King 308; Hood 212).

Der Fidschiarchipel zeigt für uns keine Abweichungen von Polynesien, wenn auch der Zoolog und der Botaniker hier manches Neue findet, da die Gruppe ein für sich abgeschlossenes Gebiet bildet (Griesebach bei Petermann 1866, 53).

Daß die Strömungen viel zur Verbreitung der Organismen beitrugen, geht daraus hervor, daß King (295-7) an Norfolk Kahntrümmer, Götzenbilder, Cokosnüsse u. dergl. angeschwemmt fand. Ganz Melanesien steht unter dem Bereich einer Strömung, welche von Südosten nach Nordwesten fließt, wie es auch ganz unterm Südostpassat liegt. Diesen lösen in den Wintermonaten heftige und unregelmäßige West- und Südwinde ab (Forster Bem. 107) und machen, da sie häufig zu Orkanen heranwachsen, die Schifffahrt höchst gefährlich, wie sie auch die Inseln oft ganz zerstören. Die Westmonsune wehen andauernd und sehr heftig von der Nordküste von Neuguinea über Neubritannien bis zum Norden der neuen Hebriden (Cheyne 166) durch ihre Regenmenge vermehren sie die Feuchtigkeit der undurchdringlichen Wälder und dadurch die Schädlichkeit der Luft (King 298; Surville 227; Shortl. Reise 130; Bougainv. 297; Schouten 60).

Gehen wir nun zur Bevölkerung über und zwar zunächst zur Schilderung der **physischen Beschaffenheit** der Melanesier und beginnen im Süden, mit Neucaledonien. Die Bewohner dieser Insel, deren erste Beschreibung wir ihren Entdeckern Cook und Forster (1774) verdanken, zerfallen in zwei Racen. Die Menschen der einen waren nie unter mittelgroß, oft sogar groß, stark, wohlgewachsen, wenigstens die Männer; die Weiber freilich waren nur klein, da auf ihnen eine unverhältnißmäßig schwere Arbeit lastet (Forster R. 3, 201; Bem. 214). Ganz ebenso schildert sie d'Entrecasteaux, der sie zunächst nach Cook 1792 besuchte, als etwas über mittelgroß, aber sehr mager, was sich namentlich an den auffallend schwachen Armen und Beinen zeigte (1, 330. 351). Diese Magerkeit, diese schlechten Proportionen, welche auch neuere Berichterstatter vorfanden (Pigeard in nouv ann. des voy. 1847, 1, 301) stehen mit ihrer Lebensart in Zusammenhang; denn ihr Stamm wird namentlich von den schlechter genährten Bergbewohnern der Insel gebildet, welche freilich auch in den Niederungen nicht eben fruchtbar ist. (Labillardiere 2, 205 f.) Doch fand sie Bourgarel (mém. de la

société d'Anthrop. de Paris 1, 252; l'institut 1860, 132) im Durchschnitt doch immer mittelmäßig muskulös und um ein Weniges größer als die Franzosen. Er beschreibt sie ferner als chokoladenfarbig bis dunkel-olivenbraun, ja letztere Farbe nennt er an anderen Stellen geradezu schwarz (Mémoires 286; 289); Pigeard, der ganz wie Forster (Bem. 214; R. 3, 201) unter jenem dunkleren Stamm ebenfalls geradezu schwarze Individuen sah, während andere nur sehr dunkel rothbraun waren, glaubt, daß diese letzteren von der südlichsten Loyalitätsinsel, von Mare (Britannia), eingewandert (nouv. ann. des voyag. 1846, 4, 216 f.) seien, da auch ihre Sprache auffallende Analogien mit der Tongasprache hatte (eb. 1847. 1, 311). Einzelne Worte haben beide Sprachen gemein, welche übrigens Pigeard durchaus nicht genau genug kennt, um darauf bündige Schlüsse bauen zu können. Auch ist die Sprache der dunkeln und helleren Menschen, die zu dem einen Stamm gehören, durchaus nicht verschieden. Der Bart dieser dunkleren Bevölkerung, welche man bald mit den Tasmaniern (d'Entrecasteaux 1, 330; Labillardiere 2, 186, 244); bald mit den Fidschiinsulanern (Erskine 20) verglichen hat, ist schwarz, von flockigem Wachsthum, aber oft stark und lang (Bourgarel mém. 252 f.; Pigeard nouv. ann. 1847, 1, 301; Forster Bem. 215; R. 201), das Haupthaar, welches auch flockig wächst, ist nicht eben lang, aber sehr kraus, so daß es Labillardiere (2, 186) geradezu wollig nennt, und wird nicht selten roth gebeizt (Pigeard a. a. O.). Oefter sind sie über den Rücken und am ganzen Körper ziemlich stark behaart (Forster Bem. 218). Die Gesichtszüge sind bei beiden Geschlechtern grob, aber gutmüthig (Forster Bem. 214-5; R. 207), mit großen, platten, breiten Nasen, deren Wurzel tief liegend ist, nach Hood (215) in Folge künstlichen Eindrückens, mit vorstehenden Backenknochen, dicken vorstehenden Lippen, 6 Centimeter weitem Munde, schiefstehenden, weißen Zähnen, kleinen, ovalen, tiefliegenden Augen (welche Forster wie Haar und Zähne schön nennt, Bem. 215) mit gelblichrother Conjunctiva und hervorragenden horizontalen Augenbraubogen. Das Kinn ist rund und etwas vorstehend, der Schädel wenig voluminös (Bourgarel a. a. O. 252; Forster R. 3, 208; Bem. 215 f.; Hood 215) mit verhältnißmäßig kleinem seitlichen Durchmesser bei größerer Kopflänge und stärker ausgebildetem Hinterhaupte (Bourgarel eb. 289; Maaße von 57 Schädeln eb. 257). Die Stirn, nach Forster (R. 3, 208)

hoch, ist nach Bourgarel (252) klein, kugelig, aber zurückfliehend (Hood 215). Nach allem Vorstehenden wird man die Schilderung der Neucaledonier im Ausland (1855, 419), sie seien prächtige Gestalten mit Negerphysiognomien aber aufgepfropftem indischen Typus, auf ihr richtiges Maaß zurückführen. — Die gelbbraune Race der Insel, hauptsächlich im Süden und Osten der Insel lebend, wo ihre Einwanderung noch fortdauert, hat höhere, größere, geradere Stirn, einen Schädelbau, der mehr dem polynesischen ähnlich ist und überhaupt ein polynesisches Aussehen. Sie stammen hauptsächlich aus Uwea und die Häuptlinge an der Küste und im Süden gehören ihnen fast alle zu (eb. 253 f.; 286). Auch im Norden zwischen Pocbo und Jengen finden wir diese uweanischen Einwanderer und überall, wo sie hinkamen, sind die Menschen größer, schöner und anstelliger (Montravel in nouv. ann. des voy. 1854, 4, 336). Mischlinge beider Racen finden sich gleichfalls (Bourgarel 253). Auch Fidschiinsulaner sollen nach Baladea eingewandert sein (Malte Brun in bull. d. l. soc. geogr. 1854, 1, 238 f.).

Die Eingeborenen der benachbarten Inseln gleichen den Baladeanern. So die Kunaier (Erskine 395), welche aber physisch höher stehen, als die letzteren (Hood 209): sie sind mittelgroß, mit wohlgestaltetem Gesicht, großem Mund, guten Zähnen und krausen Haaren, von Farbe zwischen der schwarzen und braunen Race; aber auch die dunkelsten unter ihnen haben nichts negerartiges (Cheyne 6; Berghaus' Zeitschrift f. Erdk. X, 354, nach Naut. Mag. XVII.). Blick und Geberden sind ungemein ruhelos und wild (eb.). Auch die Loyalitätsinseln sind von Menschen bewohnt, welche eine Mischung der schwarzen und gelben Bevölkerung zu sein scheinen (Erskine 18). Auf Halgan (Uwea), dessen Hauptinsel Hniē, „die langgekrümmte“ heißt (Turner 518), sind Polynesier von Uwea zahlreich eingewandert und haben auch die Namen ihrer alten auf die neue Heimath übertragen; auch einige neucaledonische Familien waren eingewandert, welche aber mit den Eingeborenen ganz verschmolzen sind (Grundem. 366). Diese sind braun in verschiedenen, theils helleren theils dunkleren Abstufungen, mit krausem oder schlichtem Haar (eb. 339 f.) und schöner als die Kunaier (Cheyne 24). Ebenso wild wie die letzteren und ihnen auch leiblich ähnlich sind die Bewohner von Lifu, in der Gestalt zwar variirend, aber doch meist

mittelgroß, deren Farbe chokoladenbraun, aber heller als die der Uweaner ist. Ihre Augen sind schwarz, von durchdringendem Blick; ihr Haar ist kraus und so wie der Bart büschelig; am Körper sind sie stark behaart (Cheyne 14). Auch den Bewohnern von Mare gleichen sie, deren Augen sehr schön und deren Stirn hoch und wohlgebildet ist; doch stehen sie im Ganzen den Neucaledoniern nahe (Erskine 366; 378; 386).

Von den Hebriden ist Erronan und Immer fast ganz polynesisch geworden, ja sie haben die Namen der Inseln bekommen, woher die Einwanderer kamen, Immer Niva und Erronan Fotuna. Auch im östlichen Theil von Fate (Sandwich) soll es eine polynesische Sprache geben, natürlich von polynesischen Einwanderern gesprochen (v. d. Gabelentz 265 Note und Erskine 333; Gill 55); Tanna ist im Besitz mehrerer Sprachen, deren eine gleichfalls polynesisch zu sein scheint (v. d. Gab. 227; Forster ges. W. 2, 205; 276; Turner 83.). Da wir nun die Abkunft dieser Polynesier genau kennen (Bd. 5, 202) und wissen, daß sie erst ganz vor kurzem in ihre neue Heimath übergesiedelt sind, so brauchen wir über sie gar nicht zu reden und unsere Schilderung gilt nur den melanesisch sprechenden Stämmen. Die einzelnen Inseln unterscheiden sich sehr von einander durch die Körperbeschaffenheit ihrer Bewohner; doch wird uns das nicht wundern, wenn wir hören, daß z. B. auf Tanna eine größere Anzahl verschiedener Stämme wohnen, deren jeder seine eigene Sprache spricht (Gill 227; v. d. Gabel. 145); daß es auf Erromango zwei Sprachen gibt, deren eine allerdings im Aussterben ist (v. d. Gabel. 125); daß auch Aneityum in eine Menge einzelner Stämme zerfällt (Gill 150). Die Bewohner nun dieser letzteren Insel sind klein, sehr dunkel, mager, mit blutunterlaufenen Augen, langem Haar, das büschelig wächst oder wenigstens häufig so getragen wird (Gill 151; Erskine 301 f.). Nach Cheyne (33) und Turner (371), der einen Häuptling dieser Insel mit jüdischer Physiognomie sah (368), sind sie den Tannesen und diese wieder den Lifuern ähnlich, während Forster (R. 3, 247) die Tannesen den Neucaledoniern ähnlich, aber minder sanft und offen als diese nennt. Die Tannesen sind musculöse und kräftige, aber meist nur mittelgroße Menschen, deren Wuchs selten die Höhe von 5' 7" überschreitet (Gill 226; Erskine 306; Turner 76; Belcher a 2, 62). Sie sind gut gewachsen, nicht fett,

von kühnen oft schönen Gesichtszügen, die Weiber jedoch klein und später meist häßlich (Forster R. 3, 81; 138; Bem. 215; Rietmann 152). Ihre Hautfarbe ist ein schmutziges Schwarz (Gill 226; Forster Bem. 215) oder ein dunkles Kupferbraun, welches bis ins Schwarz übergeht (Turner 46 f. Forster R. 3, 72; Rietmann 152). Erskine nennt sie glänzend schwarz (306), doch beruht dies sicher auf einem Irrthum, welchen Turner aufklärt: denn er sagt (77), sie bemalten sich sehr häufig mit einer schwarzen Farbe, welche zugleich Zeichen der Trauer ist und sähen dann schwarzglänzend, wie gewichst aus. Ihre Haut hat das Sammetartige der Negerhaut (Forster R. 3, 82). Der Körper ist mit zartem Haar dicht bedeckt (Ersk. 306; Gill 226); das Haupthaar ist meist schwarz, seltener braun, oft mit gelbbraunen Spitzen; es ist kraus und wird von den Männern 12-18″, von den Weibern nur anderthalb Zoll lang, bei beiden aber in einzelnen dünnen Löckchen (oft 600-700) getragen, welche von den Haarwurzeln an durch Pflanzenrinde zusammengeflochten, an der Spitze freigelassen und daselbst ganz kraus sind; alle werden nach hinten gestrichen (Turner 77; Forster Bem. 215; R. 3, 77-8, Rietm. 152). Ihr Bart ist stark und kraus (Forster R. 3, 82). Ihre Nasen sind breit und meist platt (Erskine 306; Forster R. 3, 78; Gill 226), aber die meist starken Züge nicht oder nur wenig negerartig (Turner 76 f.), die Augen groß, sanft, chokoladebraun (Forster R. 82; Gill 226). Die Bewohner von Erromango unterscheiden sich sowohl im Aeußeren als in Sprache und Sitte von den Bewohnern der umliegenden Hebriden (Gill 122), von denen sie den Tannesen am ähnlichsten sein sollen (Rietmann 159), doch nennt sie Cheyne dunkler (37). Sie sind mittelgroß, größer, schöner und besser gewachsen als die Mallikollesen, nußbraun bis schwarz, ihr Haar ist dick, wolligkraus, schwarz oder, jedoch selten, braun oder röthlich (Gill 122; Forster R. 3, 59; 61; 55). Auch die kleinen Inseln Immer und Erronan, welche noch zu dieser südlichen Abtheilung der Hebriden gehören und die wir schon wegen ihrer zahlreichen polynesischen Bewohner erwähnten, haben melanesische Eingeborene, welche freilich von jenen Einwanderern immer mehr verdrängt und assimilirt werden; sie gleichen den Tannesen (Cheyne 36) im Aeußeren und daß sie auch sonst echte Melanesier sind, geht, abgesehen von der Sprache, aus vielen Eigenthümlichkeiten in Sitte und geistigen Anschau-

ungen hervor, die sie auf ihre polynesischen Nachbarn übertragen haben und die ganz melanesisch sind (Erskine 319 f.; Turner 361 f.). Die Hauptgruppe der Hebriden beginnt mit Fate, nach Cheyne der schönsten hebridischen Insel, welche auf der Westseite in der Erakor-Bai auch Efat heißt (Turner 499). Die Insel, mit zahlreicher Bevölkerung (Turner 393), ist in jeder Beziehung merkwürdig: ihre Bewohner, welche, wie sie unter sich sehr verschiedene Individualität zeigen, so auch den anderen Bewohnern der neuen Hebriden wenig gleichen (Erskine 324; Gill 58), stehen in ihrer ganzen Lebensweise höher als diese übrigen. Auch leiblich zeichnen sie sich aus: sie haben bei hohem Wuchs und starkem Körperbau (Rietmann 163) regelmäßige Züge, öfters gerade oder fast römisch gebogene Nase, gut entwickelte Stirn und mäßig großen Bart Erskine 324; Gill 58). Ihr Haar ist kurz, wollig kraus und oft durch Beizen mit Kalk gelb gefärbt (Erskine eb. Turner 393); seine Grundfarbe ist schwarz. Schwarz und zwar ebenso wie bei den Tannesen ist auch ihre Haut (Erskine eb.). Die Weiber sind schlank und zierlich, die Kinder schön (Erskine 332). Häßlicher sind die Bewohner der nun folgenden Inseln, zunächst Mallikollos, welche als klein, behend, mager, schwarz, sehr häßlich, ja affenähnlich geschildert werden (Forster Bem. 217; Rietmann 169). Die Stirn ist ganz flach nach hinten verlaufend und dadurch kurz; die Backenknochen stehen vor, die Nase ist platt und breit, breit ist auch der Mund, die Züge wild, der Bart stark und kraus, aber nicht wollig (Forster R. 3, 9; 13; Bem. 217). Die Haut ist weich und glatt anzufühlen, doch sind auch hier viele Individuen mit weichem und langem Körperhaar bedeckt (Forster R. 3, 12. Bem. 218). Der Bauch steht, weil sie ihn durch einen Strick zu fest einschnüren, unmäßig vor (Rietm. 169; Forster Bem. 218), die Gliedmaßen sind (Forster eb.) dünn und wenn Rietmann (eb.) sie dennoch gut gewachsen nennt, so kann sich das wohl nur auf einzelne Individuen beziehen. Namentlich häßlich und schlecht gewachsen sind die Weiber, was bei der massenhaften Arbeit, welche auf ihnen liegt, uns nicht wundern kann; sie werden sehr entstellt durch ihre sehr langen, schlauchartig hängenden Brüste (Forster Bem. 217-8, Reise 3, 23). Den Mallikollesen gleichen nicht nur die Einwohner der kleineren Inseln zwischen Fate und Mallikollo, soweit diese bewohnt sind (Forster R. 3, 45), sondern auch die Eingeborenen der östlichen

Inselkette, die von Ambryen, Aoba, Aragh, Maiwo. Bougainville schildert die Aobaner als klein, häßlich, übel gebaut, mit dicken Lippen, bartlos, mit wollig-krausem Haar und von schwarzer oder braungelber Farbe. Auch hier waren die Weiber besonders häßlich (Boug. 211 f.). Dagegen preist nun Selwyn (ev. Miss. Mag. 1869, 326) die Aobaner als ungewöhnlich schöne Menschen und im allgemeinen werden die Bewohner der nördlichsten Hebriden gerühmt: wenigstens sah Rietmann (177) auf Espiritu santo lauter schöne schwarze Leute und ebenso schildert er die Bewohner von Vanua lava zwar als sehr dunkel, aber als gut gewachsen und hübsch (180). Quiros fand 1605 auf dem dichtbevölkerten Espiritu santo braune, schwarze und sehr weiße Menschen, letztere mit rothem Haar und Bart (Torquemada 5, c. 68; Dalrymple 256; 283; Fleurieu 50 f.), von welchen letzteren Fleurieu (43) vermuthet, daß sie weiß bemalt, ihr Haar aber gebeizt war. Die einen hatten langes schlichtes, die anderen kurzes krauses Haar. Auch diese Inseln sind je von verschiedenen Stämmen bewohnt (ev. Miss. Mag. 1869, 324 f.), woher sich mancher Widerspruch über die Eingeborenen lösen mag. Besser unterrichtet als über diese ziemlich unbekannten nördlichen Hebriden sind wir über die Nitendi-Gruppe. Auf der südlichsten hierhergehörigen Insel, auf Vanikoro, leben Menschen von hoher schlanker Statur, die hübsch genannt werden könnten, wenn die Beine stärker wären. Die Farbe ist ein lichtes Schwarzgrau mit röthlichem Schimmer, das Haar ist kraus, lang, der Bart kurz aber stark (Dillon 2, 153; Titelkupfer des 2ten Bandes). Das Gesicht ist länglich, die Stirn hoch und gewölbt (d'Urville a, 5, 214). Die seitliche Abplattung des Kopfes an den Schläfen ist so stark, daß die Stirn dadurch sehr hoch und unten schmal erscheint. Das Gesicht ist breiter als der Schädel durch die hervorstehenden Backenknochen, die Nase ist breit, die Nasenwurzel eingedrückt, die Augen ziemlich groß, aber tiefliegend, die Lippen dick, das Kinn klein, das Haar kraus (Quoy bei d'Urville a 5, 358; Swainson eb. 355; Zool. 35). Ganz besonders häßlich sind die Weiber, sobald sie der ersten Jugend, in der sie bisweilen hübsch sind (Dillon 2, 177), entwachsen sind; die Brüste, welche sie aufzubinden pflegten, hängen dann lang und schlaff herab (d'Urv. a, V, 164; Dillon 2, 229). Auffallend ist es, daß viele Individuen daselbst hochstehende Waden und hervorstehende Fersen besitzen (Quoy

bei d'Urv. a 5,\359). Den Vanikoresen gleichen die Eingeborenen von Nitendi (Dillon 2, 157) und wohl auch die von Tupua, obwohl alle diese Inseln sprachlich geschieden sind (Dillon 2, 271). Auf Santa Cruz gibt es schwarze, chokoladenbraune und kupferfarbige Eingeborene, deren letztere langes schlichtes Haar haben. Die Gesichtszüge sind bei allen höchst verschieden (Dillon 2, 311.) Labillardiere (2, 255) schildert sie als olivenbraun, einige als sehr schwarz, mit negerähnlichen Lippen und Nasen oder malaiischen Zügen; die Stirn ist sehr hoch, der dünne Bart (Forster R. 3, 189; Carteret 1, 360) wie das Haar kraus, welches man am Körper sorgfältig ausrauft (eb. 2, 256). Auch hier finden wir die dünnen Extremitäten wie im übrigen Archipel (Mendana allg. Hist. d. R. 18, 502; Fleurieu 26). Die Hautfarbe ist nach Carteret (360) minder schwarz als auf Neuguinea; die Gesichtszüge keineswegs immer häßlich. Die übrigen Bewohner dieser Gruppe gehören zu Polynesien.

Die Melanesier des Salomoarchipel sind zum Theil den Bewohnern von Sta Cruz ähnlich, wie Carteret (364-5) wenigstens von Gower, Carteret und Simpson behauptet. Auch die Bewohner von Bauro sind meist chokoladenbraun, den Fidschiinsulanern ähnlich, nur heller; sie zeigen dieselbe Farbe wie die Polynesier, nur in einer viel dunkleren Schattirung. Doch gibt es auch einige wenige unter ihnen, welche mattschwarz, ohne bräunliche Beimischung sind. Ihre Stirn ist niedrig, die Nase platt, Kiefern und Backenknochen vorspringend, die Lippen dick, der Mund groß, das Haar kraus, doch bisweilen auch schlicht, meist gebeizt, häufig kurz geschoren mit Ausnahme einiger Locken, die man lang wachsen läßt. (Montravel bei d'Urville b. Zool. 2, 365; Roquemaurel eb. hist. 5, 294). Das Körperhaar rasiren sie aufs sorgfältigste ab (Rietmann 185). Die Malaitaner sind bräunlich schwarz, mit dichtem krausen Haar, welches perrückenartig absteht und häufig roth gebeizt ist (Nov. 2, 429); ihre Gesichter sind oval, die Nasen sind breit und flach, bisweilen jedoch auch lang vorspringend (eb. 432). Schwarz, mit krausem abstehendem Haar, dabei mittelgroß, breit und gut gewachsen sind auch die Sesarganer: merkwürdig ist es aber und sehr zu beachten, daß sich unter ihnen einzelne braungelbe Individuen finden, die auf ihr langes schlichtes Haar stolz sind, und daß diese wenigen zu Häuptlingen gehören (Surville 249 f.). Diese Verschiedenheit der

Hautfarbe findet sich im ganzen Archipel und schon Mendana, der 1567 Gera (Guadalkanar) entdeckte, sagt von den Salomonsinseln, daß daselbst ganz dunkle, hellere und ganz helle Menschen wohnten (allg. Hist. d. R. 18, 493) und Herrera (descripcion de las Indas occid. Madrid 1730 fol. 59 bei Fleurieu 18) spricht von weißen, dunkelbraunen, rothen, kupferfarbigen und negerartigen Menschen und von der Mischung verschiedener Racen daselbst. Gera, welches sprachlich Bauro sehr nahe steht (v. d. Gabelentz 244) wird auch dieselben oder sehr ähnliche Bewohner wie diese Insel haben. Dieselbe Farbenverschiedenheit findet sich auf Isabel. Während Surville, welcher die Umwohner von Part Praslin den Sefarganern gleich nennt (247), sie als mittelgroße, aber starke und nervige Menschen schildert (235), sind sie nach d'Urville (b. 5, 105) meist klein und schwächlich, nach Jacquinot (eb. Zool. 2, 245) nur zum Theil gut gewachsen. Alle aber stimmen darin überein, daß sie entweder sehr dunkelfarbig (schwarz nach Surville, nußbraun nach d'Urville und Jacquinot d'Urv. b. Zool. 2, 455: also auch sie wohl von polynesischer Hautfarbe, nur in dunkelster Schattirung, und mit krausem weichem Haar, welches sie oft roth färben oder aber kupferfarben sind und dann bisweilen mit schlichtem, meist aber auch dann mit krausem Haar (Surville 235; d'Urville b. 5, 105 f.; Jacquinot eb. 297. u. Zool. 2, 355). Auch Mendana fand hier kraushaarige bronzefarbene Menschen (Dalrymple 91). Die Nase ist meist breit und flach doch bisweilen auch adlerförmig, (Jacqu. bei d'Urville b. Zool. 2, 355), die Lippen meist voll, doch erstere nicht so platt, letztere nicht so dick wie beim afrikanischen Neger. Die Stirn ist klein, die Augen mitteltiefliegend, das Untergesicht spitz, der Bart sehr gering (Surville 235). Die Bewohner der kleineren Inseln südlich von Isabel Murray, Neugeorgien und Simbu sind mittelgroß, schwarz, mit krauswolligem Haar, stark und wohlgebaut, den Eingeborenen von Neuguinea fast gleich (Cheyne 64 f.; Shortland Reise 234). Die Eingebornen von Choiseul und Buka sind schwarz, mit krausem, langem oft gebeiztem Haar (Bougainville 227; 231; 232) und namentlich die Bukaner sind schön nach Dubouzet bei d'Urville (b. Zool. 2, 368), nach Labillardiere freilich nur kräftig und ausdrucksvoll, keineswegs schön, nicht sehr schwarz, mittelgroß und sehr muskulös, mit sehr großem Kopf, sehr großer Stirn, sehr reichem, wolligem Haar-

wuchs, glattem Gesicht, ziemlich kleinen Lippen und starkem Kinn (Labillard. 1, 22 (7—8,) vergl. Lesson complém. zu Buffon 3, 110), Salerio, welcher die Bewohner von Buka sowohl wie die von Neugeorgien nicht schwarz sondern dunkelchokoladenbraun nennt, stellt sie mit den Bewohnern der übrigen Salomoinseln gleich, obwohl sie eine durchaus selbständige Sprache reden (344), während die Eingeborenen von Bougainville gleich sind den Bewohnern von Malaita (Roquemaurel bei d'Urville b. Zool. 2, 367). Die Bewohner der neun Inseln sind gleichfalls nach Carterets Schilderung Neger, welche den afrikanischen ähnlich seien und schwarzes wolligkrauses Haar hätten (Cart. bei Schiller 1, 367). So werden auch die Bewohner der übrigen kleineren Inseln daselbst von ähnlichem Aeußeren sein, nur ist dabei an das ebenholzartige Schwarz mancher Negerstämme nicht zu denken, vielmehr auch hier die Haut wohl nur dunkelolivenbraun oder röthlich grauschwarz. Doch ist die Bevölkerung des ganzen Archipels durchschnittlich heller als die Fidschiinsulaner (Dumoutier, d'Urville b. Zool. 214). Etwas genauer sind wir über die nun folgende Inselgruppe, über Neubritannien unterrichtet. Schouten und le Maire, welche am Johannistag 1616 die Insel St. Johann entdeckten, schildern die Eingeborenen als sehr schwarz, häßlich, wild (Diar. 50), aber als stark und wohlgewachsen (le Maire allg. Hist. d. R. 11, 470). Ihr Haar war kurz und kraus, keineswegs aber wollig wie bei den Negern Afrikas, ihre Bärte dagegen lang (eb.). Die Eingeborenen von Gerrit Denis schildert Dampier (5, 83) als schwarz und stark, mit kurzen krausen Haaren, die mannigfach geschnitten und gefärbt sind, mit rundem, breitem Gesicht und großer platter Nase, aber eigentlich nicht häßlich. Südlich von dieser Insel liegt das kleinere Eiland Anton Cave mit schwarzen, sehr großen, kraushaarigen Menschen (eb.). Die Bewohner von Tombara sind schwarz, doch ist ihre Farbe etwas heller als die der afrikanischen Neger (Garnot bei Duperrey 526), schmutzig schwarz, wie Lesson sagt, also nur grauschwarz (complém. zu Buffon 3, 68). Sie sind nur mittelgroß, selten über 5' 1-2",— doch gibt Belcher der sonst mit Garnot übereinstimmt, auch 5' 7" als nicht seltene Größe an (a. 2, 80) — eher mager als athletisch, mit nicht stark entwickelten Muskeln (eb.), schwachen Extremitäten, aber mit dickem Bauch (Quoy bei d'Urville a. 4, 736). Nach Lesson indeß sind ihre Glieder nicht eben mager, wohl aber

schlecht proportionirt (complém. 3, 60). Ihr schwarzes Haar, das sie aber meist roth oder gelblich beizen oder meist pudern, ist lang, so daß es bis auf die Schultern reicht (Lesson complém. zu Buffon 3, 68.) wollig, kraus, büschelig wachsend, (Quoy und Gaimard bei d'Urville a. Zool. 34) und jeder Büschel korkzieherartig gekräuselt. Wie sie fast kein Körperhaar haben, so sind sie auch meist bartlos, nur daß einige Häuptlinge Bärte und zwar starke Bärte haben, welche sie gleichfalls weiß pudern (Garnot eb. 526; Quoy eb. 4, 736; Carteret 379). Auch Bougainville, dessen Neuengland Tombara ist, sah Leute mit langen Bärten hier (246). Ihre Augen sind klein, meist etwas schiefstehend (Quoy), ihre Nasen dick und breit, aber nicht eigentlich platt, ihre Lippen sind voll, obwohl nicht in dem Grade wie bei den afrikanischen Negern, ihre Backenknochen springen vor (Garnot eb.; Quoy eb.; Carteret eb.). Sie gleichen nach Carteret 379 im Aeußeren ganz den Bewohnern von Sta Cruz; nach Quoy und Gaimard dagegen (d'Urv. a. Zool. 34) haben sie sehr viel Aehnlichkeit mit den Bewohnern von Port Dorei in Neuguinea, nach Belcher mit den Tannesen (a. 2, 62). Ihre ziemlich elende Körperbeschaffenheit leiten die letzt genannten Gelehrten ab von dem sehr ungünstigen Klima, in welchem sie leben. Die Bewohner der kleinen Insel Amakata (York), welche im Georgskanal zwischen Tombara und Birara liegt, sind im Gegensatz zu den Tombaranern stark, gut und groß gewachsen, durchgehends von einer hellen Kupferfarbe, von wolligem d. h. stark krausem, jedenfalls schwarzem Haar, das sie aber vielfach puderten und beizten (Hunter 140). Doch bemerkt Garnot (Duperr. 530), die Amakataner schienen den Tombaranern ähnlich zu sein. Die Weiber sind minder hübsch, als die Männer (142). Sehr wenig sind wir über Neubritannien selber unterrichtet, welches überhaupt die unbekannteste Insel dieser Gegenden ist. Nach Salerio (Petermann 1862, 344) sind die Biraraner in Sitte und Wesen den Massimsinsulanern gleich, welchen sie auch äußerlich zu gleichen scheinen. Denn Roggeveen und seine Reisegefährten (Behrens 154; Roggev. allg. Hist. d. R. 12, 568) schildern die Einwohner, welche nach Behrens den Javanern gleichen, als gelblich, mit schwarzem Haar, welches ihnen bis auf den Gürtel reichte und großem, schlanken Wuchs. Dampier (5, 99) sagt weiter nichts von ihnen, als daß sie zahlreich, stark, kühn und wohlgebildet seien. Die Eingeborenen der Insel Rook,

welche sich unmittelbar westlich an Virara anschließt, zerfallen in zwei (Reina) oder drei (Salerio) verschiedene Stämme, welche auch sprachlich unterschieden sind. Reina unterscheidet die Sprache von Nurua an der Küste und von Cubai im Inneren der Insel. Sie sind nicht schwarz, vielmehr so hellbraun, daß sie kaum dunkler sind als die italienischen Bauern im Sommer (Saler. 342); sie sind stark und gut gebaut und haben ein stolzes Aussehen, obwohl sie von zaghafter Gemüthsart sind. Die Bewohner von Rook stehen in mannigfacher Beziehung zu den Bewohnern der südlich von ihnen gelegenen Inseln, zu den Massims (d'Entrecasteaux und Luisiade), zu Mudschu (Woodlark), Kirvirai (Trobriand), den Jouveney und einigen anderen kleinen Inseln, welche wir gleich hier betrachten wollen. Die Massimsinsulaner sind zwar wild, trotzdem aber furchtsam; sie haben eine blaßgelbe bis kastanienbraune Hautfarbe, sind klein aber kräftig. Heller und weniger wild sind die Eingeborenen von Mudschu und diesen gleichen die wenig zahlreichen Bewohner der übrigen genannten Inseln, deren Mittelpunkt Mudschu ist. Die Rooker sind dunkeler als die Bewohner von Mudschu (Salerio 34 3-4). Die Eingeborenen anderer Inseln der Luisiade fand Macgillivray (1, 188) dunkelkupferfarbig mit perrückenartig frisirtem, massenhaftem Haar. Die Physiognomieen waren sehr verschieden, öfter die Stirn niedrig, zurückfliehend bei stark entwickeltem Hinterhaupt; im Vergleich mit den Australiern hatten sie schmalere aber mehr vorstehende Nasen, dünnere Lippen, weiter auseinanderstehende Augen und höhere aber nicht breitere, weniger überhängende Stirn; d'Entrecasteaux (1, 414) fand auf Bouvouloir und St. Aignan (d'Entrecasteauxinseln, Massims) mittelgroße, schwächliche Menschen mit wolligem Haar, welche olivenbraune Haut und Negerphysiognomie hatten (Labillard. 2, 276). Man sieht unter ihnen so verschiedene Züge, als man nur immer unter Europäern sehen kann, bald ganz negerähnliche, bald jüdische, bald durchaus malaiische. Ihr Gesicht ist meist breit bei vorstehenden Backenknochen, flachen Schläfen und kleinem etwas zurückstehenden Kinn; die Nase ist mehr oder weniger platt mit weiten Löchern und breitem gerundetem Rücken. Der Mund ist ziemlich weit, die Lippen dicklich. Außer wolligem Haar kommt bisweilen auch kurzlockiges und langes zartes vor, welches letztere bisweilen lichtgelbbraun ist. Ihr Bart ist schlecht, ihr Körperhaar gering. Ihre Hautfarbe schwankt zwischen licht-

bis dunkelkupferfarbig, ihre Größe beträgt 5′ 4″. Nach dieser Schilderung Macgillivrays (1, 275 f.) erklärt sich, wie Roquemaurel (d'Urv. 6, 9, 396) geradezu von einem doppelten Menschenschlag, einem gelbbraunen und einem schwärzlichen reden konnte.

Auf den kleinen Inseln bei Neuhannover finden wir große starke kupferbraune Menschen, mit schwarzen starken Haaren, und einem solchen Bartwuchs, daß einigen der Bart wohlgepflegt und gekräuselt bis zum Nabel hing, (King 318 f.). Die Bewohner der Admiralitätsinseln sind mattschwarz (Labillardiere 1, 255) oder sehr dunkelkupferfarbig (Carteret 385), mit Physiognomieen, welche nicht sehr sich von den europäischen unterscheiden und mit wolligem weißgepudertem Haar. Das Haar am Körper reißen sie aus (Lab. eb.; Cart. eb.). Einzelne Nachrichten haben wir nun noch über einige der kleinen Inseln nördlich von Neuguinea. So wohnten auf der Mosesinsel (Schouten Diar. 52) langbärtige Menschen, welche auch die Bärte beizten, auf der Vulkaninsel hellkupferfarbige (Schouten eb. 54) oder gelbe Menschen (le Maire allg. Hist. d. R. 472) mit krausem z. Th. auch langem Haar; und ähnlich waren auch die Bewohner von Moa, Arimoa und Insu. Auf den naheliegenden Inseln los crespos sind die Menschen viel kräftiger aussehend und sehr von jenen Insulanern verschieden; auf Schouten (zwischen Neuguin. und Admiralitätsinseln) sind die Eingeborenen nur 5′, selten 5′ 4″ hoch und magere und schwächliche Menschen (Belcher a 2, 80; 84).

Wir haben jetzt noch zwei Centren melanesischen Lebens übrig, Neuguinea und Fidschi. Die zuerstgenannte Insel ist an ihrem Südostende von demselben Stamme bewohnt, welcher über die Massims verbreitet ist, wenigstens fand Macgillivray keine irgend welche bedeutenderen Unterschiede (1, 255, 294); doch wohnt jenseit der großen Papuabai ein anderer Stamm, welcher verschieden ist (2, 77), etwas kleiner, aber mit hübscheren Zügen (2, 55). Dieser Bevölkerung nennt er die Eingeborenen der Torresstraße gleich, während Cook (1. R. 3, 261) minder genau behauptet, daß die Bewohner der Südküste von Neuguinea ganz den Neuholländern gleich seien, nur minder dunkel, weil minder schmutzig. Allerdings stehen die Bewohner des Cap York und der Inseln des Prinzen v. Wales, durchaus echte Neuholländer, den Bewohnern der Torresstraße leiblich sehr nahe, wie Meinicke meint durch vielfache Berührung mit ihnen (Macgill. 2, 2 f.; Meinicke

Zeitschr. 3, 110). Die melanesischen Bewohner der Straße, die Eingeborenen der Murray-Darnley- und der anderen Inseln (Verzeichn. bei Mein. 105) sind gut gebaut, muskulös, kräftig und schöner als die Australier, den Europäern eher als den umwohnenden Völkern gleichend, gelbbraun, chocoladenbraun oder röthlichschwarzgrau, mit büschligem Körper- und Kopfhaar, welches letztere so dicht steht, daß es kurz geschoren kraus erscheint. Nie ist es wollig: oft aber wird es in langen Flechten perrückenartig auffrisirt (Macgillivr. 1, 125-6; 2, 13; Flinders 2, 109 f.; Jukes 1, 133; 142 f.; 170). Der Kopf ist meist viereckig, die Stirn lang und schmal, die Augen groß und wohlgeformt, die Lippen etwas dick, die Physiognomie hat namentlich auf Errub (Darnley) bei gebogener, unten etwas breiter Nase etwas Jüdisches (Jukes 1, 170; 2, 236).

Die Anwohner der Mariannen (Dourga-) Straße sind kohlschwarz, kraushaarig, mittelgroß oder drüber, doch nicht sehr stark, mit dicken Lippen, platter Nase, schwarzem, krausem Haar und Backen- und Schnauzbärten (Kolff 326; Journ. Roy. Geogr. Soc. 7, 386). Blauschwarz, welcher Farbenton vielleicht, wie öfters nach Erskine bei den Fidschis, durch reichlicher entwickeltes Körperhaar bewirkt wird, nennt sie Modera (50; J. R. G. S. eb.) dunkelbraun, ins schwärzliche ziehend und muskulös und kräftig Müller (b. 58, Modera eb.; Kolff eb.). Die Anwohner der Küste von jener Straße bis zum Utenatefluß ($4^1/_2{}^0$ S. br.), und seinen Umgebungen, welche Finsch 58 nach ihrem Aeußeren denen der Mariannenstraße nahe verwandt glaubt, haben meist schmalen seitlich zusammengedrückten Kopf, länglich ovales Gesicht, wenig vorspringende Backenknochen, sehr breite, platte Nasen, deren Flügel oft durchbohrt sind und die nicht selten durch den Schmuck krumm und lang gezogen ist. Die Nasenlöcher sind groß und bisweilen seitlich stehend, der Mund ist groß, die Lippen sind sehr dick, die Vorderzähne zuweilen künstlich zugespitzt, die Augen groß, offen, glänzend, mit brauner, selten schwarzbrauner Iris, die Stirn ziemlich hoch, sanft gewölbt mit wenig vorspringenden Höckern, die Augenbrauenbogen oft stark hervortretend. Der Bart ist schwarz, kraus, der Blick oft falsch, die Gesichtszüge sehr verschieden. Auffallend häßlich sind die Frauen, deren Schädel mehr rund, seitlich weniger zusammengedrückt, deren Hüften und Hintertheile auffallend stark entwickelt sind (Müller b, 67; Finsch 51 irrig von Mar. Str.). Ihre Farbe ist

schwarzbraun, welches oft heller mit einem Stich ins Gelbe oder Bläuliche, oft aber auch dunkler bis zum Schwarzen schattirt ist. Ihre Größe beträgt meist 1,60-1,75 Meter, ihre Gestalt ist nicht robust, sondern meist zart und schwächlich, (Sal. Müller b. 65; 69; Temminck 3, 367, 385; Journ. Roy. geogr. soc. VII, 387; Finsch 58). Die Bewohner von Lakahia (nordwestl. vom Utenate) sind den Aruinsulanern ähnlich (Kolff 343), also (nach Wallace 2, 186) dunkelbraun, schlank, mit breiter aber vorstehender Nase und krausem Haar. Die Aruinsulaner sind so außerordentlich schön gewachsen, daß sie selbst die schönsten griechischen Statuen übertreffen (Wall. 2, 234); ob diese Behauptung auch auf die Lakahier zutrifft, müssen wir dahin gestellt sein lassen; doch ist es nicht gerade wahrscheinlich. Nach den neuesten Forschungen der Holländer sind die Bewohner von Lakahia den westlicher wohnenden Eingborenen der Speelmannsbai, der Bai Kaimani ꝛc., ähnlich, zeichnen sich aber durch hohe breite Stirn, durch dicke gewölbte Augenbrauen aus (Nieuw Guinea 45). Die Bewohner von Lobo (zwischen Tritonsbai und Lakahia) sind schwächlicher als die vom Utenatefluß, ohne spitzgefeilte Zähne, sonst aber ihnen ähnlich (Sal. Müller b. 89). Mit ihnen im nächsten Zusammenhange stehen die Bewohner der Tritonsbai oder, nach einheimischer Bezeichnung, der Bai von Uru Languru, wo die Holländer das Fort Du Bus errichtet haben. Die Schädel der Eingeborenen von der Westseite der Bucht sind länglich oval, mäßig gewölbt mit sehr breiter Stirn, etwas vorstehendem Hinterkopf, platten Seitenwandknochen mit starken Höckern und etwas gerundeten Schläfenbeinen. Die Jochbogen stehen stark vor, bei minder vorstehendem Jochbeine. Die Gesichtsfläche ist breit, die Augenhöhle viereckig, horizontal langgezogen, die Wangengruben tief, die Nasenbeine kurz und etwas ausgehöhlt, in einem spitzen Winkel gegeneinandergeneigt, während die Nasenlöcher breit sind. Ein anderer Schädel von dort hat gleichfalls sehr platte Seitenwandbeine bei leicht geründeten Schläfenbeinen, doch ist bei ihm, während er sonst nicht abweicht, die Stirne sehr schmal, mittelmäßig gewölbt, der Scheitel rund, der Hinterkopf etwas platt, der Oberkiefer schmal, der ganze Schädel sehr lang (Sal. Müller b. 124). Sie sind meist unter mittelgroß, eher schwächlich, das Aeußere denen vom Utenatefluß ähnlich, der Bartwuchs gering, das Haar reichlicher wachsend, kraus, röthlichschwarz. (Modera 99). Nach Hombron (nouv. ann. des voy. 1845,

2, 386; D'Urville b Zool. 1, 278) aber sind die Eingeborenen dieser Bai Mischlinge von Makassaren, Balinesen und Timoresen mit Papuaweibern und daher viel schöner als die Papuas selber, größer als dieselben, lebhaft kupferbraun und wohlgebildet, ganz gleich den Fidschiinsulanern. Solche Mischlinge mögen freilich existiren: aber zu ihrem Entstehen ist doch eine eingeborene Bevölkerung nöthig, über deren Aussehen Hombron nichts sagt; und keinenfalls sind sie so zahlreich, daß aus ihnen ein nur irgend bedeutender Bruchtheil der Bevölkerung besteht. Hombron folgt hier seinen Vorurtheilen. Die Anwohner der Speelmansbai, der Bai von Kaimani, Kamrao und Arguni sowie die Eingeborenen der Insel Namototte sind kräftiger als die von Uru Languru, mittelgroß, dunkelbraun, von krauswolligem Bart und Haar, welches letztere perrückenartig abstehend oder in Flechten getragen wird. Sie haben regelmäßige Züge, hohe, schmale Stirn, dicke, gewölbte Augenbrauen, ziemlich scharf vorstehende Nase mit breiten Flügeln, dicke Lippen und etwas spitzes Kinn. Einzelne haben einen sehr behaarten Körper (Nieuw Guinea 117; Keyts 542. Finsch 80; 84). Ganz ähnlich sind die Bewohner der Insel Adie, mittelgroß, muskulös, dunkelbraun, doch etwas heller als die Stämme des Festlandes, mit regelmäßigen Zügen, hoher, schmaler Stirn, gewölbten Augenbrauen, die Nase nicht platt, ja bisweilen sogar vorspringend, mit breiten Flügeln; ihr Bart ist kraus, die Lippen minder dick (Nieuw Guinea 113; Finsch 90). Die holländischen Gelehrten der Etnarexpedition denken daran, daß wir es hier vielleicht mit einem Mischlingsvolk zwischen Ceram und Neuguinea zu thun haben, und freilich ist ja der Einfluß Cerams in diesen Gegenden groß und schon seit Jahrhunderten wirksam: denn schon Keyts fand 1678, daß die Bewohner von Namototte, wo der Hauptmittelpunkt des Masoihandels nach Ceram war, das Ceram ebenso geläufig wie ihre eigene Sprache redeten. Nahe verwandt den Adienesen sind die Anwohner des Karufaflusses (zw. 133-134° L.; 3-4° S. Br.), welche ihr krauswolliges Haar ganz wie die Frauen der Insel Adie in drei Theile scheiteln, mittelgroß, wohlgebildet sind, regelmäßige Gesichtszüge, sprechende, schwarze Augen, meist nicht gefeilte Zähne, dicke Lippen und öfters krause Bärte haben; ihre Nasen sind vortretend, unten aber etwas platt, da die Flügel breit sind. Ihr Körper ist mit reichlichem Haar bedeckt und von dunkelbrauner Hautfarbe. Auffallend dünn sind

die Beine der Weiber (Nieuw Guinea 16.) Das Land, welches hinter der Küste liegt, ist sehr gebirgig, trotzdem aber ziemlich reich von Völkerstämmen bewohnt, welche von den Küstenanwohnern Wuka d. h. Bergbewohner genannt werden; auch nach einzelnen Bergen werden sie genannt und so bezeichnet der Name Mairassi, welchen Salomo Müller zur Bezeichnung der Wuka anwendet, nur den Stamm, der am Berg Mairassi wohnt (Nieuw Guinea 63). In Sitten und Gebräuchen sind diese Gebirgsvölker den Bewohnern der Ebene ganz gleich (eb. 117), doch unterscheiden sie sich nach Sal. Müller (b. 88) im Aeußeren, sie sind mittelgroß, robuster als die Küstenbewohner, muskulös, von dunkelbrauner Farbe und regelmäßigen Gesichtszügen (eb. 103). Keyts nennt die Westküste des südlichen Theils der Nordhalbinsel von Neuguinea Onin, und die Bewohner dieser Gegend denen der Insel Caras gleich. Es waren kräftige, kriegerische Menschen, welche ganz nackend gingen und in einer Art Abhängigkeit von Keffing und Goram (Ceram laut) standen (Keyts 540-1; Bink 1663, allg. Hist. d. R. 537-8). Sie werden sich nicht von den Bewohnern des nördlichen Theils dieser Halbinsel (nördlich von Mac Cluersbai) unterscheiden und diese sowie die Anwohner der Pittstraße auf Salawatti und Batanta schildert die Etnaexpedition (Nieuw Guin. 66) den schon beschriebenen Anwohnern des Karufaflusses gleich. Auch die Bewohner von Wageu (Waigiu) gehören hierher: sie sind den nördlichen Neuguineern ganz ähnlich, häßlich mit wenigen Ausnahmen; bei einem Gesichtswinkel von 75° ist die Stirn platt, die Augen klein und tiefliegend, die Backenknochen breit, die Nase plump, unten platt, die Zähne gut, aber vorstehend und dadurch auch die Lippen aufwerfend. Bartwuchs ist selten, das Kopfhaar dagegen sehr weit, bis zu 8" abstehend, kraus oder schlicht und von schwarzer Farbe. Der Bauch ist dick, die Beine dünn, die Füße lang und groß, die Hautfarbe schwarzbraun (Freycin 2, 47; Arago 1, 353). Mischungen mit Malaien sind hier häufig und so sollen die Bewohner der Offakbai (Westende von Wageu), kleine Menschen mit schwachen Gliedern und perrückenartigem Haarwuchs, mit einem Gesichtswinkel von 63-69°, deren Größe selten 5' 6", meist nur 4' 8-9" beträgt (Garnot bei Duperrey Zool. 531) Mischlinge zwischen Malaien und Papuas sein (Lesson complém. zu Buffon 3, 19; Hombr. in nouv. ann. des voyages 1845, 2, 386). Auch Wallace, welcher 1860 in

Wageu war, ist derselben Meinung, indem er sagt, daß Wageu keine Ureinwohner habe, daß die Bewohner der Insel eine gemischte Race aus Dschilolesen und Neuguineern sei. „Malayen und Alfuren von Dschilolo, sagt er, haben sich wahrscheinlich hier niedergelassen und viele von ihnen haben Papua-Frauen von Salvatti oder Dorei genommen und die Einwanderung von Leuten aus diesen Gegenden oder von Sklaven hat zu der Bildung eines Stammes geführt, welcher fast alle Uebergänge vom fast reinen Malayen- bis zum vollständigen Papuatypus darbietet. Die von ihnen gesprochene Sprache ist ganz papuanisch; es ist die, welche auf allen Küsten von Misole und Salwatti, im Nordwesten von Neuguinea und auf den Inseln der großen Geelvinkbai gesprochen wird — eine Thatsache, welche den Weg klar legt, auf welchem die Küstenansiedelungen erfolgt sind." (2, 330). Da er aber die Sprache dieser Inseln, die auch auf Gebe herrscht, selbst als rein papuanisch bezeichnet: so ist jedenfalls das ganze genannte Gebiet zunächst von Papuas, wie sie auch auf Neuguinea wohnten, besetzt gewesen: und mit diesen haben sich später und keineswegs übermäßig zahlreiche malaiische Einwanderer gemischt. Denn waren erstere die Grundlage der Bevölkerung, zu denen, wie Wallace will, Papuaweiber und spätere Papuaeinwanderer sich gesellten: so begreift man durchaus nicht, warum alle diese Inseln eine Papuasprache als Muttersprache haben; während umgekehrt der größere Einfluß der späteren malaiischen Einwanderer sich sehr wohl aus ihrer höheren Bildung erklärt. Die Einwohner im Inneren der Insel sind übrigens von denen der Küste nach Freycinet (2, 54) sprachlich geschieden. Eine Mischlingsrace nach Wallace, der Hauptmasse der Bevölkerung nach gleichfalls Negritos sind die Bewohner von Gebe, auf welcher Insel es neben großen muskulösen Menschen mittelgroße und auch hagere schwächlich aussehende gibt. Sie sind dunkelolivenfarbig, an Gesichtszügen den Eingeborenen von Wageu gleich, nur daß ihre Zähne durch Betelkauen schwarz sind und die oberen Schneidezähne spitzgefeilt werden; der Gesichtswinkel wechselt zwischen 74 und 81°. Auch der Bartwuchs ist reicher, indem einige Backen-, andere Schnauzbärte tragen; Kinnbärte kommen nicht vor. Die Haare sind schwarz oder braun, schlicht und lang oder kurz und kraus; der Ausdruck ihrer Gesichter ist ein gescheuter oder doch schlauer (Freycinet 2, 7). Namentlich die niedere Klasse ist den Neuguineern ganz gleich (Belcher a, 2, 102). Doch wohnen viele

Ternataner auf der Insel (de Bruijn Kops 1849 in naturk. tydschr. v. nederl. Indië 1, 169), mit denen sie sich mannigfach mischen. Am bekanntesten und am meisten besprochen sind die Bewohner von Dorei an der Nordküste der Hauptinsel. Sie sind meist nur 5¼ groß, von untersetzter Gestalt, oft mit dickem Bauch und dünnen Gliedern (Quoy und Gaim. bei d'Urville a. Zool. 31), dunkelbraun bis schmutzig rußschwarz, bisweilen aber auch ganz hellbraun, heller noch als die Malaien (Wallace journ. roy. geogr. soc. 30, 174) mit sehr hoher schmaler Stirn, großen dunkelbraunen oder schwarzen Augen, dicken buschigen Brauen, platter breiter Nase mit langen seitlich gestellten Löchern, großem Mund, dicken Lippen, kleinem rundem Kinn und nicht eben reichlichem Bart (de Bruijn Kops in naturk. tydschr. v. nederl. Indië 1, 175; Winds. Earl c. 67; Lesson compl. zu Buffon 3, 130. Finsch 95). Nach Quoy und Gaimard (a. a. O.) sind die Gesichter oft so rund, daß beide Durchmesser einander gleich sind. Doch gibt es auch Menschen, welche andere Züge haben und solche Individuen sind gar nicht selten, welche sehr hübsch sind, groß, wohlgebaut, mit schönen Gesichtern und langen Adlernasen (Bruijn Kops eb.; Wallace 2, 284), die Weiber aber sind wegen des auf ihnen lastenden Druckes meist häßlich (Quoy und Gaimard bei D'Urville a. Zool. 31). Das Haar ist entweder kurz, krauswollig und so bei der Mehrzahl, oder zwar auch kraus aber mächtig lang abstehend und dann sehr sorgsam gepflegt (Wallace eb.; Quoy und Gaim. eb. Finsch 95). Lesson hält auch die Bewohner von Dorei zum größten Theil für Mischlinge von Malaien und Papus (compl. Buffon 3, 130), was indeß eine irrige Behauptung ist. Wallace nennt die Doresen geradezu unvermischte auch in ihrem Aeußeren ganz ächte Papuas (Journ. roy. geogr. soc. 1860. Bd. 30, S. 172, 174), meint aber doch, daß die eigentlichen Urbewohner des Landes die etwas verkommenen Hügelbewohner hinter Dorei, die Arfaki seien, welche er als zottigkraushaarig und meist schwarz, doch auch bisweilen als malaiischbraun schildert (2, 296). Er scheint aber nur einen verkommenen Vorposten der Arfaki gesehen zu haben, denn die letzteren, von denen auch die Bewohner von Ayambori (Cap Manori), abstammen, sind ein tüchtiger Menschenschlag, intelligenter und kräftiger als die Eingeborenen von Dorei (Nieuw Guin. 164).

Die Bewohner von Dorei stammen nach ihren Sagen von

Mysori (der Gruppe Schouten, bestehend aus Biak, Sowok, der kleinen Insel Mysori und anderen kleinen Eilanden), von wo aus sie nach dem Bericht der deutschen Missionäre zu Dorei, Otto und Geißer, erst etwa um 1700 gekommen sein sollen (Bruijn Kops 175; Nieuw Guin. 152). Sei dem, wie ihm wolle: jedenfalls haben die Bewohner dieser Inselgruppe nicht nur dasselbe Aussehen wie die von Dorei, sondern auch dieselbe Sprache (Bruijn Kops 230). Dasselbe gilt ferner von allen den kleinen Inseln südlich von Dschobie, während Dschobie selbst höher stehende, hell-kupferfarbige Bewohner hat, mit langen, krausen, schwarzen Haaren (Belcher a. 2, 90-91). Und so finden wir dieselben Bewohner an der Ost- und an der Südküste der großen Geelvinkbai. — Von der übrigen Nordküste wissen wir trotz ihrer Ausdehnung doch nur noch von einem Punkte genaueren Bescheid, und zwar von Telok Lentschu oder der Humboldtsbai, deren Bewohner physisch und moralisch höher stehen als die von Dorei (Wallace 2, 299) und nach d'Urville (a. 4, 560) den Neuirländern ähnlich sind. Sie zeichnen sich aus durch hohe und zugleich breitere Stirn, als man sie sonst bei den Papuas findet, durch mehr vorstehende Jochbeine, breite platte Nase mit weit abstehenden Flügeln, dicke Lippen, durch scharfes und spitzes Kinn; ihren Backen- und Kinnbart tragen sie kurz geschnitten, ihr Haar, welches die gewöhnliche Beschaffenheit des Papuahaares hat, doch nicht gerade sehr lang ist, pudern sie oft mit rother Thonerde (Nieuw Guin. 170). Sie sind von sehr dunkler Hautfarbe, von mittlerer Größe und haben häufig stark vortretenden Bauch (D'Urville a. 4, 560; Quoy eb. 740) die Weiber indeß sind nicht häßlich, oft selbst nach unseren Begriffen schön (N. Guin. 171.)

Die Stämme des Inneren, soweit sie bekannt sind, unterscheiden sich, wie wir sehen, von denen der Küstengegenden nicht, doch ist das ganze Innere noch ein so total unbekanntes Land, daß wir gar kein Urtheil über dasselbe haben; möglich, daß es bewohnt ist, möglich aber auch und wahrscheinlich, daß die schweigenden Wälder, die ragenden wolkenumhüllten Schneeberge daselbst noch vollkommen unbetreten von Menschen sind, wie noch kein europäisches Auge sie gesehen hat. Glücklich der Reisende, dem sie sich einst erschließen!

Der Wuchs der Fidschi ist mannigfaltig (Hale 48), doch meist über mittelgroß und $5^1/_{10}$" ist eine gewöhnliche Größe, (D'Urville a. 4, 718); doch sind sie auchoft über 6, hoch, im Durchschnitt aber kleiner als die

Tonganer Will. und Calv. 1, 104). Kleine Leute aber verachtet man Seemann journ. roy. geogr. soc. 32, 51). Dabei sind sie muskulös, von breiter Brust und haben oft vollere Glieder als die Polynesier (eb.; Erskine 240), namentlich unter den Fürsten, welche physisch dem Volke sehr überlegen sind (Hale 48; Macdonald in journ. roy. geogr. soc. 26, 260), finden sich oft wunderbar schöne Menschen beider Geschlechter, (Erskine 238; 449). Auch das gemeine Volk ist durchschnittlich besser gewachsen als derselbe Stand in Europa ist. Doch stehen sie im ganzen den Polynesiern an Schönheit des Wuchses nach, woran namentlich ihre häufig etwas langen Beine, deren Waden dünn sind, die Schuld tragen (Hale 48, Quoy bei D'Urville a. 4, 696). Auch sind ihre Bewegungen minder leicht und anmuthig; und namentlich die Weiber sind häßlich, zwar oft heller von Farbe aber doch negerartiger als die Männer (Roquemaurel bei D'Urville b. 4, 386). Neigung zum Fettwerden findet sich bei ihnen gar nicht (Quoy eb. a. 4, 696; Gaimard eb. 727). Ihre Körperkraft ist groß (eb.), wofür schon der kurze gedrungene Hals spricht, auf welchem sie indeß das Haupt stolz aufrecht tragen. Ihre Haut ist dunkler als die der Polynesier (Erskine 240), dunkler Bronce gleich, und schwankt zwischen schwarz und kupferfarbig (Will. u. Calv. 1, 104) oder chokoladebraun (Quoy bei D'Urville a. 4, 696). Die helleren nennen sich „rothe Fidschis:“ ihre Farbe ist aber nicht etwa die Folge von irgend welcher Mischung mit polynesischem Blut, sie tritt vielmehr eben so sporadisch in Familien auf, die ganz den Fidschitypus haben (Hale 49), als wir schwarze Individuen unter den Polynesiern fanden. Die Haut ist rauh anzufühlen — wie es sich auch sonst öfters in Melanesien findet — und zwar namentlich bei den Bergbewohnern, (Will. und Calv. 1, 104), wie Mariner meint (2, 69), weil sie sich nicht mit Oel salben. Die Form des Gesichtes bildet oft ein schönes Oval, das Kinn ist meist kurz und breit, der Mund ist groß, die Lippen, besonders die Oberlippe dick, aber die Zähne schön (Will. und Calv. eb. Hale 48; Quoy bei D'Urville a. 4, 696). Die Kinnbacken sind länger, das Untergesicht vorspringender, als es sonst im Melanesien der Fall ist. Obwohl nun die Kinnbacken mehr nach vorn als nach der Seite vorspringen, so hat das Gesicht seine Hauptbreite doch in der unteren Partie, eine Eigenthümlichkeit, durch welche es sich gleichfalls von den Polynesiern unterscheidet (Erskine 240; Hale 48; D'Urville a.

4, 446). Der Gesichtswinkel ist kleiner, als beim Europäer (Will. und Calv. 1, 104). Die Nase, obwohl namentlich vorn dick, häufig ziemlich platt und voll, oft am oberen Theil wie eingedrückt, ist doch nicht unschön (eb.; Hale 48 Quoy bei D'Urv. a. 4, 696) und Adlernasen sowie arabische Physiognomien kommen ebenfalls und gar nicht selten vor (D'Urville a. 4, 718; 445; 449). Die Augen sind schwarz, nie schief, aber etwas vorliegend (Hale 48); der Blick ist voll unruhiger Hast (Will. und Calv. 1, 104). Das Haupt hat eine eigenthümliche Bildung: namentlich breit am Hinterkopf (und breiter Hinterkopf gilt als Schönheit) läuft es nach vorn und oben etwas schmäler zu, da denn das Vorderhaupt, obwohl gut entwickelt, wie seitlich zusammengedrückt erscheint (Hale 48). Die Hauptzierde aber des Fidschi ist sein Haupthaar, das schon von Jugend auf höchst sorgsam gepflegt wird. Es ist von schwarzer Farbe, kraus, aber nicht wollig und wächst in Spirallocken, deren jede 8—10" lang rings abstehend für sich gepflegt wird. Die Weiber lassen es lang wachsen: die Männer lassen es in ungeheuren Perrücken abstehen, zu deren Pflege sie einen eigenen Haarkünstler haben, der alle 2—3 Wochen die Frisur vornimmt, wozu er 6 Stunden braucht (Hale 49; Quoy a. a. O. 697). Ihr Bartwuchs ist verhältnißmäßig nicht bedeutend; doch tragen sie lange Kinnbärte, die sie nicht scheeren (D'Urville a. 4, 446; Gaimard eb. 703) und einzelne haben vollen Bart (Erskine 175). Auch ist ihr ganzer Körper oft stark behaart, so daß er einen blaulichschwarzen Schimmer bekommt (Erskine 240). — Nach Osten zu sind die Fidschis mit Tonganern gemischt und zeigen daher hier etwas mehr polynesischen Charakter, der nach Westen, wo sie ganz rein sind, immer mehr und mehr verschwindet (Bensusan in journ. roy. geogr. soc. 32, 43; Will. und Calv. 1, 17).

Suchen wir uns jetzt aus diesen Einzelbildern ein Gesammtbild für die Bevölkerung Melanesiens zu entwerfen, so wird dies sich kaum ausführen lassen: denn wir sind genöthigt, für die einzelnen Züge einen so weiten Spielraum zu lassen, daß eine jede Charakteristik in Wahrheit aufhört. Zunächst die Größe. Mittelgröße herrscht zwar vor (Neucaled. Forster R. 3, 201; d'Entrecasteaux 1, 330; 351; Loyalty Cheynes 34; Hebriden Gill 226; 122; Salomoinseln Surville 235; Cheyne 64; Labill. 1, 228; Tombara Garnot bei Duperr. 526. Luisiade Labillard.

2, 276, kleine Inseln bei Neuguinea Belcher a, 2, 80; 84; Torresstraße Jukes 1, 133; Neuguinea Macgillivr. 1, 296. Journ. roy. geogr. soc. 7, 386, Modera 30; Nieuw Guinea 117; 113; 66. Sal. Müller b, 103; Bruijn Kops Tydschr. 1, 175; D'Urville a. 4, 560. Wageu Garnot 531; Gebe Freycin. 2, 7; Fidschi, Will. und Calv. 1, 104), doch ist auch höherer Wuchs sehr häufig; so fand Forster auf Neukaledonien große Leute, wie auch auf Tanna einzelne Menschen höher als 5′ 7″ werden und die Bewohner von Fate durchgängig hohen Wuchs haben (Rietmann 163). Auch Espiritu Santo und seine Nachbarinsel hat hochgewachsene Eingeborene (Rietmann 177), ebenso Nitendi (Dillon 2, 153; 271); und groß sind auch einzelne Eingeborene des Archipels Neubritannia, wie die von St. Johann (le Maire 470), von Anton Cave (Dampier 5, 83), Birara (Behrens 154) und ebenso einzelne Neuguineer, wie an der Marianenstraße (Kolff 326) und die Bewohner von Gebe, wo daneben auch Leute von besonders kleinem Wuchs leben (Freycinet 2, 7), wie dasselbe Schwanken sich auch zu Dorei zeigt (Bouijn Kops 175). Durch besondere Kleinheit aber zeichnen sich die Aneityumiten aus (Gill 154), ebenso die Malikolesen (Forst. Bem. 217), manche Bewohner der nördlichen Hebriden (Bougainv. 211) und einzelne Eingeborene des Salomoarchipels, welche D'Urville (b, 5, 105) sah, so wie einzelne Stämme der Massimsinsulaner (Salerio, Peterm. 1862, 343) und Neuguineer, wie die von Lobo (Sal. Müller b, 89) und der Tritonsbai nebst Umgebungen (Modera 99). Auch die Fidschis zeigen solche Größenschwankungen (Hale 48). Allerdings sind sie die größten aller Melanesier, ein Wuchs, welcher 6′ noch übersteigt, ist nicht selten bei ihnen und man hat auch aus dieser Größe zu dem Schluß sich berechtigt geglaubt, daß die Fidschis eine Mischbevölkerung zwischen Mela- und Polynesien sei. Allein man beachte, wie heißes und feuchtes Klima sowie mangelhafte Nahrung und dergl. einen ganz besonders hemmenden Einfluß auf den Wuchs der Melanesier hat. Im Fidschiarchipel dagegen ist das Klima ein ganz polynesisches, nicht übermäßig heiß oder feucht, die Lebensart eine viel regelmäßigere und reichlichere. Die größten Männer aber gehören hier wie im eigentlichen Polynesien den Häuptlingen an, dem Stand also, welcher besonders gut gestellt und gepflegt, besonders

reichlich ernährt ist, besser wohnt und sich besser kleidet als das Volk. Hierin liegt der Grund zu ihrer bedeutenderen Leibesentwickelung, nicht in polynesischen Einflüssen. Und so können wir es hier gleich aussprechen: die Fidschis sind kein Mischvolk, sie sind reine Melanesier, aber auf einer anderen, höheren Stufe der Entwickelung, als ihre übrigen Stammgenossen. Die Beweise für diesen Satz werden die folgenden Seiten enthalten, zugleich mit dem Nachweis, daß die Melanesier selber eine ungemischte einheitliche Race sind, auf welche stammesfremde Elemente nur in verhältnißmäßig unbedeutendem Maße und nur an den Rändern ihres Gebiets eingewirkt haben. Unter Race aber verstehen wir eine Mehrheit von Menschen, welche bestimmte sie von anderen Menschen scharf unterscheidende Merkmale besitzen, ganz abgesehen davon ob diese Merkmale nicht stufenweise bei einzelnen Theilen der Race sich umgestalten in die Merkmale einer anderen Race; ganz abgesehen von der Geschichte und dem längeren oder kürzeren Entwickelungsgang dieser Mehrheit von Menschen. Unsere Beweise für die Selbständigkeit und Unvermischtheit der Melanesier werden wir zunächst fortfahren, aus der leiblichen Beschaffenheit derselben zu entnehmen, dann aber auf ihre Sprachen stützen, so wie drittens auf unsere ganze kulturhistorische Schilderung dieser Völker.

Auch in der Farbe schwanken die Melanesier sehr, und zwar zwischen hellkupferfarbig, ja hellgelbbraun bis zu räucherigem Rußschwarz; doch ist ein Chokolade- oder dunkeles Rothbraun das Vorherrschende. Einzelne schwarze Individuen finden wir auf Baladea nicht selten (Forster Bem. 214), während auf Halgan neben dunkelbraunen auch hellbraune Menschen leben, welche auf keinen Fall einer polynesischen Einmischung diese Farbe verdanken. Die Aneityumiten und Malikolesen sind sehr dunkel; auf Tanna und Fate leben dagegen neben schwarzen auch braune sonst durchaus melanesische Individuen; und auf Aoba finden wir neben schwarzen auch braungelbe, auf Espiritu santo und Santa Cruz schwarze, braune und sehr helle Eingeborene, ebenso auf Gera und Isabel, auf Sesarga einzelne braungelbe, auf Bauro eine Menge hellbrauner Menschen. Die Tombaraner sind hellschwarz, dagegen die Biraraner nur braungelb, wie die Javanesen (Behrens 154), die Amakataner, zwischen beiden, hellkupferfarbig, und die Bewohner von Rook nicht brauner wie sonnenverbrannte Italiener! Noch heller sind viele der Massimesinsulaner, (Salerio

bei Peterm. 1862, 343), andere dagegen wieder kupfer- bis olivenfarbig (Macgillivray 1, 188; 275. Labill. 2, 276; Roquemaurel bei D'Urville b, 9, 336). Schwarz, dunkel oder hellbraun finden wir die Bevölkerung auch auf Neuguinea und oft in ein und demselben Stamme, wie man oben nachlesen mag. Auch die Haut der Fidschis schwankt zwischen kupferfarbig, braun und schwarz. Das Schwarz hat fast immer einen Stich in's Röthliche: und so kann man, was Montravel von Bauro sagt, auf ganz Melanesien ausdehnen: die Farbe der Eingeborenen ist, wo sie nicht den Malaien oder Polynesiern gleich kommt, nur eine Steigerung, eine Verdunkelung, Verdichtung der Farbe dieser beiden Racen.

Höchst auffallend ist das Haar der Melanesier. Vielfach wächst es flockig oder büschelig, so daß also die einzelnen Haarbüschel durch unbehaarte Stellen getrennt sind (Jukes 1, 142 f.); und so wächst Haupt- Bart- und Körperhaar. Wir finden diese Eigenthümlichkeit auf Baladea, Lifu, Aneityum, Tanna, der Louisiade, den Torresinseln, an einzelnen Orten auf Neuguinea (Wallace 2, 286) und im ganzen Fidschiarchipel (Hale 49); dabei ist es entweder kraus, und dann nicht gerade sehr, doch immer noch 10—18" lang und meist schwarz, selten braun, wie an einzelnen Menschen auf Tanna und Erromango, oder aber es wächst viel länger, ist schlicht und nimmt dann häufig eine bräunliche Färbung an. In letzteren Falle wächst es nie flockig, wie im ersteren wohl immer. Beides aber wechselt in einer Gruppe, ja auf einer Insel. Kraus sind die Haare der Baladeaner, Kunaier, der Bewohner von Fate, Aoba, der Nitendigruppe, des Salomoarchipel, Neubritanniens, der Louisiade, der Torresinseln und verschiedener Stämme auf Neuguinea, während andere auch hier schlichtes Haar haben. Kraus oder schlicht ist es auf Halgan (Turner 339), auf Espiritu Santo, auf Nitendi, wo jedoch nur die kupferfarbigen Menschen schlichtes Haar haben (Dillon 2, 311), ebenso auf Sesarga, während auf Bauro auch dunkle Individuen und auf Isabel helle mit schlichtem oder krausem Haar leben. Die hellgelben Biraraner haben schlichtes Haar, welches ihnen bis auf den Gürtel fällt. Langes schlichtes Haar von schwarzer oder brauner Farbe, findet sich bisweilen auf der Louisiade, auf Gebe, zu Dorei. Auch braune Melanesier haben sehr gewöhnlich das krause, abstehende Haar; Bart- und Körperhaar ist oft reichlich entwickelt, indem das letztere dann auch an

Rücken, Armen u. s. w. stark auftritt. So in Neucaledonien, Lifu, Tanna (Gill 226), Fate, Malikolo, Espiritu santo, St. Johann, auf mehreren anderen kleineren Inseln Neubritanniens, den Torresinseln und verschiedenen Stämmen Neuguineas (Ramotatte, Karufafluß, N. Guin. 117, 16) und öfters im Fidschiarchipel. Sehr gering ist Bart- und Körperhaar entwickelt und meist auch ausgerauft oder abrasirt bei den Bewohnern von Aoba (Bougainv. 211), von Isabel (Surville 235), Bauro (Rietmann 185) und Buka (Labillard. 1, 128); der Salomoarchipel überhaupt scheint meist bartlose Bewohner zu haben, während gerade die Eingeborenen des so nahe liegenden Archipel Neubritannia reichlichen Bart zeigen. So auch einzelne Tombaraner, während allerdings die Mehrzahl auch hier bartlos ist (Garnot 576). Wenig Bart- und Körperhaar haben auch die Massimsinsulaner, die Bewohner von Wageu, meist auch die Fidschis und die der Admiralitätsinseln.

Die Schwankungen und Verschiedenheiten des Haarwuchses treten auf allen Inseln gleichmäßig auf, in derselben Gruppe, ja auf derselben Insel. Ebenso ist es mit den Verschiedenheiten des Wuchses. Es ist eine auffallende Eigenthümlichkeit der Melanesier, daß der Bauch häufig dick und hervorstehend, die Glieder aber, namentlich die Beine verhältnißmäßig schwach entwickelt sind. Diesen häßlichen Wuchs finden wir in Neucaledonien (d'Entrecast. 1, 330; 351), Aneityum, auf Malikolo (Forst. Bem. 218), Aoba und den Nachbarinseln (Bougainv. 211), im Nitendiarchipel (Labill. 2, 255), auf Tombara (Quoy bei d'Urv. a, 4, 736), auf Wageu (Freyc. 2, 47), auf Neuguinea in Dorei (Quoy und Gaimard, d'Urv. a, Zool. 31), an der Humboldtsbai d'Urv. a, 4, 560); und auch die Fidschis haben meist etwas dünne Beine, wenigstens die Männer aus dem Volke. Und so finden wir gewiß dieselbe Eigenthümlichkeit des Wuchses auf Inseln, von denen sie uns nicht berichtet wird. Spuren lassen sich wenigstens auch sonst noch nachweisen. So zeigen die Abbildungen meist dünne Beine, wie z. B. die bei Dillon, und von einigen melanesischen Stämmen wird berichtet, daß die Waden ganz besonders hoch sitzen, wie auf Vanikoro, wo zugleich die Fersen hervorstehen (Quoy bei d'Urv. a, 5, 359) und auf Fidschi. Daneben aber finden wir auch oft auffallend schön gewachsene Menschen unter den Fidschis, auf einzelnen der Hebriden, wie z. B. Fate, auf Espiritu Santo und Vanua lava, auf Buka und

den übrigen nördlichen Inseln des Salomoarchipel, auf Birara, Rool und vielen kleinen Inseln bei Neuguinea, auch einzelne Individuen auf Neuguinea selbst. Die Häßlichkeit der Weiber, welche überall den Männern nachstehen, an Wuchs und guter Bildung und auf Malikolo und Vanikoro sehr entstellt werden durch ihre langen schlauchartigen Brüste, ist keine Raceneigenthümlichkeit, sondern bedingt durch ihre sociale Stellung.

Auch in den Gesichtszügen zeigt sich ein doppelter Typus: entweder und so meistens ist der Mund groß und weit gespalten, wie es Sonnerat (55) von Neuguinea hervorhebt, die Lippen dick, die Nase breit, plattgedrückt und namentlich an der Spitze voll, das Gesicht durch die vorspringenden Backenknochen breit, die Augen dunkel, tiefliegend, die Brauen stark, die Stirn schmal und hoch, dabei aber zurückfliehend: oder aber man findet edler geformte Gesichter mit vorspringender, oft römisch gebogener Nase. Letzteres hat statt bei einzelnen Individuen auf Aneityum (Turner 371), oft auf Fate (Erskine 324), auf der Louisiade (Macgillivray 1, 275), den Torresinseln und dem südlichen Neuguinea (eb. Jukes 1, 133), auf Namototte und den gegenüberliegenden Küsten (Nieuw Guin. 117. Finsch 80, 84), auf Adie, zu Dorei (Wallace 2, 214) und im Fidschiarchipel (d'Urville a, 4, 718; 145; 449). Nicht platt, wenn auch nicht adlerförmig sind die Nasen vieler Salomoinsulaner (Surville 235), auf Tombara (Garnot bei Duperr. 526), in Lakahia auf Neuguinea, Adie (Nieuw Guin. 113) am Karufafluß (eb. 16) und auf Fidschi (d'Urville a, 4, 718; 445; 449). Doch auch die Kunaier werden, im Verhältniß zu den Neucaledoniern, wegen ihrer hübschen Züge gerühmt (Erskine 395) und schöner als sie selber sind öfters die Bewohner der Loyalitätsinseln (Cheyne 24) die Fateaner und die Bewohner der nördlichen Hebriden, der nördlichen Salomoinseln (Doubouzet bei d'Urville b, Zool. 2, 368), die Biraraner (Dampier allg. Hist. d. R. 12, 247), die Bergbewohner von Neuguinea (Sal. Müller b, 103).

Man sieht aus allen dem Gesagten, daß die melanesische Race eine sehr variable ist, womit Quoy und Gaimard (Zool. zu Freic. 3) übereinstimmen. Auch die Abbildungen, welche sie daselbst geben, beweisen es in großer Ausdehnung. Bestimmte Eintheilungen aber und Gegensätze lassen sich, obwohl man es versucht hat, ethnologisch nicht festsetzen, da einmal die verschiedenen Stammestypen durch

eine Menge Nüancen in einander übergehen, andererseits auch die hervorragendsten Formen so unregelmäßig durch einander wohnen, so häufig in demselben Stamm, ja derselben Familie vorkommen, daß eine Sonderung der Typen ganz unmöglich wird. Wir müssen uns also mit dem Ergebniß begnügen, daß die Melanesier eben eine höchst variable Race sind, ein Ergebniß, über dessen hohe Wichtigkeit wir anderwärts reden werden. — Allerdings hat man versucht, die Mannigfaltigkeiten der Melanesier in verschiedene große Gruppen zu fassen. So d'Urville für Neuguinea, und zwar besonders für Port Dorei. Er unterscheidet (a, 4, 603 f.) drei Racen daselbst, erstlich Papuas, welche er als schwächlich, mittelgroß schildert, von schlecht entwickelten Gliedmaßen, angenehmen ovalen Gesicht, die Kinnbacken springen nicht vor, die Lippen sind ziemlich dünn, der Mund klein, die Nase verhältnißmäßig und gut geformt, die Haut ist weich, dunkelbraun, doch nicht schwarz, Bart und Körperhaar sehr wenig entwickelt, um so reichlicher dagegen das schwarze krause Kopfhaar, welches durch besondere Pflege perrückenartig absteht. Als zweite Klasse unterscheidet er Mischungen zwischen Malaien oder Polynesiern und Melanesiern, welche minder zahlreich, kleiner, untersetzt, lebhafter, kräftiger sein, grobe Züge, vorspringende Backenknochen, dicke Lippen, breite doch oft spitze Nase, derbere Haut und braune oder rauchschwarze oder gelbbraune Farbe haben sollen. Die dritte Race nennt er Harafurus (Alfuren): sie seien klein, lebhaft kräftig, von wilden Zügen, trotzigem Blick, rauchschwarzer Farbe, magerer Leibesbeschaffenheit und den Neuholländern oder Neucaledoniern ähnlich. Diese Eintheilung billigt Hombron (bei d'Urville b, Zool. 297 f.); sie läßt sich übrigens, wenn man jene Mischungsrace ausläßt, auf die vielfach angewandte Eintheilung in Alfuren (schlichthaarig) und Papuas (kraushaarig) zurückführen, welcher auch v. Bär (6; 10) bei Besprechung melanesischer Schädel folgt, während französische Gelehrte, Lesson, die Naturforscher der d'Urvilleschen Expeditionen von Endamenen und Papuas reden. Doch hat v. Bär 50 mit Recht darauf hingewiesen, wie durch die letzteren, namentlich durch Hombron (Zool. b) in diese schon wenig klaren Verhältnisse eine totale Verwirrung herbeigeführt ist. Das was sich nach allem Vorstehenden, wo wir das vorhandene Material wenigstens den Hauptzügen nach zusammengestellt haben, ergibt ist folgendes: es gibt allerdings zwei Extreme im melanesischen Typus, deren einer

etwa durch die Viraraner dargestellt wird, und alle die Stämme und Individuen, welche braun oder gelb sind, schlichtes Haar, dünne Lippen, vorstehende Nase, meist wenig Körperhaar und verhältnißmäßig gut proportionirten Wuchs haben: der andere dagegen hat dunkle (olivenfarbige bis rauchschwarze) Haut, unverhältnißmäßig dünne Glieder, breite Gesichter und Nasen, dicke Lippen, oft starkes Körperhaar, und krauses perrückenartig aber flockig wachsendes Haar. Bär versucht auch nachzuweisen, daß beide Typen, auch in der Schädelbildung von einander abweichen. Indeß sind seine Untersuchungen an sehr wenigen Schädeln gemacht, andererseits die Unterschiede auch zu gering, als daß man viel Gewicht auf sie legen könnte. Die Eigenthümlichkeiten des melanesischen Schädels sind die, daß die Stirn klein, die Seiten flach, das Hinterhaupt häufig abgeplattet ist (Sandifort II). Freilich nicht überall, und gerade das gewölbte Hinterhaupt unterscheidet nach v. Bär die Papua von den Alfuren, welche stets abgeplattetes Hinterhaupt haben (10). Die Melanesier sind Dolichocephalen; nach Welcker (Archiv für Anthropol. 1, 159; 157) gehören sie zu den Hypsistenocephalen und es ist wohl zu beachten, wie nahe sie in seinem Verzeichniß, welches nach dem Verhältniß von Höhe und Breite aufgestellt ist, bei den Malaien und Polynesiern stehen. Der untere Theil des melanesischen Schädels — um noch einige Eigenthümlichkeiten anzuführen — ist stärker angeschwollen als beim Europäer, doch weniger als beim Neger; das Hinterhauptloch liegt weiter nach hinten als beim Europäer, nicht so weit wie beim Neger; der Eingang des Gehörganges liegt ebenfalls weiter nach hinten als beim Europäer und die Bildung ist prognathisch, allein auch diese letztere Eigenschaft besitzt der Negerschädel in höherem Maße. Diese Bemerkungen Bourgarels (memoire de la soc. d'Anthrop. de Paris 1, 258 f.) beziehen sich zwar auf Baladea, doch scheinen sie allgemeine Geltung zu haben. Doch ist bei allem, was wir über den melanesischen Schädelbau haben, wohl zu bemerken, wie gering, ja zum Theil auch wie unsicher das Material ist, aus welchem man zu schließen gezwungen ist (vergl. hierüber auch v. Bär a, 39. — Ueber den melanes. Schädel v. Bär a. a. O. Bourgarel a. a. O. Quoy u. Gaimard Zool. zu Freycin. 7; Garnot bei Duperr. Zool. 113). Garnot braucht (113-4) die Namen umgekehrt, wie Bär: denn nach ihm haben vielmehr die Papuas abgeplattetes Hinterhaupt, die Alfuren rundes. Dies kommt daher,

weil v. Bär auf den Unterschied des Haupthaars und zwar mit vollem Recht, kein Gewicht legt (a. 57); er scheidet seine beiden Abtheilungen nur nach den Schädeleigenthümlichkeiten (a. 58 f.), doch nennt er selbst die so geschiedenen Stämme, welche beide kraushaarig sind, nur Varietäten (mit Macgillivray), neben welchen er noch eine dritte (ebenfalls nach Macgillivr.) wahrscheinlich findet, mit Adlernase, vorspringenden Kiefern, breiter gewölbter Stirn. Diese letztere Varietät ist also (was zu beachten ist) nicht nur nach der Schädelbeschaffenheit bestimmt. Die beiden Hauptvarietäten, die mit abgeplattetem und gewölbtem Hinterhaupte, scheidet v. Bär durch den 150° östl. L. v. Greenw., allein nach Bourgarels Schilderung hat auch die schwarze Race auf Neucaledonien abgeplattetes Hinterhaupt (a. a. O. 258), denn was heißt es anders, als dies, wenn er sagt, daß das Schädeldach, da wo es nach hinten abfalle, ganz besonders hoch und der untere Theil des Hinterhauptes stärker angeschwollen sei als beim Europäer? Sagt er doch auch geradezu, daß die schwarzen Neucaledonier, also die eigentlichen Melanesier daselbst ein viel schwächer entwickeltes Hinterhaupt hätten, als die gelbe Race (289). Auch die Fidschis haben häufig breite Hinterköpfe und schätzen dies als besondere Zierde (Hale 48). Doch gestehen wir offen, daß wir auf die Eigenthümlichkeiten des Schädels als Racenmerkmales nicht allzuviel Gewicht legen, da auch sie zu vielfach schwanken, als daß sie ein sicheres Maaß abgeben könnten. Sie mögen als sekundärer Beweis von Interesse sein; aber auch nichts weiter (vergl. Wallace 2, 430 f.). So sind denn auch die Schädel der Neuguineer selber einander keineswegs ähnlich, und z. B. die von der Westküste von denen der Nordostseite sehr verschieden (Sal. Müller b, 123 f.). Noch weniger aber ist Grund, auf Neuguinea zwei verschiedene Stämme anzunehmen, wogegen sich auch Wallace (Proceed. roy. geogr. soc. 1859 p. 358) und Windſ. Earl (v. Bär 39; Windſ. Earl c, 4) entschieden aussprechen. Auch hier also kommen wir zu unserem Satz zurück: wir haben es hier nur mit einem einzigen mannigfach variirenden Stamm zu thun, welcher durch schlechte Nahrung und Lebensweise, durch klimatische Einflüsse u. s. w. verschieden modificirt wird (vergl. Windſ. Earl c, 4). Dafür spricht auch, daß die Reisenden selbst die mannigfaltigsten Stämme Melanesiens unter einander gleichstellen. Es kann nicht auffallen, wenn die Kunaier und die Bewohner der Loyalitätsinseln den

Baladanern nahe gestellt werden (Erskine 395; 386); diesen aber nennt Cheyne (18; 34) wiederum die Bewohner von Tanna und Aneityum (33) äußerlich sehr ähnlich, während Forster die Tannesen mit den Baladeanern vergleicht (R. 3, 247). Unter einander stehen sich die Bewohner der südlichen Hebriden, der mittleren und der nördlichen gleich (s. oben); sowie gleichfalls die des Nitendiarchipels äußerlich einander gleichen (Dillon 2, 271), denen auch die Bewohner der östlichen Salomoinseln nahe stehen (Carteret 364-5). Die der nördlichen werden den Neuguineern sehr ähnlich genannt (Cheyne 64; Shortl. Reise 234), wie auch die Bewohner des gegesammten Archipels untereinander ähnlich sind (Salerio 344; Roquemaurel bei d'Urville b. Zool. 2, 367). Die Tombaraner gleichen den Eingeborenen von Port Dorei (Quoy u. Gaimard d'Urv. a, Zool. 34) oder denen von Sta Cruz (Carteret 379), wodurch sich also die Doresen auch zu den Bewohnern der Nitendigruppe stellen; und da Belcher (a, 2, 62) die Tombaraner mit den Tannesen vergleicht, so gewinnen wir eine Nebeneinanderstellung der südlichen Hebriden, des Nitendiarchipels, Neubritanniens und Neuguineas, welche noch verstärkt wird durch d'Urvilles Behauptung (a, 4, 560), daß den Tombaranern die Bewohner der Humboldtsbai ähnlich seien. Die Bewohner des südlichen Neuguineas fanden wir den Torresinsulanern gleich, beide den Bewohnern der Massimsinseln (Macgillivray 1, 296). Die Bewohner Neuguineas vom Utenatefluß bis nach Adie hin werden unter sich verglichen (N. Guinea 45; 113, Finsch 73-4), von Hombron aber (d'Urville b, Zool. 1, 278) ganz den Fidschis gleich gestellt. Unter sich ähnlich sind auch die Eingeborenen der nordwestlichen Halbinsel nebst den vorliegenden Inseln, die indeß, wie wir sahen, auch mit den Bewohnern des übrigen Melanesiens vielfach zusammengestellt werden. Allerdings hat Dumoutier (d'Urville b, Anthrop. 211) den Versuch gemacht, den Typus der „Papus" d. h. Melanesier als solchen zu beschreiben; allein dies ist mißlungen, denn wenn er die Papus mittelgroß nennt, von oblongem und plattem Gesicht, zusammengedrückter Stirn, kurzer breiter Nase, mitteldicken Lippen, vorspringenden Backenknochen, kleinen schwarzen Augen; wenn er sagt, ihr Haar sei kraus, ihr Bart und Körperhaar spärlich, ihre Haut rußig oder kupferig schwarz, ihr Schädel nach hinten zu verlängert; so ist keine dieser Bestimmungen, welche

sich auf alle Stämme und Inseln gleichförmig erstreckte, keine, welche nicht, wie wir sahen, den heftigsten Schwankungen unterworfen wäre.

Eine andere Schilderung hat Wallace (2, 411 f.) gegeben, welche wir hier einrücken müssen. „Die typische Papuarace, sagt er, ist in vielen Hinsichten der malaiischen gerade entgegengesetzt und bis jetzt sehr unvollkommen beschrieben worden. Die Farbe des Körpers ist tief schwarzbraun oder schwarz; sie erreicht zwar nie das Kohlschwarz einiger Negerracen, aber sie nähert sich demselben manchmal. Sie variirt in der Tinte jedoch mehr als die des Malayen und ist manchmal dunkelbraun. Das Haar ist sehr eigenthümlich rauh, trocken und gekräuselt und wächst in kleinen Büscheln oder Locken, welche in der Jugend sehr kurz und compact sind, aber später zu einer beträchtlichen Länge auswachsen und die compakte gekräuselte Frisur bilden, in welcher des Papuas Stolz und Ruhm besteht. Das Gesicht ist mit einem Barte von derselben krausen Art wie das Kopfhaar geschmückt. Die Arme, die Beine und die Brust sind mehr oder weniger mit Haaren gleicher Art bekleidet. In seiner Statur übertrifft der Papua entschieden den Malayen und ist dem Durchschnitts-Europäer vielleicht gleich oder selbst überlegen. Die Beine sind lang und dünn und die Hände und Füße größer als bei den Malayen. Das Gesicht ist etwas verlängert, die Stirn flach, die Brauen sehr hervorstehend; die Nase groß, ziemlich gebogen und hoch, die Basis derselben dick, die Nasenlöcher breit und die Oeffnungen derselben hinter der verlängerten Nasenspitze verborgen; der Mund ist groß, die Lippen dick und aufgeworfen." Aber auch dieser Schilderung widersprechen, sobald wir sie als allein und allgemein gültig hinstellen wollen, die Zeugnisse der glaubwürdigsten Reisenden auf das schärfste. Da nun Wallace annimmt, daß der so geschilderte Papuastamm ganz Melanesien bis zum Fidschiarchipel bewohne (2, 419): so wird seine Schilderung, wie wir schon gesehen, nur noch unhaltbarer, und bei allen seinen Bestimmungen treten dieselben Schwankungen ein, wie wir sie schon gegen Dumoutier geltend machten.

Diese Schwankungen sind es denn auch, welche uns mit der äußersten Vorsicht erfüllen müssen gegen die vielfachen Behauptungen namentlich französischer Gelehrten, wir hätten es an manchen Orten des Gebietes mit Mischlingen zwischen Malayen oder Polynesiern und Melanesiern zu thun. So behauptet Hombron (d'Urv. b, Zool. 1,

278), daß die Anwohner der Tritonsbai Mischlinge zwischen Malayen und Papuas seien, und ähnliches behauptet er wie d'Urville selbst (a, 4, 603 f.) von Port Dorei, wo jedoch die Vermischung noch stärker sein soll (Hombr. a. a. O. 299; 300-2). Zögernd freilich und zweifelnd dachte auch Jacquinot (eb. b, Zool. 2, 355) in den Bewohnern von Isabel eine Mischlingsrace zwischen Polynesiern und Melanesiern zu erkennen und steht davon nur ab, weil die Fidschis, in denen er eine solche Mischung sieht, den Melanesiern von Isabel nicht ähnlich sehen. Diese hält nun auch Hombron (304) durchaus für eine solche Mischlingsrace und stützt sich namentlich darauf, daß die Fidschiweiber (305-6) ganz besonders den „endamenischen" d. h. melanesischen Charakter bewahrt hätten. Dies ist richtig, allein was beweist es? Nichts: denn wir fanden überall in Melanesien die Weiber durch ihre schlechtere sociale Stellung auch leiblich tiefer stehend als die Männer, und so ist es auch auf den Fidschiinseln. Gerade dieser Umstand beweist im Gegentheil die rein melanesische Abstammung der Fidschis: unmöglich kann doch die Mischung erst jetzt stattgefunden haben, noch unmöglicher aber ist es, daß aus einer solchen Mischung nur Männer geboren seien: sind also die Frauen von melanesischem Aeußeren, so zeigen sie eben nur den Urtypus des Volkes, welcher durch besseres Leben bei anderen geschwunden ist.

Was nun noch besonders gegen diese französische Mischungstheorie einnimmt, ist der Umstand, daß die verschiedenen Typen in Neuguinea sich ganz nach den Ständen, d. h. also nach der Lebensweise gliedern. Nach d'Urville bildet der dritte der oben beschriebenen Stämme, wie er meint, die eigentlichen Ureinwohner, die Sclaven (a, 4, 606), der erste Stamm die Mehrheit des Volkes, der zweite aber, der bald ganz melanesisch, bald ganz malaiisch aussieht, alle Herrscher und alle Händler, welche besser wohnen, besser gekleidet sind und besser leben. Allein was wir in Polynesien so häufig sahen, ist auch hier der Fall: die bessere Lebensweise ändert auch das Aeußere, lichtet die Haut, verschönert die Züge, die Leibesbeschaffenheit u. s. w., und das heißt in unserem Falle gleicht die Melanesier den Malaien oder den Polynesiern an. Damit sollen natürlich zahlreiche Mischungen nicht geleugnet werden, weder für Neuguinea noch für Fidschi: nur daß die Mischungen nicht das ganze Volk, sondern immer nur einzelne Individuen treffen. Wäre das ganze Volk der Fidschis aus Melanesiern und

Polynesiern gemischt, so müßte doch ganz nach Annahme der französischen Gelehrten, diese Mischung ursprünglich auf einer mindestens dem melanesischen Element gleich starken Einmischung polynesischen Blutes beruhen oder vielmehr bei dem Beharrungsvermögen des ersteren, auf einer sehr viel stärkeren, welche, um constante Folgen zu haben, durch viele Generationen, durch beständiges, neues Einwandern polynesischer Elemente verstärkt wäre. Dann aber wäre es ganz unbegreiflich, daß überhaupt noch so viel melanesischer Typus unter den Fidschis herrschte, denn Zuschuß melanesischer Elemente ist nicht nachweisbar, wohl aber fortwährendes Vermischen mit den polynesischen Nachbarn: der polynesische Typus müßte also weitaus den Vorrang haben, wenn nicht im ganzen Archipel, so doch in den Gegenden, wohin die Polynesier einwandern, und melanesische Individuen wären höchstens als einzelne Rückschlagsformen zu finden. Statt dessen finden wir die melanesische Form über die ganze Gruppe, aber ganz gleichmäßig mit helleren, röthеren, minder krausen Individuen gemischt. Diese Erscheinung vereinigt sich mit keiner bis jetzt auf Erden beobachteten Form der Mischung; wir müssen auch hier also annehmen, die Fidschis sind der Hauptsache nach ein ungemischter Stamm — nur nach den Grenzen zu sind sie mit Polynesiern gemischt, was aber auf das Ganze des Volkes Einfluß weder hatte noch haben konnte — und dieser Stamm zeigt sich ebenso variabel wie der melanesische Stamm überhaupt.

Doch aber bilden die Melanesier entschieden eine Einheit für sich. So scheidet sie Wallace (2, 418 f. 192 u. sonst) auf das allerschärfste von den Malaien, denn er sagt (192): „soweit ich bis jetzt habe urtheilen können, scheinen Malaien und Papuas so weit auseinander zu stehen, wie überhaupt zwei menschliche Racen." Er aber stellt die Papuas als verwandt mit den Polynesiern und den dunkleren Stämmen auf den Malaiischen Inseln hin (419). Auch Dumoutier unterscheidet sie scharf von den Malaien (D'Urv. b, Anthrop. 217) und obwohl auch er sie den Polynesiern ähnlich nennt (212-3) trennt er sie doch auch von diesen auf das bestimmteste (212).

Und diese Selbständigkeit einerseits und andrerseits die Zusammengehörigkeit der Melanesier wird denn auch durch die Sprachen auf's Bestimmteste bewiesen. H. C. v. d. Gabelentz hat das große Verdienst, nachgewiesen zu haben, daß und in welcher Weise die melanesischen Sprachen sich scharf und bestimmt sowohl von den malaiischen, als auch

von den polynesischen unterscheiden (265); worauf näher einzugehen uns hier natürlich nicht möglich ist. Er hat dann ferner gezeigt, daß die Sprachen Neucaledoniens, der Loyalitätsinseln, der Hebriden und einzelner Salomoinseln (Bauro, Gera) mit einander verwandt sind, daß eben unter diesen wieder die Sprache von Baladea mit denen der Loyalitätsinseln und die von Bauro und Gera in näherer Beziehung stehen (252). Allerdings sind wir nun beim vollständigen Mangel weiteres Materiales mit sicherem Wissen fast zu Ende: denn Cheynes Wortverzeichniß von Eddystone, aus dem man freilich einzelne Anklänge an das Bauro herauslesen kann, ist viel zu unsicher, als daß wir es sicher benutzen könnten. Die Sprachproben dagegen von Vanikoro, welche Gaimard (bei d'Urville a, 5, 338-40) gibt, stellen diese Insel und also wohl den ganzen Nitendiarchipel ganz in die Reihe der melanesischen Sprachen. Jukes nun gibt ein Wortverzeichniß von der Insel Errub (Darnleyinseln), Torresstraße (Latham. 334) und Macgillivray von Inseln der Louisiade (eb. 335), in welchen wir sehr auffallende Gleichheiten mit den Bauro und Gera, aber auch mit anderen melanesischen Sprachen sehen; auch an das Eddystone, wie es Cheyne gibt (187-9) klingen sie an. Während nun schon, nach Macgillivray, die Idiome der Louisiade unter sich verwandt sind, so zeigen sie auch mancherlei Berührungen mit der Nordküste von Neu-Guinea und mit Neuirland (Macg. 1, 233); mit den Sprachen der Torresinseln scheinen sie übrigens nicht näher verwandt zu sein, als mit den übrigen melanesischen Sprachen auch. Auch was wir sonst von neuguineischen Wortverzeichnissen haben (Marsden, misc. works; Sal. Müller, b, 113 f.; Modera, 115 f.; Ottow in N. Guin. 202 f.; Wall. 2, 442, 444 f. zeigt Uebereinstimmungen mit den übrigen melanesischen Sprachen, zu welchen denn auch das genauer bekannte Fidschi ganz und gar gehört. Und so dürfen wir wohl auch sprachlich die Melanesier für einen Stamm halten, denn überall, wo man ihre Sprachen genauer kennt, (von Fidschi bis Salomoarchipel) sind sie mit einander verwandt und die nicht genauer bekannten Sprachen bieten doch so viel Spuren der Gleichheit, daß wir, wenn wir sonst gar nichts von den Menschen, welche sie sprechen, wüßten, doch sicher zu der Vermuthung kommen würden, daß sie einander verwandt seien.

Merkwürdig ist es, daß wir dies ganze Gebiet sprachlich im hohen Grade zerklüftet sehen, so daß man wohl sagen kann, die

Sprachen dieser Völker zeigen dieselbe Variabilität wie ihr Aeußeres. So sind auf Rook zwei, auf Vanikoro drei Sprachen, das Vanikoro, das Tanema und das Taneanu (Gaimard bei d'Urv. a, 5, 338 f.), welche zum Theil sehr weit auseinander gehen. Ebenso werden auf Tanna wahrscheinlich drei wurzelhaft verschiedene, auf Erromango zwei Sprachen gesprochen (Gill 227; v. d. Gabel. 145, 125). Aneityum zerfällt in mehrere Stämme (Gill 150), Uwea in drei, welche verschiedene Namen führen (Uwea, Mondavi, Erte) und verschiedene Sprachen sprechen (Erskine 340), auf Lifu herrschen zwei Sprachen, eine im Norden, eine im Süden der Insel (eb. 367), so daß wir uns nicht wundern werden, wenn wir auf jeder Insel wieder eine neue wurzelhaft meist sehr selbständige Sprache finden. Mit Recht macht v. d. Gabelentz (4) hierauf und auf den Gegensatz aufmerksam, den diese Erscheinung zu den polynesischen Sprachen bildet, welche trotz der Ausbreitung über den ungeheuren Ocean einander so nahe stehen. Die Melanesier sind also geneigt, leiblich und geistig sich abzusondern, in dieser Gesondertheit zu verharren, und sich so in neue Stämme und Zweige zu specialisiren. Den Grund aber dieser merkwürdigen Erscheinung können wir hier nicht aufdecken; nur sei noch auf die mannigfachen Bestätigungen hingewiesen, welche Wagners Migrationsgesetz bei den Bewohnern des stillen Ocean empfängt, eine Bestätigung, die um so merkwürdiger ist durch die nach den verschiedenen Völkerstämmen ganz verschiedene Art, in welcher sie erfolgt.

Es bleibt uns noch übrig, kurz über den Gesundheitszustand dieser Völker zu reden. Obwohl manche der verkommenen Stämme schwächlich sind, so kann man doch die Melanesier durchaus nicht einen schwächlichen Menschenschlag nennen: zum Theil trügt das Aeußere und viele elend aussehende Stämme haben dennoch nicht geringe Muskelkraft; zum Theil aber sind diese dunkelfarbigen Insulaner außerordentlich kräftig, wie vor allen Dingen die Fidschis, welche nicht nur den Polynesiern, sondern auch den Europäern durch ihre Körperkraft imponirten; so auch die Tannesen und viele andere der erwähnten Völker. Schon ihr Muth spricht für ihre Kraft. Auch behende pflegen sie meist zu sein und werden wir sie zum Theil wenigstens als treffliche Kletterer und noch bessere Schwimmer kennen lernen. Auch sind sie trotz ihres Klimas, das selbst den Polynesiern höchst ungesund vorkam, weshalb z. B. von Tukopia Niemand mit d'Urville

nach Vanikoro wollte (a 5, 117) im Allgemeinen von guter Gesundheit (Cheyne 10, 23; Turner 401). Das Klima der Fidschiinseln unterscheidet sich in nichts von dem der polynesischen Inseln: doch sind die Fidschis keineswegs gesünder als die übrigen Melanesier und alle ihre leiblichen Vorzüge scheinen nur auf ihrer Lebensweise und ihrer Bildungsstufe zu beruhen — eine Erscheinung, welche ethnologisch nicht unwichtig ist. Die hauptsächlichsten Krankheiten sind auch hier Hautkrankheiten, von denen wie auch im übrigen Ocean (vergl. oben 25; Band V, 2, 56) besonders häufig die Kinder heimgesucht sind. Bensusan (in J. R. G. S. 1862, 45) leitet diese Krankheiten bei den Fidschikindern von ihrer ungenügenden Nahrung her. Auch auf Neuguinea, zu Dorei, litten die Kinder besonders (Wallace eb. 1861, 174; 2, 301) und von den Arfakis war fast die Hälfte mit einer schorfigen Hautkrankheit behaftet (Wall. 2, 287). Vielleicht war auch die weißliche Haut, welche Kolff bei einigen Eingeborenen der Mariannenstraße bemerkte, die Folge einer ähnlichen Krankheit (325). Auch auf den Massimsinseln ist Aussatz häufig (Salerio 342), ebenso auf Wageu, wo die Kranken gräßlich aussahen, aber keine Schmerzen empfanden (Freyc. 2, 48), auf Tombara (Quoy bei d'Urville a, 4, 735), auf Vanikoro und Nitendi (d'Urville a, 5, 214; Dillon 2, 276) und Bougainville nannte ja die zum gleichen Archipel gehörige Insel Aoba die Insel der Aussätzigen, weil so viele Eingeborene mit dieser Krankheit behaftet waren (211). Ebenso herrschte sie auf den Loyalitätsinseln (Cheyne 23), auf Neucaledonien (Forster R. 3, 235) und Kunaie (Cheyne 10). Auf Rook herrschen viele Rheumatismen und Entzündungen, in Folge des unvorsichtigen Badens der Eingeborenen (Reina 360). Rheumatismen sind gleichfalls häufig auf der Fichteninsel (Cheyne 10) und Uwea (eb. 23), während die Nitendigruppe von Fiebern vielfach heimgesucht wird (Dillon 2, 310), wie sich diese auch auf den neuen Hebriden zeigen (Turner 444). Starke Geschwulst der Augenlider sah Forster wiederholt auf Immer (Reise 3, 141), und Augenleiden sind auch auf Neugeorgien und den umliegenden Inseln häufig (Salerio 344). Einäugige, daneben aber auch viel Bucklige und Aussätzige finden sich auf dem sehr ungesunden Wageu nicht selten, heftige Schwellung der Hoden (ein unter den Tonganern häufiges Uebel) fand Labillardiere zu Baladea (2, 240), Dillon zu

Vanikoro (2, 234), wie er auch daselbst ein Krebsgeschwür gesehen haben will (241); doch war dies wohl eine aussatzähnliche Krankheit. Aehnliches sah Cheyne auf Kunaie (10) und noch andere verwandte Krankheiten ebendaselbst und auf den Loyalitätsinseln, wo er auch Katarrhe erwähnt (23). Einen Albino sah Turner auf Tanna (493), Forster (Reise 3, 234) auf Baladea, wo nach Hood (221) öfters Lungenleiden herrschen sollen, wegen der ungesunden Wohnungen: doch berichten andere, daß die übrigen Krankheiten mit Ausnahme des Aussatzes selten seien (Cheyne 10; 23), Wunden und oft recht schwere leicht heilen (eb.) und es auch Beispiele hohen und rüstigen Alters gebe (Turner 42; Seemann J. R. G. S. 31, 60) wogegen freilich Hood behauptet, daß die Eingeborenen meist vor dem sechzigsten Jahre stürben (221). — Die Bevölkerung des gesammten Melanesien beträgt nach Behm (Jahrb. 1, 75; 78) etwa 2,200,000, wovon er 200,000 auf Fidschi, 800,000 auf die Salomoinseln und Neubritannien, und eine Million auf Neuguinea rechnet; über 200,000 betragen die Einwohner der übrigen melanesischen Inseln, von denen 12—15000 auf Nitendi, 150,000 auf die neuen Hebriden (auf Fate 12,000, Turner 393, auf Tanna 10—12000 eb. 76), etwa 27,000 auf Neucaledonien und 15,000 auf die Loyalitätsinseln kommen. Danach kommen auf die Quadratmeile etwa 142 Menschen; doch ist zu beachten, daß das Land sehr ungleich bewohnt ist, eigentlich nur an den Küsten und Flußufern (d'Urville a, 4, 604; 5, 117), daß ferner einzelne Inseln und Gegenden besonders dicht, andere weniger, andere gar nicht bewohnt sind, daher sich die Bewohner anders vertheilen und manche Quadratmeile eine sehr zahlreiche, andere gar keine Bevölkerung besitzen. Auch sind jene Zahlen nur sehr annähernd, da das ganze Gebiet noch wenig durchforscht und z. B. das Innere von Neuguinea, Tombora, Virara, ja den meisten größeren Inseln noch ganz unbekannt ist.

Die Bevölkerung nimmt an einigen Orten des Gebietes ab, so z. B. in Aneityum, wo um 1850 Erskine und Turner etwa 3000 Eingeborene vorfanden, Murray dagegen 1861 nach einer starken Masernepidemie nur noch 2400; und so sind durchgehend Murrays Zahlen, die sich auf die ersten sechziger Jahre beziehen, etwas niedriger als Turners (Angaben bei Behm 76 f.). Man darf hieraus keineswegs zu viel folgern, denn Turners Angaben können, da er so ziemlich

der erste war, der die Bewohnerzahl abschätzte, auf zu hohen Ansätzen beruhen, wie er ja selbst bisweilen um mehrere Tausende schwankt: Tanna hat nach ihm 10—12,000 Eingeborene (76; 1842), Lifu 8—10,000 (400). Indeß berichtet er selber (494), daß die Tannesen z. B. abnähmen und zwar zunächst durch Krankheiten, welche sie in Folge der Berührung mit den Weißen erhalten hätten. Die ganze Art nun, wie die Weißen mit den Melanesiern verfahren sind — man denke nur an die Santelholzhändler —, dann ferner die eigne Lebensweise dieser Völker, dazu die vielen neuen Krankheiten durch die Berührung mit den Weißen, sowie manche andere Ursachen, über welche wir in der Schrift über das Aussterben der Naturvölker geredet haben, alles dies bewirkt mit Nothwendigkeit eine Verminderung dieser Völker. Da aber, wo die Missionäre oder die Weißen sonst sich ihrer annehmen, wo also Kriege, Kindermord, Menschenopfer und dergleichen aufhören, die ungünstigen Einflüsse des Klimas, dem zwar die Eingeborenen besser als die Europäer widerstehen, gemildert werden, da bleiben sie nicht nur so zahlreich, wie sie waren, sondern sie vermehren sich auch über ihre frühere Zahl (Ausl. 1858, 38). Die Ziffern jedoch, welche Hood anführt (18—20,000 für Tanna, 200, für Baladea dieselbe Zahl 220), sind ungenau, für Tanna zu hoch, für Baladea, welches nach Murray (Behm 76) 27,000 Eingeborene hat, zu gering.

Gehen wir nun über zu der **culturhistorischen Schilderung** dieser Völker.

Die Kleidung ist in ganz Melanesien höchst einfach. Meist geht man nackt, indem man nur die Scham mit irgend etwas bedeckt. Schmuck dagegen wird vielfach getragen, namentlich auch, wodurch sich die Melanesier von allen Polynesiern unterscheiden, in dem durchbohrten Nasenknorpel, und ganz besondere Sorgfalt überall auf den Haarwuchs verwendet. Tattuirung herrscht an einigen Orten, fast überall aber bemalt man den Körper. Auch Beschneidung ist nicht selten.

Letztere findet sich auf Kunaie (Cheyne 7), auf Neucaledonien (Turner 424), den neuen Hebriden, auf Ruk (Reina 357) und im Ritendiarchipel (Dillon 2, 314). Sie besteht in Aufschlitzung des oberen Theiles der Vorhaut (d'Entrecasteaux 1, 351, Labill. 2, 197) und erfolgt zur Zeit der eintretenden Mannbarkeit und unter den größten Festlichkeiten: nur zu Tanna wird sie mit dem siebenten,

zu Aneityum mit dem fünften Jahr vollzogen (Turner 87; 371; Cheyne 33; 36. Von anderen Gebieten ist nichts berichtet, so daß die Sitte vielleicht auch sonst noch herrscht; doch scheint sie auf Neuguinea unbekannt zu sein, wo in Folge einer eigenthümlichen Tracht die Vorhaut zum Theil sehr lang ist (Sal. Müller b. 59), auf Fidschi herrscht die Beschneidung: mit dem 14. Jahr wird ein Stück aus der Vorhaut geschnitten, welche dadurch also aufgeschlitzt wird (Mariner 1, 340; Wilkes 3, 159; d'Urville a. 4, 414; Gaimard eb. 702). Doch gibt es auf Vitilevu eine Stadt Namens Tumbani-Ual, wo weder Beschneidung noch die Sitte des übrigen Archipels herrscht, bei Trauer u. dergl. sich ein Glied des kleinen Fingers abzuschneiden. Die Bewohner dieser Stadt sind schwärzer, mit dicker, breiter Nase (Gaim. eb. 713-4).

Auf Baladea gehen die Männer nackt, nur daß sie eine Schnur um den Hals und um den Leib tragen, zu welcher letzteren gürtelartigen sie den Penis oder vielmehr die Ruthe, die sie in Blätter gewickelt tragen, emporziehen und dort befestigen (Forster R. 3, 201; Labillard. 2, 196; d'Entrecasteaux 1, 341 f.). Ganz dieselbe Tracht ist die gewöhnliche auf den Loyalitätsinseln und den neuen Hebriden (d'Entrecast. eb. Forster eb. 9; 56; 72; Bem. 216; Bergh. Zeitschr. 10, 363 nach naut. mag. 17). In der französischen Colonie und in den Missionsstationen erscheinen sie übrigens stets bekleidet (Hood 215). Die Neucaledonier trugen dann noch eine hohe runde Mütze, die oben mit einem rothen Federbusch verziert war (Forster R. 3, 204), um welche man wohl auch die Schleudern wickelte (eb. 218), und jetzt ist ein rother oder weißer Turban mit buntem Federbusch üblich (Hood 215). Auch hatten einzelne aus Gras und Fledermaushaaren sich Perrücken gemacht, welche bis tief in den Rücken hinunterhingen (Labill. 2, 186). Die Weiber trugen entweder einen mehrere Zoll breiten Gürtel (Hood eb.) oder aber einen langen Strick, an dem 8" lange Schnüre hingen, vielfach um den Leib gewickelt, so daß jene Schnüre schichtenweise über einander lagen (Forster R. 3, 207); sie waren schwarz gefärbt (Erskine 350). Sonst trugen Männer und Weiber dieselben Zierrathe, namentlich in Nase und Ohren, deren Läppchen öfters bis zur Schulter erweitert sind (Forst. R. eb. Bem. 343; 514; Kunaie Cheyne 6). Die Kunaier tragen das Haar gleichfalls eingehüllt in große Stücken einheimischen

Zeuges, welches aber auch mit Federn geschmückt ist, während die Mützen der Caledonier geflochten sind. Doch schneiden bisweilen die Männer wie die Weiber hier und in Neucaledonien immer (Forster R. 3, 221) das Haar kurz, nur daß sie dann eine lange Locke auf der einen Seite des Kopfes stehen lassen. Ihr Schmuck sonst besteht aus Ketten von Muscheln oder Holzknöpfen, auch wohl aus Strängen von Menschenhaar; die Häuptlinge tragen noch Ketten von kleinen weißen Muscheln — die nur in Caledonien gefunden werden, aber auch auf Uwea der vornehmste Schmuck sind (Cheyne 25) — um Knie und Handgelenk, die Krieger bemalen sich Brust und Gesicht schwarz (Cheyne 6-7). — Auf den Loyalitätsinseln, wo keine Beschneidung herrscht, tragen beide Geschlechter das Haar lang, indem sie es mit Kalk weiß roth oder braun beizen und perrückenartig auffrisiren (Bergh. Zeitschr. 10, 363); nur die Krieger hüllen es in Tapa ein. Man behandelt es sehr sorgfältig und trägt stets eine Art Kamm oder Haarkratzer mit drei langen Holzzinken darin, welcher nach dem Range des Trägers verschieden gesteckt wird (Cheyne 15; 24; 25). Zu bemerken ist noch, daß die verheiratheten Weiber hier einen 6″ breiten Gürtel tragen, der anständiger ist, als man ihn sonst findet; und daß, auffallend genug, die Durchbohrung der Ohrläppchen erst mit eintretender Mannbarkeit statt findet (eb. 24), daß ferner auch hier die Männer den Penis nicht weiter bedecken, wohl aber die Vorhaut zubinden und an der Schnur, welche auch sie mehrfach um den Unterleib schnüren, befestigen (Labill. 2, 237). Während nun auch auf den Hebriden die Männer nackt gehen (Aoba Forst. R. 3, 3; Vanua lava Rietm. 180), nur daß sie den Penis einwickeln (Mallik. Rietm. 171) und die Ruthe zu ihrer Gürtelschnur hochziehen, was schon bei sechsjährigen Knaben zu geschehen pflegt (Forst. R. 3, 84), so tragen auch hier die verheiratheten Weiber einen Rock, der bis auf die Knie reicht (Tanna Cheyne 36, Forster R. 3, 73; Mallik. eb. 23; Errom. 55; Fate Erskine 332). Doch tragen sie öfters und so wohl die unverheiratheten, die bis zum 10. Jahre nackt gehen, nur einen von der Gürtelschnur vorn herabhängenden Blätterbüschel (Forst. eb. 55; Cheyne 36; Aoba Forst. R. 3, 3; Vanua lava Rietm. 180; Aragh. Maiwo Bougainv. 212). Die Ohrläppchen und Nasenknorpel sind durchbohrt (Mallik. Forst. R. 3, 12; Errom. Bergh. Zeitschr. 9, 533; 548 nach Bennet) und

in den oft sehr weiten Oeffnungen tragen sie ein Stäbchen, einen Knochen, einen weißen Stein, Schildkrotringe (Forst. R. 3, 83). Als Schmuck haben sie Armbänder, welche zum Theil aus Kokosfasern geflochten (Turner 81), zum Theil künstlich geschnitten, öfters auch mit grünen Blättern verziert sind, Halsbänder, welche aus Schildkrot, Knochen, Muscheln bestehen und Zierrathen von Grünstein und rothen Bohnen (eb. 84. Aragh, Maiwo Bougainv. 212; Van. lava Rietm. 179). Eine merkwürdige Armverzierung erwähnt Rietmann von Mallikolo: man trägt am Handgelenk einen durchbohrten Holzkegel, der mit Bast überzogen ist, und diese Basthülle bedeckt Hand und Arm. Die Muster, welche man auf diese Schmucksachen einätzt, bestehen nur aus Zickzacklinien (Rietm. 169-70); an den Armbändern, deren sie oft 6—8 an einem Arm tragen, pflegen sie ihre aus Gras geflochtenen Speerwerfer und Schlingen zu hängen (Bergh. Zeitschr. 548; Turner 81). Auch Walfischzähne trägt man als sehr gesuchten Schmuck und daher namentlich die Häuptlinge; man läßt sie als Kleinode an einzelnen Schnüren hangen. Halsbänder flicht man auch wohl von Menschenhaar (Tanna Turner 79-80; Fate 393; Erskine 325), Kniebänder, die von grünem Laub geflochten waren, erwähnt Erskine von Fate (eb.), wo man auch netzartiges Flechtwerk von rother, weißer oder schwarzer Farbe trägt (Gill. 58) oder wie Erskine sagt, schön gewebte Gürtel mit denselben Farben. Bougainville (212) sah auch auf Aragh und Maiwo hübsches Flechtwerk mit rothen Mustern, worin die Weiber ihre Kinder trugen. Von allem diesen Schmuck dürfen die Weiber nichts tragen, die sich dafür aber das Gesicht und öfters auch den ganzen Leib zu Mallikolo mit Kurkuma einreiben (Forst. 3, 23). Ueberhaupt bemalt man sich den Leib nicht selten: schwarz die Aobaner (eb.), weiß, roth oder schwarz die Tannesen und Erromanger das Gesicht (eb. 84; 61; Cheyne 35); roth ist die gewöhnlichste Farbe und zwar streicht man sie, je vornehmer man ist, um so dicker auf, wie man überhaupt auf diese Farben sehr eitel ist (Erskine 311), schwarz dagegen ist Trauer (Turner 77). Die Farben werden mit Kokosöl, oft aber auch hier auf den ganzen Leib aufgetragen (Bennet in Bergh. Annal. 3, 548). Das Haar wird natürlich besonders gepflegt: man flicht es mit der Rinde einer Pflanze (Turner 77) in einzelne zahlreiche — 6-700 sagt Turner — Büschel, die man

oben frei läßt, so daß sie doch eine große Perrücke bilden (Belcher a. 2, 62), wobei man oft alle diese Locken in ein großes Netz steckt (Bennet bei Berghaus 547), oder man läßt die Haare frei und bindet sie nur oben zusammen in einem lockeren Schopf und der Kratzer, der oft mit Federn geschmückt aber meist voll Läuse ist, fehlt nirgends, (Forster R. 3, 82-3). Oft umwindet man das Haar dann noch mit einem Pisangblatt oder einer Mattenmütze. Selbst den Bart flicht man auf Tanna zu einem Zopf zusammen (eb. 83; Aneityum. Gill 151). Oefters auch beizt man die Haare mit Kalk zu einer gelblichen oder rothen Färbung (Gill 58; Erskine 325; Cheyne 36). Die Frauen jedoch schneiden das Haar fast immer kurz (Erskine 332; Bennet bei Bergh. 547). — Ganz dieselbe Tracht der Männer und Weiber herrscht auf der Nitendigruppe (St. Cruz d'Entrecasteaux 1, 378; Vanikoro Dillon 2, 153 f.; d'Urv. a. 4, 164; 214-5). Von dem 4" breiten Gürtel ziehen die Männer oft ein Stück Zeug zwischen den Beinen durch; in die Nase stecken sie Federn, in die Ohrlöcher, die bisweilen eine Weite von 6" haben, oft 10—30 Schildkrotringe, und vor allen Dingen ist Schmuck von weißen Muscheln beliebt, von denen man eine größere gern vor der Stirn trägt (Forst. R. 3, 189). Auch rothe Blumen (wie so oft in Polynesien) sind hier als Schmuck gesucht (Dillon 2, 314). Ihr krauses Haar, das zurückgekämmt und hinten zusammengeknüpft wird, hängt oft bis zur Schulter herab. So tragen es meist die Greise; junge Männer aber nehmen Haare von Todten oder von besiegten Feinden, flechten sie kegelförmig bis zu 1' Höhe zusammen, umwickeln sie dann mit Zeug — womöglich von rother Farbe, welche auch bei den Kleidern am beliebtesten ist — und setzen diesen seltsamen Kopfputz, der am Rande häufig mit Blumen verziert ist, auf (Vanik. Nitendi Dillon 2, 153 f.; 275 f.; d'Urv. a. 5, 215). Den Gürtel oder Rock von zerschlitztem Bambus, den sie häufig tragen und von dem sich gleichfalls ein Stück Zeug durch die Beine zieht, färben sie glänzend schwarz (Dillon 2, 275). Kinder gehen bis zum 10. Jahre nackt. Auch gebeizt werden die Haare hier öfters. Die Frauen tragen indeß das Haar stets kurzgeschoren und ohne Schmuck, wenn sie auch Arm- und Halsbänder haben (2, 177). Die Tracht des Salomonarchipel ist nur wenig verschieden; entweder man geht ganz nackt oder trägt nur vor der Scham eine kleine meist höchst unzu-

reichende Bedeckung von Blättern, von Matten u. s. w., welche an einer mehrfach sehr fest um den Unterleib gewickelten Schnur hängt; doch trägt man diese Schnur häufig auch allein (Bauro d'Urv. b. 5, 295; Montravel eb. Zool. 2, 365; Malaita, Bougainv. Roquemaur. eb. 366; Buka Bougainv. 232; Labillard. 1, 228; Duboug. eb. 366; Isabel Jacquin. eb. 355; Marquen Tasman bei Swart 38; Eddystone Cheyne 67). Die Bewohner der Iles des contrariétés waren gleichfalls nackt, nur daß sie um die Eichel ein langes röhrig herabhängendes Blatt umgewickelt trugen (Surville 249); und ähnlich hatten die Bewohner von Buka und die von Neugeorgien die Vorhaut mit einem Faden zugebunden (Demas bei d'Urville b. Zool. 2, 369). Auch die Zierrathen sind gleich, die Nasen, die Ohren, letztere oft in höchst bedeutendem Maße durchbohrt, mit Ringen, rothen Blumen (Isabel Surville 222), Knochen u. s. w. geschmückt, wodurch auf Isabel der Nasenknorpel bis an den Rand der Oberlippe öfters ausgedehnt war (Surville 236). Weiße Muscheln vor der Stirn oder am Halse werden gern getragen (eb.; Choiseul Boug. 227; Simbu Shortl. 134), ebenso aufgereihte Zähne, auch Menschenzähne als Gürtel und Ketten (Surv. eb. Rietmann 193), sowie Muschelschmuck als Arm- und Kniebänder. Armringe von einer großen weißen Muschel (oder von Knochen), welche man auf Isabel (Surv. 236) und sonst trug, sind auf Neugeorgia, da ihr Besitz Macht und Ehre verleiht, so gesucht, daß sie oft Veranlassung zu Kriegen wurden (Cheyne 65). Auf Wageu tragen solche Ringe nur die Vornehmen und zwar am linken Arme (Freyc. 2, 54). Auch auf Simbu (Shortl. N. 134) und Vanikoro trug man solche Ringe (d'Urv. a. 5, 360), welche an mikronesische Sitten erinnern. Ferner salbte man sich hier mit Kokosöl (Nov. 2, 429, Malayta) und bemalte sich ebenfalls weiß roth oder schwarz, oft mit weißen Streifen, so namentlich wenn man in Krieg ziehen will (Cheyne 65); auf Isabel trugen die Männer einen weißen Strich von der Braue zur Schläfe; die Weiber noch außerdem über die Backen und die Brust (Surville 235; d'Urv. b. 5, 295; Boug. 232). Die Haare werden gewöhnlich weiß, gelb oder roth gebeizt (Choiseul Boug. 227; 231; Buka eb. 232; Isabel Jaquin. d'Urv. b. 5, 297). Man trägt es verschieden: entweder ganz kurz Tasman 38), vorn kurz, hinter den Ohren in langen Locken (Isab.

d'Urv. b. 5, 295), oder man läßt es mützenartig oben auf dem Kopf stehen, oder theilt es in einzelne Zöpfe, welche man mit Gummi zusammenklebt (Isab. Surville 235), man trägt es in großen Perrücken, pudert es weiß (eb. 256) u. s. w. Federn, welche ganz oben auf dem Scheitel stecken, sind eine sehr geschätzte heilige Zier (Surv. 250; Tasman 38); die Malaytaner trugen ein Bündel rothgefärbter Baststreifen dicht am Ohr (Nov. 2, 429) — Fast dieselben Einzelnheiten gelten vom ganzen Archipel Neubritannia. Auf Birara geht man nackt außer einem Blätterbündel vor dem Penis, das an einer Gürtelschnur hängt; als Schmuck trägt man Federbüsche im Haar, Ringe in Ohren und Nasen, Armbänder, runde weiße Muschelstücke an einer Schnur um den Hals u. dergl. Das Haar ist roth oder weiß gebeizt (Bougainv. 246-7; Dampier 5, 95). Die Bewohner der Insel York gehen ganz nackt, haben aber sonst dieselbe Tracht; auch die Flügel der Nase durchbohren sie (Hunter 140-1); ganz ebenso gehen die Bewohner von Tombara (Carteret 379; Quoy bei d'Urv. a. 4, 736) — welche oft durch Knorpel und Flügel der Nase einen Schweinszahn (Quoy und Gaim. Zool. 34 bei d'Urv. a) tragen; das Haar binden sie in kleinen Zöpfchen oder Locken, deren oberes Ende frei bleibt, oder sie lassen es zu einer dicken abstehenden Perrücke wachsen (Belcher a. 2, 73) — die von der Sturminsel (King 318), von Gerrit Denis u. s. w. (Dampier 5, 83) und von den kleinen Inseln nordwärts von Neuguinea (Behrens 157 f.; Schouten 54-6). Vielfach bemalen sich auch diese Stämme den Leib mit weißen Streifen oder roth und schwarz. Die von St. Johann tragen auch noch Mützen von gemaltem Bast, oft mehrere übereinander, die dann mit einem Bande zugeschnürt worden (Schouten Diar. 52; le Maire allg. Hist. 11, 470). Auch die Admiralitätsinseln, wo ein dreizinkiger Kamm im Haar getragen wird (Labillard. 1, 253), das man oben in einen Knoten bindet, gehen nackt bis auf die Schnur um den Leib (Forster Bem. 514; Carteret 385; Hunter 147); doch stecken die erwachsenen Männer die Eichel des Penis in eine weiße Muschel, Bulla ovum, was übrigens öfters eine starke Schwellung des eingeklemmten Theiles hervorruft. Beschnitten waren sie nicht (Labillard. 1, 259-60). Dieser mehrzinkige Kamm ist auch der eigenthümlichste Schmuck im Südosten von Neuguinea und auf der Louisiade, neben dem man auch noch Blumen im Haar trägt (Macgillivray

1, 280-2; Labillard. 2, 277). Auch ein dem polynesischen Tapa ähnliches Zeug besitzen sie (eb.) sowie Matten, welche man zur Kleidung und zum Lager braucht (Reina 360). Auch auf Ruk trägt man einen Schamgurt (eb. 359). Die Torresinsulaner gehen zum Theil ganz nackt (Flinders 2, 109), zum Theil tragen die Männer eine Muschel vor dem Penis, während die Weiber einen kurzen Rock aus Blättern, welche an einem Gurt hängen und bei den Frauen länger sind als bei Mädchen, tragen (Wilson narr. 312; Macg. 2, 20). Die Männer verzieren ihr Haar auf ächt melanesische Weise, indem sie es in lange dünne pfeifenähnliche Locken flechten und mit Ocker färben; doch schneiden sie es bisweilen ganz ab und tragen dann sorgfältig bereitete Perrücken. Eine solche wird geschildert bei d'Urville b. Zool. 2, 371: die Haare waren auf ein kleines Käppchen von Zeug befestigt und auf einer anderen Insel trugen die Eingeborenen eine Maske von Schildpatt, die rings mit Haaren eingefaßt war (eb.). Bei festlichen Gelegenheiten putzen sie das Haar mit Blumen, Blättern, Federn u. dergl. aus. Die Mädchen tragen es lang, während es die Frauen ganz abschneiden bis auf einen ½" hohen bürstenförmigen Kamm, den sie von einem Ohr zum anderen stehen lassen. Schmuck, Bemalung des Körpers ist wie im übrigen Melanesien (eb.). Die Männer der Louisiade frisiren ihr Haar oft zu ungeheuren kraus abstehenden Perrücken auf (Macgillivr. 1, 188-9).

Die Bewohner des eigentlichen Neuguinea haben, soweit sie von fremden Einflüssen frei geblieben sind, gleiche Tracht: so gehen die Anwohner der Mariannenstraße bis auf einen Binsengürtel nackt (J. R. G. S. 7, 386), zu welchem sie die Ruthe emporziehen und darunter stecken; doch tragen sie den Penis öfters in einer Muschel oder einem Kürbis (Modera 28), zwei ihrer ältesten Männer hatten Thierfelle um die Schultern (Kolff 326). Sie haben einige Zierrathen und bemalen ihr Gesicht schwarz und roth; tattuirt aber sind sie nicht (Müller b. 58). Die am Utenatafluß trugen denselben Gürtel, wobei ihnen indeß an der Verhüllung gar nichts lag, oder auch sie hatten den Penis in einem Kürbis oder Bambusstück (Modera 75) stecken. Die Nasen haben sie durchbohrt und tragen reicheren Schmuck im Haar, das sie oft roth beizen und entweder als wilde Perrücke stehen lassen oder in lauter kleine Zöpfchen flechten, einen vier-

bis fünfzinkigen Bambuskamm (Sal. Müller b. 70 f.). Sie trugen an einem Band um den Kopf Säcke, welche auf den Rücken hängen und am Hals kleine Körbchen (Müller b. 73). Auch die Mairassi (eb. 103) und die Anwohner des Karufaflusses (Nieuw Guin. 16) haben nichts von Kleidung als einen kleinen Schurz und ebenso erzählt Keyts (1678), daß die Bewohner von Nomototte, welche die Nase durchbohrt und das Gesicht schwarz bemalt hatten, und deren Weiber um Gürtel und Hals Korallenketten trugen, ganz nackt gingen mit Ausnahme eines Stückes Rinde vor der Scham (542). Einen solchen Schurz trägt man denn auch überall, in Dorei, wo jedoch die Weiber einen blauen Kattun-Sarong haben (de Bruijnkops 177), auf Wagen und Boni (Freycin. 2, 54), auf den Gebirgen (N. Guin. 164 f.) und auf den Inseln der Geelvinksbai (Goodswaard 17), während an der Humboldtsbai nur die Weiber einen solchen tragen, die Männer dagegen nackt gehen oder die Ruthe in ein Bambusfutteral stecken (N. Guin. 169; 172; Roijer 64). Kinder gehen nackt (N. Guin. Freycin. 2, 54), ebenfalls häufig so die unverheiratheten Weiber (N. Guin. 172). Zu Lobo, wo Modera (98) die Leute meist noch nackt fand, kleidet man sich jetzt mehr oder weniger malaiisch, mit einem Kopftuch, einer kurzen Hose, dem Sarong (Sal. Müller b. 89), und dies geschieht auch in den übrigen Landestheilen von vornehmeren Personen, wie den Häuptlingen, gewöhnlich selbst an der Mariannenstraße (J. R. G. S. 7, 387; Modera 99), ferner auf Wagen (Freycin. 2, 54), zu Dorei und sonst gar häufig. In der Humboldtsbai hat man künstliche Perrücken, welche kahlköpfige Alte tragen (Katal. 117, 100). Den gabelförmigen mehrzinkigen Kamm trägt man vielfach, so zu Wagen (Garnot bei Duperrey 531), zu Dorei; hier jedoch die Frauen nicht (Forrest — 1774 — 95; de Bruijnkops 175), öfters die Arfaki (N. Guin. 160), die Anwohner der Humboldtsbai (N. Guin. 169), des Utenataflusses (Sal. Müller b. 72); auch gebeizt wird das Haar vielfach (Dorei Bruijnkops 175; Windſ. Earl c. 5; Utenata Müller b. 70 f.) und an der Humboldtsbai mit rother Lehmerde gepudert (N. Guin. 169). Die Anwohner der letzteren schneiden es in jungen Jahren kurz ab bis auf einen bürstenartigen Kamm auf der Länge des Scheitels, erwachsen flechten sie es in lange Zöpfe (die sie oft durch Fasergeflecht oder Kasuarfedern verlängern), und schlingen es um den Kopf (N. Guin.

170). Sie sowie die Doresen, bei denen nur die Sklaven das Haar kurz geschoren tragen (N. Guin. 149), und Arfakis schmücken es mit Kakadufedern, wenn sie einen Feind erlegt haben (N. Guin. 160; 169; Katal. 114, 42; 116, 93; Geelv.-Bai eb. 115, 78; Goodsw. 20). Auch die Prachtfedern der Paradiesvögel bilden einen schönen und gesuchten Schmuck (Sal. Müller b. 72; Katal. 117, 102). Die mannigfachen Arten der Arfakis, das Haar zu tragen, sind höchst auffallend: während die Doresen es entweder perrückenartig abstehen lassen oder auch es in viele einzelne Zöpfe flechten, welche Mode auch zu Kaimani, an der Speelmannsbai, unter den Wukas (N. Guin. 117) am Utenatafluß und sonst herrscht (Sal. Müller b. 70 f.), so schlingen es die Arfaki entweder in „einen großen runden Ball" (Finsch 120) auf dem Scheitel zusammen, welchen sie mit anderen kleineren Haarkugeln (bis zu zehn) umgeben; oder sie theilen es in drei große „Wülste", deren zwei an den Seiten des Vorderkopfes, einer am Hinterkopf liegen (N. Guin. 164). Aehnliches findet sich an der Geelvinksbai, wo die Männer vier Haarballen tragen (Goodswaard 21) und am Karufafluß, dessen Anwohner, wie die Frauen der Insel Adie das Haar gleichfalls theilen und es dann in kurze einzelne Locken flechten (N. Guin. 16). Die Anwohner der Mariannenstraße binden es entweder am Hinterkopfe oder vorn in einem Knoten zusammen oder flechten es in zahlreiche einzelne Zöpfe, welche fußlang sind und alle nach hinten gestrichen werden (Modera 31), wohingegen die Bewohner der Geelvinksbai diese Flechten vorn am Vorderkopf zusammenbinden (Goodsw. 22). Die Anwohner des Utenata tragen außerdem noch eine Art Mütze von Bambus und Kängurufell verfertigt. Die Weiber dagegen beschmieren das Haar häufig mit nassem Schlamm (Müller b. 71; Modera 75). Der Schmuck, den man überall trägt, besteht aus Ringen und Bändern um Hals, Arme und Knie aus Binsen, aneinander gereihten Muscheln, Thier- ja auch Menschenzähnen, Schildpattstückchen, Fruchtkernen u. dergl.; höchste Pracht ist es, wenn er wie zu Dorei öfters, aus Kupfer oder gar aus Silber besteht (Bruijnkops 1, 177, 183; d'Urville a. 4, 611; Müller b. 71 u. s. w.) Die Ohren haben alle durchbohrt, und ebenso mit Ausnahme von einigen Bewohnern der Speelmannsbai (Goodswaard 19) und denen von Adie (N. Guin. 112) die Nasenknorpel und bisweilen die Nasenflügel, in welchen

namentlich die Anwohner der Humboldtsbai schweren Schmuck tragen, Bambusstäbe, Quarzstücken, riesige aufwärtsgebogene Schweinszähne, Fäden, an welchen Muscheln u. dergl. hängen u. s. w. In den Ohren tragen sie je nach dem Alter bis 20 Ringe (N. Guin. 170). Auch hat man hier besonders künstlich gearbeitete Brustschilder, welche aus rothen Kernen (wie auch in Polynesien die Abrusbohne ganz ähnlich verwendet wird) und Zähnen bestehen und die breiten Leibgürtel, welche ebenso verfertigt sind und nur zum Staate angelegt werden (eb.); während die Arfakis auf der Stirn mehrere große weiße Muscheln tragen (eb. 164). Die Weiber sind übrigens in Neuguinea weit weniger geschmückt wie die Männer, wie sie denn auch auf ihr Haar viel weniger Sorgfalt verwenden (N. Guin. 112; Müller b. 70 u. sonst). Mehrere Stämme haben die eigenthümliche Sitte, welche nur hier in Melanesien gefunden wird, sich die Zähne spitz zu feilen: so die von Wageu (Freyc. 2, 47), öfters die von Utenata (Modera 74; Sal. Müller b. 66), die nördlich von der Mariannenstraße (J. R. G. S. 7, 387), was Windsor Earl c. 5 auf alle Küstenstämme der Insel ausdehnt, mit Unrecht, denn Sal. Müller (b. 80) und die Holländer berichten ausdrücklich, daß dieser Gebrauch in der Gegend der Speelmannsbai unbekannt ist. — Die Mädchen auf den Fidschiinseln gehen bis zum zehnten, die Knaben bis zum vierzehnten Jahr nackend; dann erhalten sie die Tracht der Erwachsenen, welche bei den Männern ein langer Gürtel ist, der Maro, der mehrmals um den Leib geschlungen, dann zwischen den Beinen durchgezogen wird und bis auf die Knien herabfällt, während die Weiber den Liku tragen, einen runden, 1'—1'4" breiten Schurz mit herabfallenden Fransen (Marin. 1, 340; Will. u. Calv. 1, 156; Erskine 264). Letzterer, der indeß bei den Weibern breiter ist als bei den Mädchen (Will. u. Calv. 1, 171), wird aus der Rinde des Hibiscus und anderer Pflanzen bereitet: das Zeug zu den Maros der Männer wird wie in Polynesien aus der Rinde des Papiermaulbeerbaumes gemacht und mit Kleister, der aus Taro- oder Takkamehl gewonnen wird, zu beliebig langen Stücken zusammengeklebt (Will. u. Calv. 1, 65-7). Völlig nackt geht man nie: es wäre äußerst unanständig, wollte ein Mann sich ohne Maro und eine Frau sich ohne Liku zeigen (Erskine 264; Wilkes 3, 356; d'Urv. a. 4, 446). Den Körper bemalen sie sich öfters roth oder weiß (See-

mann in J. R. G.-S. 31, 60), doch auch schwarz, mit dem Ruß ihrer Lichter, welcher deshalb als Abgabe gegeben wird (Erskine 240; 457; Will. u. Calv. 1, 157). Auch Kurkumapulver gehört zum Tribut, doch reibt man damit nur die Kinder zu ihrer Gesundheit ein (Ersk. 457). Ihr Schmuck ist zahlreich (Will. u. Calv. 1, 159). Besonders hoch in Ansehen stehen die Zähne des Physeter macrocephalus; nur die ersten Häuptlinge dürfen sie tragen und oft sind sie Veranlassung zu Mordthaten (Mar. 1, 315). Muschelketten tragen sie als Hals-, Arm- und Kniebänder (Erskine 265; 169-70). Große Schweinszähne trägt man an Schnüren auf der Brust; und besonders geschätzt ist die schöne Cypraea aurora, welche man nur bei den höchsten Festen trägt (eb. 265). Dies erinnert an die hohe Geltung weißer Muscheln im übrigen Melanesien, welche man vor der Stirn, im Haar, auf der Brust u. s. w. trägt; wie auch die Koreaner (Rumph bei Brehm illustr. Thierl. 6, 841) die Ovula oviformis als höchsten Schmuck im Haar oder vor der Stirn trugen. — Die Durchbohrung der Nase, welche früher auch hier wohl allgemein war, hat sich nur in einzelnen Spuren erhalten, und zwar auf Vitilevu, wo — zu Mariners Zeiten — viele den Nasenknorpel durchbohrt hatten, aber nur in Kriegszeiten Federn in der Oeffnung trugen, welche allerdings 9—12" lang waren (Mar. 1, 327): jetzt wird die Sitte erloschen sein. Auch die Ohren trug man durchbohrt, namentlich die Weiber. Die Oeffnung hatte oft 10" im Umfang, das Ohrläppchen, welches aber bisweilen auch riß, hing bis auf die Schulter (Mar. 1, 342). Nach polynesischer Art trägt man häufig auch lange Fingernägel (Erskine 431). Der wichtigste Schmuck war aber auch hier das Haar, welches sie roth oder weiß, doch auch blau, bleigrau und schwarz färben (d'Urv. a. 4, 445 f.; Belcher a. 2, 52). Je länger und krauser nun ihr Haar wächst, desto schöner ist es. Ein eigenes Verfahren haben sie, um es hart zu machen: sie tauchen es 3—4 mal in Wasser, worein sie Asche von Brodfruchtlaub oder gebranntem Korallenkalk und den Ruß der Lichtnuß (tui tui) gestreut haben. Dann wird es sorgfältig getrocknet und nun 3—4, ja nach Hale 6 Stunden frisirt (Mar. 1, 339), wozu jeder Häuptling seinen eigenen Friseur hat. Dieser letztere hat keine leichte Aufgabe; denn es gibt eine ganze Menge Frisuren und Moden, welche er kennen muß. Den schwarzen Puder aus dem Ruß

der Lichtnuß streut man übrigens auch trocken ein; und dann wird (wenigstens bei Vornehmeren) das Ganze in ein weißes Kopftuch eingeschlagen, so daß dieses eine Art von Turban bildet (Will. und Calv. 1, 156-157; Erskine 175, 240, 265). Auch hier fehlt natürlich der große mehrzinkige Kamm nicht (d'Urville a. 4, 247), der bisweilen von Schildpatt ist (Erskine 202). Eine solche Frisur wird alle 2 bis 3 Wochen erneuert (Hale 49). Die Knaben tragen das Haar ganz kurz geschoren, die Mädchen lang, doch beizen sie es, mit Ausnahme der höchsten Scheitelgegend, welche schwarz bleibt. Nach der Ehe schneiden auch sie es bis auf 1 bis 2" Länge ab, oder sie tragen es kraus wie die Männer und gebeizt (Hale eb.). Um es nun Nachts zu schonen, so haben sie ähnliche Kopfschemel, wie sie auch die Polynesier brauchen, meist aus Bambus, nur daß sie höher sind: denn sonst würde die Frisur beschädigt werden (Hale 49; Erskine 194). Man wird aus dieser Schilderung ersehen, wie alle Melanesier eine im Wesentlichen gleiche Tracht haben, die sich von der polynesischen mannigfach unterscheidet; die letztere ist auf den Fidschiinseln mächtig eingedrungen. In den auffallendsten Einzelheiten stimmen oft sehr entfernte Gegenden des Gebietes überein, so daß sich dadurch diese Gebräuche als sehr alte, meist allen diesen Völkern gemeinschaftliche ausweisen.

Tattuirt waren auf Neucaledonien nur einzelne Männer (Erskine 349) und Weiber, letztere aber nur zwischen Lippe und Kinn (Forster R. 3, 207). Während sonst die Bewohner der Loyalitätsinseln, wie sie sich nicht beschneiden, auch nicht tattuiren, so fand doch Erskine auf Tiku die Bilder von Vögeln u. dgl. auf den Armen mit blauer Farbe — welche letztere für polynesischen Ursprung dieser Sitte spricht — eingezeichnet. Auch auf Erromango tattuiren sich die Weiber, und hier nur diese, indem sie sich ins Gesicht das rohe Abbild einer Blume, eines Blattes, eines Sternes und allerhand Figuren einritzen (Turner 495, Forst. Bem. 511), aber auf eigenthümliche Art, denn jene Zeichnungen werden durch erhabene Narben gebildet. Auf Vanua lava (Rietm. 180) bestehen die Muster aus krummen Linien, die nur auf der Brust angebracht sind, während die Tannesen die Bilder auf den Armen und dem Leib tragen, die Fatesen dagegen an Arm und Brust (Forst. R. 3, 85, Erskine 324). Doch spricht Turner (393) letzteren das Tattuiren ganz ab und Erskine beschränkt

es nur auf die Weiber (332). Die Zeichnung wird mit einer scharfen Muschel eingeschnitten und dann mit dem Saft einer Pflanze gerieben, wodurch die Narben erhaben bleiben (Forst. R. 3, 85). Auch die Bewohner der Nitendigruppe tattuiren sich, meist jedoch auf dem Rücken, mit Bildern von Fischen, Eidechsen u. s. w., wie es schon Mendana 1595 fand (Fleurieu 26, Dillon 2, 279, Labillard. 2, 255). Die Tattuirung mit erhabenen Hautnarben findet sich auch im Salomonsarchipel (Isabel Jacqu. 26, bei d'Urv. b. Zool. 2, 355), und zwar hauptsächlich im Gesicht und an den Armen der Männer, und oft recht hübsch (Surville 235). Auf Bauro aber und Malayta (Nov. 2, 432) tattuirte man sich nicht (Montravel bei d'Urv. b. Zool. 2, 365), während die Yorkinsulaner starke Hautnarben auf Schultern und Armen trugen (Hunter 141). Aehnliche Narben tragen die Torresinsulaner auf den Schultern, so daß diese wie mit Epauletten versehen aussahen (Macgill. 1, 126), während sich bei den Bewohnern der Louisiade nichts der Art vorfand (Macgill. 1, 190). Dagegen tattuiren sich auf anderen Inseln, welche südöstlich von Neuguinea liegen, namentlich die Weiber, während die Männer diesen Schmuck nur selten anwenden (Macgill. 1, 262). An der Südküste von Neuguinea ist das Tattuiren ganz allgemein (eb. 2, 55) und auch sonst häufig: so tattuiren die Wuka und auch die Küstenbewohner der Speelmannsbai die Stirn (N.-Guin. 118), wie es ähnlich auch die Anwohner des Karufaflusses thun (eb. 16 f.). Sehr reichlich tattuirt man sich zu Dorei, wo indeß die Tattuirung nur als Zierrath gilt und bei den Männern einfacher und seltener ist, als bei den Weibern, deren ganze Brust voll eleganter den Formen des Busens folgender Linien ist (de Bruijnkops 177, N.-Guin. 147, Wallace J. R. G. S. 31, 174). Selten ist sie bei den Bewohnern von Adie (N.-Guin. 112), sehr verbreitet bei denen der Geelvinkbai (Goodsw. 22). Bei den Anwohnern der Humboldtsbai ist sie bei den Männern nicht Sitte, wohl aber bei den Frauen, welche sich öfters verschiedene Figuren auf Brust, Rücken und Armen einbrennen (N.-Guin. 172), wie dies auch die Vanikoresen und die Bewohner der Nitendigruppe thun. Nicht tattuirt sind die Bewohner von Wageu (Garnot bei Duperrey 531) von Utenata und Lobo (Müller b. 58; 69) sowie von der Mariannenstraße (Kolff 325).

Hautnarben sind sehr häufig und es ist nicht wahr, daß nur eine bestimmte ethnologisch verschiedene Abtheilung der Bevölkerung sie macht, wie d'Urville a. 4, 612 will, der sie nur den Harafurus, den Papuas das Tattuiren zuschreibt. Diese ganze Unterscheidung ist unhaltbar und die Hautnarben finden sich überall, zum Theil auch neben der Tattuirung: an Brust, Bauch und Armen haben sie die Bewohner der Mariannenstraße (J. R. G. S. 7, 387), ebenso die von Utenata, welche sie durch Einschneiden oder Einbrennen bewirken (Sal. Müller b. 69), neben ihren eintattuirten Mustern die Dorehsen, als Gedächtnißmale (Lesson complém. zu Buffon 3, 130); ebenso brennen sich die Stämme in der Nähe der Speelmannsbai Figuren in die Haut, während die von Aiduma sich nur einen kleinen Fleck auf der Stirn zwischen den Augenbrauen einbrennen (N.-Guin. 118; ebend. 17). — Auch auf den Fidschiinseln tattuiren sich die Männer fast gar nicht, wohl aber die Weiber, und diese meist um Hüften und Schenkel, obwohl sie den Liku tragen und durch ihn fast die ganze Zeichnung verdecken, welche ohnehin auf der schwarzen Haut kaum sichtbar ist (Hale 63). Die Operation wird hier nur von Weibern vollzogen, welche ein bestimmtes Geschäft daraus machen, für das sie bezahlt werden (eb.; d'Urv. a. 4, 345; Wilkes 3, 355; Will. u. Calvert 1, 160). Uebrigens haben auch sie (was jedoch ebenso auf Tonga vorkam, und zwar als Gedächtnißmal heftiger Liebesleidenschaft) erhabene Hautnarben auf Armen und Brust (d'Urville a. 4, 445 f.).

Das Tattuiren wird in Melanesien viel roher und ungeschickter ausgeübt, als in Polynesien. Die Hautnarben stehen ihm völlig gleich. Denn wie z. B. die Anwohner der Speelmannsbai und des Karufaflusses hauptsächlich nur die Stirn tattuiren, so brennen die Aidumaner gerade dort einen Fleck ein, und dieselben Muster, welche andere Stämme einzeichnen oder einschneiden, brennen andere in die Haut. Die polynesischen Werkzeuge werden nirgends oder nur in Fidschi gebraucht und dorten sind sie entlehnt. Meistens schneidet man die Zeichnung nur ein, über die man dann eine ätzende Farbe herstreicht. Allein auch hier hat die Tattuirung durchaus die Bedeutung wie in Polynesien. Man weihte sich dem Gott, indem man sein Bild auf sich einzeichnete — Eidechsen, Schlangen, Fische u. dgl. werden auch hier als Muster genannt —; man zeichnete das Bild

natürlich auf die wichtigsten Körpertheile, daher der Gebrauch, die Stirn, die Brust, die Arme hauptsächlich zu tattuiren. Daher galten die Knaben auf den Fidschiinseln so lange für unrein, bis sie tattuirt waren; dann erst durften sie Speise, die ein Häuptling essen sollte, tragen, ohne diese, die besonders heilig ist, zu verunreinigen (Will. u. Calv. 1, 166). Auffallend ist es und höchst merkwürdig, daß hier umgekehrt wie in Polynesien hauptsächlich die Weiber tattuirt sind; daß diese so häufig auf dem Rücken ihre Zeichnung haben. Letzteres kommt wohl daher, weil der Rücken, auf dem sie die Sachen ihrer Männer trugen, welche heiliger als sie waren, auch besonders heilig sein mußte: das ward er durch das Bild des Gottes. Aber warum hier die Weiber hauptsächlich, die doch unheiliger waren? Vielleicht eben deshalb; sie besonders mußten das weihende, das reinigende Bild des Gottes tragen, um in Gesellschaft der Männer leben zu können. Dann haben wir hier die umgekehrte Auffassung als in Polynesien, welche aber aus der gemeinsamen Grundanschauung ebenso gut erwachsen konnte. Dabei ist aber sehr zu beachten, daß die Fidschiweiber sich fast nur die Lenden, die doch bedeckt waren, tattuirten. Wie nun, wenn die Weiber deshalb so vorzugsweise tattuirt waren, weil sie die eigentlich Leben spendenden waren? (S. 33 f. 40 f.) Jedenfalls ist diese so seltsame Tattuirung der Fidschiweiber nur dadurch zu erklären, daß man den fruchtbaren Schooß durch das Zeichen des Gottes dem Gott weihen wollte; und gerade deshalb verbarg man ihn, weil er nun tabu war. Ebenso beweist auch die ganze Art, wie man das männliche Glied trägt, daß man vor allen Dingen den Leben spendenden Theil desselben, die Eichel, den profanen Blicken entziehen, nicht daß man das ganze Glied aus Schamhaftigkeit verbergen wollte: im Gegentheil, man umwickelte meist nur die Ruthe und wie man diese in die Höhe zieht und dadurch priapeisch ausreckt, das ist so wenig schamhaft wie denkbar (Forster). Die Eichel aber verbarg man gänzlich, indem man sie unter den Gürtel emporzog oder sie fest zuband, oder wie die Bewohner der Humboldtbai in einen kleinen Kürbis (N.-Guin. 169), wie die der Admiralitätsinseln in eine Muschel steckte. Als sie auch diese zu verkaufen durch die Preise der Franzosen gereizt wurden, drehten sie sich meist um und verdeckten, wenn sie irgend konnten, den nun entblößten Theil. Knaben hatten diese Muschel noch nicht (Labill. 1, 259-60), natürlich, die lebenspendende Kraft des

Theils fehlte noch, dieser war also noch nicht dem Gotte als Eigenthum zu weihen. Auch auf den Salomoinseln bedeckt man nur die Eichel, die man in ein röhrenförmiges Blatt steckt (Surville 249) oder durch Zubinden der Vorhaut, welche Sitte auch auf Nukuhiva, Havaii und Mangareva herrschte (Mörenh. 1, 112), unsichtbar machte. Daher scheinen die Kalebassen, Muscheln, Bambusstücken, in welchen man den Penis trägt, aus gleichem Grunde aufgekommen zu sein; und hier mag noch darauf aufmerksam gemacht werden, daß die Neucaledonier nur den oberen Theil der Vorhaut — nur sie bedeckt die zeugende Oeffnung — aufschlitzten und daß derjenige, welcher einen Krieger im Kampf getödtet hatte, als seinen Siegesantheil das männliche Glied des Getödteten bekam, während die übrigen Glieder den übrigen Kriegern vertheilt wurden (Labill. 2, 216): er, der Sieger, erhielt den heiligsten Theil des von ihm Besiegten. Aus allem Gesagten erklärt sich vielleicht noch eine merkwürdige Eigenthümlichkeit der melanesischen Kleidung, wie sich auch die Schamhaftigkeit und Enthaltsamkeit der Fidschis aus diesem religiösen Grunde erklärt, wir meinen die Schnur, welche man oft fest einschneidend um den Unterleib hatte. Auch der Nabel war heilig, und wie die Eichel, so wollte man ihn durch jene Schnur bedecken, welche man noch trug, nachdem man längst die eigentliche Ursache der Tracht vergessen hatte. Vielleicht stehen wir hier überhaupt an dem ersten Grund der menschlichen Kleidung. Man bedeckte die Glieder aus jenem religiösen Grunde, weil man in ihnen den so wunderbar schaffenden, die Kraft eines Gottes wohnend dachte: und so erwuchs nach und nach wie die erste Kleidung, die nicht bloß Putz war, auch das für die Verfeinerung der Sitten so wesentliche Gefühl der Schamhaftigkeit selbst, welches dem natürlichen Menschen fehlen mußte und fehlt.

Zähne und Zahnfleisch entstellen die Melanesier vielfach durch Betelkauen, welches namentlich im Westen des Gebietes herrscht. Die Sitte erstreckt sich über den Salomoarchipel (Jacquin bei d'Urv. b. 5, 297; Zool. 2, 366; 356; Bougainv. 235; Cheyne 65; Rietmann 195) bis nach Nitendi (Labillard. 2, 255), wo sie schon Mendana (Dalrymple 169) vorfand, und Vanikoro (Quoy bei d'Urv. a. 5, 559; Dillon 2, 155), wo die Kinder mit dem zehnten Jahre an diesem Genuß theilnehmen (Dillon 2, 276); sie herrscht ferner in Neubritannien (Schouten Diar. 51; Hunter

144-145. Bougainv. 238; Lesson compl. zu Buffon 3, 91) auf den Massimsinseln (Salerio 343) und der Luisiade, wo indeß der Gebrauch etwas anders ist als sonst (Macgill. 1, 190; Labill. 2, 277; 280) und auf Neuguinea an verschiedenen Orten (eb. südostk. Macg. 1, 281; Adie N.-Guin. 113, Dorei d'Urv. a. 4, 610-611; de Bruijn Kops 179); auf Wageu nicht, (Freycin. 2, 48; Garnot bei Duperrey 531), wohl aber auf den kleineren Inseln im Norden Neuguineas (Belcher a. 2, 85; Schouten Diar. 55).

Die Fidschis kennen diesen Gebrauch nicht: dagegen nehmen sie Theil an dem Reizmittel der Polynesier, sie trinken Kava, der bei ihnen yangona heißt (Bensusan J. R. G. S. 32, 45; Will. u. Calv. 1, 141, Seemann Zeitschr. f. allg. Erdk. n. F. 9, 478), und zwar sehr reichlich. Er bildet ihren Morgentrank (Gaimard bei d'Urv. a. 4, 703), um ihn versammeln sie sich in ebenso großen und feierlichen Gesellschaften wie die Tonganer (d'Urv. b. 4, 207), wie man ihn auch hier auf dieselbe Art unter ähnlichen Feierlichkeiten bereitet, am feierlichsten in Somosomo (Will. u. Calv. 1, 141). Nach Williams und Calvert (eb.) kauen junge Männer die Yangonawurzel, nach Bensusan (a. a. O. 45) junge Mädchen. Sie haben also jedenfalls den Gebrauch des Piper methysticum, der übrigens bei ihnen wild wächst und nicht erst eingeführt ist, von den Polynesiern gelernt (Erskine 262), wofür auch der Umstand spricht, daß ihre Kavagefäße die polynesischen nachahmen: Erskine (200) sah eines von Holz in Gestalt einer Taube. Starke Getränke lieben die Fidschis überhaupt (Erskine 262), ebenso wie die Doresen (Bruijn Kops 186), beide gewiß erst in Folge der Angewöhnung durch die Weißen: brannten doch die Fidschis, welche übrigens gutmüthig im Trunke sind, schon vor 20 Jahren, als Erskine sie besuchte, einen Spiritus aus Zuckerrohr (Ersk. 262). Die übrigen Melanesier hatten keine berauschenden Getränke und haben anfangs stets — nur von den Bukanern wird das Gegentheil berichtet (Labill. 1, 226) — einen Widerwillen gegen Branntwein gezeigt, was sie zum Theil noch jetzt thun. So die Neucaledonier (Labill. 2, 196; Pigeard nouv. ann. des voy. 1847, 3, 307); die Bewohner der Loyalitätsinseln (Erskine 377); so die Tombaraner (Garnot bei Duperr. 529). Vom übrigen Melanesien wird nichts der Art erwähnt, von Wageu (eb. 533) aber und Neuguinea ausdrücklich gesagt, daß

man dort keine geistigen Getränke gehabt hätte (Dorei d'Urv. a. 4, 610-611) noch hätte (Speelmannsbai N.-Guin. 125: Humboldtsbai eb. 181), und so mag auch die Sitte auf Tauna, Fate und Gera, Kava zu trinken (Turner 87; 393; Rietm. 195), auf späteren polynesischen Einflüssen beruhen. Doch soll die Pflanze auf der Nitendigruppe hin und wieder angebaut sein (Tromelin bei Bergh. 12, 537). Die Fatesen gebrauchen den Kava nur bei der Verehrung der Geister, welche Gesundheit spenden, in Tanna aber trinkt man ihn ganz wie in Polynesien, auf einem bestimmten Platz, den jedes Dorf besitzt, und mit Ausschluß der Weiber. Bereitet wird er, wie in Polynesien. Diese Gleichheit im einzelnen bestätigt uns zumeist die Annahme, daß wir es mit einer entlehnten Sache zu thun haben; man könnte sonst an gleichmäßiges uraltes Eigenthum denken. Uebrigens trinken jetzt auch die Neucaledonier Spirituosen gerne (Rietm. 130) und sie sowohl wie alle Polynesier sind jetzt höchst begierig auf Tabak (Ersk. 377, Not. 1), den die Arfakis sogar schon in ausgedehnter Weise bauen (Roijer 53) und die Anwohner der Humboldtsbai in besonders künstlichen Bambusbüchsen bei sich führen. In Fidschi, wo Tabak vielfach gebaut wird (Erskine 269), macht man auch Cigarren aus ihm, mit einem Deckblatt von Bananen (Bensusan J. R. G. S. 32, 50). Von anderen Reizmitteln haben sie noch Einzelnes: auf Isabel gebraucht man eine gewürzige Rinde wie sonst den Betel (Surville 233). Hierher mag denn auch das berühmte Erdeessen der Neucaledonier gehören. Sie verzehren ziemlich große Mengen eines grünlichen Speckſteines (stéatite) und nicht nur, wenn sie hungrig sind, sondern auch nach reichlichen Mahlzeiten, ohne daß es ihnen die Bäuche auftreibt wie Labillardiere 2, 205 sagt. Aehnliches fand er auf dem Wege von Surabaya nach Samarang zu Java, wo man einen röthlichen Thon geröstet ißt (2,322), zunächst um den Hunger leichter und unschädlicher zu ertragen, dann aus Gewohnheit (Labill. 2, 205; Humboldt Reise v. Hauff 6, 111 f.).

Die Lebensmittel und die Art des Kochens auf erhitzten Steinen in Gruben ist in Fidschi genau so wie in Polynesien (Will. u. Calv. 1, 148). Doch kochen sie nach Wilkes 2, 347 auch oft in ihren irdenen Töpfen. Von Thieren hatte man Schweine, Hühner, Hunde, aß auch wohl dicke Holzlarven (Erskine 424) und Fische natürlich immer. Man baut — und sie verstehen sich trefflich

auf diesen Anbau (Wilkes 2, 332; d'Urv. b. 4, 258), — Brodfrucht, Taro, Takka, Yams, Bataten, Bananen, Zuckerrohr, jetzt auch Mais, Tabak, Kaffee u. s. w. mit großer Sorgfalt. Nach Seemann (J. R. G. S. 32, 53) haben sie vier ölgebende, fünf stärkegebende Pflanzen, vier Gewürzarten, zwölf eßbare Wurzeln, eilf Gemüsearten, 36 Fruchtarten und daneben eine unendliche Anzahl Arzneigewächse. Auch Zierpflanzen ziehen sie und Orangen so reichlich, daß sie dieselben vielfach ausführen (Bensusan 52). Taro ist Hauptnahrung, für dessen Anpflanzung sie an Bergen besondere Terrassen anlegen; auch für die Bewässerung tragen sie Sorge. Mit lanzettförmigen, ein Yard langen harten Holzstäben wird das Buschwerk umgebrochen, das dann verbrannt wird, worauf man die Löcher für die Krumknollen mit spitzen Stöcken aufwühlt. Zum Abräumen des Unkrautes hatte man früher ein eigenthümliches Holzinstrument, während jetzt meist eiserne Instrumente gebraucht werden. Der Ackerbau liegt in den Händen der Männer (Will. u. Calv. 1, 61-5). Auch hier läßt man Taro, Brodfrucht und Takka massenhaft in Erdlöchern gähren, um sie dann zu verspeisen, wie die Polynesier ihren Poi (eb. 96). Sie haben sehr viele verschiedene Gerichte und Getränke (eb. 139), unter anderen gute Puddings von verschiedenster Art und riesenhaftem Umfang (J. R. G. S. 32, 62), welche alle auf Holzschüsseln, die mit Bananenlaub überdeckt sind, aufgetragen werden; auch die Speisen sind in Bananenlaub gewickelt; nach dem Essen werden Hände und Mund gewaschen; man ißt sehr reinlich. Jeder Häuptling ißt allein: ist er fertig, so klatschen die Umsitzenden in die Hände (Erskine 292). Oft darf er, durch ein Tabu verhindert, nicht selbst die Speisen berühren: dann wird er durch seine Hauptfrau oder seine Diener gefüttert (Will. u. Calv. 1, 140). Auch trinkt man — mit Ausnahme der höchsten Häuptlinge — immer so, daß man die Flüssigkeit in den Mund von oben einschüttet, daß man also nie das Gefäß mit den Lippen berührt (Wilkes 2, 347; Will. u. Calv. 1, 139). Die Hauptmahlzeit ist hier, wie in Polynesien, gegen Abend (eb.). Auch an ihrem Leibe sind sie sehr reinlich, wenigstens die höheren Stände (Erskine 264), während allerdings die niederen Klassen oft sehr unreinlich sind (Will. u. Calv. 1, 137).

Finden wir hier nun einen trefflichen Ackerbau, welchem Bensusan selbst vor dem polynesischen den Preis zugesteht (J. R. G. S.

32, 50), sehen wir ein dem polynesischen ganz gleiches Leben, so finden wir ein viel ärmlicheres im übrigen Melanesien. Zwar die Lebensmittel sind so ziemlich dieselben: auf Neucaledonien, wo es weder Schweine noch Hunde und nur ganz vereinzelte Brodbäume gab (Turner 424; Labill. 2, 244), hatte man Kokos, Bananen, Zuckerrohr, Taro, genoß den Saft der Sproßen und der gekochten Rinde von Hibiscus tiliaceus (Forster R. 3, 237; Labill. 2, 195), aß die grobfaserigen Wurzeln von Dolichos tuberosus, die Früchte einer Feigenart, von Cordia sebestana, Aleurites und daneben auch als Delikatesse eine Spinne, welche in den Wäldern sehr häufig ist (Labill. 2, 195; 232; 240). Den Taro zog man in rechteckigen Feldern, meist neben Bächen (Labill. 2, 219; 227), und bewässerte ihn künstlich, so daß bisweilen diese Plantagen in ganz gutem, häufiger jedoch in ziemlich armseligem Zustande waren (Erskine 355; Forster 3, 209; 229). Pigeard (nouv. ann. des voyag. 1847, 3, 299) sah auch Ignamen daselbst, welche wie der Taro in gerade Reihen gepflanzt und mit Stäben versehen waren. Man kochte auch mit Wasser in dem melanesischen Irdengeschirr (Turner 424). Die Eingeborenen aber leben trotz ihres Ackerbaues auch nach reichlicher Ernte gar bald wieder in gänzlichem Elend, weil sie alle Vorräthe möglichst rasch verzehren (Malte Brun, bull. soc. geogr. 1854, 1, 238 f.). Auf Kunaie, der Loyalitätsgruppe, den Hebriden ist die Nahrung reichlicher, denn außer jenen Vegetabilien hat man noch Yams, die aber auf Uwea nicht gedeihen (Cheyne 21), Bataten, die Tiwurzel, und auf den Hebriden auch die Brodfrucht, Orangen und eine Art Feige (Turner 87; Forst. R. 3, 31). Daneben ißt man Schweine und, wie freilich überall in Melanesien, Fische, Muscheln, Schildkröten, öfters auch, als Delikatesse, einen dicken Holzwurm, den man wohl auch lebend verzehrt (Turner 87; Cheyne 22; 27; 35; 38). Alles übrige ist wie in Neucaledonien, nur daß man minder elend lebt, als daselbst. Künstliche Süßwasserbrunnen gräbt man auf Uwea (Cheyne 22), während man zu Kunaie Morgens beim Frühbad etwa eine halbe Pinte Salzwasser zu trinken pflegt (eb. 9). Trefflich ist der Ackerbau z. B. auf Tanna und Erromango, wo die Yamsfelder durch einen rothgemalten Zaun eingehegt sind. Die Pflanzen werden in eigens bereitete, 7' hohe, 60' im Umfang betragende Erdhügel gepflanzt und so sorgfältig gepflegt, daß die Wur-

zeln oft 4′ groß werden und 40—50 Pfund wiegen (Turner 87; Forst. R. 3, 59; 65). An vierzig Pflanzenarten fand Forster (3, 174) auf Tanna kultivirt. Und schon Quiros fand auf Espiritu santo sorgfältigen Landbau und eingezäunte Gärten (Dalrymple 283 f.). Auch künstliche Speisen bereitet man daselbst, z. B. eine Art Kuchen aus Bananen und Taro, gefüllt mit Hibiskus und Kokos (eb. 135). Ganz ähnliche Gemüse bereitet man in der Nitendigruppe (Dillon 2, 180), wo die Produkte der Hebriden noch um manche Frucht vermehrt sind und dieselben Verhältnisse herrschen, nur daß Vanikoro verhältnißmäßig nachsteht. Alles war hier kleiner, freilich auch der Ackerbau ein höchst geringer (Dillon 2, 169; 178; 196; 238). Aus den Wurzelknollen bereitet man zu Vanikoro ein Mehl, welches man als Vorrath in den Häusern aufhebt (eb. 180), während man zu Nitendi die Hauptnahrung daselbst, den Taro, in Scheiben getrocknet aufbewahrt (eb. 312). Yams wird nicht gezogen: man benutzt die Pflanze, wie sie wild wächst (eb. 273). Auch die Brodfrucht wächst wild und dann mit Kernen, neben der kultivirten samenlosen (273), sowie man mehrere Arten Bananen hat (312). Die Schweine laufen meist wild umher (304; vergl. d'Urv. a. 5, 215 f.). Vom Salomoarchipel, der wieder reicher ist, weil er näher an Malaisien liegt, ist sonst nicht viel zu berichten, als daß der Landbau schlecht ist (d'Urv. b. 5, 80; Cheyne 62). Doch waren die Inseln alle bebaut, so weit nicht zu hohe Berge den Anbau hinderten; namentlich hatte man Kokoshaine, so zu Buka, in dem niederen Theil von Bougainville (Labillard. 1, 220-221). Erwähnenswerth ist noch, daß man eine Art Brod aus der Pflanze Binao bereitete (Surville 233) Viel höher steht der Ackerbau in Neubritannien, wo ältere wie neuere Reisende ihn gleichmäßig loben: man fand regelmäßige Felder und ziemlich reichen Anbau (Schouten Diar. 50; Hunter 144; Dampier 5, 98 f.; Labillard. 1, 251; 266; Keppel a. 2, 209). Nur d'Urville (a. 4, 735; 510) berichtet anders; nach ihm sind die Produkte Tombaras und Biraras klein und ärmlich. Auch hier waren die Schweine öfters wild; auch Hunde hatte man (Boug. 235; Hunter 144). Auf den kleinen Inseln nordwärts von Neuguinea bereitete man aus Cassavewurzeln Brod (Dampier); in der Torresstraße baut man vielerlei Knollengewächse (Macgill. 2, 25), wie denn überhaupt der Ackerbau hier und auf der Luisiade ganz tüchtig

ist (Macgilliar 1, 190). Schwach ist dagegen aller Landbau auf Neuguinea, wie Wallace meint, wegen der Sagonahrung, welche durch ihre Reichlichkeit und Bequemlichkeit stets nur schadet. So fand Kolff bei den Papuas der Mariannenstraße keine Spur von Ackerbau (326), eben so fehlt er bei denen am Utenata, welche einige Schweine haben und hauptsächlich von Sago und Fischen, aber fast thierisch leben (Sal. Müller b. 50). Etwas höher stehen die Anwohner der Speelmannsbai, welche zwar Salz nicht kennen, Sago von Ceram kaufen und hauptsächlich von der Jagd und dem Fischfang leben: doch bauen die Weiber einige Feldfrüchte (N.-Guin. 119-20). Auch die von Lakahia kennen kein Salz; ihre Hauptnahrung ist Sago, doch jagen und fischen sie nebenbei (eb. 47). Gebildeter sind die von Lobo, welche etwas Landbau haben (59), während die Bewohner von Adie hauptsächlich von eingeführtem Sago (N.-Guin. 109) und die der Küste Onin und der gegenüber liegenden Inseln nur ganz vom Fischfang leben (Keyts 540-41). Auch die Doresen, welche indeß nicht in den gewöhnlichen polynesischen Oefen, vielmehr auf einer Art Rost über glühenden Kohlen kochen (d'Urv. a. 4, 610) und nur geringen eigenen Landbau haben, dessen Produkte Gerste, Mais, Taro, wenig Reis und Sago sind (de Bruijn Kops 179), von denen der Taro noch am sorgfältigsten behandelt wird (d'Urv. a. 4, 603), beziehen ihre meisten Bedürfnisse von den Arfakis (N.-Guin. 147), welche wie überhaupt die Gebirgbewohner thätiger sind und besseren Ackerbau als jene haben (eb. 76). So erzählt schon Forrest, daß die Bewohner des Innern der Insel, welche große Pflanzungen hätten, die Küstenbewohner vielfach mit Lebensmitteln versehen, welche sie gegen Waffen eintauschen (92; 107; 109). Doch haben auch die Anwohner der Humboldtbai, wie sie überhaupt höher stehen, selbständigen, wenn auch nicht eben bedeutenden Landbau mit abgezäunten Feldern. Salz kennen auch sie nicht (N.-Guin. 180).

Die Lebensart der Melanesier schildern uns Turner in Beziehung auf Baladea, Cheyne von den Loyalitätsinseln. Sie stimmt so sehr mit der polynesischen überein, daß wir versucht sein könnten, auch hier polynesische Einflüsse anzunehmen, um so mehr, als ja gerade auf den Loyalitätsinseln so viele Polynesier wohnen. Allein da wir dieselben Sitten auch auf Baladea und sonst finden, so sind sie doch wohl den Melanesiern eigenthümlich. Mit der Sonne steht man auf

und ißt, nach einem Bade, das Morgenmahl, geht dann seinen Geschäften nach bis Mittag, wo man nach Hause zurückkehrt, und dann macht man Nachmittags Besuche, plaudert, kurz vertreibt sich die Zeit, bis bei Sonnenuntergang die Hauptmahlzeit eingenommen wird, worauf Tanz oder dergleichen folgt und man gegen 9 Uhr sich zu Bett legt (Cheyne 26; Turner 424). Ganz ebenso leben die Fidschi (Will. u. Calv. 1, 139), welche im Gemeindehaus Kava als Frühtrunk zu sich nehmen, die Nachmittage aber bisweilen festlich geputzt mit reinem Gürtel, frisch gewaschen, gepudert und gesalbt, zum Tanz- oder Spielplatz gehen und dort die Zeit verbringen (Hal. 69).

Auch die Wohnungen der Melanesier sind den polynesischen sehr ähnlich, doch keineswegs überall, wie es denn auch in Melanesien selbst große Verschiedenheiten gibt. So gleich in Neucaledonien, wo man theils ganz elende Hütten hat, aus zwei oben aneinander geneigten Dachflächen bestehend, welche auf der Erde ruhen (Rietman 136), theils aber konische, gute fest aus Flechtwerk über einem Holzgestell erbaute Häuser besitzt, welche meist in einem Pallisadenzaun stehen, der mit gleichfalls eingezäuntem längern Zugang versehen ist (Labill. 2, 189; d'Urville nach ihm; Forster R. 3, 199; 208). Diese Häuser stehen zu 18—20 in Dörfern, welche in geschützter Lage angelegt sind (Rietm. 136), theils zu 2—3 zerstreut (Forster 212). Jene dachartigen Hütten sind leicht transportabel; die Eingeborenen nehmen sie, wenn sie ihren Pflanzungen nachziehen, mit (Turner 424). Ihr Hausrath sind Matten und eine schwebende Hürde, welche aber nur ganz leichte Sachen tragen kann (Dentrecast. 1, 350; Labill. 2, 190). Die Dörfer zu Kunaie liegen in Kokoshainen am Meer (Cheyne 8), die der Loyalitätsinseln haben ein Versammlungshaus, wo Fremde schlafen, welches, auf beiden Giebelseiten offen, mit dem großen fast auf den Boden reichenden Grasdach ganz polynesisch aussieht (Cheyne 26). Die übrigen Häuser sind den besseren caledonischen gleichgestaltet, auf Lifu auch mit dem Zaun umgeben und von 50′ Durchmesser (Cheyne eb.; Ersk. 347; 364; Turner 401).

Die Häuser auf Tanna, wo sie (Turner 401) 50′ Durchmesser haben, sind wie jene schlechteren auf Baladea ein auf der Erde aufstehendes Walmdach, hier aber mit geschlossenen Giebelwänden (Cheyne 36); zu Erromango (Forster R. 3, 55) baut man

ebenso und sind die Häuser auf dieser Insel 5' hoch, 10—20' lang und mit hübschen Zäunen umgeben, die Dachsparren aber, welche das Haus bilden, gebogen und daher das Ganze wie ein halber Cylinder auf der Erde aufstehend (Tromel. bei Bergh. 3, 535; Rietm. 161); auf Erronan sind sie 9—10' hoch und ebenso breit, dagegen 35—40' lang. Die offenen Seiten kann man durch Rohreinsätze schließen. Das Dach ist mit Matten bedeckt, mit Matten und trockenem Gras auch der Fußboden (Forster R. 3, 114). Vor den Häusern sah Forster drei hohe Stangen, die oben mit Querlatten verbunden waren, und an diesen hingen Kokosschalen (115). Sind diese Hütten schon elend (Gill 122), so sind die von Aneityum noch viel schlechter, nur 4' hoch, 6' breit, aus Baumzweigen zusammengeflochten und mit Blättern gedeckt. Ihre Länge entspricht der Zahl der in ihnen wohnenden Familien (Gill 151). Bei weitem besser sind die Häuser auf Fate, oblong, niedriger, mit gebogenem Dach, das des Häuptlings sowie ein großes Versammlungshaus 100' lang, 28' breit; an einer der schmalen Seiten waren sie offen und von der Decke hingen bisweilen Knochenbündel von Schweinen, Vögeln und Fischen herab (Erskine 331-32; Turner 393; Gill 66). Nach Norden zu werden die Hütten wieder elender, so auf Mallikolo und auf der östlich gelegenen Inselreihe (Bougainv. 213). Auf Espiritu santo dagegen, wo die Häuser von Holz und geschickt gebaut waren (Quiros bei Dalrymple 283), wo der Häuptling ein besonders großes Haus hatte und man als Hausrath Matten und irden Geschirr besaß und wohl auch auf Banu lava ist der Hausbau wieder lobenswerther (Rietm. 179 f.). Ueberall aber wohnen die Eingeborenen der Hebriden, mit einziger Ausnahme der Mallikolesen (Forster R. 3, 41), in Dörfern zusammen (Erromango Tromel. bei Bergh. 3, 535; Rietm. 161; Tanna Turner 85; Fate Turner 393; Erskine 331; Maiwo ev. M. M. 1869, 316; Espir. santo Rietm. 179; Aneityum Gill 151). Dasselbe gilt von den Bewohnern der Nitendigruppe, wo Dillon auf Vanikoro, Nitendi, Tupua Dörfer von 2—30 Häusern fand (2, 178; 191; 285; 287-88; 309). Die Häuser selber sind auf Vanikoro ziemlich reinlich, 10—20' lang und 6—10' breit. Das ziemlich tief gehende Dach wird von dreifacher Pfostenreihe getragen, deren äußere 5', die innere 15' Höhe hat. Wände und Dach sind von Kokoslaub gebildet und Eingänge läßt

man nach Belieben. In der Mitte des mit Matten belegten Fußbodens ist ein gepflastertes Feuerloch von 8' ins Gevierte und 2' Tiefe, über dem auf vier Pfosten eine Bambushürde hängt, zum Trocknen der Fischleinen, zum Aufbewahren von allerhand Dingen (d'Urville a. 5, 216; Dillon 2, 191; 240; 274). Das Hausgeräth bilden die Matten, auf denen man schläft, sowie große ausgehöhlte Holzklötze, welche man als Stühle gebraucht; auch hängt man die Köpfe der getödteten Schildkröten, einer sehr hoch geschätzten Beute, im Hause auf (Dillon eb.). Jedes Dorf hat sein Geisterhaus, welches größer ist, zu den öffentlichen Verhandlungen, zu gemeinsamen Arbeiten (Sainson bei d'Urv. 5, 356), zum Empfang von Gästen und als Schlafraum für die Unverheiratheten dient (d'Urv. eb., Dillon eb.). Die Familien schlafen jede in ihren Häusern gemeinschaftlich, doch liegen die Weiber etwas abseits (Gaimard bei d'Urv. a. 5, 332). Auf Tupua, wo man rechtwinkelige Straßen in den Dörfern hat, welche mit Kokosbäumen bepflanzt sind, baut man größere Häuser als zu Vanikoro, noch größere aber zu Nitendi, wo jedes einen Haupt- nnd zwei Nebeneingänge hat, oft von 40—50 Personen bewohnt wird und mit einem Steinwall von 4—5' Höhe und gleicher Breite umgeben ist. Das Gemeindehaus hat hier ein rundes Dach (Dillon 2, 285; 290; 314), wie oval gebaute Häuser auch sonst erwähnt werden (Quoy bei d'Urville a. 5, 361). Auch Fenster bringt man hier an (Dentrecast. 1, 379), doch läßt man für gewöhnlich den Rauch durch die Thüren abziehen (Quoy bei d'Urv. a. 5, 361).

Wenig wissen wir über den Hausbau der Salomoinseln, da die Häuser hier selten am Strand, sondern meist auf den Bergen oder an unzugänglichen Orten gebaut sind (d'Urville b. 5, 23; 295; Cheyne 66; Bougainv. 228). Doch finden wir hier nur auf ärmlichen Inseln wie Abgarris ärmliche Häuser (d'Urv. b. 5, 116). Auch hier baut man meist in Dörfern (Rietmann 185; d'Urv. b. 5, 64; Surville 242; ev. Miss. M. 1869, 330), und zwar auf Bauro die einzelnen Häuser hoch und geräumig aus Bambusrohr. Im Innern läuft eine Holzbank an allen Wänden her und sie sowohl wie auch der Fußboden ist mit Matten belegt. Außerdem hat man Kalebassen, Holzschalen zum Kavatrinken u. dgl. zum Hausrath (Rietmann 186; 195), sowie die überall gebräuchlichen Kopfschemel und allerhand irdene Töpfe und Geschirre. In Neugeorgien waren an den

Dachsparren vielfach Menschenknochen als Zierrath aufgehängt (Cheyne 66). Auf Isabel sind die Wohnungen viereckig, bis zu 22 Meter lang und 12 breit; die Höhe beträgt an den Seiten 1 Meter, auf beiden Seiten sind Oeffnungen, welche als Thüren dienen (d'Urv. b. 5, 64; 68). Im Innern aber sind sie in zwei Räume, einen Raum für die Männer und ein Weibergemach, geschieden, in welches letztere von Männern nur der Häuptling eintreten darf. Man schläft durcheinander am Boden, wo Matten gelegt werden; auch speist man auf Matten sitzend (eb. 68-71). Größere Gemeinde- oder Gotteshäuser hat man auch hier (Rietm. 87), und hier wie überall auch Kahnschuppen, Dächer auf vier Pfählen (Cheyne 66), in welcher Bauart Rietmann auch das Gotteshaus zu Bauro errichtet fand. In einem befestigten Dorfe zu Isabel waren die Häuser aus Bambusrohr auf hohen Baumgipfeln angelegt, zu denen die Eingeborenen auf halsbrechenden Leitern höchst geschickt hinaufstiegen (ev. Miss. Mag. 1869, 330). Im Britanniaarchipel haben die Amakataner nette Bambushäuser, die umzäunt unter Kokosbäumen liegen (Hunter 144; Carteret 377), die Bewohner der Anachoreteninsel hohe viereckige, wohlbedeckte Häuser, viel besser wie die melanesischen, den tahitischen gleichstehend (Bougainv. 250), in Dörfern (Dampier 5, 96); doch waren die Häuser, welche Carteret (371) zu Birara am Strande sah, elende Hütten.

Macgillivray fand auf Rossel (Luisiade) lange, niedrige Hütten, deren Dächer aus Palmblättern gefertigt und rund gewölbt waren (1, 185). Während diese auf der Erde ruhen, so baute man auf anderen hierher gehörigen Inseln auf Pfähle: auf Pfählen stehen lange tunnelartige Hütten auf der Pig- und Brierleyinsel (eb. 1, 187, 223) auf Bouvouloir, wo die Pfähle 2—3 Meter hoch (Labillard. 2, 276), zu Ruk, wo sie mannshoch sind (Reina 359). Die Bewohner der Torresstraße haben auf den östlichen Inseln runde, bienenstockartige Hütten, welche aus Bambusrohr verfertigt und mit Laub bedeckt sind. Nur eine kleine Thür wird gelassen, daher das Innere das übrigens reinlich gehalten wird', ganz dunkel bleibt; trotzdem aber macht man bei feuchtem Wetter in den Häusern Feuer an und die ganze Familie schläft in ihnen, auf mattenbedeckten Bambusschemeln, sowie auch noch einiger Hausrath darin Platz findet. Der Mittelpfosten ragt über dem Haus hervor und ist oben mit Muscheln ver-

ziert (Jukes 1, 167; Meinicke geogr. Zeitschr. n. F. 3, 118), am Dach hingen in und vor dem Hause die Köpfe der erschlagenen Feinde (Jukes 1, 198). Die westlichen Inseln haben viereckige Häuser mit tief herabgehenden Dächern, deren Enden gabelförmig über einander stehen; die Vorder- und Hinterwand sind von Bambus gebaut und eine von beiden ist mit einer dreieckigen Thür versehen, welche in einen stark verpallisadirten Hof führt (Jukes 1, 132 f., 155 f., 161; Mein. eb.). Einzelne Häuser findet man auch, welche auf hohen Pfählen stehen (Mein. eb.). Auch in Wagen ruhen die Hütten auf Pfählen (Freycin. 2, 53) und stehen oft im Meere, angeblich aus Gesundheitsrücksichten, in Wahrheit aber, um sie unzugänglich zu machen. Wände und Dach sind von Palmblättern gebildet und nur eine Thür ist da, durch welche Nachts das Brett, das mit der übrigen Welt die Verbindung herstellt, eingezogen wird. Eine Galerie läuft oft um das Ganze her. Auch gibt es einzelne bessere Häuser mit Fenstern und plumpen Schnitzereien — ähnliche Gebäude fand Lesson auf Tombara (complém. zu Buffon 3, 81) —, welche wohl Gotteshäuser sind (Freycin. eb. 54). Auch hier stehen die Häuser in Dörfern (eb.), ebenso wie auf der Vulkaninsel, auf Moa und den umliegenden Eilanden, wo man gleichfalls auf 8—9' hohen Pfählen baut (Schouten Diar. 55-58).

In Neuguinea bauen die Bewohner der Südküste ganz ähnlich wie die der Torresstraße (Jukes 1, 227), die Anwohner der Mariannenstraße aber am schlechtesten, niedere Dächer, die auf vier ganz freien Pfosten ruhen. Allerdings gibt es auch in etwas größerer Entfernung vom Ufer größere und diese scheinen dorfartig zu stehen (Kolff 327 ff.; Müller b. 52). Weiter nordwestlich ($4^1/_2{}^0$ s. Br.) hat man 100' lange, aber kaum 5' breite Hütten, in denen viele Familien zusammen wohnen; eine jede hat einen eigenen Eingang (J. R. G. S. 7, 387). Diese Häuser, die nicht auf Pfählen stehen, finden sich an der ganzen Westküste der Insel bis dahin, wo sich malaiischer Einfluß mehr geltend macht und gleichfalls bei den Gebirgsbewohnern des Innern (Sal. Müller b. 50 f.), wie auch zu Lakahia (N.-Guin. 48), während zu Namotote die Häuser auf Pfählen stehen, oft ziemlich schlecht, oft aber groß sind (36' und 20') und viele Zimmer enthalten (N.-Guin. 23 f. 123.). Man schläft dort auf Matten, welche mit Sand bestreut sind, den Kopf auf jenem Kopf-

schemel, der auf einem schön geschnitzten Fuß ruht (eb. 49). Auf 3—4' hohen Pfählen stehen auch die Wohnungen auf der Insel Adie, welche auf beiden Seiten eines Mittelganges zwei Zimmer und an der Vorder- und Hinterwand je eine Thür haben; in jedem Zimmer wohnt eine Familie für sich. Genau dieselbe Beschreibung entwirft Wallace von den Häusern der Arfakis, welche 15' hoch auf einem Wald von Stangen standen (2, 286; J. R. G. S. 30, 172). Die ganz gleichen Häuser zu Dorei, deren Dach von Wallace mit einem umgedrehten Boot verglichen wird, und die wie die Wohnungen der Arfaki höchst liederlich gebaut sind, stehen so tief im Wasser, daß die Fluth nur eben den Boden nicht erreicht (eb. 2, 282), und haben den Eingang durch die Hinterwand, welche durch ein Brett mit der Küste verbunden werden kann. Auch sind sie hier größer, denn sie umfassen, wenn auch nicht im Hafen Dorei, sondern etwas weiter landeinwärts, einen 4—6' breiten Mittelgang, und 4—8 Zimmer, die zu beiden Seiten desselben liegen; vorn ist oft eine Galerie, der Eingang auf der hinteren Seite; die Länge beträgt 30—60', die Breite 16—24' (N.-Guin. 157; Forrest 95; Bondyck 30; d'Urville a. 4, 587; 607). Zierrathe der Häuser bilden aufgehangene Feindesschädel (Wallace 2, 282), sowie bisweilen gleichfalls aufgehangene Bilder von Schlangen, Eidechsen, Krokodilen u. s. w. (de Bruijnkops 187). Jedes Dorf — doch liegen die Wohnungen der Arfakis zerstreut und einzeln, um sie mehr vor Feinden zu verstecken (N.-Guin. 165 f.) — hat ferner ein Versammlungshaus, welches von Osten nach Westen gerichtet, (85' lang) ist und auf höheren Pfählen steht, die grob geschnitzt eine männliche oder weibliche Figur darstellen, das Rumsram*) ganz von der Gestalt eines Bootes mit hoch emporlaufenden Vorder- und Hintersteven, auf welchen ein anderes, kleineres, sonst gleichgestaltetes Boot ruht. Von West und Ost führt ein sehr niedriger Eingang in das 8' hohe Innere und neben ihm sind an das Haupt- und Fußende eines Balkens, welcher wagerecht durch das ganze Haus läuft, Figuren, Mann und Weib in der Begattung darstellend, eingehauen (N.-Guin. 151 f.; Wallace 2, 283). Dies ist wohl auch das Haus, in welchem nach Forrest (96) die Junggesellen gemeinschaftlich

*) Die Ableitung von rum Haus und sram Islam (N.-Guin. 151) ist gewiß falsch.

zusammenleben. Dagegen leben die Wittwen und ihre Kinder in kleineren Häuschen, welche ganz wie die großen eingerichtet sind und von denen eines fast neben jedem größeren Haus steht (N.-Guin. 147). Nicht anders ist die Bauart auf den Inseln der Geelvinkbai, wo Belcher (a. 2, 43) auf Jobie z. B. sehr große Dörfer, welche auf Pfählen gebaut waren, fand (Goodsw. 37). Die merkwürdigsten Leistungen in Beziehung auf den Hausbau finden wir bei den Anwohnern der Humboldtsbai, deren Häuser bald im Wasser, bald aber auch auf dem Festlande stehen und nett und reinlich gehalten werden (Wallace 2, 299). Auch hier ruhen sie auf Pfählen, die 3′ über dem Wasserspiegel aufragen, sind aber unter einander mit Brücken verbunden. Die Wände sind nicht höher als 3′, das Dach dagegen steigt bis zu 40′ empor, ist 6—8eckig und ruht entweder auf dem Mittelpfahl des Gebäudes, der im Meeresgrund steht, oder ist aus einzelnen Baumstämmen künstlich zusammengefügt. Wände und Dach bestehen aus dichtem Flechtwerk und auch das Innere ist durch Mattenwände in einzelne Zimmer für die Männer, Weiber und Unverheiratheten getheilt. Jedes Haus hat einen Feuerplatz und zwei kleine Thüren, welche letzteren der einzige Eingang für das Licht, der einzige Ausgang für den Rauch sind. Freilich sind auch in dieser Beziehung die Häuser der Doresen schlimmer, da jede einzelne Familie ihren Feuerplatz in ihrem Zimmer hat und dies, da es ohne Fenster ist und in den Gang und nicht ins Freie mündet, stets ganz angefüllt von Qualm ist (N.-Guin. 174 f.). Diese Häuser liegen, ebenso wie auch zu Dorei (d'Urv. a. 4, 607), in festen Dörfern oft sehr weit vom Lande, so daß sie nur zu Schiffe erreichbar sind, und zwar in zwei Reihen zusammen, deren Endpunkte die schlechtesten Häuser sind (eb. f.): in ihrer Mitte befindet sich der Tempel des Dorfes, ein höchst merkwürdiges Gebäude. Auch er ist stets achteckig wie die größeren Häuser, sein Dach aber so hoch, daß es oft 60, ja 70′ über den Boden aufragt; und mancher Tempel hat gar zwei Dächer, eines über das andere gebaut, so daß sie Finsch (143) nicht mit Unrecht unseren chinesischen Gartenhäuschen vergleicht. Die Spitze des Daches ist verziert mit einer geschnitzten Figur, die oft einen Vogel, bei einem Gebäude auch einen liegenden Menschen von 3′ Höhe darstellt. An allen acht Ecken des Daches finden sich ähnliche buntgemalte Holzfiguren, Vögel, Fische, Eidechsen, und diese acht sind unter einander mit langen Guirlanden

verbunden, die aus getrockneten Blättern, Früchten und ausgeblasenen Schildkröteneiern bestehen, so daß sie fast als Vorbilder so mancher Darstellung der antiken Kunst gelten könnten. Aehnliche, doch reichere Kränze, sowie Waffen, Knochen, Zähne, an den Wänden aufgehängt, zieren auch das Innere des Tempels, das vier Thüren hat und neben jeder einen Kasten voll Sand als Feuerplatz. Auch vom Dache her lassen vier Fenster Licht ein. Außerdem hängen ausgehöhlte Balken in Gestalt von Schiffen in diesem Tempel und einige Jünglinge halten stets in demselben Tag und Nacht Wache, daher er auch deren Schlafschemel enthält. Ringsher bildet ein freier Platz, der mit Palmblättern bedeckt ist, eine Art Vorhof (N.=Guin. 177). Knochen und Waffen hängen auch in den Häusern als Zierrath, die sonst noch Irdengeschirr, Kopfschemel und über dem Feuerplatz eine Art Hürde zum Räuchern der Fische enthalten (eb. 174 f.). Lesson erzählt noch (voy. 211) von hochgelegenen Dörfern, welche mit Pallisaden verschanzt waren; es ist glaublich, daß auch diese, welche ganz nach Art der Melanesier gebaut sind, auf Neuguinea existiren.

In Fidschi ist der Hausbau besser als sonst in Polynesien, aber im wesentlichen dem tonganischen gleich (d'Urv. b. 4, 259). Es gibt große und kleine Häuser von verschiedener Konstruktion, quadratisch länglich und konisch (Wilkes 3, 118, nähere Beschreib. bei Will. u. Calv. 79), bisweilen bis zu 130′ lang bei 42′ Breite. In der Mitte tragen starke Pfeiler das Ganze; die Thüren sind klein (eb. 82). Die Häuser der Fürsten sind aus Holz= und Flechtwerk mit Rohrdächern gebaut und unseren Bauernhäusern ähnlich (Wilkes 3, 305; 344). Häufig sind die Häuser hinten elliptisch abgeschlossen, die Balken mit Kokosgeflecht geziert, das Innere durch buntgefärbte Matten in mehrere Räume getheilt, welche auch Fenster mit Rahmen aus zusammengebundenem Rohr haben. Der Hausrath besteht in Matten, in irdenem Geschirr u. dgl. (Erskine 1 69). Solider sind sie als zu Tonga, aber nicht so luftig und reinlich, obwohl man neben den Häusern besondere Abtritte hat (Erskine 191), wie man auch das Tapa in kleinen abgesonderten Häuschen bereitete (Gaimard bei d'Urville a. 4, 704). Auch hier gibt es besondere Tempel, mbure genannt, deren einer 45′ hoch, 30′ (ein anderer 80′) lang und 20′ breit war; sie dienen stets als Logirhaus für Fremde (Macdonad J. R. G. S. 26, 235; Erskine 294; Seemann Zeitschr. für allg. Erdk.

u. F. 10, 234). Die Wände des Gebäudes waren von Rohrgeflecht, das in schönen Mustern geflochten war, die Pfosten unten von 4—6' im Umfang (Macdonad 235); für Beleuchtung verwenden sie Damaraharz (eb. 249), oder Fackeln aus Bambusrohr und Kokosöl (Wilkes 3, 339). Seemann fand auf der Insel Viti lewu einen künstlich gegrabenen Kanal, der die beiden Hauptflüsse verband und aus kriegerischen Rücksichten gegraben war (Zeitschr. 9, 478).

Der Schiffbau der Fidschiinsulaner, welcher eingehend beschrieben ist bei Williams u. Calvert (1, 72 u. 85), ist dem polynesischen wesentlich gleich, doch gilt er, auch bei den Polynesiern selbst (Labillard. 2, 133), für besser, womit d'Urville (b. 4, 259) übereinstimmt, obwohl er (a. 4, 446) die Fidschischiffe plumper und schlechter als die tonganischen nennt. Nach Mariner (2, 275; Hale 68; Will. u. Calv. 1, 76) haben die Tonganer zwar im Schiffbau viel von den Fidschis gelernt, da diese mancherlei Verbesserungen in der Schiffsausrüstung erfunden haben (Erskine 266), allein die Fidschis stehen ihnen in der Ausübung der Schiffahrt sehr nach; doch bauen die Tonganer ihre Kähne zu Fidschi, da dorten sich ein zum Schiffbau höchst tüchtiges Holz findet (Mar. 2, 377). Wie zu Tonga, so gibt es auch zu Fidschi verschiedene Arten Schiffe, einfache Kähne ohne Verdeck, mit Verdeck, Doppelkähne, bei denen der kleine Kahn als Ausleger dient und über die beide ein Verdeck her liegt u. s. w. (Will. u. Calv. 1, 72; 85; Wilkes 3, 345). Die Länge der Kähne ist erstaunlich, man baut sie bis zu 118' Länge und 25' Breite, sie können dann gegen 200 Menschen fassen. Die Höhe des Mastes ist bis 60', die lateinischen Mattensegel sind mit langen Knochennadeln, oft aus Menschenknochen, zusammengesteckt (Labillard. 2, 132; Erskine 294; 453; Wilkes 3, 347; Will. u. Calv. a. a. O.; Bensusan J. R. G. S. 32, 50).

Zu Neucaledonien hat man Doppelkähne, welche mit einer Platform über beide Kähne versehen sind, auf der der Mast mit seinen Mattensegeln steht. Vorn auf der Spitze der Platform brennt stets, wie wir es auch zu Nive in Polynesien fanden, ein Feuer (Labillard. 2, 185; Dentrecast. 1, 340; 343; Forster R. 3, 200; Erskine 351). Die Kähne, deren Kielbalken ein durchs Feuer gehöhlter Baumstamm ist, sind den samoanischen ähnlich, aber sehr viel schlechter gebaut, sehr viel langsamer (Hood 220-21; Labillard.

2, 185), so daß ein neuerer Beobachter (Laskasas nouv. ann. des voy. 1855, 1, 322; vergl. Ausl. 1855, 419) behauptet, sie hätten nur eine Art rohes Floß, welches auf zwei ausgehöhlten Baumstämmen ruhe und einen Mast mit dreieckigem Mattensegel habe. Auch die Kunaier haben Doppelkähne und zwar von netter Arbeit; minder nett sind die Kanoes der Loyalitätsinsulaner, doch auch diese sind gedoppelt, mit der Platform und zwei dreieckigen Mattensegeln versehen, mit 6′ langen, 6″ breiten Rudern, welche durch Löcher in der Platform hindurchgehen; ein langes Ruder dient zum Steuer und so fahren sie doch bis Neucaledonien und ihre Kriegskähne können 35—50 Mann tragen, obwohl sie plump und nicht sehr gut gebaut sind (Cheyne 26; Erskine 339; 363). Gill freilich (205) lobt die Kähne von Uwea. Auf Lifu hat man (Erskine 363) auch rohe Flosse. Auf den südlichen Hebriden haben die Kähne zwar gleichfalls den Ausleger, waren aber auch hier schlecht gearbeitet (Forster 3, 25; 171; Cheyne 36; Erskine 306; 326; Tromelin bei Bergh. 3, 549), über einem gehöhlten Baumstamm als Kiel, auf welchen die Seitenplanken aufgesetzt und durch Seil und Zapfen befestigt sind (Forster 3, 171). Im Norden der Gruppe aber waren sie besser und gut gebaut (Rietm. 180), wie denn schon Quiros auf Espirito santo solche Fahrzeuge antraf (Dalrymple 283 f.). Ihnen stehen die der Nitendigruppe in Form und Güte gleich (Dillon 2, 277; d'Urville a. 5, 135), doch findet sich hier schon an beiden Enden etwas Schnitzwerk (Labillard. 2, 255; pl. 44 fig. 3); Doppelkähne fand schon Mendana hier vor (Dalrymple 169) und Carteret sah Kähne verschiedener Art, darunter solche mit einem Wetterdach (361; 363).

Besser sind die Kähne im Salomoarchipel und hier ziemlich gleichmäßig aus einzelnen Stücken, deren Fugen wasserdicht verkittet sind, ohne Rippen (welche sich nur zu Isabel finden) Kiel und Ausleger (den man aber auf Bougainville hat) gebaut in einer Länge von 40—60′ (Surville 220; d'Urv. b. 5, 110; Bauro Rietm. 185; Anna bei d'Urv. b. 5, 17; 19; Contrariétés, Malaita Nov. 2, 429; Buka Bougainv. 233; d'Entrecast. 1, 123; Labill. 2, 229). Schnabel und Stern, welche bei Kriegsschiffen 6—9′ hoch aufragen (d'Urville b. 5, 110 f.), sind vielfach verziert mit Malereien oder Schnitzereien, die bald Thierfiguren, bald einen menschlichen

Kopf darstellen oder mit Muscheln, Federn und dergl.; auch die Segel, wo sie vorhanden, sind ausgeputzt mit rothen Blätterbüscheln u. s. f. (Rietm. 185; Surville 239; 251; Gower Carteret 364; Marken Tasman bei Swart 28; Simbu Shortl. Reise 135; Choiseul Bougainv. 227; 230; Neugeorgien Cheyne 64; 66). Segel und Ausleger werden ersetzt durch trefflich gearbeitete Ruder, dennoch aber sind die Schiffe von äußerst raschem Lauf (Labill. 2, 229). Sind mehrere zusammen, so segelt eines vorauf, auf dessen Stern ein Mann steht, welcher mit einem Bündel Heu über dem Kopfe den Ruderern bestimmte Zeichen gibt (Surville 222). Ein solcher Kommandant findet sich auch auf Tombara, wo er in der Mitte des Schiffes stehend mit einem rothen Stabe, der oben und unten einen Knopf hat, die Ruderer befehligt (Bougainv. 246 f.; 235; d'Urv. a. 4, 736), und ebenso zu Amakata (Hunter 143) und auf den Admiralitätsinseln (Labill. 1, 265 f.). Neben den Kriegsschiffen hat man im Salomoarchipel auch Fischerkähne, welche nur nach einer Seite aufragen, und floßartige Fahrzeuge (d'Urv. b. 5, 110 f.; Labill. 1, 221), letztere öfters mit kleinem Pavillon (Surv. 244). Die Schiffe des Archipels Neubritannien sind den oben geschilderten ganz gleich, nur daß sie den Ausleger beuha (Schouten Diar. 52; Tomb. Keppel a. 2, 245; 241; Birara Dampier 5, 92; Behrens 152; Amak. Hunter 145), welcher auch weiter westlich nirgends fehlt (Luisiade Macg. 1, 202; Labill. 2, 275; Ruk Reina 363; Torresstr. Macg. 2, 15), und öfters über einen gehöhlten Baumstamm als Kiel gebaut sind (Belcher a. 2, 80), wozu man auf den Admiralitätsinseln an einem 20' hohen Mast ein viereckiges Segel führt, das denselben mit einer Ecke hoch überragt und den Lauf außerordentlich schnell macht. Dem Ausleger im Wasser steht nach der anderen Seite ein kleinerer, der in der Luft schwebt und das Segel stützt, entgegen. Beide sind oft mit einer Platform von Flechtwerk bedeckt, welche gleichfalls auf der Luisiade und den Torresinseln gebräuchlich im Krieg die Krieger, sonst einen Pavillon trägt (Labill. 2, 275; 282; d'Entrecast. 1, 418; Flinders 1, XXIII.; Stokes 2, 256; Macg. 2, 15). Genau dasselbe gilt von den Schiffen zu Wagen und Gebe, wo der Pavillon bisweilen 40 Menschen faßt (Freycin. 2, 12; 2, 60). Malereien

und Schnitzereien der aufragenden Enden sind hier überall gebräuchlich (Flinders XXXVI.): sie stellten z. B. auf den Inseln östlich von Tombara Fische, Vögel, eine gehobene Hand u. s. w. vor (Dampier 5, 80 f.).

Auf Neuguinea finden wir fast nur melanesische Schiffsformen. Die Eingeborenen der Redskarbai haben mit den Torresinsulanern gleiche Kähne (Macgill. 2, 58), schlechter, ja die schlechtesten der Insel sind die, welche an der Mariannenstraße gebraucht werden, und welche wie am Utenata und an der Speelmannsbai aus einem Baumstamm gefertigt und stehend gerudert werden (Kolff 323 f.; Modera 78; Sal. Müller b. 79; 93). Sehr groß sind sie nicht, am Utenata freilich 60′ lang, an der Südwestküste (Speelmannsbai) nur für 12 Personen, zum Theil mit Pavillon auf der Platform, zum Theil ohne dies, in letzterer Gegend aber meist von den Keyinseln eingeführt (Sal. Müller b. 93) und mit Mast und viereckigem Segel versehen (N.-Guin. 123). Zu Dorei hat man neben rohen Flößen und eleganten malaiischen Schiffen (d'Urville a. 4, 612), Kähne von verschiedener Größe, mit einem oder zwei Auslegern, mit Segel und Ankerstein (de Bruijnkops 178; Forrest 96), den Schnabel mit allerhand Schnitzereien, welche meist einen Kopf mit Haaren von Kokosfasern darstellen, oder mit Federbüschen und Kakadufedern geziert, letzteres aber nur dann, wenn der Eigenthümer des Schiffes selbst schon Feinde getödtet hat (N.-Guin. 148; Goodsward 38). Die Schiffe von Cap d'Urville (d'Urville a. 4, 568) und der Humboldtsbai bieten nichts neues; die Verzierungen der letzteren bestehen in grob geschnitzten Fischen, Vögeln u. dgl., in Bemalung (roth und weiß) der Seiten, in eingebrannten Figuren daselbst und einem Büschel Casuarfedern an der Mastspitze. Auch die 5′ langen Ruder sind oft recht zierlich geschnitzt; auf der Platform, auf welcher die Passagiere sitzen, brennt stets ein Feuer (N.-Guin. 173; d'Urv. a. 4, 730). Sie gleichen den Schiffen von Nitendi (Labillard. 2, 254).

Auch tüchtige Schwimmer und Taucher sind die Melanesier. Ganz abgesehen davon, daß die Fidschis der Küsten Amphibien sind wie die Polynesier — während freilich die des Innern das Meer kaum kannten und seekrank wurden — so schwimmen auch die Neucaledonier und Lifuer gut (Cheyne 46), letztere, indem sie sich zur Erleichterung eines Holzklotzes bedienen, auf den sie sich legen. Daher springen sie ebenso leicht ins Wasser, um sich ans Land zu retten, um

zu ihrem Vergnügen zu schwimmen, wie die Polynesier (Neucaled. Forster 3, 220; Hebr. eb. 14; Rietm. 166; Nitendi Dillon 2, 295; Labillard. 2, 254; Carteret 363; Salomonarch. Bougainv. 230; Surville 221; Neubritt. Schouten 51; Labillard. 1, 251-53; 260; Neuguin. Sal. Müller b. 80; de Bruijnkops 178). Sie schwimmen ganz wie die Europäer; die Admiralitätsinsulaner machten alle ihre Handelsgeschäfte mit d'Entrecasteaux Begleitern schwimmend ab (Labill. 1, 260). Und ebenso sind sie als Schiffer tüchtig; allein weite Fahrten unternehmen sie, wenn man von den Fidschis und allenfalls von den Doresen absieht, welche bis Ternate fahren, nicht, höchstens daß sie von einer Insel zur anderen segeln; doch scheinen auch hierin die Salomoinsulaner mehr geleistet zu haben, denn Fahrten über 100 Meilen werden bei ihnen als gewöhnlich erzählt (Cheyne 64).

Auch eifrige Fischer sind die Melanesier, natürlich, da sie auf Fische sowie auf Seemuscheln als einen Hauptheil ihrer Nahrung angewiesen waren. Man fängt die Fische durch Speerung, auch durch Pfeilschüsse, oft bei Fackelschein (Nitendi Dillon 2, 152; Hebr. Forster R. 3, 102; Neuguin. Sal. Müller b. 81), man hat überall Netze, die oft sehr künstlich geflochten sind (Caled. Labill. 2, 226; Choiseul Bougainv. 230; Birara Roggev. in allg. Hist. d. R. 18, 568; Ruk Reina 362; Luis. Labill. 2, 279; Neuguin. Müller b. 81; Wageu Freycin. 2, 58; Fidschi Will. u. Calvert 1, 67 f.) und oft unternehmen auch hier ganze Dörfer große Fischpartien, wozu sie alle ihre Kähne vereinen (Nit. Dillon 2, 240; Admiral. Labill. 1, 267; Anachor. Bougainv. 250). Zu Aoba sah Forster auch zwischen den einzelnen Klippen Fischreusen angebracht (Forster R, 3, 3) und Fischhaken von Schildkrot hatte man auf Amakatta (Hunter 142).

Die technische Fertigkeit der Melanesier ist nicht gering, wie man schon vielfach aus dem bisher gesagten schließen kann. Sie zeichnen sich vor allen übrigen Bewohnern des stillen Oceans dadurch aus, daß sie irdene Töpfe und Gefäße haben, welche zum Theil sogar recht hübsch angefertigt sind. Am besten sind sie auf den Fidschiinseln, wo sie aus blauem Thon, den man mit Sand vermengt, aus freier Hand geformt, dann mit dem Saft einer Pflanze nach Hale, nach Erskine mit Dammaraharz, wodurch sie Glasur erlangen, bestrichen und

im Feuer gebrannt werden. Sie sind meist weitbauchig, mit enger Oeffnung und zierlichen Ornamenten, z. B. Zickzacklinien namentlich am Rande und von jeder Größe; man hat große Wassergefäße, dann Töpfe, Trinkgeschirre u. s. w. (Will. u. Calv. 1, 70; Erskine 169, 199; Hale 45). Auch kochte man darin (Hale 45; Neucaled. Forster R. 3, 209; Labill. 2, 218). Auf den nördlichen Hebriden waren sie zierlich schwarz mit rothen Streifen (Spir. Santo Rietm. 179); man hatte sie überall, zu Dorei auch Schüsseln, am Humboldtshafen von rothem Thon (N. Guin. 148, 180), ja Vink (1663) erzählt von großen Gefäßen mit aufgemalten Figuren, welche ein Handelsartikel der Völker von Onin (Nordwestküste v. Neuguin.) seien (Allg. Hist. d. R. 18, 538). Auch andere Geräthschaften haben sie, Kalebassen, große Holzschalen oft in seltsamer Gestalt, einer Taube, eines anderen Thieres, eines Menschen (Fidschi Erskine 230; Gera Rietm. 195), niedliche Kästchen von Bambus oder Flechtwerk (Loyal. Erskine 364), für Betel u. dergl., welche zum Theil zierlich geschnitzt, zum Theil bunt bemalt sind (N. Guin. d'Urville a. 4, 611; Nitendi Dillon 2, 179; Gera Rietm. 195; Simbu Shortland R. 133); ferner treffliche Fächer (Fidschi Will. u. Calv. 1, 67; Baladea Labill. Taf. 33, 33); Körbe, welche man auch hier, wie in Polynesien häufig an Stangen über die Schulter trägt (eb.; Hebriden Erskine 378; Neucaled. Labill. 2, 228; Birara Dampier 5, 95), sodann verschiedene Arten oft sehr fein geflochtener Matten (Will. u. Calv. 1, 67; Hebr. Bougainv. 212; Neuguin. Windf. Earl c. 76; d'Urv. a. 4, 610), für welche man in der Nitendigruppe sogar einen eigenen Webstuhl besitzt (Dillon 2, 303). Auch bereitet man auf den Fidschiinseln aus der eingeweichten und zusammengeklopften Rinde der Broussonetia ganz dasselbe Zeug, was zu Polynesien eine solche Rolle spielt, in beliebiger Größe und bedruckt es mit verschiedenen farbigen oft recht hübschen Mustern (Will. u. Calv. 1, 65 f.). Aehnliche Zeuge bereiten die Bewohner der Hebriden aus der Rinde eines Feigenbaumes (Forster R. 3, 116).

Metalle, selbst Eisen zu bearbeiten, versteht man auf Neuguinea (Windf. Earl c. 76; de Brujinkops 183) und überall, wo sie Eisen kennen lernten, haben sie es allen übrigen Tauschwaaren vorgezogen. Man bedient sich in Dorei eines eigenthümlichen Blasbalges (Goodsw. 50) beim Schmieden.

Ihre Werkzeuge sind nicht eben sehr brauchbar, sie bestanden aus hölzernen Stielen, an welche geschärfte Steine irgendwie befestigt waren, aus Knochen, aus Muschelschalen, Zähnen (Bennet bei Bergh. 1, 535) u. s. w. Dabei aber waren sie meist sehr nett gearbeitet, wie auf den Fidschiinseln (Will. u. Calv. 1, 77), wie vielfach auch in Melanesien (Neucaled. Labillard. Abbild. Tafel 38; Hebriden Quiros bei Dalrymple 283 f. Salomoarch. Surville 238; Admiralitätsins. Labillard. 1, 254; 264; Louis. 2, 281. Torresstr. Meinecke Zeitschr. n. F. 3, 114. N. Guin. 180. Kolff 336 f. u. s. w.). Die Werkzeuge waren so unbrauchbar, daß man einen etwas stärkeren Ast damit nur anhauen, nicht abhauen konnte (Labill. 2, 222). Daher benutzte man auf den Hebriden und sonst oft zum Fällen der Bäume, zum Aushöhlen derselben Feuer (Turner 425), da eine solche Arbeit mit solchen Instrumenten geradezu endlos war. Allein daß nun die Melanesier überall mit ihren rohen Werkzeugen so künstliche Schnitzereien zu Stande gebracht haben, an Kähnen, Waffen, Denkmälern und sonst, am geschicktesten in der Humboldtsbai und zu Dorei in Neuguinea (N. Guin. 180; Bruijnkops 183), am ungeschicktesten auf Baladea: das muß uns mit dem größten Erstaunen erfüllen, denn es wirft ein sehr helles Licht auf die hervorragende Geschicklichkeit und Ausdauer dieser Völker. Jetzt freilich sind fast überall eiserne Geräthe durch Europäer, Malaien und Chinesen verbreitet.

Auf der Louisiade waren alle Geräthe, welche man besaß, durch die duftenden Blätter einer Art Laurus wohlriechend gemacht (Labill. 2, 281), wie denn überhaupt die Melanesier, wie auch die Polynesier, für Wohlgerüche feinen Sinn haben. Sie behängen und schmücken sich oft mit aromatischen Blättern, sie tragen in der durchbohrten Nase eine wohlriechende Blume; im Salomoarchipel brannte man eine Art wohlriechendes Harz als Licht (Surville 238). Zur Beleuchtung dienen übrigens auf Fidschi Fackeln, die man aus ölgetränkten Bambusstämmen bereitet (Wilkes 3, 339).

Betrachten wir nun, was sie mit ihren Geräthschaften leisten, so müssen wir auch von ihren Waffen sprechen. Sie sind in Fidschi äußerst nett gearbeitet (Will. u. Calv. 1, 77) und bestehen aus Keule, Speer, Bogen und Pfeil sowie der Schleuder, daneben aus Wurfstöcken und Fußangeln. Die Keulen waren die beliebtesten Waf-

fen, ohne die kein Fidschiinsulaner jemals ausging; man hatte sie in der verschiedensten Art (eb. 57; Erskine 260) und schnitzte und bemalte sie und die übrigen Waffen aufs sorgfältigste (Ersk. 194), obwohl sie auch so noch den tonganischen Waffen nachstanden. Sie waren aus hartem Holz, am oberen Ende oft mit Menschenzähnen besetzt (d'Urv. a. 4, 452). Jetzt sind die Feuerwaffen, welche seit 1809, wo sie zuerst aufkamen, reißend begehrt werden, allgemein im Gebrauch (Will. u. Calv. 1, 57; Erskine 260; Wilkes 3, 62).

Bogen und Pfeil, Keule, Lanze und Schleuder sind überhaupt die eigenthümlich melanesischen Waffen, zu denen an manchen Orten noch Schilde aus Baumrinde, Flechtwerk u. dergl. kommen. Durch den Gebrauch des Bogens unterscheiden sich die Melanesier aufs schärfste von den Polynesiern, so daß man schon aus seinem Vorkommen auf melanesische Abstammung des betreffenden Volkes schließen kann und es höchst auffallend ist, daß ihn die Neucaledonier, Kunaier und Loyalitäts- und wohl auch Admiralitätsinsulaner nicht besitzen (Labillard. 2, 246; Forster R. 3, 205; Turner 426). Die Neucaledonier haben nur Schleudern, mit welchen sie runde glatte Steine, die in einem am Gürtel befestigten Basttäschchen getragen werden, schleudern, dann Keulen von der verschiedensten Gestalt und endlich Lanzen von 15—20′ Länge, welche mit einem Wurfstrick geworfen werden. Dieser letztere, nur kurz, aus Kokosfasern und Fledermaushaar geflochten, höchst elastisch, wird am Daumen befestigt und hinter einen kleinen Knopf am Lanzenschaft gelegt, so daß er beim Wurf sich anspannend durch seine Schnellkraft die Wucht des Wurfes nicht unbedeutend vermehrt (Labill. 2, 246; Tafel 35; Forster R. 3, 204-5; Turner 426; Kun. Cheyne 8; Loy. Erskine 364; Cheyne 17; 23). Die Waffen sind sehr geschickt gearbeitet, zum Theil sogar hübsch verziert, wie denn z. B. Forster mehrere Lanzen sah, in deren Schaftmitte ein geschnitztes Gesicht angebracht war (eb. Lab. eb.). Auch Masken von Baumrinde hatte man, mit Löchern für die Augen und den Mund, die wahrscheinlich auch im Kriege, um die Feinde zu schrecken, aufgesetzt wurden; doch waren sie ziemlich roh gearbeitet (Labill. 2, 239; Taf. 37, 1). Buntbemalte Köcher finden wir auf den Hebriden wieder, wo man auf Mallikolo ein Brettchen als Schutz gegen die zurückschnellende Senne auf der Hand

fest bindet. Die Pfeile, welche mit der Hand zu werfen die Knaben auf Tanna sehr geschickt sind (Forster 3, 131), waren zum Theil (z. B. auf Fate Turner 393, Erromango Bennet bei Bergh. 9, 534; Mallikolo Forster R. 3, 7; Rietm. 171) vergiftet, bisweilen auch (Bougainv. 212 nördl. Inseln; Forster 86 Tanna) mit Widerhaken versehen (Forst. eb. 3; 17; Bougainv. 211; 213; Turner 81; Bennet bei Bergh. 9, 534; 549). Dann hatte man Schleudern, Keulen, die man an Tragbändern über die Schultern trug (Forster 3, 18; Boug. 215), in der verschiedensten Gestalt (Rietm. 170), sowie Lanzen, deren Spitze zu Erromango (Bennet bei Bergh. 9, 534) Widerhaken hatte, während man sie zu Fate gleichfalls vergiftete (Gill 58 f.). Sie werden hier mit einem Wurfstock (Rietm. 171) oder mit dem Wurfseil geschleudert (Forster 3, 87). Eine eigenthümliche Waffe sind noch bestimmte längliche Steine, welche man theils als Schlagwaffe benutzte (Erskine 319), theils mit der Hand aber treffend und tödtlich warf (Tanna Turner 81; Mallik. Rietmann 171; nördl. Inseln Bougainv. 212), während ihre Pfeilschüsse oft gar nicht gefährlich sind (Erskine 309). Spitze Bambusstückchen als gefährliche Fußangeln verwenden die Eingeborenen von Erromango (Bennet bei Bergh. 9, 540). Auch Steinäxte gebraucht man (eb.; Forster 3, 126) und Muscheltrompeten (Erromango Bennet eb. 538; Mallik. Rietm. 176; Tanna Forster 3, 109); nördl. Ins. Bougainv. 215; Nit. Dillon 2, 145). Die Pfeile auf Nitendi sind von Bambusrohr mit festaufgeleimter Spitze von Menschenknochen oder Rochenstachel (d'Urv. a. 5, 165; Dillon 2, 208; Labill. 2, 260). Sie sind vergiftet und wie die Eingeborenen meinen, höchst gefährlich für Menschen; doch hatte man in einer bestimmten Pflanze ein Gegengift (d'Urv. 335); dies Gift erwies sich zwar in vielen Fällen als durchaus wirkungslos (d'Urv. 165; Dillon 2, 227; Labill. 2, 256; 272), doch erlebte Patteson, daß von polyn. Missionaren, die auf Sta. Cruz mit solchen Pfeilen verwundet waren, der eine nach sechs, der andere nach elf Tagen krank wurden und beide an denselben Symptomen (Starrkrampf) starben, während der dritte leichter verwundet an der gleichen Krankheit schwer zu leiden hatte (ev. Miss. Mag. 1864, 322). In Tevai, einem Dorfe auf der Insel Vanikoro, schoß man diese Pfeile vermittelst Blasrohre (d'Urv. a. 5, 166). Die Bewohner des Archipels

sind tüchtige Schützen. Auf den Salomoinseln und in Neubritannien finden wir nichts Neues, nur daß auf Buka die Bogensenne mit einem Harz überzogen und in der Mitte zur Schonung mit Bast bewickelt ist. In Gera sind auch die 4′ langen Keulen mit buntem Bastgewebe umhüllt; auch trägt man Schilde von Flechtwerk, die mit Matten gedeckt und mit rothen und gelben Troddeln versehen sind (Gower Carteret 364; Gera Rietmann 195-6; Contrar. Choiseul 249; Isabel eb. 223; 237-8; d'Urv. b. 5, 41; Choiseul Bougainv. 229; Buka eb. 232; Labill. 1, 228-9). Vergiftet sind die Pfeile auf Simbu nach Cheyne 66; Steinhämmer hatte man auf Isabel (Surville 238 nota), Muscheltrompeten in Neubritannien (Schouten Diar. 50; Le Maire Hist. d. N. 11, 470; Birara Roggev. eb. 18, 568; Tombara Bougainv. 248; Lesson complém. 3,94; Amakata Hunter 142-9. Denis Dampier 5, 84; Louis. 2, 282; Macgill. 1, 127; Torrestr. 2, 17; Pariwariinseln eb. 1, 296). Auf den Admiralitätsinseln sah man keine Bogen oder Keulen, sondern nur Speere, welche als Spitze ein scharfes Lavastück hatten und an der Verbindungsstelle von Schaft und Spitze mit einem Harz überzogen waren (Labill. 1, 252; 264). Der Wurfstock findet sich ab und zu in der Torresstraße (Flinders 1, XXIII; Jukes 1, 179), sowie an der Südküste von Neuguinea (Cook 1. R. 3, 264), auf welcher Insel man ihn sonst nicht kennt.

Die Eingeborenen derselben haben vielmehr die Waffen des übrigen Melanesiens, nur daß sie keine Vergiftung ihrer Lanzen- und Pfeilspitzen anwenden, wohl aber dieselben durch Widerhaken gefährlich machen (Südküste Cook 1. R. 3, 264; Durgastr. J. R. G. S. 8, 386; Kolff 339; Sal. Müller b. 60; Mod. 30; Utenata Müller 81 f.; Modera 77; Wuka Müller 103; Adie N. Guin. 109; Speelmannsbai Keyts 542; N. Guin. 121; Dorei de Bruijnkops 180; Geelv.-Bai Goodswaard 40 f.). Auch dolchartige Waffen von Knochen, bisweilen von Menschenknochen sind in der Humboldtsbai nicht selten; man trägt sie im Rotangband des linken Oberarmes (Katal. 114, 44; 117, 129). Als Schild diente daselbst auch der Brustschmuck von Zähnen und rothen Bohnen (eb. 114, 32). An der ganzen Nordküste bei den Doresen sowohl, die wenig kriegerisch sind, als bei den tapferen und kampftüchtigen Anwohnern der

Humboldtsbai herrscht Bogen und Pfeil so sehr vor, daß man sie fast als die einzige Waffe bezeichnen kann (N. Guin. 172; 147; Lesson complém. 3, 110). Auch eiserne Waffen hat man übrigens, namentlich nach Malaisien hin, wie auch die Adinesen ihre Waffen alle von Ceram erhandeln (N. Guin. 109), und die Anwohner der Kaimanibucht das Eisen ihrer Pfeilspitzen daher beziehen (121). Muschelhörner, mit Fell überzogene Holzschilde sind in Gebe, Salwatti und Wageu in Gebrauch (Freycin. 2, 13; 59; Katal. 115, 69; Lakahia N. Guin. eb. Goodsw. 42), die merkwürdigste Waffe aber haben die Anwohner der Mariannenstraße, sie schossen nämlich durch ein Blasrohr aus Bambus Kugeln aus Leim, Sand und Asche auf den Feind, welche abgeschossen sich in Staub auflösen und dadurch wirklich gefährlich werden können (Kolff 326; Cook 1. R. 3, 263). Das Emporblasen derselben Kugeln dient ihnen übrigens vielfach auch als Signal untereinander, während die wagrechte Haltung des Blaserohrs feindselige Absicht anzeigt (Sal. Müller b. 84 f.; Earl bei Kolff 326). Bogen und Pfeil sind denn schließlich auch die Hauptwaffen der kleinen Inseln nördlich von Neuguinea (Belcher a. 2, 85).

Bewunderswerther aber als wegen ihrer Waffen sind die Melanesier wegen ihrer Leistungen in künstlichen Holzschnitzereien. An den Kähnen, den Häusern, den Geräthen, den Waffen selber finden wir dieselben überall, aber nicht überall von gleicher Güte. Auf Baladea, wo man sie am wenigsten häufig findet, sind sie auch am ungeschicktesten verfertigt. So jene Holzlarven; doch hatte man Pfeiler von 9' Höhe auf den Gräbern stehen, auf welche oben mit mehr Fertigkeit ein Gesicht eingeschnitzt war (Forster R. 3, 243; Labillard. 2, 237). Nirgends aber finden wir alle diese Dinge in größerer Vollkommenheit, als zunächst im Norden des Gebietes und dann in Fidschi. So fanden Surville (256) und Bougainv. (230) künstlich geschnitzte Figuren und Menschenköpfe auf den Salomoinseln, Jukes auf den Inseln der Torresstraße gut geschnitzte Fische, Vögel, aus Holz oder Schildkrot verfertigt, welche theils als Schmuck, theils aber auch (und dies war wohl ihre Grundbedeutung) als Amulete getragen wurden (1, 168; 185; 193); und ähnliche Holzmasken wie auf Baladea, nur kunstvoller geschnitzt, gibt es auch hier (Macgill. 2, 47). Auf Neuguinea hat man zu Lakahia

außer anderem geschnitzte Köpfe als Denkmale (Nieuw Guin. 50); Wallace lobt die Schnitzereien der Papuas von Dorei in hohem Maße, deren Geschmack und Geschick ihm kaum im Einklang erscheint mit ihrer übrigen Bildungsstufe. „Wo an der Außenseite ihrer Häuser, sagt er (2, 300), nur eine Planke vorhanden, ist diese mit rohen aber charakteristischen Figuren bedeckt. Die hochspitzigen Schnäbel ihrer Boote sind mit Massen durchbrochener Arbeit verziert und aus soliden Holzblöcken mit oft sehr geschmackvoller Zeichnung geschnitten. Als Gallion oder vorderste Schiffsspitze sieht man oft eine menschliche Figur mit Kasuarfedern auf dem Kopf, um die papuanische Frisur nachzuahmen. Die Schwimmer ihrer Angeln, die hölzernen Schlägel, welche sie gebrauchen, um den Thon für ihre Töpferwaaren zu mischen, ihre Tabaksdosen und andere Haushaltartikel sind mit Schnitzwerk von geschmackvollen und eleganten Mustern bedeckt.“ Fast noch lobender sind die Berichte der Holländer (Nieuw Guin. 180) über die Arbeiten, welche die Bewohner der Humboldtsbai mit ihren rohen Werkzeugen anfertigen, wobei es besondere Beachtung verdient, daß sie auch aus dem Kopf geschickte und charakteristische Bilder von Thieren u. dergl. aufzeichneten. Schon Keyts (1678) fand Malereien, welche mit Röthel aufgezeichnet waren, an der Speelmannsbai auf Neuguinea (541) — und wir haben hier jedenfalls schon Zeichen einer höheren Entwickelungsstufe vor uns. Nicht so weit entwickelt sind die Fidschis nach dieser Seite, obgleich auch sie in einzelnen Schnitzereien tüchtiges leisten, allein nur indem sie ihre Geräthe, Waffen, Gefäße u. s. w. geschmackvoll verzieren (Erskine 194; 200; Will. u. Calv. 1, 76 f. 112). Ueber gerade oder Zickzacklinien gehen aber ihre Verzierungen selten hinaus (eb. 112). Doch zeigen ihre Töpfe und Gefäße, ihre Körbe, Flaschen u. s. w. auch eine selbständige Schönheit in der Form, die ganz unabhängig ist von dem angewandten Schmuck (eb. 70).

Von Musikinstrumenten — außer den überall in Melanesien gebrauchten und schon erwähnten Muscheltrompeten — besaßen die Baladeaner nur eine Art Pansflöte (Forster R. 3, 219; Erskine 319), welche sich auch auf den Hebriden findet, wo sie acht Rohre hatte, aber nicht ganz rein gestimmt war (Forster eb. 133); doch hatte man hier außer der Flöte noch die Signaltrommel (Bougainv. 215; Quiros bei Dalrymple 283 f.; Rietm. 167).

Beide Instrumente begleiten den Gesang der Bevölkerung, welchen Forster angenehm, mannigfaltig und ernst nennt (R. 3, 11, 133). Wenn er indeß sagt, das zu Immer die Musik besser sei als sonst in Melanesien (179), so mag dies auf polynesischem Einfluß beruhen; jedenfalls aber war Musik und Tanz auch auf den Hebriden beliebt und die Eingeborenen erfreuten sich an beidem oft bis spät in die Nacht (Forster R. 3, 11; Bem. 218 f.). Dasselbe gilt von ganz Melanesien: die etwas unreine Pansflöte, bei hübschem reinem Gesang, hatten die Bewohner des Archipel Neubritannia (Hunter 143), dabei ebenfalls Trommeln und ein Instrument, welches Lesson Maultrommel nennt (compl. zu Buff. 3, 96); Pansflöte und Trommel sind auf der Louisiade (Macgill. 1, 282) im Gebrauch, auf den Inseln der Torresstraße und Neuguinea wohl nur die Trommel, welche unten offen, oben mit Eidechsenhaut überspannt ist (Macgill. 2, 39; 1, 260; Sal. Müller b. 85; d'Urv. a. 4, 611; N. Guin. 45); doch hat man an der Humboldtsbai auch eine Flöte von Bambus, welche aber durchaus heilig ist und nur zu religiösen Tänzen in Anwendung kommt (eb. 96 f.; Katal. 115, 62). Der Gesang dieser Völker wird vielfach als rein und wohlklingend gerühmt; so lobt ihn d'Urville (b. 5, 71 f.) von Isabel, le Maire von Gerrit Denis, Salerio von Buka (344) und Forrest 103 nennt den der Doresen besser als den malaiischen sonst. Tanz sowohl als Gesang ist vielfach religiös, so auf Neuguinea, auch an der Mariannenstraße (Kolff 329) auf Ruk (Reina 356), auf Gerrit Denis (Le Maire allg. Hist. d. R. 11, 470), auf Tanna (Forster Bem. 494). Die Tänze sind ganz ähnlich den polynesischen, wie man denn auf Vanikoro geradezu einen Tanz von Tukopia entlehnt hat (Gaimard bei d'Urv. a. 5, 333), man tanzt entweder reihenweise gegeneinander, oder ein Solotänzer tritt in einem umgebenden Chore auf; die einzelnen Bewegungen sind meist nur Beugungen und Biegungen oder ein Springen auf dem Platze. Doch hat man auch mimische Tänze, wie denn z. B. auf Isabel zwei einander gegenüber stehende bewaffnete Reihen tanzend Krieg vorstellten, während auch sie von einem Chor rings umgeben waren, der sich einförmig bewegte und sang (d'Urv. b. 5, 75). Künstlicher scheinen ferner die Tänze der Torresinsulaner zu sein, wobei sie jene erwähnten Masken tragen. Auch ist das Costüm der Tänzer ziemlich überall fast ganz dem polynesischen gleich;

Federschmuck im Haar, Ketten um Hals und Arm, rauschende Blattkränze um Puls und Knöchel u. dergl.; die Weiber in Isabel legen auf die Hüften große Grasbüschel und bedecken dieselben mit Zeug, was einigermaßen an die Tracht mancher tahitischer Tänzerinnen erinnern könnte. Nächtlich sind auch hier viele dieser Vergnügungen, welche indeß nicht so bedeutsam und ausgebildet zu sein scheinen, wie die des eigentlichen Polynesien (d'Urv. b. 5, 73 f.; Nieuw Guin. 150; Macgill. 1, 311; Forster R. 3, 11; Cheyne 9; Bennet bei Bergh. 9, 534; 549; Goodswaard 56; Roijer 67; 58 f.; Fidschi Will. u. Calv. 1, 64). Dies bestätigt sich auch dadurch, daß die Musik der Fidschiinsulaner roher ist, als man sie sonst im Ocean findet (Wilkes 4, 247; Notenbeisp. daselbst 179 u. 245). Auch gilt es hier keineswegs für anständig, daß vornehme Männer singen: diese thun es nie, nur ihre Weiber und Kinder, und zwar so, daß stets nur Weiber mit Weibern, Kinder mit Kindern singen (Gaimard bei d'Urv. a. 4, 707). Die Instrumente, welche die Fidschiinsulaner zu ihrer Musik gebrauchen, verrathen übrigens deutlich polynesischen Einfluß. So hat man hier neben der gemein melanesischen Pansflöte und den Trommeln, die hier aus gehöhlten Baumstämmen bestehen, oben überspannt, von verschiedener Größe sind und auch zu Signalen der verschiedensten Bedeutung gebraucht werden (Wilkes 3, 300), noch die Flöte, welche nach ächt polynesischer Art durch die Nase geblasen wird, so wie Bambusstäbe von verschiedener Größe, welche angeschlagen werden, ganz wie zu Tonga, ob aber von Tonga eingeführt, ist fraglich: denn demselben Gebrauch werden wir zu Neuholland begegnen. Uebrigens haben auch jene eine Art Maultrommel aus einem Bambusstreifchen gefertigt (Will. u. Calv. 1, 163-4; d'Urv. b. 4, 261). Bei einigen Tänzen tritt außer dem Vortänzer auch ein Lustigmacher auf, dessen groteske Bewegungen die Zuschauer sehr erheitern. Bei festlichen Tänzen sind Musiker und Tänzer getrennt, erstere an dreißig, letztere bis zweihundert Mann stark, festlich gekleidet und alle bewaffnet; die Musiker singen, schlagen die Musikstäbe, klatschen in die Hände, alles aber sehr streng im Takt (Will. u. Calv. 1, 164 f.). Auch allerhand unzüchtige Tänze haben sie (Erskine 218), sowie Tänze, welche nur von Weibern, andere die nur von Männern aufgeführt werden. Am berühmtesten unter den ersteren ist der nächtliche Tanz der Mädchen von Banua-

levu, welcher indeß ganz sittsam ist (eb. 420). Auch hier war Tanz und Gesang vielfach religiös (eb. 209; 438 f.; Seemann 112).

Von melanesischer Poesie wird so gut wie nichts erwähnt. D'Urville hörte Lieder in der Ritendigruppe singen, welche ihm sehr obscön vorkamen, aber er verstand sie nicht (a. 5, 332); indeß da so viel gesungen wird, so läßt sich auch auf manche poetische Regung schließen. Einzelnes werden wir bei ihrer Mythologie zu besprechen haben, was uns auch hier beschäftigen könnte: so die Sagen, welche die Neuguineer über ihre Herkunft haben, die Sprüche und Zauberformeln, mit welchen die Bewohner von Ruk gutes Wetter, reichlichen Fischfang, sichere Fahrt, Genesung u. s. w. sich bereiten (Reina 357): doch sind dies alles nur unbedeutende Dinge, welche sich mit der so reichen Entwickelung der Poesie bei den Polynesiern oder Malaien nicht im entferntesten messen können: nur Fidschi macht hier wieder eine Ausnahme, indem wir hier ganz ähnliche Erscheinungen wie in Polynesien finden. Zwar fließen unsere Quellen nur über diesen Archipel etwas reichlicher, während sie über das übrige Melanesien ganz verstummen; doch scheint allerdings hier die Poesie auch sehr viel reichlichere Blüthen getrieben zu haben als dort. Dieselben auf polynesischen Einfluß, auch nur mittelbaren, zurückzuführen, ist kein Grund, da wir die Poesie der Fidschis ganz originell entwickelt finden. Zunächst in der Form: denn Metrum und Reim gehören hier zu einem Gedicht, von denen ersteres meist jambisch, doch auch trochäisch, seltener aber anapästisch oder daktylisch ist (Will. u. Calv. 1, 117); der Reim aber erstreckt sich meist über die beiden letzten Vokale des Gedichtes und bleibt in einer und derselben Strophe meist ganz gleich. Freilich ist es kein Reim in unserem Sinne, sondern nur Assonanz, was angestrebt wird, die aber, wenn auf den letzten Vokal beschränkt, leicht zum reinen Reime wird. Eine solche Beschränkung tritt in größeren Gedichten meist ein, weil es sehr schwierig ist, den gleichen Doppelreim lange Zeit fortzuführen. Häufig sind die Strophen dreizeilig (Wilkes 3, 247; Will. u. Calv. 1, 114). Uebrigens haben die Dichter eine ganz andere Sprache als die der täglichen Unterhaltung ist: denn während sie einerseits reichliche Füllwörter, sowie längere oder kürzere Formen der gewöhnlichen Worte vielfach anwenden (eb.), so haben sie andererseits eine Menge

poetischer Bezeichnungen der einzelnen Begriffe: Tod heißt ihnen Schlaf, Schlaf auch der feste Zustand von Flüssigkeiten, Sterben empfängt seine Bezeichnungen vom Sonnenuntergang, Unwissenheit ist die „Nacht des Geistes", Bescheidenheit wird mit dem stillen sanften Licht des Abends verglichen, das Zusammenrollen des Segels heißt das Zusammenlegen der Flügel des Kahnes u. s. w. (eb. 118). Ihre Poesien sind entweder Klagelieder zur Feier Verstorbener, Kriegslieder, Abend- und Morgengesänge oder Tanzlieder (eb. 114). Die letzteren sind die zahlreichsten; sie enthalten häufig Darstellungen von Vorfällen und Ereignissen, sie vertreten daher die epische Poesie, nur daß sie dem Bildungsstand des singenden Volkes entsprechend viele lyrische Beimischungen enthalten; dahingegen die übrigen Poesien vorwiegend lyrisch sind.

Einzelne Inseln gelten für besonders tüchtig in ihren poetischen Leistungen; hier aber wie im ganzen Archipel sind es immer einzelne Menschen, welche besonders dichterisch begabt sind und zwar können dies Männer oder Frauen sein. Manche von ihnen und zwar die angesehensten glauben, daß ihr Geist während eines Schlafes zum Himmel entrückt wird und dort von einer Gottheit jedes neue Gedicht und den stets dazu gehörigen Gesang erlerne, den sie dann erwachend ihren Mitmenschen mittheilen. Solche Neuigkeiten verbreiten sich rasch und werden so hoch geachtet, daß man nichts, auch mundartliche Eigenthümlichkeiten und wenn sie bis zum Unverständlichen gingen, an ihnen ändert, trotzdem daß die Ueberlieferung mündlich geschieht. Dieser Vorzug eines poetischen Verkehrs mit den Göttern gilt für erblich; doch gibt es auch andere Dichter, deren Geist nicht zum Himmel entrückt wird, und die deshalb auch minder geehrt sind, deren Gedichte selber aber jenen an Werth nicht nachstehen (eb. 113). Auch soll es Leute geben, welche ganz aus dem Stegreif ihre Gedichte erfinden und hören lassen (Erskine 468). Ein solches Gedicht, sei es nun in welcher Art es sei und der dazu gehörige Tanz heißt meke (eb.).

Die epische Dichtung, meist metrisch und zum Tanze gesungen, hat ein sehr phantastisches Gepräge; je phantastischer eine Geschichte ist, je beliebter wird sie. Daneben gibt es aber auch eine Menge poetischer Erzählungen, welche in Prosa verfaßt und nur erzählt werden. Die Kunst des Erzählens aber ist im ganzen Volke verbreitet:

sie sind im raschen spannenden Vortrag ebenso geschickt, als sie begierig sind, solche Geschichten zu hören (Erskine 474), ja ihre Leidenschaft geht hierin so weit, daß nach Seemanns Bericht (195) ein Europäer, der die Märchen von 1001 Nacht vortrug, sich dadurch ein reichliches Einkommen erwarb, obschon es sonst unter den Fidschis selbst als Ehrensache gilt, die Gaben der Muse nicht zum Gelderwerb zu benutzen (eb.). Der Inhalt dieser epischen Erzählungen und Gedichte ist ein sehr verschiedener: bald ist er rein mythologisch, wovon Mariner verschiedene Proben gibt, bald mehr historischer Art, bald auch rein märchen- oder novellenhaft. Beispiele findet man außer bei Mariner bei Seemann (195 f.) und bei Will. u. Calvert, von denen wir hier keines einrücken, weil sie sich von den polynesischen Geschichten nur durch eine größere Kraft und Wildheit unterscheiden, nach denen man sich also ein Bild machen kann. — Auch Thierfabeln haben sie, in der epischen Art ohne Lehrpointe, auf denen Sprichwörter beruhen, so folgende (Seemann 385): Die Scholle (davilai) war früher der Vorsänger unter den Fischen; eines Tages aber weigerte er sich hartnäckig trotz aller Bitten der versammelten Fische, zu singen, worauf ihn diese erzürnt so platt traten, wie er jetzt noch ist; daher man einem sich zierenden Künstler noch heute zuruft: „ah, das ist Herr Davilai!"

Die lyrische Poesie ist, wie schon die oben erwähnten Kriegs- und Trauerlieder beweisen, gleichfalls sehr verschiedener Art. Ihre Trauer- und Kriegslieder gleichen ganz den polynesischen Gedichten der Art (vergl. z. B. Will. u. Calv. 1, 187; 47); die erotischen, welche sehr zahlreich, meist aber obscön sind, haben nicht die Feinheit und Grazie, welche die polynesischen Gedichte gleicher Art auszeichnen. Sie sind es, welche meist in der Nacht und sehr häufig zu gleichfalls unkeuschen Tänze gesungen werden (eb. 116; Erskine 218). Alle größeren Gedichte bestehen gewöhnlich nur aus lose aneinander gereihten Gedanken, ähnlich der älteren arabischen Poesie; es kann daher nicht wundern, wenn diese Gedichte öfters dialogische Form annehmen (W. u. Calv. 1, 116). Uebrigens gibt es auch lyrische Gedichte von ganz allgemeiner Art; wie denn eigentlich nichts im Leben der Fidschi wäre, wofür man nicht ein Gedicht hätte. Sehr häufig sind diese Gedichte nur kurz, zwei- bis dreizeilig, irgend einen lyrischen Gedanken enthaltend, und so sind meist die momentan erfundenen. Daß es sehr

ernste Gedanken unter ihnen gibt, dafür mag folgende Probe sprechen (Will. u. Calv. 1, 243):

a mate na rawarawa:	Der Tod ist leicht.
me bula — na ka ni đava?	Zu leben — was nützt es?*)
a mate na đegu·	Der Tod ist Ruhe.

Diese Spruchpoesie dient dann ferner zu Epigrammen, welche sehr leicht entstehen und häufig einen persönlich satirischen Charakter annehmen (eb. 118; 165); außerdem aber ist sie gnomisches Inhalts (eb. 118; 50), und hiermit steht im nächsten Zusammenhang, daß eine Menge Sprichwörter ganz und gar die Form dieser Art der Poesie haben, inhaltlich aber ganz verschieden sind. Man fragt bei Kindern, wenn man von der Aehnlichkeit spricht:

uđi đei?	Wem gleich?
uđi lei.	Dem Vater gleich;

was wohl auch wie unser „der Apfel fällt nicht weit vom Stamme" gebraucht wird. Oder manini sautanini, der Knicker zittert, wo nur die beiden Worte reimen. Doch hat die Sprache, was hier angereiht werden muß, auch eine Menge reimloser Sprichwörter, zum Theil von großem Ernste, z. B.: „ein ungenützter Tag zählt nicht mit"; „die Leute von Nakondo schnitten den Mast zuerst" (von unbedachten Handeln gesagt) u. s. w. (Will. u. Calv. 1, 118; 110 f.). Aber auch von dramatischer Darstellung lassen sich Spuren erkennen: wir meinen damit nicht jene oben erwähnten dialogisirten Gedichte, sondern die große Begabung, welche sie in Nachahmungen — die meist spöttischer Art sind — und scherzhaften Possen an den Tag legen (eb. 111). Jackson bei Erskine erzählt (468), daß sie sich sehr gern durch allerlei Maskeraden die Zeit vertreiben, wobei sie Erlebnisse des Tages nachahmend darstellen, nicht ohne grotesk-komische Züge.

Leider sind unsere Nachrichten über diese Dinge, die doch so wichtig sind, äußerst gering, einmal weil sie schwer zu beobachten sind, dann aber auch, weil die Missionäre sie häufig zu gering achten. Allein so viel ergibt sich auch aus dem Vorstehenden ohne Zweifel, daß die Fidschis eine hohe Begabung für die Poesie haben; daher es uns nicht wundern kann, daß auch in neuerer Zeit Dichter auftreten,

*) Wörtlich: Das Ding wessen? Die Schreibung der Fidschi Worte ist nach Lepsius stand. alph. 267.

welche christliche Gedichte verfertigen und daß diese Gedichte nicht schlecht sind. Denn freilich müssen die Missionäre den größten Theil der heidnischen Poesie zu vertilgen suchen, da sie vielfach religiös und also antichristlich, vielfach aber obscön ist.

Von Beredtsamkeit kann nur bei den Fidschis die Rede sein, aber auch hier sind die Leistungen nach Williams Urtheil erbärmlich. Indeß urtheilen die Fidschis selber anders und manchen von ihren öffentlichen Rednern zeichnen sie durch besonders anerkennende Namen aus (Will. u. Calv. 1, 154), was uns klar beweist, daß sie wenigstens eine bestimmt ausgeprägte nationale Art zu reden, also eine nationale Redekunst besitzen, die unserem Urtheil vielleicht nicht genügt, wohl aber dem ihren, denn das, was uns mißfällt, gefällt ihnen, da sie wissen, welchen Höflichkeits- und Etiketten-Regeln der Redner genügt, wenn er uns trocken oder kriechend erscheint.

Gehen wir nun zu rein praktischen Gebieten über, so fließen hier unsere Nachrichten reichlicher, welche zunächst einstimmig den großen Eifer aller Melanesier für den Handel behaupten. So zunächst die Bewohner von Neuguinea, von denen nur die wildesten Horden (an der Mariannenstraße, die im Innern) noch gar keinen oder nur sehr wenig Handel betrieben. Aber lebhaftes Interesse und Geschick für denselben legen auch sie an den Tag (Finsch 53; Sal. Müller b. 64), wie denn die Bewohner des Innern den Paradiesvogelhandel allein vermitteln. Auch die Anwohner der Redskarbai (Südküste), obwohl sie Eisen noch nicht kannten und also auch nicht schätzten, schätzten nur das Nützliche, Kleiderstoffe, Glasflaschen (Macgill. 1, 291; d'Entrecast. 1, 420). Die Küstenbewohner aber vom Utenatafluß bis zur Geevinksbai haben alle mehr oder weniger weitgehende Handelsverbindungen und wenn auch die Anwohner des Utenata sich hierbei mehr passiv erweisen (Müller b. 88), so sind sie doch dem Handel geneigt (Müller b. 68; 75) und wissen das für sie Nützliche wohl auszusuchen (Finsch 64). Die Händler der verschiedenen malaiischen Inseln (Ceram, Ceramlaut, Gisser, Kessing, Goram u. s. w.) haben alle ihre bestimmten Handelsplätze, deren ausschließliche Ausnutzung sie beanspruchen (Sal. Müller b. 100 f.). Bedeutender Handel mit Malaisien herrscht an der Speelmannsbai (Neuguin. 23; 109; Sal. Müller b. 97), und zwar nicht jetzt erst, sondern schon zu Keyts (1678) Zeiten (541). Die Händler von

Ceram müssen hier vorausbezahlen, aber sie werden nie betrogen, sondern erhalten die bedungene Lieferung in genauer Richtigkeit (N.-Guin. 122). Sago, Waffen, Massoirinde, Paradiesvogelbälge, Trepang, Schildpatt, Perlen, irdene Gefäße u. s. w. sind Ausfuhrartikel. Auch den Werth des Geldes kennen sie jetzt (Finsch 77). Wie nun die Westküste der Insel schon lange eifrigen Handel treibt (Keyts 540; Vinck — 1663 — eb. 538), so eifrig, daß nicht selten die Händler, die zu wenig bieten, verrätherisch ermordet werden (Wallace J. R. G. S. 32, 130), so ist der Haupthandelsplatz an der Nordküste Dorei und an der Geevinksbai die kleine Insel Run (Wallace eb. 127). Die Schiffe von Dorei durchfahren die ganze Bai, um Handel zu treiben, an welchem Malaisier aller Inseln, sowie Europäer betheiligt sind (eb. 129; Goodswaard 48): die Handelsartikel sind auch hier Muscheln, Lebensmittel, Perlen, Schildpatt, Trepang, Gewürze, Geräthschaften, namentlich jene trommelartigen Musikinstrumente, welche wir schon erwähnten (Wallace 2, 278-80; Goodswaard 47 f.). Ganz ähnlichen Handel treibt Misol (Wallace in J. 32, 130). Auf ganz Neuguinea herrscht ferner der Sclavenhandel, der zu Dorei, wo der Werth eines Sclaven (25—30 Gulden) die Münzeinheit bildet, ganz gewöhnlich ist (de Bruijnkops 186; Windsor Earl c. 84; Goodsw. 49), der ferner an der Westküste der Insel (Keyts 540), an der Speelmannsbai (N.-Guin. 116), an der Mariannenstraße betrieben wird (Kolff 340).

Wo nun im übrigen Melanesien die Europäer oder andere cultivirte Völker mit den Eingeborenen friedlich verkehrt haben, da hat sich bei diesen letzteren auch derselbe Handelsgeist entwickelt, der sie stets zum Umtausch geneigt sein, rasch sie aber auch das Nützliche vor dem Unnützen zu achten gelehrt hat. So fand es Schouten auf den kleinen Inseln nordöstlich von Neuguinea (Diar. 55; vergl. le Maire allg. Hist. 3 N. 11, 473), Jukes auf den Inseln der Torresstraße (1, 162 vergl. Meinicke bei Neum. Zeitschr. n. F. 3, 114), Macgillivray (1, 200) auf der Luisiade, so fand es Labillardiere (1, 258) auf den Admiralitätsinseln und (1, 223) im Salomoarchipel (Rietm. 192; 195; Surville 243), Dillon auf der Nitendigruppe (2, 150; 171; 239; 303); dasselbe gilt von den Hebriden (Erskine 378; 325; Turner 500; Rietm. 167; 171; 177), welche auch unter einander sowie mit den Loyalitätsinseln in Handelsverbindung stehen (Forster R. 3, 128; Turner 399). Jedenfalls wäre der Handel

mit den Europäern überall viel lebhafter, wenn nicht die Letzteren selber den Eingeborenen — man denke an die Santelholzhändler — feindselig entgegenträten; einzelne Inseln sind auch noch zu unbekannt, als daß wir über sie urtheilen könnten und haben daher auch noch wenig Gelegenheit gehabt, mit fremden Völkern zu handeln. Begehrlichkeit ists auf der einen Seite, welche sie so handelslustig macht; andererseits aber zeigt ihr auf das Nützliche gerichteter Sinn, ihr rasches Begreifen des europäischen Handelssystems, der Vortheil, den sie trotz ihrer Rohheit aus diesem Handel zu ziehen wissen, wobei sie jedoch streng ehrlich sind, sobald sie einmal einen Vertrag geschlossen haben (N.-Guin. 122), daß sie wirklich für den Handel befähigt sind und sollte schon diese Thatsache aus rein praktischen Gründen die Weißen zu besserer und also vortheilhafterer Behandlung bewegen. Auch hier zeigen wieder die Fidschi, was die melanesische Race leisten kann. Schon lange vor der Entdeckung der Europäer hatten sie Handel sowohl unter sich, als mit den Tonganern. Unter sich handelten sie mit den Erzeugnissen der einzelnen Gegenden (Hale 62), besonders mit einheimischem Zeug, mit Seil- und mit Töpferwaaren (Erskine 269) und es gab einzelne Orte, welche besonders berühmt waren durch einzelne Waaren, wie z. B. Vanua levu durch seine Töpfe (eb. 421), außerdem mit Fischen, Matten, Yams, Kavawurzeln u. dergl. (Will. u. Calv. 1, 93). Handelstage wurden vorausbestimmt: man kam dann an der Küste, auf besonders dazu gepflasterten Plätzen, zusammen, allein da die Geschäfte häufig den Frauen überlassen blieben, so kam es auch nicht selten zu Zank (eb.).

Dieser Handel nun, welcher reiner Tauschhandel war, befand sich in der Hand der Bevölkerung von Levuka, Mbutoni und Malaki, welche, wie die Orang Laut in Malaisien, ein Leben fast ganz zur See, ihrer zweiten Heimat, führen, obwohl sie feste Wohnsitze an verschiedenen Punkten des Archipels haben (eb.). Nach Hale (62) stammten sie von Levuka aus Tonga, sie wohnten ursprünglich, was also nur heißen kann nach ihrer Einwanderung, in Mbau und siedelten sich erst, nachdem sie von dort durch die Bewohner von Moturiki vertrieben waren, auf Ovalau an. Allein diese tonganische Abstammung beruht wohl nur auf einem Irthum, auf einer Namensverwechselung. Auch in Tonga gibt es ein Lifuga (Lifuka) und da nun die Tonganer bei den Fidschis sehr angesehen sind, da sie ferner schon seit längerer Zeit

mit den Fidschis in eifriger Handelsverbindung stehen, so ist unter den Letzteren die Anknüpfung an jenen tonganischen Namen wohl absichtlich geschehen und hierauf beruht Hales Nachricht. An sich spricht nichts für diese Einwanderung: denn gleiche Namen finden sich auch sonst in polynesischem und melanesischem Gebiet, da die Sprachen beider viele Berührungen mit einander haben; Levuka aber ist ein Ort auf der Insel Ovalau, wie auch Malaki ein Inselchen nordwärts von Vitilevu und wohl auch Mbutoni ein ähnliches kleines Eiland der Riffe ist. Jene Vertreibung aber aus Mbau erklärt sich leicht, wenn man an die Lebensweise solcher Seehändler, solcher Orang laut denkt. Daß sie tief im jetzigen und vergangenen Leben der Fidschi wurzeln, zeigt sich schon in dem, was wir aus Hales weiteren Berichten (eb. vergl. 182) lernen, daß sie einen „König" haben, der zu Lakemba wohnt, daß jeder von den Levukern, der nach Mbau kommt, mit besonderen Ehren empfangen wird, weil ihnen eigentlich Mbau gehört; daß der Grund dieser Ehren aber tiefer oder anderswo liegt, geht daraus hervor, daß das Volk von Levuka sowohl, wie von Kamba (einem Vorgebirge von Vitilevu, Mbau gegenüber; vergl. La-kemba) die Weihen vornehmen muß, welche der Häuptling empfängt, der Oberherr von Mbau wird, und daß sich dieser nicht eher Tui-Mbau nennt, als bis er Tui-kamba und Tui-levuka ist.

Wir sehen also hier keinen polynesischen Einfluß, vielmehr eine durchaus selbständige Entwickelung melanesisches Lebens: aber freilich steht fest, daß der Fidschiarchipel durch alte Handelsverbindungen mit Tonga verbunden ist. Wie weit dieselben zurückgehen, läßt sich nicht berechnen: jedenfalls ist der Zeitraum von 100 Jahren, welchen Williams (Will. u. Calv. 1, 94) dafür ansetzt, viel zu kurz, wie schon verschiedene Fidschimythologeme (Mar. 1, 270 f.; Hale 177; Seemann 239) beweisen, nach denen freilich diese Gemeinschaft in das graueste Alterthum zurückversetzt wird; auch waren schon früh Tonganer nach Fidschi eingewandert. Für die längere Dauer dieses Verkehrs sprechen auch die Gegenstände desselben: namentlich Schiffsbauholz bekamen die Tonganer von den Fidschis, ja sie bauten in letzterem Lande gleich ihre Kähne und auch ihre Waffen bekamen sie von dort (Will. u. Calv. 1, 94; Seemann 239). Ferner holen sie von dort her Irdengeschirr, Mattensegel, Moskitoumhänge, Seil, Zeuge, und vorzüglich wichtig waren für sie die rothen Papageienfedern, welche

bei ihnen so hoch im Preis und in Fidschi auf einer Insel zahlreich zu haben waren (Will. u. Calv. eb.). Dafür brachten sie Kauris, Walzähne, Schmucksachen, in Tonga verfertigte Zeuge, eingelegte Waffen, später auch, womit sie anfangs großes Aufsehen erregten, europäische Eisengeräthe und Waffen. Doch erlangten sie auch die Waaren der Fidschis durch Hülfe, die sie ihnen im Krieg brachten, ja auch wohl dadurch, daß sie ihnen Weiber überließen (eb.). Besonders wichtig waren die Walzähne: denn diese galten in früherer Zeit — später wurden sie durch die Walerschiffe zu häufig und sanken im Preise, daher man sie, wie die Kauris, als Schmuck verwendet — für so kostbar, daß sie gradezu die Scheidemünze des Verkehrs bildeten (Hale 62; d'Urv. a. 4, 700). Doch hatte auch das einheimische Zeug im Handel eine ähnliche Geltung (Gaimard eb. 725).

Jetzt handeln die Fidschis auch viel mit Europäern, und Kokosöl (obgleich nicht in allzu großen Mengen), Schildpatt, Trepang (der in neuerer Zeit nachläßt), Arrowroot, Santelholz und seit 1862 auch Baumwolle, deren Anbau sich immer mehr ausbreitet (Seemann 48 f.), sind die hauptsächlichsten Ausfuhrartikel: als Einfuhr kommt dagegen, außer Geld, dessen Gebrauch den Fidschis jetzt ganz geläufig ist, Eisenwerkzeuge, Waffen, Munition, Tabak, Zeuge und auch ein geringes Quantum von geistigen Getränken (Erskine 269; Will. u. Calv. 1, 95; 93; Seemann 227; Bensusan J. R. G. S. 32, 48). Uebrigens fand Erskine (eb.) die Walzähne als Münze noch im Gebrauch. Wenn Bensusan versichert, das Land könnte weit mehr leisten, allein die Eingeborenen wollten sich nicht mehr anstrengen, da es habe, was es brauche: so ist dies im Allgemeinen richtig, doch aber ein fortwährendes Steigen des Verkehrs und des Umsatzes, also auch des Producirens nicht zu verkennen.

Eine Zeitrechnung haben die Fidschis zwar, doch ist dieselbe keineswegs sehr genau, vielmehr nur bestimmt nach den einzelnen Thätigkeiten des Landbaues und regelmäßig wiederkehrenden Naturerscheinungen: so heißt nach Hale (68) der Februar sesē-ni-ngasau-lailai, Blüthe des Rohres klein; der März sesē-ni-ngasau-levu, Blüthe des Rohres groß; der April vula-i-mbotambota, Mond des Zerstreuens, nämlich, wie Williams (1, 101) erklärt, der abfallenden Blätter; der Mai nach Hale vula-i-kelikeli, Mond des Grabens; die drei folgenden Monate beziehen sich auf den Yamswurzelbau, dann folgt Oktober

und November, Mbalolo-lailai und Mbalolo-levu, Mbalolo wenig und viel, denn im Oktober erscheinen zuerst einzeln die höchst merkwürdigen Thiere, eine Art Ringelwurm, Palolo viridis, welcher auch in den Riffen von Samoa Tonga und den Hebriden vorkommt, im November aber und zwar meist um den 25. treten sie in einer einzigen Mondscheinnacht in solchen zahllosen Massen auf, daß sie das Meer zwischen den Riffen buchstäblich ausfüllen. Dann werden sie massenhaft gefangen, gebacken und gegessen, worauf ein sehr streng gehaltenes Fest von vier Tagen folgt, welches als heilige Tabuzeit strengste Ruhe überall verlangt, so daß selbst das Schreien eines Säuglings dem betreffenden Haus Strafe zuzieht. Ehe diese Tage der Stille angehen, gleich nach dem Fang, steigt ein Grundbesitzer auf einen Baum und fleht zum „Gott des Himmels“ (Kalou ni lañi) um gutes fruchtbares Wetter; dann, nach beendetem Gebet, lärmen alle Anwesenden auf jede erdenkliche Weise eine halbe Stunde lang, worauf dann jene Ruhe eintritt. So schildert Hale (67) den Vorgang, der jetzt so nicht mehr im Schwunge ist. Allein auch jetzt noch spähen die Fidschis, wenn der Mbalolo gebacken ist, eifrig nach Regen, um „ihre Oefen zu löschen“; erfolgt keiner, so mißräth die nächste Yamsernte (Seemann 61; 59 f.). Auffallend ist es, daß das Erscheinen dieser Thiere sich genau nach dem Monde richtet: sie kommen im November beim letzten Viertel und zwar nach Mondaufgang; um 9 Uhr des Morgens sind sie schon spurlos verschwunden (eb.). Die beiden folgenden Monate, Dezember und Januar, heißen auf gleiche Art nach einem Fisch nuña-lailai und nuña-levu. Aehnlich, aber im Einzelnen abweichend, beschreibt Williams das Fidschijahr: denn nach ihm (1, 101) sind die Monate nur nach dem Bau und Wachsthum der Pflanzen und nach der Thätigkeit der Menschen genannt und Hales April und Mai sind ihm März und April. Der Widerspruch könnte sich vielleicht dadurch lösen, daß Hales Namen von den Lakembainseln, den südöstlichsten des Archipels, stammen und allerdings könnten solche Schwankungen bei der großen Ungenauigkeit dieser Zeitrechnung nicht wundern. Nach Williams bilden mehrere Monate zusammen eine Jahreszeit, und nennt man Februar und April die nasse Zeit, vula-i-uđa (Mond der Nässe), Juni und Juli vula-i-liliwa, die Zeit der Kälte, die Monate von Mai bis September vula-i-teitei, Mond oder Zeit des Pflanzens. Zu beachten ist, daß das Wort vula

„Mond" zu gleicher Zeit auch „Monat" bedeutet; der Mond ist es also jedenfalls, nach welchem auch die Fidschis in frühester Zeit ihre Zeit rechneten. Williams sowohl wie Hale zählen nun zwölf Monate, Erskine aber (253) weiß nur von elfen, welche nach ihm allerdings gleichfalls nach der Vegetation und dem Ackerbau eingetheilt sind, stets aber mit dem Neumond angehen. Nimmt man nun an, das Jahr, für das sie ein besonderes Wort haben (yabaki), beginne, wie Hale zählt, mit dem Februar und läßt man zwei gleichnamige Monate, etwa Dezember und Januar, als einen gelten, so würde das stimmen. Wie dem nun auch sei — denn die Fidschis selbst haben die Rechnung nicht genau gemacht — der Mond spielt jedenfalls hier bei der Zeiteintheilung eine Hauptrolle. Es scheint aber fast, als ob die Fidschis früher höhere Bildung und Genauigkeit im Laufe der Zeiten verloren hätten; wie es auch auffallend ist, daß im ganzen Ocean außer den Rotumanern nur sie das alte Wort für Mond, welches alle malaiischen Sprachen besitzen, bewahrt haben.*) Jetzt gilt natürlich das englische Jahr und seine Eintheilung unter den Fidschis, vielleicht daß jene Zwölfzahl der Monate ihm schon angehört, wie jedenfalls die Einführung der Woche; denn diese oder irgend einen besonderen Ruhetag hat man weder hier noch irgendwo in Melanesien gekannt (Erskine 253; v. d. Gab. 66-7). Nur einzelne Festzeiten, wie z. B. die Zeit der Brodfruchtreife, kannte und feierte man (Erskine eb.).

---

*) Für die Mal. Sprachen vergl. Humboldt 2, 242; Marsden Misc. w. 79 f.; Wallace 2, 456. Auch das Rotuma hat das Wort: denn hula, vor Consonanten hual' ist dasselbe: für die Stellung des Rotumanischen den übrigen polyn. Sprachen gegenüber ist diese Uebereinstimmung beachtenswerth. Die melanesischen Sprachen bei v. d. Gabelentz, Labillard. (2, Vok. 51), Cheyne, Turner (Sprachtafel) Marsden M. w. zeigen nur Spuren des Wortes: es findet sich im Bauro (v. d. Gab. 235) und im Gera (Guadalcanar eb. 244) als hura, sehr nahe klingend dem rotum. hula, ferner im Utenatadialekt auf Neu-Guinea, uran, im Dial. der Tritonbai und im Mairassi furan, Nordküste von Neu-Guinea kalangh, Neuirl. kalan, Westküste von Neu-Guinea (Küste Onin) punono (Sal. Müller b. 113; v. d. Gab. 5). Auch mikrones. Sprachen haben Verwandtes. Die polyn. Sprachen und so auch das Sikayana (Cheyne) gebrauchen meist marama, eigentlich Licht, welches Wort vielleicht in alter Zeit wegen eines Tabu, welches auf dem speziellen Worte für Mond lag, aufgekommen ist. Doch findet es sich ähnlich auch in mikrones. Sprachen (Cham. 63 Wolea moram).

Von Astronomie wissen die Fidschis nichts, auch unterscheiden sie die Fixsterne nicht von den Planeten; nur den Morgen- und Abendstern kennen sie, welchen sie „Bezeichner des Tages und der Nacht" nennen (Hale 68). Daraus folgt schon, daß ihre Leistungen zur See nicht bedeutend sind, wenn sie auch bei ihren Küstenfahrten Tüchtiges leisten (eb.). Ihre weiteste Fahrt mag wohl bis Rotuma gewesen sein, wenigstens muß man nach der Sage bei Micheleva y Rojas (172; siehe Bd. 5, 2, 182) annehmen, daß sie die Insel besucht haben: sonst aber befahren sie nur ihren Archipel, den ihre Fürsten sehr genau Insel für Insel kennen, und kommen allenfalls noch bis zum Tongaarchipel, obgleich in den meisten Fällen die Tonganer, die ungleich seetüchtiger sind, zu ihnen kommen (d'Urville a. 4, 426; 447 f.).

Auch hierin scheinen sie einigermaßen herabgekommen zu sein: wenigstens finden wir bei den übrigen Melanesiern auf diesem Felde größeren Reichthum. So kennen die Tannesen (Turner 89) eine ganze Reihe Sternbilder, für deren jedes sie einen besonderen Namen haben, Kahn mit Ausleger, Ente, Schütz, Feuerzange, die essenden Kinder u. s. w., auch wissen sie von jedem dieser Bilder mythologisch anzugeben, warum es an den Himmel gekommen ist; welche höchst wichtigen Mythen uns Turner leider nicht mittheilt. Nach dem Aufgange dieser Sternbilder wissen die Tannesen die nächtliche Zeit genau einzutheilen und zu bestimmen; und so wird auch trotz ihrer schlechten Kähne die Schiffahrt der neuen Hebriden (eb. 395) gerühmt. So rühmt auch Salerio (942), daß die Bewohner der Massimsinseln (östlich von Neu-Guin.) erfahren in der Kenntniß des Windes und deshalb tüchtige Schiffer seien. Eingeborene der Nitendigruppe kannten erstlich ihre Gruppe sehr genau, außerdem aber noch die „Taumakogruppe", Taumako, Sikayana und „Towleakey" *) (Dillon 2, 269). Weite Fahrten, die oft 10—12 Tage dauerten, so berichtet Surville (242), unternehmen auch die Bewohner von Isabel,

*) Dillon hat obige Nachricht von den Eingeborenen selbst, welche also jene Inseln als eine zusammengehörige „Gruppe" auffaßten. Wir sehen darin eine neue Bestätigung unserer im vor. B. 2. S. 176 f. vorgetragenen Ansicht. Was aber ist das räthselhafte Towleakey? Sollten wir darin ein mißverstandenes Tokelau haben?

sie scheinen bis ins malaiische Gebiet ausgedehnt zu sein, denn, sagt er, sie fahren bis ins Land der „Weißen", welche lange Haare, goldene Ohrgehenke und sich bis auf den Gürtel nackt trügen. Diese Fahrten richten sich nach dem Auf- und Untergang einzelner Sterne — das Nähere fehlt leider —, welche die Schiffenden kennen.

Auch eine bestimmte Zeitrechnung haben die übrigen Melanesier. In der Nitendigruppe (Dillon 2, 219) rechnet man nach der bestimmten Wiederkehr des Westmonsunes (rackey). Dasselbe finden wir auf Neuguinea; auch zu Lobo rechnet man nach dem Monsun (N. Guin. 129), indem auch dort, wie es scheint, das Jahr (ṅaraksa) mit dem Westmonsun oder vielmehr mit dem Windumschlag, wofür man einen Monat rechnet, Anfang Oktober beginnt; welcher Zeitpunkt auch außerdem durch ein Naturereigniß, nämlich durch das Ausschlagen der Kasuarinen — wobei man bedenke, daß dieser Baum vielfach im Ozean heilig ist — und durch eine wichtige Beschäftigung bezeichnet ist, nämlich durch den Beginn der Trepang- und Schildkrötenfischerei. Die eine Hälfte des Jahres bildet der Westmonsun, die zweite, ganz wie zu Nitendi, der Ostmonsun; ja auch dieselbe Bezeichnung für die Jahreshälften finden wir wieder, denn das neuguin. ṅa-rak-wida (ein Monsun) ist sicher dasselbe Wort wie das rak-ey der Nitendigruppe. Merkwürdig aber ist es, daß die Eingeborenen von Lobo zugleich wie die Fidschis und andere Melanesier nach dem Monde rechnen: jedes ṅa-rak-wida hat sechs uran-sa, d. h. sechs Monate (uran Monat, sa eins, also „ein Monat"). Von den sechs Monaten des Westmonsuns geht einer ab für die „große Ebbe" wie die Eingeborenen merkwürdig genug die Zeit nennen, wann der Wind kentert (Modera 114; Sal. Müller b. 97 f.). Wenn nun Friedr. Müller (Novaraexped. Ethnol. 18) in dieser Zeitrechnung muhamedanischen Einfluß erkennen will, so wird diese Annahme zunächst durch die vollständig melanesische Zeitbestimmung widerlegt, welche, wenn die ganze Rechnung aus der Fremde aufgenommen wäre, gleichfalls fremden Ursprungs sein würde; dann aber und noch schlagender, daß wir überall in Melanesien, auch wo keine Möglichkeit

*) Ganz ähnlich scheint im Rotum. sich mit hula Monat die Zahl eins und zwar in der construirten Form (Hale) zu verbinden: wenigstens erklärt sich auf diese Weise die Form huaildia, welche Marsden Misc. w. nach Bennett als das rotum. Wort für Mond hat.

eines solchen Einflusses ist, dieselbe Eintheilung, zum Theil sogar dieselben Namen finden. So rechnen auch die Bewohner der Humboldtsbai nach Mondmonaten (N. Guin. 182). Mond und Monat fällt zusammen im Aneityum (v. d. Gab. §. 130), im Bauro (eb. §. 471), im Gera (eb. 500), im Mare (eb. §. 362). Denn Aneityum mahoc ist sicher dem baladeanischen moe und tannesischen maukua verwandt, man darf also auch hier wohl auf gleiche Bedeutung schließen und so hätten wir Mondmonate auch im Salomoarchipel, in den neuen Hebriden, den Loyalitätsinseln und auf Neucaledonien. Daß sie erst durch die Europäer eingeführt sind, ist nicht denkbar: wäre den Melanesiern der Begriff Monat, also die Zeitrechnung nach den Mondläufen nicht geläufig gewesen, dann hätten die Europäer nicht das melanesische Wort Mond dafür brauchen können, sondern gewiß eine europäische Bezeichnung des Zeitabschnittes eingeführt. Auch ein Wort für Jahr haben die Sprachen der neuen Hebriden sowohl wie der Loyalitätsinseln, während die vorliegenden Uebersetzungen aus dem Bauro und Gera (eb. §. 471; 500) das Wort durch Umschreibung (viele Monate) wiedergeben. Seltsamer Weise hat aber das Mare dafür ein Wort, welches sowohl mit dem Namen des Jahres auf Nitendi als auf Neuguinea verwandt erscheint. Mar. ke-ṅe-rek-ene, neug. ṅa-rak-wida, nit. rak-ey. Und so scheint auch dieser Begriff Gemeingut der Melanesier gewesen zu sein, nur daß er entweder bei der so höchst mangelhaften Kenntniß des Archipels an manchen Gegenden des Gebietes noch nicht beachtet ist, oder aber daß ihn die Eingeborenen selber in späterer Zeit — denn diese ganze Zeitrechnung hat etwas Trümmerhaftes — an einzelnen Orten verloren haben.

Man zählt nach Nächten, nicht nach Tagen, wie die Sprachen deutlich ausweisen. Vom Fidschi sagt es v. d. Gabelentz §. 54 ausdrücklich, ebenso vom Mare §. 321; allein auch von den übrigen Inseln kann man es sprachlich erschließen. Aneityum heißt inpeñ heute, Tag aber adiat und epeñ Nacht (polyn. poñi): inpeñ heißt also wörtlich „die Nacht“, denn in ist Artikel, wie Fidschi saboñi boñi (boñi Nacht) morgen heißt. Die Missionäre zählen zwar in ihren Uebersetzungen (bei v. d. Gab.) nach Tagen, sei es, daß auch hier das Bewußtsein der Eingeborenen unsicher geworden ist, sei es, daß sie selber falsch übersetzt haben. Allein jenes inpeñ beweist unsere Be-

hauptung schlagend. Mit diesem Worte vergleicht nun v. d. Gabel. §. 277, b. das tannesische in pet heute: und auch dies pet wird demnach wohl ursprünglich Nacht bedeutet haben. Dann ist also auch auf Tanna nach Nächten gezählt, und auch hier ist es eine Ungenauigkeit, wenn die Missionäre in den Uebersetzungen nach Tagen zählen. In Gera nun findet sich im Vaterunser ein Wort puieni heute und puino täglich*), welches entschieden an Fidschi boñi, Duaura (Neucaled.) puñi, Aneityum e-peñ Nacht erinnert und wohl denselben Sinn hat wie aneit. inpeñ, da denn puiño zu schreiben wäre. Ob aber das Bauro diini, wohl gleichfalls heute, dieselbe Bedeutung hat, lassen wir dahin gestellt. Jedenfalls aber, so dürftig unsere Berichte auch sind, dürfen wir annehmen, daß auch im übrigen Melanesien nach Nächten gezählt wird.

Das Zahlsystem dieser Völker ging, worin man v. d. Gabelentz (§. 519) beistimmen muß, wohl ursprünglich nicht über die Dreizahl hinaus, auf welche dann sogleich der Begriff der Vielheit folgte. Wenn aber jener ausgezeichnete Gelehrte der Meinung ist, die Zahl vier sei von den Polynesiern entlehnt, so sprechen hiergegen die durchaus selbständigen Formen der betreffenden melanesischen Zahl. Es scheint vielmehr, daß wir drei Stufen des melanesischen Zahlsystems zu unterscheiden haben; zunächst, wo ihnen alles was über drei war, als viel galt, wo aber die Dreiheit so ihre Vorstellungen beherrschte, daß sie dieselben auch in der Gestaltung ihrer ganzen Sprache, in welchem der Trialis eine große Rolle spielt, ausdrückten, dann, wo ihnen an der Hand und ihren fünf Fingern die Fünfzahl aufging, daher sie vielfach fünf durch lima Hand (Fidschi, Neuguinea Sal. Müller b. 117) bezeichnen, und Neuguineer von Utenata jede Zahl bis fünf nur durch den betreffenden Finger bezeichneten, den sie hinhielten (Müller eb.); und drittens, wo sie weiter zählen lernten, zunächst bis 20, wie denn das Mare (v. d. Gab. §. 519) 20 geradezu durch „ein Mensch" (Finger und Zehen) ausdrückt; andere Sprachen freilich zählen selbständig nur bis zehn, so das Fidschi, dessen Zahlen aber

*) Gera: Dori mai puieni hama eru hanihana puino
gib her heute herzu uns Brod täglich v. d. Gab. §. 507.
Bauro: hamai diini tana meu ni mareho ni ngau
herzu, gib, heute (?) zu uns das Genügende zu essen eb.

nicht, wie v. d. Gabelentz will, aus dem Polynesischen entlehnt sind, da wir sie genau übereinstimmend auch auf Neuguinea wiederfinden (eb. S. 8). Höhere Zahlen werden durch Addition gebildet, welche viele Sprachen indeß auch schon nach fünf anwenden. Für 1—3, für 5, für 10 aber haben die meisten einen bestimmten, eigenthümlichen Ausdruck. Jede Entlehnung also aus dem Polynesischen weisen wir ab. Das Material für diese Untersuchungen ist leider ein sehr unvollständiges: es fehlt vor allen Dingen an Vorrath aus dem Britannia- und Salomoarchipel.

Wir werden uns nach allem Vorstehenden, welches freilich in Einzelnheiten noch reichlich vermehrt werden könnte, ein klares Bild von der geistigen Befähigung der Melanesier machen und die Behauptung aussprechen können, daß sie eine hervorragend bedeutende ist. Das sehen wir an den Fidschis zunächst, welche von vielen Berichterstattern des verschiedensten Standpunktes als die fähigsten und geistig bedeutendsten aller Oceanier hingestellt werden. Jedenfalls stehen sie den Polynesiern in nichts nach: und die Art und Weise, wie sie im Verkehr mit den Europäern äußerlich und innerlich gelernt haben, ist allerdings eine höchst beachtenswerthe. (Will. u. Calv. 1, 107). Williams (eb.) rühmt zugleich, worauf auch wir hinweisen müssen, die Schärfe ihrer Sinne, in der und deren Anwendung sie die Weißen vollständig übertreffen; sowie sie auch weit mehr die Natur praktisch beherrschen und sich in allen Lagen sofort mit allerhand Werkzeug und Hilfsmitteln zu versehen wissen, wo Weiße oft ganz hülflos sein würden. Aber überall finden sich in Melanesien ähnliche Erscheinungen. So sind nach Tardy de Montravel (nouv. ann. des voy. 1854, 4, 93) auch die Neucaledonier so gut begabt wie irgend eine Bevölkerung des Oceans; und doch stehen in ihren Leistungen die Fidschis nicht nur, sondern auch viele andere Melanesier höher wie sie. Auch die Bewohner der Loyalitätsinseln (die Fichteninsel mit eingeschlossen) sind nach Cheynes Schilderung, ebenso die der Hebriden nach Turners, die der Nitendigruppe nach Dillons geistig nicht unbedeutend. Erskine sagt (400) von den Kunaiern, daß sie leicht englisch lernen, auf englischen Schiffen treffliche Seeleute werden und sehr intelligent sind. Die Bewohner von Aneityum zeichnen sich aus durch die Leichtigkeit, fremde (d. h. jedoch oceanische) Sprachen zu zu lernen (Patteson ev. Miss. Mag. 1869, 324). Besonders hoch

gestellt aber werden die Bewohner von Neubritannia, die Tombaraner, Biraraner, Amakataner, von Labillardiere die Bewohner der Admiralitätsinseln. Dasselbe gilt, trotz ihrer sittlichen Roheiten, von den Bewohnern der Insel Ruk, sowie von denen der Louisiade und der Torresstraße; man kann sie, wenn man Labillardiere, d'Entrecasteaux, Macgillivray, Jukes Schilderung gelesen hat, nur für vorzugsweise begabt halten und auch für geschickt genug, von ihren Anlagen auch in ihrer jetzigen Lage guten Gebrauch zu machen. Alle die Melanesier, welche in der Missionsanstalt der melanesischen Mission erzogen wurden, zeigten sich gut befähigt; alle lernten leicht das Aeußere der modernen Cultur, alle leicht schreiben und lesen, manche auch noch mehr, z. B. fremde Sprachen, ja einer konnte sogar nach zehnjährigem Lernen zum Geistlichen ordinirt werden; zu praktischer Thätigkeit wie kochen, bauen, Garten bestellen zeigen sich alle anstellig (vergl. den sehr interessanten Aufsatz: Züge a. d. Melanes. Miss. im ev. M. M. 1869, 356 f. 379). Von den meisten Neuguineern gilt dasselbe: von keinem Stamm aber im höheren Maße, als von den Anwohnern der Humboldtsbai, welche nach den holländischen Berichten sehr große Fähigkeiten — wir reden hier zunächst nur von Fähigkeiten intellectueller Art — besitzen. Daß wir nun unter diesen Völkern auch sehr tief stehende finden, wie z. B. die Bewohner der Mariannenstraße, welche Sal. Müller geradezu als ungestüme Wilde im eigentlichen Sinne und von thierischer Lebensart schildert (b. 53 f. 121; Modera 34 f.), und die vom Utenata, welche nicht viel höher stehen, so ist dies durchaus nur natürlich, denn auch hier gilt der Satz wie überall in der Geschichte der Menschheit, daß Befähigung auch Entwicklung verlangt, daß letztere nicht überall eintritt und dann auch die erstere unbedeutender erscheint, ja immer mehr schwindet. Zu den Melanesiern, welche sehr wenig in geistiger Beziehung leisten, gehören (nach Wallace) die Aru- und Keyinsulaner; sowie sich in allen Gruppen einzelne minder gut situirte und also auch minder entwickelte und minder befähigte Stämme und Individuen vorfinden. Im allgemeinen scheinen die Melanesier freilich den Polynesiern nachzustehen, allein einmal sind wir über die letzteren weit besser unterrichtet, zweitens ist die geographische Beschaffenheit Melanesiens menschlicher Entwickelung im hohen Grade hinderlich, und drittens scheinen die Melanesier, mit Ausnahme der Fidschi, von früherer höherer Entwicke-

lung herabgesunken zu sein. So namentlich im Seewesen, im Hausbau, in der Zeitrechnung u. s. w.

Auch in ihrem ganzen äußeren Gebahren finden sich Züge, welche auf eine höhere und langgeübte Cultur hindeuten; andere, welche mit polynesischen Sitten übereinstimmen. So findet sich der Namenstausch unter Freunden, der in Polynesien so gewöhnlich war, allerdings auf Fidschi nicht (d'Urville a. 4, 706), wohl aber in der Nitendigruppe (Mendana fand ihn 1595 auf St. Cruz, Dalrymple 175; Dillon 2, 161 und Gaimard bei d'Urv. a. 5, 329 auf Vanikoro), auf den Salomoinseln (wo ihn gleichfalls Mendana 1567 vorfand, nouv. ann. des voy. 1852, 3, 61; d'Urv. b. 5, 76) auf Tanna (N. 3, 94) und den Inseln der Torresstraße (Macgill. 2, 44). Auch hier setzt diese Vertauschung des Namens den allerinnigsten Freundschaftsbund voraus, der fürs Leben geschlossen ist und auf völliger Güter- und Lebensgemeinschaft beruht, daher der Freund dem Freunde auch sein Weib mitzutheilen verpflichtet war (d'Urville b. 5, 78). Den Europäern aber bot man deshalb so vielfach diesen innigen Freundschaftsbund gleich beim ersten Bekanntwerden an, weil man sie für höhere Wesen, für Götter hielt und auf diese Weise sich ihre Gunst erwerben wollte. Als Gruß war auf Wagen (Freycin. 2, 56) das polynesische Nasenberühren im Gebrauch, das sonst von keinen Punkte melanesisches Gebietes erwähnt wird außer noch von den Inseln der Torresstraße und vom südöstlichen Neuguinea. Doch schildert Macgillivray (1, 258) den Gruß so, daß man mit Zeigefingern und Daumen der einen Hand die Nase des Begrüßten berühre und zu gleicher Zeit mit der anderen Hand ihn zu beiden Seiten des Nabels leise kratze. Eine Art Handschütteln, wobei man die Hand des Gegrüßten leise mit den eigenen Fingern kratzt, ist daneben im Gebrauch (Mein. d. 116) wie Handschütteln als Gruß auch sonst erwähnt wird (N. Guin. Kolff 331). Auf den Fidschis ist es erst durch die Missionäre eingeführt zugleich mit dem Gruß: ich liebe dich. Früher kannte man nur eine eigenthümliche Art von Kuß oder eigentlich ein Mittelding zwischen Nasenreiben und Kuß, nämlich ein Beschnüffeln des zu Grüßenden, Gleichstehende beschnüffelten einander das Gesicht, minder Vornehme Vornehmeren die Hand, Geringere Vornehmen das Knie, den Fuß. Auch hatte man verschiedene Grüße, Morgens sagte man „er-

wacht", oder „du bist erwacht"; Abends „schlaf" oder „leg dich nieder", worauf an einzelnen Orten die Antwort erfolgt: „wir sehen uns morgen wieder". Ankommende Fremde begrüßte man mit dreimaligem Händeklatschen und dem Zuruf „komm in Frieden", worauf der Name und die Heimat des Kommenden genannt werden muß. Auch hier gab es Unterschiede nach dem Rang. Zu einem Weggehenden sagt man „du gehst"; er antwortet „ich gehe; ihr bleibt". Aehnlich sagte ein Abreisender zu seinen Freunden: „ihr bleibt und habt Acht"; sie antworteten „ja und du reisest". Doch begleitete man absegelnde Gäste bis zur, ja wohl bis in See; wie man auch ankommende Schiffer, wenn ein Stamm, ein Fürst den anderen besuchte, feierlich und mit einer Menge von Ceremonien empfing (Will. u. Calv. 1, 152 f. 155-6). Diese ceremoniösen Redensarten werden in ganz künstlicher Sprache, bald sehr rasch, bald wieder langsam und seltsam lispelnd gesprochen (eb. 153). Für die Fürsten hat das Volk eine Art von singendem Gruß, einen lang modulirten Zuruf, der dialektisch verschieden, verschieden aber auch für Männer und Frauen ist. Uebrigens dankt auch jeder Fürst jedem Mann aus dem Volk freundlich (eb. 1, 38). Fremde Gäste bringt man in das Gemeindehaus und bewirthet sie auf öffentliche Kosten. Eine Höflichkeit war es auch, daß die Weiber am Utenata, wenn die Holländer Abends ins Schiff zurückkehrten, laut schrieen, um ihren Schmerz wegen des Abschieds zu zeigen (Sal. Müller b. 79). Ueberall ferner ist man den Europäern freundlich entgegen gekommen, gastfrei und zutraulich, sobald die erste Bekanntschaft gemacht war (Inseln nördl. v. N. Guin. Schouten 52; 56; 59; Kolff Mar.str. 329 f. Torresstr. Macgill. 2, 34; Salom. Shortl. R. 133; Hebr. Forster R. 3, 7; Nit. Dillon 2, 163; 172; 217 u. s. w.): vorher freilich sind die Eingeborenen vielfach scheu (Forster R. 3, 68; 95; Kolff 327; Modera 24 f.; Birara Dampier 5, 95; Louis. Macg. 1, 187; Salom. Tasman bei Swart 38; Surville 247; 221 u. s. w.). Aber da man die Europäer überall für Götter oder Geister hielt, so kann das nicht wundern, man fürchtete sich vor diesen Geistern und daraus erklärt sich uns noch vieles: zunächst manche Feindseligkeit, wie denn die Bewohner von Vanikoro des gescheiterten La Perouses Unglücksgenossen aus Furcht tödteten (Dillon 2, 166; 194), die Mallikolesen Cook und Forster (R. 40) wegzugehen baten; wie man

andererseits die Ankömmlinge mit besonderer Feierlichkeit behandelte: so nahmen — von dem fortwährenden Singen war schon die Rede — die Eingeborenen von St. Johann ihre Bastmützen vom Kopf, um die Holländer zu begrüßen, und legten ihre Hände, oder wenn sie die Höflichkeit steigern wollten, grüne Blätter auf denselben (le Maire a. Hist. d. R. 11, 470). Ebenso tauchten die Eingeborenen der Hebriden (Mallik.) die Hände ins Wasser und legten sie dann auf den Kopf, allerdings erst, als nach ausgebrochenem Streit der Friede wiederhergestellt war (Forster R. 3, 15). Grüne Zweige gelten überall als Friedenszeichen (Forster R. 3, 7; 72 und sonst oft). Auch unter sich sind sie durchaus friedfertig und zanken und stoßen sich nicht, z. B. bei der Austheilung von Geschenken, welche doch die Leidenschaften erregen. Nur selten kommen Unarten der Art vor, wie denn le Maire allerdings von heftigem Zank und Raufen unter den Johannsinsulanern erzählt, bei welchem sie in der Leidenschaftlichkeit einander gar bissen (Hist. d. R. 11, 470) und auch Forster auf Mallikolo ähnliches erlebte (R. 3, 41). Die ausgebildetste Höflichkeit aber herrscht zu Fidschi, wo es wie im übrigen Polynesien äußerst unschicklich sein würde, in Gegenwart eines Vornehmeren zu stehen, anstatt sich sofort niederzusetzen (d'Urville b. 4, 213; Wilkes 3, 118 f.; Erskine 294 f.; Will. u. Calv. 1, 38). Wer mit einem Vornehmeren spricht, namentlich aber ihn um etwas bittet, schlägt dabei die Augen nieder und streicht mit der Hand sich über den Bart und da nun bei Höflichkeitsreden, bei Empfang von Gaben u. s. w. der welcher seinen Respekt zu bezeigen hat, in die Hände klatschen muß, so ist seine Stellung oft sehr unbequem (Will. u. Calv. 1, 38 f.; 153). Ja so weit geht die Höflichkeit, daß wenn ein Vornehmerer, der Herr fällt, der Niedere, der Diener sich mit ihm niederwirft, nur um jenen nicht durch größere Geschicklichkeit zu beschämen; doch erwartet er dann entsprechend der Tiefe des Falles ein größeres oder geringeres Geschenk (Will. u. Calv. 1, 39). Auch gibt es hier, ähnlich wie zu Samoa, bei allen festlichen Gelegenheiten besonders angestellte öffentliche Redner (eb.), wie denn die Vornehmen hier überhaupt, trotz des Cannibalismus hohen Werth auf anständiges gemessenes Wesen und äußere feine Sitte legen (eb.). Sie haben im Umgang ein durchaus vorsichtiges gewandtes Benehmen und wissen sich immer so zu beherrschen, daß sie auch bei größter Erregung

äußerlich ganz ruhig erscheinen, daß sie aber auch fast nie sich ohne Zurückhaltung und Verstellung geben (Will. u. Calv. 1, 107). Auch hat man hier eine besondere Höflichkeitssprache gegen Vornehmere und eine große Menge besonderer Höflichkeitsformen und -formeln gegen die Häuptlinge (eb. 1, 37 f.), von denen wir später manches zu erwähnen haben. Auch bei ihren öffentlichen Festen oder Besuchen herrscht die allerstrengste Etikette: wie es im höchsten Grade schimpflich für einen Häuptling wäre, die aufgehäuften Speisen vor der Vertheilung auch nur zu berühren, so gibt es auch ganz bestimmte Gesetze der Vertheilung dieser Speisen, die jeder anwesende Stamm und Häuptling besser, reichlicher und früher je nach Rang und Würde erhält. Irgend ein wenn auch ganz absichtsloses Zuwiderhandeln würde die ärgste Beleidigung sein, die schon öfters vom Beleidigten durch Ermordung des Thäters gerächt ist (Will. u. Calv. 1, 149 f.). Alles dies, zugleich freilich auch ein gutes Theil von Eifersucht mag die Ursache sein, daß Häuptlinge einander am dritten Ort zu treffen sehr vorsichtig vermeiden (eb. 1, 37). Ferner beruht darauf, wie dies Williams ausdrücklich vielfach gesagt wurde, ein großer Theil ihrer Gastfreundschaft: jedem der vorbeikommt wenn sie essen, theilen sie reichlich von ihren Vorräthen mit, nur um ihn nicht zu beleidigen und dann seine Rache fürchten zu müssen (1, 151). Ja man mischt um nur recht höflich zu sein, wohl auch plumpe Schmeicheleien und Uebertreibungen in die Unterhaltung (155). — Ebenso ceremoniell ist man beim Geben oder Empfang von Geschenken: man gibt sie mit sehr verkleinernden Worten, eine reichliche Gabe an Lebensmitteln z. B. mit der Bemerkung: „daß du deinen Hund damit füttern kannst"; allein trotzdem erwartet man stets irgend ein Gegengeschenk. Geschenke, die man stets unter einem Segensspruch gegen den Geber empfängt, küßt man oder legt sie auf den Kopf, zum Zeichen, wie werth sie sind (Will. eb. 155), welche letztere Sitte übrigens in ganz Melanesien herrscht.

Die Feste der Fidschis, bei denen enorme Speisemassen verschlungen werden — unter anderen wohl die größten Puddinge der Welt, denn Williams sah welche von 21′ Umfang — sind sehr zahlreich. Die Kavafeste, welche hauptsächlich auf Somosomo gefeiert werden und deren Detail Williams 1, 141 f. beschreibt, sind ganz den tonganischen ähnlich (d'Urville b. 4, 207). Die Gelegenheiten zu

Festlichkeiten sind theils öffentliche, z. B. Krönung des Königs, die Einlieferung der Abgaben (eb. 1, 24 39; Erskine 432-3, 293), was an das tonganische Inatschi erinnert, theils religiöse, theils rein familiäre, wie bei der Geburt eines Kindes das Abfallen des Nabelstranges gefeiert wird (eb. Will. 1, 176). Auch Krieg und Frieden giebt zu mancher Festlichkeit Anlaß, sowie die Jagd oder der Fang mancher Thiere, z. B. der Schildkröten (Erskine 420-1.).

Spiele haben die Fidschiinsulaner mannigfaltige, Wettschießen, wozu man einen besonderen Platz bei jedem Dorfe hat (Erskine 170; Will. und Calv. 1, 162), Ringen, wobei auch Männer mit Weibern ringen, aber Niemand Schmerz zeigt, Wettschwimmen, Wettsegeln, Wettlaufen, in der Brandung Schwimmen treiben auch die Erwachsenen viel, die sich aber auch mit jenen maskeradenartigen Verkleidungen und mancherlei Anderem vergnügen (Erskine 473, 455); die Kinder haben Spiele wie die unsrigen, Schaukel, Verstecken Ballspiel mit Orangen u. s. w. (Will. und Calv. 1, 161 f.). Häuptlinge ergötzen sich auch daran, in ihren Häusern alle möglichen Seltsamkeiten anzusammeln; sie halten deshalb auch Krüppel (Erskine 465).

Oeffentliche Feste haben auch die übrigen Melanesier und zwar ähnlicher Art, wie die Fidschis, nur einfacher und roher. Auch hier ist es der Krieg, der zur Feier Anlaß giebt, wie z. B. bei den Anwohnern der Speelmannsbai ein Fest gefeiert wird, wenn ein Feindeskopf erbeutet ist (Neu-Guinea 128). Oder die Feste sind religiös: wie die Doresen den Neumond mit Gesang und Trommelschlag begingen (Forrest 103); oder familiär, wie die Niederlegung der Gebeine eines Verstorbenen in die allgemeine Gruft ein Fest ist bei den Anwohnern der Speelmannsbai (Neu-Guinea 126). Auch werden ganz ähnliche Spiele wie auf Fidschi erwähnt, Wettlauf, Steinwerfen und dergl. dienten z. B. auf Tanna als Belustigung (Turner 495).

Die Weiber werden im Ganzen hart gehalten. So haben sie auf Neucaledonien (Labillard. 2, 228 Forster Bem. 363; R. 3, 236) und Kunaie alle schwere Arbeit zu thun, müssen die Lasten tragen, fischen, Holz, Wasser holen, Zeug, Körbe bereiten, kochen, die Kinder besorgen u. s. w., während die Männer nur die Yams pflanzen, Häuser und Kähne bauen und sonst schlafen (Cheyne 7). Doch waren sie auf Baladea dabei fröhlich und zutraulich (Forst. R. 3, 207.

236) und die schändliche Grausamkeit eines Häuptlings aus dem Norden der Insel, welcher eine ganze Reihe Weiber bloß als Zielscheiben seiner Flinte niederschoß (Hood 216), war gewiß etwas ganz außergewöhnliches. Dieselbe Stellung haben sie auf den Loyalitätsinseln (Cheyne 15) und den neuen Hebriden (Turner 12. Forster Bem. 363, R. 3, 101, 138.), wo sie auf Tanna eigentlich immer Alles was sie besitzen bei sich schleppen müssen, aus Furcht bestohlen zu werden (eb.). Doch werden sie außerdem von den Männern hier wie im Salomoarchipel (d'Urville b. 5, 107) im ganzen freundlich behandelt (Bennet bei Bergh. 9, 548). Alle Arbeit liegt auf ihnen auch in der Nitendigruppe (d'Urv. a. 5, 164), im Salomoarchipel (d'Urv. b. 5, 107), auf Birara (Dampier 5, 95) und auf Nuk (Reina 361), wo die jungen Männer nur spielen, rauchen und schlafen, die Greise aber vielfach mit Netzflechten beschäftigt sind (eb.). Schon daß die Weiber fast stets alle Zierrate den Männern überlassen müssen und viel einfacher gehen (z. B. Dampier 5, 95; Sal. Müller b. 70), kennzeichnet ihre Stellung. Auf den Inseln der Torresstraße aber ist es besser, hier theilen die Männer mit den Frauen die schwere Arbeit, wie denn hier überhaupt das Familienleben nicht ganz ohne Anmuth ist (Macgillivray 1, 271; 2, 9; Jukes 1, 177; 2, 247; Mein. Zeitsch. v. Naum. 3, 115). Dagegen sind sie auf Neu-Guinea am Utenata wieder sehr durch schwere Arbeit gedrückt (Sal. Müller b. 65 f.; Modera 79), ebenso zu Dorei, wo zwar die Männer den Boden klären, die Weiber aber alle Feldarbeit thun müssen (Neu-Guin. 159). Bessere Stellung haben sie an der Humboldtbai.

Auch auf den Fidschiinseln haben die Weiber eine außerordentlich schlechte Stellung. Ganz abgesehen davon, daß sie aus denselben religiösen Gründen, die wir auch bei den Polynesiern herrschend fanden und auf die wir zurückkommen, ganz abgesehen also davon, daß sie vom Besuch der Tempel, von vielen Speisen u. dgl. ganz ausgeschlossen sind, was übrigens auch sonst in Melanesien vorkam (Turner 85, 86; Forster Bem. 365), so müssen sie alle Arbeiten thun und sind ganz und gar nur die Lastthiere der Männer (Will. und Calv. 1, 169; Wilkes 3, 223, 322). Kahn- und Hausbau freilich, sowie auch einen Theil der Ackerbestellung besorgen die Männer (Gaimard bei D'Urville a. 4, 703) aber dies sind gerade die geachtetsten Be-

schäftigungen im ganzen Ozean, welche zu besorgen die Weiber schon für viel zu schlecht gelten. Ja nicht einmal vor grausamen Mißhandlungen sind sie hier sicher, wie es auch bisweilen vorgekommen ist, daß sie sich deshalb erhängt haben (D'Urv. b. 4, 253); denn die Herrschaft des Mannes über die Frau ist eine völlig absolute und straflos kann er sie tödten und verzehren (Wilkes 3, 92). Doch war die Stellung der Weiber nicht gleich und z. B. in Vanua levu entschieden besser als an anderen Orten (Will. und Calv. 1, 118). Daher erklärt es sich, daß Erskine (255) die Behauptung aufstellte, sie stünden nicht tief. Wenn aber Wilkes (3, 93) sagt, daß die Eingeborenen geradezu mit den Weibern Handel trieben, so widerspricht Williams dem auf das Entschiedenste, ja er erklärt jenen Fall, den Wilkes verallgemeinernd erzählt, viel harmloser. Uebrigens erzählt er ferner, daß allerdings die Weißen einen förmlichen Handel mit Weibern dort erst eingeführt haben (1, 168).

Und doch ist im allgemeinen das Leben der Geschlechter untereinander reiner als in Polynesien. So herrschen in Neucaledonien geschlechtliche Ausschweifungen nicht (Malte Brun bullet. soc. geogr. 1854, 1, 238 f.), obwohl die Weiber volle Freiheit hatten (Erskine 356), ebensowenig in Halgan (Uwea) (Erskine 341, Cheyne 25), wo auch die Mädchen die Keuschheit streng bewahrten; und wenn auch auf den übrigen Loyalitätsinseln vor der Ehe geschlechtliche Freiheit herrscht (Cheyne 15), wenn dasselbe auch auf den Hebriden stattfindet (Cheyne 36), so hielten sich doch hier die Frauen überall zurück und irgend welche Ausschweifungen kamen nicht vor, wie denn z. B. Forster, der in wissenschaftlichen Dingen fern war von irgend welcher Prüderie, ganz ausdrücklich (Bem. 425) versichert, daß Cooks Matrosen in Melanesien nirgends geschlechtlichen Umgang mit den Weibern gehabt hätten. Und nur selten wird von den Reisenden irgend welches Entgegenkommen berichtet, oder gar jenes unzüchtige Anlocken, womit die polynesischen Schönen gleich die ersten Europäer empfingen. Nur auf Immer (Erroman) erlebte dies Forster (R. 3, 161), allein die Mädchen, welche angeboten wurden, flohen; und dann ist gerade diese Insel fast ganz polynesisch durch Einwanderungen, welche schon vor Cook geschahen. Vom übrigen Melanesien berichten nur die Franzosen, welche mit D'Urville die zweite Reise machten, daß auf Isabel die Weiber zahlreich angeboten und auch die

Mädchen nicht keusch gewesen seien (D'Urville 6, 5, 78). Ebenso fand es Modera (25) an der Mariannenstraße. Allerdings sind unsere Nachrichten auch in dieser Beziehung höchst dürftig und lückenhaft, aber gerade das ist ein Zeichen, daß es hierüber nichts oder doch nichts erhebliches zu berichten gab: denn im entgegengesetzten Falle pflegen die Reisenden nicht zu schweigen. Und von den Bewohnern mancher Inseln wird das gerade Gegentheil versichert, so von Nitendi (Dillon 2, 304; D'Urville a. 5, 164), von den Torresinsulanern (Macgill. 1, 271; 260) von den Bewohnern Neu-Guineas, welche Keuschheit hochschätzen und Ehebruch kaum kennen (Earl c. 81; Bruijnkops 1816, N-Guin. 161) der überhaupt im Gebiet selten ist und furchtbar schwer geahndet wird (Cheyne 7; Nieuw-Guin. 126; Turner 426). Die einzige Ausnahme machen nach Reinas Bericht die Bewohner von Ruk, bei denen Ehebruch häufig und fast ungeahndet sein soll (358): man mache bei der Entdeckung großen Lärm und prügele, aber auch dies gar nicht immer, die Frau wohl durch, das sei alles und vor der Ehe herrsche schrankenlose Lüderlichkeit (362). Es mag sein, daß auf der elenden, unfruchtbaren Insel die Sittlichkeit sehr gelockert ist; allein es scheint doch auch, als ob der italienische Missionär verbittert durch die gänzliche Erfolglosigkeit seines so schweren Unternehmens etwas zu schwarz gesehen habe und so mag denn unter der schrankenlosen Lüderlichkeit kaum etwas anderes verstanden sein, als die geschlechtliche Freiheit vor der Ehe, wie sie überall in Melanesien herrscht. Diese viel größere Keuschheit (Sittenstrenge wäre eine unrichtige Bezeichnung) ist ein sehr zu beachtender Charakterzug, da er die Melanesier streng von den eigentlichen Polynesiern, deren nordwestlicher Stamm freilich auch keuscher war als die östlichen Völker, scheidet. Sie zeigt sich auch in der Art und Weise, wie in Melanesien die Polygamie gehandhabt wird. Sie gilt überall, auf Neukaledonien (Hood 216), auf Kunaie (Cheyne 7), auf den Loyalitätsinseln (eb. 15; 25), überall auf den neuen Hebriden (Tanna Cheyn. 36; Turner 86; Aneityum Turner 371; Erromango Gill 122; Fate eb. 66) auf Nitendi (Dillon 2, 240, 304) wohl auch auf den Salomoinseln, auf Ruk (Reina 358), auf den Inseln der Torresstraße (Macgill. 2, 8), sowie auf Neu-Guinea an verschiedenen Orten (Nieuw-Guinea 127, 115; Sal. Müller b. 105), aber nicht auf Meifore

(Goodsw. 87). Wie aber auf Neu-Guinea selten ein Mann mehr als zwei Frauen hat, welche dann stets in größter Eintracht leben (eb.), ja wie auch hier an vielen Orten z. B. zu Dorei (Bruijnkops 186), Monogamie herrscht (Earl c. 81), so ist überhaupt die Polygamie nirgends wirklich ausgedehnt, da sie zu kostspielig ist (N-Guin. 115; Müller b. 105; Nit. Dillon 2, 304; Ruk Reina 358; Tanna Turner 86; Halgan Cheyne 25). Auch auf Kunaie, wo die Häuptlinge bis an 40 Weiber haben, denn je größer die Zahl derselben, für desto vornehmer gelten sie, haben Leute aus dem Volke nur zwei Frauen (Turner 424). Daß sich jetzt die Sittlichkeit hier sehr verschlechtert hat, ist nur allzuwahr. Aber wodurch? Durch den schlechten Einfluß der Europäer. Labillardieres Reisebegleiter bewegten einige Neucaledonierinnen durch Geschenke an Nägeln, daß sie sich ihnen nackt zeigten (2, 225). Wen wird man mehr tadeln, jene Mädchen oder die Franzosen, welche sich eine solche Augenweide erkauften? Jetzt prostituiren die Männer auf derselben Insel ihre Weiber öfters (Erskine 306): allein nie dürfen diese aus eigenem Antrieb sich mit den Fremden vereinigen und thun es auch nicht; so daß man auch hier nur den entsittlichenden Einfluß der Europäer sehen kann. Auf diesen mögen denn auch wohl d'Urvilles eben erwähnte Nachrichten von Isabel zu beziehen sein; und gerade d'Urvilles Schiffe haben überall wo sie hingekommen sind die größte Sittenlosigkeit hervorgerufen.

Auch auf den Fidschiinseln herrscht wenigstens unter den jungen Leuten eine große Enthaltsamkeit, da vor dem 18. bis 20. Jahr die Jünglinge keinem Weibe beiwohnen dürfen, denn man glaubt, man müsse sterben, wenn man im früheren Alter und namentlich ehe der Bart recht lang gewachsen sei, die Begattung vollziehe, (Erskine 255; Gaimard bei d'Urville a. 4, 703); daher dies geradezu verboten ist (Erskine 255). Ueberhaupt ist hier der Eintritt der Geschlechtsreife, der mit besonderen Festen begangen wird (Erskine 479), ein sehr später, bei den Mädchen im 14. bei den Jünglingen erst im 17. oder 18. Jahre (Wilkes 3, 93); worin wir wieder einen Beweis sehen für unsere an einem anderen Orte (Aussterb. d. Naturv. S. 29 f.) ausgesprochene Behauptung, daß die Geschlechtsentwickelung je früher falle, je mehr durch Beispiel und sonst der Geschlechtstrieb gereizt wird. Nach Williams (1, 134) herrschen übrigens jetzt unter den Erwachsenen die ärgsten Ausschweifungen, vor denen freilich andere

wie z. B. Thakombau, jener bekannte Häuptling, großen Ekel hatten (Erskine 255); und daß auch hier der Einfluß der Europäer aufs traurigste gewirkt hat, werden wir später noch genauer sehen. Doch war er es keineswegs allein, welcher die Ausschweifungen hervorrief. Unnatürliche Laster aber scheinen weder hier noch sonst irgendwo im Gebiete bekannt zu sein.

Auch unter den Fidschis herrscht Polygamie und zwar hat ein besonders hervorragender Häuptling hier zehn, fünfzig ja bis hundert Frauen, die aber nicht alle bei ihm wohnen: er hat nur höchstens die Hälfte bei sich, während die anderen wieder zu ihren Eltern zurückgekehrt oder noch bei den letzteren sind, falls sie die Jahre der Reife noch nicht erlangt haben. Je mehr Weiber ein Fürst hat, um so höher ist sein Ansehn und sein Rang (Will. und Calv. 1, 32; Gaimard bei d'Urville a. 4, 700). Die Weiber eines solchen Mannes, deren eine immer als das Hauptweib gilt, leben übrigens im bittersten Streit und verüben — Williams (1, 178 f.) gibt gräßliche Beispiele — die scheußlichsten Grausamkeiten aus Haß und Eifersucht gegen einander; Abbeißen oder Abschneiden der Nase ist etwas ganz gewöhnliches. — Beispiele von wirklich leidenschaftlicher Liebe sind nicht selten, ja auf den Fidschiinseln sind wider Willen und Neigung Vermählte bisweilen durch Selbstmord gestorben; was indes nur in den höheren Ständen vorgekommen ist (Wilkes 3, 92). Es ist häufig, namentlich in vornehmen Familien, daß man Kinder mit einander verlobt, oft gleich nach, oft auch vor der Geburt, eine Sitte, welche auch auf Neucaledonien und den Loyalitätsinseln (Turner 423; Cheyne 25), auf Nitendi (Dillon 2, 176, 304), im Salomoarchipel (Surville 241) und auf Neu-Guinea herrscht (Dorei N.-Guin. 160 f.). In Fidschi ist dies immer der Fall mit den Töchtern der Häuptlinge, da dann die Mutter des verlobten Mädchens öfters dem jugendlichen Bräutigam einen Liku (Weiber-Gürtel) gibt, als Unterpfand, daß er später ihre Tochter bekommt. Sehr häufig werden solche vornehme Kinder auch an ganz alte Männer verlobt und dann sehr sorgfältig behütet und erzogen. Denn jeder Schade, den dies Mädchen erlitte, jeder Treubruch ihrerseits wäre eine bittere Beleidigung des Bräutigams und seiner Partei, welche schwere Ahndung nach sich ziehen würde; daher bei Untreue der Braut die eigene Verwandtschaft dieselbe zu tödten pflegt (Will. und Calv. 1, 167 f.). Auch in Neu-Guinea werden die als Kinder verlobten Mädchen mit gleicher Sorgfalt gehütet (Neu-Guinea

160 f.). Dadurch kommen nun oft die allerungleichsten Ehen zu Stande, indem Männer von 60 Jahren und drüber Mädchen heirathen, die kaum erst reif sind und es begreift sich, daß die Fidschiweiber viel über diese Sitte klagen. Bei Verlobungen unter Erwachsenen macht der Mann seinen Antrag den Eltern des von ihm erwählten Mädchens, welches dann, wenn sie zustimmen, von ihren Gefreunden zum Hause ihrer künftigen Schwiegereltern geführt wird, nebst allerhand Geschenken, die bei dieser Gelegenheit gemacht werden und die in Walzähnen, Zeug und Matten bestehen. Die Braut bleibt dann gleich in jenem Hause und es folgt nun ein Gebrauch, den Williams mit Recht als ein Zeichen feines Gefühls hervorhebt, das sogenannte „Tränenabtrocknen": die Freunde des Bräutigams bringen der Verlobten allerlei Kleinigkeiten zum Geschenk, um sie zu trösten über das Ausscheiden aus dem Elternhause (eb. 169). Schon dieser eine Zug beweist, daß es den Fidschis keineswegs an Familieninnigkeit fehlt. Hierauf folgen nun noch andere Gebräuche, welche hauptsächlich in feierlichen gegenseitigen Beschenkungen der Familien unter einander bestehen, während welcher Zeit der Bräutigam für sich und seine Braut ein Haus baut und diese letztere sich tatuiren läßt, wenn sie nicht bereits tatuirt ist. Dann folgt ein großes Gastmahl zur Feier der eigentlichen Vollendung der Ehe, die hiermit geschlossen ist; darauf und zwar gleich bei Beendigung dieses Mahles, oder aber am andern Morgen schneidet man der jungen Frau auf den Inseln unterm Winde alle Haare ab, auf den übrigen aber eine lange Locke über den Schläfen, welche sie trägt, so lange sie unvermählt ist (eb. 171, Erskine 217). Der Priester hat nach Williams (1, 171) durchaus nichts bei der Abschließung der Ehe zu thun, da man dieselbe nicht als eine religiöse Feier auffaßt: Doch gilt nach Erskine 254 dies nur für die höheren Stände, während die Ehen der niederen Klasse durch priesterliche Gebete geschlossen wurden. Verlöbnisse unter Privatleuten, nicht aber in den Häuptlingsfamilien, weil bei diesen zu viele politische Interessen mit im Spiele sind, können von der Braut auch rückgängig gemacht werden, doch muß dann ein Geschenk an den Bräutigam erfolgen, welches annehmen das Verlöbniß auflösen heißt (Will. und Calv. 1, 172).

Sehr merkwürdig ist es aber, daß es auf den großen Inseln des Archipels noch eine andere Art der Eheschließung giebt, welche

unter den minder cultivirten Stämmen daselbst die vorherrschende und also jedenfalls die alte und ursprüngliche Sitte ist, nämlich durch gewaltsamen Raub der Braut. Dieselbe kann indeß, wenn sie ihren Entführer nicht will, sich in dessen Heimat einem Beschützer wählen, zu dem sie flüchtet; stimmt sie aber zu, so bleibt sie die Nacht bei ihrem neuen Manne und mit einem Fest, welches derselbe ihren Verwandten am andern Morgen gibt, ist die Ehe geschlossen.

Dieselbe Sitte herrscht unter den Bergvölkern Neu-Guineas, nur daß hier die gewaltsame Entführung in eine freiwillige Flucht der Braut mit dem Bräutigam, dem sie immer heimlich sich verlobt, gemildert ist. Sie werden dann von beiden Familien verfolgt und da die Sache eben nur Schein ist, bald in ihrem Versteck gefunden, worauf nach Festsetzung der Gaben, welche der Bräutigam gibt, die Vermählung dadurch erfolgt, daß beide Verlobten und alle Mitglieder der beiden Familien sich an der Stirn verwunden, um durch das fließende Blut sich aufs engste zu vereinen. Auf diese Weise wirbt jeder Mann sich seine Frauen (Sal. Müller b. 104; Modera 112.). Derselbe Gebrauch scheinbar gewaltsamer Entführung findet sich auf den Torresinseln (Meinick. d. 115). Der Mann, welcher sich vermählt, gibt hier fast überall einen Brautschatz in Geschenken an die Verwandten der Frau (Speelmannsbai, Nieuw-Guinea 124; Sal. Müller b. 99; Adie eb. 114 f.; Dorei de Bruijnkops 188) und dieselbe Sitte gilt zu Ruk (Reina 358), also wohl überhaupt in Neubritannien. Nirgend wird hier die Ehe mit irgendwelchen religiösen Ceremonien gefeiert außer in Dorei und der Geelvinkbai, wo auch die Geschenke nicht bloß einseitig vom Mann gebracht, sondern diesem von den Angehörigen der Braut erwidert werden, welche letztere er dann von ihrem elterlichen Hause feierlich abholen muß. Aber dieses findet er verschlossen; er muß erst pochen und bitten, bis er und seine Begleiter eingelassen werden. Dann setzen sich die Verlobten vor dem Bilde des Hauptgottes nieder, indem sie sich die Hand geben und unter Ermahnungen und Segenswünschen der älteren Anverwandten essen sie gemeinschaftlich Sago, welchen die Braut dem Bräutigam und dieser der Braut reicht; ebenso reicht diese jenem Tabak und er ihr Sirih (Betel). Dann ist die Ehe geschlossen, aber die Ceremonie noch nicht: denn in der ersten Nacht müssen die Neuvermählten wachend nebeneinander sitzen, was man für segenbringend hält.

Ihre Verwandten feiern derweil ein großes Mahl, nach dessen Beendigung der junge Ehemann seine Frau heimführt (de Bruijnkops 188; Goodsward 66 f.). Solche Festschmäuse bilden überall das Ende der Hochzeitsfeier (Ruk Reina 358). Auch die Vermählung solcher Brautpaare, die schon als Kinder verlobt waren, feierte man, wenn sie erwachsen waren, mit großen Festlichkeiten (z. B. Nitendi Dillon 2, 276; 364). — Die Frau geht in die Familie des Mannes, die Witwe muß der Bruder des Verstorbenen zu sich nehmen (eb. 189, Hebr. Turner 494), wie sie auch als die Haupterbin ihres Mannes gilt (Sal. Müller b. 96.) Die Witwen in der Umgegend der Kaimanibucht (N.-Guin.) dürfen sich ein Jahr lang nicht reinigen (Roijer 30) d. h. sie sind tabu, bis zur Beisetzung ihres verstorbenen Mannes. Sie tragen dann eine sonderbare große Kappe und ein Armband von Rotang am linken Oberarm und zwar so lange bis sie sich wieder verheirathen (eb. N.-Guin. 126). Meist kehren sie zu ihren Eltern oder Verwandten zurück (eb.): in Dorei aber wohnen sie mit ihren Kindern (oft mehrere zusammen) in einem kleinen Häuschen neben dem Hause des verstorbenen Mannes (eb. 147). Ehescheidungen erfolgen leicht, oft schon bei bloßer Unzufriedenheit eines der Gatten (N.-Guin. 115, 126; Ruk Reina 358). Auf Ruk verstößt der Neuvermählte die Frau, wenn sie schwanger wird, häufig: ältere Ehemänner thun es selten (Reina 358). Dagegen kommt Trennung der Ehe nicht vor unter den Meiforesen, welche auch bessere Wohnung, Kleidung, Hausgeräthe haben und sich für besser halten als die übrigen Papuas (Goodsw. 87). Auf Adie bleiben alle Kinder beim Vater (N.-Guin. 115); an der Kaimanibucht gehen die Mädchen mit der Mutter, während die Jungen beim Vater bleiben (eb. 127). Das Wochenbett hält man auf Neu-Guinea in einem abgesonderten kleinen Häuschen, welches Mutter und Kind erst nach einer bestimmten Zeit verlassen dürfen (Kaimanibucht, N.-Guin. 125), und welches so eng ist, daß ein erwachsener Mensch nicht aufrecht darin stehen kann. Nur der Gatte der Wöchnerin darf sie daselbst besuchen, und auch dieser nur bei Nacht (Dorei, N.-Guin. 160 f.). Eine Gebärende wird zu Dorei von zwei anderen Weibern gehalten und von einer dritten so lange mit kaltem Wasser begossen wird, bis das Kind geboren ist; dann werden beide gebadet und darauf neben ein so starkes Feuer und so nah an dasselbe gesetzt, als die Mutter nur

immer auszuhalten vermag (de Bruijnkops 188 f.). Befreundete Weiber sind es überhaupt, welche Hebammendienste leisten; diese bestehen z. B. an der Speelmannsbai darin, daß man die Gebärende fortwährend auf das derbste auf Brust und Rücken reibt (N.-Guin. 125). Auch auf Ruk sind Weiber zugegen, von denen das Kind gleich nach der Geburt gewaschen wird. In den ersten Tagen hält sich die Mutter mit dem Säugling zu Haus und der Vater trägt einen Strauß wohlriechender Kräuter am Gürtel, sowie er die Lanze beim Ausgehen immer umgekehrt nimmt, mit der Spitze zur Erde: der Geist des Kindes würde ihm sonst folgen (Reina 359). Wird auf der Fidschiinseln eine Frau schwanger, so begeht man mehrere Festlichkeiten, deren Mittelpunkt sie ist, und die zum Theil nur von Weibern begangen werden dürfen (Will. und Calv. 1, 171). Die Geburten sind leicht; die Wöchnerin bleibt so lange sie es bedarf im eigenen Haus, darf aber nur bestimmte Speisen genießen. Ihr Kind wird die drei ersten Tage von einem anderen Weibe gesäugt oder mit Saft vom Zuckerrohr genährt und zugleich mit Oel und Kurkuma eingerieben. Der Vater giebt dann ein Fest, welches namentlich beim erstgeborenen Kind feierlich und mit Spielen verbunden ist, in deren einem die Männer sich die Tatuirung der Weiber aufmalen. An Geschenken und Gegengeschenken von und an die Freunde fehlt es dabei nicht. Beim Abfallen der Nabelschnur wird ein anderes Fest gefeiert, wobei die Schnur mit einer Kokosnuß begraben wird, welche letztere als Eigenthum des Kindes aufwächst. In Vitilevu segnet hierbei der Priester die Speise des Kindes ein, unter Gebeten für sein Leben und Gedeihen. Auch beim ersten Baden des Kindes und bei seinen ersten selbständigen Bewegungen hat man wieder neue Feste (eb. 175-6; Hale 66). Wie sorglos man mit den noch ganz jungen Kindern verfährt, dafür geben Modera (76) und Müller (b. 179) Beispiele. Die Kinder werden von den Weibern in hübsch geflochtenen Binden auf den Rücken getragen (Bougainv. 212, nördl. Hebriden; Forster R. 3, 135 südl. Hebriden; eb. 230 Neu-Caled.; Keyts 542 Neu-Guin., Namot.). Man säugt die Kinder oft mehrere Jahre (Ruk, Reina 359; N.-Guin. 53) und auf den Fidschiinseln gilt es sogar für eine Ehrensache und für vornehm die Kinder so lange zu nähren (Seemann 191). Ueberall aber wird die Geburt eines Kindes durch Festlichkeiten begangen (N.-Guinea 160 f.). Auf Neucaledonien namentlich

die eines Knaben (Turner 423) der gleich bei der Geburt dem Kriegsgott, während ein Mädchen einem aus der anwesenden Festversammlung der Freunde und Nachbarn gewidmet wird (Hood 217). Dabei wird noch dem neugeborenen Knaben vom Priester der Nabel mit einem heiligen Stein berührt, der sich nur zu Lifu findet: der Knabe soll dadurch fest wie Stein werden; ein Gefäß mit schwarz gefärbtem Wasser steht während dessen neben dem Priester (Turner 423.). Die Namengebung erfolgt gleich bei der Geburt auf Neu-Guinea (N.-Guin. 125); doch wird dieser Name, der in einigen Gegenden der einzige bleibt, in anderen durch einen später bei der Geschlechtsreife gegebenen Namen vertauscht (eb. 160 f.). Auf Ruk (Reina 359) erhält das neugeborene Kind sogleich den Namen eines Freundes oder Verwandten und kennt man hier keinen Unterschied in der Benennung von Knaben oder von Mädchen. Auf den Fidschiinseln bekommt das Kind bisweilen schon vor, sonst in den ersten drei Tagen nach der Geburt seinen Namen, der beim erstgeborenen meist vom Großvater väterlicher, beim zweiten Kinde vom Großvater mütterlicher Seits entlehnt wird; oft aber erhält er auch von zufälligen Umständen seinen Namen, der dann bisweilen auch äußerst schmutzig sein kann (Will. u. Calv. 1, 176, Hale 66). Wenn indeß Gaimard (d'Urville a, 4, 704) erwähnt, daß dieser Name später von dem Erwachsenen vertauscht werde, so ist diese Nachricht wohl nicht genau und stimmt daher nur scheinbar mit jener Umnamung auf Neu-Guinea überein. Hale erzählt vielmehr (67), daß Erwachsene ihren Namen beliebig umwechselten, oft schon aus Laune oder aber nach irgend einem besonders wichtigen Ereigniß (Erskine 421). Diesen Gebrauch mag Gaimard mißverstanden haben.

Die Eltern lieben ihre Kinder und diese ihre Eltern aufs zärtlichste (Will. und Calv. 1, 176), wie es denn überhaupt ganz falsch ist, den Fidschis innigste Anhänglichkeit an ihre Familie abzusprechen. Seemann (192; vergl. Zeitschr. für allg. Erdk. 10, 210) und Williams (1, 134) geben eine Menge Beweise für unsere Behauptung. Auch reine und innige Freundschaft findet sich unter ihnen (eb. 193). Und diese innige Liebe zu den Kindern so wie den Angehörigen, zu denen man jedoch auf Neucaledonien nur die nächsten Verwandten rechnet (Turner 423), ist überhaupt in Melanesien nicht selten (Torresinseln Meinicke d. 115; Tanna Bennet bei

Bergh. 9, 548). Auch auf die Erziehung hat dies Einfluß: denn weil man die Kinder liebt, straft man sie z. B. auf den Loyalitätsinseln und den Hebriden (Cheyne 25; Turner 87) nicht. Auch eine gewisse Anleitung erhalten die Kinder z. B. auf Baladea, welche die Sinne recht zu schärfen abzweckt (Hood 217); und hier so wie auf Neu-Guinea werden sie an einigen Orten im Waffenführen unterrichtet (Finsch 62). Auf Neucaledonien genießen stets mehrere Knaben gemeinschaftlich diese Anleitung (Turner 424), während die Mädchen schon früh mit den Müttern in den Pflanzungen arbeiten müssen: doch gehen sie, wenn sie früh verlobt sind, schon mit 7 Jahren in die Familie ihres Verlobten, wo man sie sehr gut aufnimmt (eb.). Reina dagegen sagt, daß auf Ruk wahre Liebe zwischen Eltern und Kinder nicht existire (362). Auf den Torresinseln (Macgillivr. 1, 271) herrscht dagegen große Zärtlichkeit gegen die Kinder, welche die Väter auf den Armen herbei trugen, um ihnen das fremde Schiff zu zeigen. Auf den Fidschiinseln werden die Knaben sehr sorgfältig im Schwimmen, Kahnfahren, in den verschiedenen Arten des Kampfes, in den Erscheinungen der äußeren Natur, von der alle Kinder schon genaue Kenntnisse haben, unterrichtet (Erskine 255-6), freilich aber auch im Haß, in wilder blutiger Leidenschaft gegen die Feinde. Ueberhaupt kann von irgend welcher moralischer Erziehung nicht die Rede sein: denn die Eltern strafen nur dann, wenn sie selbst in Leidenschaft oder Wuth sind und die Kinder widersetzen sich dann. Ja die Väter sehen es gern, wenn sie in solchen Fällen die eigene Mutter schlagen; denn dies gilt als Vorzeichen künftiger Tapferkeit. Dies ist freilich ein Gegensatz zu dem, was wir eben über die gegenseitige Liebe der Angehörigen zu einander sagten; indeß bei der Stellung der Weiber kein allzuscharfer. Wichtiger ist es, daß in Folge der Polygamie (Will. und Calv. 1, 180) viele Kinder ganz ohne irgend welche Liebe und Sorge für sie aufwachsen.

Aber die freie Neigung der Angehörigen zu einander wird besonders gehemmt durch strenge Tabugesetze des Verkehrs. Zunächst dürfen Männer und Weiber nie zusammen essen (Will. u. Calv. 1, 137), ja auch nicht zusammen schlafen, denn die Männer schlafen meist zusammen in dem großen Gemeindehaus, wie auch die unverheiratheten Jünglinge ihre gemeinschaftlichen Schlafhäuser haben. Des

Morgens kehrt der Mann in sein Haus und zu seiner Familie zurück; die ehelichen Beiwohnungen vollzieht er deshalb nach vorheriger Verabredung in der Einsamkeit des Waldes (Seemann 191). Noch merkwürdiger aber ist es, daß Brüder und Schwestern, Geschwisterkinder, Schwäher und Eidam, Mutter und Schwiegertochter und Bruder und Schwägerin durchaus nicht weder mit einander essen, noch auch nur mit einander sprechen dürfen (Will. u. Calv. 1, 136).

Wir müssen nun über die furchtbaren und vielbesprochenen Sitten reden, welche in ganz Melanesien, am meisten aber im Fidschiarchipel herrschen, nämlich über die Ermordung der Kinder und Angehörigen. Wo es Pflicht ist, die alten Eltern zu tödten, die Witwen am Grabe der Männer zu erdrosseln, wo es in jedes Belieben steht, sein eben geborenes Kind gleich wieder aus der Welt zu schaffen, kann denn da überhaupt noch von Anhänglichkeit und Liebe der Einzelnen die Rede sein? Trotzdem herrschen Liebe und Anhänglichkeit; ja wir werden sie gerade in den düsteren Umgebungen, in die wir nun eintreten, eher noch heller sehen. Zwar nicht beim Kindermord, der namentlich auf den Fidschiinseln so ausgedehnt ist, daß hier an zwei Drittel aller Kinder auf diese Weise sterben. Meist sind es Mädchen, die umgebracht werden, weil sie doch im Kriege nicht brauchbar sind, wie man sagt. Faulheit, auch wohl Eifersucht oder Rache und Zorn gegen den Vater des Kindes, oft auch nur Gewohnheit sind die Motive hierzu; Armuth und Kriegsgefahr schützt man vor. Man tödtet die Kinder sofort nach der Geburt, und sie bleiben am Leben, wenn sie einen Tag gelebt haben. In jedem Dorf gibt es auch hier Leute, welche aus dieser Ermordung ein Handwerk machen; doch tödtet die Mutter häufig auch selbst ihr Kind, indem sie ihm Mund und Nase zuhält und es dann sofort dicht bei ihrem Lager begräbt. Auch ist künstlicher Abortus theils durch bestimmte Medicinen theils durch mechanische Mittel bewirkt äußerst häufig (Will. u. Calv. 1, 180 f.). Man darf indeß hierüber nicht zu streng urtheilen, denn gegen lebende hülflose Kinder zeigen sie sich öfters milde und weich, so wie sie denn sehr häufig Waisen adoptiren, ja es ist vorgekommen, daß eine schwangere Frau ihr Kind zu tödten beschloß, um zwei Waisen adoptiren zu können (eb. 181). Auch muß man beachten, daß sie alle Menschen für unsterblich halten und glauben,' man lebe in dem Alter und Zu-

stand ewig weiter, in dem man stirbt (Bensusan 46). — Auch im übrigen Melanesien herrschte und herrscht der Kindermord. Zwar nicht, wie es scheint auf Neucaledonien oder den Loyalitätsinseln, auch nicht auf Tanna (Turner 87), wohl aber auf Fate (Gill 66; Erskine 334), wo man nur zwei oder drei Kinder aufzieht (Turner 393), die übrigen aber lebendig begräbt (Gill 67). Auf der Insel Nuk bemalen schwangere Weiber, wenn ihr Kind am Leben bleiben soll, den Busen roth; das Gewöhnlichere aber ist, daß die Kinder getödtetwerden. Bequemlichkeit ist der wahre Grund für diese abscheuliche Sitte, doch meinten die Männer der Insel, es geschehe, um dem alten Herkommen zu genügen, unverheirathete Jünglinge aber gaben an, ihre Kinder müßten getödtet werden, weil sie um Kinder zu haben noch zu jung seien (Reina 359), was einigermaßen an die religiöse Furcht erinnert, welche die Fidschiinsulaner vor zu früher Begattung erwachsener Jünglinge haben. Jedenfalls ist diese Sitte sowie künstlicher Abortus hier so sehr im Schwange, daß man überall öffentlich davon spricht, daß Reina mit seinen Gegenreden verlacht wurde, daß in den viertehalb Jahren, welche der Missionär auf Nuk verlebte, über zwei Drittel der Neugeborenen getödtet wurden (eb.)! Auch auf Neuguinea ist Kindermord zu Haus: selten zieht man zu Dorei mehr als zwei Kinder auf und künstlicher Abortus ist hier sehr verbreitet (Nieuw Guin. 148).

Aber nicht nur Kindermord ist in Melanesien häufig: auch die alten Eltern, überhaupt alte Leute tödtet man. Dies erzählt zunächst Wallace von einigen Stämmen der Aruinseln (2, 260), sagt aber gleich selber, daß diese Sitte jetzt immer mehr abzukommen scheine. Auch auf Fate herrscht sie: man begräbt alte und gebrechliche Leute lebendig (Gill 67), und tödtet phantasirende Kranke aus Furcht vor dem bösen Geist in ihnen (Turner 444); auf Kunaie schlägt man sie todt oder schickt sie auf eine kleine unbewohnte Insel, wo sie verhungern. Dasselbe Schicksal haben hier Kranke, welche länger leiden, auch kranke Kinder; und zwar sind es die eigenen Verwandten, welche ihnen den Tod geben (Cheyne 8). Kranke, welche nicht mehr essen oder sprechen, werden zu Nuk lebendig begraben (Reina 361), während daneben die gewöhnliche Todtenklage von den nächsten Angehörigen angestimmt wird; auch unterstützt man hier alte Leute nur kümmerlich (eb. 358). Am ausgeprägtesten finden wir aber auch diese

Sitte im Fidschiarchipel. Hier war es durchaus Gebrauch, daß alte Leute, Männer und Frauen, von ihren Verwandten und zwar meist von ihren eigenen Söhnen umgebracht werden. Dies ist so gewöhnlich, daß alte Leute es selber dringend wünschen, ja es für eine Vernachlässigung halten würden, wenn es nicht geschähe; und wenn Europäer dazwischen geredet haben, so ist als Antwort erfolgt: zwischen Eltern und Kinder hätte Niemand sich einzumischen, sie könnten thun, was sie wollten. Man erwürgt sie dann mit einem Strick; und dies Verfahren gilt als Liebeszeichen. Man kürze damit die traurige zweite Kindheit ab, sagt man; und was hauptsächlich den Ausschlag gibt, ist der Glaube, daß man, so wie man sterbe, weiter lebe: man sorgt also durch rechtzeitigen Tod fürs ewige Leben. Daher wünschen auch alle unheilbar oder schwer Kranken selber, daß man sie tödte; man gräbt sie darauf bis an den Hals in Erde und erdrosselt sie. Umgekehrt vollzieht man auch die Tödtung um die irdischen Leiden abzukürzen, die durch Krankheit, Alter u. dergl. entstehen (Erskine 233, 250; d'Urville b. 4, 254-6; d'Ewes 204; Wilkes 3, 86; Bensusan 46; Will. u. Calv. 1, 183 f.). Den so getödteten fehlt dann die herkömmliche Todtenklage der Angehörigen nicht. Auch stellvertretende Opfer kommen vor: eine Mutter, erzählt Erskine 293, ließ sich für ihre schwangere Tochter am Grabe ihres Eidams ermorden. Sehen wir hier, wie wirkliche Liebe sich mit diesen Greueln vereinen kann, so finden wir die Liebe geradezu als Motiv bei anderen nicht minder schrecklichen Thaten. Im ganzen Melanesien nämlich ist es Gebrauch, daß die Weiber am Grabe ihres Mannes getödtet werden. So auch zunächst und zumeist im Fidschiarchipel, wo oft mehrere von den Weibern eines Mannes erdrosselt werden und zwar die vornehmsten zuerst (Erskine 233). Auch hier sind es die Verwandten, welche die Tödtung vollziehen, findet sich aber Niemand dazu, so ermordet sich die Gattin selber (Mariner 1, 341). Und auch hierzu drängen sich die Weiber als zu einem Rechte, das ihnen gebührt. Ist es doch vorgekommen (Erskine 228), daß die Missionäre eine solche Witwe vom Tode befreiten, Nachts aber entfloh sie ihnen, schwamm durch einen Meeresarm zu ihren Verwandten zurück und verlangte auch getödtet zu werden. Oefters freilich wünschen die Witwen den Tod aus Furcht vor späterer Armuth oder Mißhandlung (Will. u. Calv. 1, 200, vergl. eb. 134; 188; d'Urville

a. 4, 705; Macdonald J. R. G. S. 26, 247). Auch die Weiber der im Kriege gefallenen wurden getödtet: Calvert erlebte, daß an einem Tage 80 auf einmal erwürgt wurden (2, 244). Außer den Weibern wird auch öfters noch die Mutter des Todten oder dessen genauster Freund getödtet; oder besser gesagt, geht auch er freiwillig mit ins Grab (Will. u. Calv. 1, 134; 188). Diese Opfer finden wir auch sonst in Melanesien. Auf Lifu werden beim Tod eines Häuptlings nahe Anverwandte mitbegraben (Gill 191), in Aneityum (neue Hebr.) ist es Gebrauch, wenn ein besonders geliebtes Kind stirbt, dessen Mutter oder eine Tante zu tödten, damit es in der jenseitigen Welt Pflege habe. Die Wittwen folgen ihren Gatten wie auf Tanna (Turner 93) hier stets ins Grab (Turner 372), die Diener ihrem Herrn (Gill 170). Auf Fate ist, wenn alte Leute, wie es die Familienehre verlangt, lebendig begraben werden, ein großes Fest, bei dem viele Schweine geschlachtet und verzehrt werden; man glaubt, sie kommen dem Todten jenseits zu gute (Turner 450). Ebenso hält der Fidschiinsulaner, welcher sich tödten lassen will, vorher noch ein Abschiedsfest, worauf er selbst sein Grab gräbt, feierlich Abschied nimmt und dann getödtet wird (Hale 65).

Noch schrecklicher fast ist der Cannibalismus, der im Krieg eintritt. Man bemalt sich vor Beginn des Kampfes auf den Hebriden (Turner 393), im Salomoarchipel und in Neubritannien Brust und Gesicht weiß (Cheyne 65; Hunter 141), auf Neuguinea und den Loyalitätsinseln dagegen schwarz (Goodswaard 52; Cheyne 24), und der vollständige Anzug eines Kriegers verlangt noch mancherlei Aufputz. Zu Neuguinea sind Kakadufedern ganz besonders dabei in Achtung, denn diese darf nur tragen, wer einen Feind getödtet hat, was auch auf den Salomoinseln Gebrauch gewesen zu sein scheint (d'Urv. b. 5, 113). Auf den Fidschiinseln, wo man sich entweder ganz oder wenigstens den Oberkörper schwarz färbt (Will. u. Calv. 1, 47), trägt man auf Vitilevu im durchbohrten Nasenknorpel 9—12" lange Federn (Mar. 1, 327), welche gewiß eine ähnliche Geltung hatten. Die Baladeaner versehen sich mit Amuletten, mit Binden nämlich, welche irgend etwas, einige Haare, Nägelschnitzel u. dergl. ihrer Vorfahren enthalten (Turner 338). — Auf Fidschi hat man auch feste Plätze, welche theils durch ihre natürliche Lage fest sind (Erskine 425; Will. u. Calv. 1, 48), theils aber durch besondere

Baulichkeiten, wie das Fort Kolo auf Lefuka, welches mit zwei Gräben und einer Zugbrücke versehen war (Erskine 216). Meist haben solche Befestigungen einen mächtigen Erdwall, der mit großen Steinen bedeckt ist und oben einen Pallisadenzaun oder eine steinerne Brustwehr mit Schießscharten trägt; seine Außenseite ist durch einen Wassergraben geschützt, jetzt auch öfters durch stachlige Hecken von Citronen- oder Orangengestrüpp, welches die Eingeborenen sehr fürchten (Will. u. Calv. 1, 48). Im Wasser des Grabens befinden sich nicht selten unter dem Spiegel und also unsichtbar spitze vergiftete Fußangeln, welche auch bei Annäherung des Feindes verschiedentlich auf seinem Weg in die Erde gegraben werden (Erskine 429; 436). Diese Fußangeln wendet man auch auf den neuen Hebriden an (Bennet bei Bergh. 9, 540). Anderwärts hatte man ein ganzes System von Wassergräben und Irrwegen angelegt, um den Feind zu verleiten und zu verwirren (eb. 459). Der Weg zur Festung ist meist schwierig. Oft hat sie selber nur einen Zugang, oft mehrere, welche alle mit festverriegelten Thoren und einer Art von Außenbastionen vor denselben geschützt sind, während über ihnen sich eine Plattform (von Balken aufgeschlagen) befindet, welche als Aussichtspunkt dient (Will. u. Calv. 1, 48 f.). Die Festungen sind oft so gut befestigt, daß sie selbst dem Musketenfeuer widerstehen und werden um so gefährlicher, als sie meist gut verproviantirt zu sein pflegen (eb. 49). Fand man doch in einer Brodfrucht für vier Jahre! (Erskine 429). Für Wasser ist indeß meist schlechter gesorgt (Will. u. Calv. 1, 49).

Befestigungen durch unzugängliche Lage werden auch von Isabel erwähnt (ev. Miss. Mag. 1869, 330 f.), und Krieg wird in ganz Melanesien sehr viel geführt: schon die so feindselige wie muthige Art, mit welcher die Europäer von den Eingeborenen oft empfangen sind, spricht für den kriegerischen Sinn derselben, und da nun die meisten Inseln von verschiedenen Stämmen bewohnt sind, so brechen die Kriege selten ab und ein tüchtiger Krieger zu sein ist höchstes Lob wie höchster Wunsch (Baladea Labill. 2, 198; Turner 428; Kunaie Cheyne 8; Loyalitätsinseln eb. 16-17; 23; Gill 10-11; Tanna Turner 82; Erromango Gill 122; Bennet bei Bergh. 9, 537; Maiwo, Aoba ev. Miss. Mag. 1869, 324 f., während auf Aneityum Forster R. 3, 111 und Fate die Kriege seltener sind Turner 371; 393; Nitendi Dillon 2, 174; 296; d'Urv. a. 5, 165;

Salomoinseln Cheyne 64; 66; Surville 238; 247; Bougainv. 231; ev. Miss. Mag. 1869, 330; Neubritannien Roggeveen allg. Hist. d. R. 18, 568; Inseln der Torresstr. Macgill. 2, 4; Neuguinea Keyts 540; Nieuw Guin. 127; Forrest 145 u. öfter). In Neucaledonien ziehen die Weiber mit in den Kampf (Turner 426), ebenso auf Erromango; sie stehen in zweiter Linie und reichen den Kämpfenden Waffen (Bennet bei Bergh. 9, 538). Der Krieg wird höchst wild geführt, indem der Sieger meist alles was ihm von Menschen unter die Hände kommt niederhaut und das Land der Besiegten aufs ärgste zerstört (Labill. 2, 228). Er beginnt häufig mit Privatbeleidigungen, welche am Stamm des Beleidigers gerächt werden (Tanna Turner 85; Loyalitätsinseln Cheyne 16; Torresstr. Macgill. 2, 4); in Fidschi oft mit Tributverweigerungen u. dergl. (Gaimard bei d'Urv. a. 4, 705). Da nun auf diese Weise ein fortwährender Kriegszustand herrscht, wie denn der Krieg die Hauptbeschäftigung der Männer ist (Cheyne 16; Fidschi Wilkes 3, 61), so gehen die Eingeborenen nie ohne Waffen, aus Furcht, weil sie dieselben zu ihrer Sicherheit immer nöthig haben (Dillon 2, 158; Fidschiinseln Will. u. Calv. 1, 43). Dies ist um so nöthiger, als der Krieg, obwohl er vorher angesagt wird (Cheyne 17; Fidschi Will. u. Calv. 1, 44; Torresstr. Macgill. 2, 5), meist durch plötzliche räuberische Ueberfälle geschieht, die häufig freilich gegen Wehrlose und Kinder gerichtet sind (Cheyne 17; 23; Surville 223; Forster R. 3, 62; Fidschi Will. u. Calv. 1, 51; Torresstr. Macgill. 2, 5 f. Louis. eb. 1, 234). Der Krieg wird also ganz wie in Polynesien geführt; und wie dort werden auch hier auf den meisten Inseln die nicht ermordeten Weiber und Kinder sowie die lebend gefangenen Männer (die man aber meist tödtet) Sklaven (Dillon 2, 170; Surville 240). Eigenthümlich sind den Torresinsulanern bestimmte Feuer- und Rauchsignale: ein mächtiges, lang (oft wochenlang) unterhaltenes Feuer bedeutet entweder Triumph über einen gelungenen Ueberfall oder ist Kriegserklärung; Warnung oder Hilferuf bezeichnet ein Feuer, das, sowie seine Rauchsäule sichtlich geworden, sofort wieder gelöscht wird. Alle diese Zeichen erhalten das gleiche zur Antwort (Macgill. 2, 5; 7). Offene Schlachten werden angesagt und der Platz dazu nach gemeinschaftlicher Uebereinkunft gewählt. Dort werden zuerst Lanzen geworfen, die man gewöhnlich

auffängt und zurückschleudert; dann kommt es zum Keulengefecht, in welchem beide Parteien meist den Platz wechseln; dies wird so lange fortgesetzt, bis die Tödtung einiger Männer auf der einen Seite den Sieg der anderen bewirkt. Denn die offenen Schlachten sind auch hier weder blutig noch lang dauernd noch gefährlich (Cheyne 17; d'Urville b. 5, 108; Torresstr. Macgill. 2, 6; Fidschi Erskine 425); das Blutbad geht bei der Verfolgung der Fliehenden, der Wehrlosen an. Wenn die Vanikoresen in der Schlacht mit den Pfeilen hauptsächlich auf die Augen zielen (Dillon 2, 224), so hat dies darin seinen Grund, daß man auch hier, wie wir später sehen werden, das Auge als Sitz der Seele ansah. Die friedewünschende Partei sendet der anderen einen unbetheiligten Mann, welcher den Siegern den Gürtel des besiegten Königs anbietet; nehmen ihn jene an, so ist der Krieg beendet (Loyalitätsinf. Cheyne 23). An anderen Orten sind grüne Zweige Friedenszeichen (Mallikolo Forster R. 3, 15; Tanna eb. 72; Amakata Hunter 138), auf den Inseln nördlich von Neuguinea hob man gegen Roggeveens barbarisch-wüsten Angriff eine weiße Fahne empor (Behrens 159) und eben dieselbe Geltung hatte weißes Zeug auf Neucaledonien (Labill. 2, 203). Auf den Fidschiinseln, wo alles im Wesentlichen ebenso ist, sind die Kriege wohl noch häufiger und jedenfalls viel blutiger, weil die Fidschiinsulaner zwar nicht tapferer, denn sie sind eigentlich feige (Will. u. Calv. 1, 43; Erskine 249), aber kräftiger und leidenschaftlicher und von unlöschbarem Blutdurst sind. Nach geschehener Kriegserklärung wird in Versammlungen zunächst der Kriegsplan berathen, dann alle Hülfsquellen angestrengt: man sucht die Gunst der Götter durch Tempelbauten oder Wiederherstellung verfallener Tempel (die man in Friedenszeiten ruhig liegen läßt) sowie durch enorme Opfer zu erlangen. Williams sah mit eigenen Augen, wie zu einem einzigen Opfer der Art 40 Walzähne (die äußerst werthvoll sind), 10,000 Yams, 30 Schildkröten, 40 Kavawurzeln, viele 100 Puddings, 150 Riesenmuscheln und noch vieles andere verbraucht wurde (Will. u. Calv. 1, 44). Dann bemüht man sich um Bundesgenossen, wobei oft beide Parteien mächtige Fürsten durch Geschenke, die einander überbieten sollen, wenigstens zur Neutralität bringen. Untergeordnete Häuptlinge müssen vornehmeren Fürsten stets im Heerbann Folge leisten (Will. u. Calv. 1, 44). Aber auch einzelne verpflichten sich zu treuster

Folge im Kriege — und diese Verbrüderung ist höchst merkwürdig, denn sie findet nur unter zwei unverheiratheten Männern statt, wird als Ehe betrachtet und beide Verbrüderte demgemäß Gatte und Gattin genannt, sie verpflichtet zur Theilung aller Gefahren, zu kräftigster Vertheidigung, zu gemeinschaftlichem Tod; sie wird, wenn einer der Verbrüderten sich mit einem Weibe zu vermählen gedenkt, erst feierlich gelöst (eb. 45). — Einen bestimmten Kriegerstand gibt es nicht, jeder Mann ist Krieger und geht nach Beendigung des Krieges wieder in seinen Friedensberuf. Vor dem Beginn des Kampfes, der auch hier angesagt wird (eb. 2, 67), sind Musterungen der Heere ganz gewöhnlich, bei welchen die einzelnen Krieger die übertriebensten und lächerlichsten Prahlereien gegen die Feinde ausstoßen (eb. 45-7), doch werden diese keineswegs gehalten. Auch Preise, schöne oder vornehme Mädchen z. B. werden für die Tapfersten ausgesetzt (eb. 48) und es fehlte auch nicht an mündlichen Ermunterungen im Kampfe (Surville 224). Mehr als 1000 Mann kommen selten zu einem Heere zusammen; 4000 gilt schon als eine ganz außergewöhnliche Macht, die nur in den allerseltensten Fällen angestrengt wird (eb.). Auch Fahnen haben sie, welche freilich nach Williams (eb.) von keiner großen Bedeutung sind, während sie nach Wilkes (3, 79), da ihr Verlust schimpflich ist, nur von den tapfersten getragen werden. Feuerwaffen haben sie seit 1809 (Wilkes 3, 61). Festungen belagert man, doch sucht man sie meist durch Einschüchterungen zu überrumpeln; vor Beginn des Kampfes oder bei einer Belagerung droht und schilt und verhöhnt man den Feind auf alle Weise: auch einzelne treten vor, um den feindlichen Führer aufs ärgste zu schmähen (Erskine 425); diese sucht man lebend zu fangen und martert sie dann aufs gräßlichste (Will. u. Calv. 1, 51). Gefangene Feinde, auch Kinder, werden aufs furchtbarste, über alle Beschreibung behandelt, bis sie sterben (eb. 53; Dillon 1, 20; Mar. 1, 317). Doch zeigen sich gefangene Fürsten männlich und standhaft auch in dieser Lage (Gaimard bei d'Urv. a. 4, 727). Auch alle Fremden auf feindlichem Gebiet gelten als Feinde (Wilkes 3, 298). Wer einen Menschen im Krieg tödtet, erhält einen Ehrentitel und meist auch einen besonderen Namen, entweder den des erschlagenen Feindes oder irgend einen auf seine That bezüglichen (z. B. Erskine 423), wenn er ein Häuptling ist; gemeine Leute müssen sich mit der Ehre begnügen, Kamm,

Hund oder dergl. eines mächtigen Fürsten genannt zu werden, jene aber werden zugleich feierlich im Tempel geweiht, gesalbt und beschenkt (Will. u. Calv. 1, 55).

Friede wird meistens durch Gesandten, welche Geschenke bringen — bisweilen übernehmen vornehme Frauen dies Amt — erbeten, doch legt man den Besiegten harte Bedingungen auf. In Mbua kommen beim Friedensschluß beide Theile zusammen und legen einander ihre Waffen zu Füßen (Will. u. Calv. 1, 54; Erskine 421; Gaimard bei d'Urv. a. 4, 706). Die Gebräuche sind hier verschieden Erskine beschreibt z. B. die Ceremonie des Friedensschlusses so, daß beide Parteien in voller Rüstung einander gegenüberständen, daß die eine dann einen Taro pflanze und die andere sie dabei nicht störe.

Auch Piraterie kennt man in Melanesien. So unternehmen oft die Salomoinsulaner große Kriegszüge zu Schiff (Cheyne 64; 66), und Labillardiere sah zu Buka ein völlig ausgerüstetes Kriegsschiff von 40 Mann, in dem zwischen je zwei Ruderer je ein Krieger an der Seite und in der Mitte eine Reihe von je zwei Kriegern saß (1, 226). Auf Neuguinea und Salwatty sammeln sich gegen März und April, wie Forrest 145 erzählt, die Papus zu bestimmten Kriegszügen gegen die Molukken und vielleicht hat Keyts 541 ähnliches im Sinne. Von jenem Fischer- und Piratenstamm (Will. u. Calv. 2, 62) auf Fidschi sprachen wir schon.

Eine ganz eigenthümliche Art Kriegführung herrscht ferner noch, auf Neuguinea und den Inseln der Torresstraße (Macgill. 2, 5 f.). Hier ist nämlich die Jagd auf Feindesköpfe (Koppensnellen) der Hauptzweck des Kampfes, wenn gleich nicht überall, wie denn z. B. auf Adie diese Sitte nicht herrscht; überhaupt ist auf dieser Insel der Kriegsgebrauch milde, denn Gefangene werden entweder ausgelöst oder als Sklaven behalten oder als solche verkauft (Nieuw Guin. 116); auf den Torresinseln nimmt man überhaupt Niemanden gefangen (Macgill. 2, 5). Doch Koppensneller sind die Bewohner des gegenüberliegenden Festlandes um die Speelmannsbai (eb. 127), die Arfaki (Wallace 2, 289; Quoy bei d'Urville a. 4, 584; 598), sowie die Doresen (Bruijnkops 181; Wallace 2, 283; Lesson voy. 209), wie auch bei ihnen Menschenraub ganz allgemein ist (eb. 186). Die geraubten Menschen sowie die Kinder der getödteten Feinde werden hier Sklaven und nicht eben schlecht ge-

halten. Ueberall wird bei der Erbeutung von Feindesköpfen ein Fest gehalten und der Kopf getrocknet, um als Trophäe aufbewahrt zu werden (Bruijnkops 231; N. Guin. 127; Wallace 2, 289; Torresstr. Macgill. 2, 6; Jukes 1, 198); ja unter den Geschenken, welche man als Brautschatz gab, werden auch Feindesschädel genannt (Marescot bei d'Urville b. 6, 298). Uebrigens gelten die Schädel auch sonst als sehr erstrebte Beute und werden als Trophäe aufgehangen, so auf den Inseln des Salomoarchipel (Cheyne 66) und auf Nitendi (Dillon 2, 244).

Die Torresinsulaner nun kochen oder besser backen in ihren Oefen die erbeuteten Köpfe und verzehren sie zum Theil, nämlich die Augen und Stücke von den Wangen; an diesem Mahle aber dürfen sich nur die betheiligen, welche die Köpfe erbeuten halfen und man glaubt, daß dieser Genuß den Genießenden tapfer und stark mache. Auch bei den Tänzen, welche auf dies Mahl folgen, sind die Feindesköpfe noch Hauptsache: denn man läßt an ihnen noch alle seine Wuth aus. Dann hängt man sie an Stangen vor dem Dorf auf und hier läßt man sie in Ruhe (Macgill. 2, 6-7), oder nach Flinders 1, XXXVI, man hängt sie, sowie die aufgereihten Hände der getödteten Feinde in den Hütten vor einem hölzernen Götterbild auf. Ist dies nun schon wenn auch eine mildere Art von Kannibalismus, so finden wir denselben fast überall in reichlicherer Ausdehnung. So zunächst auf Neuguinea, wo nach den Mittheilungen von Marsden in den transact. of the R. As. S. III. 125 der Kannibalismus bei den Papuas an der Nordwestküste unter dem 2° 26′ südl. Breite außer Zweifel ist; und zwar werden hier Freunde und Verwandte so gut gefressen, wie Feinde, natürlich Gestorbene so gut wie Erschlagene: auch Boudyck (65) nennt die Bewohner der Westküste Menschenfresser und Bruijnkops (203) berichtet sogar, daß an der Küste Vandammen der überlebende Ehegatte die Leiche des früher sterbenden, Eltern die Leiche ihres eigenen Kindes aufzehren. Finsch (132; vergl. 49) behauptet allerdings, dies sei ein Märchen, allein seine Behauptung ist zu vorschnell; schon Marsden sagt dasselbe, und wir werden später ähnliches auch sonst in Melanesien finden, ja sogar den Grund angeben können, warum dies geschieht. Auch die Anwohner der Dourgastraße sollen Kannibalen sein (Kolff 327); doch sind die Gegenden um die Speelmannsbai nach der Aussage der ceramischen Händler von

diesem Gebrauche frei (Windſ. Earl c. 59). Menschenfresser sind ferner die Bewohner der Louisiade (Saler. 342-3; Labillard. 2, 281, 278), nicht aber die von Nuk (Salerio eb.); die Bewohner Neubritanniens (Keppel a. 2, 209), und des Salomoarchipels (Iſabel Mendana bei Dalrymple 91; derſ. nouv. ann. des voy. 3, 63; Surville 237, der Menschenzähne zu Schmuck bei ihnen benutzt fand; Dubouzet bei d'Urville b. Zool. 356; d'Urv. b. 5, 40; Choiseul Bougainv. 230; Gera Rietm. 192; Bauro Cheyne 72; N.-Georgien u. Simbu derſ. 66). Auf Isabel wird zuerst das Hirn des getödteten Feindes und zwar roh gegessen, dann die Schenkel und die übrigen Glieder, zu deren jedem ein heiliges Lied gesungen wird; die Scham aber wird in ein Bananenblatt gewickelt und dann dem höchsten Häuptling als ihm zukommender Antheil überreicht (d'Urville b. 5, 85). Das Motiv zum Menschenfraß ist hier öfters Rache (Dubouzet eb. 299). Auf manchen Inseln des Archipels ist Menschenfleisch die Hauptnahrung (Cheyne 65-6); die Knochen der Gefressenen hängt man am Dach des Hauses als Zierde auf. So brachten die Bewohner von Simbu als Cheyne da war, 93 blutige Menschenköpfe heim (66), von Männern, Weibern und Kindern, die blutig vor dem Haus hingen, in welchem sie ihre Kriegskähne aufbewahrten. — Im Nitendiarchipel war Kannibalismus nicht im Gebrauch, ja die Vanikoresen wiesen ihn aufs bestimmteste von sich ab (d'Urv. a. 5, 217); sie lassen vielmehr die getödteten Feinde im Wasser vermodern und heben dann ihre Schädel als Trophäen im Geisterhause des Dorfes (d'Urville eb. Gaimard eb. 327) oder im eigenen Hause auf (Dillon 2, 244) — dagegen sind die Eingeborenen der neuen Hebriden wieder Menschenfresser im höchsten Grade. Besteht doch hier geradezu das Gesetz, Fremde zu tödten und zu essen (Turner 483). So gilt auf Tanna, wo man die getödteten Feinde stets auffrißt, Menschenfleisch, welches man mit Yams kocht und lieber ißt, wenn es von schwarzen als von weißen Menschen stammt, als Delikatesse, von der man nie versäumt, den Freunden einen Theil zu schicken (Turner 83; Gill 227; Cheyne 34), auf Fate, wo man indeß die Leichen der gefallenen Feinde ihren Angehörigen gegen Schweine zum Austausch bietet (Turner 393), auf Maiwo (ev. M. M. 1869, 325), auf Erromango herrscht Kannibalismus (Gill 66; 122;

Cheyne 39). Und noch ausgedehnter ist er auf den Loyalitätsinseln, wo die Eingeborenen von Mare die nächsten Anverwandten verzehren, wenn sie im Streite sie getödtet haben (Gill 10-11). Auf Lifu, wo die Gebräuche sonst ganz wie auf Tanna sind (Cheyne 15), werden die Knochen und der Schädel getödteter Feinde gereinigt und als Trophäen im öffentlichen Versammlungshause des Dorfes aufgehängt. Die Sieger essen während eines Festes die Todten, der König bekommt Augen, Herz und einen Theil der Brust von jeder Leiche, Weiber sind ausgeschlossen und erhalten nur bisweilen von ihren Männern etwas von diesem Fleisch (Cheyne 17; ders. Bericht Naut. Mag. 17 u. daher Bergh. Zeitschr. 10, 359), welches auch hier als Delikatesse gilt und sogar in angegangenem Zustand gegessen wird (Halgan Bergh. 363; Kunaie eb. 10, 354; Cheyne 8; Erskine 400). Unter den Neucaledoniern (Pater Rougeiron nouv. ann. des voy. 1848, 3, 98; Labill. 2, 192; 195) soll nach der Versicherung der katholischen Mission durch die Wirksamkeit derselben diese abscheuliche Sitte aufgehört haben (Montreval in nouv. ann. des voy. 1854, 4, 94); Turner aber fand sie noch vor (426). Man hatte dort ein seltsames Instrument, nbouet, d. h. Grab genannt, eine ovale Serpentinscheibe mit schneidendem Rand an einem Holzstock befestigt; mit diesem Werkzeug schnitt man dem gefallenen Feind den Leib auf, riß die Eingeweide mit einem anderen Instrument aus Menschenknochen heraus und zerschnitt nun die Leiche für die einzelnen Theilnehmer des Krieges gliedweise. Wie auf Isabel der König, bekommt hier derjenige, der den betreffenden Feind erlegt hat, das Schamglied desselben als Ehrentheil (Labill. 2, 215-6). Auch Menschenopfer wurden gebracht, aber außer denen am Grabe nicht häufig: auf Mare waren sie im Gebrauch, um bei Epidemieen die Götter zu versöhnen (Gill 18).

Am schrecklichsten war dies alles auf den Fidschiinseln ausgebildet, wo indeß einige Orte minder wild als andere waren (Will. u. Calv. 2, 155). Zunächst der Kannibalismus. Er herrschte nicht nur im Krieg, wo man alle Gefangene und Gefallene auffraß, mit Ausnahme bisweilen von Personen des höchsten Ranges, denen man, wenn nicht ein besonderer Haß auf ihnen ruhte, diese Schmach ersparte (Will. u. Calv. 1, 206; 210): er war auch gebräuchlich bei jeder wichtigen Handlung und in früherer Zeit noch vielmehr als später. Sollte ein

Tempel errichtet, ein Kahn gebaut oder in See gelassen, das Fest der Abgabeneinlieferung (Erskine 180 f.; 210, 261) gefeiert werden, kam ein vornehmer Fürst von einer Reise an, bei alle diesen Gelegenheiten war es gebräuchlich Menschen zu tödten und zu essen. Ja es kam vor, daß bei jedem Brett, welches einem Schiff zugefügt wurde, ein Mensch getödtet und „als Speise für die Kahnbauer" gekocht ward (eb. 206), wie auch, wenn ein Schiff fertig war, so viel Menschen getödtet wurden, daß man das ganze Verdeck „mit Blut waschen konnte" (eb.). Menschenopfer waren auch sonst hier in zahlreichstem Gebrauch: Kähne rollte man über lebende Menschen in die See (Erskine 249; Jackson bei Erskine 454; 465) und fraß bisweilen noch die so zerquetschten (Will. u. Calv. 1, 206); bei jedem Pfosten eines neuen Hauses wurde ein lebender Mensch eingegraben, welcher den Pfosten mit seinen Armen umfaßt hielt (Ersk. 193; Jacks. eb. 454), und hierzu drängte man sich als zu einem Ehrenamte (eb. 472). Auch den Göttern wurden sehr häufig, um ihnen andere Opfer angenehm zu machen, Menschen geopfert (Will. u. Calv. 1, 231). Oft wurden solche Opfer ganz massenhaft gebracht: wie denn zur Feier der Mannbarkeit eines Häuptlingssohnes alle Einwohner einer rebellischen Stadt und dazu noch Sklaven geopfert werden sollten (Seemann Zeitschr. für allg. Erdk. n. F. 9, 479). Daß die meisten dieser Opfer gegessen wurden, versteht sich. Man gebrauchte zu ihnen entweder aufgesparte Gefangene (Will. u. Calv. 1, 206; 207) oder, wenn diese fehlten, die ersten besten Leute aus dem Volke (Will. u. Calv. eb.), oft Weiber, weil diese wehrloser sind, die man überfällt und tödtet (Erskine 183); doch bestimmt man gern Verbrecher, ja ganze Volksstämme, welche man bestrafen will, hierzu und nimmt aus den letzteren immer die nöthigen Opfer (Will. u. Calv. 1, 206; Seemann 177). Ebenso sind alle Schiffbrüchigen dem Gefressenwerden bestimmt; das war fester Rechtsgrundsatz bei ihnen, der auch gegen die eigenen Volksgenossen ausgeübt wurde (Will. u. Calv. 2, 239), und wer demselben nicht nachgekommen wäre, der wäre selbst im Meere umgekommen (Erskine 229; 249 f.) — augenscheinlich ein Rest jenes alten Glaubens, daß vom Meere her eine Gefahr ihnen drohe, deren mythologischen Grund wir schon erkannt haben. Auf Ruk (Reina 356) wurden alle Schiffbrüchigen dem Gott Nabeao geopfert. Wie sehr sie diese Opfer für ihre Pflicht

hielten, zeigt folgende Anekdote: ein Fidschihäuptling hatte einen Menschen, anstatt ihn zu opfern, geschont: da erschien ihm der dadurch beleidigte Gott im Traume und quälte ihn bis zur Raserei (Erskine 440). Auch die gefallenen Feinde bot man, ehe man sie aß, den Göttern, namentlich dem Kriegsgott als Opfer dar (Will. u. Calv. 1, 208; 53; Erskine 261), wie man denn glaubte, daß die Götter selbst nichts lieber äßen, als Menschenfleisch (Will. u. Calv. 1, 231). Doch waren einzelne Priester von diesem Genuß ausgeschlossen, ebenso meistens die Weiber, das niedere Volk, die Sklaven immer (eb. 211; Seemann 179; Erskine 260) und während man sonst mit den Händen aß man Menschenfleisch stets mit Gabeln, welche, sowie die Schüsseln, in denen man es auftrug, die Oefen, die Kessel, in denen man es kochte, für jeden anderen Gebrauch streng tabu waren. Die Gabeln hatten bestimmte Eigennamen, deren viele obscön waren (Will. u. Calv. 1, 212; Seemann 179); auch wurde zu Kannibalenfesten durch Trommelschlag eingeladen, der einen ganz bestimmten nur hierbei gebrauchten Rhythmus hatte (♩ ♪ ♩ 𝄾 ♩. ♩. Erskine 291). Zeigt sich nun schon in diesen vielen Tabus, welche mit dem Kannibalismus verbunden sind, daß er eine ursprünglich heilige Sache war, so zeigt sich dies auch darin, daß wenn Leichname um gegessen zu werden zum Tempel gebracht wurden, dies unter ganz bestimmten Liedern und Tänzen geschehen mußte (Will. u. Calv. 1, 203; Erskine 209): Weiber und junge Mädchen führten sie auf, indem sie singend mit Stäben die Schamglieder der Leichen berührten (Erskine 439). Derartige obscöne Gebräuche, welche Williams absichtlich verschweigt (1, 214), finden wir mehrfach, wobei man abgesehen von den obscönen Namen der Gabeln daran denke, daß im übrigen Melanesien die Scham dem Könige, dem Besieger zugehörte; man legte ihr also besonderes Gewicht bei. Ursprünglich sind gewiß diese Gebräuche nicht obscön gewesen und sie hängen wohl damit zusammen, daß die Scham als das lebenspendende ursprünglich das den Göttern geweihte Glied war. Doch wurden die Leichen der Gefallenen vielfach auch nur verhöhnt, zum Gelächter der Anwesenden (Erskine 425 f.); oft aber auch aufs scheußlichste mißhandelt (eb.). War nun auch ursprünglich Rache das Hauptmotiv des Kannibalismus (Will. u. Calv. 1, 209), so waren doch auch noch andere wirksam: zunächst wollte man durch ihn

sich furchtbar und angesehen machen. „Wie tapfer mein Sohn war", jammerte ein Fidschihäuptling dem Gestorbenen nach, „er tödtete, wenn sie ihn erzürnten, seine Weiber und aß sie (Erskine 248) und ein anderes noch viel scheußlicheres Beispiel erzählt Williams von einem Fürsten, der sein Weib ohne daß es ihn erzürnt hatte, tödtete, und auf der Stelle auffraß (1, 210). Allein auch aus Wohlgeschmack aß man Menschenfleisch: und dieser Grund war in späterer Zeit bei weitem der vorherrschende. Jedes Alter, jedes Geschlecht tödtete man, um diesen höchsten Genuß zu erlangen; Leute aber, welche eines natürlichen Todes gestorben waren (doch gab es deren nicht viel Will. u. Calv. 1, 188), aß man nicht, sondern beerdigte sie; doch kam auch das vor, daß man Gräber wieder aufgrub und die Leichen verzehrte (eb. 207; 211). Denn trotz des übertriebenen Ekels, welchen Fidschiinsulaner vor angegangenem Fleisch haben, Menschenfleisch essen sie und wenn es halb faul wäre (212). Aber nie roh, stets gekocht (210); doch wurden die Unglücklichen bisweilen lebendig in den Ofen oder in den siedenden Kessel gesteckt (Hale 57; Seemann 174), meist aber vorher getödtet, wenn sie, wie öfters an vornehme Fürsten, lebendig (und dann im höchsten Schmuck) eingeliefert wurden (Erskine 440). Als besondere Delikatesse galt Zunge, Herz und Leber (eb. 131) oder die Nase (Erskine 428). Hat man viel, so wird der Kopf und die Hände, häufig auch der ganze Rumpf weggeworfen und nur die Glieder, namentlich Schenkel und Oberarm (Will. u. Calv. 1, 211) gegessen. Williams macht besonders darauf aufmerksam, daß man das Auge der Todten hier nie ißt (213), gegen die Behauptung anderer Forscher. Dies ist allerdings eine sehr merkwürdige Thatsache, an welcher wir jedoch, da sie Williams so sicher behauptet, nicht zweifeln dürfen. Da wir aber das Auge auch sonst in Melanesien gerade vorzugsweise verzehrt sahen (Torresstraße, Hebriden), so scheint es nur eine spätere Entartung, wenn man es auf den Fidschiinseln verschmähte, welche aus der Raffinerie der Fidschis hervorgegangen war. Wer im Besitz einer größeren Portion Menschenfleisch war, theilte davon zwar möglichst wenig aber doch regelmäßig seinen Freunden mit, denn eine Unterlassung dieser Höflichkeit führte wohl bis zum Krieg (Erskine 261). Uebrigens galt Menschenfleisch für ungesund (namentlich das der Weißen, welches auch unschmackhaft salzig sein soll eb. 229; Will. u. Calv. 2, 19); es

bereitet Verdauungsbeschwerden, weshalb man es stets mit gewissen Vegetabilien, bestimmten Blättern und Früchten, darunter die eines Solanums (Sol. anthropophagorum), sowie Yams und Taro aß (Seemann 176). Die Sucht nach Menschenfleisch soll nach Seemann bis zu einer krankhaften Leidenschaft sich steigern und dann auch das Aeußere dieser Menschen durchaus krankhaft sein (Seem. 181). Für jeden Menschen, der gegessen wurde, pflegte man einen Stein als Erinnerungszeichen hinzulegen, für Fürsten größere (Seemann 178; Will. u. Calv. 1, 213); von diesen zählte Seemann bei einem einzigen Tempel 400, Williams aber kannte einen Häuptling, der nicht weniger als mindestens 900 Menschen gefressen hatte (eb.)! Bei einem einzigen Kannibalenfest wurden, wie Mariner (1, 345; 2, 71) berichtet, 200 gefallene Feinde gegessen! Wie groß die Roheit bei diesen Festen war, zeigt sich daraus, daß man die Todten, wenn man die ganze Leiche (in sitzender Stellung) gebraten hatte, oft noch bunt bemalte, ihnen eine Perrücke aufsetzte und sie höhnisch wie Lebende behandelte (Erskine 262; Will. u. Calv. 1, 209); ja daß man sogar Lebenden einzelne Glieder oder Fleisch abschnitt, es vor ihren Augen aß oder gar den Unglücklichen selbst zur Speise anbot (eb. 20; 212)! Es ist begreiflich, daß man eine Drohung: „ich werde dich fressen“ für eine sehr schlimme Beleidigung hielt (Seem. 181; Erskine 422). Bisweilen benutzte man auch die Schädel der todten Feinde zu Trink- und Eßgefäßen, die Bein- und Armknochen zu allerhand Werkzeugen (eb.). — Uebrigens waren nicht alle Fidschis Kannibalen; es gab eine Partei, welche die Menschenfresserei abschaffen wollte und sich ihrer schämte (Seemann 179; Zeitschr. 10, 239), weshalb man auch behauptete, erst in späterer Zeit sei der Kannibalismus aufgekommen (Erskine 272); sie sind auch gegen die Tödtung der Weiber, welcher mächtige Häuptlinge entgegengetreten sind (Erskine 259) und zwar mit Erfolg; wie denn überhaupt durch die Wirksamkeit der Missionäre, der Europäer der Kannibalismus jetzt fast ganz aufgehört hat (Erskine 183; Will. u. Calv. 1, 218; Seemann 180 f.).

Daß in Melanesien dieselben Gründe für den Kannibalismus herrschten, wie wir sie oben (162) für Polynesien aufgestellt haben, bedarf nicht des Beweises. Verzehrten doch auch z. B. die Aetas der Philippinen ihre Feinde, um sich dadurch tapfer zu machen (Pobliez. 2).

Ursprünglich aber scheint auch hier der Kannibalismus mit der Ansicht, die man von den Göttern hatte, im Zusammenhang zu stehen, daß nämlich diese die menschlichen Seelen verschlängen, um sie zu reinigen oder sich einzuverleiben. Dieser Gedanke ist die Grundlage des Kannibalismus, nicht umgekehrt, wie der letztere nicht, jener Glaube aber überall herrschte. Nun fraß man, die Götter nachahmend, den Feind auf, um seine so oft gefürchteten guten Eigenschaften, ja ihn selber ganz in eigenen Besitz zu bekommen; man fraß die Verwandten, um durch sinnbildliche Ausübung die Thätigkeit der Götter ihnen zu rascherer Seligkeit zu verhelfen, vielleicht auch, um ihre Seelen als Schutzgeister an die eigene Person zu fesseln.

Die Verfassung dieser Inseln zeigt uns die Grundzüge der polynesischen Verfassung, aber in argem Verfall. Die einzelnen Stämme haben meist einen Häuptling, allein die Macht desselben ist fast immer unbedeutend, obwohl sie früher nach bestimmten Zeichen, aus denen man schließen kann, nach Tabus u. s. w. weit bedeutender gewesen sein muß. Indeß hat sie sich vielfach auch recht mächtig erhalten, so vor allem auf den Fidschiinseln, doch auch auf dem Salomoarchipel und in Neubritannien. So haben die Fürsten der Admiralitätsinseln, welche auch durch besonderen Schmuck (doppelte weiße Muschelkette) ausgezeichnet sind, unbedingte Macht über ihre Untergebenen, welche sie bei nicht schleuniger Willfährigkeit schlagen und auch bei anderen Gelegenheiten sehr hart behandeln, wie sie denn z. B. alle ihnen von Europäern geschenkten Dinge jenen sofort wieder wegnahmen (Labill. 1, 251; 261). Andererseits freilich galten die Häuptlinge auf Ruk gar nicht viel: wer reich ist und öfters Gastereien gibt, wird Häuptling, d. h. er bekommt einen gewissen Einfluß, den er durch Schmeichelei und Freigebigkeit sich zu bewahren sucht. Daher gibt es zwar viele Häuptlinge, unter diesen aber eine große Anzahl, welche gar nichts zu sagen hat. Ueberhaupt erstreckt sich ihre Macht nur auf ihre nächste Umgebung, während öffentliche Angelegenheiten stets von allen Stammesgenossen behandelt werden und jeder einzelne vollkommene Freiheit des Handelns hat (Reina 363). Von den übrigen Inseln des Archipels wissen wir nur, daß es überhaupt Häuptlinge gibt und daß diese sich wenigstens etwas in der Kleidung auszeichnen (Birara Bougainv. 247; Amakata Hunter 141). Auf den Salomoinseln finden wir dieselben Gegensätze: während

auf Isabel (Port Praslin), der Häuptling polynesisch-despotische Macht hat, so daß er von der Ernte, der Beute und der Arbeit seiner Unterthanen nehmen kann, was ihm beliebt und man ihm Alles, was man hat, anbietet, so daß ferner, wer auf seinen Schatten tritt sterben muß, wenn er nicht durch große Geschenke sich loskauft (Surville 240): so haben die Häuptlinge auf Simbu und Neugeorgien wenig Ansehn und Macht und zeichnen sich hauptsächlich vor den Uebrigen durch einen sehr hochgeschätzten Armring aus, der aus einer einzigen Muschel gemacht und nur von ihnen und den bedeutendsten Kriegern getragen wird (Cheyne 65-6). Auf Neucaledonien kann man diese Gegensätze noch schärfer sehen. Die Fürsten, welche hier durch hohe oben offene Mützen ausgezeichnet sind (Labill. 2, 201), haben zwar das Recht, jedem anderen die Geschenke abzunehmen, welchen die Europäer ihm gegeben hatten, ja man bringt sie ihnen ohne weiteres von selbst; und doch hatten sie gar kein höheres Ansehn und durchaus keine politische Macht (Forster R. 3, 251; Labillard. 2, 247). Turner freilich (426) ebenso Las Cazas nouv. ann. des voy. 1855 (1, 333) berichtet, daß sie Macht über Leben und Tod ihrer Unterthanen sowie das Recht haben ihren Nachfolger zu ernennen, zu welchen sie meist einen Sohn oder Bruder bestimmen; wie sie denn auch durch Tabus, welche sie auferlegen konnten, öfters recht tyrannisch herrschen (Ausl. 1855, 419 f.), Nachrichten die sich nicht ganz mit jenen älteren Berichten vereinigen. Ob in den verschiedenen Theilen der Insel verschiedene Machtstellung der Fürsten galt? Zerklüftet ist die Bevölkerung genug, denn jede Familie bildete hier einen Staat für sich, so daß das ganze Land in einzelne selbständige Sippschaften zerfiel (Forster eb.). Auch auf den Loyalitätsinseln war die Macht der Fürsten nicht ganz unbedeutend aber auch hier schwankend: denn während auf Halgan (Uwea) der eine Stamm nur von einem Fürsten beherrscht wird, steht der andere unter der Oberherrschaft einer ganzen Fürstenversammlung (Cheyne 23): das heißt doch, in einem Stamm hat sich ein Häuptling in voller Macht erhalten, im anderen ist seine Macht unter viele seines Gleichen vertheilt; daher im Naut. Mag. 17 (Bergh. 10, 354) die Verfassung dieses Stammes geradezu republikanisch genannt wird. Uebrigens sind hier die Fürsten einigermaßen durch die Kleidung, namentlich aber durch die Achtung, die man ihnen zollt, ausgezeichnet:

man geht ihnen stets aus dem Wege, senkt die Keulen u. s. w. (Cheyne 24). Allerdings könnte hier polynesischer Einfluß sich geltend gemacht haben. Die gleichen Verhältnisse scheinen auf Lifu und Mare zu herrschen (Cheyne 76; Erskine 375); wie sich denn auf Mare sofort vier Eingeborene erboten für ihren Fürsten Gefangenschaft oder Tod zu erleiden, wenn Erskine dies zur Sühnung eines früheren Mordes verlangen würde (Gill 37). Auf Tanna dagegen unterschieden sie sich nur durch den Titel, sonst in nichts vom übrigen Volk (Forster eb. 152 f.; Cheyne 34; Turner 84) und ältere Leute hatten mehr Ansehn wie sie; nur zu Zeiten der Noth vereinigte sich das Volk, sonst lebte auch hier jede Sippschaft für sich (eb. 179). Noch weiter gediehen waren dieselben Verhältnisse zu Fate, wo ein Oberherrscher gar nicht mehr existirt wohl aber eine Menge kleiner Fürsten (Turner 393). Auf den Banksinseln gibt es gar keine Häuptlinge noch irgend etwas, was einer Verfassung ähnlich sieht. Jeder einzelne ist absolut selbstständig (ev. Miss. Mag. 1869, 328 f.). Im Nitendiarchipel hatte jedes Dorf seinen selbstständigen Häuptling, doch kam es auch vor, daß mehrere Dörfer von einem Häuptling abhingen. Auch scheinen in einem Dorf mehrere Häuptlinge zu wohnen, von denen öffentliche Dinge gemeinschaftlich besprochen wurden (Dillon 2, 191; 314). Auch in Kriegszeiten verkehrten die Fürsten der verschiedenen Stämme immer friedlich mit einander (d'Urville a. 4, 183). Die Bewohner der Torresstraße haben keine Häuptlinge; die Männer, welche diese Würde zu haben scheinen, besitzen nur Einfluß in Folge größerer Kriegstüchtigkeit, Klugheit, Zuverlässigkeit oder größerer Reichthümer, und meist auch, doch nicht immer, in Folge größeres Alters (Jukes 1, 163; Macgill. 1, 27). Auf Neu-Guinea gibt es Häuptlinge, aber nirgends haben sie größeren Einfluß, weder an der Humboldtsbai (Nieuw.-Guin. 182) noch zu Dorei (de Bruijnkops 182) zu Onin (Keyts 540) oder zu Adie (Nieuw-Guin. 113), wo der Rajah vom Sultan von Tidore eingesetzt wird; ebenso hängt auch der König von Wageu (Freycin. 2, 58) von Tidore ab (Wallace 2, 331).

Unter den Häuptlingen aber gibt es untergeordnete und höhere. So herrscht auf Wageu der König über eine Reihe von einheimischen Fürsten (Freycin. eb.). Im Salomo-, im Nitendiarchipel und auf den Loyalitätsinseln war es nicht anders (d'Urv. b. 5, 71; Dillon

2, 314; Cheyne 23 f., 16; Turner 518). Auf den neuen Hebriden gab es gleichfalls Fürsten, welche vornehmer waren als andere (Erskine 316; Turner 86) und auch zu Neukaledonien herrschte eine solche Rangordnung: denn während dort die Häuptlinge den Titel Tea führten (Labill. 2, 201 nennt ihn Tea-buma; Forster dagegen Tea R. 3, 251 und sagt 228, daß Tea-buma nur der Name des Fürsten gewesen sei, welcher über den Distrikt Buma geherrscht habe; dies tea also wäre gleich dem polyn. tui), so nannte man ganz besonders berühmte Fürsten aliki (Labill. 2, 220), man machte also auch hier einen Unterschied. Derselbe Titel (eriki) fand sich auch auf den neuen Hebriden (Fate Ersk. 316; Tanna Forst. R., 3, 152; Mallikolo Forst. Bem. 331).

Man könnte geneigt sein, hierbei an verschiedenartigen polynesischen Einfluß zu glauben; allein gegen diese Annahme spricht der Umstand, daß wir diesen Einfluß dann ziemlich gleichmäßig im ganzen Melanesien annehmen müßten und das ist eine unmögliche Annahme. Wirklichen Einfluß haben die Polynesier nur an einzelnen Punkten gehabt, aber auch hier, da sie überall den Stämmen der Inseln, auf die sie einwanderten, feindlich gegenüber standen, nur in äußerlichen Dingen, gewiß nicht in solchen wichtigen Verhältnissen, wie das der Fürsten und ihrer Stellung. Vielmehr zeigt sich ganz klar, daß die Stellung der melanesischen Fürsten ursprünglich ähnlich war, wie in Polynesien: daß die mangelhafte Entwickelung der fürstlichen Macht nur durch die Zersplitterung und Ohnmacht der einzelnen Stämme und Distrikte hervorgerufen ist.

Die Gesammtbevölkerung einer Insel zerfällt in eine Menge meist feindlicher Stämme, welche jedoch in Fate Connubium hatten (Ersk. 334); die Stämme selber zerfallen wieder nach den Dörfern in zahlreiche kleinere Abtheilungen, welche sich bei mächtigeren Veranlassungen einigen; bisweilen auch unter einem gemeinschaftlichen Herrscher stehen. Die Zerklüftung Melanesiens zeigt sich auch hier aufs deutlichste. Ueberall aber steht den Fürsten das Volk ungetheilt gegenüber und jener mittlere Stand, den wir in Polynesien so sehr wichtig fanden, fehlt hier. Wenn Earl (c. 84) sagt, daß es auf Neu-Guinea keine Stände gebe, sondern nur Häuptlinge, Volk und Sklaven, so gilt das vom ganzen Melanesien. Die Sklaven, welche nicht schlecht behandelt werden, sind Kriegsgefangene, welche zu Dorei kurz gescho-

renes Haar tragen müssen (N.-Guin. 149). Dort sind es meist Bergbewohner, welche zu Sklaven gemacht werden, denn die Doresen und die übrigen Küstenbewohner der Gegend beanspruchen eine gewisse Oberhoheit über die Bergbewohner, welche ihnen auch tributpflichtig sind (N.-Guin. 76); und ganz ebenso ist das Verhältniß der Küstenvölker zu den Wuka an der Speelmannsbai (J. R. G. S. 7, 389 f.). Diese Sklaven sind sehr geschätzt. Uebrigens sollen die Bewohner der Gebirge und der Mariannenstraße öfters ihre eigenen Kinder oder die Kinder Anderer aus ihrem eigenen Stamme in die Sklaverei verkaufen (Kolff 300). — Auf den Fidschiinseln herrschen im Wesentlichen dieselben Verhältnisse, denn auch hier haben wir jene verschieden abgestuften Fürsten, dann Volk und kriegsgefangene Sklaven (Will. und Calv. 1, 32), welche letztere, kaisi genannt (Gaimard bei d'Urv. a. 4, 705), von Hale 58 ungenau für das niedere Volk gehalten werden. Doch ist die Stellung der Fürsten und die Entfaltung ihrer Macht ganz so, wie wir gleiches in Polynesien gefunden haben, daher wir ganz kurz sein können: sie werden wie Götter verehrt, von denen sie sich selber ableiten (W. u. C. 1, 25), durch Niederwerfen, zu ihnen hin Kriechen u. dgl., stets mit einem eigenthümlichen recitativisch gesungenen Gruß, dem sogenannten Tama begrüßt (Macdonald J.R.G.S. 26, 233, 239; Will. und Calv. 1, 37 f.), ihre Glieder, ihre Häuser, Weiber und alle ihre Handlungen werden mit anderen Worten bezeichnet als die des gemeinen Mannes, sie haben das Anrecht an jedes Eigenthum des Volkes, was sie berühren, gilt für heilig, gegen sie gibt es keine Tabus und auch äußerlich, da sie soviel besser stehen, sehen sie besser aus (eb. 1, 22; 24-5; Erskine 240; 253; 456; Gaimard bei d'Urville a. 4, 701).

Auch hier werden die Könige gefüttert, weil sie zu heilig sind, um Speise zu berühren. Auch sie haben bestimmte Eigenthümlichkeiten der Kleidung für sich allein, wie es z. B. ein Zeichen ihrer Würde ist, am Daumen zollange Nägel zu tragen (Erskine 441; Will. und Calv. 1, 26) u. dgl. Ernennung und Krönung des Königs werden festlich begangen; indeß sind diese Festlichkeiten bei weitem geringer als die polynesischen (eb. 25). Die erste aber tritt ziemlich früh ein, denn die Häuptlinge abdiciren früh, weil sonst ihr heranwachsender Sohn und Erbe den Tod seines Vaters beeilt (Erskine 233). Neben dem König und der Königin stehen hier zunächst die

Häuptlinge großer Ländergebiete und einzelner Städte; den nächsten Rang haben die Priester, welche, bisweilen politisch nicht ohne Einfluß (Gaimard bei d'Urville a. 4, 700), doch sehr von den Fürsten abhängen (Wilkes 3, 89); dann folgen die mata-ni-vanua (Auge des Landes), welche Hale (58) mit Unrecht für die Grundbesitzer also den polynesischen zweiten Stand hält. Ihr Einfluß ist freilich sehr groß: es sind die unmittelbaren Diener des Königs, welche seine Befehle den einzelnen Häuptlingen und dem ganzen Lande vermitteln, öffentliche Verhandlungen leiten, den Tribut eintreiben (Gaimard bei d'Urv. a. 4, 700) u. s. w. Es liegt nahe sie mit den tonganischen Matabule zu vergleichen. Auf sie folgen berühmte Krieger wenn auch aus niederem Stand sowie die Vorsteher der Zimmerleute und Fischer (W. u. C. 1, 92). Die Häuptlinge, welche minder vornehm als der König sind, haben verschiedenen Rang, je nachdem sie entweder über ganze Inseln oder nur über einzelne Districte herrschen; sie empfangen ihren Titel, indem man das Wort tui, dem wir auch in Polynesien begegneten, vor den Namen des Districtes setzt (Erskine 168; Gaimard bei d'Urv. a. 4, 708-9). Der Mittelpunkt der politischen Macht war bis jetzt das Inselchen Bau (mbau), wo alle Fürsten von größerer Vornehmheit vereinigt wohnen (Wilkes 3, 61; Gaimard bei d'Urville 700; Will. und Calv. 1, 20; Erskine 179; Seemann J. R. G. S. 2, 54); doch auch Rewa, Somosomo, Lakemba, Mbua, Namosi (Seemann eb. 60) u. s. w. sind wichtige Centralpunkte. Alle Länder des Archipel sind nach Bau zinspflichtig, auch z. B. Somosomo (Ersk. 295, 453; d'Urv. a. 4, 403) und zwar gibt es zwei Arten von Abhängigkeit, die Staaten welche Qali und die man Bati nennt, letzletztere minder abhängig aber weniger geachtet als erstere (W. u. C. 1, 20). Doch können auch Stämme die irgendwohin Bati sind, andere wieder zu ihren Qali haben (Ersk. 215). Früher aber waren die einzelnen Stämme von einander geschieden und zwar, da sie einander feindlich gegenüber standen, ziemlich streng geschieden; jeder hatte seinen eigenen König, seine eigene Mundart, kurz sein eigenes Wesen für sich, aber in jedem herrschte dieselbe politische Verfassung, wie wir sie eben geschildert haben. Als nun ein einzelner Herrscher sich über die anderen emporschwang, so hat dies in den ganzen Zuständen wenig geändert: jener Herrscher ist jetzt noch heiliger als die übrigen Fürsten,

die ihm früher gleich waren an Heiligkeit, denn auch hier wächst die Gunst der Götter mit dem irdischen Erfolg, und seinen Befehlen müssen sie sich fügen, wie ihre Stämme auch Abgaben nach Bau zahlen. Dabei aber sind die einzelnen Fürsten oder Unterkönige, die Häupter der einzelnen Stämme selbständig genug, wie sich schon aus den vielen Kriegen zeigt, die sie untereinander führen. Aus diesen Streitigkeiten erklärt es sich denn auch, daß Hale 1840 verschiedene Parteien, Anhänger des Königs und der gestürzten Herrscherfamilie fand; dazu kamen die unabhängigeren Häuptlinge und der Stamm oder die Kaste der Fischer, lauter einzelne Factoren, welche einen streng geschlossenen Despotismus, namentlich bei den ewigen Kriegen unmöglich machten. Da nun auch die niederen Häuptlinge und die Mata-ni-vanua von nicht geringem Einfluß waren: so erschien Halen die Verfassung eher republikanisch als monarchisch (Hale 60 f.; d'Urv. a. 4, 257; Gaimard eb. 701). Doch ist dies nur gelockerter Despotismus, der im einzelnen seine volle Kraft behalten hat. Nicht nur die vornehmeren, auch die geringeren Häuptlinge sind höchst stolz und eifersüchtig auf ihren Rang, was sich indeß mit äußerster Bettelhaftigkeit verträgt (W. u. C. 1, 33). Die Abgaben, welche sie empfangen, bestehen zunächst im Besten aller Arbeitsprodukte, sodann vornehmlich in Walzähnen, ferner in Kähnen, Waffen, Netzen, Zeugen u. s. w. und werden unter großen Festlichkeiten eingeliefert, bei welchen der betreffende Häuptling das Volk sehr reichlich bewirthet (eb. 39).

Man hat in den einzelnen Stufen der Gesellschaft wie sie hier ausgeprägt sind, etwas kastenartiges gesehen, so z. B. Williams 1, 32, aber durchaus mit Unrecht. Denn wir sehen hier nur bestimmte Abstufungen der Stände, welche nach der näheren oder entfernteren Beziehung der Einzelnen zur Gottheit sich bilden. Allein anderes finden wir freilich hier, welches entschieden Aehnlichkeit mit der Kasteneinrichtung hat. Es gibt nämlich hier einzelne „Stämme", mit welchen ein bestimmtes Gewerbe verbunden zu sein scheint. Die Schiffer (batoni Erskine 180) haben wir schon oben erwähnt; hierher gehören nun auch die Fischer (lasakau eb.), welche ein Drittel von Bau bewohnen und einen Häuptling für sich haben (Erskine 179) und ebenso die Zimmerleute (Will. und Calv. 1, 32). So gibt es, nach Hale (61), in jedem Districte Städte, deren Einwohner ein Gewerbe be-

treiben, und alle entweder Krieger oder Zimmerleute oder Fischer u. dgl. sind, welche von den höchsten Fürsten der Districte zu gegenseitiger Hülfe wenn es noth thut, aufgerufen werden. Ebenso werden auf Mare alle Knaben entweder dem Priester- oder dem Kriegerstande geweiht (Gill. 9). Aber auch dies alles erklärt sich, weil die Fischer — nach Williams sind es die Schildkrötenfischer — die Zimmerleute und Priester ein besonders heiliges Gewerbe hatten, was daher nicht jedem beliebigen auszuüben freistand.

Ueber die melanesischen Rechtsverhältnisse wissen wir nicht viel; daß der Rang hier durch die Mutter vererbt (Fidschi W. u. C. 1, 32; Gaimard bei d'Urv. a. 4, 700) ist schon gesagt. Ebenso die Thronfolge: stirbt in Neu-Guinea der Radja, wie sich die Häuptlinge dort vielfach nennen, so folgt zuerst sein jüngster Bruder, dann der Sohn seines älteren Bruders, dann erst sein eigener Sohn (Modera 110; Müller b. 93).

Auch das Vermögen erbt in Neu-Guinea durch die Mutter, wobei indeß Söhne so sehr bevorzugt werden, daß wenn der Erblasser nur Töchter hat, die Söhne seines Bruders erben. Indeß gehen auch die Töchter, oder wenn keine da sind, die Nichten nicht ganz leer aus. Ueberlebt die Frau den Mann, so bleibt sie im Hauptbesitze des Erbes; auch überlebende Eltern werden bedacht. Ist kein näherer Verwandte da, so erbt das Vermögen nach weiblicher Linie in der Blutsverwandtschaft (Speelmannsbai Sal. Müller b. 96; Modera 114); Grundeigenthum kennt man hier und auf den Torresinseln, wo es auf die Kinder vererbt (N.-Guin. 182; Macgill. 2, 28). Schwere Verbrechen sind höchst selten auf Neu-Guinea, kleinere werden durch die Häuptlinge oder Aeltesten bestraft und besteht die Strafe meist in einer Geldbuße, welche sich allerdings bis zum Verlust des vollen Vermögens steigern kann. Todesstrafe ist so gut wie unbekannt außer bei Ehebruch, wo sie an einigen Orten angewandt wird (Speelmannsbai, Neu-Guin. 127; Mod. 110; Müller b. 99; Adie N.-Guin. 116; Dorei de Bruijnkops 188; Geelvinksb. Goudsw. 62 f.). Sehr häufig übrigens sind die Bestrafungen Privatsache der Beleidigten (N.-Guin. 127; Neucaled. Turner 426). In Fidschi ist der König der oberste Richter (Gaim. bei d'Urville a. 4, 701), dessen Urtheil ohne Formalität gefällt und meist auch ohne Widerstand vollzogen werden. Grausame Strafen, Verstümmelung, Tod sind hier sehr

häufig (W. u. C. 1, 29). Bisweilen zeigt sich eine Art jus talionis: wer einen andern tödtet, wird wieder getödtet (Gaim. 701), wer stiehlt wird zu einer Geldbuße, zum Ersatz, oder zum Verlust des kleinen Fingers, bisweilen freilich auch zum Tode verurtheilt (Gaim. 705, 707; W. u. C. 429), wie auch auf Fate die Kinnbacken eines Menschen, der schlecht vom Häuptling gesprochen, am Hause des letzteren aufgehängt wurden (Turner 393). Auch Gesammthaftbarkeit der Geschlechter besteht und Kinder, welche einem Uebelthäter verwandt sind, verlieren zur Sühne bisweilen einen kleinen Finger (Will. u. Calv. 2, 91). Uebrigens gelten ganz consequent Verbrechen eines Mannes aus dem Volke für schändlicher und schwerer als die von Vornehmen begangenen (eb. 1, 28).

Die Wuka auf Neuguinea schwören bei der Sonne oder beim Berg Lamantscherie oder bei einer bestimmten Waffe, daß der Berg sie decke, die Sonne sie verbrenne, die Waffe sie tödte, wenn sie die Unwahrheit sagen (Mod. 112; Sal. Müller b. 104). Ebenso rufen die Einwohner der Geelvinkbai, einen Pfeil in der Hand, den Himmel an, daß er sie strafe: allein Umbiegen des Pfeils und bestimmte Kräuter können diesen Eid wirkungslos machen (Goodsw. 64). Die Einwohner des Utenata bringen sich, wenn sie schwören wollen, eine kleine Wunde bei, vermischen das Blut derselben mit Salzwasser und trinken es (Sal. Müller b. 86). Die Wuka wenden Eidesform bei Verlöbnissen an (eb. 104). — Gottesgerichte eigenthümlicher Art, durch Emporziehen und Fallenlassen, findet man in Neukaledonien (Rougeyron in nouv. ann. des voy. 1848, 3, 98), andere mit kochendem Wasser oder Untertauchen in der Geelvinkbai (Goudswaard 64). Auf Fidschi wandte man, um Diebe zu entdecken, vielfach Zauberei an (Maldonald J. R. G. S. 26, 247). War ein Mensch dringend verdächtig und wollte nicht gestehen, so ließ der Häuptling mit einem Tuch, das über dem Haupt des Schuldigen hin und her bewegt wurde, seine Seele fangen, welche dann in dem Tuch am Kahn des Häuptlings festgenagelt wurde. Sie glaubten so fest daran, daß sie aus Angst davor Alles gestanden (W. u. C. 1, 250). Um Gärten zu schützen wurden bezauberte Fußangeln und ähnliche Mittel in denselben aufgestellt (eb. 249).

Eine eigenthümliche Einrichtung auf Fidschi ist das sogenannte oro: ein Geschenk des Schuldigen an den Häuptling, das Verge-

bung erflehen und Strafe abwenden soll. Es gibt fünf Arten des Soro, bei deren ersten der Schuldige irgend ein Geschenk, bei der zweiten einen Stock, bei der dritten einen Speer bringt, indem er sich selbst zur Erde wirft; die vierte besteht in Darbringung eines Korbes mit Erde, nach Krieg, wenn ein Land sich unterworfen bekennt: man bietet also sich selber zur Züchtigung oder sein Vermögen an; bei der fünften Art erscheint der Schuldige mit Asche bedeckt in tiefer Erniedrigung um anzuzeigen, daß sein Leben verwirkt sei, daß er es nur der Gnade des Beleidigten verdanke (Will. und Calv. 1, 31). Wir finden ähnliches z. B. auf Samoa, doch hat sich hier eine wie es scheint uralte Sitte in frischerem und reichlicherem Leben erhalten. Wird ein solches Soro abgewiesen, so kann es mit dazu nöthiger Verstärkung wiederholt werden, bis zu 5 mal; meist aber ist vorher schon alles verabredet und die ganze Institution ist zu einer Art von gesetzmäßiger Bestechung herabgesunken. Auch den Priestern beleidigter Gottheiten bot man es an.

Die merkwürdigste Einrichtung auf Fidschi, die wir schließlich noch besprechen müssen, sind die vasu, d. h. Neffen: jeder Mann, dessen Mutter Glied der Häuptlingsfamilie eines anderen Landes (Stadt, Stamm, Insel) ist, gilt als vasu dieses Landes und kann sich mit Ausnahme der Weiber, Häuser und des Grundbesitzes der Häuptlinge alles was er will aneignen. Je vornehmer ihre Mütter sind, je mächtiger sind die Vasus. Da sie dem Könige meist einen Theil ihrer Beute mitbringen, so ist dies Institut sehr stark von den Fürsten benutzt und also von größter Wichtigkeit. Uebrigens ist die Sache auch ganz volksthümlich, und wo ein Vasu anlangt, der auch bei etwaigem Krieg stets freien Zutritt zu den ihm Verwandten hat, so wird er mit den größten Festlichkeiten empfangen (Hale 60; Erskine 250 f. W. u. C. 1, 34 f.). Kein Verwandter aber einer Frau, welche sich am Grabe ihres Mannes nicht umbringen ließ, kann vasu werden; denn man glaubte, daß sie die eheliche Treue nicht gehalten habe (Erskine 448). Auch Staaten mit einem gemeinschaftlichen Schutzgott stehen im engeren Bunde miteinander, ohne daß dies Verhältniß größere Bedeutung hat (Hale 60).

Ueber die Religion der Melanesier sind unsere Nachrichten nicht eben reichlich. Wird nun spätere genauere Kenntniß des Gebietes gewiß noch viele Aufklärungen bringen, so ist doch anzuer-

kennen, daß die religiösen Vorstellungen der Melanesier nicht sehr reich sind. Das zeigt sich deutlich schon in dem Theil Melanesiens, welcher am genauesten bekannt ist und über welchen wir wirklich bedeutende neue Nachrichten kaum erhoffen dürfen, im Fidschiarchipel; und auch hier ist alles so widersprechend, daß der Ausspruch einiger Kenner der Inseln, ihre Religion sei vag und verworren (Bensusan 47; Will. und Calv. 1, 215), sich nur bestätigt. Der Hauptgott ist Ndengei, dessen Namen nach Hale (183) auch Seemann (389) mit dem polynesischen Tanga-loa gleichgestellt hat. Natürlich darf man nicht mit Hale an directe Entlehnung denken: dafür ist das Wesen des Gottes zu selbständig entwickelt. Halb Fels halb Schlange, nichts empfindend als Hunger, wohnt er in einer Felsenhöhle auf Vitilevu, nur von einem Diener Uto umgeben, den er ausschickt um Opfer zu holen, der aber stets, zur Betrübniß des Alten leer zurückkehrt: denn obwohl er als der höchste Gott gilt, man opfert ihm, man verehrt ihn so gut wie gar nicht (Will. und Calv. 1, 217 f. Hale 52; Erskine 246; Seemann 223, 390). Nach anderer, wie es scheint älterer Ueberlieferung, steht sein Sohn (oder seine beiden Söhne), vor der Höhle, um alle Gebete zu ihm zu bringen. Erskine (247) denkt hier unrichtig an christliche Einflüsse. Wir finden hier jenen blinden Gott von Bikar (Mikronesien Bd. 5, 2. S. 138) in anderer Version wieder. Ndengei trägt die Welt und wenn er sich wendet, so entsteht ein Erdbeben, dann aber, denn nun dreht er sich der Erde günstig zu, ein fruchtbares Jahr; während er bei Mißwachs die Früchte den bösen Geistern gibt. Dies war der Inhalt mancher Lieder, welche man zu bestimmten Tänzen sang (Hale 52; Ersk. 473; Seem. 390). Zu ihm gehen die Seelen der Verstorbenen, um gerichtet und gereinigt zu werden (Ersk. 246; Will. und Calv. 1, 246; Gaim. bei d'Urville a. 4, 702). Sehen wir hier Züge, welche an den polynesischen Mafuike erinnern, wie denn auch die Kunst Feuer durch Reibung zweier Hölzer zu gewinnen durch einen Sohn Ndengeis gelehrt sein (Macdonald J. R. G. S. 26, 250) und auf seinem unterirdischen Heerd stets ein gewaltiges Feuer brennen soll, dessen Umfang viele Meilen beträgt (Will. und Calv. 1, 230): so stimmt er darin mehr mit Tangaloa, daß er der Schöpfer nicht nur der Götter sondern auch der Welt und der Menschen ist (Gaimard eb. Hale 52), deren erstes Paar er nach einer Sage

aus den Eiern einer Habichtsart, die um jene Höhle auf Vitilevu sehr häufig ist, ausgebrütet, nach der anderen sie mit seinen Händen gebildet hat, doch erst nach mehreren mißglückten Versuchen und das Weib nur mit Beihülfe eines anderen Gottes (Will. und Calv. 1, 251). Auch Früchte schuf er für sie und lehrte ihnen die Bereitung derselben. Er ferner war es, der die große Fluth auf die Erde schickte um zwei seiner Enkel, welche ihn durch Tödtung seines Lieblingsvogels erzürnt hatten, zu tödten: allein sie entkamen zu Schiff und wurden Stammväter der Fischer und Kahnbauer. Nur acht Menschen wurden gerettet (Will. und Calv. 1, 252). Nach Anderen (Erskine 244 f.) war diese Fluth vom Gott der Zimmerleute Rokova und seinem Werkmeister Rokola hervorgerufen. Jene acht retteten sich nach Mbenga, auf ein Inselchen südlich von Vitilevu, dessen Eingeborene sich deshalb für die vornehmsten Fidschis halten. Auf einen hohen Berg des Inselchens Koro rettete sich ein kleiner Vogel und beweinte den Untergang der Welt (Will. und Calv. 1, 252-3).

Doch auch andere Gottheiten gelten als Weltschöpfer. So Ove, der nach Hunt (bei Ersk. 244) der mächtigste Gott des Archipels war, und nach der einen Nachricht im Mond, nach der andern in der Sonne wohnte; ein mißgestaltetes Kind galt als sein Versehen Und wie auch sonst weibliche Gottheiten erwähnt werden (Gaim. bei d'Urv. a. 4: 702; Will. und Calv. 1, 252), so glaubten sich einzelne Districte von einer solchen erschaffen (Ersk. 244). In dieser letzteren finden wir die weltenbildende Tochter Tangaloas, jene samoanische Tuli wieder, an deren Vogelgestalt das die Sündfluth beweinende Vöglein erinnert. Die von Ndengei gebrüteten Eier, welche freilich bloß die Menschen hervorbringen, sind gewiß eine ins Engere gezogene Umwandlung von Tangaloas Weltei. Dadurch daß er wie Tangaloa die Sündfluth schickt, erklärt sich sein Zusammenhang mit dem Gotte der Kahnbauer, wie ja Tangaloa in Polynesien zum Gott des Meeres und des Kahnbaues geworden war. Zugleich aber zeigen sich gerade durch die Fluth beide als Gottheiten des Himmels und darauf weist uns auch die Erzählung, daß Ndengei und sein Kult von Ra und Rangirangi (Macdonald J. R. G. S. 26, 250) gekommen sei. Natürlich darf man dies nicht pragmatisch deuten, wie Hale (188): Ra ist die Sonne und Rangirangi (Rakiraki, Williams,

Seemann) der Himmel und so haben wir den Gott in der ihm gebührenden Wohnung, dessen Name freilich später übertragen wurde auf den Theil von Vitilevu, wo Ndengei wohnte.

Auch im übrigen Melanesien finden sich Gottheiten, welche ihm gleich stehen; nur daß wir über sie weit weniger unterrichtet sind. So glauben die Bewohner von Mare (Loyalitätsinseln) an eine große unsichtbare Macht, welche Alles leitet (Gill 8), auf Lifu hat Laulaati die Welt erschaffen (Ersk. 369; Turner 401), auf Fate zwei Götter, Maui-tikitiki und Tamakaia (Gill 65; Erskine 334), von denen aber ersterer wohl zweifellos polynesisches Ursprungs ist. Nobu ist der Weltschöpfer auf Erromango (Turner 496), Anwe (vergl. Fidschi Ove) bei den Anwohnern der Speelmannsbai, der über den Wolken thront und alles regiert, auch das Menschenleben, der aber weder Opfer noch Gebete empfängt (N. Guin. 128). Hierher scheint auch der „Prophet" Mangundi (der Einige; er heißt auch Mansárija der Alte und Manaarmákrie der Alte der sich verjüngt) und sein Sohn Konóri, an welche man in der Geelvinksbai glaubt, zu gehören. Mangundi soll durch eine Wundernuß, welche er von Sampári, den Morgenstern, den er fing und festhielt, bekam und die er auf den Busen eines Mädchens warf, den Konori gezeugt haben. Er schuf alle Dinge aus nichts, lehrte den Menschen Nützliches und Gutes und verbrannte sich selbst, um als Jüngling aus dem Feuer wieder hervorzugehen. Dann zog er nach Sub-Kalingga; seine Blutspuren sind noch auf Meifore zu sehen (Goudswaard 84 f. nach Fabritius, dessen histor. Bedeutung des Mythus keine Wiederlegung verdient). Andere Mythen (eb. 88 f. nach Frau Fabritius) stellen den Sohn, Koráno Konóri, als die Hauptperson hin und erzählen von ihm zum Theil das oben von Mangundi erzählte. Er wird mit Allah von der Berichterstatterin verglichen, er ist vom Himmel niedergestiegen, hat Neuguinea, die Menschen geschaffen und mit einem jungen Mädchen wieder durch die Wundernuß einen Sohn erzeugt, der später zu ihm zurückkehrt, worauf seine Mutter sich in Stein verwandelt. Er hatte vorher die Papuas vieles Gute gelehrt: da sie es aber in den Wind schlugen, so wurden sie zur Strafe schwarz und kraushaarig. Seine dereinstige Wiederkunft bringt allen Menschen vollkommenes Glück. Man glaubt so fest an sie, daß ein Betrüger, der sich für Konori ausgab, nicht unbeträchtlichen Anhang fand. Mag

der Zusatz von der Bestrafung der Papuas vielleicht nicht ganz ächt, jedenfalls jung sein, wie wir vieles Andere entschieden Europäische schon ausgelassen haben: der Kern des Mythus ist gewiß ächt und alt, nur die jetzige Gestalt ist schon ins Märchenhafte herabgezogen. Die Wuka beten die Sonne an und bringen ihr Opfer (Sal. Müller b. 104) und die Anwohner der Tritonsbai, die sonst keine Religion haben, schwören bei ihr (Modera 112), wie auch die Tanesen, die sonst wie die Neucaledonier (Lascazas nouv. ann. des voy. 1855, 1, 333; Ausl. 1855, 419 f.; Erskine 320) keine Gottesverehrung haben sollen (Turner 13; 81), den Tagesanbruch, also das Aufgehen der Sonne mit feierlichen Liedern begrüßten (Forster Bem. 494). Ob die Sonne hier nun Hauptgottheit oder nur nebenbei verehrt war, läßt sich nicht entscheiden, doch spricht der Umstand, daß jede weitere Gottesverehrung fehlt, für ersteres.

Noch eins ist hier zu bemerken. Nobu heißt auf Erromango der Hauptgott der Insel, zugleich auch Gott im Allgemeinen (v. d. Gab. 125) und zugleich nennt man so alle Fremden, Weiße oder Farbige (Turner 496). Ebenso ist es in Neubritannien. Auf Ruk soll vor Zeiten Pura mit seinen Kindern und verschiedenen Früchten gelandet sein, er lehrte die beiden Sprachen der Insel und verschwand; von seinen Kindern aber stammen die Bewohner, von den Früchten die Nahrungs- und wilden Pflanzen der Insel. Auf Birara aber heißen alle Weißen Pura (Reina 358), wie auch auf Ruk Pura bisweilen als Weißer galt; und so dürfen wir wohl auch hier in Pura die lichte Hauptgottheit des Himmels (vergl. oben 237; 270) vermuthen. Die Vanikoresen ferner hielten La Perouses Unglückgenossen für „Schiffsgeister“ (Dillon 2, 160), die Mallikolesen baten Forstern (R. 3, 40) und seine Begleiter inständig, die Insel bald wieder zu verlassen; und überall sind die Europäer für Wesen höherer Art, für Götter gehalten und demgemäß empfangen (Neubr. le Maire 470; Reina 358; 364; Torresinf. Macg. 2, 29; Fidschi Erskine 229). Hiermit steht die große Scheu der Eingeborenen sowie namentlich das stete Fernhalten der Weiber in Zusammenhang, welche unheiliger als die Männer mit Göttern in keine Berührung kommen durften. Und so erklärt sich auch die feste Weigerung der Bewohner von Telok Lintju (Humboldtsbai) keine Speise von den Europäern anzunehmen (Röijer 65): wer Speise von Göttern berührt muß sterben, wie

Götter, welche irdische Speise aßen, ihre Götternatur verlieren (Aehnliches im übr. Melanes. Ersk. 307; Forster R. 3, 96). Die Götter aber des melanesischen Himmels waren zahlreich; einige derselben können und müssen wir noch besprechen. Zu Fidschi gab es einen besonderen Gott der Unterwelt, welcher zu Lakemba Lothia hieß (Cargill bei Hale 54), während zu Rewa die Vernichtung der Todten selber (richtiger wohl der Ort, wo sie geschah) diesen Namen führte. Als Richter in der Unterwelt dachte man ihn oder Ndengei oder an anderen Orten einen dritten furchtbaren Gott Rati-mbati-ndua, d. h. einzahniger Herr, denn er hat einen sehr großen Zahn, den er zum Verzehren der Seelen, die er brät und verschlingt, gebraucht. Er hat die Gestalt eines Mannes, nur statt der Arme Schwingen und fliegt als Feuermeteor durch die Luft (Hale 54; Will. u. Calv. 1, 218). Eine große Aehnlichkeit mit Hikuleo, welchen die Tonganer in diesem Ratu wiederfinden mochten, ist nicht zu verkennen. Auch die Torresinsulaner hielten Sternschnuppen für fliegende Geister, welche sie sehr fürchteten (Macg. 2, 30), doch auch für die Kinder der Sterne, wie die Fidschi in einem Kometen einen Sohn Ndengeis sahen (Erskine 245). Lothia aber findet sich wieder zu Lifu, wo die Unterwelt Locha (Erskine 369) heißt: sicher dasselbe Wort, denn Jch wechselt auch sonst in diesen Sprachen. Und gleichfalls hieß auf Ruk der Hades Lottin, wohin man daselbst den Marsaba, den bösen Geist, der Krankheiten sendet, alles Unglück und vielen Spuck anstiftet nach besonderen Unglücksfällen zu verjagen sich bemüht (Reina 356). Marsaba, der noch viele andere Namen besitzt und äußerst häßlich ist, hat einen geweihten Raum auf der Insel eigen, wo ihm öfters nächtliche Feste von den Männern gefeiert werden. Bei den hauptsächlichsten derselben ziehen zwei Vermummte umher und fordern die von Marsaba „noch nicht gefressenen" Jungen — doch handelt es sich nur um schon beschnittene Jünglinge. Diese, ausgeliefert, müssen zwischen den Beinen der Vermummten durchkriechen, worauf das ganze Dorf Geschenke bringt, um sie, die nun von Gott gefressenen, zu befreien. Auch dies Fest spricht dafür, daß wir in Marsaba den ursprünglichen Herrn der Unterwelt zu sehen haben, der freilich zum bösen Spuckgeist, wie Pura zum Menschen, herabgesunken ist. Gleiches Schicksal hat außer anderen „Geistern", welche man zu Ruk kennt, Nabeao, der hier und zu Birara verehrt wird, getroffen. Er,

ursprünglich wohl ein guter Geist, ist jetzt vorherrschend böse; ihm werden alle Schiffbrüchigen geopfert, damit er sie nicht aufs Land verfolgt (Reina 356). Meergötter gab es auch im Fidschiarchipel: einer der mächtigsten, den man hoch verehrt, war in Haigestalt (Erskine 420; Hale 55). Die Fischer hatten gleichfalls ihren besonderen Gott, Rakavonu, und der der Zimmerleute, Rokola führt die Seelen im Geisterschiff von dannen. Andere hervorragendere Götter sind Ratu Maimbulu (Herr von Mbulu), auch Ratulevu (großer Herr) oder Mai Wakalotu genannt (Will. u. Calv. 1, 219), der Gott der Fruchtbarkeit, der einmal im Jahre nach Fidschi hinkommt, und mit feierlichster Tabuzeit empfangen wird; hat er dann alle Früchte bereitet, so wird er gebadet und reist wieder ab, was die Priester mit lautem Geschrei kund thun: dann hört das Tabu auf (Ersk. 245 f.). Ferner eine Reihe Kriegsgötter, der Hirnesser, der mit dem Blätterpanzer (und doch Unverwundbare), der Mörder u. s. w. (Will. u. Calv. 1, 219). Auch auf Lifu, Mare und Aneityum fanden die Missionäre Kriegsgötter, ferner Götter der Fruchtbarkeit, welche das Land, die Pflanzen geschaffen hatten, Regen und Sturm hervorriefen und noch andere (Turner 519). Zu Fidschi gab es noch eine große Menge Götter, welche man entweder für „ungeborene", ewig seiende wie Ndengei selbst (Macdon. J. R. G. S. 26, 250) oder für die Söhne Ndengeis hält und einen solchen hat jede Stadt zum Schutzgeist (Hale 53). Hale behauptet, Ndengei sei unter verschiedenen Namen an verschiedenen Orten verehrt; doch mögen diese anderen Namen wirklich verschiedene Gottheiten, andere „ungeborene" bezeichnet haben. Diese Namen, die Williams, Hale, Gaimard und Erskine zahlreich anführen, stimmen unter einander nicht überein; was indeß, da jede Insel ihre besonderen Götter hatte (Will. u. Calv. 1, 217), nicht wundern kann. Einige dachte man sich monströs: mit Holzhänden, mit acht Augen (Weisheit bezeichnend), acht Händen (Geschicklichkeit), zwei Leibern, achtzig Magen u. s. w. Der Name einer dieser Götter lautet bei Gaimard (d'Urville a. 4, 702) Mbanuwe, welcher Name an der Geelvinskbai wiederkehrt. Dort hat jeder Stamm seinen Manuwel oder Manuwin, der alles Unheil, auch das moralisch Böse verursacht und sehr gefürchtet ist. Der Manuwel eines feindlichen Stammes verursacht es, daß Leute aus dem anderen Stamm sterben (Goudswaard 80; 79). Im Gegensatz zu ihm gibt es auch einen

gütigen Geist, Narvoje, der zwar auch tödtet, und namentlich gern Kinder, aber aus Liebe, der seinen Sitz in den Nebeln über den Wäldern hat, oft aber auch auf Bäume sich niederläßt, Opfernden als schöner Jüngling (z. B. im Cigarrendampf) erscheint und ihnen Rath ertheilt (eb. 80 f.). Die Doresen glauben, daß Donner und Blitz durch böse Geister, die in der Luft wohnen, hervorgebracht werden (N. Guin. 162); die Fidschi verehrten Tokalau den Windgott (Will. u. Calv. 1, 248). Auf Vanikoro (Nitendi) bewohnte ein mächtiger Gott die Höhe des Berges Kapogo, dessen Ankunft auf dem Berg Wolken, welche den Gipfel umgeben, anzeigen (d'Urv. a. 5, 179; andere Berggötter daselbst Dillon 2, 214); die Bewohner der Ebene sowie der Berge an der Süd-Westküste Neuguineas schwören beim Haupt der Berge (Modera 112; Sal. Müller b. 104). Vulkane galten ebenfalls als Sitz der Götter; sie zu besteigen war ein Frevel; auf Tanna umwohnten den Vulkan die mächtigsten Priester (Forst. Bemerk. 39; Rietm. 153; Neumanns Zeitschr. n. F. 2, 185; Ruk Reina 355).

Diese Gewitter-, Berg- und Windgötter bilden den Uebergang zu den untergeordneten Gottheiten. Hierher gehörte nun wohl, abgesehen von verschiedenen Sternmythen (Turner 89), die Verehrung „der Himmelskörper und der Elemente“ auf den Salomoinseln (Bensusan 47). Der Morgenstern Sampári wird zu Dorei wegen besonderer Zauberkräfte verehrt (N. Guin. 155 f.; Goudsw. 85). Auf Erromango bringt die Sonne den Regen hervor; bei anhaltender Dürre werden deshalb die Sterne auf sie bös und zwingen sie es regnen zu lassen (Turner 495), wie man auch ein abergläubisches Mittel hat, die Sonne langsamer gehen zu lassen (Will. u. Calv. 1, 250). Riesen gibt es (Torresstr. Macg. 2, 30; Fidschi Ersk. 473), Feen oder besser Elfen, klein wie Kinder, von weißer Farbe, stets singend, den Menschen nicht unfreundlich (Will. u. Calv. 1, 240); und auch von Halbgöttern, welche Berge versetzen wollten, aber durch den Tagesanbruch verhindert ihre Lasten fallen ließen, erzählt der Fidschimythus (eb. 251). Eine Sage auf Erromango (Turner 497) erzählt von einem Menschen, der durch einen riesigen Fisch, welcher ihn verschluckte und ausspie, ans Land gerettet wurde und Geister und Götter (oft treten auch die mächtigsten so auf, Ndengei, Ratumaimbulu Seemann 401) zeigen sich oft als Schlangen, Krokodile, Kröten, Vögel (z. B.

als Tropikvogel Will. u. Calv. 2, 56), Ratten, der Meeresgott als Hai u. s. w. (eb. 1. 241; 219; 233; Erskine 293; 420; Hale 54; N. Guin. 153; 155; de Bruijnkops 187; d'Urv. a. 4, 609; Wageu Lesson compl. Buff. 3, 27; Humboldtsbai N. Guin. 177 f.), Zu Fidschi ward ein ungeheurer Aal mit Opfern, ja mit Kinderopfern verehrt (Erskine 434; Krokodil Mar. 1, 355) und ebenso zu Isabel derartige Thiere lebend gehalten (nouv. ann. des voy. 3, 63).

Die Schutzgeister bilden auch hier eine besondere Klasse. Vielleicht muß man hier jenen Narvojé und Manuwel herrechnen; jedenfalls aber gehören die Korwar (Korrowar) der Doresen hierher, die man männlich und weiblich dachte, deren Bilder $1^1/_2$' hoch, mit scharfer Nase und großem, spitzzahnigen Maule versehen sind, denn der Schutzgeist frißt ursprünglich die Seele. Jeder hat seinen Korwar, dem er alle Wünsche vorlegt, den er um Rath fragt (stets um Ja oder Nein; eine Bewegung des Bildes ist Antwort), dem er strenge gehorcht (N. Guin. 162; Goudswaard 78 f.). Auf Fidschi hat nicht nur jeder einzelne Fürst (Will. u. Calv. 1, 219), sondern auch jeder Gau seinen Schutzgeist; heißt dieser nach dem Gau z. B. Tui-Lakemba, so darf der Häuptling des Gaus den Namen nicht führen (Will. u. Calv. 1, 233). Am Hause eines Fürsten auf Uwea waren fünf Schutzgeister abgebildet (Turner 519). Auf Vanikoro versprach ein Häuptling seinen Gott zu zeigen, welcher in einem besonderen Haus wohne und führte darauf seine Gäste vor das Loch eines Landkrabben. Dicht daneben war das Grab seines Vaters oder Großvaters. Der Gott eines anderen wohnte ganz in der Nähe in einem Ameisenhaufen (d'Urv. a. 5, 178 f.; 180). Auch hier also sind Schutzgötter in Thiergestalt oder mit spitzen Zähnen ursprünglich gewiß Götter: aber wie wir sie räumlich dem Ahnengrabe auf Nitendi nahe finden, so stehen sie auch sonst in naher Berührung mit der Seele der Abgestorbenen. So diente den Doresen als Korwar auch der Schädel eines Verstorbenen (Goudswaard 75). Auch auf Baladea trug man Knochen Verstorbener als Amulet, bewahrte die Schädel der Angehörigen auf und brachte ihnen bei Krankheiten Opfer. Zähne und Schädel alter Weiber hing man hier und zu Mare (Gill 8) in die Pflanzungen, um reiche Ernte zu erlangen und die zünftigen Regenmacher bewirken Regen oder Trockenheit durch Begie-

ßen oder Ausdörren der Knochen eines Verstorbenen (Turner 425; 428; Gill 9). Die Geister der Todten wahrsagen auf den Salomoinseln, geben guten Fischfang u. dergl. (Surville 241); auf Baladea gehen sie in den Wald, wo sie alle fünf Monate ein Fest feiern, und allerdings hörte man um diese Zeit immer Musik und Lärmen vom Wald her. Die alten Leute tanzten und sangen hier (Turner 428), um ihre Söhne von der Anwesenheit der Geister zu überzeugen; ursprünglich aber um durch feierliche Nachahmung der Geister diese zu ehren. Die Geister kehren unter den verschiedensten Gestalten zurück, um die Lebenden Nachts zu schrecken: daher diese stets einen Feuerbrand bei sich führen, um sie zu verscheuchen (Fidschi Will. u. Calv. 1, 241; Wilkes 3, 118 f.; N. Guin. 162; Berghaus Zeitschr. 10, 356). Sie schweben in der Luft, meist um ihr Grab, doch können sie auch andere Inseln besuchen. Sie sind es, durch welche weissagende Priester begeistert werden (Cheyne 10; Balad. Turner 81; 338; 425; 427; Lifu eb. 399; Erskine 369; Fate eb. 304; Gill 65; Turner 394; Tanna eb. 88; Nul Reina 356; 360; Admir.inf. Labill. 1, 267; Torresstr. Flinders 1, XXXVI; Macgill. 2, 20; Neuguin. d'Urville a. 6, 616; N. Guin. 155; 162; Goudsw. 75; Fidschi Will. u. Calv. 1, 217; Ellis 1, 409). Auch Böses thaten die Seelen, sie brachten Krankheiten u. s. w. (Turner 424). Und auch jener merkwürdige Glaube, daß die Weißen die wiederkehrenden Seelen seien, findet sich hier (eb.): ja auf den Banksinseln erkannte man unter den Europäern bestimmte verstorbene Individuen selbst (ev. Miss. Mag. 1869, 329). Die Fidschis sind der Meinung, daß jeder Mensch zwei Seelen habe, eine dunkele, welche zur Unterwelt hinabgeht, und eine helle, welche an dem Orte, wo der Mensch stirbt, verbleibt und oft, namentlich bei Regenwetter laut stöhnt und seufzt (Will. u. Calv. 1, 241). Auch können die Seelen Lebender den Körper verlassen und andere Schlafende beunruhigen; und umgekehrt glückt es bisweilen, eine schon entfliehende Seele durch lautes Geschrei zurückzurufen (eb. 242). Nach der Meinung der Papuas von Nordguinea wohnt die Seele im Blut (Goudsw. 77). Uebrigens haben hier alle Dinge eine Seele, auch Pflanzen, Steine, Geräthe, alles (eb. Mariner 2, 137), was indeß nicht alle glaubten, mit denen Williams verkehrte. Jedes Ding gelangt auch in ein Paradies und zwar entweder ins allgemeine oder

aber in ein ganz specielles, wie denn z. B. das der Kokosnüsse zu Longia auf Rewa ist, und der Häuptling von Rewa beklagt sich oft, in Zeiten großer Festlichkeiten nicht schlafen zu können, weil er stets das Krachen der Nüsse höre, die, sowie sie irgendwo im Archipel verzehrt wurden, sofort in ihr Paradies kamen (Hale 55), wo sie ein besonderer Gott Mbolembole in Gebrauch nimmt (Will. u. Calv. 1, 242).

Wir haben schon einzelne melanesische Paradiese oder wenigstens Aufenthaltsörter der Seelen genannt, so Lottin auf Ruk, Locha auf Lifu; auf Fate hieß es Lakinatoto und wurde im Westen liegend gedacht (Erskine 334; Gill 65); ebenso dachte man sich Locha zu Lifu im Westen (Turner 401). Auf Aneityum gingen die Seelen nach Umatmas; sie sprangen, um dahin zu gelangen, von einem Felsen des Westendes der Insel ins Meer, in Umatmas aber wurden sie gerichtet: die guten kamen in ein Paradies voll Speise und Wohlleben, die schlechten, Diebe, Mörder, Ehebrecher in eine Hölle wo sie Hunger leiden mußten (Turner 371). Die Doresen glauben an das Fortleben der Seele auf dem Grunde des Meeres (Goudswaard 77), wo sie nach indischer Weise aber glückselig weiter leben; die Ayamboresen dagegen (N. Guin. 162) glauben an eine Art Seelenwanderung, indem die Seele des Mannes im ältesten Sohn, die der Frau in der ältesten Tochter fortlebt. Am Eingange der Unterwelt sitzt zu Fate Salatau und schlägt jeder herannahenden Seele mit dem Beile auf den Kopf (Turner 394). Auch auf den Fidschiinseln droht den Seelen große Gefahr. Sobald sie gestorben sind, warten sie zunächst auf die Seelen derer, welche sich an ihrem Grabe opfern, um dann den Weg nach Mbulu, dem Paradies, anzutreten. Den Ort von wo man — der Wege geht durchs Meer — abfährt, heißt auf jeder Insel Ndrakulu oder Thimbathimba, doch ist ein solcher Hauptort für den ganzen Archipel auf Vanualevu, in der Nähe von Nai Thombothombo. Schon auf dem Weg dahin werden die Geister der Hagestolzen entweder vom Lewa-levu, dem „großen Weibe", welches auch sonst schönen Männern nachstellt (Will. u. Calv. 1, 239), oder aber von Nangganangga gefangen und an den Felsen zerschmettert. Jeder zu Thimbathimba ankommende Geist wird durch einen Papagei der dort sitzt und schreit, sobald er eine Seele nahen sieht, angemeldet: dann kommt Samuyalo, der „Seelentödter" und kämpft

mit der Seele, die wenn glücklich nach allerhand neuen aber minder ernsten Gefahren nach Mbulu gelangt; die unterliegen werden von Samuyalo und seinen Brüdern gekocht und gegessen. Deshalb wird auf Vannalevu ein Mann mit dem König begraben, daß er für diesen den den Kampf bestehe (Will. u. Calv. 1, 197). In Mbulu gibt es verschiedene Stufen der Glückseligkeit; am geringsten ist sie in Murimuria, wo das Leben im ganzen dem auf der Erde gleicht, am höchsten ein Mburotu. Doch gibt es auch Strafen und Richter ist Ndengei, der indeß wenig auf moralische Trefflichkeit gibt. Untattuirte Weiber werden in kleine Stücke zerschnitten, zur Speise der Götter; Männer, die keinen Feind getödtet haben, müssen mit ihrer Keule — eine arge Schande! — auf einen Schmutzhaufen schlagen, andere werden zur Erde gelegt, das Gesicht nach unten und Taro in sie gepflanzt. Die Seelen aufgefressener Männer werden von den Göttern gefressen (Will. u. Calv. 1, 242-8). Interessant ist noch folgender Zug. Bei Thimbathimba liegt die Stadt Nambanggatai, welche die Geister passiren müssen. Deshalb sind hier alle Häuser so gebaut, daß Vorder- und Hinterthür in gerader Linie liegen, um den Geistern freien Durchzug zu gestatten, und die Einwohner sprechen stets nur halblaut mit einander, aus der Ferne rufen sie nie, sondern reden nur durch Gesten (eb. 245). Mbulu soll nach einigen fern im Westen liegen, als Insel im Meer; oder es liegt in der Unterwelt (Seemann 399; Hale 55). Man glaubt an mehrere Himmel übereinander (Will. u. Calv. 1, 247); einige glauben an Seelenwanderung, andere an Vernichtung der Seele nach dem Tode (eb. 248); welche letztere Ansicht wohl nur auf die niederste Volksklasse ihre Anwendung findet. Doch hat der Cult der Seelen später auf dieselbe Weise um sich gegriffen wie zu Polynesien. Auf Tanna ist dies am meisten der Fall: hier heißen die Götter und die Geister der Vorfahren mit gleichem Worte aremha (Turner 88), und die Götter sind so hinter den Seelen zurückgetreten, daß außer der Sonne diese letzteren allein Opfer und Verehrung erhalten (eb. 13; 88). Auf Baladea war es ähnlich; und auch auf Neuguinea spielten die Seelen der Vorfahren, welche am Rumsram dargestellt waren, eine große Rolle und hatten wie es scheint die alten Götter ins Märchenhafte und Menschliche herabgedrückt; ähnlich wohl auch auf Nitendi. Allein hierbei ist wohl zu beachten, daß die so verehrten Seelen stets zu

Schutzgöttern geworden sind; wie auch die Korwars als Abbildungen der Todten galten (N. Guin. 162).

Auch eine Menge mythologischer Erzählungen gibt es, von denen uns hier nur noch einige Schöpfungssagen beschäftigen sollen. Die Sage, welche Seemann (397) erwähnt, daß eine Art Amorphophallus den Himmel emporgestoßen hätte und deswegen auch beim Weltuntergang Schutz bieten würde, da sie ein „vasu" des Himmels sei: diese Sage könnte von Samoa eingewandert sein. Die Gestalt der Küste verdankt Vitilevu dem Gott Rokomouta (Will. u. Calv. 1, 250), nach anderen dem Ndengei selber (Seemann 394). Auf Lifu schuf Laulaati zuerst einen Stein, aus welchem Mann und Weib hervorgingen (Turner 401). Auf Erromango war der erste Mensch ein Weib (Turner 496); die Menschen gingen auf allen Vieren, die Schweine aufrecht, bis nach einem Beschluß aller Thiere die Eidechse dem Schwein auf dem Rücken sprang; seitdem geht der Mensch gerade, das Schwein gebückt (eb.). Auch auf Tanna spielte in einer langen nicht recht verständlichen Schöpfungsmythe ein Stein eine große Rolle (Turner 88). In der Torresstraße galt als der erste Mensch der Riese Adi, welcher beim Fischen von der Fluth überrascht aber mit seinen Weibern in Felsen verwandelt wurde (Macgill. 2, 30). Hier ist der umgekehrte Gang, der erste Mensch entsteht nicht aus, sondern wird zum Felsen. Die Insel Adie bildete sich durch einen gewaltigen Treibholzstamm; eine Frau erwuchs auf ihr als erster Mensch, welche dann mit einem Papu vom Festlande Nachkommenschaft zeugte (N. Guin. 115).

Wir finden in allem Vorstehenden nichts, was wir nicht entweder ganz ebenso oder ganz analog in Polynesien gefunden haben. Allerdings sind unsere Nachrichten, außer über Fidschi, sehr dürftig; allein wir sind doch zu dem Schlusse berechtigt, daß auch reichlichere Nachrichten nur analoge Züge bringen werden. Es ist nun freilich sehr verlockend, alle jene Einzelnheiten, die wir zusammenstellten, noch einmal streng zu mustern und mit der polynesischen Religion zu vergleichen, allein wir können und müssen dies dem Leser überlassen, indem wir nur kurz folgenden Hauptsatz hinstellen, welcher durch alles Vorstehende bewiesen ist: die melanesische Religion ist genau der polynesischen verwandt, aber selbständig entwickelt und zwar selbständig an verschiedenen Punkten entwickelt. Sie beruht, wenn wir von Ein-

zelnheiten absehen, durchaus nicht auf Entlehnung. Allerdings finden wir sie vielfach in Verfall; allein so reich wie die polynesische ist die melanesische Götterwelt nie gewesen.

Doch finden wir auch sonst noch vieles Gleiche. Omina gab es überall (Dorei de Bruijnkops 187; Goudsw. 81 f.; Fidschi Will. u. Calv. 1, 240 f.) ebenso überall Zauberer die man sehr fürchtete, Leute mit gutem oder bösem Blick, man glaubte an das zweite Gesicht, an Träume — Götter gehen in Schlafende ein, welche dann eigenthümlich schnarchen Will. u. Calv. 1, 228 —, an Vogelsing u. dergl. (eb. 250; Goudsw. 82), beim Niesen sagte man „Gotthelf" (eb.; Torresstr. Macg. 2, 30), man pflanzte zu Fidschi den großblättrigen Aron an die Thüren als Abwender von Tod und Teufel, Knacken der Gelenke bezeichnet den Torresinsulanern (ganz wie den Kindern in Mitteldeutschland), daß irgend jemand sie lieb hat und gut von ihnen spricht (Macgill. 2, 30) u. s. w. Wichtiger ist es, daß wir auch das Tabu in Melanesien ganz genau wie in Polynesien finden, so daß also zunächst der Adel je vornehmer, je stärker tabu ist, die Weiber stets vom Tabu ausgenommen sind und mit den Männern deshalb nicht essen, keinen Tempel betreten, kein Menschenfleisch genießen dürfen. Speise und was dazu gehört, ist auch hier streng vom Tabu ausgenommen; die Inkarnationen der Götter dürfen nicht gegessen werden; besonders tabu ist der Kopf eines Menschen, weshalb man (Macdon. J. R. G. S. 26, 233) beim Gespräch mit vornehmen Häuptlingen und bei Gebeten oft den Kamm aus dem Haare nimmt u. s. w. (Fidschi Will. u. Calv. 1, 24; 136; 140; 211-2; 219; 234; Hale 51; Ersk. 254 u. s. w.; Neucal. Forster R. 3, 254; Hood 218; Loyalitätsins. Erskine 354; Cheyne 17; Hebriden Turner 495; Nitendi d'Urville a. 5, 165; 320; 335; Salom. Surville 240; 250; d'Urville b. 5, 59; 60; 64; Neuguinea, Mariannenstr. Mod. 27; Roijer 166; Humboldtsb. N. Guin. 182; 89). Aus dieser allgemeinen Verbreitung der Sitte widerlegt sich Hales und d'Urvilles Meinung, daß sie von Polynesien eingeführt sei. Um Tabus anzuzeigen, hatte man verschiedene Mittel, Blätterbüschel (Humboldtsbai Neuguin. 182), Stäbe oder Ruthen u. dergl. (Fidschi Will. u. Calv. 1, 235). Tabufarbe war auf Fidschi gelb (Macdon. J. R. G. S. 26, 248) sonst weiß (Neucaled. Labill. 2, 203; Neuguin. Sal. Müller b. 57 f. Ins.

bei Neuguin. Roggeveen 569). Auch grüne Zweige oder Blätter dienten zu ähnlichen Zwecken. Die Fürsten konnten Tabus auferlegen und nicht selten ist auch hier das Tabu politisch gebraucht und gemißbraucht (Fidschi Will. u. Calv. 1, 235; Neucaled. Lascazas nouv. ann. des voy. 1855, 1, 333; Ausl. 1855, 419 f.). Die Aufhebung eines Tabus erfordert manche Feierlichkeit (Will. u. Calv. 1, 235); doch hat auch hier Wasser enttabuirende Kraft (Hebriden Forster 3, 15; Mallikolo, Neuguinea ders. Bem. 517; Fidschi Will. u. Calv. 1, 249). Auf Oertlichkeiten, welche tabu sind, müssen zu Nitendi Leute, die keine Häuptlinge sind, ihre Kleider ablegen (d'Urville a. 5, 346); auf den Fidschi kroch man darüber hin (Will. u. Calv. 1, 233).

Die melanesischen Sprachen haben, soweit sie bekannt sind, alle ein Wort für Gott, welches auf Tanna zugleich die Seelen der Vorfahren bezeichnet (Turner 88), im Fidschi zugleich alles Staunenswerthe, Ungewöhnliche (Will. u. Calv. 1, 216). Trotz aller sinnlichen Vorstellungen, die man von ihnen hatte (z. B. Turner 13), dachte man die Götter als geistige Wesen und ist von Fetischanbetung sehr entfernt, denn alle Bilder, Thiere, Bäume, welche als Götter verehrt werden, gelten nur für heilig, weil sich die Gottheit auf sie herabläßt (Will. u. Calv. 1, 216; 220; Neug. Goudswaard 81; Hebriden Gill 8; Turner 349 f.). — Tempel hatte man überall (Tanna Turner 85; Nitendi Dillon 2, 191; d'Urv. a. 5, 151; Salom. Rietm. 188; Wagen Lesson compl. Buff. 3, 27); die großen zu Dorei und Telok Lintju auf Neuguinea, welche von bestimmten Jünglingen bewacht wurden, sind schon beschrieben. Wie im übrigen Melanesien dienten auch die zu Fidschi, wo jeder Ort einen oder mehrere hat, als Versammlungshaus, Schlafraum für die Männer und öffentliche Herberge (d'Urv. b. 4, 223; Ersk. 168; Will. u. Calv. 1, 221). Sie stehen auf Steinterrassen und zeichnen sich durch ihr hohes Dach, den beiderseits vorstehenden Firstbalken und durch besonders reichen Schmuck von buntem Seil, Waffen u. dergl. aus. Zu dem rohen Bretteraltar des Inneren hängt vom Dache herab ein Stück Zeug, welches als Weg des herabsteigenden Gottes gilt (Ersk. eb. Will. u. Calv. 1, 222; Seemann 393). Gern baut man einen Tempel dahin, wo ein Häuptling getödtet ist; und bei der Gründung dürfen Menschenopfer nicht fehlen. Doch gab es

auch Opferplätze, welche nur aus einem umzäunten Raum bestanden (Seemann Zeitschr. f. Erdk. n. F. 10, 234). — Alle Idole, welche wir in Melanesien finden, sind Darstellungen von Schutzgeistern oder Seelen der Vorfahren: Bilder von wirklichen Göttern kommen nirgends vor. Wohl aber fand man auf Fidschi und den Hebriden heilige Steine, welche als Sitz bestimmter und sehr mächtiger Gottheiten, welche bei der Weltschöpfung mitgewirkt hatten, galten, wie auch Ndengeis Mutter ein Stein gewesen sein sollte (Will. u. Calv. 1, 221). Sie standen auf Tanna in heiligen Hainen und trugen auf Fidschi bisweilen den Liku oder andere Zierrathen. Auf den Hebriden sah man ferner in einem langen dünnen Stock, der deshalb stets in den Händen der Aerzte und Fürsten war, den Sitz eines heilbringenden Gottes (Will. u. Calv. 1, 220; Gill 8; Turner 349 f.). Auf Hnie (Uwea) waren die fünf plastisch vorspringenden Figuren mit darüber gemalten Köpfen am Hause des Fürsten Schutzgeister (Turner 519); Schutzgeister waren die grotesk geschnitzten Korwars, welche daher männlich und weiblich gedacht wurden, und ebenso die ähnlichen Bilder, welche man im Salomoarchipel (Rietm. 188; Bensusan J. R. G. S. 32, 47), in der Torresstraße (Flinders 1, XXXVI), in Neubritannien (Dampier 5, 98; Lesson compl. Buff. 3, 81), auf Wageu (Lesson eb. 27) und den Inseln nordwestlich von Neuguinea fand (Zool. zu Freyc. Pl. 47). Man opferte ihnen; in der Torresstraße brannte Harz, hingen Schädel vor ihnen; man trug sie als Amulette. Die schon beschriebenen Bilder am Rumsram zu Dorei sowie die Figuren an den Pfeilern des Hauses, von denen die Männer mit übergroßem und ausgerecktem Glied, die Frauen die Hand vor den Schooß haltend dargestellt sind, einige mit Waffen in der Hand, eine Frau mit acht Händen (N. Guin. 153 f.; de Bruijnkops 186), sind Schutzgeister, denn einmal haben auch die männlichen Korwars das starke Glied (N. Guin. Tafel W W), andererseits nennen sie die Papuas selber Bilder ihrer Vorfahren (eb.). Daß wir Schlangen und Fische unter ihnen dargestellt finden, spricht nur für jene Deutung: denn der Schutzgeist nimmt ganz gewöhnlich jene Gestalt an. So erklärt sich denn auch der Widerspruch unter den Berichten über Baladea und die neuen Hebriden, welche bald keine Götterbilder haben (Bal. Lascazas nouv. ann. des voy. 1855, 1, 333; Ausl. 1855, 419; Hebr. Gill 67; Erskine 334;

Loyalitätsinf. Gill 8), bald solche besitzen sollen (Loy. Hebr. Turner 519; Gill 127; Balad. Turner 427). Sie hatten keine Bilder von Göttern, wohl aber von Schutzgeistern und Todten; und so fand man auf Baladea ungeschickt geschnitzte Denkbilder, Bretter oder Stäbe mit eingeschnitztem Gesicht auf den Gräbern, öfters auch am Eingange der Häuser, namentlich an denen der Häuptlinge (Labill. 2, 225; 239; Forster R. 3, 243; Turner 427). Solche Bilder waren es ohne Zweifel auch, welche Patteson auf Ambrym und Erskine zu Fidschi in den Tempeln vorfanden (ev. Miss. Mag. 1869; 319; Ersk. 252).

Religiöse Feste, die nicht allzu häufig sind, hatte man auf Fidschi beim Pflanzen und Ernten der Yams, beim Jahresschluß (Will. u. Calv. 1, 230; 233), in Tanna zweimal im Jahr und hier auch noch außerdem bei Hochzeiten und Geburten (Turner 13; 85) in Ruk bei der Beschneidung (Reina 357), während man sonst weder Ehe noch Geburt oder Tod religiös feierte. — Opfer aber werden häufig gebracht. Die Wuka bringen sie unter Gebet der Sonne (Sal. Müller b. 104). Auf den Fidschi, wo indeß die Götter nur die Seelen der Opfergaben, die Opfernden und die Priester die Gaben selbst verzehren, waren sie ganz enorm (Will. u. Calv. 1, 231; Ersk. 222). Dankopfer brachte man nach Tödtung eines Feindes, nach Rettung aus Gefahren, nächtlichem Schildkrötenfang u. s. w. (Will. u. Calv. 1, 231; Ersk. 439; Dillon 2, 239); den Abgeschiedenen und Schutzgeistern opferte man überall (Kunaie, Balad. Turner 425; Loy. eb. 399; Hebr. Turner 371; 394; Forster R. 3, 181; N. Guin. Goudsw. 76 f. 81 u. s. w.), während hingegen die oberen Götter keine Opfer mehr empfingen (Will. u. Calv. 1, 217); doch betet man zu ihnen (Ersk. 247), wie zu den anderen Göttern, namentlich aber zu den Schutzgöttern und nur zu diesen, wo der Hauptgott ganz zum Menschen herabgesunken war. Die Baladeaner beteten vor jeder Unternehmung zu ihnen (Turner), die Tannesen zur aufgehenden Sonne und vor jeder Mahlzeit (Turner 85). Der Häuptling, der zugleich Priester ist, spricht dies Gebet und zwar fleht er darin um langes Leben, Gesundheit, gute Ernte, Erfolg im Krieg u. s. w., er trägt also alle Bedürfnisse des Lebens den Göttern vor. War man in Angst, so baute man in Fidschi vernachläsfigte Tempel rasch wieder auf oder errichtete neue, man peinigte sich

selbst; um Regen zu erflehen, zogen ganze Processionen auf allen Vieren umher, und jeder Einzelne trug noch dazu einen schweren Stein am Hals (Will. u. Calv. 1, 232) u. s. w. Waren aber die Götter nicht willfährig, so schalt man sie, forderte sie zum Kampf heraus oder züchtigte sie, natürlich nur die Schutzgötter (Will. u. Calv. 1, 236; de Bruijnkops 186; 189). Uebrigens aber sind die Melanesier fromm und devot und halten ihre religiösen Satzungen, namentlich die Tabus sehr streng (Will. u. Calv. 1, 233; 239). Zwar gab es Freidenker, wie Thakombau ein solcher war (Ersk. 249); auch hatte man Geschichten von solchen, die an der Allmacht der Götter gezweifelt hatten, die aber dann auch allemal von der Macht der Götter bestraft wurden (Seemann 401 f.).

Auf Baladea, wo jede Familie ihren eigenen Priester hatte (Turner 427; Gill 8) und auf den Loyalitätsinseln war eine erbliche Priesterschaft, jedoch ohne politischen Einfluß (Turner 426). Auf Kunaie dagegen und Fidschi kann jeder Einzelne Priester werden, sobald er nur etwas was eintraf vorher gesagt hat. Hier nämlich sind die Priester zugleich Wahrsager (Will. u. Calv. 1, 227; Bergh. Zeitschr. 10, 356; Cheyne 10). Sehr wichtig ist, daß an manchen Orten der Häuptling auch zugleich Priester ist, so auf Tanna, wo indeß außerdem noch eine sehr einflußreiche Schaar von Priestern die war, welche um den Vulkan wohnten, so auf Nitendi (Turner 85 ev. Miss. Mag. 1869; d'Urv. a. 5, 176). An anderen Orten gab es gar keine Priester, wie z. B. zu Dorei und sonst auf Neuguinea (de Bruijnkops 187; Goudsw. 81). Auf Fidschi bilden die Priester zwar einen selbständigen allein keineswegs erblichen Stand, hängen aber ganz vom Fürsten ab (Will. u. Calv. 1, 226). Doch ist ihr Einfluß aufs Volk bedeutend (Dillon 1, 22). Ihr Rang bestimmt sich nach dem des Gottes, welchem sie dienen. Denn jeder Priester hat seinen eigenen Tempel und Gott, in dem er und dem er dient; und wie er nirgends anders thätig sein kann, so kann auch Niemand einem Gott anders opfern, als in seinem Tempel und mit seinem Priester (Will. u. Calv. 1, 226 f.). Daher kommt es natürlich, daß der Priester des höchsten Gottes vornehmer, einflußreicher und reicher ist als seine anderen Collegen (Gaimard bei d'Urv. a. 4, 701), über die er aber keine Macht besitzt (Hale 56); und ebendaher auch, daß eine Anrufung Ndengeis viel umständlicher

und kostspieliger war, als die anderer Götter (Will. u. Calv. 1, 230). Jedes Befragen eines Priesters ist mit Geschenken an diesen und mit Opfern für den Gott verbunden (Hale 57). Die Priester sind hier, wie in Polynesien, der Vermittler zwischen Göttern und Menschen, theils durch Befragen, theils dadurch daß sie begeistert werden von einem Gott, der in sie eindringt und aus ihnen heraus spricht. Die somatischen und psychischen Aufregungen sind hier wie in Polynesien und bedürfen keiner weiteren Beschreibung (Fidschi Will. u. Calv. 1, 224; Hale 57; Erskine 250; Kunaie Cheyne 10; Nitendi Dillon 2, 301; 306). Doch ist es psychologisch von hohem Interesse, zu sehen wie die Priester in Gegenwart der Missionäre sich in diese Begeisterung nie hinein arbeiten können, denn dazu gehört ganzer ungetheilter Glaube wie der Anwesenden so der Handelnden selber. Auch Priesterinnen gab es auf Fidschi, aber minder geehrt und mächtig als die Priester (Will. u. Calv. 1, 223), sie standen wohl den weiblichen Gottheiten zur Seite. Die Tracht der Priester daselbst zeichnete sich durch einen langen heiligen Kamm sowie durch ein Stirnband aus von Scharlachfedern (eb. 227). Die Haare ließen sie lang wachsen und einzelne Locken hatten besondere Namen: so hieß eine Locke eines Priesters, den Calvert sah (2, 102) „großer Wind“, weil ein solcher nach mangelhaftem Opfer wehen würde; eine andere „verdorbenes Brod“, weil er, wenn nicht beleidigt, die Ernte so reich macht, daß der Ueberfluß verfault; eine dritte „gesottener Fisch“, denn einen solchen bereitete man ihm sofort nach jedem Fischfang. — Außer den Priestern gab es noch Wahrsager, welche von jenen durchaus verschieden sind (eb. 228; Macdonald J. R. G. S. 26, 250); Wahrsager auch zu Dorei (de Bruijnkops 187) und sonst. Auch eine besondere Art von Sehern gab es, die „Gottseher“, welche jede Spur eines auf Erden wandelnden Gottes erkannten und dadurch von großer Bedeutung waren.

Zauberei, über deren Anwendung beim Wettermachen u. dergl., über deren juristische Geltung wir schon gesprochen haben, wurde viel getrieben und ganz in der Art wie zu Polynesien. Um Jemanden krank oder todt zu zaubern bedurfte man eines Restes von seiner Speise, eines Abfalls seines Körpers, auch wohl des Knochens eines Vorfahren und man glaubte so fest an die Wirksamkeit des Zaubers, auch die Freigeister auf Fidschi (Will. u. Calv. 1, 248), daß man

wohl aus Furcht und Schwermuth starb, daß man beim Tode eines bedeutenderen Fürsten, den man stets durch feindlichen Zauber verursacht sah, wohl Krieg mit dem Nachbarstamm anfing (Tanna Turner 18-19; 90; Ersk. 304; Fate 320; Turner 394; Erromango Turner 495; Kunaie Erskine 390; Neucaled. Turner 425; Mare eb. 411; Gill 8; Fidschi Will. u. Calv 1, 248; Ruk Reina 360; Neuguin. de Bruijnkops 189). Zu Eronan wurde deshalb bei einer Epidemie die samoanische Mission ermordet, weil man durch ihren Zauber das Unheil hervorgebracht glaubte (Erskine 317; Turner 361).

Krankheiten hielt man nämlich für die Wirkung feindseliger Dämonen, welche in den Körper theils freiwillig, theils durch Bezauberung gezwungen eindrangen. Diese Dämonen waren entweder feindselige Götter, auch die höchsten (Ruk Reina 360) oder feindselige Seelen; und darauf gründete sich die Art, wie man Krankheiten meist behandelte, nämlich Beschwörung. Aerzte und Zauberer fallen überall zusammen. Um Krankheiten zu vertreiben, brachte man den Todten Opfer (Balad. Turner 425; Tanna Forster R. 3, 181; Fate 394); auf Fidschi den Göttern selber (Will. u. Calv. 1, 187; 249) oder den Todten (eb. 1, 191 f.). Oder man brachte den Krankheitsmachern, den Zauberern Geschenke (Tanna Turner 18; 90; Fidschi Will. u. Calv. 1, 249), welche dann ihr möglichstes durch Gegenzauber zu thun versprachen: oder man trug das Idol des Gottes, meist einen Stab, zum Kranken hin, um ihn damit zu berühren und zu heilen (Turner 349 f.), oder schalt den feindlichen Gott und strafte ihn (Dorei de Bruijnkops 189). Diese Zauberärzte waren zu Baladea und Fidschi, weil die Fürsten sie oft politisch benutzten, sehr verhaßt und ihr Leben bedroht (Turner 425; Lascazas nouv. ann. des voyag. 1855, 1, 333; Will. u. Calv. 1, 249), während sie umgekehrt auf den Salomoinseln hochgeehrt waren (Surville 241). Wie man ihre Wirksamkeit dachte, das zeigt sich in Reinas Bericht über Ruk (360): man hat „Gebete", d. h. Zaubersprüche für alle Dinge, für Wetter, reichlichen Fischfang, Genesung u. s. w., welche dadurch wirken, daß eine Kraft aus dem „Bauche", — den man hier also für den Sitz der Seele ansah — des Betenden auf den betreffenden Gegenstand übergeht. Manche haben ganz

besondere Kräfte in sich, welche aber nicht erblich sind. Für solche Kräfte hielten sie die Medicin der Missionäre.

Doch hatte man auch wirkliche Arzneimittel: auf Tanna war Aderlassen das Hauptmittel und bei schlimmeren Fällen eine Art Moxa, die am Fuß angewendet wurde (Turner 92). Auf Nuk gehen die Kranken an die See, weil sie die Seeluft für gesund halten, sie nehmen Fischbrühe und den Aufguß einer großblättrigen schleimigen Pflanze zu sich; kranke Glieder schnürt man möglichst fest ein, bei nicht lokalem Schlechtbefinden ißt man, so lange es geht und wenn der Kranke keine Nahrung mehr zu sich nimmt, beginnen die Beschwörungen des Marsaba. Von Heilmitteln scheint auf Neuguinea nichts bekannt zu sein (N. Guin. 120; 161). Wenn man nun auf Fidschi die Kranken besonders schlecht behandelte, wenn man sie aus den Häusern hinausschaffte, sich von ihnen möglichst fern hielt, ja sie noch lebend in die Höhle brachte, wo man in einigen Gegenden die Todten beisetzte, oder sie noch lebend aufputzte und ausstellte (Will. u. Calv. 1, 183; 187-8); wenn man sie unterwegs aus Schiffen lebend in die See warf (Erskine 289): so ist das, wie wir schon oben zeigten, nicht blos Grausamkeit und Roheit, sondern zugleich durch die Angst vor dem bösen Geist in ihnen veranlaßt. Dies geht ganz klar daraus hervor, daß man die Kranken für böswillig hielt; daß man glaubte, sie würden die Schlafmatten, die Gefäße, die Speisen anderer durch ihren Speichel verunreinigen, d. h. den Dämon der in ihnen hauste, auf jene übertragen (Will. u. Calv. 1, 186). Deshalb ermordete man in Fate phantasirende Kranke sofort (Turner 444) und manches von der Tödtung der Kranken, was wir oben besprachen, findet hier seine Lösung. Eben daher erklärt sich auch die seltsame Sitte, die in einer Gegend des Archipel herrscht, daß die Verwandten dann einen Kranken zu erdrosseln beschließen, wenn in der Nähe wo er liegt, ein Baumzweig gebrochen ist (Will. u. Calv. 1, 185 f.): jedenfalls ersehen sie daraus, daß ein böser Geist seinen Weg zu dem Kranken genommen hat.

Ein Sterbender wird hier (Hale 63-4) und zu Fate (Gill. 65.) durch besondere Gaben der Freude ausgerüstet zum Weg nach und zum Aufenthalt in der Unterwelt. Trat dann der Tod wirklich ein, so erheben die Angehörigen ein lautes Jammergeschrei (Fidschi Hale 64; Will. und Calv. 1, 187; Tanna, Turner 92; Fate

eb. 393; Ruk Raina 360; Neu-Guin. 462) und es beginnen nun die Trauerfeierlichkeiten. Zunächst bestehen sie in leidenschaftlichen Trauerreden (Will. und Calv. 1, 196), in gewaltigem Lärm. In Fidschi schnitt jeder Mann beim Tod des Königs oder der Königin sich oder einem Familienglied, namentlich Kindern, ein Finger- oder Zehenglied, auch wohl einen ganzen Finger ab (Will. und Calv. 1, 198; d'Urv. a. 4, 702-3; 717; b. 225), die man im Hause des Todten aufhängt (Will. und Calv. eb. Bensusan 46), man scheert sich die Haare, die Weiber brennen sich Wunden, alles um so leidenschaftlicher, wenn der Häuptling auf unnatürliche Weise gestorben ist. Während dann die jungen Leute eine Reihe von Nächten jeden möglichen Lärm machen, liegt ein Tabu über dem ganzen Lande, man geht in Trauergewändern. Am vierten Tage feiern Freunde des Verstorbenen das „Springen der Würmer", indem sie möglichst genau den Verfall des Leichnams sich ausmalen, in der fünften Nacht aber die „Erheiterung", indem sie alle möglichen komischen, oft indecenten Spiele aufführen, wie Williams meint, um über ihren Kummer hinaus zu kommen, in Wahrheit wohl, um den glückseligen Zustand, in welchem die Seele sich nun befindet, darzustellen. Am zehnten Tag machen die Weiber, bewaffnet mit Ruthen, Stricken, Peitschen, einen Angriff auf die Männer mit Ausnahme der höchsten Häuptlinge welche fliehen und sich nur zum Schein vertheidigen, indem sie jene mit Erde werfen. Auch eine Menge Festmahle werden zu Ehren des Todten gehalten und schließlich ein Fest „hundert Nächte" genannt, mit welchem die Festlichkeiten abschließen, welches aber jetzt nach 10 Fasttagen schon gehalten wird. Kähne, welche bei Landestrauer ankommen, zeigen dadurch ihren Antheil, daß sie eine Trauerflagge aufziehen, welche hernach ins Meer geworfen wird. Schließlich wird noch irgend eine größere Arbeit (Kahn, Stückzeug u. dergl.) vollendet, welche dann ganz abweichend von polynesischen Sitten den Namen dessen empfängt, um dessen Andenken zu feiern sie bereitet ward. Kähne gelten hierbei gleichsam als belebt; man „erweckt" sie vor der Arbeit durch Trommelwirbel und „schläfert" sie nachher wieder ein. Zu Lakemba zieht eine lange Reihe Weiber unter einförmigem Gesang mit Körben voll weißen Sand zum Grabe, um es damit zu bedecken (Will. und Calv. 1, 198-200). Dieser letzte Gebrauch kann von Tonga herübergenommen sein, doch ist dies nicht wahrscheinlich. In Aneityum

wird beim Tod eines Häuptlings sein ganzes Vermögen, Häuser, Bäume u. s. w. verbrannt (Cheyne 33), in Vanua levu (Fidschi) das Haus des Todten sofort von den nächsten Verwandten geplündert und allgemeiner Tumult erhebt sich, bei welchem die Weiber häufig „Krieg Krieg" rufen (Will. und Calv. 1, 187). Die Todten werden zu Fidschi feierlich geschmückt und ausgestellt (Hale 64; Will. und Calv. 1, 189), dann kommen alle Verwandten und weinen herkömmlich über der Leiche. Darauf gräbt man, während die Worte Fidschi Tonga (Osten Westen) zweimal gesprochen werden, das Grab, hüllt den Körper in Matten und legt ihn in die Gruft, in sitzender Stellung (Mariner 1, 36). Die ermordeten Weiber, die auch festlich geschmückt sind, legt man neben ihn, ihre Hände auf seiner Brust (Hale 65); auch die Geschenke, die man dem sterbenden brachte, legt man mit hinein (Will. und Calv. 1, 190). Wer es irgend kann, begräbt die Seinen bei sich, Kinder oft im besten Theil des Hauses, „daß kein Wind ihre Ruhe störe, kein Regen auf sie falle". Zu Viti levu bringt man die Leichen wohl auch in den Tempel, kurz man vermeidet den allgemeinen Begräbnißplatz, weil der in der Regel sehr unsauber ist (eb. 191). Auf das Grab kommt entweder ein langer Steinblock, wie man einen solchen auch da aufstellt, wo ein Mann getödtet ist (Hale 65; Will. und Calv. 1, 192); Gräber gemeiner Leute sind mit Steinen umgeben oder haben nur

„Einen Stein zu Häupten;
Zu Füßen einen Stein";

über den Gräbern Vornehmer errichtet man eine Art Dach oder auch andere mehr oder weniger künstliche kleine Bauten (Will. und Calv. 1, 192; Erskine 216). Auf Neucaledonien sind die Gräber kleine Erdhaufen, mit Gitterwerk umgeben, in welchem häufig eine Stange mit einem Menschenknochen oder einer Muschel oder einem eingeschnitzten Gesicht steckt (Labill. 2, 190, 207; Pigeard nouv. ann. des voy. 1847, 3, 299; Forster R. 3, 231). Einem Fürsten steckt man seine Waffen darauf (Turner 425). Forster (R. 3, 218; Bem. 495) fand die Gräber auf Bergen angelegt.

Auf Tanna fand Cook kleine Hütten auf dem Grabe, in welchen die Todten vermoderten (Forster R. 3, 181); nach Turner (92) dagegen wird die Leiche, welche zuvor feierlich geschmückt und ausgestellt ist, in die Erde begraben und zwar nicht in die eigentliche

4—5' tiefe Grube, sondern in ein Loch, was man in einer Seitenwand derselben anbringt. Jetzt fängt man auch zu Aneityum an, die Leichen zu begraben, welche man früher ins Wasser warf (Turner 363). Auf Erromango liegt der Todte oft ganz unbedeckt oder er wird eingegraben und ihm ein Stab zu Häupten und Füßen gesteckt (eb. 495). Auch zu Fate, wo man die Gebeine der Vornehmen auf Pfähle hing, um sie zu allerhand Zauber zu gebrauchen (Turner 393; Mare Gill 8), werden die Todten sonst begraben, wie auch zu Nitendi (Dillon 2, 304), wo auf dem Grabe eines Häuptlings eine Hütte in Gestalt eines kleinen Hauses errichtet und der Schädel des Todten in einem Korbe davor aufgehängt war (Gaim. bei d'Urv. a. 5, 334) und im Salomoarchipel. Hier legte man (Surville 242) die Leiche eines angesehenen Mannes auf ein Gerüst über die Grube, in welche das faulende Fleisch fällt. Kopf und Knochen hebt man dann auf dem gemeinsamen Begräbnißplatz auf, doch wird jene Grube zugefüllt und eine kleine Hütte darauf errichtet oder, bei Kindern, Blumen darauf gepflanzt (eb.). Doch sah Hamilton (Pandora 80) auf einer solchen eine Pyramide von Menschenschädeln, Thierknochen und Schildkrötenschalen, über welches ein langes Ruder auf gabelförmigen Stützen lag. Auf einigen Inseln der Torresstraße ließ man die Leichen gleichfalls auf einem Gerüste unter beständiger Bewachung faulen, trennte dann das Haupt vom Rumpf und dieses trug nun die Wittwe des Verstorbenen, so lange sie Wittwe war, stets mit sich. Der Rumpf wird begraben, ein Hügel gehäuft und dieser mit Stöcken, welche oben roth sind, mit Muscheln u. dergl. verziert (Macgill. 2, 32). Auf anderen Inseln hob man die Schädel oder anstatt ihrer zu grotesken Gesichtern bemalte Steine in offenen oder geschlossenen Gehegen auf, welche im Walde gelegen und mit Muscheln und Knochen wohl verziert waren (eb. 2, 37; vergl. Jacquinot bei d'Urv. b. 9, 330). Zu Ruk, wo das ganze Dorf einen halben Tag um einen Todten weint, der buntgemalt und vor seinem Hause begraben wird, sind die Gräber mit Rohrzäunen umgeben, innerhalb deren während des ersten Monats ein Feuer brennt, „damit die Seele sich wärmen könne"; während der ersten vier bis fünf Monate singt die Mutter oder Frau des Verstorbenen eine Todtenklage jeden Morgen und Abend; dann wirft man die Umzäunung weit vom Dorfe weg und ein Festmahl schließt

die ganze Feier. Die Reicheren werden auch gleich nach dem Tode durch ein Gastmahl gefeiert, ärmere nicht, deren Leidtragende von den anderen verhöhnt werden (Ruk, Reina 361). Auch auf Wageu wird die Leiche beim Haus unter einem hölzernen Gebäude begraben, welches meist einer Hundehütte ähnlich, bisweilen aber auch ein größerer Schuppen mit hölzernen Bildern ist (Freycinet 2, 56 f.). Auf Neuguinea hat man vielfach gemeinsame Begräbnißhöhlen, wohin man die Gebeine der Todten unter Festlichkeiten bringt, wenn diese schon ein Jahr oder länger im Grabe gelegen hatten (Speelmannsbai N. G. 126; Lakahia eb. 49; Mariannenstraße J. R. G. S. 7, 389); die Bewohner der Gebirge trocknen die Leichen über einem Feuer, das lange unterhalten und von den Kindern der Blutsverwandten bewacht wird, aus und setzen sie dann sofort in jene Höhlen bei (eb. 391; Modera 113; Sal. Müller b. 105). Der Begräbnißplatz an der Speelmannsbai ist mit eigenthümlichen Häuschen versehen, auf denen oben auf einem Balken ein hölzerner Vogel, das Bild der Seele saß (N.-Guin. 23 f.). Keyts fand daselbst eine Menge Todtenköpfe, rothe Zeichnungen und Menschenfiguren (541). In einigen Orten, bei Lobo, hob man die wieder ausgegrabenen Gebeine in Körben auf (Boudyck 32) und stellte knieende 2′ hohe Holzfiguren, deren Hände gegeneinander gelegt waren, deren Daumen an der Nase ruhten, auf den Gruben auf (eb. 31). Zu Dorei begräbt man die Leichen in sitzender Stellung, mit Waffen und Geräthen, und umzäunt das Grab und stellt einen Korwar auf dasselbe. Dann hält man ein Todtenmahl und die Angehörigen beweinen den Todten einen ganzen Monat lang täglich. Ein erstgeborner Sohn der als Jüngling stirbt, wird auf einem Gerüst so lange über ein Feuer gelegt, bis der Kopf sich abtrennt, der dann im Hause getrocknet und später feierlich zum Korwar geweiht wird (Goudswaard 70 f.). Aehnlich ist die Bestattung zu Ayamboris (N.Guin. 162). Die Anwohner der Humboldtsbai bestatten die Todten auf den Bergen (eb. 180).

Wir können uns jetzt, da wir das ganze Leben der Melanesier überschaut haben, ein ziemlich sicheres Bild ihres Charakters entwerfen. Ihre Dieberei ist der Zug, welcher gleich am ersten und am unangenehmsten vorsticht, der nur an wenig Punkten (Speelmannsbai Neu-Guin. 127; Dorei de Bruijnkops 185; Admiralitätsinseln Labill. 1, 261; Ruk Salerio 342 f.) nicht, der aber auch unter ihren

höchstgebildeten Völkern sehr verbreitet war, unter den Anwohnern der Humboldtsbai (N.-Guin. 85), auf Fidschi, wo er nur gegen Landsleute, nicht gegen Fremde und nur bei Entdeckung gestraft wird (W. u. C. 1, 127). Er entspringt aus großer Begehrlichkeit und Habsucht, welche sie bis zum Morde führt. Betrügereien und Verstellung finden sich gleichfalls häufig, keineswegs aber überall, z. B. namentlich in den nördlichen Theilen Melanesiens nicht. Am ärgsten waren diese Laster auf Fidschi ausgebildet, wo auch Lüge ganz allgemeine Angewohnheit war. So reden sie jedem, den sie sich zu verbinden wünschen, ganz nach dem Munde, ohne nur einen Augenblick das ernstlich zu meinen, was sie sagen. Doch werden eigene Thaten nie geläugnet: dies würde entschieden als schimpflich gelten. Dagegen sind sie für Wundergeschichten und die tollsten Aufbindereien ganz leichtgläubig, glauben aber die Erzählungen von den Ländern der Weißen nicht, weil dies ihren Stolz verletzen würde: denn sie können es nicht ertragen, sich in irgend etwas unter die Weißen stellen zu müssen. Verletzung ihres Stolzes bringt sie oft ganz außer sich vor Wuth, ja häufig zum Selbstmord. Dabei sind sie unverschämt und undankbar — doch haben sie sich in den Missionen vielfach anders gezeigt, von der innigsten Dankbarkeit (z. B. Calv. 3. A. 562) — und vor allen Dingen, worin sie durch ihre Verstellungskunst im hohen Grade unterstützt werden, rachsüchtig. Sie vergessen keine Beleidigung; sie machen sich Merkzeichen, um stets von neuem an die Rache erinnert zu werden, der sie dann gelegentlich genügen, durch Mord, Zauberei oder gedungene Meuchelmörder. Tapfer sind sie gar nicht; es ist eine Eigenschaft, welche dem ganzen Gebiet zu fehlen scheint, wohl aber mißtrauisch, furchtsam. Blutgierig sind sie im höchsten Grade — oder besser gesagt, sie sind gegen Blutvergießen im höchsten Grade gleichgültig, ja, ihre Rachsucht treibt sie zu den scheußlichsten Grausamkeiten und wenn jetzt alte Leute erzählen (W. u. C. 1, 119), dies sei früher minder arg gewesen, so mag auch dies nur ein Anschmiegen an die Meinung der Fremden sein, glaublich ist es nicht. Dieses abschreckende Bild gilt hauptsächlich von den Fidschi, von welchen z. B. durch Jackson bei Erskine, durch Williams und Calvert ein grauenhaftes Detail gegeben wird, welches beweist, daß gänzliche sittliche Verwilderung bei guten geistigen Anlagen bestehen kann und höhere Culturfähigkeit nicht ausschließt; ja daß — und dies ist ein höchst wichtiger

Satz — eine solche Verwilderung eintreten muß, wenn nur einseitig das äußere, das Verstandesleben sich ausbildet und das Gemüthsleben unentwickelt bleibt. Die hellen Züge im Bilde sind eben jene Culturfähigkeit, eine gewisse, oft bestechende Liebenswürdigkeit des äußeren Wesens (doch schelten und verfluchen sie einander oft aufs gemeinste W. u. C. 1, 183), ein gewissenhafter Fleiß (eb. 2, 119) eine größere Sittenstrenge, ein oft recht inniges Familienverhältniß und streng religiöse Devotion, welche letztere freilich auch viel auf Angst beruht (Fidschi z. B. Hale 50 f.; Ersk. 474; Wilkes 3, 213, 76; W. u. C. 1, 112 f.; Gaimard bei d'Urv. a. 4, 707). Die Bewohner des übrigen Melanesiens sind minder abschreckend, weil bei ihnen jene schlechtesten Charakterseiten nicht in solcher Allmacht ausgebildet sind und theils freilich hinter einer gewissen Stumpfheit und dem Elend der Existenz, theils aber auch hinter besseren Eigenschaften zurücktreten. Ueberall gibt es hier Gegensätze. Während die Bewohner der Humboldtsbai so wie die Eingeborenen der Torresstraße (Macgill. Flinders 2, 109), aber auch die Doresen verhältnißmäßig hoch, ja sittlich wohl am höchsten stehen in ganz Melanesien und neben anderen guten Eigenschaften Energie und Offenheit besitzen (Wallace J. R. G. S. 30, 174), sind andere Stämme Neuguineas, die an der Mariannenstraße und hinauf bis zum Utenate „ungestüme Wilde im eigentlichen Sinne" (Sal. Müller; Modera); Reina und Salerio können die Bewohner von Ruk nicht schlecht genug schildern, während umgekehrt die übrigen Bewohner des Britanniaarchipels keinen schlechten Eindruck machen. Im ganzen waren alle diese Völkerschaften, wenn sie vertraulich geworden waren und gut und freundlich behandelt wurden, auch wieder freundlich, thätig, hülfreich, unbefangen und fröhlich (Nitendi Dillon; Mendana bei Dalrymple 140; Espiritu santo Quiros eb. 283; Mallikolo Forster; Baladea eb. Rietmann 630; Forster R. 3). Auch herrscht hier nirgends eine solche Blutgier, wenn gleich, wie wir ja sahen, Kannibalismus und Menschenmord auch hier häufig genug vorkommen und gleichgültig genug betrachtet sind. Doch fanden sich auch Züge von Gutmüthigkeit (Admiralitätsinseln Labill. 1, 261; Hebriden Turner 491; Rietm. 180; Neucaledonien Forster R. 3, 213). Daß es ferner sehr schwer hält die Melanesier zu gleich-

mäßiger strenger Arbeit anzuhalten, braucht kaum gesagt zu werden, sie sind fast alle sehr träge. Uebrigens kommt es hier sehr auf die Auffassungsweise des Berichterstatters an, wie denn z. B. Cheyne, der nach seinen Handelsinteressen zunächst urtheilt, von allen Melanesiern nur die Bewohner von Simbu als freundlich rühmt (50), für welche letztere Insel ihm allerdings Shortland (Reise 133) beistimmt; sehr viele Reisende aber urtheilen über die von ihm getadelten Länder günstig. Und so sind auch über ein und dasselbe Land die Urtheile sehr verschieden, je nach den Verhältnissen welche der Berichterstatter traf und nach der Stimmung in der er war. Man wird also am besten thun, wenn man sich sein eigenes Urtheil nach der oben gegebenen Schilderung bildet.

Eine eigentliche **Geschichte** hat Melanesien abgesehen von Fidschi nicht, und auch die Mission ist sehr spät hierher gekommen, woran die Abgelegenheit, die Beschwerlichkeit und der mindere Reiz des Gebietes, dann aber die gefürchtete Wildheit seiner Bewohner die Schuld trägt. Letztere war freilich in manchen Gegenden groß, nirgend aber unüberwindlich und hörte meist ganz auf, sobald die Eingeborenen Zutrauen gefaßt hatten; das aber war ihnen schwer, denn sie sahen in den Europäern unheimliche Wesen, Geister oder Dämonen und die Weißen trugen ihrerseits nichts bei, ihnen das Zutrauen zu erleichtern. Denn abgesehen von der rücksichtslosen Grausamkeit Schoutens, le Maires (Diar. 57), Dampiers (5, 96 f.), Roggeweens, welcher letztere z. B. als er Kokosnüsse brauchte, die kleine Insel Moa (nördl. von Neuguinea) angriff, die Eingeborenen tödtete, die Häuser verbrannte, die Kokospalmen abhieb und so 800 Nüsse gewann (Roggew. allg. Hist. d. R. 18, 570, Behrens 159), abgesehen von diesen Männern aus den Zeiten der Eaton und Esplana, so benahmen sich Surville (252) und Bougainville (215) nicht viel besser, auch Cook ließ wegen eines geringen Vergehens die Eingeborenen von Erromango mit Kanonen niederschießen und das ärgste hat unser eigenes Jahrhundert auf diesen Inseln gefrevelt. Man entdeckte nämlich Santelholz daselbst und dies zog die Händler, hauptsächlich Engländer und Amerikaner hin, doch auch Polynesier, wie wir ja die Expedition des Hawaiers Boki schon erwähnten. Wie sehr die Handelsinteressen der Europäer den Interessen der Eingeborenen entgegenstehen, zeigt Cheynes Beispiel, der gewiß ein geistig klarer und nicht unbedeutender Mann,

dennoch zu den einseitigsten Urtheilen, ja zu der unfreundlichsten Behandlung der Völker gebracht wurde, weil sie ihr Recht, freilich das Recht der Schwächeren vertheidigten. — Die Santler haben am ärgsten auf den neuen Hebriden gehaust, wo sie häufig Menschen raubten, welche sie auf anderen Inseln zur Sklavenarbeit zwangen und welche dabei dem Heimweh häufig unterlagen (Turner 493). Natürlich hieben die Meisten überall die Bäume nieder, ohne die Eingeborenen auch nur zu fragen, geschweige denn sie zu entschädigen und so kam es häufig zu blutigen Streitigkeiten. Als nun einst in einer solchen die Bewohner von Fate vor den Feuerwaffen der Engländer und einer Schaar Tonganer in eine Höhle geflüchtet waren, da zündeten ihre siegreichen Gegner ein Feuer vor der Höhle an und erstickten die Flüchtigen, unter denen viele Weiber und Kinder waren (Gill 83, 101; Erskine 143, 327, 390 f.). Turner gerieth, als er auf Tanna als Missionär lebte, in größte Lebensgefahr, weil ein amerikanischer Waler, dessen Mannschaft aufs schamloseste sich an den Eingeborenen vergriffen hatte und von diesen zurückgetrieben war, mit seinen Kanonen ganz unbetheiligte Dörfer beschoß, um sich zu rächen (ev. M. M. 1862, 206). Oder die Händler nahmen einen Häuptling gefangen und gaben ihn nur gegen eine Schiffsladung von Santelholz frei, welche ihnen einen Reinertrag von 1000 Pf. Sterl. einbrachte. Einmal war Krieg auf einer Insel. Der Kapitän eines Handelsschiffes erbot sich gegen eine Ladung Santelholz der einen Partei zu helfen, lockte dann die andere auf sein Schiff und ließ sie erschlagen bis auf einen, den er seinen Feinden auslieferte, welche ihn tödteten und auffraßen (Gill. eb.). Vielfach haben die Santler Tannesen nach Erromango und Erromanganer nach Tanna auf Contrakt, daß sie beim Holzfällen mit arbeiteten, hingebracht, dann aber nach gethaner Arbeit jene Unglücklichen von der Rückfahrt ausgeschlossen und gewaltsam von sich getrieben, welche dann bei der Feindschaft der Inseln sofort getödtet und verzehrt wurden. Den Angehörigen der so Gemordeten sagten sie, sie seien von einer feindlichen Uebermacht überfallen und die Ihrigen dabei getödtet, wodurch natürlich die Feindseligkeit beider Inseln bis zur Wuth gesteigert wurde (Hood 204).

Natürlich konnte unter solchen Umständen das Christenthum nur sehr schwer Wurzel fassen. Nach Balabea kamen die ersten Missionäre, eingeborne Samoaner und Tonganer 1841, 1842 tahitische

Christen nach Kunaie. Noch ehe die letzteren aber festen Fuß gefaßt hatten, kam im September 1842 der Schwiegersohn eines derselben, der Capitän Ebrill, und begann nach freundlichem Verkehr mit den Eingeborenen (mit denen sich also freundlich verkehren ließ) plötzlich und ohne Erlaubniß Santelholz zu fällen, welches hier zwar selten aber in herrlichen Exemplaren wuchs (Cheyne 2). Sofort stürzten die Kunaier über ihn und seine Leute her und tödteten sie alle und ebenso auch, wegen ihrer so nahen Beziehungen zu Ebrill, die Missionäre (Gill 218 f. Cheyne 10; Blumhardt 2, 219). In Folge davon erhoben sich heftige Bewegungen gegen die Missionäre auch zu Baladea, so daß diese 1845 die Insel verlassen mußten. Und doch waren die Eingeborenen der Mission nicht abgeneigt: als der Bischof von Neuseeland, Selwyn, behufs Gründung der protestantischen Mission 1852 nach Neucaledonien kam, fand er daselbst eine durchaus günstige Aufnahme (Blumh. 2, 220). — Nach den Loyalitätsinseln war das Christenthum 1841 gekommen und obwohl „zuchtlose Männer" (Turner 464) die Bringer desselben als Betrüger und Zauberer bei den Eingeborenen verleumdeten, so wandten sich doch die letzteren, als ihr Gegenzauber gegen die Missionäre nichts gefruchtet hatte, dem neuen Gott Jehova um so eifriger zu, als er sich mächtiger bewies. So hat sich denn das Christenthum hier ausgebreitet; 1859 waren neben 4000 Heiden 3000 Christen auf der Insel (Turner 501), man hat das neue Testament, 150 Kirchenlieder, Schulbücher u. s. w. in die Sprache der Insel übersetzt und eine Druckerei der Londoner Missionsgesellschaft befindet sich daselbst. Der Krieg, der sich 1860 gegen die Christen erhob, half nur die neue Religion ausbreiten; denn die Milde, welche sie nach ihrem Siege zeigten, gewann ihnen die Herzen ihrer Feinde (Gill 16; vergl. Cheyne 18; ev. M. M. n. F. 2, 491; Grundem. 365). Auch auf Lifu hat seit 1841 das Christenthum Wurzel gefaßt, obgleich hier die Santler arg gehaust hatten (Turner 508); seit 1850 hörte der Krieg, der Kannibalismus auf (Gill 200; Turner 503) und seit 1859 wirkten englische Missionäre hier. Auf Uwea ist die Mission seit 1853 thätig; um 1858 waren von den 2000 Eingeborenen etwa 100 noch heidnisch (Gill 205 f. Turner 518; Grundem. 366). Eingeborene dieser Inseln sind auch schon selber als Missionäre thätig (ev. M. M. eb. 492) und zu Lifu hat die Londoner Mission ein

Seminar für solche eingeborene Lehrer, welches von den Zöglingen aus Korallenkalk aufgebaut ist (Grundem. 366).

Aber auch hierher kam die katholische Kirche, 1843 (2 Jahre nach den Protestanten) nach Baladea, anfangs ohne Erfolg, seit 1845 jedoch (in welchem Jahre die Protestanten vertrieben wurden) fanden sie Anhänger und hatten bald 270 Kinder getauft (Michelis 525) und Kannibalismus und andere Barbareien erlagen ihnen (Montravel nouv. an. des voy. 1854, 4, 94). Einige Jahre später (1853) okkupirte Frankreich die Insel, jedenfalls um den englischen Colonien Australien und Neuseeland das Gleichgewicht zu halten: doch ist die Lage der Hauptstadt Port-au-Prince so schlecht gewählt, daß der Ort keine rechte Zukunft hat. Die ganze Kolonie gedeiht nicht (Rietm. 137; Hood 211; Andree nach Garnier Glob. 13, 65 f.). Ebenso sind die Franzosen und Katholiken jetzt auf Kunaie Herr und die Strenge ihres Regimentes zeigte sich, als einst ein Stamm der Insel sich gegen die neue Religion erhob: er wurde von französischen Soldaten fast vernichtet (Blumh. 2, 220). Von hier aus haben sich die Jesuiten nach den Loyalitätsinseln, dem Arbeitsfeld der protestantischen Mission begeben und unterstützt von französischer Miliz, welche die Eingeborenen höchst roh behandelte, die evangelische Religion untersagt, dann, als man nicht Folge leistete, die Kirche am Sontag gewaltsam geschlossen, die in ihr versammelten Eingeborenen zu Gefangenen gemacht und als es hierüber zum Kampf kam, niederschießen lassen, wen es traf, auch Greise, Weiber und Kinder; die Häuptlinge wurden gefesselt, die Kirche zur Kaserne gemacht, die samoanischen Missionäre — den englischen hatte man frei entlassen — gefesselt in den untersten Schiffsraum geworfen und dort, weil ihnen Gott ja doch nicht helfe, verhöhnt! Dies geschah zu Lifu: noch Aergeres zu Mare und namentlich zu Uwea, wo man die scheußlichsten Mittel anwendet, um die Protestanten zur katholischen Kirche herüber zu zwingen. Obwohl nun Napoleon III. dies Verfahren nicht billigte, so liegt dennoch der schwerste Druck auch jetzt noch auf den Evangelischen (ev. M. Mag. 1865; 403 f. 1866, 304; 1868, 128; 1869, 429; Grundemann 366). Und trotzdem sind die Eingeborenen dem Christenthum und der Cultur, so weit sie dieselbe aufgenommen hatten, treu geblieben.

Von den neuen Hebriden erhielt zuerst Erromango Missionäre

und es ist bekannt, daß 1839 Williams und seine Begleiter, weil man sie für Händler hielt, erschlagen wurden, von einem Häuptling, dessen Sohn kurz vorher durch Händler erschlagen war (ev. M. M. 6, 309). Doch gelang es der Mission trotzdem später, nach mehreren mißglückten Versuchen auch hier sich festzusetzen und 1856 erbaten und erhielten die Eingeborenen einen englischen Missionär (ev. M. Mag. 2, 491 f.). Derselbe wurde zwar 1861 von ihnen ermordet, weil er mehr glaubenseifrig als klug gedroht hatte, wenn die Eingeborenen sich nicht bekehrten, so würde Gott sie durch Krankheit strafen (ev. M. Mag. 6, 318f.). Nun brach wirklich eine heftige Masernepidemie aus, die Eingeborenen wurden von einem anwesenden Abenteurer und Gegner des Christenthums gehetzt, und da sie jetzt Gordon — so hieß der Missionär — für einen Zauberer hielten, so tödteten sie ihn und seine Frau. Doch sind jetzt wieder zwei Missionäre auf der Insel thätig, deren einer Gordons Bruder ist und das Christenthum macht langsame Fortschritte (Ellis b. 1, 380; Grundem. 368). Dasselbe ist der Fall auf den übrigen südlichen Hebriden, wo seit 1841 die Mission thätig ist. Auf Tanna, wohin 1842 Turner kam, 1862 aber die Missionäre wieder vertrieben wurden, sind zwar einzelne Stämme ihnen günstig, die Verhältnisse jedoch so unsicher, daß man die christliche Station auf dem kleinen Nachbarinselchen Aniwa angelegt hat. Katholiken erschienen 1846 auf Aneityum; gänzlich erfolglos aber haben sie die Insel 1850 wieder verlassen (ev. M. Mag. 1869, 324; Aneityum Basl. Miss. Mag. 1850, 3, 172; Grundem. 367; Erroman und Immer Ellis b. 1, 393; Gill 141; 150; Tanna Nisbet bei Burns 157; Ellis b. 1, 391; Gill 228; Grundem. 367. Fate Basl. M. Mag. 1847, 4, 278; 1850, 2, 295; Gill 55; 67; Grundem. 369).

Die Beschwerden über die furchtbaren Greuel, welche von den Santlern häufig unter englischer Flagge (Hood 205) ausgeführt wurden, drangen endlich auch nach Sydney und so sind denn jetzt Gesetze gegeben auch zum Schutze der schwarzen Eingeborenen (Turner; Rietm. 156; 163). Ferner bildete sich 1850 am 29. Okt. in Sydney der „australische Missionsverein“, dessen Zweck die Ausbreitung des Christenthums in Australien und Melanesien war. Die Missionsthätigkeit für Melanesien wurde dem Bischof von Neuseeland übertragen und ein Missionscollegium gegründet, welches erst in Auck-

land seinen Sitz hatte, später aber nach der Norfolkinsel verlegt ist. Seit 1861 geschehen jährliche Missionsreisen durch ganz Melanesien, wobei das Schiff Missionäre auf den einzelnen Inseln aussetzt und auf der Rückreise, wenn sie zu sehr gefährdet sind, wieder abholt; auch junge Melanesier, welche Lust dazu haben, nimmt es zur Ausbildung in das Missionscolleg mit, wo sie beliebig lang bleiben können. Die Einrichtung in dem letzteren ist eine höchst vernünftige; man gibt sich Mühe, alle Seiten der Zöglinge zu entwickeln, man behandelt Melanesier und Weiße ganz gleich und so ist der Andrang ein großer: 1868 zählte man schon 56 Zöglinge, darunter 9 junge Frauen und Mädchen. Bischof Patteson ist auch sonst sehr thätig. 11 Sprachen Melanesiens hat er bearbeitet, Stücke des neuen Testamentes in sie übersetzt; und wenn diese Wirksamkeit fortgeführt wird, so ist allerdings für Melanesien auf eine zwar neue, aber treffliche und praktische Art gesorgt (Hogg a letter to the Duke of Newcastle on behalf of the Melan. miss. Lond. 1853. Quarterl. rev. 1853, 181; Grundem. 369 Basl. M. Mag. 1852, 1, 165; ev. Miss. Mag. 1862, 291 f.; 1869, 333; 378). Dies thut auch Noth: denn der böse Einfluß der Matrosen und Händler hat noch keineswegs aufgehört (Beisp. a. d. Gegenw. Rietm. 155 f.). Bei vernünftiger Behandlung läßt sich aus den Melanesiern eine tüchtige Bevölkerung heranziehen: schon jetzt sollen über 1000 Tannesen (Rietm. eb.) als Matrosen dienen und sich monatlich außer freiem Unterhalt ein Pfd. Sterling und ein Pfund Taback verdienen. Die Aussichten sind also günstig, wenn die englische Regierung auch hier überall die Consequenzen des Vertrages von Waitangi zieht. Auf den Hebriden ist die nördlichste feste Niederlassung der Mission auf Maiwo (ev. M. M. 1869, 317 f.) und den Banksinseln (eb. Grundem. 369). Auch auf Nitendi hat sie jetzt angeknüpft (Patteson im ev. M. Mag. 1869, 319 f.) und auf diesen Inseln, welche mit Europäern und Polynesiern (der Taumakogruppe) schon vielfach im Verkehr standen, wird sie gewiß guten Fortgang finden. 1595 sollen hier die Spanier eine Niederlassung gehabt haben, später freilich vertrieben sein (Dillon 2, 289; 309); La Perouses Gefährten wurden erst getödtet, als sie Streit anfingen; doch hielt man eine kurz darauf ausbrechende Seuche für die Strafe des Gottes der papalangi (eb. 2, 217; 232; d'Urv. a. 5, 161; 182). — Auf den Salomoinseln arbeiteten seit 1845 ka-

tholische Missionäre, aber ganz ohne Erfolg (Michel. 525), woran ihre eigene Unklugheit Schuld hatte; ebenso erfolglos war ihre Thätigkeit auf Mudschu (Woodlark, Saler. 341) und auf Nuk, welche Insel sie nach einigen Jahren schwerster Leiden durch gänzlichen Mißerfolg verbittert wieder verließen (Reina 352 f.). Jetzt hat auch dorthin die evangelische Mission ihre Fahrten ausgedehnt. — Auf Neuguinea wirkten seit 1855 deutsche evangelische Missionäre, Ottow und Geißler, durch Goßner hergeschickt, welche nach schweren Jahren jetzt eine nicht unbedeutende und so treffliche Wirksamkeit haben, daß ihnen die holländische Regierung einen Jahrgehalt von 600 Gulden ausgesetzt hat und sie regelmäßig von Java aus unterstützt (N.-Guin. 152; Goudsw. 94 f.). Vor allem wäre es zu wünschen, daß sie tüchtige Mitarbeiter fänden. Auch die Malaien, welche freilich bei ihren vielen Zügen nach Neuguinea nur Waaren und Sklaven gewinnen wollen und oft Thaten weißer Santelhändler würdig begehen (Dieffenb. 2, 99), haben trotzdem einen gewissen civilisirenden Einfluß gehabt und die Eingeborenen am Utenata (Müller b. 88), auf Adie (N.-Guin. 114) an der Speelmansbai und Mariannenstraße zu nominellen Muhamedanern gemacht, wie auch Freycinet den Islam auf Wagen fand (2, 56). Man sieht also, alle diese Völker sind nicht nur fähig, die Cultur und höhere Religionsbegriffe zu fassen; sie sind auch im Ganzen und verhältnißmäßig leicht zu gewinnen und verdienten daher, daß man sich ihrer mit rechtem Eifer annähme.

Die bedeutendste Geschichte aller Melanesier ist natürlich die der Fidschi. Der Zusammenhang zwischen ihnen und den Tonganern ist übrigens nicht so groß, als man gewöhnlich glaubt. Ganz unhaltbar und nur auf Nationaleitelkeit beruhend ist die Behauptung alter Tonganer, ihre Vorältern hätten Fidschi besucht, bevor es seine jetzige Bevölkerung gehabt hätte (d'Ewes 203): der Verkehr beider Gruppen hat sich auf zahlreiche einzelne Besuche beschränkt und selbst diese scheinen erst in den letzten Jahrhunderten so zahlreich geworden zu sein. Wirklich tiefgreifenden Einfluß auf Sprache oder Sitte haben sie nicht gehabt. Auch das Tongamythologem von Tangaloa und seinen Söhnen (oben 238), welches Hale mit überpragmatischem Scharfsinn historisch deuten will, enthält durchaus keinen historischen Kern. Seelen und Geister sind hellgefärbt, die Weißen Revenants: so ist auch dieser Mythus zu deuten, der Erschlagene lebt als heller Geist im Osten

weiter und kann stets zu den Lebenden zurück, diese aber nicht zu ihm.

Wichtig war es, daß unter den Fidschi der Rechtsgrundsatz bestand, alle Strandende und, wenn sie Fremde waren, alle Landende zu tödten. Dadurch kamen sie in den Ruf ärgerer Wildheit, als sie besitzen. Allerdings haben sie, auch schon im vorigen Jahrhundert, eine Menge Kämpfe mit Europäern gehabt: aber selbst d'Urville (b. 4, 196) ist der Meinung, daß alle ihre Grausamkeit gegen die Weißen erst durch Verbrechen der letzteren veranlaßt seien. Dillon (1, 8) erzählt, daß englische Capitäne den Fidschis Menschenfleisch verschafften, indem sie ihnen die Feinde tödten halfen und ihnen dann die Leichen überließen; nicht anders machten es die Franzosen, Capitän Bureau — den sammt seiner Begleitung die Fidschis später niedermachten — erlaubte den Kannibalismus auf seinem eigenen Schiffe und nach d'Ewes (150) haben Weiße, wie sie auch sonst die gräßlichsten Verbrechen hier begingen, sogar selber am Kannibalismus Theil genommen.

Nachdem nun im Juli 1830 (W. u. C. 2, 9) die ersten Missionäre gekommen waren, Tahitier, welche keinen rechten Erfolg hatten folgten ihnen 1835 englische Methodisten und diese wirkten nun an verschiedenen Orten des Archipels mit sehr wechselndem im ganzen aber nur geringem Erfolg. Der einzige Ort, wo sie wirklich Anklang fanden, war die Insel Ono, deren Bevölkerung schon 1835 nach einer Seuche zu der neuen Religion sich hinwendete und sie so gut sie vermochte erst nach Hörensagen, dann durch polynesische und einheimische Lehrer bei sich einführte. Man aß die früher heiligen Thiere. 1839 waren schon über 300 Christen daselbst und Calvert taufte Anfangs 1840 233 Eingeborene und traute 66 Paare, welche die Polygamie aufgegeben hatten. Trotz vieler Gefahren seitens der Heiden blieben die Christen fest und gewannen durch ihre Milde immer größeren Einfluß. 1845 traten hier sogar Erweckungen ein: das Volk weinte laut, die Prediger konnten vor Bewegung nicht sprechen, Weiber wurden ohnmächtig und die Uebertritte erfolgten massenhaft (W. u. C. 2, 76). Solche Erweckungen kamen auch sonst noch vor, so in Lakemba und an verschiedenen Orten (Basl. M. Mag. 1847, 3, 208; 1855, 1, 79; 159). Von Ono, welches jetzt ganz christlich ist, breitete sich die Religion nach Kandawu (eb.

1849, 4, 156), von Lakemba über eine Menge anderer Inseln im Osten der Gruppe aus, natürlich unter vielerlei Beschwerden (Ersk. 222 f. W. u. C. 2, 90-106).

Die ältesten historischen Vorgänge, welche wir kennen, sind die Versuche mächtigerer Staaten, kleine und unabhängige Nachbaren sich zu unterwerfen, woraus die Jahrhunderte hindurch vieler Krieg entstanden war. Der Centralpunkt des ganzen Archipels ist das kleine Inselchen Mbau nördlich von Rewa an der Ostküste von Viti Levu. Hier war am mächtigsten ein junger Fürst, Thakombau, ein höchst begabter und thatkräftiger, aber auch sehr verschlagener und ganz in den Barbareien seines Vaterlandes lebender Mann, dessen Vater Tanoa durch einen solchen Unterwerfungsplan in fortwährende Kriege verwickelt war. Diese Kriege setzte sein Sohn mit ganzer Kraft und ganzer Leidenschaft fort, daher er eine Reihe von Jahren hindurch der Mission abgeneigt und mit den Missionären auch persönlich zerfallen war (W. u. C. 2, 22; 233 f. 176-211). Allein er war geistreich genug um einzusehen, daß das Neue in Religion und Cultur das Siegreiche sein würde und so neigte er sich immer mehr und mehr der Mission zu. Die alten grausamen Sitten wurden milder, er selbst ließ seinen Lieblingssohn taufen und wohnte dem Unterricht desselben bei, ja 1853 gestattete er den Bau eines Missionshauses in Mbau selber. Erskines Besuch (1849), der ihm die Wirkung europäischer Geschütze manövrirend zeigte, hatte zu diesem Umschwung viel beigetragen; mehr aber noch gewisse Verlegenheiten, in denen er sich befand.

Denn da der heftigste Krieg auf Fidschi nun schon seit 1837 wüthete und das Land sehr erschöpft hatte, so erschien 1854 König Georg Tubou von Tonga im Fidschiarchipel, angeblich um Thakombau zu unterstützen, in Wahrheit aber wohl, um in diesem Kriege für sich zu gewinnen. Und größere Gefahren drohten von Amerika. Den Weißen im Archipel, welche jetzt, nachdem ihnen die Missionäre den Weg gebahnt hatten, zahlreich ankamen, war keineswegs mit der Sittenstrenge und den auf ihr beruhenden Neuerungen jener Männer gedient. Es thut der modernen Cultur gar zu wohl, Orte zu haben, wo sie sich unbeachtet und unbestraft in allen Lüsten und Gewaltthätigkeiten ergehen kann und hier sollte man womöglich noch sittenreiner und ehrlicher als in der Heimath leben! Namentlich waren es Amerikaner, welche sich hier festzusetzen suchten und um den Einfluß der Engländer

zu schwächen, zunächst ganz ungerechte Beschuldigungen gegen die Missionäre erhoben (Zeitschr. f. allg. Erdk. n. F. 2, 257). Dann aber stellte sich Williams, der amerikanische Consul, an die Spitze dieser Bewegung. 1849 war ihm, bei einem Brand seines Hauses, einiges gestohlen, wofür er 3006 Dollars 12½ Cent Schadenersatz verlangte. Diese Forderung war, wie Calvert nachweist (3. Ausg. 574) durchaus ungerecht und so gewährte man sie ihm nicht. Allein die Summe wuchs: für andere Räubereien der folgenden Jahre verlangte er mit der obigen Forderung zusammen die Summe von 5001 Dollars 38 Cent. Als er aber im Jahre 1850 und 1851 diese Forderung mit dem Verlangen in derselben unterstützt zu werden den Commandeuren zweier amerikanischer Kriegsschiffe vorlegte, so wiesen ihn beide, Petigru sowohl wie Macgruder (der auch ebenso offiziell berichtete, Calv. 3. Ausg. 574) aufs bestimmteste ab, weil seine Forderung ungerecht sei, obwohl der erste selbst Sklaven hielt und kein Freund der Farbigen war. Allein was er von den Fidschis sah, flößte ihm Achtung ein (W. u. C. 317 f.). So erreichte Williams nichts, aber bald zeigte sich aufs deutlichste, was er und die übrigen Weißen wollten: „Thakombau soll sterben, andere wollen wir als Häuptlinge einsetzen: die müssen aber nach unserem Willen regieren" (eb. 2, 333). Diese und ähnliche Drohungen sprach er offen aus, wie er sie auch in australischen Zeitungen, welche Georg Tubou Thakombau mitbrachte, hatte drucken lassen. „Mit Blut und Eisen müßte man dem Burschen Mores lehren, bei einer guten Cigarre Mbau in Grund und Boden schießen und das Gesindel von der Erde vertilgen" (2, 335; 3. Ausg. 575). Und 1855 fand er seinen Mann im Capitän Boutwell. Dieser, abermals zur Untersuchung geschickt, hörte die Beschwerden des amerikanischen Consuls, befahl Thakombau sofort Capital und Zinsen zu zahlen und um Verzeihung zu bitten. In einem zweiten Brief war die zu zahlende Summe auf — 30000 Dollars festgesetzt und bemerkt, man möge eilen, sein Pulver sei schnell, seine Kugeln rund (Calv. 3. Ausg. 576). Alle Gegenvorstellungen, daß die Sache sich anders verhalte, wies er aufs schnödeste ab; als Zeugen dienten ihm die Feinde Thakombaus und Williams mit den Seinen. Ein anderer amerikanischer Capitän, Bailey, der damals mit einem Kriegsschiff ankam, wies ihn darauf hin, wie sehr er gegen seine Instruktion verstoße, welche ihm unparteiische Untersuchung auferlegte; wie civilisirte Nationen

gegen solche Halbbarbaren ebenso gerecht als streng verfahren müßten: aber nach Baileys Abreise ließ Boutwell Thakombau auf sein Schiff kommen (Waterhouse, der oberste Missionär, kam mit ihm), verbot ihm jede Vertheidigung, und indem er ihn aufs unwürdigste behandelte, verlangte er jetzt 45000 Dollars, „denn," so sagte er, „Baileys und der Missionäre Einmischung hat die Sache des Tui Viti (Thakombau) nur verschlimmert!" (3. Ausg. 578.) Als Thakombau sich weigerte, gerieth Boutwell in offene Wuth: er drohte ihn hängen zu lassen und zwang den Fürsten auf diese Weise, was er ihm vorlegte, zu unterschreiben. Dann berichtete Williams nach Amerika: „Die Allmacht hat uns geholfen: Boutwell war ihr Rüstzeug" (W. u. C. 3. Ausg. 578). Und trotz dieser christlich amerikanischen Allmacht, trotz ihrer Rüstzeuge gab im folgenden Jahre (ganz gegen das Beispiel der dort lebenden christlichen Europäer, vergl. W. u. C. 2, 334; d'Ewes 150) der Tui Viti die Polygamie auf und ward getauft. Natürlich war sein Uebertritt zum Christenthum wesentlich auch durch politische Motive bedingt. Er hoffte durch offenen Anschluß an die Religion und Cultur der Weißen den Bedrängnissen, die man ihm bereitete, zu entgehen. Es war ihm um so größeres Unrecht geschehen, als er, nach Boutwells eigenen Aufzeichnungen (National intelligencer, 30. März 1859; W. u. C. 3. Ausg. 578) gar nicht Herr der ganzen Gruppe war. Er protestirte natürlich sofort (3. Ausg. 578; 580): allein auf seinen Protest erfolgte von Amerika aus keine Antwort, vielmehr hielt der Consul jene so ganz ungerechtfertigte Schuldforderung Boutwells fest*) und Thakombau war in der größten Noth, denn seine Gegner wurden durch das Gebahren der Europäer natürlich mächtiger, und sein Verhältniß zu Tonga gestaltete sich gleichfalls immer schwieriger. Dazu kam nun noch etwas Neues. Vierzehn Jahre nach der Ankunft der ersten Missionäre, 1844, waren katholische Missionäre nach dem Archipel gekommen, aber ganz erfolglos geblieben und hatten trotz aller Machinationen nirgends festen Fuß fassen können. Die französischen Kriegsschiffe fehlten eben (Michelis 517; W. u. C. 2, 49; 182; 137; 145; 202-3). 1850 nun machten sie einen neuen

*) Wir folgen dem Berichte Calverts, weil er als Augenzeuge alles wissen konnte; weil er seine Angaben aus den Schriften der Gegner beweist; weil seine Nachrichten durch andere selbständige Berichterstatter bestätigt werden; weil sein Buch den strengsten und schönsten Geist der Wahrheit athmet.

Versuch und zwar kam diesmal ein Bischof mit mehreren Priestern um in Mbau oder Viwa zu landen. Da man aber auch in Fidschi wußte, wie die Sendlinge der katholischen Kirche in Tahiti Hawaii und sonst aufgetreten waren, so hinderte man sie an der Landung; und als die gebräuchliche Drohung mit Kriegsschiffen hier nichts half, da war es der amerikanische Consul, bei dem sie Hülfe fanden; ja als die Fürsten, welche durchaus in ihrem Rechte waren, wenn sie ihnen den Aufenthalt verboten, davon nicht abgingen, so versuchte Williams einen Priester durch die Hülfe eines Weißen, welcher Grundbesitz auf den Inseln hatte, einzuschmuggeln (Will. u. Calv. 2, 318)! Denn freilich war die Art, wie diese Missionäre bekehrten und verfuhren — riethen sie doch den Eingeborenen, lieber Heiden zu bleiben als der evangelischen Mission zu folgen — sehr viel bequemer als die der Protestanten. Trotz aller Bemühungen also fanden die Katholiken damals keinen Eingang. Erst 1860 sind sie auch hier wie 1858 in Tonga durch französische Gewalt eingeführt (ev. Miss. Mag. 1868, 402). Auch diese neue Gefahr schwebte über Thakombaus Haupte und um nun allem diesem zu entgehen, entschloß er sich, sein Land an England abzutreten und am 12. Oktober 1858 setzte er mit dem englischen Consul Pritchard den Vertrag auf (Seemann 124-8), dem später alle Häuptlinge der Insel beitraten (Seemann 128 f. 132; vergl. 257). Allerdings waren sie erst nach und nach dazu gebracht, sich anzuschließen (W. u. Calv. 3. A. 580), aber sie schlossen sich alle an und England erhielt die volle Cession. Thakombau versprach 200,000 Akres Land; dafür sollte England jene amerikanische Schuld auf sich nehmen; er sollte seinen Titel und seine Oberhoheit über die eingeborene Bevölkerung behalten, aber als englischer Unterthan. Pritchard, der englische Consul (der Sohn des Tahitischen Missionärs), der die Cession nach England brachte, kam mit günstiger Antwort wieder (Seemann 250). Auch Oberst Smythe, welcher 1860 als Abgesandter von England kam, schien in seiner Unterredung mit Thakombau, welche Seemann (130 f.) wörtlich wieder gibt, für die Abtretung zu sein, wenigstens brachte er kein Bedenken vor, und so war Thakombau der sicheren Hoffnung, durch die englische Verwaltung, die englischen Gesetze aller Gefahren überhoben und rechtmäßig geschützt zu sein. Deshalb wandte er sich zunächst gegen die Tonganer, deren Einfluß auf Fidschi immer größer wurde und die

jetzt auch für ihre Unterstützung und ihre Verluste nach verschiedenen anderen Entschädigungen (Seem. 245) Land in Fidschi verlangten (248 f.). Ihre Ansprüche wurden cassirt und man hoffte durch England die lästigen Besucher los zu werden (eb. 250-1). Allein Oberst Smythe berichtete ungünstig: Thakombau sei nicht Herr der ganzen Gruppe, und 200,000 Akres besäße er gar nicht, in welchem letzteren freilich Seemann (132) widerspricht, wie derselbe denn durchaus anderer Ansicht als Smythe gewesen zu sein scheint. Wenn man alles erwägt, so scheint der wahre Grund der Nichtannahme die Sorge gewesen zu sein, mit Amerika in unangenehme Spannung zu gerathen.

Wie dem auch war, England lehnte die Cession ab — und dies ist der Wendepunkt in der Geschichte Fidschis. Denn außer jener Summe, welche Amerika freilich ganz wider Recht von Thakombau immer von neuem verlangte (Seem. 246; Calv. 3. A. 580) und die weit über sein Vermögen ging, trat nun auch der König von Tonga mit einer Forderung von 12,000 Pfd. Sterl. Schadenersatz auf. Es trat jetzt für Thakombau und die Inseln eine sehr trübe Zeit ein. Daran war zunächst Schuld, daß die Eingeborenen in den neuen Zuständen, der neuen Religion, der neuen Cultur noch nicht fest waren. Interessante Beispiele von Rückfällen in heidnische Anschauungen sind gegeben im ev. Miss. Magazin 1868, 404. War doch die Bekehrung vielfach äußerlich geschehen: ganze Stämme waren übergetreten, nur um an den Vortheilen der neuen Lehre Theil zu haben oder auf Befehl der Häuptlinge (eb. 406). Daher glückte es wohl auch den Katholiken, einen Häuptling und auf sein Commando den ganzen Stamm für sich zu gewinnen und von sittlicher Läuterung und Vertiefung war wenig die Rede. Vor allen Dingen aber schädlich waren die zahlreichen Einwanderer, die namentlich von Australien und Neuseeland kamen, meist Engländer, aber auch Deutsche, Amerikaner und Franzosen. Sie wollten meist nur reich werden, gleichviel durch welche Mittel; sie suchten die Eingeborenen ähnlich wie zu Neuseeland, zu Landverkäufen zu überreden, sie verfuhren dabei oft höchst betrügerisch und gewaltsam, und ein fester Gerichtshof existirte nicht (Calv. 3. A. 572). Man kann sich daher nicht wundern, wenn ganz Fidschi ins Schwanken gerieth; wenn namentlich die heidnischen Stämme sich gegen das Christenthum vielfach auflehnten, welches sie

ja mit so vielem Unrecht, was ihnen geschehen, in Zusammenhang bringen mußten. So geschah es denn, daß jetzt zuerst ein europäischer Missionär als Märtyrer fiel: 1867 wurde Baker, der mit dem größten Eifer für die Inseln gewirkt hatte, auf einer Reise durch Vitilevu mit sieben eingeborenen Christen von einem heidnischen Stamm getödtet und gefressen (ev. Miss. Mag. 1868, 91; Calv. 3, A. 580). Thakombau zog gegen den Stamm, konnte aber in dem pfadlosen Inneren der Insel wenig ausrichten.

Diese Wirren suchten andere zu nutzen. In Melbourne bildete sich eine Gesellschaft, welche ihm für 200,000 Akres — sie glaubten also doch, soviel bekommen zu können — jene Schuld zu bezahlen versprachen und Thakombau ging (1868) darauf ein. Nun aber entstand ein ähnlicher Wirrwar wie zu Neuseeland; denn nun erhoben sich Klagen und Gegenklagen um diese Ländereien, eine Masse Beschwerden wegen Beeinträchtigung, und überall verlangte man von Thakombau Bestrafung, Zurechtbringung der Eingeborenen, Beschränkung ihrer Ansprüche, Lösung der ganzen Verwirrung — jetzt galt er auf einmal als König über den ganzen Archipel, an den man sich halten wollte. Und so geschah ihm wieder aufs Neue schweres Unrecht (Calv. 3. A. 581-2). — Indeß haben sich insofern die Angelegenheiten zu seinen Gunsten gewandt, als 1869 eine Commission von Amerika erschien unter Capitän Truxtun, welche zunächst dem König eine anständige Behandlung zusicherte und anerkannte, daß die Forderungen Williams und Boutwells ganz ungerechtfertigt waren. Durch die Einmischung jener „polynesischen Compagnie" aber war die Sache so schwierig und verwickelt, daß auch Truxtun sie nicht zu Ende führen konnte (Will. u. Calv. 3. A. 583-5). Die Zahl der Weißen wächst immer mehr; sie soll schon 4000 übersteigen (Globus 18, 367) und weil ein sicheres Regiment freilich nöthig war, so haben dieselben — eine Besitznahme durch Deutschland, welche man in Sydney fürchtete (Globus 18, 48), trat nicht ein — im vorigen Jahr Amerika um Uebernahme der Fidschiinseln gebeten, und Amerika hat die Inseln in Besitz genommen — allerdings nicht durch einen Vertrag von Waitangi.

Gerade Amerika hat schweres Unrecht hier gut zu machen, wir wollen hoffen, daß es geschieht. Wenn strenge und unparteiische Justiz geübt wird, wenn die Weißen sich dazu hergeben, die Missionäre

in ihrer Erziehung des Volkes zu unterstützen, wenn sie sich bemühen, die Eingeborenen, die sich stets als sehr fähig bewiesen haben, heranzuziehen, dann geht Fidschi einer guten Zukunft entgegen. Das Volk ist lebenskräftig. Das hat es schon dadurch bewiesen, daß es so rasch und zum Theil so innig die christliche Religion sich angeeignet hat, und der günstige Stand der Mission, wie ihn Calvert (3. A. 559 f.) schildert, erweckt allerdings die besten Hoffnungen. Ein Institut zur Ausbildung eingeborener Lehrer und Missionäre ist im blühendsten Zustand, Schulen gibt es überall, eine Menge Druckschriften und Bibeln sind in den Händen des Volkes, die rohen Sitten hören auf, das Christenthum breitet sich immer mehr aus; die Katholiken (eb. 568) haben nirgends Einfluß gewinnen können. Die Hauptgefahr liegt im Benehmen der Weißen, welche so häufig ein so ganz sittenloses Leben führen und sich um das Wohl und Wehe der Eingeborenen gar nicht kümmern. Die größten Wohlthäter der letzteren sind die Missionäre und ihre Wirksamkeit kann nicht hoch genug gestellt werden. Es ist nicht wahr (Seemann 42 u. sonst), daß sie blos um das Christenthum, nicht um die Civilisation sich bemühen, wie Gräffe*) (Ausl. 1868) behauptet. Sie haben vor allen Dingen Cultur nach Fidschi gebracht, denn sie taufen nicht eher, als bis sie überzeugt sind, daß der Täufling auch die Lehre gefaßt hat. Was Fidschi jetzt gutes besitzt, verdankt es ihnen, die Hoffnungen der Inseln beruhen auf ihnen. Zu ihrer Unterstützung muß also möglichst viel und weit mehr geschehen, als bisher.

---

*) Daß ein Mann wie Gräffe von der „gedankenlosen“ engl. Mission sprechen kann, ist uns unbegreiflich. Wir verdanken ihr über den Ocean sowohl sprachlich wie ethnologisch entschieden die besten und genauesten vielfach geradezu musterhafte Werke. Namen wie Ellis, Turner, die beiden Williams, Calvert, Lawry beweisen das. Und wie falsch die Behauptung ist, sie brächten nur Christenthum, keine Civilisation, das zeigt schon die Einrichtung der melanesischen Missionsanstalt, einer wahren Musteranstalt, wie sie ev. Miss. Mag. 1869, 356 f. geschildert ist. Man braucht keineswegs in Allem derselben Ansicht mit jenen so hoch verdienten Männern zu sein, um doch ihre Verdienste, ihre Klugheit und Ausdauer anzuerkennen, um doch sich Alles aus ihrer in seine Sprache zu übersetzen, um doch zuzugestehen, daß auch ihre Ansichten gerade für Unbekehrte äußerst zweckmäßig und im hohen Grade bildend sind.

Daß es der Mühe werth ist, sich um die Fidschi zu bemühen, beweist schon allein Thakombaus Beispiel. Wohl hat Calvert recht, ihn einen wunderbaren Mann zu nennen (3. A. 569 vergl. Seemann 72 f.). Er, der in seiner Jugend noch Kannibale war, was hat er alles ertragen müssen und ist dennoch nicht irre geworden am Christenthum und an der Cultur, deren Träger ihm soviel Unheil zugefügt haben. Seine Verschlagenheit und Tapferkeit hat er in seinen Kriegen bewiesen; und Klugheit und Consequenz zeigte er in seinem Streben nach Alleinherrschaft. Nach dem Zeugniß auch seiner Gegner überragt er alle übrigen Häuptlinge bei weitem und verdient wohl, neben Finau, Pomare und Tamehameha genannt zu werden, nur daß er in ungleich schwierigeren Verhältnissen stand, denen er nicht gewachsen sein konnte. Auch seinen Sohn schildert Seemann als einen tüchtigen und begabten Menschen (122). Die Leichtigkeit ferner, mit der sich alle Fidschi das äußerliche der Cultur angeeignet haben, verdient große Anerkennung.

Sollte aber die Bahn der Gewaltthätigkeiten, wie sie auch hier aus Gewinnsucht und Roheit betreten ist, auch ferner nicht verlassen werden, dann sind freilich die Fidschi trotz ihrer Begabung verloren. Denn das Christenthum schützt nicht gegen die Boutwells. Man spricht so häufig vom Walten Gottes in der Geschichte: und doch zeigt sie in den seltensten Fällen etwas anderes, als daß der Stärkere aufs rücksichtsloseste den Schwächeren vertilgt. Wir hoffen, daß diese bittre Erfahrung nicht auch im Fidschiarchipel sich bestätigen wird; dafür bürgt die Umsicht und Würde der amerikanischen Regierung. Und so beschließen wir diese Darstellung mit den Worten Pattesons (ev. Miss. Mag. 1869, 363): „wenn uncivilisirte Völker mit civilisirten in Berührung kommen, müssen sie sich entweder zu hoffnungsloser Unterordnung verdammt fühlen oder sie müssen dem Zustand der Unwissenheit und des Lasters, worin sie versunken sind, entrissen werden durch Entwickelung aller ihnen von Gott verliehenen Kräfte, deren Gebrauch sie unter seinem Segen zum vollen Genuß all der Güter befähigt, die sich unter dem Namen Christenthum und Civilisation zusammenfassen lassen." Jeder kann sich diese Worte in seine Sprache übersetzen. Aber nur wenn man sie beherzigt, wird man, Missionär oder Ansiedler, den Eingeborenen gerecht.

Australien und Tasmanien.

Zu den Eingeborenen von Neuholland gehören auch die zerstreuten und keineswegs festen Bewohner der kleinen Inseln, welche den Continent umgeben und von denen nur die Inseln des Prinzen von Wales in der Torresstraße zu nennen sind, weil ihre Bevölkerung, die Kowrarega, die äußersten Posten der Neuholländer nach Norden bilden und in unmittelbarer Berührung mit den Papuas der Torresstraße stehen (Macgillivr. 2, 2 f.). Alle diese Völker sind, trotz der verhältnißmäßigen Größe des Raumes, über den sie zerstreut sind, einander so nahe verwandt, daß man sie für einen Stamm ansehen muß.

Dies geht zunächst aus den Sprachen hervor, welche alle, soweit wir sie bis jetzt kennen, gleiches Baues sind und also auf eine Grundsprache zurückgehen, welche aber in zahlreiche Einzelsprachen sich aufgelöst hat (Grey 2, 207; Hale 106; 479; Wilkes 2, 264; Macgillivr. 2, 79; Teichelmann u. Schürm. VI.). Wie viel Sprachgruppen sich vorfinden, läßt sich noch nicht sagen, im Süden des Landes bestehen nach Grey und Bleek (II, 1, 1-20) sieben, welche alle wieder in eine Menge einzelner Dialekte zerfallen, da jeder allein wandernde Stamm seine eigene Sprache hat. Einzelne dieser Sprachen haben auch größere Ausdehnung, wie denn eine von Moretonbai bis zum Hawkesburyfluß (Dawson 336), eine von König Georgs Sund bis zur Haifischbai und dem Gaskognefluß gesprochen (Grey 1, 365; Gr. u. Bleek II, 1, 6; King a. 2, 636) und auch noch tief im Inneren gefunden wird (Kennedy J. R. G. S. 22, 229). Dieselbe Sprache mit nur mundartlichen Veränderungen findet sich auch um Adelaide, und die Eingeborenen von Murray und Murumbidge verstanden sich mit denen von König Georgs Sund, wie zugleich die Sprachen vom Hunter und Macquarie wurzelhaft verwandt sind (Grey 2, 211 f.). Das fernere Sprachen viele Verschiedenheiten zeigen, kann nicht wundern: Grey begründet diese Erscheinung sehr richtig in dem blos mündlichen Leben dieser Sprache, in der fehlenden Verbindung der Völker, der gänzlich anderen Natur. Allein auch die oft große Verschiedenheit benachbarter Sprachen (Nind 1, 47; Eyre 2, 393) sowie das scheinbar unbegreifliche Verständniß

derselben durch Andersredende klärt Grey zum Theil wenigstens auf. Es gibt, sagt er 2, 208, eine Menge Synonyma in den australischen Sprachen und von diesen braucht häufig der eine Stamm den einen der andere den anderen Ausdruck, obwohl beide Stämme beide verstehen. Ferner haben die Eingeborenen für jeden kleinsten Theil des menschlichen Körpers eine bestimmte Bezeichnung, und so konnte es kommen, daß wenn Reisende nach demselben Glied fragten, sie verschiedene Namen seiner Theile hörten und sich auf diese Weise Irrthümer einschlichen. Höchst auffallend ist (Nind J. R. G. S. 1, 47; Eyre 2, 393), daß oft fernere Sprachen einander, was den Wortschatz betrifft, näher verwandt scheinen (Eyre 2, 343) als Sprachen von Nachbarvölkern. So sind z. B. die zehn Dialekte des Victorialandes, welche das vocabulary bietet, sehr verschieden von einander und doch, was nach den Wortverzeichnissen ganz unmöglich scheint, verstanden die Umwohner des Berges Zero die Sprache um den Bogasee (ev. Miss. Mag. 1860, 276). Und nicht nur in Sprache, auch in Sitten unterscheiden sich nähere Stämme oft viel mehr als fernere (Grey 2, 209). Auch die Sprachen der Nordküste sind zahlreich, am Cap York herrschen allein fünf, welche indeß einander näher zu stehen scheinen (Macgill. 2, 278), auf der Halbinsel Koburg vier (eb. 1, 145). Eine genauere Durchforschung aber würde auch wurzelhaft die einzelnen Sprachen des Continents mehr oder weniger verwandt finden, wofür ja Latham bei Macgillivr. 2, 330 f. schon einzelne Beweise gegeben hat. Dabei hat man aber (Mitchell three exped. 2, 335) die Bemerkung gemacht, daß die Verwandtschaft von Westen nach Osten viel stärker sei, als von Norden nach Süden. Doch besteht auch letztere ganz unzweifelhaft (z. B. Latham a. a. O. Macgill. 1, 145).

Auch die Sitten gleichen nach Eyre (2, 393) mehr von Westen nach Osten, als von Norden nach Süden; nach Grey steht indeß der Westen dem Süden sehr nahe, dem Osten ferner. Da nun auch außer in den Sitten die Eingeborenen des ganzen Continentes auch körperlich einander nahe stehen, so fällt die Annahme Hombrons (d'Urville b. Zool. 307-320) in sich zusammen, daß es in Neuholland selber mehrere Spezies (espèces) von Menschen gäbe, für die er sogar besondere Schöpfungscentren anzunehmen scheint.

Von Wanderungen dieser Stämme weiß man so gut wie nichts,

denn wenn Eyre (2, 405) aus der Aehnlichkeit und Verschiedenheit einzelner Sitten schließt, daß die Nordküste zuerst bevölkert war und sich drei große Wanderzüge nach Südwesten, Süden und Osten wendeten, so hat schon Stokes (2, 10) die Schwäche dieses Beweises nachgewiesen, der auch durch seine schematische Gliederung Verdacht erregt. Sicherer scheint die Annahme Mitchells (Journal 303), daß die Stämme vom Narran nordwärts gezogen sind, wie aus den Ortsnamen hervorgeht. Allein auch dieser Schluß ist nicht allzu sicher, denn die Eigennamen der Art westlich bei Port Philipp können Appellativa sein, welche den verwandten Sprachen gemeinschaftlich angehören. Doch scheint es freilich, als ob die Bewohner des Nordens die ursprünglichsten seien, denn sie sind wie die gebildetsten, so auch körperlich und geistig am besten entwickelt, sie die allein seßhaften und jedenfalls ist die Annahme leichter und naturgemäßer, daß die übrigen Eingeborenen bei ihren ewigen Wanderzügen verkommen sind, als daß jene durch das bequemere Land fixirt sich gehoben hätten. Dies ewige Umherziehen aber macht gerade Untersuchungen über den ursprünglichen Wanderungsweg der Bevölkerung bis zur Unentscheidbarkeit schwierig.

Hale hat es versucht (107), eine **physische Beschreibung**, welche auf alle Neuholländer passen soll, zu entwerfen. Nach ihm sind sie von mittlerem Wuchse, nur selten über 6′ und unter 5′ groß; schlank, mit langen Armen und Beinen, manche Stämme wohlgenährt und nicht häßlich, die Mehrzahl aber äußerst mager, mit vorstehendem Bauch. Ihre Gesichtsbildung steht zwischen Negern und Malaien. Die Stirn ist schmal, bisweilen zurücklaufend, oft hoch und vorspringend, die Augen klein, schwarz, tiefliegend; die Nase oben eingedrückt, unten breit aber adlerförmig, Backenknochen und Kiefern vorspringend, bei zurückweichendem Kinn; der Mund groß mit dicken Lippen und starken guten Zähnen. Der Schädel ist sehr lang gezogen und ungewöhnlich dick, er ruht auf einem kurzen, kleinen Nacken. Das Haar, lang, fein, aber wollig, ist durch Mangel an Pflege häufig wie verfilzt; es ist oft glänzend schwarz, häufiger jedoch tiefbraun. Die Körperbehaarung ist reichlich, der Bartwuchs stark. Die Hautfarbe ist dunkelchokoladenbraun bis röthlich schwarz oder aber heller. Wir werden, um über diese Schilderung urtheilen zu können die Eingeborenen im Einzelnen betrachten müssen, und beginnen da im Nordwesten.

Dort fand Grey starke schlanke athletische Menschen, mit gut entwickelten kräftigen Extremitäten (1, 145; 252), welche (nach Usborne Naut. Mag. 1840; Grey 1, 253) lang und verhältnißmäßig etwas dünn waren. Die Größe beträgt nach ihm, während Gregory auf seiner Reise in Nordwestaustralien oft Menschen von 6′ 2—3″ fand (J. R. G. S. 32, 429) 5′ 6—9″, auf breiten Schultern sitzt ein großer Kopf mit überhängenden Brauen. Genau so schildert sie Dampier (2, 521 f.), der sie 1688 sah, und fügt hinzu, daß ihre Stirne rund, ihre Nase, ihre Lippen dick, ihr Mund groß, ihre Augen wegen der sehr lästigen Fliegen immer halb geschlossen gewesen seien. Sie waren bartlos, von langer Gesichtsform, aber äußerst häßlich; ihr Haar war kurz und wollig kraus, ihre Farbe schwarz, und Farbe, Haar und Züge durchaus negerartig. Uebrigens hat Dampier nicht denselben Stamm gesehen wie Grey, der am Glenelg, Hannoverbai war; denn nach letzterem hatten die Eingeborenen alle Zähne (Usborne bei Grey 1, 253), nach Dampier fehlten ihnen die beiden oberen Schneidezähne (2, 521). Wenn übrigens letzterer sie die elendesten Menschen der Welt nennt, so bezieht sich dies nur auf ihre äußere Lage. Merkwürdig aber ist es, daß Grey und ebenso Usborne unter ihnen einzelne Menschen fanden von heller Kupferfarbe, mit minder langem, minder großem Kopf, mit mäßigen Brauen, mit gut proportionirten Gliedern, welche King für Malaien hält. Und allerdings ist malaiischer Einfluß auf diesen Küsten nicht zu verkennen. Jene helleren Menschen waren die Führer (Grey 1, 145; 212 f.; Stokes 1, 211). Uebrigens fand auch J. Martin (284) an der Roebukbai einzelne Individuen unter ihnen von keineswegs hervorragender Stellung, welche mehr melanesisch, ja sogar mehr polynesisch aussahen. Die ganze Bevölkerung hatte nach ihm krauses, spirallockiges Haar, tiefliegende Augen, Nasen, deren Löcher am Grunde sich verbreiterten, weit nach außen gebogene Jochbogen, sehr prognathische Gesichtsbildung, schiefstehende Zähne, gut geformtes Kinn und starke Bärte, auf welche sie hohen Werth legen: wem er fehlt, der ersetzt ihn durch aufgeklebtes Opossumfell. Die Bewohner der Melvilleinsel sind etwas kleiner (nur 5′ 4—6″) als die Anwohner des Glenelg, und haben kleine Beine mit großen Füßen; ferner platte breite Köpfe mit niedriger Stirn und stark entwickeltem Hinterhaupt, grobes dickes lockiges oder krauses Haar, kleine tiefliegende Augen, platte kurze Nase, dicke Lippen, deren obere vorsteht, und ein kleines

Kinn bei überhaupt schmalem Untergesicht (Campbell J. R. G. S. 4, 152). Die Halbinsel Coburg ist von verschiedenen Stämmen bewohnt, nach Macgillivray (1, 165) von vieren, die einander ganz ähnlich sind; dagegen ist der Yaaleostamm auf der Insel Croker (östlich von Coburg) besonders häßlich und abstoßend, klein, schlecht gewachsen, mit kleinen Augen und schmutziger Sklerotika, mit dicken krausen Bärten und ebensolchem Haar; auch der Körper ist reichlich mit krausem Haar bewachsen, ganz besonders aber Brust und Schultern (Earl J. R. G. S. 16, 240). Umgekehrt haben die Otibi südlich von der Halbinsel Coburg schlichtes Seidenhaar, gebogene Augenbrauen, bisweilen schiefstehende Augen und oft — aber nicht immer — findet sich unter ihnen hellere Haut (eb. 244). Polynesier haben sich nach Earls Meinung, wie Grey die Malaien heranzieht und auch auf Melville King einen malaienähnlichen Menschen sah (a. 2, 239), dort in Australien niedergelassen und die Otibi sind die Sprößlinge dieser Mischung (eb. 244; 248; b. 36). Spricht nun schon der ganz unpolynesische Name hiergegen, so fanden wir ja polynesisch aussehende Menschen auch an der Roebukbai und Wanderungen der Polynesier in diese Gegenden sind wie ganz unnachweislich, so höchst unwahrscheinlich, und so hat denn Earl selber seine Meinung zurückgezogen (c. 235). Südlich von Port Essington findet sich (Leichhardt 406) meist gelocktes Haar, bei lebhafter intelligenter Gesichtsbildung, ebenso weiter ins Innere hinein (Mitchell three exp. 2, 336), sowie nach Westen hin (Stokes 2, 393; 410). Im Port Essington selber waren die Haare meist schlicht und lang, seltener kraus nach Campbell (J. R. G. S. 171), während d'Urville und seine Gelehrten (b. 4, 37; Roquemaurel eb. 254; Demas eb. 265) es wollig fanden; Hombron eb. 311 nennt es lang und korkzieherartig gewunden. Sonst zeigte sich nichts von den Eingeborenen anderer Gegenden wesentlich Abweichendes (Macg. 1, 145). Malaienähnlicher, den Südaustraliern nicht nahe stehend, da sie weder die breiten Nasen noch den vollen Mund oder die buschigen Augenbrauen der letzteren besitzen, sind auch die Eingeborenen südwestlich (20° südl. Br.) vom Golf von Carpentaria; sie sind muskulös und wohlproportionirt (M'Douall Stuart J. R. G. S. 31, 135). Die schwärzlichen Bewohner der Halbinsel York (Macgill. 1, 125) sind zum Theil magere elende Menschen (eb. 119), zum Theil aber auch

so namentlich die Stämme des Inneren der Halbinsel wie die Pagulles kräftig, gut gewachsen, bis an 6′ hoch, schön (Macgill. 2, 1; Carron bei Macgill. 2, 221). Auch die Bewohner der Inseln des Prinzen von Wales zeichnen sich vor den Bewohnern des Caps selber aus, doch sind sie von den Eingeborenen des Südens und Westens in nichts unterschieden (Macgill. 2, 2). So zeichnen sich auch die Anwohner der Rokinghambai (Ostküste 18° südl. Br.) nur durch Stärke und besseres Aussehen aus (Carron eb. 2, 122; 135; Bowen 202); und die von Moretonbai stehen zwar über denen, welche bei Sydney zu Hause sind, gleichen ihnen aber z. B. an Gesichtszügen (Breton 214; Field 57). Ihre Beine sind besser entwickelt, die Waden fehlen nicht (Dummore Lang b. 388); dasselbe gilt von den Eingeborenen an Port Macquarie, welche bis über 6′ hoch werden (Field 32) und von denen einzelne Stämme kupferfarbig sind (Cunningh. 163).

Die Eingeborenen der Südost- und der Südküste sind bekannter und häufiger beschrieben, da sie mit den Europäern in reichlicherem Verkehr gewesen sind. Cook und etwas später Hunter fanden die Anwohner der Botanybai von mittlerer Größe (5′ 6-9″), aber von schlankem Wuchs und schmächtigen Gliedern, mit angenehmen Gesichtszügen, lebhaften Augen, weder platten vielmehr bisweilen römischen (Martin Hist. 120) Nasen, noch aufgeworfenen Lippen, doch waren die Nasen breit, die Lippen voll, der Mund groß. Ihr nicht wolliges Haar war bei vielen kraus, bei anderen aber straff, ihre Stimme, zwar wohlklingend und biegsam, von beinahe unmännlicher Feinheit; ihre Haut, welche bei den Weibern öfters heller, ja bisweilen von heller Kupferfarbe war (Philipp Tageb. 202; Hunter 26) erschien durch Unreinigkeit rußschwarz (1. Reise 3, 170-2; 233; Hunter 19; 25-6; King 314). Sie hatten meist kurze lockige und nur zum Theil auch lange Bärte, ja Henderson (2, 102) sagt sogar, daß bei vielen der Bart schlecht gewesen sei oder ganz gefehlt habe; und trotz ihrer Schmächtigkeit waren sie stark und gesund (Hunter 27; Tench 151; 167). Turnbull (33) freilich nennt sie äußerst mager; was aber nur auf verkommene Individuen, nicht auf die Durchschnittsmenge paßt. Männer und Weiber, welche letztere dicker als die Männer und gleichfalls gut gewachsen sind, waren oft von hübschen Gesichtszügen (Hunter 23; 26; Cuningh. 183). Als Eu-

riosum sei bemerkt, daß ein Eingeborener, der 1835 und 1854 Mitchell an den Boganfluß begleitete, den Büsten, die man von Sokrates hat, durchaus ähnlich sah (Howitt b. 2, 94). Wenn King (316) sagt, daß sie nur vier Farben, roth, grün, weiß, schwarz unterschieden hätten, so beruht dies nicht auf einem physischen, sondern nur auf einem sprachlichen Mangel dieser Völker, welche blau und gelb sprachlich nicht von grün und roth absonderten. Ihre Ausdünstung hat einen höchst unangenehmen Geruch, welche die Rinder, die ihn weit wittern, in Unruhe versetzt (Cunningh. 176). In der Hautfarbe wechseln sie sehr: es gibt Individuen, welche geradezu malaiisch gefärbt sind und röthliches Haar haben (Montg. Martin 124) und nach Collins (1798) schwankt die Farbe von kupferig bis negerschwarz (554; ähnl. Henderson 1, 102). Die Glieder (Arme und Beine) sind hier öfters unverhältnißmäßig lang, wie Peron (2, 309) an einem Stamm in den Wäldern um den Hawkesbury bemerkte, und Collins sah einen Mann, der für einen Orang Utang hätte gelten können, denn er war über und über behaart und hatte bei ungewöhnlich langen Armen einen nicht ganz aufrechten Gang (559). Die tibia ist bei vielen Individuen in Neu-Süd-Wales oft nach vorn gebogen, als ob auch vorn eine Wade säße, der Fuß groß und plump (Henderson 1, 102), dabei platt mit etwas vorstehender Ferse (Strzelecki*) 335). Die Fußspur der Eingeborenen ist bezeichnet durch kleine Ferse, breiten Fuß, kurzen Zehen und einwärts gerichteten Gang (Bennett 1, 296). Von Einzelnheiten ist noch hinzuzufügen, daß die Sklerotica gelb ist (Henderson 1, 102), die Conjunktiva gelb gefleckt, die Iris braun, das obere Augenlid herabhängend, ihr Kopf verhältnißmäßig klein ist (Strzelecki 335). Wenn Strzelecki ihr Haar als bisweilen wollig bezeichnet, so ist damit nur ein starker Grad von Kräuselung gemeint.

Die Bewohner von Südostaustralien (Viktoria) sind meist kleiner als die Europäer (Angas 1, 78), 5—6', die Weiber jedoch nur 4' 10" — 5' 7" groß, von geraden Gliedern, und robust, bisweilen herkulisch (Stanbridge Transact. Ethnol. Soc. of London N. Series

*) Strzelecki faßt zwar in seiner Schilderung die Eingeborenen von Neusüdwales und Tasmanien zusammen; allein da sie 1845 geschrieben ist, so kann sie nur auf erstere Bezug haben.

1, 287). Ihre Haut ist nach Angas (1, 19) purpurkupferfarbig, nach Stanbridge olivenbraun, in der Jugend aber heller. Ihr Haar ist leicht gekräuselt, ausnahmsweise auch wollig kraus, doch fand es Peron (1, 432) am Westernport lang und glatt, ihr Bartwuchs ist stark, die Stirn ist hoch und weil die Augenbrauen stark vorstehen, scheinbar zurückfliehend, die Augen sind groß und schwarz (Stanbridge eb.), nach Angas jedoch nußbraun, daß Weiße gelblich, das ganze Auge wie roth unterlaufen. Der Zwischenraum zwischen den Augen ist nur gering, die Nase breit, niedergedrückt, dicklich, bisweilen aufgestülpt, bisweilen gerad. Der Mund ist sehr groß, die Lippen, namentlich die obere, dick (Clutterbuck 48), ja letztere geradezu überhängend (Nov. 3, 71; Hombron bei d'Urv. b. Zool. 1, 313), die Kiefern viereckig — welche letzteren beiden Eigenschaften, da sie bei den Fischessern am Coorong fehlen, Stanbridge für eine Folge des steten Zerreißens fester Speise mit den Zähnen hält.

Eine sehr genaue Schilderung der Eingeborenen des Vincentgolfes und der Umgegend von Adelaide verdanken wir Koelern (Monatsber. der geogr. Gesellsch. zu Berlin 3, 44 f.). Nach ihm stehen sie im Vergleich mit anderen Australiern sehr tief, sind meist klein — große Leute gehören zu den Ausnahmen —, ihre Hautfarbe ist wie die mancher Affen bräunlichschwarz, bei der Geburt jedoch und in der ersten Jugend ein schmutziges Gelb. Ihr Haar ist schwarz, die Behaarung des Körpers jedoch sehr stark, selbst das braungefärbte Flaumhaar der Kinder so reichlich und so lang, daß die Haut fünfbis sechsjähriger Jungen ein fellartiges Aussehen gewinnt; bei Männern ist es namentlich an Rücken, Brust und Oberschenkeln sehr stark, ebenso der Bartwuchs, der indeß durch Ausreißen oft verkümmert wird, während das Haupthaar nie sehr lang, auch bei Frauen nur bis auf die Schulter wächst. Es ist oft gekräuselt, meist struppig abstehend, nie wollig. Die Augen sind tiefliegend, unter buschigen Brauen und hervortretenden Stirnknochen, daß Weiße ist gelb, röthlich unterlaufen, der Blick lebhaft aber unstät. Die Nase ist breit und flach, der Mund groß mit schönen Zähnen, unter denen namentlich die Eckzähne breit sind. Die Backenknochen, die Kiefern springen vor, der Gesichtswinkel ist nicht ganz gering, die Stirn aber niedrig. Doch ist ihr Gesicht meist äußerst häßlich, der Ausdruck meist wild, heimtückisch, stumpf, doch bisweilen auch stolz und kühn, bei Kindern oft freundlich. Der

Hals ist sehr kurz, der Brustkasten der Männer stark gewölbt, Arm und Beine sehr muskulös, bis auf die Waden, welche dünn sind, unverhältnißmäßig lang, Hände und Füße aber sehr klein; die Sohlenhaut ist borkenartig verdickt, die Zehen sehr gelenk, auch zum Greifen brauchbar. Die Weiber sind mager, mit hängenden Brüsten, und etwas mehr zurückstehenden Genitalien, daher die Männer, was übrigens bei den meisten Australiern Sitte ist, die Begattung von hinten vollziehen. Dicke Bäuche haben beide Geschlechter. Auch hier findet man die scharfe Hautausdünstung, wegen welcher die Eingeborenen sogar von den Haien verschont werden sollen (Köler eb. neue F. 1, 65). Die Eingeborenen von Port Linkoln (Westk. des Spencergolfs) unterscheiden sich in nichts Wesentlichem, als daß die Muskulatur der Arme und Beine elend ist; die Männer haben eine gewisse Anmuth und Sicherheit, welche den Weibern fehlt, deren Arme und Beine von ganz besonderer Dünne sind (Wilhelmi 3-4). Die Stämme im Inneren, am Murray sind größer und oft schön gewachsen (eb.; Goyder bei Peterm. 1863, 301), doch sind nur am oberen Strom die Waden gut (Eyre 2, 207), die Muskulatur meist schwach, der Bauch vorstehend (Sturt 2, 77). Sturt fand einen Stamm im Inneren mit vielen Männern, die über 6′ groß waren (2, 77), ebenso Mitchell (Journal 269) und Dawson, der (339) sagt, daß die Statur von 5′—6′ 3″ wechsele. Die Farbe ist sehr verschieden: Mitchell (three exp. 2, 37), fand einzelne glänzend-kupferfarbige Menschen am Lachlan, Sturt (1, 135) eben solche in der Nähe des Darling, Dawson noch mehr im Osten (131); Jäger und Spieseke (ev. Miss. Mag. 1860, 257) am Bogasee und neugeborene Kinder sind hier stets hellkupferfarbig (Dawson 337). Doch gibt es hier auch pechschwarze Leute (Sturt 1, 368) und die Farbe schwankt zwischen diesen Extremen (Mitchell three exp. 1, 211). Viele Individuen hatten schlichtes braunes Haar, andere bei hinduähnlichen Zügen, die Gesichtsbildung wie die Form der Nasen (eb. 1, 268; Dawson 339) ist eine sehr verschiedene — wollig gekräuseltes (Mitchell eb. 1, 211; Dawson 337); die Farbe desselben war am Murray bisweilen röthlich (Mitchell eb. 2, 108). Die Stirne war zurückfliehend, mit großem sinus frontalis (Sturt 2, 135), bisweilen ganz europäisch (Dawson 339).

Groß, mager, sehr hurtig sind (nach Peron 2, 251) die Bewohner der großen australischen Bucht; sie hatten langes krauses Haar, schwarze Brauen und die Aeltesten (40—50 Jahre), welche Peron sah, auch langen schwarzen Bart. Ihre Nase war kurz, an der Wurzel eingedrückt, auch die Augen tiefliegend, der Mund groß und voll, die Zähne gut, die Schleimhäute der Rachenhöhle schwarz. Am König Georgs Sund haben die Eingeborenen auffallend hellgefärbtes Zahnfleisch (d'Urv. a Zoolog. par Quoy et Gaimard 43), ziemlich große Köpfe, breites Gesicht, vorspringende Augenknochen, tiefliegende Augen mit gelblicher Sklerotika, krauses, nicht wolliges Haar (Quoy. u. Gaim. bei d'Urv. a. 1, 193). Schiefgestellte Augen, welche eb. Zool. 42 angegeben werden, sind von keinem Reisenden sonst erwähnt und dieser Bericht also wohl irrthümlich. Die Ohren sind mittelgroß (eb. 43), der Mund dick und breit, die Zähne unverhältnißmäßig vorspringend, die Stirn zurückfliehend flach, die Arme mager und kräftig, die Beine aber formlos dünn; die Hautfarbe ist kohlschwarz (Browne 445). Die Weiber sind klein, mager und verkommen (eb. 450). Die Bevölkerung zerfällt in vier Stämme, welche — bei gleicher Sprache — streng geschieden und daher leicht zu unterscheiden sind. Der Murraystamm (westlich von Albany) ist klein, aber stark und beherzt, die Weal weiter im Innern schöner kräftiger und intelligenter, die Cockatu meist lange breitknochige Leute mit hoher Stirn und Adlernase; klein und elend die Kickannup, die wohl nur ein Seitenzweig der Weal sind (Browne 443-5). Alle sind auf ihre Bärte sehr eitel und Niemand unter ihnen darf heirathen oder Emus jagen, der nicht einen Bart hat (eb. 450) — wenn dies nicht so zu erklären ist, daß nur schon völlig und längst Erwachsenen beides zusteht. Sie sind ein interessantes Beispiel, wie nahe verwandte Stämme durch verschiedene Lebensart auch physisch von einander abweichen. Die Murray leben hauptsächlich von Fischen, wenig von Fleisch; die kräftigeren Weal haben reichliche Fleischnahrung, die Kickannup, da sie dicht bei Albany leben, die elendesten Nahrungsmittel (Browne 446). Salvado, welcher behauptet (304), von Georgs Sund bis Perth herrsche fast dieselbe Sprache, sagt, daß die Anwohner dieser Gegenden braun (bei der Geburt hellkupferfarbig) und blondes, glattes Haar unter ihnen häufig (310, 277) sei. Peron sah am Cap Naturaliste dieselbe Hautfarbe (d. Ueb. 1, 74)

und ein Individuum mit rothem Haupt- und Barthaar (eb. 1, 95), während „rothbärtig" in Neusüdwales als Schimpfwort gilt (Teichelm. und Schürm. 41). Die Weiber hier waren äußerst häßlich, mit Brüsten, die bis auf die Schenkel hingen (Peron 1, 86). Mehr nach Norden sah Peron mittelgroße, mattschwarze Leute, nicht schön noch fleischig, mit langem schwarzen Bart und kurzem starkem glattem Haar (1, 98). Die Stirn ist hier gut entwickelt (Buckton 93). Freicinets (1, 480 f.) Schilderung der Anwohner der Haifischbai ist sehr ähnlich: die Arme, namentlich aber die Beine waren schwach, die Schultern schmal, der Kopf dick, die Züge aber nicht so breit als die der schwarzen Bewohner Madagaskars; der Mund groß mit schönen Zähnen, die Augen lebhaft, das Haar lang, schwarz, leicht gekräuselt, der Bart lang und spitz. Die einzige Frau, welche Freycinet sah, zeigte den starken vortretenden Bauch, der sich öfters in Neuholland findet.

Der Schädel der Australier zeichnet sich aus durch ganz besondere Stärke seiner Knochen, welche in Neusüdwales fast noch einmal so dick als europäische Schädel gefunden wurden (Majoribanks 83; Adelaide Köler 46). Dünner sind die Schädel im Norden (J. Martin 284). Der Schädelform nach gehören sie zu den Langköpfen (Retzius in Müllers Arch. 1845, 88). Doch ist zugleich der Scheitel sehr erhoben (Sandifort II.; Gratul. schr. 69) und Welcker stellt sie daher zu den Hypsistenocephalen (S. 159); die Schädelhöhle ist klein (Grat. schr. 62). Doch behauptet Strelecki (N. S. Wales), daß der Schädel im Einzelnen durchaus keine bestimmten Abweichungen des Baues gegenüber den europäischen Schädeln zeigte (335). Uebrigens werden die Schädel vielfach auch geformt. In Neusüdwales legt man neugeborene Kinder rücklings auf die Erde und drückt die Stirn derselben einmal zusammen (Bennett 1, 129), welche Sitte allerdings nicht allgemein ist (Dawson 339). Am Kap York drückt man Stirn und Hinterhaupt mit der Hand flach (Macgill. 2, 12, 1, 189). Auch die Nase wird den Kindern bis nahe an der Wurzel eingedrückt (Wilkes 2, 185). Merkwürdig ist, daß nach Owen (Odontography 1, 144; Gratul. schr. 78) die Weisheitszähne der Australier dreiwurzelig sind, während sie bei Europäern nur zwei Wurzeln haben. Die Backzähne der Neuholländer sind sehr groß, der Zahnbogen ist bei ihnen, den Malaien und Negern verlängert wie beim

Affen, so daß die Zähne in zwei Parallelreihen stehen. Der Kiefer bildet dann oft ein längliches Viereck, indem auch die Schneidezähne in einer geraden Linie stehen; was sich außer in Neuholland auch an Neger- und Maduresenschädel findet (eb.). Der Unterkiefer steht vor, bei dennoch zurückgezogenem Kinn (Jukes 2, 237; Grant 115 f.).

Fast im ganzen Continent finden sich die zu schlanken Arme, Beine und oft auch Hüften (Jukes 2, 237), während der Bauch häufig vortritt; doch beschränkt Haßkarl dies auf die Kinder (72). Die Muskulatur ist meist nicht sehr stark; doch ist sie geschmeidig und elastisch und daher kommt eine erstaunliche Biegsamkeit der Glieder, so daß sie zum Ausruhen oft die sonderbarsten und für uns beschwerlichsten Posituren annehmen (Jukes 1, 61). Oft haben sie eine fast affenartige Beweglichkeit (Earl J. R. G. S. XVI, 245) und Tench (173) sah, wie einer, der seinen Speer ausbesserte, seine Fußsohle dazu als Arbeitstisch benutzte! Ueberall ferner ist es ihnen ein ganz leichtes, fliegenden Speeren durch eine fast unmerkliche Wendung auszuweichen (z. B. Browne 454). Doch entwickeln sich die Glieder besser bei reichlicher Nahrung und besser genährte Individuen zeigen die dünnen Beine nicht (Freycinet 2, 708; d'Urville a Zool. par Quoy. et Gaimard 41).

Kopf und Gesichtsbildung zeigen zwar sehr bedeutende Unterschiede (Colon. Intelligencer 1847, 42, nach Dredge), allein es lassen sich doch auch eine Menge gleiche Züge zusammenstellen, so daß die Stammeseinheit, welche wir annahmen, durchaus nicht zu bezweifeln ist. Die Stirn ist meist klein, aber hoch ansteigend (Wilkes 2, 185), die Augen sind, da die Brauenbogen vorspringen, tiefliegend, die Nasenwurzel dadurch eingedrückt, die Nase an der Spitze, mag ihre Form nun sein wie sie will, voll, der Mund groß, die Lippen dick, die Oberlippe öfters vorhängend, das Kinn dagegen unbedeutend. Der Hals ist meist dick und kurz, das Haar aber verschieden, bisweilen schlicht oder nur leicht gekräuselt, meist aber wollig kraus (Wilkes 2, 185; Hodgson 228), und sehr dicht, so daß kahlköpfige sehr selten sind (Haßkarl 74), meist schwarz oder doch sehr dunkelbraun gefärbt, bisweilen aber auch zum Blonden sich neigend. Der Bart, welcher öfters (Wilhelmi 7; Freyc. 1, 481) spitz wächst, und das Körperhaar sind reichlich, letzteres nicht selten überreich entwickelt. Daß die Größe schwankt, ist bei der sehr verschiedenartigen Ernährung nicht

eben auffallend: allein höchst beachtenswerth ist der Unterschied der Hautfarbe, welche von Mattschwarz, der freilich vorherrschenden Farbe, oft bis ins Kupferrothe sich lichtet, ja es gibt einzelne ganz kupferrothe Männer, und Kinder sind immer hell und kupferfarbig. Und diese Stämme wohnen im Innern, so daß an Einmischung polynesisches Blutes nicht zu denken ist. Aber soviel leuchtet aus der Schilderung, die wir gegeben haben, deutlich ein, daß die Neuholländer leiblich in vieler Beziehung den Polynesiern nahe stehen.

Ein Alter von 70—80 Jahren ist häufig (Eyre 2, 377; Grey 2, 246) und Sturt sah öfters sehr alte Männer mit schneeweißem Haar. Zwar ist ihre Muskelkraft nicht allzu groß; im Speerwerfen standen am Schwanenfluß die Eingeborenen einem Engländer nach (Stokes 1, 230) und manche junge Ansiedler am Murray übertrafen sie im Jagen, Fischen, Speerwerfen und anderen Uebungen (Sturt 2, 279). Auch ihre Märsche sind selten anstrengend (Wilh. 17), was indes auch Folge ihrer Faulheit sein kann. Allein die Schärfe ihrer Sinne ist ganz außerordentlich und hierin übertreffen sie die Europäer weit. Auch schwimmen und tauchen sie gut, selbst Weiber und Kinder (Phil. Tageb. 233; Carron bei Macgill. 2, 240, 252; Melvilleinsel Campbell J. R. G. S. 4. 153; Browne 452).

Von Krankheiten herrscht namentlich ein Augenleiden vor, welches im Süden des Kontinentes (Köler 54 f.) durch den vegetationslosen Boden, den argen Staub, durch Insecten und die Hitze hervorgerufen wird. Auch im Norden ist diese Krankheit häufig (Macgill. 1, 119, 149) und die lang herab hängenden Augenlider, deren wir Erwähnung thaten, stehen gewiß damit im Zusammenhang. Hautkrankheiten (Lepra Freycin. 2, 719; krätzenartige sehr verbreitete Krankheit Philipp Tageb. 267), Geschwüre u. dgl. sind ebenfalls häufig, wie auch Kopfweh und Aehnliches erwähnt wird; doch ist ihre Heilkraft eine sehr große (eb.) und im Allgemeinen waren sie sehr gesund. Die Krankheiten, welche sie so arg dahinraffen, sind ihnen von den Europäern gebracht, welche auch die Syphilis über den ganzen Kontinent verbreitet haben.

Die Bewohner Tasmaniens waren meist mittelgroß und nur einzelne Individuen größer (Nixon 25; Labill. 2, 176), schlank, mit starkem Körper aber verhältnißmäßig dünnen Extremitäten und

stets kleinen Füßen, wohlgestaltet, nur daß der Unterleib zu stark vortritt (Cook 3. R. 1, 102; Anderson eb. 121 f. Labill. 2, 72; Peron d. Uebers. 1, 267, 334 f.). Sie waren besser gebaut als die Neuholländer (Breton 397), was Jeffreys und nach ihm von Bibra (12) und d'Urville (a. 5, 93) namentlich von den Frauen rühmten. Ihre Farbe war matt- bis dunkelschwarz (Cook eb. Anders. eb. Labill. 2, 33) oder aber sehr dunkelbraun (Nixon 25 nach Milligan). Ihre Farbe wird dunkler genannt als die der Neuholländer von Peron (eb. 2, 294) und d'Urville (a. 5, 91), gleichgefärbt dagegen von Quoy und Gaimard (d'Urville a. Zool. 45). Ihr Haar, das tief in die Stirn wuchs (Nixon 25), war wollig, kraus, krauser noch als das der Neuholländer nach Cooks Vergleichung (eb.), dem der Neuguineer gleich und schlichtes fand sich bei ihnen gar nicht (Anders. eb. Labill. eb. Nixon 25; Peron 263; Holman 4, 404; Hombron d'Urville d. Zool. 1, 316-9). Ihr Bartwuchs, den nur Hombron (319 f.) gering nennt, war ebenso wie ihr Körperhaar (Labillard. 2, 55) reichlich (Cook 1, 102; Labill. 2, 34; Anderson bei Cook 122). Ihre Züge waren trotz des prognathischen Baues ihrer Gesichter nicht unangenehm (Cook eb. Anderson eb.), derb aber ausdrucksvoll nennt sie Peron bei den Bewohnern des nördlichen Vandiemenslandes, im Süden der Insel geradezu geistig belebt; doch wechselte der Ausdruck sehr rasch (Peron d. Uebers. 1, 334; 267). Auch hier steht Hombron, der ihren Ausdruck stupide nennt (d'Urv. d. Zool. 1, 319) mit seinem ungünstigen Urtheil allein. Ihre Kinnbacken (eb.) waren breit und namentlich die obere stand bei Kindern vor, was sich indes später verwuchs (Labill. 2, 34). Ihre Wangen nennt Hombron (eb.) hohl; doch zeigen davon die Abbildungen z. B. bei Labillardiere nicht eine Spur. Die Nasen waren breit und dick, aber nicht platt nach Cook Anderson und Labillardiere, wogegen freilich Nixon (25) Quoy und Gaimard (Zool. 45; d'Urv. a.) sie platt nennen; allein damit ist wohl nur ihre größere Breite gemeint. Nach Breton war ihr Gesicht überhaupt platt (397) und dies paßt zu den breiten Kinnbacken und dem vollen Kinne, welche ihnen Hombron gibt. Ihre Lippen waren nach Nixon (25) und Holman (4, 404), welcher die Tasmanier den Eingeborenen von Neuguinea ähnlich nennt, dick, nach Hombron (319) wenigstens die Oberlippe ihres großen Mundes; allein Cook sagt aus-

drücklich (3. R. 1, 102), sie seien nicht dick gewesen und Labillardieres Abbildung zeigt keineswegs negerartige Lippen. Jedenfalls ist hier je nach der Auffassung eine verschiedenartige Benennung möglich; wulstig dicke Lippen aber hatten sie nicht. Ihre Zähne waren gut (Cook 102), ihre Ohren groß und abstehend (Hombron 319), ihre Augen bei stark vorspringenden Braubogen, wodurch das Zurückfliehen der Stirn (Hombr. eb.) nur vermehrt wird, sehr tiefliegend (Nixon 25; Breton 297), die Lieder aufgedunsen und daher das Auge ziemlich weit geschlossen (Hombron), das Weiße ins gelbliche getrübt, der Blick heiter und offen, aber nicht durchdringend (Anders. bei Cook 122; Hombron 319 f). Nach Hombron — doch erwähnt dies außer ihm Niemand — steht der innere Augenwinkel, ein wenig tiefer und das Auge dadurch etwas schief.

Sie hatten eine eigenthümliche Art zu stehen, indem sie den Oberleib vorneigten und' hinter demselben her mit dem einen Arm den herabhängenden anderen faßten (Anders. bei Cook 122); sie setzten sich mit sehr auswärts gelegten Beinen, die Weiber jedoch so, daß ihre Scham durch den Fuß bedeckt war (Labill. 2, 43). Greise mit grauen Haaren bemerkte sowohl Labillardiere (Atlas) als auch Peron (d. Uebers. 1, 269). Große Körperkraft hatten sie nicht (eb. 1, 285) und als Springer, Läufer und Fußgängen waren die Europäer tüchtiger (Labill. 2, 37, 40, 44); doch waren sie geschickte Speerschleuderer (eb. 2, 36) und in dem Vernichtungskampf, welchen die Engländer gegen sie führten, haben sie durch äußerst geschickte Benutzung aller ihrer Kräfte, ja ihrer Farbe den Vertilgern viele Schwierigkeiten bereitet. — Im Ganzen schienen sie gesund und Hautkrankheiten wurden nicht bemerkt (Labill. 2, 72); doch mag noch schließlich gesagt werden, daß die Männer (welche gewöhnlich die Spitze der Vorhaut in der linken Hand hatten eb. 2, 68) viel zahlreicher waren als die Weiber (Breton 397). Ganz gleichartig war übrigens die Bevölkerung Tasmaniens nicht: vielmehr zerfiel sie in vier verschiedene Stämme, welche verschiedene Dialekte sprachen. (Latham 362 f.).

Man hat über ihr Verhältniß zu Neuholland viel geredet. Peron (d. Ueb. 2, 263) behauptet ihre völlige Racenverschiedenheit und sagt, sie hätten außer den dünnen Gliedmaßen nichts weder im Aeußern noch in ihren Sitten gemein; nach Quoy und Gaimard zei-

gen sie außer in der Farbe nichts Gemeinschaftliches (d'Urville a. Zool. 45) und Hombron (eb. b. Zool. 1, 318 f.) trennt sie ganz und gar, ja er nimmt auch für sie ein besonderes Schöpfungscentrum an, obwohl er sie an anderen Stellen (307) in Uebereinstimmung mit Chamisso (37) *) aus Ost-Neuholland abzuleiten scheint. Auch Blanchard (d'Urv. b, Anthrop. 217) hält sie für einen selbständigen Typus, der von den Neuholländern getrennt ist. Dagegen sind sie nach Montg. Martin den Neuholländern ähnlich, nur tiefer stehend (293), nach d'Urville (a. 5, 91) ihnen bis auf die Hautfarbe ganz gleich; und Holman (4, 479) hält sie geradezu für verwandt. Unsere Schilderung nun zeigt, daß sie trotz gewiß mancher Verschiedenheit im ganzen nicht allzufern den Neuholländern stehen und da nun auch Latham noch auf mancherlei sprachliche Aehnlichkeiten aufmerksam gemacht hat (370), so nehmen wir allerdings eine Verwandtschaft beider Völker, zugleich aber an, daß sie schon seit sehr langer Zeit getrennt sind (ebenso Quoy und Gaim. Zool. 50).

Gehen wir nun zur **culturhistorischen Schilderung** zunächst der Australier über, so werden wir finden, daß dieselben im höchsten Grade von der Natur ihres Landes abhängen. Das Land ist ausgezeichnet durch seine Dürre und Unfruchtbarkeit. Das Innere, so weit es bekannt Wüste mit Sand- Stein- oder Steppenboden, scheint so gut wie ganz unbewohnbar zu sein, wenigstens ist Regen höchst selten daselbst und die glühenden Winde, welche von daher kommend die Atmosphäre rasch um 20—25° vermehren (Meinicke c. 520) und jedem organischen Leben im hohen Grade feindlich sind, beweisen, daß die Länder ihres Entstehens für Menschen nicht brauchbar sein können. Aber auch die Gebirge des Außenrandes, welche im Osten am höchsten aber nur bis 6500 und 7000' aufsteigen (Palacki 6, 13) sind durch die erstaunliche Dürre des Landes keineswegs ein bequemer Aufenthalt. Nur ein größeres Flußsystem hat Australien, aber auch in diesem trocknen zwar der Murray nicht selber, wohl aber alle seine Nebenflüsse ein. Auch die Seen des Inneren, welche indeß salziges Wasser haben, trocknen im Sommer zu Sümpfen zusammen und selbst der tropische Nordrand leidet unter arger Dürre (vgl. Rattray 370 f.). Sogar Thau und Nebel sind selten (Palacki 25).

*) Bei Cham. ist „Westküste" sicher nur ein Druckfehler.

Dieser Umstand der schon manchen Reisenden den Tod gebracht, erschwert die Benutzung des Landes sehr.

Daher ist denn nun auch die Pflanzenwelt eine sehr eigenthümliche. Die blattlosen Mimosen, die blaugrünen Myrtaceen, die beinahe nadelblättrigen Proteaceen und Epacrideen, Alles zeigt einen trocknen, fast dürren Zustand, schattige Wälder, ja selbst eigentliche Waldbäume fehlen im subtropischen Australien fast ganz, dagegen treten die Gestrüppdickichte und Buschwerke ebenso mächtig wie schrecklich und eintönig auf. Fruchtbringende Pflanzen, eßbare Wurzeln u. dgl. sind selten, obwohl Papilionaceen den größten Theil der Flora ausmachen, und verderben häufig durch die Dürre. Die Gräser, die nicht eben artenreich sind, wachsen büschelig nicht in einem festen Teppich, wie er die Fruchtigkeit hält und anderen Pflanzen Schutz verleiht. Die Kokospalme fehlt so gut wie ganz (Macgill. 1, 95).

Die höchst merkwürdige Eigenartigkeit dieser Flora kann uns hier ebensowenig beschäftigen als die der Fauna, nur folgendes muß erwähnt werden. Die Beutelthiere sind als Hausthiere unbrauchbar, als Jagdthiere sowie die Emus immerhin schwer zu erreichen und auch dann nicht von vielseitigem Nutzen. Allein die meisten Thiere sind klein, viele führen ein nächtliches Leben und können daher nur durch List gefangen werden; die meisten sind unbrauchbar und als einziges halbgezähmtes Hausthier findet sich die Dingo bei ihnen (Hunter 35; Teichelm. u. Schürm. 54; Brehm ill. Thierleben 1, 326), welche aber aufs treueste an ihren Herrn hängen (Tench 171). Die Vögel, so prachtvoll ihre Welt in Australien vertreten ist, bieten für den Menschen ebenfalls wenig Nutzen; dazu kommt daß sie wegen des Wassermangels, der auch Süßwasserfische und dergleichen Thiere selten macht, mehr strichweise leben.

Hieraus wird sich nun zunächst das Wanderleben der Australier zur Genüge erklären. Wollen sie ausreichend Nahrung finden, so müssen sie hin und herziehen, um sie aufzusuchen (Cunningh. 184 N.-S.-Wales); diese Wanderschaaren dürfen nie zu groß sein, damit die Vorräthe des Landes reichen und so ist auch die Zersplitterung der Australier in so viele kleine Stämme nothwendige Folge ihres Landes. Auch liegt es auf der Hand, daß sie sich mehr in den Küstengegenden aufhalten müssen, schon deshalb, weil durch die Seethiere ihre so kärgliche Nahrung um ein bedeutendes vermehrt wird. —

Aber zweitens ist die nothwendige Folge der Natur des Landes, daß die Australier Omnivoren im hervorragenden Sinne sind und alles Verdauliche, was sie auch und wo sie es bekommen, verzehren. Sie dürfen nicht wählerisch sein, wenn sie satt werden wollen. Drittens, je weiter man nach Norden kommt, wo die Natur reichlicher, oft sogar sehr schön ist (Bowen 203), um so höher steht das ganze Leben der Bewohner. Am wenigsten begabt scheinen die von Neusüdwales zu sein (Turnbull 41), denn auch in Australia felix sind die Eingeborenen jenen leiblich und geistig überlegen (Byrne 1, 365) und je weiter man von Port Jackson nach Norden geht, findet man immer bessere Begabung, bessere Werkzeuge u. s. w. Die Anwohner der Moretonbay haben viel bessere Hütten und leben mehr in Gesellschaft als ihre Landsleute im Süden (Flinders 1, CXCVIII), die um Keppelbay haben mehr Interesse und verstehen sich vortrefflich auf den Tauschhandel (eb. 2, 30); schon zu Port Stephens hat man bessere Hütten und Kähne (Sequel to Barrington 86) und von Port Essington (Leichhardt 415; Hodgson 254), von Rokinghambai (King a. 1, 203) sowie vom Cap York sprachen wir schon.

Auch das Klima ist keineswegs überall günstig, wenigstens nicht für die Eingeborenen. Während im Norden (Rattray 37 9 f.) im Winter die Westmonsun, im Sommer der Ostpassat weht, steht die Südküste unter dem Einfluß eines fast beständigen Südwestwindes (Bergh. Weltkarte; Meinicke c, 520 f.). So gesund nun auch das verhältnißmäßig gleichförmige Klima Südaustraliens für den Europäer ist, so bietet das des Nordens schärfere Gegensätze, namentlich oft schroffe Temperaturwechsel (Hunter 111; 40 f.), so daß es keineswegs so sehr gesund ist (Rattray 409; Jardine 85) und jede Feuchtigkeit und Kälte wirkt auf die obdachlosen Eingeborenen. Daher ist es nicht unwahrscheinlich, daß sie auch durch die Kälte bisweilen zum Wandern in wärmere Gebiete veranlaßt werden (Hunter 33). Sie frieren viel (Philipp R. 115; Tench 168; White 100).

Nach Grey (2, 260), welchem Eyre (2, 245) beistimmt, ist es nun freilich ein Irrthum, daß die Eingeborenen oft Hunger leiden, außer etwa in der Mitte der heißen und der nassen Jahreszeit, wie es auch Hunter (45) erlebte. Der Nahrungsmangel sei gar nicht so groß, uns aber seien die Nahrungsmittel zum Theil unbekannt, zum Theil schienen sie uns ungenießbar. Er führt als Nahrungsmittel

für Südwestaustralien 6 Arten Känguruh an, 29 Arten Fische, zwei Seehunde, wilde Hunde, den Emu und anderes wildes Geflügel, Schildkröten, 2 Arten Opossum, Frösche (11 Arten), vier Süßwassermuscheln, alle Meermuscheln (nur Austern essen sie nicht), vier Larven von Holzkäfern, Eier von Vögeln und Lurchen, Mäuse, Ratten, Schlangen, Eidechsen in verschiedenen Arten; 21 verschiedene Wurzeln (zwei Dioscoreen, Orchideen, Farrnkräuter, Boerhavien, Typha u. s. w.), 7 Pilze, vier Arten Harz, Banksienblüthen (die sehr honigreich sind) und verschiedene Früchte, darunter auch die Nüsse der Zamiapalme, welche erst durch längeres Liegen im Wasser ihre giftigen Stoffe verlieren müssen (Grey 2, 296; Cunningh. 108). Auch eine Erdart essen sie untermischt mit einer zerriebenen Wurzel (Grey 2, 263-4). Das scheint nun freilich viel und Grey mag Recht haben (262), daß sie in drei Stunden genügend Nahrung gesammelt haben könnten, daß sie aber meistentheils zu träge seien. Allein jene Nahrungsmittel umfassen aber auch so ziemlich alles Lebende der Gegend, und manches doch genügt nur, weil sie eben alles vorhandene essen müssen, wie z. B. auch Ratten, Mäuse u. dergl., nur um satt zu werden. Dazu kommt, daß nun viele dieser Dinge wenig ausgiebig sind. So sagt Hunter (allerdings von Neusüdwales), daß die wilden Yams nur wallnußgroß seien (77); Gummi (bei dessen Einsammlung freilich ein großes Fest gefeiert wird (eb. 259) und das auch in fremden Gegenden einzusammeln einzelne Familien ein bestimmtes Vorrecht haben (298) ist wohl nie ein sehr nahrhafter Stoff, und Kängurus, Seehunde, Emus u. s. w. erlangt man doch nur seltener. Und mag immerhin in fruchtbaren Gegenden der Mangel selten drückend werden, so stehen doch nicht alle Landstriche gleich und an der Küste vom Nordwestkap bis Cambridgegolf oder im Inneren ist es ganz anders. Die Eingeborenen, welche Eyre und Leichardt unterwegs verließen, um zurückzukehren, kamen nach einigen Tagen halbverhungert an und in der Fremde gerathen sie leicht in die größte Noth, da man die Hülfsquellen des Landes genau kennen muß, um sie aufzufinden. Auch Grey hat dies auf seinen eigenen Reisen schwer genug erfahren. Der Mangel an Wasser ist oft das drückendste, wie z. B. Sturt 1, 369 fand, daher von den Eingeborenen auch das Wasser als Eigenthum beansprucht wird und es stets das Erste und Wichtigste ist, was sie zum Lobe einer Gegend sagen, daß sie viel Wasser hat. Indeß wissen

sie namentlich aus den dünneren Wurzeln des Gummibaumes eine hinreichende Menge Wasser zum Unterhalt zu gewinnen (Eyre 1 350). In der Hauptsache sind die von Grey aufgezählten Dinge die wichtigsten Nahrungsmittel für den ganzen Continent (Westen Salvado 340; Norden Macgill. 1, 148; Nordost Carron eb. 2, 139; 201. Viktoria Wilhelmi 12 f. Köler Monatsb. der geogr. Gesellsch. zu Berl. N. F. 1, 35. N.-S.-Wales Cook 1. R. 3, 239; Cunnigham 182. Burke bei Peterm. 1862, 69; 74; 79; König Georgs-Sund Nind J. R. G. S. 1, 28 f. Vergl. Meinicke a. 2, 183.), doch haben natürlich andere Gegenden manches andere und namentlich der tropische Norden ist reicher. So wächst hier z. B. die Sagopalme (King a 1, 432), man hat Palmkohl, den Dujong (Macgill. 1, 148) und in der Regenzeit bereitet man das bigu als Hauptnahrung, Mangrovensprossen, welche zerstampft gähren müssen und dann bisweilen mit einer Art Bohne vermischt gegessen werden (eb. 2, 26; 213); auch röstet man Nymphäawurzeln und bäckt eine mehlige Frucht (Carron eb. 2, 219; 184). Eine Art Kuchen bereitet man im Norden aus den zermahlenen und geknetenen Körnern einer Graminee (Howitt 2, 267), zu deren Bereitung man besondere Holztröge hat. Die Inseln des Prinzen von Wales haben zwar einige malaiomelanesische Nutzpflanzen, viel aber nicht. Ein gestrandeter oder gefangener Walfisch ist ein Fest für die Eingeborenen, welche dann ganz unmäßig essen, ja selbst, während sie sonst vor auch nur etwas angegangenem Fleisch den ärgsten Ekel zeigen und es nicht anrühren, ganz faules stinkendes Fleisch und Fett (Macgill. 2, 24; Moretonbai eb. 1, 48; Grey 2, 277-8; N.-S.-Wales Turnbull 33; Viktoria Köler Monatsb. n. F. 1, 35). Auch die Käferlarven gelten überall als Delikatesse (Phil. Tageb. 240; Teichelm. u. Schürm. 2, 5, s. v. barti), wie die Weißen selbst gewisse Baumraupen lieben. Am Spencergolf essen die Eingeborenen Larven und Puppen einer Ameisenart, welche sie lebend in trockenes Gras binden und dies dann auskauen; um diese Beute aus der Erde des Ameisenhügels zu gewinnen, gebrauchen sie ein eignes wurfschaufelähnliches Werkzeug (Wilhelmi 10). Burke fand im Sumpfe Torowoto ein Marsiliacee, deren Samen die Eingeborenen massenweis aßen, wie am Eyresee die Samen gewisser Gräser (Goyder bei Peterm. 1863, 301), während man am

Darling hauptsächlich von Fischen lebt. In Neusüdwales werden die Leiber bestimmter Nachtschmetterlinge, welche sich in einigen Gegenden sehr zahlreich an Felsen finden, gebraten und zu einem Kuchen zusammengestoßen. Anfangs zwar verursacht ihr Genuß heftiges Erbrechen, aber dennoch mästen sich die Eingeborenen förmlich damit (Bennett 1, 271). Salz essen sie nicht (Westen Grey 2, 291; Salvado 343). Besondere Reizmittel waren selten. Cook (1. R. 3, 239) bemerkte, daß die Anwohner der Botanybai Blätter einer gewissen Pflanze fortwährend kauten. Auch Gregory fand, daß sie eine Pflanze, die er wilden Taback nennt, beständig kauten (bei Peterm. 1862, 288) und im Westen des Continents wird die Wurzel einer gewissen Pflanze geraucht, die Blätter einer anderen als Schnupftaback benutzt (Salvado 349). Eine seltsame Art zu rauchen schildert von Cap York Jukes (1, 165) und Macgillivray (1, 126): man füllt ein 2—3' langes armsdickes Bambusrohr mit Tabacksrauch und jeder der Gesellschaft thut aus demselben der Reihe nach einen Zug, durch den sie oft bis zur Ohnmacht afficirt werden und dessen starke Wirkungen Macgillivray auch an sich empfand. Doch ist diese Art zu rauchen schädlich: sie macht den Geist stumpf und dumm (Richardf. 51). Jetzt rauchen sie Taback, früher die Blätter einer Eugenie (Jardine 83). Berauschende Getränke hatten sie nicht (Cook eb.). Jetzt rauchen sie und trinken sie gern (Turnbull 39; Shayer 194; Richardf. 50; Rietm. 30), obwohl sie anfangs gegen Branntwein und starke Getränke den heftigsten Widerwillen hatten (Moretonbai Dummore Lang 392; Tench 171; King 315; Köler a. a. O. 1, 35). Doch erwähnt Braim (2, 248) ein berauschendes Getränk, welches sie aus Honig bereiten, wenn damit nicht das Trinkwasser gemeint ist, welches die Eingeborenen durch den Honig der Banksienblüthen versetzen, um es trinkbar zu machen (Shayer 190).

Alle Speisen — mit Ausnahme natürlich vieler Früchte und auch bisweilen der Käferlarven, welche öfters roh gegessen wurden (Teichelm. u. Schürm. 2; Grey 2, 289) — wurden gekocht, freilich bisweilen etwas oberflächlich (White 84), ehe man sie aß (Cook 1. R. 3, 82; 239. Wilhelmi 15. Hunter 31 u. s. w.). Man kochte auf verschiedene Weise: entweder in Erdgruben, welche Cook mit denen der Tahitier vergleicht (eb. 239); sie waren besonders

gut am oberen Glenelg, 8" tief, kreisrund bei 3' Durchmesser und sehr gut gepflastert (Grey 1, 176), finden sich aber in den verschiedensten Gegenden. Sie gehörten dem Stamme gemeinschaftlich und Kennedy und seine Begleiter fanden an der Rockinghambai in der Mitte eines Dorfes von 18—20 Hütten vier große Oefen der Art, 2' tief und 3' im Durchmesser, ausgegraben (Carron bei Macgill. 2, 139). Ausführlich hat Eyre 2, 289 diese Gruben beschrieben. Die Männer kochen (Hodgson 218), wenigstens die besseren Speisen (Eyre 2, 291). Man legt größere Thiere zerstückt, kleinere nach Entfernung der Eingeweide, der Haare u. s. w. ungetheilt in Blätter gewickelt auf heißgemachte Steine und bedeckt dann das Ganze mit Erde (Grey 2, 276; 288; Shayer Monatsschr. der Berl. Gesellsch. für Erdk. n. F. 1, 190), verfährt also ganz auf polynesische Weise; doch kocht man auch, indem man heiße Steine auf die Erde, darüber das zu Kochende legt und das ganze mit Erde zudeckt (Halbins. York Macgill. 2, 25). Oder aber man zündet einfach ein Feuer an — im Feueranzünden aber, das vermittelst geriebener Hölzer geschieht, sind die Eingeborenen sehr geschickt (Cook 1. R. 3, 240. Tench 170) doch tragen sie häufig auch, weil das Anzünden immer beschwerlich ist, ein brennendes Scheit bei sich (King 317; Köler a. 45) — und legt auf die Kohlen desselben die Speise, welche bereitet werden soll (Westen Grey 2, 274; Osten Cook 1. R. 3, 239; Süden Wilhelmi 15). Wasser zu kochen war ihnen übrigens gänzlich unbekannt (Moretonbai d'Urville a. 1, 505), sie verbrannten sich, indem sie, als sie es zuerst sahen, hinein griffen (N.-S.-Wales Hunter 31; Dummore Lang 408; Field 59).

Ackerbau fehlt ganz, außer daß einzelne Spuren davon, in Nachahmung des Ackerbaues der Melanesier, sich auf den Inseln des Prinzen von Wales (Macgill. 2, 25), daß sich (Grey 2, 12) im Westen des Continents größere Yamsfelder finden, und auch Burke einzelne Yamsfelder im Inneren bemerkt hat, auf denen man aber nur die größten Knollen ausstach (Peterm. 1862, 75). Dies geschieht auch, wo man wilden Yams ausgräbt, mit einem eigens dazu bestimmten spitzen Stock (Grey 2, 293), der öfters spatelartig gestaltet ist (Teichelm. u. Schürm. 9 s. v. Karko 11; s. v. Katta). Uebrigens zeigt sich eine gewisse Oekonomie in dem Verbot, samentragende Pflanzen nach dem Verblühen auszugraben (Grey 2, 292),

in der Fürsorge für Nester, für Wasser (Wilh. 17), wie man auch oft mit den Fleischvorräthen haushälterisch verfährt, während allerdings ein eiliges Aufzehren aller vorhandenen Vorräthe, welches leicht desto größeren Hunger zur Folge hat und hierdurch auch für die Gesundheit sehr schädlich ist, häufig genug vorkommt (Wilhelmi 17. Macgill. 1, 23. Monatsber. der geogr. Gesellsch. zu Berlin N. F. 4, 227). Macgillivray fand einzelne gezähmte Opossums in kleinen Käfigen am Cap York (1, 129). — Um ihre Nahrung zu erlangen, sind sie außerordentlich geschickt. So erklettern sie hohe Bäume mit Leichtigkeit, öfters indem sie beim Hinansteigen Kerben in den Stamm hauen, in welche sie treten (Cook 1. R. 3, 88, 159; 239 Philipp Tageb. 240; Hüber 434); doch bedienen sie sich zuweilen auch, so namentlich die Weiber, eines Seiles, das sie um den Fuß- schlingen und das ihnen als Stützpunkt dient (Henderson 132). Bienennester finden sie dadurch auf, daß sie eine Biene fangen und ihr eine weiße Feder ankleben: diese fliegt nun langsam und zeigt ihnen den Weg (Hüber 432, Monatsb. der geogr. Ges. zu Berlin n. F. 4, 226-7). Für kleinere Thiere und namentlich für Vögel haben sie besondere Fallen (Hunter 81); die Fische werden oft mit Speeren oder Gabeln, welche 2—4 Zinken haben und durch Ansätze verlängert werden können, gefangen: Dabei legt sich der Jäger ganz still aufs Wasser und wartet bis ein Fisch ihm stoßrecht kommt (Hunter 30); oder man fängt sie mit Angeln (eb.) oder Netzen (5' lang), welche aus bestimmten Faserpflanzen oder aus Baumbast geflochten sind (Philipp Reise 114; Carron bei Macg. 2, 200; Jardine 77), oft mit eingeflochtenen Haaren oder Thiersehnen (Shayer 190). Auch legen sie in Flüssen und am Meere Fischreusen an (Freycin. 2, 706), die am König Georgs Sund aus Steindämmen bestehen (Vankouver 1, 33; Peron d. Ueb. 2, 245). Für den Schildkrötenfang hatte man am Cap York eigene Warten (Macgill. 2, 22); auch hatte man eine eigenthümliche Angel, um sie zu fangen (Cook 1. R. 3, 237); und ebendaselbst fängt man eine Art durch einen Saugfisch, den man an ein Seil gebunden sich an jene festsaugen läßt (Macgill. 2, 21; Jardine 79 f.). Wenn sie nun auch, um größere Thiere zu jagen, das plumpe Verfahren anwenden, daß sie das Gras anzünden (Phil. Tag. 191; Hunter 28. Peron d. Ueb. 1. 432), so sind sie doch häufig auch bei der Jagd auf Kängurus und Opossums

höchst schlau und listig (Cunnigh. 18, 2; Südwesten Browne 448). Sie werden auf das geschickteste etwa bei Märschen von einzelnen beschlichen, wobei sich die Weiber sofort regungslos zur Erde werfen, oder durch ganze Jagdgesellschaften, welche eingeladen werden, umschlossen und getrieben, auch stellt man Netze — bis 40' lang und 5' hoch im Buschland nach Norden zu (Angas 1, 83; 99) — gräbt ihnen Gruben, erlauert sie auf dem Anstand bei ihren Trinkplätzen und fängt sie durch tagelange unaufhörliche Verfolgung der Spuren, welche letztere Art der Jagd im höchsten Ruhm steht (Grey 2, 268-74; Spencergolf Wilhelmi 14). Emus, die man als köstlichen Leckerbissen schätzt, fangen sie, indem einer sich einem Trupp dieser Vögel langsam und vorsichtig nähert, ein Stück Emuhaut mit der Rechten über dem hohen Gras, in welchem er heranschleicht empor hält, alle Bewegungen des Vogels und seine Stimme täuschend nachahmt, bis er unbemerkt in die Mitte des Wildes gekommen ist und nun zuschlägt (Hüber 434); Kakadus werden mit dem Bumerang oft ganz wunderbar geschickt geworfen (Grey 2, 281-7). Die Eingeborenen am König Georgs Sund zähmen Hunde zur Jagd, züchten und dressiren sie aber weiter nicht (Nind 29).

Die Wohnungen sind ziemlich verschieden, besser im Norden als im Süden, am besten in den westlichen Theilen des Continents. So fand Grey (1, 176) am Glenelg eine Lagerstätte, wo jeder Eingeborene sein eigenes Bett (aus weicher Rinde bereitet) hatte, während im übrigen Australien mehrere zusammenschlafen. Die Hütten daselbst haben ein eigentliches Dach, welches schräg abläuft. Vorn 3' Fuß hoch sind sie für 2—3 Personen, welche wie Igel zusammengerollt darin liegen (1, 210; Browne 448). Auch andere Bauten fanden sich hier: eine Brücke z. B. aus einem Baumstamm, welcher durch gabelförmige Aeste unterstützt war (1, 192). Am Eingang der Hannoverbai und am Golf von Carpentaria (Leichh. 267; 270) hat man bienenkorbartige Hütten von 4' Höhe und 9' Umfang. Ihre einzige Oeffnung ist der Eingang, welcher aber so niedrig ist, daß man nur hineinkriechen kann (1, 72. Aehnl. Stokes 1, 172 vom Fitzroyfluß. Wickham J. R. S. S. 12, 82 Depuchinsel). Aehnlich sind die Hütten nach Peron (3, 292 f.) im Eintrachtsland, wo man indeß auch in Erdhöhlen wohnt, welche zum Theil künstlich gemacht waren. Der Eingang war halbkreisförmig, im oberen Theil des

Gewölbes waren Blenden ausgehöhlt, um Dinge hinzusetzen, und der Boden war mit Seegras bestreut. Sie standen einzeln oder in kleinen Dörfern zu 15 und mehr beisammen und zwar stets an Oertlichkeiten, welche irgendwie von Natur geschützt waren, auf einer Düne, einem Hügel oder im Gebüsch. Vor, bisweilen auch in ihnen war ein Heerd und Duperrey fand einige durch eine Scheidewand in zwei ungleiche Theile geschieden. Schutz gewähren sie nach Freycinet nicht (Freycinet 1, 483 f.). Am Gaskognefluß sind die Hütten von großen Holzstücken aufgeführt (Grey 1, 362). Südlich von der Gantheaumebai ist das Land am reichsten bebaut und bewohnt (2, 12); es finden sich dort größere Dörfer, welche sogar theilweise befestigt sind und die einzelnen Häuser, die ganz gut gebaut sind, sind mit Thonerde bestrichen (2, 19). Sie sind 6' Fuß hoch und können bis 10 Personen fassen (Helpmann in J. R. G. S. 18, 38). Breite betretene Wege führen durchs Land und man hat 10—12' tiefe Brunnen (Grey 2, 12). Brunnen fand Stokes (2, 265) auch am Golf von Carpentaria. Besonders geräumige Hütten findet man südlich von Port Essington (Leichhardt 317), große lange Gebäude von starken Holzstücken aufgeführt, mit wasserdichtem Dach und 5—10 Familien umfassend, deren jede einen besonderen Feuerplatz hat (Eyre 1, 304). Zweistöckige Häuser sind nicht selten auf der Halbinsel York am Mitchellfluß und sonst am Golf von Carpentaria (eb. 237). Letztere sind fortwährend bewohnt; die leichteren, kegelförmigen Hütten von 5½' Durchmesser und 6½' Höhe, welche Carron zu 7 in einem Dorfe vereinigt fand und die aus durchflochtenen, oben zusammengebogenen Stäben bestehen, wohl nur im Winter (bei Macgillivr. 2, 199 eb. 2, 20). Dörfer giebt es auch an der Rockinghambai, wo Carron eines von 18—20 Häusern fand, die bei 7' Länge freilich nur 4' Höhe hatten, aber nett gemacht waren, aus Reisig, welches in die Erde gesteckt und mit Rinde bedeckt war (Bowen 203). Der Fußboden im Inneren war mit trockenem Grase belegt. Von den vier Oefen in der Mitte des Dorfes war schon die Rede: zu bemerken aber ist noch, daß am Ende des Dorfes sich eine besonders große Hütte befand, die 18' lang, 14' hoch und 7' breit war. In ihrem Inneren fanden sich Waffen, ein seltsam rothbemalter Schild, den verschiedene Kreuz- und Ringfiguren schmückten, Schwerter, ferner Fischleinen u. s. w. (bei Macgill. 2, 138): es war also wohl ein

Gemeindehaus. Auch die Anwohner der Moretonbai haben gute Hütten, obwohl sie einfach aus Flechtwerk gefertigt waren; doch macht sie eine Rindenbedeckung wasserdicht. Ihre Gestalt ist rund, kuppelförmig (Macgill. 1, 49) und sie fassen 10—12 Personen; doch waren sie nur gegen 4' hoch (Dumm. Lang 467). Dörfer hat man auch am Port Stephens, sowie im Süden am Westernport (Viktorialand) und sonst; am Port Stephens sind die Hütten bequem und sehr geräumig, mit Rinde bedeckt und werden täglich gereinigt (Cunningh. d. Ueb. 165). Auch im Inneren sind die Wohnungen nicht schlecht. Mitchell (three exped. 1, 77; 121) sah daselbst halb- und ganzrunde, welche sogar geschmackvoll waren (ebenso Stanbridge Transact. ethn. Soc. of London N. Ser. 1, 290); die besten im Süden nördlich vom Glenelgfluß (der in die Discoverybai mündet): sie waren aus geraden Balken zunächst mit Rinde und Gras und dann mit Thon überkleidet (2, 193), und ähnliche fand auch Sturt (2, 139) im Inneren des Landes, welche viel Arbeit kosteten (1, 388) Burke am Cooper (Peterm. 1862, 75). Am Murray waren die Winterhütten bienenkorbförmig aus Zweigen festgeflochten und dann mit Rasen und Erde überdeckt (Angas 1, 64). Am Darling sind die Hütten halbkreisförmig, mit Stroh gedeckt und dauernd bewohnt von ganzen Familien bis zu 15 Personen (Mitchell three exped. 1, 237; 260). Ja man hat im Inneren Hütten gefunden, welche 30 Menschen fassen konnten (ev. Miss. Mag. 1860, 178; Zeitschr. f. allg. Erdk. u. F. 3, 273). Alle die Stämme, welche solche Hütten besitzen, sind keine reinen Nomaden; obwohl Mitchell auch Nomaden am Darling gefunden zu haben angibt (2, 291). Wirklich schlecht aber wohnen die Küstenstämme des Südens, welche an der Ostküste des Spencergolfes im Sommer nur ein paar Zweige in die Erde stecken als Schutz vor dem Wind, im Winter nischenförmige Hütten flechten, die bisweilen mit Rinde bedeckt sind und vor denen stets ein Feuer brennt (Wilhelmi 18), ebenso an der Ostküste des Vincentgolfes, wo man indeß jetzt Häuser, deren Dächer auf Pfählen ruhen, zu bauen anfängt (Köler a. 45; Behr 89). Dieselben Wetterschirmwände hat man an der Roebucksbai, wo man häufig aber auch ein Loch in die Erde gräbt, das zwei Menschen faßt und welches man mit dem schräg darüber gelegten Schirm deckt (Marti 285). Am allerschlechtesten wohnen die Eingeborenen von Neusü

wales, welche meist gar keine Hütte oder bei nasser und kalter Witterung nur eine höchst ungenügende Wand von Flechtwerk haben (Turnbull 32; Shayer 193), wenn sie sich nicht in eine Höhle zurückziehen, vor welcher dann stets ein großes Feuer brennt; was bei weitem das häufigste und bei der großen Anzahl von Höhlen im Lande auch das bequemste ist (Angas 2, 212; Turnbull 36; Tench 169; Hunter 27; Cook 1. R. 3, 237; Howitt 188). Auch legte man wohl zwei große Rindenstücke über schräg zusammengeneigte Sparren kartenhausähnlich zusammen, allein eine solche Hütte faßte höchstens zwei Menschen (Phil. Reise 87). An der Botanybai fand Cook (1. R. 3, 84) ein Dorf von sechs bis acht Häusern. Nach alle dem Gesagten stehen die Häuser der Eingeborenen keineswegs so tief, als man verleitet durch die Berichte von Neusüdwales gewöhnlich annimmt. War es doch auch hier nach den einzelnen Gegenden besser oder schlechter (Montg. Martin 125). Wir sehen wieder, daß die Stämme, welche äußerlich in der ungünstigsten Lage sind, sich auch am wenigsten entwickelt haben.

Im Kahnbau zeigt sich eine ähnliche Verschiedenheit. Es gab gar keine Kähne im ganzen Südwesten (Flinders 1, 66; Browne 452; d'Urville a. 1, 117) und auch von Port Linkoln erwähnt Wilhelmi nichts davon; ebenso wenig z. B. in der Gegend der Depuchinsel (Wickham J. R. G. S. 12, 80). Daher ist die Känguruinsel (obwohl die Bewohner von Viktorialand Kähne von Baumrinde haben Stanbridge Transact. Ethnol. Soc. of Lond. 1, 293, welche 6—10 Personen führen können, Haydon 43), trotz ihrer Größe und der sie bewohnenden Thiere, Kängurus wie Emus, daher sind alle Inseln der Baßstraße und die welche der Küste von Edels- Eintrachts- Nuyts- und de Wittsland gegenüber liegen, nicht nur unbewohnt, sondern ganz unbesucht (Peron 3, 207), wenn sie nicht wie Depuchinsel, durch zeitweilig gangbare Dämme mit dem Festlande verbunden sind. Doch hat man Kähne gefunden an der Haifischbucht (J. R. G. S. XXVI. 274). Nördlich vom Nordwestkap dient ein gehöhlter Baumstamm als Kahn (King a. 1, 43). An der Nordwestküste gibt es keine Kähne, sondern nur Flöße, für welche die Speere als Ruder dienen (Stokes 1, 89; King a. 2, 69); am Glenelg befestigt man drei- bis vier Mangroveäste durch Holzpflöcke mit einander und läßt den mittleren Pflock 6—7" nach beiden Seiten vorstehen, welcher dem

Schiffenden zum Halt dient (Martin 265); westlich von der Clarencestraße (Südsp. v. Melville) scheint es keine Kähne mehr zu geben (Stokes 1, 423). Ganz elend waren die in der Gegend von Botanybai: sie bestanden aus einem Stück Rinde, welches an beiden Enden zusammengebunden in der Mitte durch eingeklemmte Holzstücke auseinander gehalten wurde, und natürlich stets leck war; doch waren sie 12—14′ lang (Cook 1. R. 3, 84). In der Mitte des Kahnes brannte auf Seegras meist ein Feuer, um gefangene Fische gleich zu braten (Cook 1. R. 3, 245; Turnbull 36; Tench 170; Gooldsinsel Macgill. 1, 81). Als Ruder brauchten sie 18″ lange flache Holzstücke, deren jeder Mitfahrende in jeder Hand eins hat, in seichteren Stellen brauchten sie Stangen (Cook 1. R. 3, 243). Doch fuhren sie kühn und geschickt damit, selbst mehrere Meilen in die See (Tench eb.) und sie waren so zahlreich, daß Philipp (Reise 95) an einem Ort 20, an einen anderen gar 50 aufs Land gezogen sah. Auch kleine Fischerkähne hatten die Eingeborenen (Cook 1. R. 3, 82). Gegen Norden werden die Kähne besser. Eyre (2, 314) fand öfters Fahrzeuge, welche 20′ lang 7—8 Personen bequem tragen konnten, und gleichwohl aus einem Stück bestanden und auch Angas (2, 230) erwähnt Kähne im Norden von Neusüdwales, welche aus einem künstlich ausgebrannten Baumstamm verfertigt waren. Wenn nun nach Parkinson 147 an der Ostküste von Neuholland Kähne aus Baumstämmen mit Auslegern sich finden sollen, so wird dies allerdings für die Halbinsel York bestätigt, wo schon Cook an der Endeavourbai (1. R. 3, 246; King a. 1, 209) 14′ lange sehr schmale Kähne sah, welche aus einem ausgebrannten Baumstamm bestanden, einen Ausleger hatten, hinten etwas emporstanden, und mit langen flachen Rudern gelenkt wurden. Als Ruder dienten häufig auch Rindenstücke (Carron bei Macg. 2, 140, Rockingh.bai). Doch waren sie hier am Cap York sowohl (Jardine 82) wie um das Cap Melville 20, ja 50′ (Jard. eb.) lang und mit doppeltem Ausleger versehen (Jukes 1, 105), ebenso fand sie Macgillivray etwas weiter nördlich (1, 119) und Bligh sah gegen Newcastlebucht hin einen Kahn von 33′ Länge (King a. 1, 237 f.): entweder aber waren diese Kähne armselige Nachahmungen melanesischer Modelle der Torresstraße (Macg. 1, 119; 2, 15), oder sie waren gar nicht von den Neuholländern verfertigt, sondern von Malaien gegen Schildpatt, Trepang

u. dergl. eingeführt, was an der ganzen Nordküste bis Port Essington stattfindet (Macgill. 1, 147). Der einheimische Kahn war auch hier der Rindenkahn, doch war dieser von beachtenswerther Arbeit, 20' lang aus einem Stück Baumrinde, mit Theer calfatert, mit Rohr zusammengenäht (Campbell J. R. G. S. 4, 156). Kähne von ungewöhnlicher Trefflichkeit hatten ferner die Pellewinsulaner (Flinders 2, 172).

Außer den genannten Jagd- und Fischgeräthen hatten die Neuholländer von Hausrath längliche Rindengefäße, welche an beiden Seiten mit biegsamen Ruthen, die zugleich den Henkel abgaben, zusammengebunden waren. Auch einen Sack aus Fellen oder ein Handnetz hat fast ein Jeder, den sie auf dem Rücken tragen und in welchem sich die nöthigsten Dinge befinden; Farbe zum Anmalen, Gummi zum Essen und zum Kleben, Speerspitzen, Angelhaken, Angelschnüre, Muscheln, aus denen man die Haken verfertigt u. s. w. (Cook 1. R. 3, 238 f.; White 61 u. s. w.). Ihre Messer sind scharfe Knochen, ihre Nadeln pfriemenförmige spitze Knochensplitter, oben mit einem Loch, Sehnen von Thieren oder Pflanzenfasern dienen als Zwirn (Grey 2, 266; Eyre 2, 259; Shayer 190). Ihre Geräthe sonst sind Trink- und Wassergeschirre, wozu man im Norden den Blattstiel einer Palme (Macg. 1, 146), im Westen die aufgeblasenen Blätter des Tang nimmt, während man sie sonst vielfach aus Rinde verfertigt (Carron bei Macg. 2, 202); auch Calebassen und große Muscheln dienen dazu (eb. 140), steinerne Aexte und Beile, hölzerne Hämmer und Spatel, um Muscheln von den Felsen zu lösen, scharfe Quarz- oder Granitsplitter, Körbe an der Moretonbai und am Clarencefluß schöne Binsenkörbe, Wasserschläuche, Beutel, Spindeln u. s. w. (Eyre 2, 259 f.; 310 f.; Angas 2, 215; Tench 168; Peron d. Ueb. 1, 277; 2, 252; Macgill. 2, 20 f.; Grey 2, 264 f.). Die Spindeln sind im Spencergolf 2' lange Holzstäbe von der Dicke eines Federkiels, mit einen Kreuzstab am Ende, auf welchen das fertige Garn gewickelt wird. Sie rollen diese Spindel mit der flachen Hand auf dem Schenkel (Wilh. 7). An der Roebuckbai ist ein schaufelförmiges Instrument von verschiedener Größe und aufs reichste geschnitzt (Martin 286) ein und alles für die verschiedensten Geschäfte. Die Fischhaken verfertigen sie außer von Muschelschalen auch von Knochen (Tench 168), bisweilen auch aus den Krallen eines Raubvogels (Hunter 31). — Auch grobes Flechtwerk, welches

die Weiber verfertigen, haben sie, welches als Segel oder Kleidung dient, letzteres jedoch nur bei schlechtem Wetter. Man schläft auch darauf (Macgill. 2, 20); doch dienten weiche Rindenstücke auch vielfach als Lager (Cook 1. R. 3, 113), sowie man aus solchen auch für die neugeborenen Kinder eine Art Tragkorb hat, welchen die Weiber auf dem Rücken tragen (Freycin. 2, 730; Phil. Tageb. 266; Angas 1, 85).

Die Kleidung ist eine sehr geringe und fehlt zum Theil ganz. Dies ist der Fall an der Nordwestküste, wo sich die Eingeborenen den Leib, der mit verschiedenen Narben tattuirt ist, mit rothem Thon bestreichen, gegen die Moskitos nach Greys Annahme. Die Haare trägt Jeder wie er will (Grey 2, 252; 1, 257); doch trugen einige der helleren Menschen daselbst einen Grasgürtel (eb. 1, 253 f.). Bis zum Arrowsmithfluß, doch nicht weiter nach Norden, südlich aber überall trägt man noch einen Mantel von Hunde- oder Kängurufell (Peron d. Ueb. 1, 98; 74; Grey 2, 57; 265). sowie einen zollbreiten Gürtel von Opossumfell, in welchen sie ihre Waffen, Aexte, Bumerang u. s. w. stecken (eb. 264 f.; Browne 449). Doch gehen viele auch ohne dies, ganz nackt oder nur mit einem Strick um den Leib, andere verhüllen nur den Penis (Peron d. Ueb. 1, 98; Freyc. 1, 481), und die Weiber gehen ganz nackt; sie tragen an einer Binsenschnur, die über die Stirn läuft, einen Sack von Kängurufell auf dem Rücken (eb. 1, 86). Als Zierde tragen die Männer — denn den Weibern kommt fast gar kein Schmuck zu — einen Büschel fremder Haare im Haar, oder eine Haarschnur um den Kopf (Freyc. 1, 480 f.). An der Südwestspitze am König Georgs Sund und der Australbucht ging man ebenfalls nackt, mit Ausnahme eines Gürtels aus Stricken, welche von Känguruhaaren geflochten sind, die aber keineswegs die Scham zu bedecken dient, sondern in der Gegend des Nabels den Bauch umspannt. Roth bemalt waren hier alle älteren Männer, während sich Aeltere und Jüngere die langen, rund geschnittenen, von Natur gelockten Haare, die in einen Bausch gebunden werden, mit rother Erde pudern. Bisweilen umwinden sie es mit einem Strick und färben das Ganze roth, was dann noch mit Emu- und Kakadufedern, einem Hundeschwanz u. dergl. verziert wird (Browne 449 f.). Auch waren nur die Aelteren tattuirt. Der Nasenknorpel war durchbohrt, die Zähne sahen wie abgefeilt aus

(Peron eb. 2, 251). Im östlichen Südaustralien trägt man Kängury- oder Opossumfelle (welche sorgfältig zubereitet und zusammengenäht werden Wilh. 6; Teich. u. Schürm. 7 s. v. Kandappi), nur bei Regenwetter und nur die Mütter immer: denn diese tragen in dem Fell ihr Kind auf dem Rücken; größere Kinder gehen meist ganz nackt, und so auch meist die Erwachsenen (Köler a. 35 f.; Wilh. 6; Stanbridge Trans. Ethn. Soc. N. S. 1, 290; Austr. felix 135). Roth (mit dem Saft einiger Pflanzen Köler a. 35 f.) und weiß bemalt man sich auch hier, in Streifen, zur täglichen Zierde und auch hier tragen die Männer einen Strick um den Leib, der meist aus ihren eigenen Haaren verfertigt und mit Emufedern (wo möglich) verziert ist. Sie schnüren ihn meist so dicht, daß der Bauch dadurch hervorgetrieben wird, namentlich wenn sie Hunger leiden, gegen welches Gefühl sie sich öfters auch die Magengegend mit Erde beschmieren (Wilhelmi 8 f.; 17). Mit Fett reibt man sich täglich ein, wenigstens, wenn man nur wenig hat, das Gesicht, womöglich aber so, daß man am ganzen Leibe von Fett trieft, was bei heißer Witterung und gegen Moskitostiche wohl ganz zweckmäßig ist (Wilhelmi 8). Der Nasenknorpel ist nur selten durchbohrt. Im Haar tragen sie Kakadufedern oder diademartig zusammengeleimte Känguruzähne, oder sie binden einen Federquast oder einen Hundeschwanz hinein (Köler a. 35 f.), welcher letztere bisweilen um den ganzen Kopf gebunden wird (Wilh. 7). Auch schlingen die Männer ein Seil aus Menschen- oder Opossumshaaren in mehrfachen Windungen um den Kopf. In diese Schnur stecken sie bei festlichen Gelegenheiten eine seltsame Zierde hinein, hinter jedes Ohr zwei Stäbe, die durch dünne Späne, mit denen sie überdeckt sind, ganz wie Federn aussehen, welchen Schmuck Schürmann auch im Nordwesten des Continentes vorfand (Wilh. 7). Was Schürmann (56) von einem Federbusch, welchen die südaustralischen Jünglinge an der Stirn tragen, erzählt, scheint etwas Aehnliches aber nicht dasselbe zu sein. Selbst an die Spitze ihres Bartes binden sie oft den Schwanz eines wilden Hundes (Wilh. 7. Abbild. a. 116). Kindern (doch auch Erwachsenen Teich. u. Schürm. s. v. mambarta) werden die Haare in Büschel zusammengeklebt, mit Ocker roth gefärbt und jedes Zöpfchen oben mit einem Zahn geschmückt (Köler a. 35 f.). In der Gegend vom Westernport (Südostspitze) bemalen sich die Eingeborenen Leib und Gesicht nicht nur mit rothen und weißen Streifen,

sondern auch mit Kreuzen, Kreisen u. s. w. der gleichen Farbe, sonst aber schwärzen sie sich über und über mit Kohlenstaub. Um den Hals tragen sie ein aus Stroh geflochtenes Halsband, im durchbohrten Nasenknorpel ein 6—7" langes Holz (Peron d. Ueb. 1, 432).

Auch in der Gegend von Sydney gingen die Eingeborenen ganz nackt und so sah man die Männer wenigstens noch 1816 in den Straßen von Paramatta und Sydney umherlaufen, trotz mancher Verbote, trotz vieler Versuche sie zu bekleiden, welche stets fehl schlugen (Cook 1. R. 3, 83; Turnbull 31; Cunningh. d. Ueb. 167; Tench 168; Hunter 22 u. s. w.). Doch trugen die Weiber nach Cunningham hier bisweilen einen Rock von Opossumfellen (eb. 166-7), nach White jedoch nur die Unverheiratheten, während die Verheiratheten nackt; gingen den Leib, den sich einige mit einem Seil aus Menschenhaaren einschnüren (Cook 1. R. 3, 234) hatten sie vielfach weiß und roth mit Strichen, Kreuzen, Kreisen u. s. w. bemalt, einige sich sogar das Gesicht weiß gepudert (Cook 1. R. 3, 81 f.; 170 f.; 235). Die Nasenwand war durchbohrt und in der Oeffnung trugen sie ihren 5—6" langen Stab von Holz oder Knochen, der ihnen quer übers Gesicht reichte und die Nase dermaßen verstopfte, daß sie zum Athemholen den Mund stets offen halten mußten, wodurch ihre Sprache ganz undeutlich wurde (Cook eb. 234; 171; Turnb. 33; Hunter 26; Tench 168 u. s. w.). Auch die Ohren waren durchbohrt, doch ohne Zierrathen (Cook 235). Muschelhalsbänder, die sie nicht verkaufen wollten, Armbänder aus allerhand Schnüren und Rindenstücke als Stirnzierde erwähnt Cook (eb. 171; 235), ähnliche Zierrathe aus Opossumfell, Känguruzähnen (Halsbänder von diesen tragen meist die Frauen), Schilfsprossen u. dergl. Freycinet (2, 728) und White (88). Ihre Haare verzieren sie nach Turnbull, der sie wegen ihrer Bemalung mit Röthel und ihrer künstlichen Hautnarben das ekelhafteste Volk der Erde nennt, mit Zähnen und mit Moos (33; White 88), welche wie auch Krebsscheeren und Aehnliches eingeklebt wurden (Phil. Reise 114); den Bart sengten sie sich ab (eb.) Uebrigens ist die Reinlichkeit des Haares nicht groß, es wimmelt von Läusen (Browne 447), welche man ißt (Hale 108).

Die Sitte, sich bunt zu bemalen, roth, weiß, gelb, herrscht auch überall im Inneren (Burke Peterm. 1862, 73; Peterm. 1863, 301).

Auf dem Haupt trägt man hier in einigen Gegenden ein Netz von rothem Flechtwerk, um die langen Haare zu bergen; auch hat man hier ein Mattenzeug um die Hüften, sowie auf dem Kopf eine helmförmige Mütze, von demselben Zeug, in welches aber nach außen stehende Federn eingeflochten waren (Stuart bei Peterm. 1861, 185).

Nackt gehen bis auf die jungen Mädchen, welche einen schmalen Schurz tragen, die Moretoninsulaner (Macgill. 1, 49); nackt auch die Eingeborenen von Port Essington (eb. 146), sowie auch die Männer am Cap York, wo indeß die Weiber vorn einen Büschel Gras oder Pandanuslaub und drüber einen kurzen Rock von Pandanus, der an einem Gürtelband befestigt ist, namentlich beim Tanz und als Unverheirathete tragen (eb. 2, 20). Ebenso im Inneren der Halbinsel, wo die Weiber auch Sonnenschirme aus Palmlaub hatten (Carron bei Macg. 2, 212). Um den Hals haben sie Zierrathen von Perlmutter (Cook 1. R. 3, 216; Martin 286), oder von Kauris (Flinders); das Haar tragen sie meist kurz, indem sie es (sowie den Bart) absengen (Cook eb. 233; Macgill. 1, 13) oder in einzelnen langen mit Ocker gefärbten Locken (eb.). Armbänder von Pflanzenfasern, Halsbänder von Rohrstückchen, die auf ein Seil geschnürt sind, trägt man zu Port Essington, die Männer bisweilen einen feingeflochtenen Gürtel von Menschenhaaren, von welchem dann öfter vorn ein Busch Haare vom fliegenden Hund oder einem Eichhörnchen vor dem Penis herabhängt (Macg. 1, 146).

Das Bemalen des Körpers mit den vier Farben schwarz, roth, gelb, weiß (Macgill. 1, 146; Carron eb. 2, 190; 222; Eyresee Peterm. 1863, 301), finden wir durch den ganzen Continent, aber doch nicht ganz in gleicher Art. Wir wollen hier nicht von den verschiedenen Mustern reden, welche bald gerade Striche, bald Kreuze oder Kreise bilden; die Farben selbst aber haben verschiedene Bedeutung. Roth scheint bei ihnen die heiligste Farbe zu sein; man bemalt an verschiedenen Orten die Todten so. Damit hängt es gewiß zusammen, daß um Port Jackson es für das Zeichen des höchsten Zornes galt, wenn man sich roth bemalte (Philipp Tageb. 257); daß Roth, allerdings mit Weiß, als Kriegsfarbe ebendaselbst aber auch sonst (Freyc. 2, 729) galt (Hunter 24); daß sich am Georgssund nur ältere Leute roth bemalen durften, nicht jüngere. Daher ist die

Ansicht Quoys und Gaimards bei d'Urville (a. 1, 195), dies Rothmalen geschähe nur der Moskitos halber, gewiß falsch. Auch als Farbe, mit der man sich bei festlichen Tänzen schmückte, ward Roth im Norden (Macgill. 1, 149) angewendet, und auch dies kann uns nicht wundern, da Tänze vielfach heilig sind. Weiß gilt als Kriegsfarbe im Westen (Grey 1, 257) und im Norden (Macgill. 1, 149), im Süden aber als Trauer (Wilhelmi 8), wie auch schwarz hier, im Westen und Norden als Trauerfarbe gilt. Doch gebraucht man Weiß auch, wenn man sich zum Tanze malt (Wilh. eb.), wobei man öfters, um die Farbe anzufrischen, dem zu Bemalenden ins Gesicht spuckt (Hunter 11, 8). Dies Weiß benutzen die Eingeborenen auch so, daß sie, indem sie auf die Haut weiße Streifen malen, völlig das Ansehen eines wandelnden Gerippes bekommen (Abbild. bei Leigh. Titelkupfer).

Auch die Hautnarben, die wir schon erwähnten, haben ihre besondere Bedeutung. Sie finden sich außer an einzelnen Orten der Südküste (Eyre 1, 318; Browne 449) im ganzen Continent (Westen Grey 2, 252; Osten Cook 1. R. 3, 235, Turnbull 33 u. s. w.; Norden Macgill. 2, 13). Im Westen (Haifischbai) trug man, jedoch nur die Erwachsenen (Peron d. Ueb. 2, 251), die Narben oder die Tattuirung, wenn gleich dieser Ausdruck nicht ganz genau ist, auf der Brust (Freyc. 1, 481); am Port Vincent waren sie wulstig hervorragend und standen auf dem Bauch in mehreren Reihen (Köler 51); reichlicher trug man sie im Osten (Tench 168; Turnb. 33), doch wurden auch hier Brust und Schultern bevorzugt (Hunter 24), obwohl sie sich an Kopf und Fuß vorfanden (Philipp Reise 69 f.). Diese Hautnarben werden unter bestimmter Festlichkeit zur Zeit der ersten Mannbarkeit mit scharfen Muschelstücken eingeschnitten und da man die Haut zwischen den Einschnitten zu heben sucht, so ist diese Art der Tattuirung, zu der sich diejenigen, welche sie empfangen, aufs festlichste putzen, oft bis zur Unerträglichkeit schmerzhaft und höchst blutig (Philipp Tageb. 224; Eyre 2, 342). Daher sehen die Narben wie hohl und luftig aus (Phil. Reis. 69 f.). Im Norden und Nordwesten (Grey 2, 252) waren diese Narben sehr zahlreich: man trug sie an Schultern, Brust, Bauch, Hinterem und Schenkel (Macgill. 1, 146). Man reibt hier, um die Narben dauernd zu machen, den Saft einer besonderen Pflanze

die Wunde ein. Die Muster sind verschieden bei Männern, welche indeß häufig eine besonders dicke Narbe auf der Schulter haben, in Nachahmung der Torresinsulaner (Macg. 1, 126), die Weiber haben meist nur hufeisenförmige Striche über den Hüften (eb. 2, 13). Höchst merkwürdig ist, daß bei der sehr hohen Feierlichkeit, welche im Südosten mit der Tattuirung verknüpft war, zugleich eine alte Formel aufgesagt wurde, welche vollkommen unverständlich war, da sie von nördlicheren Stämmen, die in solchen Dingen besonders gewandt galten, entlehnt war (Shayer 192). Ja sogar die Epochen des Lebensalters hatten Namen nach den verschiedenen Stufen der Tattuirung, welche verschiedene Namen hatten (eb. 192). Es gab für Erwachsene fünf solcher Stufen, welche Teichelmann und Schürmann (44 s. v. tarkanye) aufzählen. Ein Geist soll die Kunst den Menschen gelehrt haben, dann aber in ein großes Känguru verwandelt sein (eb. s. v. tarnda). So sehen wir denn auch hier wieder die Heiligkeit der Tattuirung; daß die Narben ein ursprünglich religiöses Zeichen seien, geht daraus hervor, daß sie zugleich vielfach Stammes- und Familienzeichen sind (Eyre 2, 333; Köler 51).

Da wir über Beschneidung, die sich in verschiedenen Gegenden findet, über die sehr verbreitete Sitte, sich einen oder mehrere Zähne auszuschlagen oder einige Fingerglieder sich abzuschneiden, noch ausführlicher reden müssen, so genügt es, hier darauf hingewiesen zu haben. — So ziehen nun die Wanderstämme des Westens umher, die Männer mit den Waffen voraus, die Weiber, welche das Gepäck und die Kinder tragen, hinterdrein; ihrer Last wird für gewöhnlich auch noch die Kleidung zugefügt, da man auf Märschen größerer Bequemlichkeit halber meistens ganz nackt geht (Köler a. 35 f.). In dem Sack, den jedes Weib auf dem Rücken trägt, befindet sich zunächst ein flacher Stein, um die eßbaren Wurzeln zu zerklopfen; ein Vorrath der Erde, welchen man mit diesen Wurzeln gemischt ißt; ferner Quarzstücken zu Messern und zu Lanzenspitzen, Steine zu Aexten, Harzkuchen, um damit Waffen auszubessern, neue anzufertigen, sowie auch die dazu nöthigen Kängurusehnen, welche auch als Bindfaden dienen (Salvado 322 f.), und Nadeln aus Känguruknochen; sodann Opossumhaar zu Gürteln, Stücke von Känguruhaut, um Speere zu poliren, scharfe Muschelschalen, die zum Haarschneiden, aber auch sonst als Messer und Axtschneiden dienen, gelber und rother Thon zum

Anmalen; ein Stück Baumrinde zur Bastbereitung, denn aus diesem Bast flechten sie feste Seile (Grey 1, 252); außerdem Gürtel, etwas Schmuck, eine Art Schwamm, welcher zum Feueranmachen dient, irgend etwas von Fett und ein oder der andere Quarz, der von ihren Aerzten als Sitz der Krankheit aus einem Kranken gezogen, als Reliquie verehrt wird; außerdem noch aller unterwegs gesammelte Wurzel- und Fruchtvorrath. Zwischen Rücken und Sack tragen sie den Vorrath noch unpräparirter Häute, den sie besitzen, und in der Hand meist einen Feuerbrand oder einen 5—6' langen Stab; öfters sind sie auch noch mit den Lanzen des Mannes belastet (Grey 2, 266; Browne 451; Köler a. 49; Wilhelmi 11). So ziehen sie nun einher, mit beständiger scharfer Aufmerksamkeit auf die Dinge rings um sie; das geringste Anzeigen eines jagdbaren Thieres läßt die Weiber sich sofort auf den Boden werfen, wo sie im lautlosen Schweigen verharren; sonst sammeln sie im Gehen alles Eß- und Brauchbare, was ihnen unter die Finger kommt (Hunter 29). Sie und die Kinder, geführt von einigen Männern, ziehen stets den nächsten Weg, während die übrigen Männer oft größere Umwege machen, der Jagd, des Vergnügens wegen (Wilhelmi 17). An ihrem Ruheplatz angelangt, zünden die Weiber sofort ein großes Feuer an und sammeln und bereiten die Mahlzeit, während die Männer in träger Ruh daliegen, mit einander plaudernd, oft aus Unachtsamkeit dem Feuer so nahe, daß sie sich verbrennen. Bei guter Jahreszeit und Witterung genügt der Himmel als Zeltdach; sonst aber errichten sie ihre Hütten oder Windschirme aus Flechtwerk. An einem Orte bleiben sie öfters auch längere Zeit, so lange die Jagd ergiebig ist, denn auch die Thiere wechseln, wenn sie die Verfolgung merken, den Platz. Außerhalb des Lagers haben sie einen bestimmten Ort für die Excremente, welche sofort mit Erde bedeckt werden; wozu Grey an die ganz gleiche Sitte bei den Hebräern Mose 5, 23, 12-13 erinnert (2, 344). Nach dem Essen wird meist geschlafen (oft ißt man beim Erwachen mitten in der Nacht von neuem und schläft dann weiter) oder oft bis spät in die Nacht gesungen, getanzt und dergleichen. Der Aufbruch des Morgens geschieht spät und träge (Wilhelmi 34; 17). Den Landbau, wo etwas der Art bei ihnen vorkommt, besorgen die Weiber; die Hauptthätigkeit der Männer ist Jagd und Krieg.

Ebenso schlau und geschickt, wie sie ihre Spuren beim Heran- und Wegschleichen zu verbergen wissen, (Grey 1, 190), ebenso sind sie in der Auffindung der leisesten Spuren anderer Menschen oder auch der Thiere ganz unglaublich sicher; daher die Engländer der Kolonie sie vielfach und mit bestem Erfolg als Jagdgehülfen und als Grenzwächter benutzt haben (Turnbull 36; Cunningham d. Ueb. 169; Darwin 2, 212; Jameson 61; Mundy 1, 235) Das Mittel welches die Papuas Neuguineas und der Torresstraße vielfach anwendeten, um Nachrichten rasch in die Ferne gelangen zu lassen, nämlich Rauchsäulen, welche man in verschiedenen Arten aufsteigen läßt, wenden auch die Neuholländer an, namentlich im Norden (Macgillivray 2, 7; Keppel a, 2, 182) aber auch sonst (Mitchell three exped. 1, 128). Signalfeuer fand Martin am Glenelg im Gebrauch (238).

Ihre Waffen bestehen in verschiedenen Arten Speeren, welche theils aus Holz, theils aus Rohr, sehr häufig aus dem Blütenschaft der Xanthorrhoea gemacht und oben entweder mit einen spitzen Stein einem Glassplitter u. dergl. oder aber mit einer Reihe von Widerhaken versehen sind, welches Alles man mit Harz befestigt. Ihre Länge beträgt etwa 10′. Auf der Halbinsel York und sonst nimmt man den Stachel eines Stachelrochen als Spitze, welche man durch Gräten desselben Fisches widerhakig machte, eine nicht ungefährliche Waffe (Eyre 2, 306 f.; Cook 1. R. 3. 83 f. 173; 243; 245; Tench 173 f.; White 61; Viktorialand Stanbridge trans. ethnol. soc. N. S. 1, 291; Spencergolf Köler a. 48; Wilh. 9 f.; Südwesten Salvado 322; Inneres Burke Peterm. 1862, 69; Nordw. Grey 1, 252; 2, 264). Uebrigens hat man hier 14 verschiedene Speerarten, davon einige Holzspitzen mit eingeschnittenen Zähnen sowie am Schaftende Verzierungen von Menschenhaar besitzen (Macg. 1, 147).

Kleinere Speere von 3—4′ Länge dienen zur Jagd oder aber zum Spiel (Köler a. 48). Man schleudert die Speere vielfach mit einem besonderen Wurfstock, der 3′ lang oben eine Rinne hat, in welche der Speer gelegt wird; während ein Pflock oder eine Spitze am Ende des Wurfstockes in eine Oeffnung am Schaftende des Speeres eingreift. Man faßt ihn mit 3 Fingern, während die zwei anderen dem Speer seine Richtung geben. Er dient als Hebel und bleibt in

der Hand. In etwas verschiedenen Constructionen ist dies Werkzeug fast über den ganzen Continent verbreitet. Er fehlt im Südwesten am Königs Georg Sund (Flinders 1, 66), ferner an der Roebuckbai (J. Martin 287), wahrscheinlich auch im Osten um Herveybai (eb. 2, 11); auf der Melvilleinsel, die ihn nach Campbell nicht kennt (J. R. G. S. 4, 156) fand ihn King (a. 2, 139) vor. Man schleudert damit die Speere mit Sicherheit 60—80, ja 100 (Mundy 1, 220) und 150 Yards weit (Cook 1. R. 3, 245; White 62; Hunter 19; Macgill. 1, 148; 218; Salvado 322; J. Martin 242; Freyc. 1, 481; Köler a. 48; Wilh. 9). Mit dem Speer allein treffen sie bis auf 90 Yards nach Clutterbuck (57). Meinicke (a. 2, 194) meint, eine solche Vorrichtung käme sonst auf der Erde niegends vor: allein Aehnliches fanden wir schon in Melanesien (S. 598), Aehnliches erwähnt d'Urville von Neuseeland (a. 2, 495) und auch die Indianer des Amazonenstromes (Spix und Martius 1024; Weigl 61) haben ein solches Wurfbrett. Außerdem hatten sie lange Holzschwerter (Cook 81; Tench 173 f.), Dolche aus Knochen oder Holz (Köler a. 49), Steinmesser (Salv. 322) und Schilder aus dicker Baumrinde. Um diese recht stark zu bekommen, schnitten sie ein Stück Rinde von 3 Seiten los und lockerten es vom Baum, ließen es aber mit der unteren Seite noch sitzen; dadurch wurde dies Stück besonders dick (Cook 1. R. 3, 245). Sie sind theils oval, theils rund, bisweilen auch dreieckig, aus zwei Stücken, die sich in einem scharfen Winkel treffen zusammengesetzt und oft von bedeutender Schwere (C. York Bowen 195; Röb. bai J. Martin 287). Mit allerlei Malereien und Lineamenten (Quadraten, Zickzacklinien u. s. w. sind sie oft nicht ohne Geschmack bemalt (Henderson 2, 149; Bowen 203; die angef. Stellen). Außer ihren Keulen von verschiedener Gestalt (cylindrisch mit Spitze vorn, oder mit dickem Knopf und scharfen Ecken, stockartig, gekrümmt, gerade, von Holz, mit Steinknopf u. s. w.), mit welchen man z. Th. auch wirft und die bisweilen nicht übel z. B. mit Dambrettartigen Verzierungen geschnitzt sind (Port Philipp Köler a. 67), müssen wir vor allem ihre merkwürdigste Waffe, den Bumerang erwähnen, welcher nur am unteren Murray (Angas 1, 93) sowie im ganzen Norden von der Halbinsel Coburg bis zum Cap York fehlt (Magill. 1, 92; Stokes 1, 393). Doch besitzen ihn schon die Eingeborenen nördlich von Rockinghambai (Carron bei Macgill. 2, 190), an der Roebuckbai

haben die Eingeborenen dafür den Kiley, eine ganz ähnliche und gleichfalls sehr gefährliche Waffe, welche indes minder gut als der Bumerang ist (J. Martin 287). Dieses Wurfholz nun, welches $2^1/_2$" breit, in der Mitte $^1/_2$" dick, an den Rändern scharf, in einem stumpfen Winkel gebogen, oft mit einem Handgriff versehen und bisweilen auch bunt gemalt ist, handhaben sie mit ganz wunderbarer Geschicklichkeit: es ist schon von höchst sinnreicher Erfindung, denn durch seine Gestalt kehrt es rotirend geworfen zum Schleuderer zurück. Man wirft es theils in die Luft oder so, daß es auf der Erde fortspringt. Große Uebung aber gehört dazu, es richtig zu werfen, namentlich wenn man ein bestimmtes Ziel treffen will; und doch treffen sie damit Vögel im Fluge, und wissen es im sichersten Wurf 40—50 Yards horizontal zu schleudern (Breton 237; Westen Salv. 322; Browne 453; Grey 2, 264; Spencergolf Wilh. 9 f.; Köler a. 48; Port Phil. eb. 67; Howitt 186, während er nach Leigh 164 hier fehlen soll; Osten Angas 2, 214; Macgill. 1, 92, 98; Inneres Burke bei Pet. 1862, 69 f. Will. eb. 73). Man gebraucht ihn auch im Kriege (Burke eb. Hale 116) und so gefährlich ist diese Waffe, daß selbst die Eingeborenen, die auch zahlreich fliegenden Speeren auszuweichen verstehen, ihr gegenüber ziemlich hülflos sind (Browne bei Peterm. 1856, 453). Eine ähnlich ricochetirende Waffe findet sich sonst nur noch bei Wüstenarabern (d'Escayrac 177). Der Gebrauch von Bogen und Pfeil an der Nordwestküste ist durchaus nicht constatirt (Flinders 2, 208); die Bewohner der Inseln des Prinzen von Wales haben ihn nach Macgillivray nicht.

Die Eingeborenen führen viel Krieg mit einander, denn einmal wird jeder Todesfall für die Folge eines feindseligen Zaubers gehalten und deshalb viel Streit begonnen (Hale 115), dann gilt das Gesetz der Blutrache und der Gesammthaftbarkeit und hierdurch wird der Krieg geradezu endlos; ferner wird auch durch die Aengstlichkeit der Eingeborenen, der jeder Fremde als Feind gilt und durch ihr fortwährendes Wanderleben stets neuer Anlaß zu Kampf gegeben (Phil. Tageb. 205, 209; Hale 115; Macgill. 1, 152). Auch die sonderbare Sitte, sich die Weiber immer von einem anderen Stamm zu rauben, führt vielfach zu ernsten Feindseligkeiten (Turnbull 34). Die Weiber selbst geben durch allzufreies Benehmen oft Anlaß zum Streit (Wilh. 37; Turnb. 42); die Kinder beginnen ihn oft, indem sich

die Eltern in ihre Zänkereien einmischen, oder ein Erwachsener ist durch irgend einen Umstand beleidigt u. s. w. (Wilh. 37). Die Art der Kriegführung gleicht vielfach der polynesischen. Hat sich ein Stamm in einer Versammlung zum Krieg entschieden, so wird dies angesagt, durch Boten und durch Rauchsignale (Macgill. 2, 5; 7) und dann entweder die Schlacht gleich festgesetzt oder der Krieg hat einen langsameren Gang, dann aber besteht er meist in heimlichen Ueberfällen, namentlich gegen einen mächtigeren Feind (Hunter 29; Haydon 107; Macgill. 2, 5; Freycin. 2, 791). Auszüge bei Nacht unter Fackelschein gelten als heldenhaft (Freyc. 2, 791) und wer Nachts, etwa um der Blutrache zu genügen, denn bloße kriegerische Mordlust treibt sie nicht, sich in den Kreis der Feinde stiehlt und dort einen Schlafenden oder ein Weib oder ein Kind ermordet erreicht den höchsten Kriegsruhm (Browne 447). Sie wissen ihre Feindseligkeit dadurch zu verbergen, daß sie scheinbar unbewaffnet kommen, aber den Speer unbemerkt mit den Füßen vor sich herstoßen (Philipp Tageb. 185). Uebrigens sind ihre Waffen selbst im Kampf gegen Europäer nicht ohne Erfolg gewesen; und namentlich verstehen sie die Oertlichkeit und jeden äußeren Vortheil zu benutzen, so daß man Fliehende nur selten beschädigt (Freyc. 2, 791). Ja ihre Leibesfarbe wissen sie zu benutzen, sie legen sich platt auf die Erde (White 84) und verschwinden dadurch; oder sie standen im Gebüsch, selbst im Freien ganz unbeweglich und man hielt sie vielfach für einen trockenen Stamm (Cunningh. d. Uebers. 175 f.). Hatten ferner die Europäer ihre Flinten abgeschossen, so benutzten sie den günstigen Moment, stürzten vor und schleuderten ihre Speere. Auch sind sie in kurzer Zeit selbst gute Schützen geworden (Cunningh. 175). — Unter sich sind ihre Treffen nicht eben blutig. Wie der Schlachttag, wird auch das Schlachtfeld oft gemeinschaftlich festgesetzt und dort treffen einander dann die Parteien von 15—200 Mann stark (Hale 115 f.; Macgill. 1, 314). Vor der Schlacht erhitzen sich die Männer durch Vorwürfe, Drohungen, Gestikulationen und Geschrei immer mehr, oft bis zur äußersten Wuth (Macgill. 1, 314; Hunter 29 f.). Auch Schlachtgesänge singen sie vorher immer lauter und lauter, bis zu den heftigsten Zuckungen (Turnbull 34; Grey 2, 309) wie sie auch durch besondere Lieder ihrer Weiber sich zur Rache und oft zur höchsten Leidenschaft anstacheln lassen (Grey 2,

313 f.); und daß der Krieg durch festliche Bemalung gleichfalls Bedeutung erhält, haben wir schon gesagt. Dann werden die Lanzen geschleudert und nun löst sich meist der allgemeine Kampf in Einzelgefechte der einander gegenüberstehenden auf (White 107; Macgill. 1, 315). Da sie nun aber sehr geschickt sind, sich mit den Schilden decken, da sie die Speere durch Ausweichen höchst geschickt vermeiden, bisweilen auch auffangen und verächtlich zurückwerfen (Collins 591); da sie ferner nur auf solche zielen, welche sich mit dem Schilde decken, wohl aus Besorgniß vor Blutrache (eb.): so dauern derartige Kämpfe oft sehr lange, ohne daß irgend eine Verwundung vorkommt, ja sie bringen es fertig über zwei Stunden die Speere ganz vergeblich zu schleudern (White 107). Tritt aber endlich eine Verwundung ein, so erhebt sich sofort ein großes Geschrei, Siegesjubel der Feinde, Geheul und Wehklagen der angehörigen Weiber und der Krieg ist nun entschieden (Macgill. 1, 315; Howitt 181; Dawson 280 f. d'Urville a. 1, 512 f.). Meist tritt dann sofort, vielleicht nach einzelnen Schimpfereien, der Frieden ein, man begräbt die Todten, verbindet die Verwundeten, wenn das Treffen mehr Opfer gekostet hat, gemeinschaftlich und feiert den wiederhergestellten Frieden durch einen feierlichen Tanz (Hodgkinson 235; Hale 116). Doch kommt es auch vor, daß der Kampf ganz ohne alles Blutvergießen vor sich geht, und wenn man lange genug sich mit vergeblichem Speerwerfen abgemattet hat, der Friede geschlossen wird (Wilh. 39). Uebrigens verkehren auch sonst die Stämme, welche mit einander in Fehde sind, wenn nicht gerade eine Schlacht ist, freundlich und friedlich mit einander und sehr häufig sind die, welche noch eben einander aufs wüthendste schalten, kurze Zeit darauf die besten Freunde (Phil. Tageb. 210; Hale 115; Wilh. 37 f.). Doch wird der Krieg öfters auch weiter geführt nach der Bestattung der Todten (Grey 1, 256) und auch die Ueberfälle, die Schlachten sind vielfach blutig, indem alles umgebracht wird (Haydon 107), denn Gefangene machen die Neuholländer nicht als höchstens Weiber (Macgill. 2, 5), welche dem Sieger jedoch ohne Schande zu Willen sein müssen (Turnbull 42). — Auch noch eine andere Entstehungsart der Schlachten giebt es, die dadurch entstehen, daß zwei Männer in Streit gerathen, ihre jederseitigen Freunde laufen zu, zuerst um abzurathen, dann um zu helfen und bald ist der ganze Haufe in einer großen Balgerei handgemein

(Dummore Lang 410; Georgs Sund Browne 447). Diese Kämpfe sind wilder und regelloser als die vorher beschriebenen; denn in den letzteren leiten immer bestimmte Anführer, die sich durch besondere Bemalung unterscheiden, das Ganze (Hunter 30; Tench 174). Unehrenhafter Vortheile über den Feind bedient man sich nie (Hodgkinson 235) und sollte ein solches Verbrechen begangen werden, so tritt sofort eine gesetzmäßige Strafe oder Rache ein, welche durch die Zusammenkunft der einander feindlichen Stämme entschieden und von dem Stamm, aus dessen Mitte das Verbrechen begangen ist, ohne Widerrede getragen wird (Eyre 2, 220 f.). Bisweilen werden auch Kriege durch die Tödtung eines Kindes oder Weibes, welche man zur Sühne für die geschehene Beleidigung umbringt, mit beiderseitiger Zustimmung geendet (Westaustr. Buckton 92). — Die Stellung der Weiber in diesen Kämpfen ist eine wunderliche. Sie und die Kinder ziehen zum Kampfe mit (Freycin. 2, 787), verkehren oft noch während der vorbereitenden Schimpfereien friedlich mit einander und trennen sich erst bei beginnendem Speerwerfen (Philipp Reise 111); oder sie stellen sich ins Gebüsch und begleiten die Vorwürfe mit heulendem Geschrei (Macgill. 1, 315), den Kampf selbst aber mit monotonem Gesang und brechen beim Fallen eines der Ihrigen in ein fürchterliches Klagegeheul aus (Philipp Tageb. 209; Wilhelmi 37 f.). Auch am Kampfe selbst nehmen sie Theil, wie sie auch untereinander leicht aus Eifersucht (Grey 2, 313) in Zank gerathen. Freycinet berichtet, daß an der Moretonbai vor dem Beginn einer Schlacht zwei Weiber Angesichts der versammelten „Heere" mit spitzen Stöcken heftig kämpften (2, 792; ähnl. Browne 451). — Hiernach kann man die Neuholländer eigentlich nicht tapfer nennen; sie arbeiten sich in Leidenschaftlichkeit hinein und sind dann grausam und wild. Wirkliche Tapferkeit haben sie in den freilich ernsteren Kämpfen mit den Europäern gezeigt. Burkes Lager stürmten sie mit großem Muth, um ihn zum Rückzug zu zwingen (Peterm. 1862. 69). — Kannibalismus, um auch über ihn gleich hier zu reden, findet sich ziemlich verbreitet in Australien, obwohl ihn Mitchell (Three exped. 2, 344) ganz läugnet und Meinicke (a. 2, 184) zu gering darstellt. Die Eingeborenen der Widebai (nördlich von Moretonbai) ziehen todten Feinden die Haut ab und kochen das Fleisch (Russel J. R. G. S. 15, 314), ja auch die todten Verwandten, wenn sie nicht zu alt starben, zehrt man

auf und zwar gilt dies als feste Pflicht der Angehörigen, welche die abgezogene Haut aufheben. Doch tödtet man nie Jemanden bloß um ihn zu fressen (Morrill bei Hüber 430; Dummore Lang 424; er wie Russel erzählen nach dem Bericht des Sträflings Davies). Ebenso nehmen auch die Angehörigen die Haut eines im Kampfe Gefallenen mit Skalp, Nägeln, Ohren u. s. w. aber ohne Gesichtshaut mit und bewahren sie auf; in Moretonbai wird dann die Leiche verbrannt (Field. 72; Lang 410). Auch verstorbene Kinder soll man aus Liebe aufgezehrt haben, hier (Angas 1, 73) wie im Süden (Austr. fel. 134; Stanbridge 289). In Neu-Südwales, woher Majoribanks 91 Beispiele des Cannibalismus zusammenstellt (vergl. Grant 113) aß man besonders das Nierenfett der Gefallenen, dessen Genuß man übernatürliche Kräfte zuschrieb (Jameson 105); daher man öfters Schafe raubte, dieses Fettes wegen (Majorib. 97). Denselben Glauben hatte man zu Port Philipp (Clutterbock 50) und am Lake Alexandrine, wo man es auch lebendigen Menschen ausschneidet, da es als Schutz gegen böse Geister gilt (Angas 1, 123), wobei zu beachten ist, daß man das Nierenfett für den Sitz der Seele hielt. Menschenfett galt auch sonst oft als Zaubermittel und Medicament (Bennett 1, 295) und auch Eyre (2, 255; 359), welcher an der allgemeinen Verbreitung der Menschenfresserei zweifelt, da er nur wenige sichere Fälle weiß, sagt, daß Zauberer Menschenfleisch essen müssen, um ihre Zauberkraft zu erwerben. Die kupferfarbigen Eingeborenen um Port Macquarie gelten den dunkleren als Cannibalen (Cunningh. 2, 2), wie man denn (Dawson) überhaupt sehr sich vor Cannibalismus bei Fremden fürchtete. Auch in Südaustralien war er nicht selten (Byrne 2, 278 f.; Austr. fel. 134; Stanbridge Trans. Ethn. Soc. N. Ser. 1, 291), namentlich im Kriege (J. R. G. S. 6. 241), doch fraß man auch hier de Freunde und Verwandte, welche eines natürlichen Todes starben (Howitt a. 289) besonders die Zunge und machte aus ihren Schädeln Trinkschalen (eb. 291; Lake Albert Angas 1, 68). Im Norden mißhandelt man die Leiche des Feindes und läßt sie liegen, das Haupt aber nimmt man mit und die welche am Kampfe betheiligt waren essen die Augen und das anhängende Wangenfleisch, denn dadurch, so glauben sie, wird man tapfer. Dann wird der Schädel, nach höchst leidenschaftlichem Tanz, in dem er hin und her gestoßen wird, beim Dorf an einer

hohen Stange aufgehängt (Macgill. 1, 152; 2, 6). Auch am Schwanenfluß kommt (Salvado 240) der Cannibalismus vor, ja selbst Todte grub man, um sie zu fressen, aus (eb. 343); Hunger soll hier wie im Süden nach Angas (1, 73) das Motiv dieser Sitte sein (Salv. 240). Auch im Inneren leben Cannibalen (Angas 2, 231); sicher wenigstens verzehren Freunde ein Stück Fleisch ihrer verstorbenen Freunde nördlich von den Seen (eb.). — Hunger war das Grundmotiv dieser Sitte nicht; sie wurzelt auch hier in religiösen Vorstellungen und selbst Rache ist erst ein späteres Motiv.

Was man nicht erwarten sollte, ist, daß die Eingeborenen eine Menge Höflichkeitsregeln und eine oft sehr strenge Etikette haben, wie wir jetzt betrachten wollen. Zunächst ist die polynesische Sitte des Namentausches auch im australischen Continent weit verbreitet. So herrscht sie an der Moretonbai (Breton 224) und wurde auch mit Europäern vielfach ausgeübt. Beide Freunde nennen sich dann Bruder und haben entsprechende Verpflichtungen gegen einander (Dumm. Lang 398). Nördlich von Moretonbai, in Widebay nannten die Betreffenden gegenseitig unter Nasenreiben den Namen des Freundes und damit war der Bund geschlossen (Russel J. R. G. S. 15, 314), dem Aehnliches wohl auch am Cap York sich findet nach Macgill. 1, 310; Freyc. 2, 746; Quoy und Gaim. bei d'Urv. a. Zool. 44. Im Süd-Westen grüßt man, indem man die Arme um die Hüfte des Freundes legt, Knie gegen Knie drückt, Brust gegen Brust und so eine Zeit lang verharrt (Grey 1, 302). Der Gruß, welcher an der Nordküste herrscht, daß man nämlich mit geöffneten Armen sich verbeugt (Stokes 1, 406), stammt wohl von den Malaien, welche in dieser Gegend sehr häufig als Händler u. dgl. verkehren. Wunderliche Ceremonien treten ein, wenn Jemand nach sehr langer Abwesenheit zurückkommt oder wenn sich zwei Einzelne oder Stämme im Wald begegnen. Ein Einzelner (Grey 2, 255 f.) der zur Hütte eines Feundes kommt, setzt sich schweigend hin und seine Weiber hinter ihm. Hat sich nun in der Zwischenzeit ein Todesfall zugetragen, so kommt nach etwa zehn Minuten der nächste Verwandte des Todten zu dem immer noch schweigend sitzenden Gast und drückt, indem er sich ihm gegenüber setzt, schweigend und mit abgewandtem Haupt, Brust gegen Brust. Darauf ebenso der zweitnächste Verwandte und so der Reihe nach alle anwesenden Männer. Dann kommt

der nächste weibliche Verwandte, umfaßt knieend des Gastes Knie mit der Linken und zerkratzt mit der Rechten ihr eigenes Gesicht: dann kniet sie ebenso vor dem Hauptweib des Gastes und beide zerfleischen ihr Gesicht und so ebenfalls der Reihe nach alle Weiber durch, was alles unter kläglichem Geheul geschieht. Darauf erzählt in einem recitativischen Gesang der Ankömmling seine Erlebnisse, was man ihm mit Absingung der letzten Ereignisse zu Haus lohnt, wobei aber der Todte nie genannt werden darf. Begegnen sich aber zweie im Busch, so setzen sie sich schweigend einander gegenüber, worauf nach dem recitativischen Gesang, in dem der Sänger sich selbst nennt und schildert, entweder, wenn irgend ein Todesfall geschehen, der beide angeht die Trauerceremonie beginnt, oder, wenn nichts der Art vorliegt, beide aufstehen, sich unterhalten und der Fremde von den älteren Weibern einen Kuß erhält (eb. 258; Grant 106; 151; Freyc. 2, 743). Wenn zwei Stämme sich einander nähern, so sagen sie ihren Besuch förmlich an, was mit den Eigenthumsverhältnissen, dem Recht des Grundbesitzes der einzelnen Stämme zusammenhängt; denn Feuer auf fremdem Gebiet, ohne ausdrückliche Erlaubniß anzuzünden gilt als Act der Feindseligkeit (Freyc. 2, 745), doch ist hierbei auch die allgemeine Feindseligkeit der Stämme untereinander zu beachten. Ein Fremder, der überraschend kommt, hat einen Angriff zu erwarten und wär' es nur aus Schreckhaftigkeit (Mitchell Three exp. 1, 183; 204). Die Neuholländer haben einen eigenthümlichen Ruf, um einander aufzufinden, seine Gegenwart bemerklich zu machen u. s. w., der etwa unserem „holla“ sich vergleicht und kuhi (Freycin. 2, 743), am Port Jackson kun-ié (Cunningh. d. Ueb. 174) lautet und (nach dem Notenbeispiel bei Freyc. 2, 745) in dem Intervall einer aufsteigenden Quart mit betonter und abgestoßener letzter Silbe singend gerufen wird. Um 1820 war derselbe wegen seiner Bequemlichkeit in die Sprache der englischen Colonisten vollkommen aufgenommen (Cunningh. eb.). Diesen Ruf lassen Ankommende schon aus weiter Ferne hören, um eben nicht zu überraschen und zu schrecken (Mitchell). Ebenso ist ein grüner Zweig allgemeines Friedenszeichen, welchen Ankommende daher oft in der Hand tragen (Mitchell eb. Hunter 24; Freyc. 2, 745); auch Gegenwart der Weiber und Abwesenheit der Waffen ist ein Friedenszeichen (Mitchell eb.). Auch hält man zum Zeichen friedlicher Absichten beim Kommen die

rechte Hand über das Haupt und senkt sie dann herab nach dem Boden zu (Freyc. 2, 745). Fremde sind vogelfrei, weil sie Krankheiten bringen; hat man sie aber aufgenommen, so sind sie vollkommen sicher (Hodgson 215). Dann ist man gegen sie außerordentlich höflich und Eyre (1, 214) bringt es mit dieser Höflichkeit auch in Verbindung, daß man von einem Aufenthalt bei Bekannten rückkehrend zu Haus durchaus kein Zeichen der Freude über die Heimkehr äußert, vielmehr erst nach einiger Zeit die ungenirte Unterhaltung eintritt. Allein ein etwas anderes Licht fällt auf diese Sitte, wenn wir wissen, daß ein lang abwesendes Familienglied bei seiner Rückkunft erst sich schweigend vor die Thür der Hütte niedersetzte, daß dann sein nächster Verwandter um zu prüfen, ob der Ankömmling nicht sein Geist sei, ihm ängstlich etwas Speise vorsetzt, welche jener ißt und dann nach tiefem Schweigen, nach welchem ihn seine Verwandten mit Namen rufen aufsteht und nun erst die Unterhaltung beginnt (Freyc. 2, 744). Cook (1. R. 3, 171; 139) erzählt, daß wenn zu den schon um ihn versammelten Eingeborenen ein ihm noch nicht bekannter hinzukam, sie ihm diesen feierlich mit Nennung des Namens vorgestellt hätten. Auch bei Festlichkeiten und Gesellschaften herrscht derselbe strenge Zwang (Grey 2, 252-3). Bei einem allgemeinen Fest, zu welchem mehrere Stämme zusammen kommen, ist der Empfang zurückhaltend: erst nach Aufführung bestimmter Tänze und gegenseitigen Geschenken kommt es zu freierem Verkehr, oft aber auch zu Kämpfen (Stanbridge Trans. Ethn. Soc. 1, 295; Südw. Salvado 307). Die Stämme vereinigen sich gewöhnlich an besonders hergerichteten Plätzen, die man in möglichst reizvoller Lage aussucht (Browne 201), verschiedene Male im Jahr zu bestimmten Festen, welche Dank- oder Erntefest zu sein scheinen, zum Kängurufest nämlich und zum Austern- und Farnkrautfest (Freyc. 2, 772). Im Süden feiert man mit religiösen Tänzen (Corrobori) außer dem Angedenken der Todten jeden Vollmond und ferner bestimmte Dankfeste (Behr 91; Leichhardt 95; Bowen 203). Im Verkehr untereinander sind sie meist sanft und freundlich, lebendig und fröhlich (Eyre 2, 211), rasch allerdings auch zu heftigem Zorn und zänkischer Leidenschaft übergehend, wobei sie gleich zu den Waffen greifen (Wilh. 37). An Schimpfwörter ferner fehlt es ihnen nicht und die englischen Schimpfwörtern waren es, welche sie zuerst von den Colonisten lernten (Turnbull 32;

Cunningh. d. Ueb. 167); was indes minder charakteristisch für sie als für die englischen Colonisten sein dürfte. Ausspeien und Staub nach einem hinwerfen gilt als Zeichen der Verachtung (Mitchell three exped. 1, 244; Eyre 2, 224).

Sie haben mancherlei Spiele (Teich. u. Schürm. 24), am Cap York z. B. eines mit Holzstäben und einem Knochenstück (Macgill. 1, 151). Ihr Hauptzeitvertreib aber besteht in Gesang und Tanz, welcher häufig verbunden ist; doch haben sie auch eine Menge Lieder, zu denen nicht getanzt wird. Meist gehört ein bestimmter Gesang und ein bestimmter Tanz zusammen; manche Gesänge jedoch sind von der Art, daß sie zu mehreren Tänzen gesungen werden können (Grey 2, 306). Sie begleiten ihren Gesang theils mit Händeklatschen, theils indem sie mit einem runden Holz gegen den Wurfstock klopfen, was vollendet zu können in Westaustralien ein wesentliches Erforderniß für einen Mann von Welt ist (Grey 2, 306). Nur zu Port Essington hat man ein wirklich musikalisches Instrument, wofür man im Süden des Continents wenigstens den Namen hatte (Teich. u. Schürm. 56 s. v. witoturlo): eine Flöte, welche aus einem 2—3' langen Bambusrohr gemacht ist und durch die Nase geblasen wird (Stokes 1, 394), sowie sie auch ein Stück Bambus anschlagen und dadurch Töne hervorbringen, die ihnen musikalisch scheinen (Macgill. 1, 151; Südosten Köler 53; Südwesten Salvado 307). Dies letztere Instrument hatten auch die Anwohner von Port Jackson: man hielt einen Stab von hartem Holz auf die Brust und schlug ihn im Takte mit einem andern (Hunter 128), während man im Südosten zur Begleitung des Gesanges auf die ausgespannten Fellmäntel schlägt (Cambridge Trans. Ethn. S. of Lond. 1, 295; Teich. u. Schürm. 24), ja Teichelmann und Schürmann sprechen geradezu von einer Trommel von Opossumhaut. Eine rohe Trommel hat man auch in Westaustralien gefunden (Buckton 95). Auch nach dieser musikalischen Seite hin ist eine große Aehnlichkeit mit Melanesien und Polynesien nicht zu verkennen. — Sie singen viel und nicht schlecht, in meist gehaltenen, ernst ja traurig klingenden Weisen (Macg. eb. White 98; King 315; Wilh. 35). Auch verstanden sie, fremde Lieder nachzusingen (White 98), obwohl sie im allgemeinen die europäische Musik keineswegs schön fanden; vielfach machte sie ihnen gar keinen Eindruck oder

sie spotteten über dieselbe (Grey 2, 305). Den Takt hält man überall ganz genau inne (Wilh. 35); er wird meist sehr rasch genommen, wie Beckler (im Globus 13, 82) berichtet (vergl. Grey 2, 312). Indeß was derselbe von australischen Melodien gibt, die er von einem Deutschen hat, welcher sie alle auswendig kannte, was er ferner über das „absolut fehlerfreie“ Zusammenklingen der Stimmen, über das „entzückend reine“ Einsetzen der Oktave durch die Weiber und Kinder sagt, von dem brennenden Baum, mit dem man das Lager beleuchtet habe, und von dem dazu gesungenen Todtengesang — alles dies ist entschieden stark ins Schöne, ins Effektvoll-romantische gezogen. Die eine Melodie, welche vom $\bar{g}$ bis $\bar{d}$ in chromatischen Gängen, $^{3}/_{4}$ Takt, und hernach gleichfalls durchaus chromatisch vom $\bar{\bar{d}}$ bis zum $\bar{h}$ sich bewegt, sowie alles was er von Melodien gibt, ist gewiß nicht objektiv aufgefaßt; noch weniger sein Todtenlied in e moll sowie sein Corrobori in c dur, welche beide europäischen Charakter haben und gewiß stark modificirt sind, wenn sie einen wirklich ächten Kern überhaupt besitzen, was allerdings der Fall zu sein scheint. Auch Freycinet (2, 774; ebenso Field 433; Wilkes 2, 189) gibt neuholländische Melodien, scheint aber auch unserem Takt und unserer Notenschrift manches Opfer gebracht zu haben. Doch stimmen seine Aufzeichnungen mit den Becklers und unter sich darin überein, daß sie alle ein beständiges Herabsinken des Tones zeigen, meist von $\bar{\bar{f}}$ bis $\bar{f}$, daß ferner Sekundenintervalle und chromatische Gänge sehr beliebt sind, eine seiner Melodien besteht in der chromatischen Leiter von $\bar{d}$ bis des! Die Ungenauigkeiten der Aufzeichnungen bestehen (abgesehen von Angleichungen an Europäisches) in der ungenauen Beachtung der Zwischentöne: was hier chromatisch aufgezeichnet ist, sind gewiß nur Vierteltöne, nur Schwebungen, die vielleicht nicht einmal als selbständige Töne gedacht oder empfunden sind. Der Grundgedanke dieser Musik scheint das Angeben eines Tones oder eines Sekundenintervalles zu sein und ein allmähliches Senken der Stimme von diesem einen Ton zu etwa der tieferen Oktave. Und dann wäre das Ganze wohl sehr roh aufzufassen, nur als — allerdings wohl beabsichtigtes — Sinken der Stimme von dem einen Ton unter allerlei rythmischen Abwechselungen. Triolen sind bei Freycinet und Beckler zahlreich. Hiermit stimmt Brownes Schilderung (444): sie setzen

ihren Gesang laut und schrill ein und lassen dann die Stimme sinken bis zum äußersten Piano. Es ist schade, daß diese Melodien nicht von einem so genauen und sachverständigen Mann wie Davies (bei Grey pol. myth.) an Ort und Stelle beobachtet und aufgezeichnet sind. Uebrigens geht ihre Sprache bei allen feierlichen Gelegenheiten in ein recitativisches Singen über und jede heftigere Empfindung scheint sie zum Singen anzuregen: sie singen (Grey 2, 301 f.) bei Freude, Zorn, Hunger u. s. w., je leidenschaftlicher sie sind, je rascher und so namentlich im Zorn sehr geschwind (eb. 312).

Ihre Tänze, zu denen sie sich vielfach bemalen und mit Blumen, Federn und Kränzen (namentlich um die Knie von Laubwerk) phantastisch herausputzen (Wilh. 35; Köler 53; 58; Hunter 118; Norden Teich. und Schürm. 145 v. Kuri), sind sehr mannigfaltig zum Theil sehr sinnlich (Eyre 1, 235), wie denn im Süden Männer und Knaben einen nächtlichen Tanz hatten, welcher die Begattung darstellte (Köler 53) und unzüchtige Tänze der Weiber auch von der Ostküste erwähnt werden (White 87; vergl. 69); während sonst die Weiber bei den Tänzen mehr Zuschauer abgeben und die Musik dazu, welche Köler (53) ein monotones Geheul nennt, veranstalten (Südosten Wilh. 36; Köler 53; Südw. Salvado 307). Man tanzt meist Nachts bei Fackel- oder noch lieber bei Mondenschein und wie sie hierin und in ihrem Tanzkostüm den Polynesiern sehr ähnlich sind, so stehen auch die Tänze selber den polynesischen ziemlich gleich. Vielfach wird in einer ziemlich unregelmäßigen Linie getanzt, bei einigen Tänzen setzen sich nach Vollendung des Tanzes die Männer einige Minuten still hin, dann springen sie auf und tanzen einer nach dem anderen in einer Reihe auf die Weiber zu, welche auch ihrerseits ihnen entgegen kommen, worauf sie sich paarweis zu den Sängern stellen und andere Tänzer aus diesen hervor antreten (Wilhelmi 36). Einen Tanz von zwei Reihen einander gegenüber tanzender Männer sah Darwin (2, 230) an König Georgs Sund. Beide Reihen liefen entweder seitwärts oder nach dem Anderen grad aus, unter Armausstrecken, Drehungen des Körpers und heftigem Aufstampfen, so bald sie sich begegneten. Oder man tanzt paarweise, wobei man bald mit dem Gesicht, bald mit dem Rücken gegeneinander steht. Niederkauern mit gespreizten Knien ist eine Hauptbewegung bei vielen Tänzen. Auch Solotänzer treten nicht selten auf (Hunter 119).

Der Tanz endet auch hier mit einem allgemeinen Schrei, Aufstampfen auf die Erde und Emporhalten der Keulen (Köler 53; Wilh. 36), wie er auch bisweilen so beginnt (Browne 444 f.). Er dauert nie länger für den Einzelnen, als etwa 10 Minuten, weil die Bewegungen zu heftig, zu ermüdend sind (Wilhelmi 36). Die Tänze im Norden unterscheiden sich in Nichts von den beschriebenen (Teich. u. Schürm. 14 s. v. kuri; Macgill. 1, 151; vergl. 1, 311). Die Tänze selbst sind von mannigfaltiger Art, religiöse, kriegerische und erheiternd zeitvertreibende. Ursprünglich aber sind wohl alle Tänze religiös. So der Corrobori, wie wir schon sahen (Behr 91, Beschreibung bei Browne 444), der zugleich auch als Friedensversicherung zwischen einzelnen Stämmen dient. Denn zwei Stämme, welche sich ihre guten Gesinnungen bekräftigen wollen, tanzen ihn zusammen (Köler a. 57; Rockingh. b. Bowen 203). Auch die Tänze, welche man vor den Schlachten (Shayer 190) oder nach denselben, um die Feindesschädel zu mißhandeln (Macgill. 2, 7) aufführt, sind ursprünglich gewiß religiös, ebenso wie die Jagdtänze, der Emutanz, der Kängurutanz, welche Darwin (2, 250; Browne 445) in König Georgs Sund sah: beim ersten stellte jeder Tänzer durch einen Arm den Hals des Vogels, beim zweiten einer das Känguru, die anderen die Jäger vor, gewiß ursprünglich nicht aus mimischem Interesse, welches bei ihren späteren Aufführungen mächtig wirkt, man beabsichtigte vielmehr nur eine den Göttern heilige Darstellung der Thiere, der Jagd, um die Götter dadurch gnädig, die Jagd günstig zu machen. Daß ferner die Tänze zu Ehren des Neu- oder Vollmondes, oder um drohende Gespenster der Nacht zu verscheuchen (Shayer 190), daß auch diese ursprünglich religiös waren, leuchtet ohne Weiteres ein.

Die Lieder, welche die Eingeborenen singen, sind natürlich alle mit Text. Da sie aber so viel, so bei allen Gelegenheiten singen, so sind auch diese Texte sehr mannigfaltig und es läßt sich ihnen eine gewisse poetische Regsamkeit nicht absprechen. Namentlich über den Westen des Landes aus der Umgegend von Perth sind wir unterrichtet. Ihre Poesie ist theils improvisirt, theils überliefert von den Ahnen, theils auch au anderen Landestheilen stammend und zu ihnen nur von Mund zu Munde gebracht (Salvado 305). Denn es gibt unter ihnen berühmte Dichter, deren Gesänge sich fernher, von Gegend zu Gegend verbreiten und

überall so vielfach gesungen werden wie in Europa irgend ein Modelied. Dabei werden sie oft so stark verändert, daß sie für den eigenen Verfasser ganz unkenntlich werden (Westaustr. Grey 2, 304-5; Ostaustr. Threlkeld eb.; Süden Wilhelmi 22). Oft auch werden solche berühmte Lieder von Stämmen gesungen, welche sie sprachlich nicht verstehen (Wilh. 35). Ja es gibt auch einige hochberühmte Dichternamen unter den Eingeborenen, welche Poeten der Vorzeit angehören sollen; wann aber, wo und ob sie gelebt haben, ist vollkommen dunkel (Grey 2, 304). Ihre Poesie besteht, wie sich das nicht anders erwarten läßt, meist nur in kurzen Sprüchen, welche theils ein-, theils zwei- oder mehrzeilig und dann meist mit Reim versehen sind, wie sie auch einen bestimmten Rhythmus haben (Grey 2, 312; 308 f.; Eyre 2, 239; Wilh. 34-5), welcher auf dem Gesetze der Betonung zu beruhen scheint (Wilh. 35). Diese Zeilen, einer lebhaften Empfindung voll, werden nun in unzähliger Wiederholung, oft Stunden lang gesungen; so daß Salvados Ausdruck, ihrer Poesie sei besonders Emphase und Wiederholung eigen (305), sich durchaus bestätigt. Uebrigens hat man auch Worte, welche nur der poetischen Sprache angehören (Grey 2, 308). In dieser Form werden nun wichtige Ereignisse des Lebens sofort aus dem Stegreif besungen, doch hält sich, wenn es Beifall findet, Lied und Melodie für lange Zeit wird auch meist gleich bei seiner Entstehung mit großer Begeisterung von den Eingeborenen aufgenommen. So als der erste Eingeborene sich nach England einschiffte, sangen die übrigen in ewiger Wiederholung:

Wohin wandert das einsame Schiff?

Und bisweilen setzten sie noch ein anderes bekanntes Trauerlied hinzu und sangen (Grey 2, 310; 70).

Wohin wandert das einsame Schiff?
Meinen Liebling*) werd ich nie wiedersehn!
Wohin wandert das einsame Schiff?

---

*) Austr. kardang. Dies ist ein solches poetisches Wort und heißt eigentlich „jüngerer Bruder". Während man in Prosa bestimmte Worte hat für älterer, zweiter, dritter u. s. w. Bruder und diese stets sehr genau anwendet: so gebraucht man in der Poesie nur kardang „jüngerer Bruder" — ein überraschend zarter poetisch gefühlter Zug!

Als er zurückkam, sang man

> Unstät der Wind — o! unstät der Wind — o!
> Segel — o brauch, Segel — o brauch!

Man hat eine Menge rein lyrischer Ergüsse gleicher Art und gleicher Entstehung. Im Südwesten singt man bei Abwesenheit eines Freundes stundenlang:

> Kehre wieder, wieder o!

und Kaiber, Greys Reisebegleiter sang auf der Rückreise (2, 70):

> Dorthin, Mutter — o, kehr ich zurück
> Dorthin — o kehr ich zurück!

Auch Kriegslieder — eins lautet: „speere seine Stirn, speere seine Brust, speere seine Leber", und so alle Körpertheile durch — hat man überall (Grey 2, 309; Turnbull 34; Macgill. 2, 7), sowie Lieder höhnisch satyrischer Art, z. B. (Grey 2, 308) eines von König Georgs Sund:

> O was für ein Bein, o was für ein Bein, du känguru-
> hüftiger Kerl!

Merkwürdig ist, daß viele ihrer Gedichte der Art altes und mythisches, jetzt auch, da sie Niemand versteht, mystisches Inhalts sind (Grey 2, 306). So sang man nordwestlich von Perth:

> Deine Axt ist bei dir, o Warbunga:

in Bezug auf die Thaten eines Eingeborenen Warbunga, von dem ein Nachkomme gleiches Namens zu Greys Zeiten noch lebte. Hierher gehören auch die Gesänge bei der Tattuirung, beim Fest der Mannbarkeit u. s. w. Die Lieder werden entweder von einzelnen Stimmen gesungen und der Chor fällt refrainartig ein, wie der Refrain überhaupt sehr beliebt ist; oder und so bei den Kriegs- und namentlich den Trauergesängen, sie werden ganz vom Chore vorgetragen, die letzteren namentlich von Weiberchören. Ein Beispiel eines Trauerliedes ist jenes obige:

> Meinen Liebling werd ich nie wiedersehen!

Höchst beachtenswerth ist es nun ferner, daß sie auch längere Gedichte haben, von denen Grey zwei in, wie er sagt, wörtlicher Uebersetzung gibt (312; 315). Allerdings scheint er insofern ungenau verfahren zu haben, als er vielfach einen künstlicheren Strophenbau (gekreuzte Reime u. dergl.) angewendet hat. Er selber sagt, daß die

Eingeborenen im Zorn eine Reihe von Vorwürfen rhythmisch und reimend aneinander reihen und nicht eher aufhören, als bis ihnen der Athem ausgeht. So mögen diese längeren Gedichte entstehen, welche indeß durch bestimmte Refrainworte doch ein etwas festeres Aussehen gewinnen und in denen der Sinn durch eine Reihe Zeilen sich fortschlingt. Das eine, welches wir zur Probe unten geben*), ist der Erguß einer Frau, welche von ihrem Mann eines anderen Weibes wegen verlassen war; das andere ist der Gesang eines alten Weibes, welches zur Rache antrieb für die Ermordung eines jungen Mannes. Die Wirkung aller dieser Poesien auf die Gemüther der Zuhörer ist eine sehr große (Grey 2, 303; 313 f.). Die Bibliothek Sir George Greys enthielt eine größere Sammlung australischer Lieder, welche leider zum Theil verbrannt und nur noch in Resten übrig ist (Grey u. Bleek II. N. 25 u. 43).

Von darstellender dramatischer Poesie kann ja eigentlich die Rede bei ihnen nicht sein; doch müssen wir hier nochmals an jene mimischen Tänze u. s. w. erinnern (Darwin 2, 230; Köler 53) und ferner an einen Zug, welchen alle Eingeborenen im reichen Maaße besitzen, an ihre staunenswerthe mimische Begabung. Namentlich die Europäer wußten sie zu kopiren und zwar die Gouverneure so genau, daß man sie zu sehen glaubte (Turnbull 32; King 314; Cun-

---

*) Und zwar englisch, um nichts zu verwischen. Die Verlassene singt:

Werefore came you, Weerang,
In my beauty's pride
Stealing cautiously
Like te tawny boreang (Hund d. Eing.)
On an unwilly bride.
't was thus you stole me
From one who wold me tenderly,
A better man he was than thee,
Who having forced me thus towed
Now so oft deserts my bed.
Yang, yang, yang yoh-,
Oh where is he, who won
My youthful heart,
Who oft used to bless
And call me loved one:
You Weerang tore apart
From his fond caress
Her, whom you now desert and shun;
Out upon thee faithless one:
Oh may the Boyl-yas bite and tear
Her whom you take your bed to share'
Yang, yang, yang yoh-

Dann antwortet die neue Frau:

Oh you lying art ful one,
Wag away your dirty tongue
I have watchet your telltale eyes
Beaming love without disguise;
I' ve seen young Imbat nod and wink
Of tenen perhaps than you may think.

Es folgt dann eine allgemeine Prügelei.

ningham d. Ueb. 170; Westen Peron d. Ueb. 1, 95; Süden Köler 49). Auch im Erfinden von Spitznamen beweisen sie einen schlagenden Witz und höchst scharfe Beobachtungsgabe für alle Schwächen der Europäer (Cunningh. eb.).

Auch von prosaischer Darstellung ist Einzelnes zu erwähnen, zunächst, daß sie sich Abends gern und vielfach Geschichten erzählen, von den Thaten früherer Helden u. dergl. (ev. Miss. Mag. 1860, 264). Auch an Geistermärchen fehlt es ihnen nicht, wovon Wilhelmi 34 und Grey 2, 363 Beispiele geben und übertreibende Geschichten von fabelhaften Thieren, riesenmäßigen Schlangen u. dergl. sind sehr bei ihnen beliebt (Grey 1, 214 f.). Ferner haben sie eine gewisse natürliche Beredsamkeit (Köler b. 148 f.). Grey, welcher freilich (2, 263) ihnen die Beredsamkeit ganz absprechen möchte, gibt dennoch einzelne Proben, z. B. die Rede eines Eingeborenen, die er gehalten haben würde, wenn er Präsident geworden wäre (2, 345) und Anderes (2, 362 f.). Auch beweist der Bericht, welchen Jackei, der eingeborene Reisebegleiter Kennedys, von des letztern Abenteuern und Tod gibt (Macgill. 2, 228 f.), daß ihnen wirklich eine gewisse Kraft der Rede zu Gebote steht: denn jener Bericht ist ebenso einfach als kräftig und tief ergreifend.

Zeigen sich also die Australier nach dieser Seite hin keineswegs als sehr tiefstehend, so tritt uns dies erst recht entgegen, wenn wir ihre Leistungen in den bildenden Künsten betrachten, für welche letzteren sie ein ebenso lebhaftes Interesse haben, als sie gut dafür begabt sind. Fast in ganz Australien finden sich Denkmale der Art. So schneiden die Eingeborenen von Port Philipp auf die Hautseite ihrer Kängurufelle allerhand Verzierungen ein, welche sie bunt färben (Köler a. 67), auch auf die Rinde der Bäume zeichnen die Eingeborenen etwas mehr nach Westen allerhand Figuren, auch phantastische, den bösen Geist darstellend (ev. Miss. Mag. 1860, 250). Angas (2, 203 u. 271) spricht von 1" tief eingeritzten Zeichnungen von Menschen und Thieren. Philipp ferner sah überall an Botanybai und Port Jackson sowie im Inneren Figuren von Thieren (Fischen, Vögeln, Eidechsen, letztere besonders groß), von Schilden, Waffen, Männern u. dergl., roh aber deutlich und ganz gut gezeichnet in die Felsen eingegraben, namentlich gut war ein tanzender Mann auf der Spitze eines Hügels an einer Felsenwand dargestellt

(Philipp Reise 90; Tench 168). Im Norden fand sich ganz ähnliches: auf Chasminsel im Carpentariagolf ist eine Höhle, in welcher auf den weißen Fels mit schwarzer und rother Farbe Zeichnungen aufgetragen sind, Kängurus, Schildkröten, eine Hand, sodann ein Känguru, gefolgt von 32 Menschen, deren dritter eine Art Schwert trägt und zweimal so groß als die anderen ist (Flinders 2, 158; Grey 1, 258). Ebenso war auf Clacksinsel (N.o.küste) ein Felsen zunächst mit Ocker roth grundirt und dann mit weißem Thon ziemlich gut Haie, Schildkröten, Trepang, Seesterne, Keulen, Kähne, Kängurus, Hunde u. s. w. abgebildet, über 150 Figuren (King a. 2, 25; Grey 1, 259). Auch auf Depuchinsel (Forestergruppe), welche nur bei Ebbe zugänglich von den Eingeborenen nur zeitweise des Fisch- und Vogelfangs wegen besucht wird, befinden sich auf den glatten „Grünstein"-felsen der Insel eine sehr große Menge der verschiedensten Gegenstände entweder nur in den Felsen eingeritzt, oder mit der ganzen Fläche in den Stein eingehauen (Wickham J. R. G. S. 12, 79 f.). Es waren zahllose Darstellungen, schlechterer und besserer Art, zum Theil sehr genau in der Zeichnung und nach Wickhams Urtheil sehr alt (eb. 80); am Schwanenfluß war eine Höhle, welche viele Zeichnungen enthielt, doch fand sich hier (eb. 261) nur sinnloses Gekritzel. Im Inneren fand Austin an Felsenwänden, welche eine Quelle umgaben, Abbildungen von Menschenhänden und Kängurufüßen (Howitt b. 2, 124), welche gewiß nur darstellen sollten, daß Menschen und Thiere hierher kämen, um zu trinken. Auch im Nordwesten waren an der Küste die Zeichnungen, welche Grey, auf Felsen und Bäumen sah (sie stellten Köpfe, Hände u. s. w. vor, 1, 111), sehr schlecht; je weiter er dagegen ins Innere kam, um so besser waren sie (263 f.). Am oberen Glenelg zieht sich eine Hügelkette her von Sandstein, welcher viele Höhlen hat. Viele derselben sind farbig (gelbroth meist) bemalt, in einer fand sich ein 4' langer Fisch abgebildet (Grey 1, 217): das merkwürdigste aber bieten einige andere Höhlen ebendaselbst. Auf dem schräg ansteigenden Dachfelsen der einen ist auf schwarzem Grund eine weiße Figur gemalt mit gelben Augen und breitwulstigem gekräuseltem rothem Haar, das mit regelmäßigen Reihen weißer Punkte versehen ist. Am Leib, der nicht ganz ausgeführt ist, trägt sie eine rockähnliche Bekleidung, enganliegend. An der einen Seitenwand daneben sind übereinander vier Köpfe mit dicken

blauen Haarwulst, sonst gleich, die eine mit Gürtel, die andere mit Halsband (1, 203). Oben an der Decke ist eine elliptische Figur (3' Länge), in welcher auf goldgelbem rothgetüpfelten Grund, der durch ein breites weißes Querband getrennt ist, ein rothes Känguru sich befindet, nebst zwei Pfeilspitzen, deren eine nebst zwei Kugeln auf das Thier zu, die andere von ihm wegfliegt; daneben noch ein Mann in rothen Umrissen, der ein ausgemaltes rothes Känguru trägt und viele andere viel schlechtere Bilder von Thieren und Menschen. In der zweiten Höhle befindet sich ein ausgemeißeltes Haupt, $1^1/_2$" tief, 2' hoch, 16" breit, mit rundlich ausgewitterten Rändern (Grey 1, 205 f.); in einer dritten ist als Hauptfigur an der Decke das Bild eines Menschen in langem rothen Talar, mit langen Aermeln; das ganze ist mit rother Farbe gemalt, das Haar wulstartig angegeben, und in demselben buchstabenartige Zeichen, auf den Seitenwänden sind sorgfältige Abbildungen fabelhafter Schildkröten. Diese Darstellung, welche vom Wetter gelitten hat, schien älter als alles Uebrige (1, 214 f.). Alle diese Gemälde schienen alt und von religiöser Bedeutung zu sein (eb. 1, 263). Die Zeichnung enthält viel rohes, wie denn z. B. allen Gesichtern der Mund fehlt und sie könnten deshalb sehr wohl von den Eingeborenen herstammen, wofür auch der Umstand spricht, daß sie tiefer im Inneren sind, als Fremde zu kommen pflegen und noch mehr, daß wir nur australische Thiere, namentlich das Känguru, welches doch in Malaisien z. B. ganz unbekannt ist, abgebildet sehen; die Haarwülste beweisen nichts, da wir die gleiche Frisur überall im malaiischen Archipel finden. Auch die Farben sind nichts auffallendes und bei allen Neuholländern bekannt: das Schwarz ist Kohle, Weiß und Gelb Thonarten, deren eine gebrannt das Roth liefert. Gelb wird auch noch aus dem Inneren der Nester gewisser Ameisen gewonnen, welche gelben Staub zusammenschleppen (Grey 1, 262 f.), sowie von einem Fucus (eb.), wie man auch sonst Pflanzensäfte als Farbe anwendet, z. B. um roth zu färben (Köler 52). Alle diese Farben sind in jenen Höhlen mit einem harzigen unlöslichen Gummi überzogen (Grey 1, 203). Und doch ist nicht anzunehmen, daß die Bilder wirklich neuholländischen Ursprungs seien wegen des langen Rockes mit langen Aermeln und sodann wegen jener Buchstaben. Wie soll man sich nun entscheiden? Malaiischer Einfluß ist an der ganzen Nordwestküste nicht selten. Auf einer der Pellewinseln

im Golf von Carpentaria, wo die Kähne von ungewöhnlich guter Bauart waren, fand Flinders (2, 172 f.) auch andere Spuren von fremden Besuchern, wahrscheinlich Malaien, Bugis oder Makassaren, Irdengeschirr, Bambusflechtwerk u. dergl. Dasselbe erwähnt King (a) von der Nordwestküste öfters, und Malaien verkehren hier zahlreich, da sie namentlich um Port Essington Trepangfischereien haben (Campbell J. R. G. S. 4, 167). Die Bugi treiben vielfach Handel nach dem Golf von Carpentaria und geben den Anwohnern desselben Zeugniß, daß sie sehr viel höher stehen, als alle übrigen Australier was wohl eben eine Folge dieser Handelsverbindungen sein mag (Earl J. R. G. S. 11, 156). Diese Händler konnten überall im Norden als Dolmetscher dienen, denn allwärts sprechen die Eingeborenen ein schlechtes Makassarisch (Earl eb. 12, 139 f.). Auch hier sollen die Bewohner des Inneren sehr viel höher stehen als die der Küste, und auch bei ihnen halten sich einzelne Makassaren längere Zeit, mehrere Monate auf (eb. 140). Ja Wind und Wellen selbst befördern diesen Verkehr, der sicher alt ist und nicht erst, wie Flinders (2, 257) in Timor hörte, seit 20 Jahren besteht: denn gar nicht selten werden Prauen aus Malaisien noch über die Wellesleyinseln hinaus durch die heftigen Nordwestwinde verschlagen (eb. 141; W. Earl 197). Nach alle dem wird es kaum zweifelhaft sein, daß wir jene besseren Bilder den Bugis oder doch ihrem Einfluß zuzuschreiben haben; und was die Sache ganz unzweifelhaft macht, ist der Umstand, daß jene übergeschriebenen Charaktere, wie sie Grey abgebildet hat, Buchstaben aus der Bugi- oder makassarischen Schrift sind. Jenen Mann hat also entweder ein Neuholländer gemalt, der längere Zeit mit den Bugis verkehrt hatte, wie ja Neuholländer jener Gegenden nicht selten malaiische Länder besuchen (Jukes 1, 359), oder aber ein Bugi hat es gethan, welcher längere Zeit im Inneren Australiens lebte und daher seinen Gastfreunden zu Gefallen oder in ihrem Auftrage neuholländische Thiere malte. Schließlich sei noch auf den Umstand hingewiesen, den sowohl Grey (1, 253) als auch Wickham hervorheben, daß ihre Bilder durchaus nichts Obscönes enthalten.

Zeigt dies Alles nun schon, daß die Eingeborenen höher stehen, als man gewöhnlich denkt, so geht dies auch aus Folgendem hervor. Wie sie verschiedene meist beschreibende Namen haben für jeden Fluß, Felsen, Berg, jede Ebene u. s. w. (Dumm. Lang 444), so unter-

scheiden sie auch jedes Thier, ja die einzelnen Körpertheile mancher Thiere (so wie bis ins einzelnste des eigenen Leibes) und jede einzelne Pflanze mit besonderen Worten (Cook 1. R. 3, 226; Grey 2, 209; Mitchell Journ. 70; Lang N. S. Wal. 2, 87 Vokabb.). Aber wenn man (Eyre 2, 392) behauptet hat, es gäbe kein allgemeines Wort für Baum, Fisch, Vogel u. s. w., sondern nur Specialnamen: so ist dies ein Irrthum, wenigstens sicherlich nicht allgemein richtig (Sturt 1, 318; 2, 141; Vokabb.). Auch ihre Ortskenntniß ist sehr groß, so daß sie auf eine Tagereise weit die Richtung, in der ein Punkt liegt, vollkommen genau beschreiben (Mitchell three exp. 1, 200; Stokes 1, 222) und ebenso genau ist ihre Erinnerung von Oertlichkeiten, welche sie einmal besucht haben, und ihr Gedächtniß wahrhaft staunenswerth: Sturt (1, 107) erzählt, daß er nach vierzehn Jahren von Eingeborenen, die ihn vor dieser Zeit nur eine oder zwei Stunden gesehen hatten, wiedererkannt sei, und ähnliches berichten auch andere Reisende. Aber mehr noch: sie benennen verschiedene Sternbilder, den Orion, das Siebengestirn, die Milchstraße u. s. w.; so wie einzelne Sterne, wie z. B. die Zwillinge bei ihnen „der schwarze Mann und seine Frau" heißen, deren Heldenthaten in besonderen Liedern gefeiert waren (Lang Polyn. nation 247), wie ein rother Stern als Vater des Orion gilt (Shayer 193) und das Sternbild selber in Südaustralien für eine Schaar Jünglinge auf der Känguruhjagd gehalten wird (Freyc. 2, 758; Teich. u. Schürm. 37; 47; 55; 56; 62; Stanbridge Trans. Ethn. Soc. N. S. 1, 304); nach dem Stande des Mondes wissen sie zu bestimmen, welche Zeit es ist (Mill bei Peterm. 1862, 80), wie sie auch nach Nächten zählen (Freyc. 2, 758). Auch theilen sie (eb.) den Himmel in acht Himmelsgegenden ein und nennen die Winde mit dem Namen derselben (King 317; Teich. u. Schürm. 3 s. v. bokarra). Ja auch Spuren einer Jahreseintheilung finden sich, wie man im Westen zwar keine einzelnen Monate, aber sechs Jahreszeiten mit verschiedenen Namen (Salvado 303; Nind 48), im Süden einen Stern als den Herbst anzeigend kannte; und für Herbst und Frühling ein besonderes Wort hatte (Teich. u. Schürm. 37; 55). Stämme im Inneren sehen den Wechsel der Jahreszeiten aus dem verschiedenen Stand der Sterne (Sturt 2, 138). Doch bezeichnete man den Herbst auch nach den heftigen Stürmen, welche zu wehen beginnen

(eb. 50). Einzelne Theile des Jahres werden auch nach dem Fang und Vorkommen bestimmter Thiere genannt (Macgill. 2, 21).

Auch in dem Tauschhandel waren vornehmlich die Völker der nördlichen Gegenden nicht ungeschickt. Die Bewohner von Cap York handeln mit den Torresinsulanern, indem sie Casuarfedern, Steinkeulen ein, und Waffen, Muschelschmuck, Bambuspfeifen u. s. w. ausführen (Macgill. 1, 125; 2, 4). Ebenso waren Handelsinteressen auch an anderen Orten rege, im Osten (Macg. 1, 87), im Norden ganz besonders, wie wir schon sahen, im Süden, wo man ein besonderes Wort für Handel hat (Teichelm. und Schürm. 47 s. v. titta, zugl. verknüpfen). Hier handeln die Eingeborenen untereinander und mit den Fremden, indem sie gegen Opossums Gummi, Reis, Zucker u. s. w. eintauschen, von Norden aber rothen Färbeocker einführen (eb. 52; 61). Die Bewohner von Neu-Südwales, welche allerdings am tiefsten standen, kannten den Handel nicht (Cook 1. R. 3, 235), doch ließen auch sie sich zu ihm gewöhnen (Philipp Tageb. 256), wenn dies gleich Cook nicht gelang.

Sie zählen wohl nie über 5: Gaimards Vokabular von Port St. Vincent, welches Zahlen bis 20 enthält, ist wie es scheint, ganz unzuverlässig (d'Urville a. Philol. 2, 6). Bis 5 zählen die Anwohner der Jervisbai (Gaimard eb. 11), Stämme um Sydney (Pott Zählmethode 46 nach Balbi), in Viktorialand (voc. of dial. 3), die Eingeborenen von Georgs Sund (Scott u. Nind, bei Marsden m. w.) und ebenso, um dies gleich hier zu bemerken die Tasmanier (voc. of dial. 3). Andere Sprachen zählen nur bis 4, so das Kamilarei (um den Maquariesee, Hale 487), der Adelaidestamm (voc. of dial. 3), ferner Stämme im Osten (King 317), eine große Menge nur bis 3, so viele Stämme im Südwesten (Salvado 303), andere im Süden (Eyre 2, 392), die Stämme der Moretonbai (Latham bei Macgill. 2, 336), die an der Rafflesbai, am Peelfluß, am Maquariesee einzelne, am Lachlan (eb.), die Gudang an Cap York (Macgill. 2, 301) u. s. w.; die meisten nur bis 2, so die Mehrheit der südaustralischen Stämme (voc. of dial. 3; Stanbridge Ethn. Soc. N. S. 1, 304; Shayer 49), das Kowrarega am Cap York (Macgill. 2, 301), das Wiradurei (im Inneren, 200 Meilen westl. vom Maquarisee, Hale 487) und viele andere Sprachen, welche Latham (bei Macgill. 2, 336 f.) aufzählt.

Man sieht also, daß oft ganz dicht bei einander wohnende Stämme eine verschiedene Zählmethode haben; daß aber ferner — und das ist für uns das Wichtigste — auch besonders gebildete Stämme wie die Kowrarega „nicht 3 zählen können", daß also die Zählmethode nicht eben viel für den Bildungsstand der Stämme beweist, vielmehr dieselbe sich nach dem Bedürfniß richtet; ein Bedürfniß zu zählen war aber bei allen diesen Völkern kaum vorhanden. Doch haben die meisten aus ihren 2 oder 3 Grundzahlen durch Composition noch eine ganze Reihe höherer Zahlen gebildet. — Sprachen lernen sie leicht. Die Anwohner von Port Essington sprechen englisch und malaiisch (Keppel a. 2, 157) und englisch haben alle sehr rasch gelernt, sprechen es jetzt auch meistens, wenn auch nur gebrochen (Köler 49; Turnb. 32; ev. Miss. M. 1860, 276 u. oft.), wie sie auch rasch und leicht, wo man sie gut behandelte, sich nicht nur in die äußeren Formen des englischen Lebens hineingefunden haben (Hunter 61; King 314 und viele Beisp.), sondern auch lesen und schreiben leicht und gut gelernt haben (Osten, Cunningham d. Ueb. 183; Westen Salv. 291; 293). Dasselbe bemerkte Prichard (5, 266) an zwei australischen Knaben in London und Pickering (140) daß australische Kinder in der Schule sich den europäischen durchaus nicht nachstehend zeigen; was Sturt (2, 284) für den Elementarunterricht bestätigt, für alle höhere geistige Entwickelung aber leugnet.

Wir können jetzt ein Urtheil über ihre Geistesgaben fällen, über welche man sehr verschieden, meist aber sehr absprechend geurtheilt hat. So, abgesehen von Dampier (2, 140) und anderen älteren Reisenden, welche das Land eben nur berührten, Turnbull, der sie (31) die allerbarbarischsten Menschen nennt und behauptet (22), sie hätten seit der Gründung der Colonie in Port Jackson auch gar nichts von den Engländern gelernt, oder Breton, nach welchem (196) ihr Verstand kaum so hoch steht, als der des Orang Utang; Meinicke c. 522 stellt sie auf die tiefste Stufe aller Völker der Erde (wie das ja häufig geschieht) und nennt sie einen der Entwickelung entschieden abholden und dem Untergang geweihten Volksstamm. Darwin dagegen (2, 212) stellt sie schon höher, mehrere Stufen höher als die Feuerländer, welche ihm in der Reihe der Völker unten anstehen. Zunächst nun ist natürlich, daß die vielen Stämme Australiens nicht alle gleichmäßig angelegt sind; daß die leiblich verkommenen auch geistig tiefer

stehen, daß gerade die Bewohner der Ostküste mit denen die Europäer zuerst und zumeist in Verkehr kamen, die mindest befähigten sind. Ferner ist aber wohl zu beachten, daß die Art, wie die Europäer mit ihnen verkehrten, wahrhaftig nicht geeignet war, die Eigeborenen heranzuziehen, zu entwickeln und endlich, daß auch unter den einzelnen Stämmen einzelne Individuen dummer und stumpfer sind als andere. Auch hat man sie vielfach unrichtig für stumpf gehalten, wie z. B. Cook (1. R. 3, 235), der aus ihrer geringen Neigung zum Stehlen, aus ihrer Gleichgültigkeit gegen die europäischen Dinge auf große geistige Stumpfheit schloß. Aber wie konnten sie sich denn für Dinge interessiren, die sie nicht kannten, die ihnen absolut fremd waren? Wie konnten sie in ihrer Einsamkeit, höchstens verkehrend mit Stämmen die ihnen feindselig und gerade so armselig waren als sie, etwas von Tauschhandel wissen? Es ist freilich wahr, daß sie das Schwein welches man ihnen brachte nicht gezähmt, sondern frei in den Wäldern haben laufen lassen (Wilkes 2, 268 not.), wohingegen sie den Hund gezähmt, ja als Jagdthier abgerichtet haben (Peron 2, 407). Dazu kommt nun, daß genauere Kenner der Australier von ihrer Indifferenz ganz anders urtheilen. Man sieht ihnen, sagt Stokes (1, 170), selten Neugierde oder Verwunderung an; indes sind sie darum durchaus nicht dumm zu nennen; und gerade im Norden zeigen viele Stämme sich sehr lebhaft interessirt (Stokes 1, 410) in fortwährenden Handelsbeziehungen gar bald wirklich das Nützliche allem Anderen vorziehend (King a. 1, 111; 121); und dasselbe gilt z. B. von den Stämmen am Narran (Mitchell Journ. 110) und vielen anderen. Große Geistesschärfe rühmt auch Darwin (2, 212) von ihnen; es fehlt ihnen keineswegs an Fähigkeiten (Barrington hist. 505). Lebhaft und wißbegierig, fand sie Hunter (19; Cunnigh. d. Ueb. 183). Und einzelne sehr befähigte Menschen haben sich bei allen diesen Stämmen gefunden. Macgillivray fand am Port Essington gar manchen Eingeborenen, der weit über den gewöhnlichen Schlag der Europäer hinausragte und schildert einen davon genauer (1, 154 f.). Und solche Beispiele sind häufig; fast jeder Reisende ist mit irgend einem Eingeborenen der Art umgegangen (z. B. Macgill. 1, 164; 154; Mitchell Journ. 415; Grey 2, 370; ev. Miss. Mbg. 1860, 277). Im Anfang der vierziger Jahre erhielt ein Eingeborener den ersten Preis im Sydney-College (Hodgson 253). Be-

sonders guten Verstand zeigen sie in mechanischen Fertigkeiten (Hodgkinson 243). Mitchell (Three exped. 2, 334; Journ. 412) stellt sie höher als unsere Bauern, ähnlich Baker (148). Ebenso urtheilt Macgillivray (1, 154), Gregory (Peterm. 1862, 288) und Grey (2, 368): sie haben einen richtigen Begriff vom Wesen und Wert des Geldes und wissen zu sparen: Anständig behandelt sind sie durchaus brauchbare, nicht entfernt „wilde" Menschen; und wenn Grey (2, 374) ihnen dieselbe Geschicklichkeit und Intelligenz wie anderen Menschenracen zuspricht, so spricht er damit unser Urtheil aus. Uebrigens scheint es, als ob sie von höherer Bildung herabgesunken seien — ein Gedanke, welchen auch Hale (115) schon ausgesprochen hat, den Grey (2, 217-24) zwar verwirft, aber aus nicht stichhaltigen Gründen. Hierfür spricht vieles ihres Malereien, ihrer Poesien und Erzählungen, sowie auch der Umstand daß sich an vielen Orten des Continents ein dem melanesischen etwa gleichstehender Hausbau findet, während an anderen ein so ganz schlechter herrscht. Ihr Leben hat überhaupt etwas ungleiches und ist sicher nicht dem Boden, auf dem es sich bewegt, entsprungen: sonst müßte es mit ihm in größerer Harmonie stehen. In unserer folgenden Betrachtung, wird noch manches Hierhergehörige sich finden, wie denn Hale mit Recht auf manche Feinheiten im Familienleben z. B. auf die Achtung gegen das Alter hinweist. Auch in der Mythologie werden sich uns einige ähnliche Gesichtspunkte ergeben, wie ferner eine so weitgehende Eintheilung des gestirnten Himmels in einzelne Sternbilder keineswegs einem ganz tiefstehenden Volke zuzuschreiben, die Jahreseintheilung, die sich hin und wieder findet, ebenfalls höchst merkwürdig ist und gerade durch ihre Seltenheit als letzter Rest früherer allgemeinerer Sitte erscheint.

Auch moralisch sind sie lange nicht so verworfen, als man sie gewöhnlich schildert (Darwin 2, 212). Trägheit wirft man ihnen hauptsächlich vor; aber daß diese keineswegs unbesieglich ist, dafür hat man Beweise (Breton 241). Im Norden sind sie vielfach willig zur Arbeit als Schäfer, Wasser- und Holzträger, als Gehülfen bei der Ernte gewesen (Cunningham 2, 13; d. Ueb. 169), von Perth erzählt Grey ähnliches und einzelne Beispiele großes Fleißes sind nicht selten. Ihr tägliches Leben geht in einer fortwährenden Reihe von Mühsalen und Arbeiten hin (Hüber 428). Die um Port Essington ge-

hen häufig auf Seereisen mit den Malaien (Jukes 1, 359), wie denn auch die Engländer manche freiwillige Reisebegleiter unter ihnen gefunden haben (z. B. Kennedy bei Macgill. 2, 228; 1, 154; Stokes 1, 227; Mitchell Journal 415). Der erste Verkehr mit den Eingeborenen war meist sehr schwierig, denn sie zeigten sich vielfach außerordentlich scheu (Cook 1. R. 3, 86 und sonst; Turnb. 37; Tench 149; Hunter 22; White 104; Macgill. 1, 65) und so fand sie Leichhardt im Innern fast überall. Hiermit steht auch im Zusammenhang, daß sie häufig gegen Fremde äußerst feindselig auftreten, wie es schon Dampier erlebte (2, 144; Hunter 20; Peron 1, 92; Stuart bei Peterm. 1862, 62; Burke eb. 69). Stokes hat mehrfach auf das äußerst verschiedene Benehmen der Eingeborenen gegen europäische Reisende hingewiesen: manche zeigten sich durchaus feindselig, andere Stämme dagegen auch freundlich und zutraulich. Eine gewisse Gutmüthigkeit und Freundlichkeit scheint allerdings ein Grundzug ihres Charakters: so fand Macgillivray die Nordstämme mit wenigen Ausnahmen, wie auch einzelne Stämme im Osten (1, 91; 121), so King (bei Leichhardt 211) die der Rockinghambai, Philipp (Tageb. 193), White (104), King (314) die Bewohner von Port Jackson; so Peron (2, 250 d. Ueb.) die von Nuytsland, Grey und Gregory (Peterm. 1862, 284) die der Nordwestküste. Allein sie sind sehr ängstlich und schreckhaft: und wie sich hieraus ihr Mißtrauen, das sie vielfach gezeigt haben, wenigstens zum Theil erklärt, so auch vielfach ihre Feindseligkeit. Plötzliche Annäherung setzt sie immer in Schrecken: und von diesem Gesichtspunkt muß man ihre Feindseligkeit gegen die Europäer vielfach auffassen. So zog Kennedy (Carron bei Macgill.) vorwärts vielfach umschwärmt von feindlich drohenden Eingeborenen, die ihn endlich ermordeten, die ihn vielleicht nicht getödtet hätten, wenn er nicht so ohne Weiteres in ihrem Gebiete aufgetreten wäre. Auch der Argwohn den sie fast immer gegen Fremde gezeigt haben, wurzelt hier (Tench 183; Peron 1, 432): daher sind sie oft schweigsam und zurückhaltend, ja abweisend gegen die Europäer, ihre Sitten und Waaren gewesen (Hale 109; Pickering 139). Oft aber ist es auch nur, daß sie nicht in der Laune sind, sich vor Fremde in ihrer ganzen Geschicklichkeit zu zeigen (Mundy 1, 222). Wilde Blutgier darf man in ihren Feindseligkeiten gegen die Weißen durchaus nicht

sehen. Denn durchschnittlich sind sie keineswegs vorragend kriegerisch und Burke nennt sie (Ostküste, Inneres) geradezu feige, während man den meisten eine gewisse Tapferkeit, ja Kühnheit (Stuart bei Peterm. 1861, 38; Cunningh. 171; 174 u. s. w.) nicht absprechen kann. Aber nur sehr selten haben die Eingeborenen geplündert oder Blut vergossen ohne eine Ursache, welche Europäer auch dazu getrieben haben würde (Eyre 1, 166); und an ihren Ueberfällen und Feindseligkeiten waren meist vorausgegangene Beleidigungen oder Mißhandlungen der Weißen schuld (Macgill.) während umgekehrt freundliche Behandlung sie in den meisten Fällen mild und freundlich gemacht hat (Sturt 1, 116; Eyre; Hunter 112-3). Sie sind bisweilen sogar weichherzig, wie man sie wohl in Thränen bei den Leiden eines Andern ausbrechen sah (Wilh. 26). Sind sie aber in der letzten Todesgefahr, dann treibt sie Angst und Verzweiflung zu blind wüthender Vertheidigung auch gegen einen überlegenen Feind. Selbstmord aber ist ihnen unbekannt (Grey 2, 248), obgleich sie auf ihr Leben eigentlich keinen Werth setzen (Phil. Tageb. 265). Auch bei Schmerzen und Wunden klagen sie nicht (Wilh. 26; Dawson 317); aber selbst diesen Zug hat man ins Schlechte umgedeutet und nur Indolenz und Stumpfheit darin sehen wollen (Turnbull 35). Ihre Feindseligkeit bricht aber keineswegs immer offen hervor, sie tragen sie, wenn sie beleidigt sind, oft lange mit sich umher, bis sie dann bei Gelegenheit losbrechen: denn sie sind erstaunlich rachsüchtig und vergessen eine zugefügte Beleidigung nie, wie Philipp (Tageb. 258) und Cunningham (177; 180; ebenso Freycin. 2, 137) versichern, während nur Dawson (328) das Gegentheil behauptet. Doch auch er gesteht zu, daß sie sehr empfindlich sind (eb.), was auch Philipp (Reise 70) und Cunningham (d. Ueb. 180) bestätigen. Diese Empfindlichkeit wurzelt in ihrem Stolz und der ist wie bei den meisten Naturvölkern sehr groß. Nach Hale (109) sehen sie einen Anderen nie als überlegen an, stellen sich dem Höchstgestellten gleich, setzen sich gleich beim Eintritt ins Zimmer, reden Niemanden anders als mit seinem Namen an und so sagten sie auch, wenn sie arbeiten sollten, daß nur der Weiße arbeite, der Schwarze dagegen Gentleman sei und Gewalt und Drohungen vermögen nichts über sie (Hale 109). Mag nun auch z. B. das Niedersetzen vielleicht eher das Gegentheil als Stolz sein: so haben sie jene letztere Eigenschaft jedenfalls im hohen

Maße. Auch das spöttische Nachahmen der Europäer beruht mit auf ihm. Ihre Rachsucht ist es auch, welche sie oft zum Verrath antreibt, doch sie nicht allein: vielmehr sind sie vielfach verschlagen (Stuart bei Peterm. 1861, 38; Melv. Inf. Campbell J. R. G. S. 4, 153) und Cunningham (d. Ueb. 171; 174) nennt sie im Ueberlisten Meister. Die Umwohner um Port Jackson logen aufs hartnäckigste, wenn man sie nicht auf der That ertappt hatte (Philipp Tageb. 253), verrätherisch nennt sie Hunter (47) sowohl wie Peron (Südostspitze, 1, 432) und Stuart (Petermann 1862, 62). Ja oft sogar, wenn man durch Geschenke und gute Behandlung die Eingeborenen vollständig gewonnen zu haben glaubte, griffen sie plötzlich die Europäer feindlich an, da sie Güte und Freundlichkeit für Schwäche halten (Oxley 348; Mitchell three exped. 1, 271; 300). Derartige Verrätherei aber erkennt man durch all ihre Gleißnerei hindurch an ihren funkelnden, unstäten Augen leicht (Leichhardt 406). Daß ein Australier einstmals seinen Freund, der als Mörder gehängt werden sollte, für eine Pferdedecke verrieth und sich dessen rühmte, nicht schämte, ist ein einzelner Fall, also ohne Bedeutung: derjenige Europäer, welcher die Pferdedecke bot, ist härter zu beurtheilen. Und daß sein Stamm hierbei nichts Unnatürliches fand (Behr 90), sieht schlimmer aus, als es ist: der Stamm kümmert sich um die Handlungen der Einzelnen nie. Und während ihnen Barrington (hist. 192) jede Dankbarkeit abspricht, gibt Dawson, allerdings neben einem Beispiel von großer Undankbarkeit (294), auch Beweise ihrer Dankbarkeit und Treue (eb. 273; ebenso Freyc. 2, 739) und der Bericht der herrenhutischen Missionäre (ev. M. M. 1860), so ungünstig er sonst lautet, läßt sie als dankbar erkennen. So haben sie sich auch sonst vielfach gezeigt, z. B. Jackey, Kennedys Begleiter, welcher mit festester und rührendster Treue sein eigenes Leben nicht achtete, um seinem Herrn zu helfen (Carron bei Macgill. 2, 200 f.). Ihrem Stamm hängen sie treu an (Hodgkinson 43; Phil. Tageb. 265; Holmann 4, 423), ja selbst ihren vaterländischen Boden lieben sie (Hodgkinson 43). Man sollte deshalb auch das Entfliehen solcher Eingeborener, welche (meist durch gewaltsames Festhalten) von den Europäern erzogen wurden, nicht immer nur als stöckige Unverbesserlichkeit bezeichnen: es liegt mehr darin, die Liebe zum väterlichen Lande, zu den Ihren. Unter sich sind sie offen und zutraulich, leben-

dig und fröhlich, sanft und friedlich (Georgs Sund, d'Urville a. 1, 117; Essingt. Campbell J. R. G. S. 4, 173; Eyre 2, 211), oft freiwillige Geschenke machend, das Erbeutete ohne Selbstsucht mittheilend (eb. Dawson 202; 239), ja geizig sein gilt als höchster Schimpf (Wilh. 37) und freigebig sind sie gegen Freunde und Fremde stets (Keppel a. 2, 167; Freycin. 2, 740). Allein mitten aus dieser Friedlichkeit heraus brechen sie oft in wilder Leidenschaft, wenn irgend beleidigt, feindschaftlich gegen einander los (Wilh. 37) und umgekehrt, daß sie eben noch in wildester Feindseligkeit gegen einander, sehr rasch versöhnt und friedlich werden, sahen wir schon. Dieser stete Wechsel der Stimmungen, diese Veränderlichkeit, welche sie selten bei einem Gegenstande lange verweilen läßt, und über die sich namentlich die Missionare beklagen (ev. Miss. Mag. 1860, 185; Tench 183; Hale 109; Philipps Tageb.; Cook 1. R. 3, 178 f.), ist bei einem Volke, welches von geistiger Zucht nichts kennt und ganz unter der Herrschaft äußerer Vorstellungen steht, durchaus nur natürlich. Zum Theil — aber nur zum Theil — hängt damit auch das Unstete zusammen, was sie vielfach in der Aneignung der Cultur gezeigt haben, so wie auch ihre große Lust zum Wandern, der sie schwer zu wiederstehen wissen. Nur die Kehrseite dieses Charakterzuges ist es, wenn sie auf der andern Seite eigensinnig und unbändig sind, wenn ihnen ein Wunsch nicht in Erfüllung geht (Beisp. Cook 1. R. 3, 178 f.; Phil. Tageb. 252). Auch ihre Begehrlichkeit wurzelt hier; obwohl diese im Anfang nicht sehr stark auftrat und sie also verhältnißmäßig ehrlich waren, so zeigten sie sich doch gar bald, als sie den Werth europäischer Besitzthümer erkannten, vielfach habgierig und diebisch (Tench 183; Will bei Peterm. 1862, 70; Phil. Tageb. 222; Reise 70) und so listig wußten sie sich oft in Besitz des Gewünschten zu setzen, daß sie Cunningham höchst verschmitzte Gauner (d. Ueb. 174; 171) nennt. Auch durch Zudringlichkeit suchten sie ihre Wünsche zu erlangen (Will eb.; White 69) und so sind sie vielfach zudringliche, oft ganz unverschämte Bettler geworden (Cunningh. eb. 168; ev. Miss. Mag. 253; 258). Aber auch Beispiele großer Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit finden sich, von denen Sturt (2, 276) mehrere erzählt.

Polygamie herrscht überall in Australien, doch ist sie bei Port Essington selten (Macg. 1, 151). Im Nordwesten haben die Män-

ner 5—11 Weiber (Grey 1, 256; 2, 230; Rafflesbai Wilson narr. 143), am unteren Murray bis an vier, sie tauschen die Töchter von anderen für ihre Schwestern ein (Angas 1, 93), im Südwesten gewöhnlich nur zwei (Salvado 313), ebenso um Port Jackson, eine weit größere Zahl am Georgs Sund (Browne 450), doch ist eine größere Zahl durchaus erlaubt (Phil. Tageb. 217; Henderson 2, 102; Monatsb. d. Berl. geogr. Ges. n. F. 4, 228); fünf hat man als höchste Zahl am Cap York (Macg. 2, 8). Das Vermögen entscheidet hier; meist hat man nicht so viel Besitz als zur Ernährung so vieler Weiber nöthig ist und da sie selber wieder tüchtige Kräfte sind, so ist es kein Wunder, wenn mit der Zahl der Weiber das Ansehen des betreffenden Mannes steigt. Die Mädchen werden jung verlobt, oft noch als Kinder, ja vor der Geburt (P. Essington Macgill. 1, 151) an erwachsene Männer, die oft schon verheirathet sind (Grey 2, 230; Macgill. 2, 8; Browne 450; Stanbridge Trans. Ethn. Soc. N. S. 1, 288; Wilhelmi 19) und gehören dann im Westen gleich in die Familie des Bräutigams, so daß sich die Eltern nicht mehr um sie kümmern (Grey 2, 230); im Süden bleiben sie bis zum reifen Alter bei ihren Eltern und werden erwachsen zu ihren Männern geschickt, deren Weiber sie nun ohne weitere Ceremonien sind (Wilh. 19). Doch gibt es verschiedene Arten, wie die Weiber gefreit werden. Entweder man hält friedlich um sie an, wo dann die Einwilligung des Vaters die Sache beendet, dem der Freier ein Geschenk macht und der dann seine Tochter demselben gibt (Salvado 313; Macgill. 2, 8), an der Rafflesbai wird das Mädchen an der Hand von ihren Eltern dem Manne zugeführt; sie setzt sich dann auf die Erde neben zwei brennende Holzscheite, welche ihre Eltern mitbringen und an den Boden legen (Wils. narr. 144): oder aber die Braut wird geraubt. Es ist strenge Sitte, daß jeder Mann seine Frau aus einem anderen Geschlechtsverband oder Clane nimmt; daher die frühen Verlobungen oft geschehen, um erwünschte Verbindungen anzuknüpfen (Stanbridge 288). Dies gilt als so strenges Gesetz, daß Dawiderhandeln als Incest angesehen und mit dem Tode bestraft wird (Grey 2, 252 f.; K. Georgs Sund Rind J. R. G. S. 1, 38; Wilhelmi 19; Collins 559); daß es für das beste gilt, die Frau sich aus möglichst großer Entfernung zu holen (Rind 44). Im Südosten ist es nun Sitte, daß wenn ein Jüng-

ling im Nachbarstamm ein Mädchen findet, welches ihm gefällt, er sich zunächst ihre Zustimmung erwirbt und dann mit ihr entflieht, und zwei Nächte und einen Tag im Walde bleibt, damit er den (fingirten) Nachforschungen und Verfolgungen des Stammes, zu welchem das Mädchen gehört, entgehe. Mit seiner Heimkehr ist die Ehe geschlossen (Wilhelmi 19 f.); eine Sitte, welche uns sogleich an ähnliches in Melanesien erinnert. Weit roher finden wir den gleichen Gebrauch in Neusüdwales. Denn hier wird das Mädchen, auch wenn ihm und den Seinen die Ehe recht ist, stets heimlich von dem Bräutigam und seiner Partei überfallen und womöglich geraubt. Da aber die Angehörigen des Mädchens auf ihrer Hut sind, so kommt es meist zu einem sehr hitzigen Kampf, in welchem die meisten und oft sehr schwere Prügel — die Braut empfängt, welche beide Parteien hin und herzerren, so daß sie auch Verrenkungen oft beträchtlicher Art gar nicht selten erleidet. Und dabei ist das ganze Gefecht sehr häufig nur Scheingefecht, dem Herkommen gemäß, welches selbst die Weiber nicht abgeschafft wissen wollen! (Turnbull 42; Hodgson 243; Philipp Tageb. 234; Barrington 35; Cunningh. 2, 20. d. Ueb. 172). Uebrigens kommt auch hier friedliches Anhalten vor neben dem Entführen (Shayer 191). Solche Entführungen sind übrigens bisweilen auch reine Gewaltakte, indem irgend einem ein Mädchen, eine Frau (denn ob die Erwählte schon verheirathet ist, darum kümmert man sich bei einem solchen Raube nicht, bei welchem überhaupt die Neigung oder Abneigung der Frau gar nicht in Betracht kommt), gefällt und er sie nun gewaltsam, wohl auch gegen ihren und der Ihren Willen raubt (Dawson 153). Ein so geschädigter Stamm nimmt übrigens Repressalien (d'Urv. a. 1, 454). Auch im Westen ist die Sitte, die Frau zu rauben, häufig und werden namentlich schöne Frauen geraubt (Salvado 314; Georgs Sund Browne 450), oft gewaltsam und gegen ihren Willen, worauf indeß der Tod steht (Grey 2, 252 f.). Eine schöne Frau hat überhaupt in Australien ein beklagenswerthes Loos: denn einmal ist sie stets in Gefahr, wider ihren Willen, auch wenn längst verheirathet, entführt zu werden, auch im Süden (Wilhelmi 19); geht sie aber willig, so entspinnt sich um sie, welche der Stamm ungern hergibt, ein viel heftigerer Streit, als um Andere; und endlich, die Weiber, welche ihr Gemahl vielleicht schon hat, empfangen sie keineswegs immer freund-

lich und dabei hat sie oft noch einen alten Mann, der sie mit der ärgsten Eifersucht bewacht (Grey 2, 248 f.). Die Mädchen, welche man, oft kaum geboren, mit einem angesehenen Mann verlobt, werden mit demselben verheirathet, wenn er schon älter ist. Stirbt er nun, so sind die Weiber noch verhältnißmäßig jung und werden nun, da Weiber nicht allzu zahlreich sind, von jüngeren Männern als sie selbst geheirathet, welche sich um sie bewerben dürfen noch bei Lebzeiten des Gatten (Hüber 430; Nind 39; Phil. Tageb. 190). Auch werden Weiber von 35—40 Jahren nicht selten verstoßen und Männern zugetheilt, die jünger sind als sie (Eyre 2, 319 f.). Diese Sitten, wie sie im hohen Grade naturwidrig sind, trüben auch die Ehen vielfach. Denn die Männer sind meist erstaunlich eifersüchtig und haben, je älter sie sind, um so mehr Grund (Salv. 315; Turnb. 42; Grey 1, 256). Ehebruch wird blutig gerächt, mit dem Tode (Grey 2, 252 f.; Salv. 315; Rafflesbai Wilk. narr. 144), der an den Schuldigen oft von den eigenen nächsten Verwandten (Victorialand Stanbridge Trans. ethn. Soc. 1, 288) vollzogen wird. Auch der Verführer wird oft vom ganzen Stamm bestraft (Hale 114) und zwar dadurch, daß man ihn einer Anzahl von Speerwürfen aussetzt, denen er, wenn er kann, ausweichen darf (Stanbridge eb.). Dabei wird aber Keuschheit weder von Mädchen noch von Wittwen verlangt, da sie gar nicht als Tugend gilt und die Jugend daher völlig ungebunden ist (ausführl. Eyre 2, 320; Macgill 2, 8; Haßkarl 82). Dagegen verlangt man von den verheiratheten Weibern die größte Strenge (Macgill. 2, 8). Und doch geben öfters Männer, welche mehrere Weiber haben, einem Freunde, der unverheirathet ist, eines derselben ab (Hale 114), aus Dankbarkeit oder ähnlichen Gründen (Sturt 1, 296). Ja die Männer prostituiren ihre Weiber selbst, so im Süden, wo man bisweilen sie auf eine Nacht verleiht oder vertauscht, was zwar jetzt für schändlich gilt; aber die Brüder des Mannes haben fast dieselben Rechte wie der Mann selbst und werden deshalb auch von der Frau ebenso wie der Mann angeredet (Wilhelmi 20; Eyre 2, 319; unterer Murray Angas 1, 93; Moretonb. Dumm. Lang 394). Daß die Prostitution in der Nähe der Colonie erst recht im Schwunge ist, das bedarf bei der Höhe europäischer Sittlichkeit nicht erst der Versicherung. — Die Weiber werden von den Männern schlecht, ja oft aufs brutalste

behandelt. An wenig Orten ist dies nicht der Fall: so im Nordwesten nach Campbell (J. R. G. S. 4, 173), nördlich von Port Maquarie (Hodgkinson 230), an Moretonbai (Field 66), im Westen (Salvado 315). Alle Arbeit müssen sie thun, das Essen besorgen, die Häuser baun, die Lasten tragen u. s. w. (Grey 2, 252; Wilh. 12; Shayer 190). Schafft sie nun nicht genug an, erzürnt sie den Mann irgend wie sonst, so wird sie aufs fürchterlichste gemißhandelt; die langen sechs Fuß hohen Gehstöcke zerschlagen die Bewohner von Viktoria oft an den Köpfen der Weiber (Köler a. 52), was indeß Dank der dicken Schädelwandungen ihnen nichts schadet. Doch hat man öfters Weiberschädel gefunden mit verwachsenen Fissuren, den Zeichen ehemaliger Mißhandlungen. Am Cap York ist es ebenso, bis zu Tode werden sie geschlagen (Macgill. 2, 9), nicht anders im Innern des Landes, wo ein Eingeborener sein Weib, das ihn erzürnt hatte, lebendig verbrennen wollte! (ev. Miss. Mag. 1860, 263). Natürlich sind die Weiber stets in Angst vor ihren Männern (Hunter 23; Philipp Tageb. 197; 201) und ihre strenge Zurückhaltung der Weiber (Cook 1. R. 3, 226 f.; Peron d. Ueb. 2, 250; 252) beruht wesentlich auf dieser ihrer schlechten Stellung, zum Theil aber sicher auch auf der Eifersucht der Männer und auf der Furcht vor gewaltsamer Entführung (Oxley 290). Natürlich stehen die Weiber, wo sie besser behandelt werden, freier (Mitchell three exped. 1, 216); Schutz gegen solche Mißhandlungen finden sie nirgends (Grey 2, 254). Selbst nach dem Tode verfolgt sie noch ihr unglückseliges Loos; man überläßt ihre Leichen oft den Hunden zum Fraß (Byrne 1, 279; 2, 319). Durch Gesänge zu Tänzen wissen sich indeß alte Weiber bisweilen einen gewissen Einfluß zu sichern; dazu kommt, daß sie zum Streit anfeuern, ja selbst mitziehen (218). Zur Rache reizt das Weib den Mann, wenn es selber und mit ihr der Clan beleidigt ist (Salvado 350); auch zerbrechen, beschädigen erzürnte Weiber nicht gar selten das Eigenthum ihres Gatten (Phil. Tageb. 212). Und trotzdem hängen sie an ihren Männern! Und trotz allem Gesagten kommen auch in Neuholland Beispiele von romantischer, von wirklicher Liebe vor! (Barrington 37; Browne 451; Macg. 2, 8). — Sie gelten ganz als Eigenthum ihres Mannes, daher „Eigenthümer eines Weibes" im Adelaidedialekt geradezu Ehemann bedeutet (Eyre 2, 319). Stirbt der Mann (oder der Verlobte, wel-

cher mit dem Verlöbniß das Eigenthumsrecht bekommt), so erbt die Frau und die Kinder sein Bruder, wenn er denselben Familiennamen hat, d. h. wenn er von derselben Mutter stammt (Grey 2, 230; Salvado 313; Port Philipp J. R. G. S. 6, 421): nach drei Tagen geht die Wittwe mit ihren Kindern zu ihm hin (Grey eb.). Unverheirathete Mädchen stehen zunächst in der Gewalt des Vaters, dann des Bruders, darauf des Oheims und zwar mütterlicher Seits und schließlich des Häuptlings (Stanbridge Trans. ethn. Soc. N. S. 1, 288) und an diese Verwandten der eigenen Familie, nicht wie im Westen an die des Mannes, fällt im Süden die Wittwe wieder zurück (Eyre 2, 319). Ja die Eltern behalten selbst über ihre verheiratheten Kinder Einfluß, auch die Wittwe auf die Söhne, wie sie auch, wenn sie nicht wieder heirathet, bei ihren verheiratheten Kindern wohnt (Dawson 315).

Eine höchst eigenthümliche Sitte, welche sich in ganz Australien findet, ist die, daß der Eidam nie den Namen der Schwieger, die Schnur nie den des Schwähers nennen darf, und wenn derselbe ein Appellativ ist, sie auch das gleiche Appellativum nie anwenden dürfen, was ebenso von den Namen der Todten gilt (Norden Macgill. 2, 10 f.; Süden Eyre 2, 339). Ja in manchen Gegenden dürfen sich diese Verwandten nach der Verlobung nicht mehr sehen, die künftige Schwiegermutter muß während der Verlobung ihr Angesicht dem Eidam gegenüber im Norstwesten völlig verdeckt halten (Stokes 1, 284), um Port Philipp soll dies auch nach der Verheirathung geschehen (J. R. G. S. 6, 421) und am Spencergolf verbirgt sie sich fortwährend vor ihm (Stanbridge 289) und er sich vor ihr auf das Allerstrengste: nicht einmal dürfen dritte ihr die Anwesenheit des Eidams mit Worten sagen, nur durch Zeichen darf sie gewarnt werden (Beisp. bei Wilhelmi 20). Man darf diese Sitte wohl nicht daraus erklären, daß durch sie das Verbot geschlechtliches Umgangs der betreffenden Personen angedeutet sein soll; sie muß, wie sich daraus ergibt, daß man die Namen der Todten ebenso behandelt, einen tieferen, religiösen Grund haben. Soll doch auch der geschlechtliche Umgang ganz naher Verwandten erlaubt sein, nur nicht feste Heirathen unter ihnen (Monatsber. der geogr. Ges. zu Berl. n. F. 4, 228). — Das Verhältniß der Weiber zeigt aber noch andere Wunderlichkeiten. Wir sprachen oben von der meist ganz schrecklichen

Behandlung die sie zu erdulden haben; und doch haben sie andererseits eine höchst bedeutende Stellung. Zwar daß ihnen jeder Jüngling oder Mann bis zu seiner Verheirathung schon von fern auf dem Wege ausweichen muß (Eyre 2, 302 f.), was Halen (115) ein Zeichen von hoher Achtung schien, erscheint uns eher als das Gegentheil; die Jünglinge empfangen religiöse Weihen und sind also zu hoch und heilig, um sich mit den Weibern einzulassen. Denn die polynesischen Tabugesetze in Betreff der Weiber gelten auch hier, sie dürfen nicht mit den Männern essen, sie sind von allen religiösen Feiern, meist auch von den Tänzen ausgeschlossen (Ausnahme Phil. Tageb. 229) eine Reihe Nahrungsmittel sind ihnen verboten u. s. w., z. B. manche Fische, Schildkröten stets, Tauben sind nur den Schwangeren erlaubt, alle anderen werden davon krank (Macgill. 2, 10), d. h. die Strafe des Tabubruches tritt ein. Und wenn dies alles nicht so scharf wie in Polynesien auftritt, so liegt das nur an dem roheren, elenderen Leben der Neuholländer; jedenfalls aber ist dies ein Punkt, welcher auf frühere consequenter und höher ausgeprägte Sitten schließen läßt. Ja diese Sitte zeigt sich wohl auch, freilich ins Abscheulichste verzerrt, in der Ueberbürdung der Weiber, da die Männer zum Tragen und dergl. zu heilig sind, namentlich aber zum Nahrungssammeln: es sei denn, daß diese Nahrung selber besonders heilig sei, wie die Schildkröten, deren Fang stets die Männer besorgen (Macgill. 2, 9); und so sind auch die gräßlichen Mißhandlungen nur die letzten Folgen dieser geringeren Heiligkeit. Eben darauf beruht aber auch das bedeutende ihrer Stellung: auf ihnen beruht durchaus alle Vererbung. Die Kinder gehören zur Familie der Mutter ohne weitere Beziehung zu ihren Halbgeschwistern von anderen Müttern; daher sie nach dem Tode des Vaters geradezu vertheilt werden. Auch die Blutrache erbt durch sie, und alle die Familienbeziehungen durch die Mutter werden aufs strengste inne gehalten. So ist es in Westaustralien (Grey 2, 225; 230-2; Beisp. Append. A. 2, 391 f.), ebenso auch am Georgs Sund, wo die Kinder zwar ganz dem Vater gehören, aber dennoch dem Stamm der Mutter folgen (Nind 38); nur in den Stämmen Moncalon und Torndirrup folgen die Kinder dem Stamme des Vaters (eb. 44). Auch am Spencergolf gehören sie zum Stamme der Mutter (Wilh. 19).

Die Schlafstätten für verheirathete und unverheirathete Männer

sind streng geschieden. Mädchen, die zum Zeichen ihres ledigen Standes nach Freycinet (2, 748) eine Schnur von Opossumhaaren tragen, und Weiber schlafen stets mit den Verheiratheten zusammen, nie mit den Unverheiratheten. Kommt ein Fremder mit seinem Weib, so schläft er bei ersteren, kommt er allein, bei letzteren (Grey 2, 252 f.). Die kleinen Kinder schlafen bei ihren Eltern; Knaben aber von sechs Jahren an bei den Unverheiratheten (Salvado 315). Die Männer bleiben bis ins dreißigste Jahr unverheirathet (Nind 39), zum Theil wegen Mangels an Weibern, aber auch wohl aus religiösen Gründen. Ihre Schlafhütte steht von dem gemeinsamen Lager etwas entfernt (Eyre 2, 302 f.). Die Mädchen werden mit dem 10—12. Jahre mannbar (Macg. 2, 9), aber sie bekommen selten vor dem 18., 19. Jahre Kinder (Schürmann bei Wilhelmi 20). Während der Periode gelten die Weiber sieben Tage lang für unrein und so lange enthalten sich ihrer die Männer (Grey 2, 344); sie wohnen dann in einer abgesonderten Hütte für sich (Teichelm. u. Schürm. 10). Die Geburten sind leicht, meist hilft eine bekannte Frau der Gebärenden, mit welcher sie sich den Blicken der Männer im Wald oder sonst in der Einsamkeit entzieht (Macgill. 2, 9; Grey 2, 251; Wilh. 21). Nur selten hilft der Mann (so um P. Jackson nach Turnbull 42), und den anderen Tag, ja schon nach einigen Stunden geht die Frau wieder an alle Arbeit (Turnb. eb.; Macgill. eb.). Zwillingsgeburten sind häufig (Grey 2, 251; Freycin. 2, 718); mehr Kinder werden nie auf einmal geboren (eb.). Fehlgeburten sind bei der schlechten Behandlung der Weiber häufiger als bei uns (Gr. 248), doch sind die letzteren durchaus fruchtbar. Grey zählte von 41 Frauen 188 Kinder; einzelne Mütter hatten 7; unter 222 Geburten 93 Mädchen, 129 Jungen, und so sollen auch nach anderen Berichten die männlichen Geburten zahlreicher sein, als die weiblichen (Grey 2, 250 f.), auch sind Knaben den Eltern lieber als Mädchen (eb. Salv. 310). Bei der Geburt werden viele Kinder gleich umgebracht, namentlich Mädchen (Spencergolf Wilh. 20; Vikt.land, Australia felix 131), das dritte Mädchen ganz gewiß, oft schon das zweite, wenn nicht eine andere Frau es an Kindesstatt annimmt (Salv. 310); ja im Süden sollen die so getödteten von ihren Eltern verzehrt werden (Austral. fel. 129; Stanbridge 289). Ebenso an der Moretonbai (Angas 1, 73). Am Cap York unter

den Muralugs zieht man nur sehr selten mehr als drei Kinder auf (im Süden fast nie mehr als vier, Wilh. 19), alle unehelichen Kinder werden gleich bei der Geburt getödtet, wenn der Vater nicht dagegen ist, was indeß selten genug vorkommt; und Mädchen, auch rechtmäßige, oft noch viel später (Macgill. 2, 11). Man begräbt die armen Geschöpfe hier lebendig (eb.), in Neusüdwales erstickt man sie überm Feuer! (Shayer 194). Man tödtet die Kinder schon, wenn sie unbequem werden, und je verkommener ein Stamm ist, je mehr ruinirt er sich selbst durch Kindermord (ev. M. Mag. 1860, 257; 263). Mischlingskinder werden fast immer umgebracht (eb.), in Westaustralien durch die Verwandten der Mutter (Byrne 2, 320), in anderen Gegenden nur die Knaben, während man gerade die Mädchen auferzieht (Breton 231). An manchen Orten läßt man sie übrigens alle leben, so in einzelnen Distrikten von Neusüdwales (Colon. Intelligencer 1847, 71, nach offic. Angaben d. Geistl.), so an der Moretonbai (Macgill, 1, 49). Sie sind von brauner Farbe, den Polynesiern ähnlich (Hodgkinson 90). Umgebracht werden die Kinder, welche bei der Geburt große Schmerzen verursacht haben, ferner alle Krüppel (Bennett 1, 122; Cunningh. 2, 7, ebenso im Westen Grey 2, 251) — wogegen freilich im Süden Albinos, Wahnsinnige, Einäugige oder sonst Mißgebildete gut behandelt und hoch geehrt werden (Eyre 2, 382; Hodgson 246) — und stets von Zwillingen das eine Kind (Bennett eb. Cunn. eb.; Freycin. 2, 747). Stirbt die Mutter eines Säuglings, so wird derselbe lebendig mit begraben (Leigh. 159), wenn sich für das arme Ding keine Adoptiveltern, Vater oder Mutter, finden (Barrington 28); eine Sitte, welche aus einem ähnlichen Aberglauben stammen kann, als ihn die Kaffern haben, daß keine Mutter ein fremdes Kind säugen dürfe (Alberti 66). Aberglaube ist oft die Veranlassung zu diesen Morden: keineswegs immer, mindestens ebenso häufig und auch dann werden sie ohne Scheu eingestanden (Grant 130), beruhen sie auf Faulheit oder auf Rache, letzteres namentlich, wenn das Kind von einem Weißen stammt, welcher nach der Zeugung die Mutter verließ (Bennett 1, 122); oder auf Befehl des Vaters, dem das Kind zur Last ist, wie in einem Falle, wo die Frau sieben junge Hunde zur Verpflegung erhielt, welche sie säugen mußte (Hodgson 221). Junge Hunde werden häufig von den Weibern gesäugt, um gezähmt und recht gepflegt zu werden (Daw-

son 176; Mitchell three exp. 2, 341; Grey 2, 279; Breton 193). Auch wenn Kinder zu dicht auf einander geboren werden, was man für ein Unrecht gegen die älteren Kinder und für nicht anständig hält, tödtet man das Neugeborene, damit es seinen Geschwistern nicht die Nahrung nehme (Wilh. 20). Die Weiber säugen die Kinder sehr lang, 2, 4, ja 6 Jahre (Salvado 311; Grey 2, 250; Macgill. 2, 12); was ihre eigene Fruchtbarkeit sehr hindert. Auch künstlicher Abortus, auf denselben Gründen beruhend, ist häufig; man bewirkt ihn durch starke Schläge auf den Leib der Schwangeren, welche andere Weiber ihr geben (Monatsber. der geogr. Gesellsch. zu Berlin n. F. 4, 228; Meinicke a. 2, 208).

Die neugeborenen Kinder werden auf ein weiches Rindenstück gelegt, festgebunden und so von der Mutter getragen (Turnbull 43 und sonst oft), im Westen in ein Opossumfell gewickelt, welches mit Schnüren vom Haar des Thieres um Hand- und Fußgelenk befestigt wird, wodurch die Kinder schön und muthig werden sollen (Grey 2, 250). Durch Roheit und Ungeschick erhalten sie nicht selten freilich arge Verletzungen: so legen sie die Mütter im Süden oft so nahe ans Feuer, daß ihnen die Zehen verbrennen oder sonst ein schwerer Schaden zugefügt wird (Leigh 146; Wilhelmi 21). Indeß verbrennen sie sich selber aus Nachlässigkeit und Schlaftrunkenheit aufs ärgste (Barrington 20). Man kann ihnen aber die Zärtlichkeit gegen die Kinder nicht absprechen: sterben dieselben, so tragen die Mütter nicht selten die Leichen 10—12 Monate in ihrem Sacke bei sich, auf welchem sie schlafen, bis nur noch die Knochen übrig sind, die sie bisweilen wieder zu einem Ganzen zusammen stellen und endlich verbrennen oder begraben (Stokes 2, 355; Bennett 1, 125; Eyre 2, 344). Ebenso zärtlich sind die Väter, welche ermüdete Kinder sorglich an der Hand führen oder tragen (Köler a. 52; 53); ein herrliches Beispiel von Elternliebe gibt Cunningham (d. Ueb. 179) und alle Berichterstatter sprechen mit gleicher Bewunderung von der Innigkeit derselben (Westen Grey 2, 356; Osten Turnbull 43; Norden Campbell J. R. G. S. 4, 173; Freycinet 2, 734). Um Port Stephens werden Waisenkinder öfters von unverheiratheten Männern oder Weibern oder auch von Ehepaaren adoptirt (Dawson 68; 239). Am Berg Murchison werden Kinder, welche die Mutter verloren haben, vom ganzen Stamm adoptirt; der Vater lebt so lange

bei einem anderen Stamm, bis er unter diesem eine neue Frau findet; dann kehrt er unter Festlichkeiten zurück (Hüber 430). Die Kinder selber sind häufig auch niedlich, munter und gewinnend, ja bei guter Pflege wirklich liebenswürdig. Auch sonst zeigen sie regen Familiensinn und große, liebevolle Anhänglichkeit an die Ihren, auch die Weiber, selbst da, wo sie die ärgste Behandlung zu erdulden haben (Browne bei Peterm. 1856, 451; Phil. Tageb. 225). Ein Weib aus einem der Stämme am Murrumbidge hatte sich einem entlaufenen Sträfling angeschlossen, der wegen vieler neu begangener Verbrechen verfolgt wurde. Oft arg von ihm mißhandelt, ernährte sie, verbarg sie ihn und führte trotz aller versprochenen Belohnungen seine Verfolger stets irre, bis jener durch eigene Unvorsichtigkeit gefangen wurde (Bennett 1, 248). Im Streit um die Vorzüge und die Ehre ihrer Männer prügeln sich die Weiber oft wüthend untereinander (Browne bei Peterm. 1856, 451). An Punkten des Continents, wo sie eine bessere Stellung haben, lieben die Männer auch sie mit Herzlichkeit und begegnen ihnen nicht ohne Anstand; so am Port Essington, dessen Eingeborene durchaus keine rohen Wilden sind (Campbell J. R. G. S. 4, 173), im Westen (Salvado 315) und sonst. Für ihren Familiensinn spricht auch die genaue Bezeichnung der verschiedenen Verwandtschaftsgrade in den australischen Sprachen (Teichelm. u. Schürm. 28; Shayer 194 Vokabb.). Be-anna, Vater, werden auch die nächsten Verwandten genannt, welche beim Tode des wirklichen Vaters eine Art Vormundschaft und Sorge für die Familie zu übernehmen haben (Collins 545) und hierher gehört es auch, wenn die Weiber die Brüder ihres Mannes „Gemahl“ nennen, während die Männer die Weiber ihrer Brüder mit anderer Bezeichnung als ihre eigenen Weiber benennen (Wilh. 20), letzteres zum klaren Beweis, daß wir es hier nicht mit einer geschlechtlichen Zügellosigkeit, sondern nur mit einer auf den Rechtsverhältnissen beruhenden Anrede zu thun haben. Auch die Trauer um die Verstorbenen ist innig und aufrichtig (Köler b. 148; Cunningh. d. Ueb. 181); selbst der trauernde Bruder wohnt oft bei einem Todten, bis derselbe ganz verwest ist (Mitchell three exped. 2, 71). Das Alter ehren sie: es ist frei vom Kriegsdienst, die beste Nahrung gehört nur ihm zu, und hülflose werden treu gepflegt (Wilh. 23; Grey 2, 248; Salvado 353; Köler b. 148; Hale 113; Barrington 23; Mitchell

three exp. 2, 340): doch gibt Eyre 1, 40 ein Beispiel vom Gegentheil und bemerkt (2, 316), daß diese Verehrung nur so lange dauere, als Geistes- und Körperkraft ungeschwächt sei; wohingegen alte Leute, wenn sie Anderen zur Last sind, verlassen würden. Auch getödtet, ja aufgefressen werden sie oft, wie wir sahen, und zwar von den Verwandten, welchen dies zu thun heilige Pflicht war. Aber daraus erhellt, daß dies Auffressen wie auch das der ermordeten Neugeborenen ein Zeichen von Liebe, von Treue und Anhänglichkeit ist, welches mit religiösen Vorstellungen verwandt ist. Nach Morrill, der 16 Jahre unter ihnen lebte, essen die Eingeborenen der Ostküste zwischen Moreton und Rockinghambai die Leichen ihrer Verwandten und Häuptlinge, um ihre Tugenden zu erlangen (Hüber 430): man verleibt sich also die Seele des Verzehrten ein. Jedenfalls steht nach alle dem Gesagten Breton mit seiner Behauptung (202), die Familienanhänglichkeit sei gering, ganz allein.

Gleich nach der Geburt, in manchen Gegenden erst nach 4—6 Wochen (Freyc. 2, 764), wird das Kind, dessen Schreien sie durch Gesang stillen (Teich. u. Schürm. 27) benannt mit Namen, welche Naturgegenstände u. s. w. bezeichnen, oder sonst appellativ sind (Teich. u. Schürm. 8); sie wurden unter den Muralugs (Cap. York) bei Macgillivrays Anwesenheit (2, 11) von einem besonders angesehenen alten Mann gegeben. Der Einzelne kann mehrere Namen bekommen. In Port Linkoln haben nach Wilhelmi 21 die Kinder je nach der Zahl bestimmte Namen, deren die Eingeborenen etwa 6—8 für jedes Geschlecht besitzen; dazu kommt noch der Name seines Geburtsortes, den jedes Kind erhält und endlich ein dritter für die erwachsenen Männer. Und nach der Geburt eines Kindes nennen sich im Süden bei manchen Stämmen die Eltern nach dem Kinde, „Vater, Mutter von Kadli" u. s. w. bis zur Geburt des Folgenden (Eyre 2, 325). Nach vierzehn Tagen wird dem Kinde dann die Nasenwand durchbohrt (eb. 12), was am Maquarie erst zur Zeit der Mannbarkeit geschieht (Angas 2, 225). Von Erziehung ist nicht die Rede: Kinder züchtigen gilt als Grausamkeit (Dumm. Lang 394), die Väter stehen den Kindern gegen die Mütter bei, und so wachsen sie in Ungebundenheit und Uebermuth, ja in Gewaltthätigkeit heran (Freyc. 2, 738). Sie werden bald selbständig und suchen sich ihren Lebensunterhalt dann selber (Macg. 2, 12). Um Port Jackson unterrichten die Väter sie im Speerwerfen, indem sie sie Binsen

werfen lassen (Turnb. 43). Den Mädchen werden in Ostaustralien bald nach der Geburt ein oder zwei Glieder des kleinen Fingers der linken Hand durch Unterbinden gelöst und ins Meer geworfen, denn dadurch werden sie glücklich im Fischfang (Turnbull 43; Dumm. Lang 409; Angas 2, 225; Hunter 70, 113; Philipp Tageb. 234, Reise 67; Moretonbai Field 62). Auch im Nordwesten und Beaglebai findet sich die Sitte, doch hier, wie man sagt, um die Angelschnur besser um die Hand winden zu können (Stokes 1, 93).

Die heranwachsenden Knaben müssen verschiedene Ceremonien durchmachen, ehe sie für selbständig gelten. Zunächst die Beschneidung, welche im Süden (Eyre 1, 212), im Inneren (Sturt 1, 210; 274 u. sonst) und im Norden und Nordwesten (Leichhardt 359; Carpentaria Grey 2, 343; Flinders 2, 138; 212 Cap York Macg. 2, 14) zu Hause ist, nicht aber im Südwesten und im Osten. Ueberall wird sie unter den wunderlichsten Festlichkeiten vorgenommen. Im Süden tritt sie einige Jahre nach einer anderen Ceremonie ein, wobei den Knaben die Augen zugehalten werden unter allerhand seltsamen Formeln und dem Geräusch eines brummteufelähnlichen Instrumentes, eines Stückes Holz an einem Seil, welches stark geschwungen einen brummenden Ton verursacht und Weibern und Kindern das Zeichen gibt, sich aufs strengste fern zu halten. Dann färbt sich der Knabe das Gesicht schwarz und darf drei Monate lang nicht laut sprechen; alle Wünsche und nur das Nothwendigste muß er flüstern (Schürmann bei Wilh. 23 f.). Es scheint also, als ob mit dieser Zeit ein Gott in ihn herabstiege. Dann folgt einige Jahre später die Beschneidung selbst. Unbeschnittener gilt hier als Schimpfwort (Teichelm. u. Schürm. 38), die Beschneidung selbst als etwas durchaus religiöses. Der nächste Verwandte ordnet sie an und vollzieht sie auch. Er stellt sich, als wolle er fliehen; allein man fängt ihn ein, legt ihn auf die Erde und reibt ihn mit Staub, dann hebt man ihn an den Ohren empor unter lautem Geschrei, um ihn von seiner Bezauberung, welche man annimmt, aufzuwecken. Es ist für jeden Knaben ein „Turlo" (Beschneider) und noch einer überzählig da (Teich. u. Schürm. 36; die Stellen stimmen nicht genau zu einander). Yura, eine große Schlange, jetzt in den dunkeln Flecken der Milchstraße wohnend, hat die Beschneidung gelehrt und straft ihre Vernachlässigung (eb. 62). Eyre indeß beschreibt die Ceremonien

anders, welche also nach den Stämmen variiren: nach ihm wird des Jünglings Haar eine Zeitlang auf eine besondere Art zusammengeflochten in ein Netz besteckt, und so während der Monate getragen, in denen die Beschneidung vollzogen wird. Dieselbe Zeit hindurch tragen sie eine Bedeckung des Penis; die Operation, welche Wilhelmi eine höchst schmerzvolle Verstümmelung nennt und von der Eyre glaubt, daß „ihre Zulassung eine weise Einrichtung der Vorsehung" sei, um Uebervölkerung zu verhüten, nimmt nicht nur die Vorhaut, sondern spaltet auch den Penis von unten bis zur Urethra (Wilhelmi 24; Eyre 1, 212). Die Gottheit Midhalla, welche auf einer Insel wohnt, gilt als der Urheber dieser Sitte. Nach Leigh (151) findet sie unmittelbar vor der Hochzeit statt als Zeichen der Mannhaftigkeit. Im Osten, sagen Teichelmann und Schürmann (20), also wohl im Osten von Viktorialand werden die Knaben vor der Operation mit Fett gesalbt und roth bemalt, d. h. sie müssen im höchsten Putze erscheinen, um beschnitten zu werden. Heilig ist auch hier die Sitte; und alles was wir betrachtet haben, spricht dafür, daß ursprünglich derselbe Grund für die Beschneidung herrschte, wie in Polynesien. Im Süden folgt dann das wichtigste dieser Feste, wodurch die Jünglinge (welche 18 oder 20 Jahre alt sind) zu Männern werden und dessen Ceremonien Wilhelmi (24 f. bei Delitsch 1, 122; Köler a. 55 f.) ausführlich beschreibt. Jeder Einzuweihende hat eine Art Pathen, und die schon eingeweihten Jünglinge führen die Einzuweihenden scheinbar mit eigenem Widerstreben und unter dem Wehgeheul der Weiber, welche aber wie auch die Kinder bei Todesstrafe nichts von dem Feste sehen dürfen, den Pathen zu. Aehnliche wehklagende Töne stoßen auch die Männer aus. Wir übergehen das Einzelne und bemerken nur, daß dann die Jünglinge, bespritzt mit dem Blute einiger der Festgenossen, welche sich am Arm verwunden, jene Tattuirungen oder besser Narben bekommen, welche in zwei Reihen (jede Narbe ist von der andern 1/2" entfernt) von den Schultern zu den Hüften laufen und wie sie äußerst schmerzhaft sind, auch für sehr heilig gelten. Während der Zeit erfinden die Männer für die so Leidenden ihre Namen, welche stets ganz neu sein müssen. Nach der Operation, wenn die Tattuirten, die bei dem ganzen Hergange keinen Schmerzenslaut äußern, die bis dahin verbundenen Augen öffnen, erblicken sie zwei wüthende Männer, welche mit geschwungenen Waffen auf sie zueilen: allein dies

ist nur eine Probe und die letzte, denn die Männer nahen sich ihnen ganz friedlich. Unter einigen Abzeichen, welche sie dann erhalten, ist auch eine Opossumschnur, welche man ihnen um den Hals legt; und nun dürfen sie 4—5 Monate keinen Streit mitmachen, nicht laut reden und müssen sich ganz fern von den Weibern halten. Nach dieser Zeit aber wird ihnen die Schnur abgenommen unter nochmaliger Besprengung mit Menschenblut, und nun sind sie vollkommen freie und erwachsene Männer. Aehnlich schildert Shayer (191) dies Fest: der Beschneider wird gewaltsam herbeigebracht, die Knaben gewaltsam den Weibern entführt, dann mit Ruthen gepeitscht, auf die anderen, welche sich nach feierlichem Zug auf die Erde legen, hingesetzt und beschnitten. Die Flügelmänner dieses Zuges haben mythische Namen, einer heißt parna Stern (der den Herbst anzeigt Teich. u. Schürm. s. v.) der andere der Fliegende (eb. 43). Hier also werden keine Zähne ausgeschlagen, ebenso wenig um Adelaide (Leigh 164) und an anderen Punkten der Südküste (Eyre 1, 318), sowie um Westernport (Peron 2, 261; d. Ueb. 1, 432). Die Bewohner von Port Linkoln haben drei Feste durchzumachen, ebenso verschiedene andere Stämme; die am unteren Murray haben nur eine Feier (Angas 1, 98); die um Adelaide aber müssen sich durch fünf Stadien zur vollen Manneswürde emporarbeiten (Eyre 2, 333). Ganz eigenthümliche Gebräuche hat der Goulburnstamm (nördlich von Melbourne), unter anderen auch das Zahnausschlagen. Ein Jüngling, der zur Mannheit eingeweiht werden soll, wird von drei Stammgenossen in den Wald geführt, wo er zwei Tage und eine Nacht bleibt und sich die zwei oberen Schneidezähne ausschlägt, die er sorgfältig aufhebt und zurückgekehrt seiner Mutter gibt. Dann geht er wieder in den Wald, wo er nun zwei Nächte und einen Tag bleibt. Die Mutter aber sucht einen jungen Gummibaum, den nur wenige, nie aber der Sohn selber wissen dürfen und steckt die beiden Zähne in die obersten Aeste. Stirbt der Sohn, so schält man die Rinde unten am Baum und tödtet ihn durch ein Feuer, welches man unten um den Stamm anzündet, so daß er als Denkmal des Todten stehen bleibt (W. v. Bandowski bei Wilh. 27 f.). Uebrigens berichtet auch Stanbridge das Zahnausschlagen von südlichen Stämmen (Trans. Ethn. Soc. N. S. 1, 287; ebenso Haydon 103), sowie auch, daß beide Geschlechter zugleich Hautnarben als Zeichen der Mannbarkeit zu derselben Zeit empfingen.

Die Sitten, welche im Osten bei diesem Fest vorkommen, schildert Hale (113) so: ist eine Anzahl mannbarer Knaben vorhanden, so ertönt plötzlich in der Nacht ein Schrei im Walde: der Bubu ruft sie, die Männer führen sie an einen verborgenen Platz und da werden sie unter Tanzen und Fechten, unter allerhand abergläubischen Ceremonien, unter verschiedenen Proben von Muth und Standhaftigkeit mit den Mannespflichten bekannt gemacht. Die Ceremonien sind nach den Stämmen verschieden; die Küstenstämme schlagen einen Vorderzahn aus. Auch hier wird bei diesem Fest der letzte Name, der fürs Leben bleibt, gegeben (Hodgkinson 231). Die Ceremonien selber schildert Barrington (12) etwas anders als Hale. Mit seiner Schilderung stimmt die, welche Collins (564 f.; nach ihm Angas 2, 216 und Freyc. 2, 750 f.; Breton 253) gibt, genau überein. Die ganze Nacht zuvor müssen die Jünglinge, welche geweiht werden sollen, mit gekreuzten Händen knien: sprechen dürfen sie während des ganzen Festes nicht. Der Stamm der Camera-gal (Cam-mer-ray) hat hier allein das Recht, die Ceremonien vorzunehmen (Barrington 29); er steht in anerkannter Superiorität über den andern Stämmen, als deren Anerkennungszeichen er einen Zahn von den jungen Leuten der anderen Stämme fordert (Collins 546), sowie auch jedem Cameragal selbst ein Vorderzahn fehlt (eb. 582). Einer dieser Operateure thut nun in der Nacht, wo jene knien, als ob er mit der größten Mühe den heiligen Stein oder Knochen, den sie brauchen, aus seinem Leibe hervorzöge; den anderen Morgen agiren die Cameragal einen Tanz, in dem sie Hunde vorstellen, damit jene Knaben Gewalt über die Hunde bekommen; ebenso empfangen sie Macht über die Kängurus und, wie es scheint, über die Feinde, durch allerhand Wunderlichkeiten, welche ihnen Tapferkeit verleihen sollen. Dann wird mit dem heiligen Knochen der obere rechte Schneidezahn (Phil. Reise 67) ausgeschlagen, das Blut muß auf die Brust des Knaben und auf das Haupt des Operateurs fallen, dessen Namen schließlich der nun Eingeweihte annimmt. Den Schluß des Festes bildet ein plötzliches Aufspringen und Vorstürmen der neuen Männer, vor denen alles flieht: zum Zeichen, wie tapfer und furchtbar sie einst sein werden. Es folgt dann allgemeine Lustbarkeit und der Eingeweihte darf nun alle Geschäfte der Männer, auch die Kängurujagd mitmachen (Turnbull 43). Etwas anders ist das Fest bei den Macquariestämmen (Angas

2, 222). Braim erzählt von einem bösen Geist in Pferdegestalt, der die Eingeborenen nur dann nicht verschlingt, wenn sie ihm zeigen, daß ihnen ein Zahn ausgeschlagen ist; wie wir auch die Beschneidung und das Tattuiren unter dem Schutze solcher Geister fanden. Nach diesem Feste dürfen die Eingeweihten, nach Hale (113) bis zu ihrer Verheirathung mit keinem der Weiber sprechen, müssen fern von ihnen lagern und ihnen überall aus dem Wege gehen, — wenn dies nicht eine übertriebene Nachricht ist, welche Dinge, die für eine kürzere Zeit gelten, auf eine lange Periode ausdehnt. Umgekehrt sagt Philipp (Tageb. 224; 229), daß bei diesem Feste des Mannbarmachens auch Weiber zugegen seien. Dies kann sich nur auf das Geheul der Weiber bei der Entführung der Jünglinge beziehen oder auf ihr Verweilen an einem bestimmten abgeschlossenen Ort, so lange das Fest dauert, nicht auf eine Festgemeinschaft selbst, welche ihnen streng untersagt ist. Uebrigens liegen auch nun noch bestimmte Speiseverbote auf den Jünglingen, welche erst im Laufe der Jahre nach und nach schwinden. — An der Moretonbai herrscht das Zahnausschlagen nicht (Dumm. Lang 401; Field 62), ebenso wenig bei manchen Stämmen am Darling (Sturt 1, 105; Mitchell thr. exp. 1, 216, 256), namentlich bei den wilderen nicht (Mitchell 1, 301). Ebenso schwankt der Gebrauch bei den Stämmen, welche nordwestlich vom Darling wohnen (Sturt 1, 274; 349). Er herrscht nördlich vom Port Macquarie (Hodgkinson 230) und am ganzen nördlichen Theil der Ostküste (Flinders 2, 146); ebenso im Norden (eb. 2, 146; Port Bowen King a. 1, 359). Am Cap York, wo Beschneidung und Ausschlagen des Zahnes im Gebrauch ist, geschieht beides verborgen im Walde, durch einen Mann, der ein Federkleid trägt. Es folgt auf die Operation ein Monat, in welchem die Jünglinge gleichsam Novizen ihrer neuen Würde der Mannheit sind und bei Todesstrafe von keinem Weibe erblickt werden dürfen; nach Ablauf desselben kehren sie zu ihren Eltern zurück, noch mit dem Schmuck jener Festzeit, den sie tragen, bis er abfällt, und einem Stück weißer Muschelschale vor der Stirn (Macgill. 2, 14 f.) In Port Essington schlägt man den rechten Schneidezahn, selten den linken aus; das Fest der Mannheit ist mit dem Einschneiden der Hautnarben verbunden (eb. 1, 146), welche wohl zu der Zeit auch am Cap York gemacht werden (2, 13). Am Cap Upstart fehlt auch den Weibern ein Schneide-

zahn, was indeß auch um Port Jackson vorkam (Phil. Tag. 199) und ebenso fand es Dampier unter 16° 50′ s. Br. im Westen und Narben haben sie, namentlich auf den Hüften ganz wie die Männer (Jukes 1, 72). Andere Stämme behalten auch hier alle Zähne (Stokes 1, 89) und ebenso schwankt es bei den Eingeborenen mehr im Inneren (Sturt 1, 341; 2, 9; 61). Auch im Westen findet man die Sitte; so am Königs Georg Sund (Flinders 1, 166); und südlich von der Ganthaumebai (Stokes 1, 72), wo Dampier indeß Leute mit allen Zähnen sah.

Nach Grey zerfallen alle Neuholländer in bestimmte große Familien, deren Glieder alle einen gemeinsamen Namen besitzen, den sie als zweiten Namen, als Familiennamen führen. In verschiedenen Distrikten haben nun einzelne Unterabtheilungen einer Familie noch dazu bestimmte Lokalnamen angenommen, durch welche sie sich eben als Zweige einer großen Familie hinstellen. Die gleichen Namen herrschen an der ganzen Westküste, ebenso an der Südküste und Flinders hat denselben Namen auch am Carpentariagolf vorgefunden. Die Namen verbreiten sich durch die Heirathen, welche oft hier entfernte Stämme mit einander verbinden; sie erben aber durch die Mutter. Die Namen sollen meist von einer Pflanze oder einem Thier herstammen, welches in der Heimath der Familie häufig ist und dies Wesen, Pflanze oder Thier bildet nun gleichsam das Wappen der Familie, ihr „Kobong“ und dies Kobong, welches nicht wie Grey (2, 228) irrthümlich meint, erst nach dem Familiennamen benannt ist, dies Kobong ist jedem Einzelnen heilig. Er wird es nie tödten, wenn er es schlafend findet, auch nie, ohne ihm Gelegenheit zum entrinnen gegeben zu haben. Auch Pflanzen, welche Kobong sind, dürfen von den Betreffenden nur unter bestimmten Umständen, in bestimmter Jahreszeit abgeerntet werden (Grey 2, 228 f.). Denn sein Kobong ist sein bester Freund, der ihm überall Schutz und Hülfe leistet. Mit diesem Kobong scheint der Einzelne erst zur Zeit der Mannbarwerdung in Berührung zu treten. Im Süden nimmt man es weniger strenge, irgend welche Jagdbeschränkungen bestehen hier nicht (Eyre 2, 328) und eine andere Abweichung besteht darin, daß hier das Kobong nicht immer auf den Sohn vererbt (eb.), dieser also sein neues für sich besitzt. Beides hat darin seinen Grund, daß auch jene Familiennamen im Süden nicht die durchgreifende Geltung haben, wie im Westen, wenn sie auch bekannt

und nichts anders sind als die zwei „Klassen“, in welche hier die Eingeborenen zerfallen (Flinders bei Grey 2, 225 f.), deren eine an König Georgs Sund Erniung, die andere Tem oder Taanan heißt (Nind 38); um Port Linkoln sind die Namen Matteri und Karraru (Wilh. 18). Auch hier heirathen nur Leute der verschiedenen Klasse. Es ist nicht recht ersichtlich, wie sich die vier Stämme an König Georgs Sund (Browne 445), von den wir oben sprachen, zu diesen Klassen oder Familien verhalten; vielleicht fällt Stamm oder Familie ganz zusammen, vielleicht hat ein Stamm mehrere Familien. Das erstere ist das Wahrscheinlichere. Die Stämme an Enkounterbai haben lokale Namen, doch sollen auch umgekehrt manche Gegenden nach den Stämmen heißen (Koeler b. 148). Dagegen haben wir im Osten wieder zahlreiche Familien, welche bestimmte Bezirke für sich bewohnen, deren Namen alle auf -gal ausgehen, die Widgal, Caroagal, Cameragal, Wangale u. s. w. (Turnbull 41; Phil. Tageb. 237); Familie und Stamm fallen hier ganz zusammen, doch sind die einzelnen Stämme streng geschieden; die Namen sind lokale (Phil. Tageb. 185; 187). Nicht anders ist es im Norden an Cap York (Macg. 2, 2), wo der Name Kowrarega wohl lokaler Beiname der Inselbewohner ist (Kowra Insel Macgill. 2, 281, 46) und bei Port Essington auf der Halbinsel Koburg; auch hier fällt Stamm und Familie ganz zusammen. Doch hat man hier (und hier allein) noch eine andere Eintheilung, aber jedes Stammes, in drei Stände, welche so streng geschieden sind, daß sie nicht einmal untereinander Ehen schließen (Stokes 1, 393; Macgill. 1, 151) Wir haben es hier entschieden mit drei Rangstufen zu thun, deren vornehmste, die Manjerojelle, wenig zahlreich ist. Höchst wichtig ist, daß nach Earl J. R. G. S. 16, 240 die erste Kaste vom Feuer, die zweite vom Land abstammen soll, während der Name der dritten „Netzmacher“ bedeutet. Dann folgen die Manjerawule und als dritter Stand die Manbulget. Dieselben Namen nennt Wilson (163) von der Rafflesbai: die Mandrogillie, eine Art Adel, wie er sagt, die Manburge und die Mandrowillie. Trotz ihrer strengen Scheidung sind diese Abtheilungen an Recht und äußerlich ganz gleich. Wir haben auch hier wohl den Ueberrest früherer besserer Zeiten dieser Völker und wie es scheint dieselben drei Stände, welche wir auch sonst im Osten finden, die Häuptlinge und Vornehmen, die Freien und die

Handwerker, das gemeine Volk, obgleich sich das nicht beweisen läßt. Fast nirgends finden sich Häuptlinge (Eyre 2, 315); wirklich constatirt sind sie an Moretonbai, wo sie großes Ansehen und unbeschränkte Gewalt haben sollen (d'Urville a. 1, 509; Field. 62), und auf der Insel Melville (Meinicke a. 2, 205 f. Literatur daselbst); von der Halbinsel Coburg aber berichtet Macgillivray (1, 151) ausdrücklich, daß es dort keine Häuptlinge gäbe. Im Süden gibt es (Stanbridge 286) erbliche Stammeshäuptlinge, unter denen dann wieder die Alten, die Familienhäupter und die Zauberärzte Einfluß haben. Auch im Innern scheint es an einigen Orten Häuptlinge zu geben, z. B. südlich von der Halbinsel Coburg (Earl J. R. G. S 16, 245), am Boganfluß (Mitchell three exp. 1, 192 und sonst) und ebenso nördlich am Torrensbecken, wo der Häuptling (ein alter Mann) despotische Gewalt und als ein besonderes Abzeichen ein Stirnband von Emufedern hat (Hack bei Petermann 1860, 301). Was man gewöhnlich Häuptlinge nennt, sind nur ältere Leute, welche durch Kriegsthaten, größere Zauberkunst und dergl. allgemeines Ansehn haben: ihre Macht wächst mit den Jahren, gewisse Speisen kommen ihnen vorzugsweise zu, gewisse Waffen, Quarzstücke u. dergl. dürfen nur sie führen. Befehle aber ertheilen sie nicht, nur Rath; denn jeder Familienvater, der vollkommen despotisch in seinem Kreise herrscht, jeder Mann ist absolut frei (Eyre 2, 315 f.). Hat nun ein Familienältester eine sehr große Familie, an deren Spitze er steht, so ist oft seine Autorität eine solche, daß man ihn für den Häuptling halten könnte (Barrington a 29). Jedenfalls ist es eine Uebertreibung, wenn Hodgson (204 f.) von einer Art von Regierung durch die Aeltesten, den Zauberarzt und die Kriegsobersten spricht, von allgemein anerkannten Häuptlingen, welche die Wanderungen leiten, Verträge schließen, Ungehorsam strafen und das Eigenthum schützen sollen. Jene Häuptlinge, welche durch hervorragende Klugheit u. dergl. ihren Vorrang der natürlich nicht erblich ist bekommen haben, treten allerdings als Vermittler bei Verhandlungen der Stämme untereinander auf, als Führer (Koeler a. 52), als Schiedsrichter u. s. w. aber ganz ohne Vorrecht (Turnbull 41). So sind die Anführer im Westen gestellt (Grey 1, 252; Salvado 302), so die am Port Stephens (Cunningh. d. Ueb. 165; 2, 5), so im Norden (Macg. 2, 27), im Südwesten (Browne 446); doch haben hier

die Zauberärzte den meisten Einfluß (Rind 41). Man sieht, wie hier Alles aus der Familie erwachsen ist, aber auf verschiedene Art; an einigen Stellen hat sich das Familienoberhaupt als Stammesoberhaupt herausgebildet, an anderen Orten haben alle Familienglieder gleiche Geltung. Und daß auch jene verschiedenen Stände ursprünglich auf der Familie beruhen, wenigstens beruhen können, sahen wir schon oben (221). Einzelne Stämme haben über andere ein gewisses Uebergewicht, so die Kowrarega des Nordens (Macg. 2, 4), die Camera-gal der Brockenbai (Turnbull 41; Collins 546), allein dies scheint gleichfalls nur auf leiblicher oder geistiger Ueberlegenheit, welche sich bei den Kowraregas leicht erweist, jener mächtigeren Stämme zu beruhen. So sind auch im Südwesten einzelne Stämme besonders einflußreich, der Murraystamm wegen seiner physischen Kraft, die Cockatus aber mehr noch als sie, weil sie eine größere religiöse Geltung haben (Browne 445-6). Uebrigens hat hier jeder Stamm irgend etwas wodurch er berühmt und vor den anderen ausgezeichnet ist: die Weal haben die besten Kängurufelle und Steinhämmer, die Cockatus die besten Bumerang u. s. w. (eb.). — Auch, wenn das Wort erlaubt ist, der diplomatische Verkehr der Stämme untereinander hat eine bestimmte Form. Will man unterhandeln, über Friede oder sonst, so wird ein Knabe von 12—15 Jahren geschickt (der also noch nicht selbständig ist), nachdem ihm vorher mit einem scharfen glühend gemachten Knochen der Nasenknorpel durchbohrt ist, denn Knochen in der Nase tragen nur hervorragende Personen. Während die Wunde heilt, vollbringt der Knabe seine Sendung: und er gilt nun als geheiligt, wird begleitet und hoch geehrt (Browne 449). — Eine weitere Form der Regierung findet sich nirgend, doch findet sich noch ab und zu ein größerer Zusammenhang der verwandten Stämme auch darin, daß sie untereinander Zusammenkünfte haben, deren Ceremoniell wir schon schilderten, sei es um sich über Krieg zu berathen oder gemeinschaftlich zu jagen, religiöse Feste zu begehen oder auch ihre gegenseitigen Produkte auszutauschen. Solche Zusammenkünfte haben die Stämme am König Georgs Sund alljährlich (Browne 446). Diese Versammlungen sind sehr lärmend und meist kommt es dabei zum Streit (Eyre; Browne 447). Im Norden (Inneres südl. von Halbinsl. Coburg) soll es Stämme geben, welche zusammen von einem Häupt-

ling beherrscht werden und auch sonst höher stehen sollen, als andere (Earl J. R. G. S. 16, 245).

Jeder Stamm hat sein bestimmtes, scharf begrenztes Landeigenthum, welches er aber nur zur Jagd benutzt: alles Wild in diesem Gebiete gehört dem betreffenden Stamm, und wer von Fremden uneingeladen etwas tödtet, der wird gestraft (Grey 2, 235; Browne 426; Stanbridge 1, 286; Köler a. 55; Hunter 29; Turnbull 41; Phil. Tageb. 239). Ganz consequent beanspruchten die Anwohner von Port Jackson die in ihrem Lande gefangenen Fische (White 60) oder Schildkröten für sich und ihr Zorn, als man sie ihnen verweigerte (Cook 1. R. 3, 178-9), ist erklärlich genug. Es war nicht die Gier nach Speise, was sie erbitterte. Selbst den Durchzug durch fremdes Gebiet muß jeder Stamm, wie jeder Einzelne erbitten, wenn er nicht das Eigenthumsrecht Anderer aufs ärgste verletzen und sich den Strafen für diese Verletzung aussetzen will (Grey 2, 236; Phil. Tageb. 239). So begingen denn die Europäer — natürlich nur nach der Meinung der Eingeborenen, deren Verstand etwa dem des Orang Utang gleich steht (Breton 196) — eine arge Rechtsverletzung, als sie das Land der einheimischen Stämme ohne weiteres in Besitz nahmen und diese verdrängten. — Der Grundbesitz der Stämme ist wieder eingetheilt in kleinere Gebiete für die einzelnen Familien und diese wieder in noch kleinere für die einzelnen Männer, welche denselben rechtlichen Schutz haben, als die Ländereien des Stammes, nur daß die Stammesgenossen (im Süden, nicht im Westen, wo auch die Thiere dem Privateigenthümer gehören Grey 2, 235) auch auf diesem Privateigenthum jagen, Wurzeln graben und Bäume fällen dürfen; soll jedoch behufs einer großen Jagd das Land abgebrannt werden, so darf dies nicht ohne den Eigenthümer geschehen (Browne 446; Rind 28; Eyre 2, 297). Ja selbst verkaufen kann der Einzelne seinen Landbesitz (Eyre eb.). — In ihrem Gebiete ziehen die Stämme nun hin und her, theils der Jagd halber, theils auch (Browne 447) aus Furcht vor Feinden. Doch haben die im Westen meist ein festes Standquartier, wo die Weiber mit den Kindern bleiben (Grey 1, 252). Meistens aber ziehen die Familien für sich allein, welche dann wieder ihren bestimmten Lagerplatz, wo ihre Hütten stehen, haben und der ganze Stamm vereinigt sich nur bei wichtigen Ereignissen (Browne 448). Durch diese rechtlichen Be-

stimmungen hat also jedes Fleckchen Land seine individuelle Bedeutung und daher kommt es, daß jeder Berg, jede Gegend, jeder Baum u. s. w. seinen eigenen Namen hat (Grey 2, 235 f.). Im Süden wo dieselben Gesetze gelten, haben befreundete Familien öfters ein gemeinsames Jagdgebiet (Stanbridge 1, 286). Bei gemeinschaftlichen Jagden gehört jedes Jagdthier dem, der es zuerst verwundet hat (Grey 2, 272). — Jeder Vater theilt sein Land unter seine Söhne und hat er keine, so erben die Söhne seiner Töchter, denn ein Weib kann im Westen kein Grundeigenthum besitzen (Grey 2, 236). Das Vermögen also erbt nicht durch die Mutter: durch die Mutter nur Verwandtschaft oder Stammeszugehörigkeit und Rang, wo letzterer gilt. Im Süden übrigens, wo das ererbte Land (pangkarra) stets einen Eigennamen hat, welchen der Besitzer nach dem Lande führt (Teichelm. und Schürm. 36) und ebenso im Norden erben auch die Weiber mit, im Norden wo das jüngste Kind das reichste Erbe erhält, auch verheirathete Töchter; doch gelten hier auch freiwillige Bestimmungen des Erblassers (Stanbridge trans. ethn. Soc. N. S. 1, 286; Macgill. 2, 28).

Unter den Rechtsgrundsätzen stehen zwei oben an: der eine ist Haftbarkeit der Familie, des Stammes für den Einzelnen und zweitens das jus talionis, das Gesetz der Blutrache (Westen Grey; Osten Phil. Tageb. 205; Norden Macgill. 2, 5; Süden Browne 447). Ist irgend ein Verbrechen größerer Art geschehen, für welches Blutrache eintreten muß, so theilt man sich dies im Westen rasch durch Schreien mit und aus der Art dieser Töne kann man auch in der Ferne die Größe der Schuld erkennen und sich darnach richten. Auch Kinder wissen sehr genau, ob sie in irgend einer verwandtschaftlichen Beziehung mit dem Thäter und also gefährdet sind oder nicht. Der Thäter selber und sein Bruder entflieht sogleich (Grey 2, 240). Die männlichen Verwandten eines Ermordeten verfallen zunächst in eine Art von Wuthparoxysmus, dann gehen sie und die Verwandten des Mörders gemeinschaftlich aus, den Verbrecher zu suchen, der aufgefunden ohne weiteres ausgeliefert wird; findet man ihn nicht, so beginnen die Feindseligkeiten, denn Blutrache ist eine heilige Pflicht und wer sie vernachlässigt, würde von allen verachtet und verlassen werden (Grey eb.). Dies war oft auch den Weißen gegenüber von Wichtigkeit, 1816 nahmen dadurch die Kriege in Cumberland und Bathurst

eine beklagenswerthe Ausdehnung: nach Tödtung irgend welcher Weißen hielten sich die Eingeborenen nicht eher für sicher, als bis wieder Angehörige von ihnen getödtet waren und so nahm das Blutvergießen kein Ende (Cunningham b. Ueb. 177). Ist ein Mord heimlich vollbracht, so stellt man im Süden den Leichnam auf der Bahre Tirkatti d. h. die Wissende aus und fragt ihn: hat dich Jemand erschlagen als du schliefest? kennst du ihn? war es der oder der? bewegt sich die Bahre, so ist die Antwort bejahend, bewegt sie sich nicht, so fragt man weiter. Man glaubt, daß Kuinyo, der Gott des Todes, die Bahre bewege (Teichelm. und Schürm. 51; nach ihnen Shayer 194). Schwüre für Rache oder Freundschaft u. s. w. leistet man, indem man die Hand unter den Schenkel dessen legt, dem man schwört (Grey 2, 343). Zur Strafe für kleinere Verbrechen werden den Thätern je nach der That einzelne gesetzlich feststehende Körpertheile durchbohrt, Schenkel, Wade, Arm u. s. w.; stirbt der so Bestrafte, so wird der, welcher den tödtlichen Stoß gethan, zweimal durchbohrt (Grey 2, 243). Dies gilt im Westen und Osten, nicht aber an der Südküste von Australien (Eyre 2, 389). Bei Vergehungen gegen den Stamm muß sich der Verbrecher einem allgemeinen Speerwerfen aussetzen, wobei er mit einem kleinen Schild versehen alle Speere durch diesen oder geschickte Bewegungen vermeiden darf und sie auch wirklich vermeidet; wenigstens erhält er nie mehr Wunden, als sein Verbrechen bedingt (Grey 2, 243; Köler a. 55; Dawson 286; Barrington b. 30 f.). Diese Speerung tritt ein, wenn einer das Jagdrecht verletzt oder im eigenen Stamm sich verheirathet oder ein Weib aus demselben geraubt hat u. s. w. Ehebruch wird meist mit dem Tode gestraft (Grey 2, 248); ebenso Diebstahl an Stammesgenossen (Phil. Tageb. 195) und im Westen kann der Häuptling, wie er jeden Fremden straft welcher das Herkommen übertritt, auch jeden Stammesgenossen zum Tode verurtheilen, der mit dem dreißigsten Jahre noch keine Frau hat (Salvado 302). Auch Verletzung des Jagdrechts wird bisweilen mit Tod gestraft (Grey 2, 236). Solche Strafen rufen keine Blutrache hervor (Freyc. 2, 785). Als höchste Strafe erwähnt Freycinet (2, 785) Verbannung welche der ganze Stamm bestimmte. Mißhelligkeiten zwischen Einzelnen werden häufig durch Zweikampf in Gegenwart der Freunde beider entschieden: der Beleidiger muß zuerst den Kopf seitlich aufwärts

vorgestreckt hinhalten, worauf der Beleidigte ihm einen derben Schlag mit der Keule versetzt, dann aber selbst jenem den Kopf herhalten muß, bis einer betäubt oder die Beleidigung gesühnt ist (Hale 114; Dawson 64; 287). Oder aber derjenige, welcher sich beleidigt fühlt, hält gleich selbst dem Gegner seinen Kopf zum Keulenschlage hin, um dann jenem das Gleiche versetzen zu können (Koeler 47).

Es gibt aber auch Vergehen, für welche sie göttliche Strafe erwarten und daher keine menschliche festgesetzt haben. Wer die Raupe vom Baum eines anderen ißt, wird krank. Um dies aber sowie jegliche Privatrache zu vermeiden, steckt er einen Zweig bei dem Baum in die Erde, von welchem er gegessen hat (Nind 34): dann ist er behütet. Ebenso darf keine schon Saamen tragende Nahrungspflanze gepflückt und ausgegraben werden (Grey 2, 236 f.). Im Westen dürfen bestimmte Classen von Eingeborenen bestimmte Speisen nicht essen. Knaben war z. B. Känguru- oder Emufleisch, Jünglingen Blut, Mark, Eingeweide dieser Thiere untersagt (Grey 2, 248; 257; 275; 281; Mitchell three exp. 2, 29), andere Speisen, Thiere oder Pflanzen berühren sie aus Aberglauben nicht, wie jeder einzelne in manchen Gegenden sein Kobong nicht ißt (Grey 2, 237; 228; 86; 292). Wem fällt hierbei nicht sogleich das polynesische Tabu ein, welches wir auch in Betreff der Weiber in so voller Geltung fanden? Hierher gehört denn auch die strenge Scheu des Eidams vor der Schwieger und umgekehrt, sowie was wir oben über das Verbot die Namen der Schwiegereltern zu nennen sagten. Ebenso war den Namen Todter auszusprechen so streng tabu — oder wie das Wort im südlichen Neuholland heißt kuinyunda (todtbringend, gefährlich, heilig Teichelm. und Schürm. 13), im Norden adzar (Macgill. 2, 303, 610), — daß sogar die Appellativa, von denen ein solcher Name abstammte, aus der Sprache verschwinden mußten (Norden Macgill. 1, 150; Süden Eyre 2, 354; Wilh. 23; Stanbridge 1, 289 f. Angas 2, 227). Nur in einigen Gegenden nannte man ihn noch, aber höchst selten und nur ganz leise (Angas 1, 94). Auch was sich auf die Feste der Einweihung zum Mannesalter bezieht, ist streng tabu; und jenes oben erwähnte brummteufelähnliche Instrument gibt an, wo etwas Heiliges der Art vor sich geht. Weiber und Kinder dürfen es nie sehen, geschweige berühren; die letzteren glauben, seine Töne seien Töne

eines Geistes, beide aber müssen, wo sie es hören, eiligst fliehen: denn unberufen den heiligen Ceremonien beizuwohnen bringt den Tod (Teichelm. u. Schürm. 7; Wilh. 24 f.). Auch den heiligen Quarz, mit welchem tattuirt wird, dürfen die Weiber nie, die Jünglinge erst nach der letzten Tattuirung sehen (Teich. u. Schürm. 11).

Wir sind dadurch schon auf die religiösen Gebräuche der Australier hingeleitet, zu deren genauerer Betrachtung wir jetzt übergehen. Wenn nun hierüber alles was uns berichtet wird, erstaunlich dürftig und verworren ist, so liegt dies nicht etwa in dem Wesen unserer Quellen, es liegt vielmehr im Wesen jener Vorstellungen selbst, von welchen die Quellen uns berichten sollen. Diese Vorstellungen sind wüst und unklar, und wie bei allen Naturvölkern keineswegs gleichmäßig ausgebildet und allgemein, sondern verschiedenartig und veränderlich, ja nicht blos nach Stämmen und Familien, sondern wohl gar nach Individuen besonders entwickelt. Nirgends zeigt sich die Behauptung, daß der australische Bildungszustand auf eine frühere höhere Stufe hinweist, klarer wie hier, wo alles einzelne wie verhallende Stimmen aus früherer reicherer Zeit herüberschallt, wir aber keineswegs den Eindruck erhalten, als hätten wir es mit halb Entwickeltem, Stehengebliebenem zu thun. Daher ist denn diese Ansicht, welche vielfach ausgesprochen ist, die Australier hätten keine Spur von Religion oder Mythologie, eine durchaus falsche. Aber freilich ist diese Religion ganz ausgeartet, ganz zu Grunde gegangen in wilder zusammenhangsloser oft unglaublich abgeschmackter Dämonologie, in abergläubischer Gespensterfurcht; daher die Grundzüge darzustellen für unsere Zwecke völlig genügt. — Nur an wenig Stellen des Landes glaubt man an ein gutes Wesen. Ein solches aber nimmt man in Südaustralien an (Köler b. 148; Byrne 1, 375), ebenso auch in Neusüdwales (Cunningh. 181; Byrne 1, 279), und im Inneren des südöstlichen Continentes (ev. Miss. Mag. 1860, 250). Nach Cunningham heißt dieser Gott Koyan, im Süden nach den Missionären Peiamei: er wohnt im Himmel, hat alles geschaffen, weshalb er auch Mahmam-mu-rok „Allvater" heißt. Er wie Koyan ist leicht erzürnt, doch läßt er sich durch Tänze versöhnen. Auch im Südosten, am Loddonfluß hatte man dunkle Vorstellungen von einem Schöpfer aller Menschen und Thiere (Braim 2, 244 nach d. Pt. Philipp Herald) und Tyermann und Bennet (2, 175)

erwähnen einen gütigen Gott Tian, der Himmel und Erde und die schwarzen Menschen gemacht hat. Daß die Welt durch einen Gott gemacht sei, glauben auch die Eingeborenen westlich der Liverpoolkette, welche alles in der Natur, was sie sich nicht selber erklären können, auf „Devildevil" zurückführen (Leichhardt a. 24) — offenbar nur ein aus dem engl. devil abgeleiteter Name einer Gottheit, welche allerdings nicht mehr deutlich vorgestellt wurde. Der Wellingtonstamm hielt ebenso den Gott Baiamai, der auf einer Insel im fernen Osten wohnt und Fische ißt, welche auf seinen Ruf von selbst kommen, für den Schöpfer der Dinge, andere indeß theilten dem Sohn des Gottes, dem Burambin, diese Rolle zu. Jedenfalls war auch er ein guter Gott, wie man ihn auch mit besonderen Liedern und Tänzen zu einer bestimmten Jahreszeit und zwar im Februar verehrt (Hale 110). Er muß weithin bekannt sein: denn viele dieser Lieder und Hymnen stammten vom Hunterfluß (eb.). Er hat einen Bruder, Dararwigal, welcher im fernen Westen wohnt, aus Grimm über den Verlust seines Messers die Blattern sendete, doch aber sich durch ein neues Messer versöhnen ließ (eb. 111). Ein ähnlicher Gott scheint (um Pt. Philipp) Pungil gewesen zu sein, der Gott der Eingeborenen, welcher aber von dem Gott der Weißen besiegt und in die Eingeweide der Erde hinabgestürzt ist, wo er nun gebunden liegt (Howitt 192; a. 285). Auch den Regenbogen dachte man (an der Murraymündung) als entstanden durch das höchste Wesen, freilich auf sehr obscöne Art (Behr 91). Mit diesen guten, d. h. nicht feindselig graunvollen Göttern scheinen ihre Schöpfungsmythen im Zusammenhang zu stehen, deren sie verschiedene haben. Howitt erzählt (a. 292) einen ziemlich verworrenen Mythus des Inhalts sowie ferner die Sage von einer großen Fluth, nach welcher das vorher lebende Geschlecht zu Sternen am Himmel wurde: was zu unserer obigen Deutung des Sündfluthmythus aufs genaueste paßt (270). Es ist derselbe, den Stanbridge (Transact. of the Ethnol. Soc. N. S. 1, 301) erwähnt und der allerdings merkwürdig genug ist, denn er stimmt genau zu dem Schöpfungsmythus der Maori. Die Erde ist platt und war lange dunkel, bis endlich Pupperimbul, einer ihrer damaligen Bewohner (Hale 110), die Sonne macht. Diese früheren Menschen aber, später als Gestirne an den Himmel versetzt, wirken jetzt nur als Geister auf die lebenden Menschen, denen sie unter verschiedenen Formen erscheinen.

Einen anderen Glauben über die Schöpfung berichtet Eyre (2, 356), nach welchem (355) manche Dinge durch sich selbst entstanden und wieder die Erzeuger von anderen geworden sind. Hierher rechnen wir auch den auf den ersten Blick vollkommen absurden Mythos der Macquarie Stämme, welchen Hale nach Threlkeld erzählt: eine Eidechse habe vom Himmel die großen Blöcke versteinertes Holzes, welche man in der Heimath dieser Stämme vielfache findet, herabgeworfen aus Zorn, weil die Leute — ihre Läuse gebraten hätten! Einige aber hatten sie geknackt und diese rettete die Eidechse, worauf sie wieder in den Himmel zurückkehrte. Da unter dem Bild der Eidechse die Götter sehr häufig verborgen sind, so haben wir hier jenen uralten Mythus vom Herabwerfen der Welt vom Himmel, denn so werden die herabgeschleuderten Felsmassen zu deuten sein. Die Australier, zum Erzählen aufgefordert, lügen sehr häufig allerhand dazu und freuen sich dann über den leichtgläubigen Weißen (Grey 1, 261): wer weiß, ob diese ganze Erzählung von den Läusen nicht ein solcher Zusatz ist. Sinnreicher ist die Mythologie der Stämme nördlich von Perth, deren Weltschöpfer Motogon heißt, der früher ein starker Mann war, die Erde bei Namen rief, blies und sie so schuf. Allein jetzt ist er alt und thut nichts mehr (Salv. 296). Die Schöpfung der Welt selber wurde mit heiligen Tänzen vor bestimmten Götterbildern gefeiert (Howitt 191); aber unmöglich kann man (wie Howitt eb. will) annehmen, daß diese Mythen von Schöpfung und Fluth erst neueres Datums, wohl gar europäischem Einfluß erwachsen seien. Wir sehen vielmehr uralte Trümmer ähnlicher Mythologeme in ihnen, wie wir sie in Polynesien gäng und gäbe fanden. Eine entschieden den polynesischen Mythen ähnliche ist folgende, die Wilhelmi (32) von Port Linkoln erzählt: Palgalanna, ein längst verstorbener Mann, hat alle Gegenden in Süden und Westen benannt; dann verwandelte er seine Weiber und Kinder in Felsen in der See und stieg selber in den Himmel, wo er erzürnt Donner und Blitz verursacht und die Eichen mit seinen Keulenschlägen zerschmettert. Die Kowraregas erzählen von einem Riesen Adi, welcher beim Fischen von der Fluth verschlungen wurde; da erhob sich ein großer Felsen. Seine Weiber wurden in Felsen verwandelt, welche noch heute ipile, d. h. Weiber heißen (Macg. 2, 30). Diese Erzählungen erinnern an die von Tangaloa und seinem Weibe te Papa sowie an manches andere Polyne-

fische sehr genau. Die Eingeborenen um Sydney (Peron d. Ueb. 1, 462) hielten die blauen Berge für unersteiglich; es wohne eine furchtbare Gottheit daselbst, welche Sturm und Gewitter schicke, jenseits der Berge aber sei ein großes Meer, wo weiße civilisirte und bekleidete Menschen wohnten. Wir haben hier wohl denselben Donnergott, wie er zu Pt. Linkoln gekannt war. Das Meer mit den meisten Anwohnern „jenseits" der Berge liegt über denselben: ist sicher das Luftmeer mit seinen Bewohnern, den seligen Geistern.*)

Auch Sonne und Mond wurden verehrt, wie schon die Tänze beweisen, mit welchen man in Südaustralien den Neumond und die einzelnen Mondphasen feiert (Shayer 190; Behr 91). Und um Port Jackson sangen die Eingeborenen von der Tagesdämmerung bis zum Sonnenaufgang einen Freudengesang (King 317). Den Mond halten sie in Südaustralien für den Mann der Sonne, welchen diese jeden Neumond tödtet und hier wie in Westaustralien glaubt man, daß beide einst auf der Erde wohnten, und daß sie Kinder zusammen haben, wie auch ähnlich von den Sternen berichtet wird (Shayer 193; Angas 1, 89; Salvado 299). Sternschnuppen gelten im Norden als Kinder der Sterne (Macgill. 2, 30) und im Nordwesten erzählte man, daß in jenen Höhlen am Glenelg, welche mit den geschilderten Malereien geschmückt sind, der Mond, der auch hier

*) Friedr. Müller (b. 9) meint zwar, die Berichte der Missionäre, welche von diesen Gottheiten erzählten, seien unglaubwürdig, weil sie zu der Religion der Australier nicht stimmten, christliche Färbung trügen und weil einige der angeführten Namen „Donner" bezeichneten. Dies scheint uns aus mehreren Gründen falsch. Erstlich sind die Missionäre unsere Quellen und gerade die Männer, welche jene Berichte geben, durchaus glaubhaft, was schon durch die Uebereinstimmung der verschiedensten Quellen erhärtet wird. Es ist also reine Willkür von ihnen abzuweichen, blos weil diese Nachrichten zu der Meinung, die man nun einmal über jene Religion hat, nicht stimmen. Nach unserer Auseinandersetzung stimmt alles Berichtete aufs genaueste, denn jener wüste Gespensterglaube, den Müller vom Schamanismus nicht verschieden glaubt, ist nur der letzte Niederschlag, das caput mortuum eines früher reicher entwickelten Glaubens. Christlichen Einfluß sehen wir in diesen Berichten nirgends, auch in denen von der Sündfluth nur sehr wenig. Und Müllers drittes Bedenken, daß einige dieser Götternamen Donner bedeuten (vergl. ahd. donar und Donar) beweist eben nur für unsere Annahmen und Deutungen.

männlich gedacht wird, gewohnt habe (Grey 1, 261). Doch gilt Sonne und Mond als böse (Salv. eb. King 316). — Andere Legenden scheinen Spuren von anderen vielleicht ursprünglich mächtigen Gottheiten zu enthalten, von denen vielleicht einige mit den schon erwähnten zu identificiren sind und manche gleichfalls Berührungen mit polynesischen Mythen haben: Nganno gab vielen Gegenden den Namen, verwandelte sich dann aber in ein Seeungeheuer; Tarrotarro, Gott in Gestalt einer Eidechse, welcher die Geschlechter trennte und also Männer und Weiber schuf; Tarnda, der das Tattuiren lehrte und in ein gewaltiges Känguru verwandelt wurde, womit es vielleicht zusammenhängt, daß Eingeborene im Westen in dem dort seltenen rothen Känguru einen Geist sahen und nicht davon essen wollten (Howitt b. 2, 124), wie riesenhafte Kängurus auch sonst in ihren Mythen und Sagen eine Rolle spielen (z. B. Wilhelmi 33); Yura, der die Beschneidung lehrte, ihre Vernachlässigung straft und als gewaltige Schlange in der Milchstraße wohnt, welche die Eingeborenen für einen großen Fluß halten (Teichelm. u. Schürm. 31; 44; 45; 62; 56; nach ihnen Shayer 195) und noch manches andere.

Auch untergeordnete, mehr elementare Geister zeigt ihre Mythologie, wozu indeß vielleicht auch manche der schon genannten ursprünglich gehörten, so ferner die Tinniinyaranna, Emus und Kängurus jagende Jünglinge auf der Himmelsebene (der Orion) und die Mangkamangkaranna, wohl ihre Schwestern, Mädchen, welche ebendort Wurzeln graben (Siebengestirn) und ihre Eltern, zwei besonders helle Sterne in der Nähe (Sirius und Procyon oder Aldebaran? Teich. u. Schürm. 37; darnach Shayer 293. Derartige Sagen sowie Verwandlungen von Menschen in Thiere haben sie vielfach (Köler b. 148; Wilh. 33 f.). Auch jene elfenartigen Geister, welche wir in Polynesien vielfach fanden, kommen vor: im Südosten auf den Bergen wohnen die Balumbal, von weißer Farbe, nur von Honig lebend und immer gut „wie die Missionäre" (Hale nach Threlkeld 111).

Weit ausgedehnter aber ist das Reich des Schreckens und der Finsterniß, in welches wir jetzt hinabsteigen. Auch hier finden wir verschiedene Gottheiten, mächtige und untergeordnete und vieles was jetzt nur als Schreckgestalt gespenstisch weiterlebt, mag früher, allerdings vor sehr langer Zeit, ein wirklicher, vielleicht auch gütiger Gott

gewesen sein. Sowohl der böse Geist des Westens, Cienga, der jetzt, wie der Pungil des Ostens, in der Erde wohnt; Cultus empfängt er nicht (Salvado 297). Sprachlich scheint ihm der Kuinyo des Südens gleich zu stehen, der als fürchterlich groß mit entsetzlich dickem Bauch — als Zeichen seiner Gefräßigkeit — gedacht wird, nur Nachts umgeht und wohin er kommt, Tod bringt (Teichelm. u. Schürm. 12). Der Name bezeichnet als Appellativ Tod, Leiche, Gerippe; daß er aber einst ein mächtiger Gott war, ähnlich jenem Cienga, geht daraus hervor, daß von seinem Namen das Wort kuinyunda, welches dem polynesischen tabu gleich steht, abgeleitet ist; Kuinyo muß also einst der Ordner und Rächer des australischen Tabu gewesen sein. Im Norden scheint seine Stelle Yumburbar einzunehmen, da auch er Tod und alles Uebel sendet, und die Eingeweide des eben Verstorbenen verzehrt (Macgill. 1, 151) — vielleicht ein Rest des auch polynesischen Glaubens, daß der Gott die Seele des Todten verzehrt. Beachtenswerth ist, weil es uns an Polynesisches erinnert, daß man ihn zu sehen glaubte, wenn eine Sternschnuppe durch die Luft flog (eb.). Im Westen frißt der Wau-gul, der, von übernatürlicher Kraft, als Unthier im süßen Wasser lebend gedacht wird, namentlich die Frauen durch langsames inneres Aufzehren; er verursacht die die Krankheiten (Grey 2, 340). Im Osten ist es der Wandong (Koen am Hunter, am Murua Tulugal und sein Weib), der den Eingeborenen Nachts auflauert, einsame fortschleppt und brät; Feuer aber verscheucht ihn (Hale 111). Oxley (236) wurde offenbar für diesen bösen Geist gehalten: ein Eingeborener warf einen Feuerbrand nach ihm, alle übrigen fielen vor ihm nieder. Cunningham nennt den bösen Geist, der namentlich Kinder frißt — man denke an die besondere Heiligkeit der Kinderseelen — Potoyan, dessen Stimme — man erinnere sich auch hier an ganz gleichen polynesischen Glauben — ein leises Flüstern ist, welches nachahmend einst ein Colonist einen ganzen Haufen Eingeborener in die Flucht scheuchte. Feuer vertreibt ihn zwar: aber eine im Kreis geschwungene Fackel zieht ihn herbei (Cunningh. d. Ueb. 181).

Im Süden ist es der Márralye, welcher als Vogel durch die Luft fliegend Schlafenden den Tod oder Unheil bringt; er ist an allem und jeglichen Unheil schuld. Jetzt denkt man ihn als Menschen des Kukatastammes, der als zauberkräftig berühmt ist (Wilh. 30; 32).

Diese Gottheiten würden, wenn wir irgend etwas Analoges in Polynesien aufsuchen wollen, etwa dem Tane und den ihm verwandten Göttern gleich stehen. — Untergeordnete Geister dieser Art sind alle die, welche als gleiche Individuen mehrfach oder in Schaaren auftreten. So die Purkabidnies des Südens, riesengroße nackte Keulenträger, gegen die man aber kämpft, ja die man tödten kann (Wilh. 30); im Osten die Mani, welche mit großem Geräusch ankommen, den Menschen würgen, ihm Haar und Bart absengen (King 316). Und so hat jede Gegend noch ihre Geister und Gespenster (Braim 2, 249; Westen Grey 1, 340; Norden Macg. 1, 151; Süden Eyre 2, 357), von denen manche nur Alpdrücken u. dergl. verursachen, was, da die Eingeborenen sich oft noch spät Abends übervoll stopfen, gewiß sehr häufig bei ihnen ist. Alle diese fürchten sie am Tage nicht im mindesten, Nachts aber aufs äußerste; und da Feuer alle Geister der Art verscheucht, so wagt sich kein Eingeborener auch nur ein paar Schritte ohne Feuerbrand vom Lager der übrigen hinweg (Shayer 195; Köler 35 f.; Hale 111; Macg. 1, 151; Grey 1, 340). Auch die Feuer vor den Hütten werden dadurch noch etwas anders erklärt. Uebrigens ist auch der vor allen Geistern gesichert, der Nachts auf einem Grab geschlafen hat (Freycin. 2, 761).

Auch im Aberglauben sind sie stark und der ihre ist genau ebenso albern als der unsere. Sternschnuppen, Kometen bedeuten großes Unheil (Wilh. 32; King 316; Freyc. 2, 703). Niesen bedeutet etwas, Knacken in den Gelenken aber, daß Jemand einem gutes wünscht in der Richtung des ausgestreckten Armes (Macgill. 2, 30), auf den Weg pissen ist ein sehr trübes Omen (Freycin. 2, 763) u. s. w. Auch der Ruf einzelner Thiere bedeutet Unheil: so der eines Habichts, welcher in der Nacht schreit: das bedeutet Tod, namentlich von Kindern, deren Seelen er wegnimmt (Teichelm. u. Schürm. 9). Ein anderer Vogel von mythischer Bedeutung ist der wilto, eine Art Adler, da das Wort zugleich einen bestimmten Stern bezeichnet (Teichelm. u. Schürm. 55 s. v.). Auch Jagdzauber haben sie vielfach, Zaubersprüche mit denen sie die Thiere bannen, Zaubermale u. dergl. (Grey 1, 204; Wilh. 15 f.; Freyc. 2, 762); ebenso Zaubersprüche bei Krankheiten (eb. Wilh. 22). Und so glauben sie denn aufs festeste und mit größter Angst an Zauberer. Daß ganze Stämme als solche

berühmt oder berüchtigt waren, haben wir schon gesehen: hauptsächlich glaubte man sie im Norden seßhaft, sie senden Stürme, sie die Krankheiten, den Tod, alles Uebel, daher schon von ihnen zu reden gefährlich ist. Sie fliegen durch die Luft, unsichtbar für jedermann, nur für ihres Gleichen nicht, sie können Regen, Hitze, Trockenheit machen, Flüsse vergrößern, anhalten, kurz sie können Alles (Grey 1, 363 f.; 2, 337-9; Stanbridge 300; Wilh. 32; 31; Eyre 2, 366; Mitchell Three exped. 1, 277; Bennett 1, 90 f. u. s. w.). Als Grey am Gaskognefluß ging, kamen zwei Leute, um ihn wegzuzaubern (Grey 1, 363). Es sind meist alte Männer, die öfters in hoher Achtung stehen, Krankheiten heilen, klugen Rath in wichtigen Dingen geben, mit den Geistern der Verstorbenen im Verkehr stehen (Turnbull 44). Grey hält die bemalte Höhle am Glenelg, welche sehr besucht zu sein schien, für die Wohnung eines solchen (1, 215). Allein noch mehr sind sie gehaßt wegen ihrer bösen Wirkung, daher sie häufig auch Angriffe auszuhalten haben (Eyre 2, 366), und weil man jeden Tod für Wirkung einer Zauberei hielt, welche indeß nicht von Zauberern von Profession auszugehen braucht. — Die Art des Zaubers ist verschieden. Zauberer von Profession sind es durch den Besitz des großen Gutes, was das europäische Mittelalter so eifrig suchte, des Steines der Weisen. Glänzende durchsichtige Steine sind ihnen heilig, sie gelten als Amulete und als solche darf sie nur der Priester berühren oder sehen (Grey 2, 341 f.; Mitchell Three exp. 2, 338); mit ihnen wird tattuirt (Teichelm. u. Schürm. 11). Man glaubt, die Zauberer hätten einen solchen Stein im Magen und brächten Splitter davon heimlich in die Adern derer, welche sie bezaubern (Salv. 299; Grey 2, 336 f.); daher die Kur der Krankheiten meist in dem Ausziehen dieser Steine besteht. In die Zauberer kommt dieser Wunderquarz oder Wunderknochen (denn nach anderem Bericht ist es ein solcher) auch wunderbar genug hinein: durch einen Besuch der Geisterwelt, in welche sie während ihrer Exstase entrückt werden (Stanbridge 300), oder dadurch daß sie eine Nacht auf einem frischen Grab zubringen: dann steckt ihnen der Todte den Knochen in die Hüfte, der ihnen nicht, wohl aber anderen schadet (Grey 2, 336 f). Uebrigens gilt auch das menschliche Nierenfett für zauberkräftig gegen böse Geister, daher man dies den ermordeten, ja wohl lebenden Feinden ausschneidet (Angas 1, 123); und wenn die Eingeborenen um

Port Linkoln ihre schlafenden Feinde dadurch bezaubern, daß sie die Finger auf eine besondere Weise in ihre Seite „bohren“, worauf jene langsam hinsiechen (Wilh. 31): so beruht dies darauf, daß Krankheit sehr gewöhnlich als Wegzauberung des Nierenfettes gilt (Howitt 189). Uebrigens ist die Würde und Fähigkeit des Zauberns in einigen Familien erblich (Turnbull 44), ja man glaubt, daß jener Quarz im Magen sich mit vererbe (Salv. 299); und die Familien im Süden, welche die alten Mythen am besten erzählen und wissen (Stanbridge 301), sind gewiß solche Zauberfamilien. Irgend welche priesterliche Stellung haben diese Zauberer nicht oder so gut wie nicht, denn nur daß sie mit den Geistern der Verstorbenen im Verkehr stehen, daß sie die Geisterwelt besuchen können, ist ihre einzige Vermittlung zwischen Gottheit und Menschheit.

Ein eigentlicher Cultus existirt so gut wie gar nicht, nur die heiligen Tänze und Feste, die wir erwähnten, sind zu nennen, sowie die Opfer, welche im Süden Idole von Holz Rinde und Stein empfangen (Byrne 1, 376). Auch Tempel existiren nicht; denn jenes große Haus, welches Kennedys Begleiter bei einem Dorfe an der Rockinghambai fanden (Carron bei Macg. 2, 139), war wohl nur das gemeinsame Schlafhaus der Unverheiratheten. Doch gab es heilige Plätze, wie z. B. jene Höhlen am Glenelg und wie auch die Spitzen der Berge heilig waren, denn dort wohnten Götter, man durfte sie, im Südosten wenigstens, nicht besteigen; auch sind ihre Malereien häufig auf Felsen, welche die Spitze eines Berges krönen, angebracht. Irgend welche Idole waren vielleicht die 18" langen mit Rinde bedeckten Steine, welche Flinders auf der Pellewinsel (Carpentariagolf) vorfand (2, 172). Man brauchte dabei nicht an ausländischen (malaiischen) Einfluß zu denken: denn sie entsprechen den Idolen, welche Byrne aus dem Süden erwähnt, ziemlich genau. Der Ort, den Cook (1. R. 3, 84) schildert, ist nur ein Lagerplatz eines Stammes.

Die Hauptbeschäftigung der Zauberer ist die Kur der Kranken, welche ganz wie in Polynesien erfolgt durch Aussaugen der Krankheit an der schmerzenden Stelle und Ausspeien (Philipp Tageb. 216; Clutterb. 55; Bennett 2, 90 f.), durch Unterbinden eines kranken oder verwundeten Gliedes (damit der böse Geist, der es bewohnt, im Fortschreiten gehemmt wird), durch Besprechung und Ausziehen jenes

in die Kranken gehexten Steines oder Knochens oder sonstigen Unwesens (Eyre 2, 359; Tyerm. u. Bennett 2, 176; Mitchell Three exp. 1, 247; 2, 338; Salvado 334; Stanbridge 1, 300; Wilhelmi 21-2; Macgill. 1, 148). Auch Kneten, Treten, Schlagen gilt als Kur (Wilh. 21; Haßkarl 91), ursprünglich gewiß um den bösen Geist durch Mißhandlung zu verjagen. Manche von den genannten Mitteln, wie das Kneten, das Unter- und Einbinden eines kranken Gliedes, das feste Umbinden des Bauches und des Kopfes bei Kopf- und Leibweh (Wilh. 21; Macg. 148) können ganz gut wirken. Auch andere rationelle Mittel haben sie, kalte Waschungen (Fieber, Wunden), Skarifikation, Aderlaß, letzterer jedoch nur bei Männern und meist in der heißen Zeit angewandt und immer mit der Vorsicht, daß das Blut nie auf den Boden, sondern in allerhand sich kreuzenden Netzlinien über den Leib eines anderen Mannes läuft: das hilft alten und jungen Leuten zur Gesundheit (Wilh. 21 f.; etwas anderer Gebrauch bei Teich. u. Schürm. 40; Macg. 2, 31). Uebrigens sind die Zauberer nicht allein die Aerzte, vielmehr gibt es neben ihnen noch eine besondere Klasse von Aerzten, welche im Süden Mintapa (Wilh. 22), im Norden Bilbo (Macg. 1, 148) heißen; im Westen kuriren öfters auch alte Weiber (Salvado 354). Kranke werden meist gut und wirklich liebevoll verpflegt (Wilh. 23), ein Aussetzen derselben, ein absichtliches Tödten kommt nicht vor, nur wer auf der Reise krank wird, erhält Lebensmittel und Wasser und wird verlassen (Hodgson 227).

Jeder Tod ist Folge einer Bezauberung, auch wenn er z. B. durch einen giftigen Schlangenbiß erfolgt (Wilh. 31); diese Bezauberung wird durch irgend etwas ermöglicht, was dem zu Bezaubernden gehört, ihm aber genommen und dem Zauberer gegeben wird, der dadurch Macht erhält, Nachts den Kranken auszufangen (Grey 2, 323), namentlich durch Speisenüberreste, welche man daher sorgfältig nach der Mahlzeit verbrennt (Leigh 161). Auch hier wie in Polynesien ist die Furcht vor Bezauberung so groß, der Glaube an sie so sicher, daß Todesfälle aus bloßer Angst verzaubert zu sein öfters vorkommen (Tyerm. u. Benn. 2, 176). Die Mörder des Verstorbenen werden dadurch entdeckt, daß der Todte selbst ein Anzeichen gibt (Eyre 2, 344) oder ein Insekt vom Grabe kriecht in der Richtung, wo man den Mörder findet: der erste, dem man dort begegnet, ist es (Stan-

bridge 1, 298 f.; Howitt 190); man erschlägt ihn und nimmt sein Nierenfett mit (N.-S.-Wales Byrne 1, 273; Süden eb. 373). Auch macht man die nächsten Verwandten des Gestorbenen für den Todesfall verantwortlich, da sie auf die Zauberer besser hätten Acht geben sollen (Grey 2, 323; Hale 115). Oder ein vom Todten Beleidigter gilt als Mörder oder man erkennt diesen durch das Werfen einer Hand voll Staub (Salvado 358). Auch wendet man selbst wieder Zaubermittel an, um den Zauberer, der Anlaß des Todes ist, zu entdecken, dessen Fußstapfen man wohl am Grabe erblickt, dessen Wohnung man in der Richtung findet, wohin diese Fußstapfen gerichtet, Insekten gekrochen sind und erklärt dann den Leuten in dieser Richtung den Krieg (Grey 2, 138; 326 f.). — Bei einem Sterbenden versammeln sich alle Verwandten und während die Weiber sich zur Trauer heftige Wunden beibringen, während erst Geschrei, dann der Trauergesang ertönt, verwünschen die Männer die Zauberer u. s. w. Stirbt der Kranke, so reißt ein altes Weib die Hütte darin er lag in Stücke (Grey 2, 317 f.). An Georgs Sund erhebt sich das Geschrei erst nach dem Tode des Kranken (Browne 451). Zum Zeichen der Trauer bemalt man sich (Südwesten 1, 336) Gesicht und Brust weiß (Grey 1, 145; Eyre 2, 353; Macg. 1, 148) oder schwarz (Grey 1, 250) oder trägt ein weißes Band um die Stirne (Mitchell three exped. 1, 169); Wunden schlagen sich zunächst und zumeist die Weiber, doch auch die Männer und zwar diese beim Begräbniß der Todten (Grey 2, 332; 335; Mitchell b. 2, 340; Cook 1. R. 3, 235; Stanbridge 1, 298 f. Macgill. 1, 148).

Die Art der Bestattung ist sehr verschieden. Man gräbt ein schmales Grab, indem man erst ein Feuer anzündet um alle bösen Zauber zu entfernen, füllt es halb mit Laub, auf welches die langgestreckte Leiche kommt, die zunächst durch Holzstäbe befestigt und dann mit Laub und Erde bedeckt wird. Die ausgegrabene Erde häufen sie in je einen Hügel zu Häupten und zu Füßen des Grabes auf (King 316; Grey 2, 327 f.). Man trägt die Leiche im Trauerzug hin; das Blut von den Trauerwunden wischt man an dem Laube ab, mit welchem man den Leichnam bedeckt (Grey 2, 328). Außen wird das Grab oft mit Laub geschmückt (eb.), öfters eine Hütte darüber gebaut und an die Thüre derselben die zerbrochenen Speere des Tod-

ten gelegt, das Grab selbst mit rother Erde bestreut, drei Bäume vor der Hütte mit Einschnitten und ungeschlacht eingeritzten Figuren, die roth bemalt werden, versehen, zum Zeichen, daß der Todte gerächt sei (Grey 1, 323; 2, 330 f.). An Georgs Sund wird der Todte in sitzender Stellung (ebenso nordwärts von den Seen, Angas 1, 86) mit gekreuzten Armen, aber auf die Seite gelegt, begraben, den Kopf nach Osten (Nind 1, 46; Grey 2, 325; Angas 1, 94; Browne 453; Salvado 360). Im Süden dagegen richtet man den Kopf nach Westen, wie Eyre (2, 349) angiebt. Die Waffen bekommt der Todte mit ins Grab (Grey 1, 336), auf welchem ein Feuer angezündet und längere Zeit unterhalten wird, damit die Seele sich wärmen könne (Salvado 360). Bäume in der Nähe bezeichnet man durch Abschälen der Rinde, durch Kränze und bringt davor einen Ruhesitz an; Peron (d. Ueb. 1, 78 f.) sah einen solchen am Cap Naturaliste, der in 27 Sitze eingeschnitten war: vor diesem war ein Halbkreis ($2^1/_2$' breit) von schwarzem Sand, davor ein großer Halbkreis von weißem Sand, in welchen man Kreise, Dreiecke, Quadrate mit Binsen bepflanzt und diese dann verbrannt hatte. Ebenso sah er (2, 243) an den beiden Ufern eines Baches am Georgs Sund einander gegenüber je einen kreisrunden Fleck von 3—4' im Umfang, der mit 11 gut geschärften, mit Harz blutrothgefärbten Lanzen, die Spitzen nach dem jenseitigen Ufer gerichtet, umsteckt war — gewiß Grabstätten. Aehnliche Grabplätze hat man im Süden (Köler a. 35 f.) und im Osten, wo die Gräber entweder freie, gereinigte Plätze mit mehrfach einander kreuzenden schmalen Wegen (Mitchell three exp. 1, 317) oder konische Sandhügel sind (Leichhardt 34; Oxley 110), Hügel mit Reisern darauf, bisweilen mit einem kreisförmigen Graben umgeben (Mitchell 1, 260; 251) oder mit drei Reihen von halbkreisförmigen Sitzbänken davor, in der Nähe von Bäumen mit sonderbaren eingeritzten Figuren; der Leichnam ist in ein Opossumfell gewickelt, durch Gras und Holz geschützt, zusammengebogen, die Arme zwischen den Knien hindurch gesteckt, das Gesicht nach unten gewendet (Oxley 138; 224; Macquarie Sturt 1, 14). Die Form der Gräber ist nach den Gegenden verschieden; am Murray und Murrumbidgee sind es gut gedeckte Hütten, welche in einem kahnförmigen Unterbau stehen (Mitchell 2, 112), alte Leute steckt man hier in Bäume (Angas 1, 60), da sie der Mühe nicht werth sind, welche

man auf junge Krieger verwendet: diesen näht man am unteren Murray alle Oeffnungen des Leibes zu, um die Verwesung aufzuhalten und setzt sie dann mit gestreckten Armen und gekreuzten Beinen sorgfältig in Matten und Netzwerk gewickelt auf jenen Unterbau (Angas 1, 60; 94). Umgekehrt berichtet Stanbridge, daß gerade Alte und besonders Zauberer mit vielen Ceremonien beigesetzt würden (1, 298 f.). In den Ashburtonbergen fand Stuart ein Kindergeripp in einem kleinen Holzkanoe von sehr feiner Arbeit, welches in einem hohlen Baum beigesetzt war (Howitt b. 2, 173). Im Westen von Port Macquarie wird die Leiche in Rinde genäht und an einem Baum 10' hoch aufgehängt. Die Vorübergehenden werfen Holzstücke darunter, welche später angezündet werden, wobei der Leichnam mit verbrennt (Breton 228). Verbrannt werden nach Angas 2, 227 und Barrington 27 nur die Alten in Neusüdwales und ihre Asche sowie die jungen Leute begraben, im Südosten Australiens und an Portlandsbai alle Todte und zwar indem man sie in hohle Bäume steckt und diese anzündet (1, 97; vergl. Beckler Glob. 13, 84). Nach Stanbridge verbrennt man in Viktoria nur die, welche an einer ekelhaften Krankheit gestorben sind (Stanbridge trans. ethnol. Soc. N. S. 1, 298 f.), nach anderem Bericht (Australia felix 139) auch kleine Kinder, dagegen die Alten nach derselben Quelle einfach begraben werden. Angesehene aber werden in sitzender Stellung an der Luft getrocknet und später ausgedörrt in einen hohlen Baum gesteckt, was mit Anderen gleich geschieht. Man bewahrt die Leichen in ihren Gräbern sehr sorgsam, damit böse Geister sie nicht holen (Bennett 1, 126; Macg. 1, 148). Auch in Höhlen setzt man die Todten bei. Die Art und Weise des Begräbnisses ist also an ein und demselben Ort sehr verschieden. Im Norden läßt man die Todten liegen, bis sie verwest sind, dann bemalt man ihre Gebeine roth und schleppt sie lange mit sich umher, bis man sie endlich in einen hohlen Baum oder in einem Grabe beisetzt über welches man einen niederen Hügel und Steine aufhäuft; bisweilen steckt man auch einen Stab an jede Ecke (Macg. 1, 149, Earl J. R. G. S. 16, 240; Wilson 143). Aehnlich erzählt Grey vom Nordwesten (1, 257), welcher daselbst zwei große Hügel (22' lang, 13', 16' breit, 4', 5' hoch), viereckig, wie regelmäßige Kugelhaufen von Steinen aufgeschichtet sah, welche letztere weit hergeholt sein mußten: im Innern war feine dunkle Erde

mit Modergeruch; mit Recht hält er sie für Grabhügel und gibt ihnen ein Alter von etwa 2—300 Jahren (2, 216 f.). Uebrigens haben manche Reisende die Erdhaufen der Wallnister fälschlich für Grabhügel gehalten (Stokes 1, 395).

Die Schädel der Verstorbenen gebraucht man im Süden öfters als Trinkgefäße (Angas 1, 94; Eyre 2, 345); auch die Haut angesehener Männer wird bisweilen aufbewahrt (Hodgson 225; d'Urville a. 1, 520; Moretonbai Dum. Lang 424; Field 72). Uebrigens ehren sie ihre Todten und deren Gräber keineswegs überall, weder im Süden (Eyre 2, 350) noch im Norden (Macgill. 1, 150). Doch war dies im Südwesten und im Westen anders (Stokes 1, 60; Grey). Geister erscheinen dort an den Gräbern ebenso vorzugsweise gern, als bei uns (Grey 2, 336).

Ueber die Seelen und ihr Leben nach dem Tode hat man verschiedene Meinungen, indeß ist der Glaube an Unsterblichkeit derselben sehr verbreitet und nur wenige haben die Ansicht, daß mit dem Tode alles aus sei (Hale 112). Daher sterben sie völlig ruhig. — Im Westen glaubt man, wie die katholischen Missionäre am Schwanenfluß erfuhren, daß die Seelen der Verstorbenen auf den Bäumen sitzen bleiben und dort klagen, aber heruntergelockt werden können, dann in den Mund der Lockenden eingehen und hinten wieder hervorkommen (Salvado 209). Dies erinnert durchaus an die polynesische Seelenläuterung in der Unterwelt. Bisweilen aber bleiben sie auch singend und klagend auf den Bäumen sitzen, bisweilen gehen sie ganz in andere Lebende über (eb. 298). In Neusüdwales glaubte man, daß die Seelen in den Wolken weiter leben (King 316), wie man auch der Ansicht war, die ganze Bevölkerung sei einst von Westen her aus den Wolken gekommen (Palacky 80), im Süden, daß sie zu Sternen würden (Howitt 192). Dies ist denn auch der Punkt von dem aus wir eine andere viel verbreitete Ansicht über das Leben nach dem Tod erklären, die Ansicht nämlich, daß die Todten zu Weißen würden und als solche zurückkehrten (Hale 112; Hodgson 216); ja die Eingeborenen haben vielfach in einzelnen Weißen früher verstorbene Angehörige zu sehen geglaubt. Eine Europäerin, welche unter die Kowraregas nach einem Schiffbruch gerieth, ward für die verstorbene Tochter eines angesehenen Mannes gehalten (Macgill. 1, 301; andere Beispiele 2, 30). Dasselbe erlebte Grey an sich (1, 301-2), manche

der entlaufenen Sträflinge fanden durch diesen Glauben nicht nur gute Aufnahme, sondern sogar hohe Verehrung (Barrington b. 9), ein anderer überredete die Schwarzen, er sei einer der Ihren und ein altes Weib unter ihnen seine Mutter (Barrington 403). Diese Ansicht herrschte im ganzen Continent (Süden Behr 92; Teichelm. und Schürm. 39 s. v. stindi; Wilhelmi 29; Shayer 189). Ein Eingeborener von Port Linkoln, der zu Adelaide gehängt werden sollte, ging ruhig dem Tode entgegen, in der festen Gewißheit, daß er bald als weißer Mann zurückkehren werde (Wilh. 29). Aber woher kommt dieser seltsame Glaube? Etwa erst durch den Verkehr mit den Weißen? Aber er fand sich gleich bei der ersten Ankunft derselben. Oder wie man auch gemeint hat (Dumm. Lang 424), weil die aufbewahrten Menschenhäute weiß ausgesehen? Eine Meinung, welche keine ernstliche Widerlegung verdient; jene Sitte fand sich zudem nur an wenigen Orten, dieser Glaube dagegen überall. Man dachte sich auch die Bálumbal, die elfenartigen Genien weiß und wie der Adel der Halbinsel Coburg vom Feuer stammte, so kehrten die Todten nach uralter Ansicht in das Reich des Lichtes, in die Wolken, den Himmel zurück, wo man sie in schimmerndem Lichte glänzen sah. Daher dachte man sie weiß, hellgefärbt, lichtfarbig und als man nun mit hellgefärbten und so wunderbaren Menschen, mit den Europäern bekannt wurde, da übertrug man jenen Glauben auf diese und hielt sie für selige zurückkehrende Geister. Im Norden identificirte man die Todten mit den gelben Malaien (Macg. 1, 150). Uebrigens glaubt man zu Port Linkoln auch, daß die Seele nach einem Eiland im fernen Ost oder West, — hierüber gehen die Meinungen auseinander — zurückkehre und zwar begleitet sie dahin ein Seevogel, der seine lautschrillende Stimme oft in der Nacht hören läßt (Wilh. 28 f.; Angas 1, 108). Eine solche Götterinsel haben wir schon kennen gelernt; es war die auf welcher Baiamai, der Gott des östlichen Australiens wohnt. Andere Südaustralier sind der Meinung, daß die Seele in das Pindi (Teichelm. und Schürm. s. v. 39) d. h. Höhle, Gruft hinabgehn, welches man sich als geräumige unterirdische Grotte dachte, wo die Geister der Ahnen wohnen. Wir haben hier also einen Hades und eine so mannichfache Fülle der Anschauungen, daß wir auch hier wieder ganz deutlich sehen, es sind dies Trümmer früherer klarer ausgebildeter Ideen, nicht rohe Gedankenanläufe eines tiefstehenden Volkes, die sich

nicht durchgerungen haben: denn sonst würden wir mehr Gleichmäßigkeit, eine wenn gleich rohe Ansicht durch den ganzen Continent verbreitet finden. — Die Seele selbst dachte man sich im Süden immateriell, vom Körper getrennt (Eyre 2, 350); sie ist so klein, daß sie durch ein Nadelöhr geht und nach dem Tode ohne Nahrung leben kann (Wilh. 28). Es scheint fast, als ob man den Samen für ihre Verkörperung gehalten: yitpi heißt um Adelaide der Same und yitpi tukutya „kleiner Same" die Seele (Teichelm. und Schürm. s. v. 62). Große Einwirkung auf die Lebendigen schreibt man den Seelen nicht zu: allerdings stehen die Zauberärzte mit den Abgeschiedenen in Beziehung, und nach Freycinet (2, 761) gelten die Seelen der Vorfahren als wohlthätige Geister, welche besondere Glücksfälle veranlassen: wenn z. B. ein Walfisch strandet, so ist das ihr Werk, sie haben ihn als Delphine ans Land getrieben. Auch böse Geister mögen vielleicht diesen Abgeschiedenen entstammen, so vielleicht jene tückisch-neckischen Mani, welche man auch weiblich dachte (Freyc. 2, 761) wie ja auch Geistererscheinungen auf Gräbern häufig waren, wie die Todten ja die bösen Steine den Zauberern zum Behexen anderer verliehen. Zu Port Linkoln wohnen die Geister der Todten vielfach in kleinen Felshölen und kommen Nachts hervor, um Ameiseneier zu essen; da kann man sie rufen hören. Doch sind sie sehr scheu (Wilh. 34). Aber irgend welche bedeutende Ausdehnung scheint dieser Glaube in Neuholland nicht gefunden zu haben und von einer solchen Ahnenverehrung wie am übrigen Ozean ist hier nicht die Rede. Daß man so äußerst vorsichtig den Namen eines Todten auszusprechen vermeidet, hat seinen Grund in dem Glauben, daß der Todte bei Nennung seines Namens gleichsam gerufen wiederkehren würde (Häber 429).

Die culturhistorische Schilderung Tasmaniens ist zum größten Theil schon in dem, was wir über Neuholland sagten, mit inbegriffen. Ihre Hütten sind ganz den neuholländischen gleich, halbkugelförmig, vorne offen, auf drei stärkeren Balken ruhend, oder nur Windschirme aus Flechtwerk (Cook 3. R. 1, 1222; Hobart town Alm. 114; Labill. 1, 148; d'Urv. a. 5, 92; Peron d. Ueb. 1, 270), viele hatten gar keine, andere lebten unter konischen Grasdächern (Nixon nach Milligan 25), wieder andere in hohlen Bäumen (Cook eb. Labillard. 1, 183). Ein Dorf von 14 Hütten sah Peron (d.

Ueb. 1, 293). Ihre Schiffe waren floßartig, grob aus Baumrinde oder den Stengeln einer Typhaart, welche sie von der Insel Maria holen (Peron 1, 361) gearbeitet, mit denen sie durchaus keine weiten Fahrten unternahmen, trotzdem sie gut tauchten und schwammen (Lab. 1, 184; 2, 47; 52; Peron d. Ueb. 1, 270); sie lenkten sie mit ihren Lanzen (d'Urv. a. 5, 92) und ließen sie am Derwent (Süden) am Ufer liegen (Evans 21), doch werden auch vom Norden kleine längliche Lederkähne erwähnt. Meist gingen sie und zwar beide Geschlechter nackt; doch hatten sie kurze Mäntel von Känguruhfellen, welche die Weiber die öfters ein solches Fell um den Leib, bisweilen auch als Schurz hatten, immer, die Männer nur im Winter und bei Krankheiten trugen. Die Weiber schoren das Haar ab, die Männer ließen es perückenartig wachsen oder schoren und klebten es in allerhand Façons und färbten bisweilen Haar und Bart roth; reinlich war das Haar nicht, vielmehr voll Läuse, welche sie fraßen (Labill. 2, 50). Kängurufell trug man schuhartig auch an den Füßen, sowie in Streifen um Hals und Arme. Als Schmuck trugen sie lange Schnüre um den Kopf und öfters auch um den Leib (Nixon 25; Labillard. 1, 189; 2, 29; 55; Cook 3. R. 1, 102, 107, 109, 120-1; Peron 2, 27; d'Urv. eb.). Sie rieben sich mit Fett ein, malten sich mit Kohle schwarz und hatten, Männer und Weiber, ganz die symmetrischen Hautnarben der Neuholländer (Peron d. Ueb. 1, 303; Nixon 28; Cook 109; Labill. 2, 34), wozu die Weiber noch andere halbkreisförmige auf dem Bauch trugen (Labill. 2, 50). Ihre Nahrung ist ganz der neuholländischen gleich; Fleischnahrung überwog, namentlich Seethiere, auch Fische, was Cook (1, 102) irrthümlich leugnet (Nixon 26; Labill. 1, 189, 176). Sie kochten auf Kohlen (Labill. Bibra 9). Auch ihre Geräthe unterschieden sich in nichts, nur daß sie (Labill. 2, 43) hölzerne Kopfschemel hatten. Die Steine, welche Labillardiere sah und die in einen zunderweichen Stoff gewickelt waren, brauchen keine Feuersteine gewesen zu sein (Labill. 1, 177), vielleicht nur Kochsteine. An Amulette ist nicht zu denken, da sie einen Korb davon voll hatten. — Sie sangen nicht ungeschickt, rein und meist in Terzen (Lab. 2, 45; Peron 1, 304), oft sehr geschwind. Auch machten sie anmuthige Bewegungen beim Gesange, sie tanzten also dazu (Bibra 15). Einen unzüchtigen Tanz sah Peron (d. Ueb. 1, 304). Jede Gabe legten sie zu-

nächst auf ihren Kopf (Labill. 1, 188), ehe sie dieselbe in Besitz nahmen. Als Waffen hatten sie hölzerne lange Lanzen, Wurfholz und Bumerang fehlen, ebenso Bogen und Pfeil; doch besaßen sie Messer, Aexte, Keulen von Steinen und einem 2' langen vorne zugespitzten dicken Stock, den sie warfen, ziemlich ungeschickt nach Cook, während Labillardiere ihre Geschicklichkeit im Speerschleudern rühmt (Cook 3. R. 1, 101; Labill. 1, 184; 2, 36). Sie führten viel Krieg, denn untereinander waren sie immer in Streit (Nixon 26). Sie zerfielen in mehr als vier Stämme, deren Sprache auch mundartlich verschieden war (Latham 362 f. nach dem Tasman. Journ. of nat. hist.). Die Weiber raubten sie meist aus fremdem Stamm (Nixon 29), hatten aber obwohl Polygamie erlaubt war mit Ausnahme der mächtigsten Eingeborenen nur eins (Labill. 2, 55; Nixon 29). Den Weibern lag alle Arbeit ob, sie waren in großer Abhängigkeit von den Männern und wurden hart gehalten (Labill. 2, 52; 29; Peron 1, 307), doch waren sie lustig, zuthunlich, ohne frech zu sein (eb. 306); wie sie im Gegentheil die Zudringlichkeiten der europäischen Matrosen aufs strengste abwehrten (Cook 3. R. 1, 110; Labill. 2, 46; 1, 188; Peron 1, 269). Doch zur Ehe schlossen sie sich leicht an europäische Matrosen an, zu denen sie bisweilen ihren Männern wegen zu harter Behandlung entliefen, dann aber von den Eingeborenen sehr feindselig behandelt wurden (Bibra nach Jeffreys 12 f.; d'Urv. eb. a. 5, 93 f.). Gegen diese neuen Männer waren sie durchaus treu, aber auch eifersüchtig (eb.), wie überhaupt die Ehen treu gehalten wurden. Nach Jeffreys (Evans 23; Bibra 16) sollen freilich die Männer öfters die Weiber verkauft oder angeboten haben; sicher aber erst als sie mit den Europäern in näherer Berührung waren, von denen z. B. die französischen Matrosen d'Entrecasteaux's die eingeborenen Weiber, darunter sehr alte zu ihrem Willen zwingen wollten! (Labill. 2, 46; 1, 187). Die Eltern hatten große Gewalt über die Kinder, welche sie höchst liebevoll behandelten, indeß bei Unarten auch gelinde züchtigten (Lab. 2, 43; 56) und die Kinder selbst waren kleine, liebenswürdige Geschöpfe (Peron 1, 275). Kindermord war nicht gebräuchlich, ebenso wenig schnitten die Weiber sich die Fingerglieder ab. Auch Beschneidung herrschte nicht (Labill. 2, 68). Das Ausschlagen eines oder mehrerer Vorderzähne fand sich aber an einzelnen Punkten wenn-

gleich ganz selten; so an der Felsenbai (eb. 2, 71). — Jede Familie war ganz unabhängig für sich, und zog in stetem Wanderleben an der Küste her und hin, der Nahrung wegen (Peron 1, 323). Die politischen Verhältnisse scheinen den neuholländischen ganz gleich zu sein, eigentliche Häuptlinge gab es wohl nicht, doch hatten die Familienhäupter über die ganze Schaar der Ihren unumschränkte Gewalt (eb. Labill. 2, 56) und diese sind wohl auch unter den „Häuptlingen" bei Evans (23) gemeint. Auch Gesammthaftbarkeit der Geschlechter und Blutrache herrschte (Holmann 4, 404 f.). Sie glaubten an viele meist böse Götter, welche in Klüften, Höhlen u. s. w. wohnten, Nachts aber umherschwärmten und schadeten (Melville b. 348; Nixon 29), daher sie Nachts nicht auszugehen wagten, wenigstens nicht ohne Fackel. Doch hatten sie auch einen guten Geist, welchen die Weiber singend baten, ihre Männer zu behüten, wenn diese auf ihren Unternehmungen länger ausblieben (Jeffreys bei Evans 20 und Bibra 15). Den Europäern gegenüber zeigten sie sich anfangs äußerst scheu und wenn sie nachher auch im Verkehr zutraulicher wurden, so waren sie nicht dahin zu bringen, Speise von ihnen anzunehmen, was sie auch den Kindern verboten (Labill. 2, 42) ja selbst die Hummern, welche die Europäer vor ihren Augen fingen, schlugen sie aufs hartnäckigste aus. Hieraus können wir den sichern Schluß ziehen, daß auch sie die Europäer für zurückkehrende Geister hielten, deren Speise allerdings für Menschen gefährlich ist. Die Todten wurden theils verbrannt, theils in hohlen Bäumen aufgestellt oder unter Bäumen begraben (Nixon 30; Braim 2, 266), an anderen Orten auch in Höhlen beigesetzt und über ihnen eine Pyramide von Steinen und Baumrinde aufgethürmt (Braim 2, 268). Auch da, wo man sie verbrannte, wird wenigstens die Asche begraben und auf dem Grabe eine eigenthümliche kegelförmige Hütte errichtet, von vier Stangen gebildet, welche mit Rinde bedeckt an der Spitze hervorragten. Innen war eine Art Gewölbe von Flechtwerk und darunter von Gras und Steinen das Grab (Peron d. Ueb. 1, 320 f.). Auf einem Grab dieser Art bemerkte Peron (eb. 324) auf der Rindenfläche des Daches Zeichnungen, welche ganz den Charakteren gleich waren, mit denen sie ihren Vorderarm tattuirten — zum Beweis, daß auch hier das Tattuiren ursprünglich nur das Aufmalen der Darstellung des Schutzgottes ist. Peron sah an ihnen Narben von

starken Verwundungen (v. Ueb. 1, 304); es scheint, als ob sie diese Selbstverletzungen sich zu Ehren der Todten beigebracht haben. Uebrigens brauchten sie auch (Holmann 4, 405) Skarifikationen bei Krankheiten.

In dieser Schilderung haben wir nur ein paar unbedeutende Kleinigkeiten, welche dem australischen Leben wirklich fremd sind: im übrigen sehen wir dieselben Grundlagen, nur selbständig bei beiden, aber doch sehr ähnlich entwickelt. Meinicke freilich erklärt (a. 2, 177; vielleicht nach d'Urville a. 5, 91, der indeß nicht aus eigner Anschauung redet), jede Stammverwandtschaft beider Völker als „aus der Luft ergriffen", wegen der abweichenden Beschaffenheit des Haares. Allein diese begründet einen solchen Unterschied durchaus nicht. Geben wir nun auch auf die sprachlichen Aehnlichkeiten zwischen beiden, welche Braim 2, 264 geltend macht, nicht viel, ja scheint uns selbst Latham (370) mit seinen einzelnen Wortvergleichungen einen nicht eben fruchtbaren Weg einzuschlagen, so machen die beiden Sprachfamilien doch, wenn man sie im ganzen und nach ihrem Bau betrachtet, soweit dieser von der Sprache der Tasmanier zu erkennen ist, entschieden den Eindruck, daß sie von gleicher Art und Abstammung sind. Aber die Begabung beider Völker scheint verschieden. Laplace (a. 3, 201) meint, die Tasmanier unterschieden sich nur durch den Gebrauch des Feuers vom Thiere, bei Hungersnoth ließen selbst Mütter ihre eigenen Kinder im Stich; und auch nach Breton (396) stehen sie dem Thiere noch näher als die Neuholländer. Da nun diese nach ihm blos den Verstand des Orang Utang haben, so stehen also die Tasmanier noch tiefer als die Affen, trotz ihrer Sprache, trotz ihrer Anhänglichkeit untereinander, trotz des letzten Verzweiflungskampfes gegen die Europäer! Zu solchen Urtheilen versteigt man sich! Auch Peron (und nach ihm Lawrence 409) hat sehr ungünstig über sie geurtheilt; doch sind sie, wenn man was er sagt abwägt, den Neuholländern etwa gleich, nach Evans (16) sogar höher entwickelt. Wir können bei unseren so wenig ergiebigen Quellen über Einzelnheiten nicht urtheilen, halten sie aber im Ganzen auch für gleichbefähigt den Neuholländern. Nur muß man die Neuholländer im Allgemeinen, nicht aber wie gemeiniglich geschieht, nur die Eingeborenen der Gegend von Sydney mit ihnen vergleichen. Diese sind ebenso gut ein einzelner speciell entwickelter

Stamm, wie die Tasmanier und nichts spricht dafür als die geographische Nähe, daß beide in engerem Zusammenhang stehen müßten und diese Nähe beweist nichts. Finden sich aber dieselben Eigenheiten wie bei den Tasmaniern bei anderen neuholländischen Stämmen, gleichgültig welchen, vielleicht zerstreut bei vielen, so ist dadurch ihre Verwandtschaft bewiesen, aber nur eine Verwandtschaft der Art (und nur von einer solchen reden wir), daß beide von gemeinschaftlichem Ursprung sind und die Tasmanier etwa bei der Verbreitung der Neuholländer über den Continent nach Vandiemensland kamen und sich nun ebenso von jener gemeinsamen Grundlage weiter specialisirten, wie die neuholländischen Stämme im Einzelnen (vergl. Quoy u. Gaim. bei d'Urv. a. Zool. 45). Wir haben also hier dasselbe Verhältniß wie zwischen Maori und Moreore. — Was ihr geistiges Leben betrifft, so finden wir dieselbe Genauigkeit in der Naturbetrachtung und -Benennung auch bei ihnen (Labill. 2, 60); daß sie Spiegel und Tücher, ebenso Hühner (die auch hier nicht vorkommen) und Enten besahen und dann gleichgültig aus der Hand warfen (Crozet 15), ist ihnen nicht schlimm anzurechnen: es waren dies fremde Dinge, für ihr unmittelbares Leben ohne Werth. Uebrigens thaten sie dies nur 1771, bei ihrem ersten Bekanntwerden mit den Europäern. Bei Perons Anwesenheit (2, 27) untersuchten sie aufmerksam und genau die gelandete Schaluppe. Auch rühmt er ein außerordentliches leichtes Auffassungsvermögen an ihnen; sie verstanden die Zeichen, die man ihnen machte, aufs leichteste (2, 125; Labill. 2, 32). Im Uebrigen waren sie vollkommen friedliche Naturmenschen, gutmüthig, hülfreich, ja zuthunlich (Lab. 2, 28), wenn die erste Scheu gegen Fremde überwunden war (d'Entrecasteaux 1, 231). Auch Melville (a. 348) nennt sie die friedfertigsten Menschen, die sich denken ließen. Doch da sie, ganz wie die Neuholländer, leicht schreckhaft und ängstlich waren, so wurden sie auch ebenso leicht wieder scheu, wenn etwas vorkam, was sie erschreckte; wie z. B. Flintenschüsse, welche Cooks Mannschaften abfeuerten, sie gänzlich vertrieben (3. R. 1, 102). Peron schildert sie als höchst treulos, wild, habgierig und verrätherisch, welches letztere sich zeigte, sobald sie überlegen waren (2, 50; 135; d. Ueb. 1, 285; 334; 338 f.). Allein zunächst hielten sie die Europäer wahrscheinlich für unheimliche Wesen geisterhafter Natur und suchten sich ihrer möglichst rasch zu entledigen: daher ist der verein-

zelte Angriff (2, 50; d. Ueb. 1, 285), den sie wagten, gar nicht so sehr verrätherisch zu deuten: sie suchten die Geister zu verscheuchen. Und ferner erregten sie die Franzosen theils dadurch, daß sie einzelne Eingeborene abzeichnen wollten, wovor jene die größte Furcht hatten — natürlich, denn jedes geringste, was von einem Menschen in die Hände der Geister oder Zauberer kommt, gibt ihm selbst in die Gewalt derselben, wie viel mehr also ein Bild, der getreue Abdruck des ganzen leiblichen Wesens. So kam es hierüber zum Streit (2, 52; d. Ueb. 1, 287). Zweitens aber scheinen die Franzosen unwissentlich heilige Plätze bei ihnen verletzt, Tabus (wenn wir das polynesische Wort für die gleiche Sache unter den Tasmaniern anwenden dürfen) übertreten zu haben; wenigstens suchten sie von einzelnen Plätzen die Gäste fern zu halten und flohen daselbst stets (2, 65; d. Ueb. 1, 338 f.). Und doch haben sie vereinzelte Weiße im Schlafe getroffen und ihnen nichts gethan, haben sich im Gegentheil bemüht, ihnen alle Schwierigkeiten aus dem Weg zu räumen (Labill. 2, 32; 37). Also verrätherisch, treulos waren sie nicht; sie suchten nur nach ihrer Art sich ihr Recht zu wahren und daß sie dies nur in überlegener Anzahl vermochten, das wurde ihnen vor allen Dingen klar gemacht.

Unter den Neugierigen, welche d'Entrecasteaux und seine Begleiter umstanden, befand sich auch eine Frau mit ihrem Säuglinge, der, als er die vielen sonderbaren fremden Gestalten sah, zu weinen anfing; da legte ihm die Mutter ihre Hand über die Augen und das Kind ward stille (Labill. 2, 41). Ist es herangewachsen, so hat es mit denselben Augen später von diesen Fremden Dinge gesehen, daß es sie gern wieder von neuem geschlossen hätte. 1803 ward Tasmanien von England in Besitz genommen, indem man behauptete, die Eingeborenen besäßen kein Besitzrecht an ihrem Land, weil sie nicht fest seßhaft seien, und schon die Offiziere des ersten englischen Schiffes, welches unter Bowen von Port Jackson kam, schossen zu ihrem Vergnügen mit Kartätschen unter die Eingeborenen, die mit Gesängen und grünen Zweigen friedlich nahten (Evans 13; Bibra 11). Viele andere Beispiele gleicher Barbareien sind officiell constatirt bei Bischoff 204 f. 1804 ward hier von Collins Hobarttown gegründet und eine Verbrechercolonie angelegt, welche rasch wuchs (Montg. Martin 207) und bald den Eingeborenen zum größten Schaden gereichte. Es

ist nicht nöthig, einzelne Schandthaten anzuführen (Melville a. 348 f.; Holmann 4, 403; Aussterben der Naturv. 115; Bischoff 204), es genügt zu bemerken, was auch allgemein und elbst officiell zugestanden ist, daß die Feindseligkeiten nur von den Weißen ausgegangen sind, von den Eingeborenen nur um Repressalien zu üben (Hobart town Alm. 102; 107), und wie arg es war, erhellt daraus, daß endlich 1810 Collins ein Gesetz erließ, die Ermordung eines Eingeborenen solle als wirklicher Mord gestraft werden (eb. 201). Die Colonie wuchs, und da an verschiedenen Orten der Insel Städte gegründet waren (im Norden Yorktown und Launceston), da die Einwanderer und ihr Vieh sich immer weiter ausbreiteten, so wurden natürlich die Eingeborenen im hohen Grade beschränkt und namentlich von den Küsten vertrieben. Das war aber für diese letzteren eine Lebensfrage, da das Innere des Landes für sie ganz unbewohnbar war wegen seiner Wildheit, Rauheit und seines Mangels an Lebensmitteln (Robinson bei Howitt b. 1, 198; 200). Dazu kamen nun die fortwährenden blutigen Verfolgungen der Eingeborenen, welche man niederschoß, wo man sie traf, deren Weiber aber man einfing oder verlockte, um in wilder Ehe mit ihnen zu leben! Diese Verhältnisse wurden nicht besser, als 1821 (Mont. Martin 211) sich auch Einwanderer direkt von England her einstellten. Wie es zuging, läßt sich aus dem erkennen, was Stokes 2, 460 erzählt, daß ein Freund von ihm in Vandiemensland mit zwei Eingeborenen reiste und fast von jedem, der ihm begegnete, gefragt wurde: „wo habt ihr die gefangen"? Die Colonisten behandelten sie eben nur wie wilde Thiere und konnten sich etwas Anderes gar nicht denken. Und doch waren die Eingeborenen furchtsame Menschen, die auch nur zwei Bewaffnete nicht angriffen: aber endlich erhoben sie sich zum wildesten Verzweiflungskampf, sie mordeten nun auch, wen sie fanden, sie plünderten, zündeten dann rücksichtslos an, auch da, wo sie vielleicht gutes genossen hatten (Bischoff Appendix). Namentlich seit 1826 wurden sie gefährlich und bei dem zerklüfteten und dicht bewaldeten Inneren der Insel war es kaum möglich, ihnen beizukommen, zumal sie die vollkommenste Terrainkenntniß und die schlauste Geschicklichkeit, jeden Umstand zu benutzen, besaßen. Auch sie entgingen oft, wenn die Verfolger ihnen auf den Fersen waren, durch plattes Niederwerfen auf den schwarzen Boden, durch unbewegliches Stillstehen, wo sie selbst in ziemlicher

Nähe von einem abgestorbenen Baumstamm kaum zu unterscheiden waren (Darwin 2, 226). Da man ihrer mit Gewalt nicht habhaft werden konnte, so beschloß man jetzt zu anderen Mitteln zu greifen. 1828 zog man eine Linie, innerhalb welcher die Eingeborenen nicht mehr geduldet werden sollten (V. D.-Land. Alm. 146, offic. Depeschen u. s. w. bei Bischoff Append.) Allein die Proklamation kam den Eingeborenen wenig zu Ohren, war unverständlich und — nicht durchzuführen, sie hatte also gar keinen Erfolg. 1829 versuchte man die bis dahin Gehetzten und Verfolgten fest und friedlich anzusiedeln, aber es war jetzt zu spät, sie noch durch Güte zu gewinnen, zumal auch die einzelnen Europäer an ein wirklich friedliches Benehmen gar nicht dachten. So dauerte denn der Kriegszustand weiter: es wurde auf das Einfangen eines Erwachsenen 5, auf das eines Kindes 2 Pfd. gesetzt und der Befehl gegeben to expel them with every degree of humanity that was practicable, zugleich aber auch zugestanden, daß hierbei mit dem Schuldigen der Unschuldige leiden müßte (V.D.Land Alm. 163). Ja man ließ sogar Eingeborene von Australien kommen, damit sie die Feinde aufspüren sollten (Howitt b. 1, 201). Aber die Eingeborenen ließen sich nicht fangen; und da kam der Gouverneur Arthur 1830 auf den Einfall, sie durch ein Verfahren, wie man es auf den ostindischen Treibjagden anwendet (Darwin 2, 226) gewaltsam in einen kleinen Distrikt zusammendrängen zu lassen. Er bot deshalb einen Cordon von Ansiedlern und Soldaten auf, welcher durch die ganze Insel hindurch reichte, um so dieselbe abzutreiben. Zwei Eingeborene fing man mit einem Kostenaufwand von 70,000 Pfd., die übrigen entkamen alle wieder (Howitt b. 1, 195; Breton 200). Da war man mit allen Mitteln zu Ende, als ein Ereigniß eintrat, welches zu den größten und bewundernswerthen Thaten gehört, die je auf Erden selbstlose Menschenliebe ausgeführt hat und welches wie ein heller Sonnenblick auf diesem so grauenvollen Blatt der Geschichte des 19. Jahrhunderts leuchtet: Georg August Robinson, ein Baumeister zu Hobarttown, erbot sich, die Eingeborenen friedlich zur Auswanderung zu bestimmen, und obwohl man ihn verlachte, obwohl er selber Weib und Kinder hatte, obwohl er gleich anfangs beinah alle seine Vorräthe verlor, obwohl er vom Wetter, vom Land, vom Hunger und der Feindseligkeit der Eingeborenen das Aergste leiden mußte und mit dem Aergsten stets bedroht war: er führte seinen Entschluß mit wunderbarem Heldenmuth aus,

er suchte, ganz allein (Howitt b. 1, 201), unbewaffnet, die einzelnen Stämme in ihren Schlupfwinkeln auf, stellte ihnen ihre Lage vor, versprach ihnen eine ruhige Zukunft — und es gelang ihm, sie alle zu überreden und allein, als einzelner Mann das auszuführen, was der gesammten Colonie unmöglich gewesen war. Und friedlich auszuführen — zum klaren Beweis, wie leicht man mit den Tasmaniern friedlich hätte hinkommen können. Selbst nach alle dem, was schon geschehen war, ist er überall, als er friedlich kam, friedlich und freundlich aufgenommen und jeden Bissen haben die Eingeborenen mit ihm getheilt. Sie waren Heiden, kein Missionär hat sich ihrer angenommen: aber blutgierig, rachsüchtig waren sie nicht! (Robinson bei Howitt b. 1, 196 f.). So wurde denn ein Stamm zunächst nach der Schwaneninsel (197), drei andere nach der Insel Gun-carriage deportirt. Dann brachte man sie alle 1843 nach Flinders Insel, nachdem ihnen ihre Weiber, welche von Walern in Zwangehe gehalten wurden, ausgeliefert waren (eb. 197). Dort erhielten sie Unterricht im Christenthum, Schulen, Häuser, Gärten u. s. w. und machten rasche Fortschritte im Christenthum wie in der Cultur. Aber in Folge der ganz veränderten Lebensweise und ferner eines tiefen Heimwehs starben sie rasch dahin. 1815 noch 5000 an der Zahl, betrugen sie 1835 noch 111; 1847 noch 45 und 1854 noch 16 nach dem Blaubuch bei Peterm. 1856, 441; Melville a. 370; Nixon 18), nach Howitt, dessen Zahlen ein minder rasches Aussterben zeigen aber minder zuverlässig sind, verminderten sie sich von 1803—37 von 1600—300. Später (1847) brachte man sie von Flinders Insel nach Oyster Cove im d'Entrecasteaux Canal, wo sie 1861 (Howitt b. 1, 202 nach dem off. Census) noch 18 betrugen, so daß sie jetzt wohl ausgestorben sind (Holmann 403 f.; Nixon 18; Stoney 31).

Den Neuholländern hat man das Christenthum gebracht, bis jetzt aber ohne Erfolg. Auch hier sind Protestanten und Katholiken thätig gewesen. Im Interesse der letzteren und nur sie erwähnend schreibt Salvado, Bischof von Viktoria (Halbinſ. Coburg), der zunächst (129 f.) die Geschichte der Benediktiner Mission in Westaustralien erzählt. 1846 (161) sind mit möglichst großem Geräusch einige katholische Missionäre dort angekommen und haben sofort das Land unter sich in Distrikte getheilt. Sie gründeten später eine Schule (Collegio die Nuova Norcia nördlich von Perth), welche die Eingebo-

renen zugleich zum Ackerbau und zur Viehzucht anhalten sollten. 1847 kamen katholische Sendboten auch nach dem Norden (Pt. Essington), allein weder hier noch dort hatten sie irgend welchen dauernden Erfolg (Macgill. 1, 157-8). Den protestantischen Missionen ist es nicht viel besser gegangen. Die ersten Versuche machten bei Paramatta 1794 Macquarie und Sam. Marsden; sie wollten zunächst Bildung, dann das Christenthum bringen (ev. Miss. Mag. 1860, 176 f.), was indeß ein unglücklicher Gedanke war, denn wie kann sich Bildung entwickeln, wo ein Heidenthum wie das australische besteht. Uebrigens ist diese Trennung, welche man häufig empfehlen hört, stets unthunlich: das richtige ist, das man beides Hand in Hand gehen läßt, daß man aber das Christenthum möglichst einfach, möglichst wenig dogmatisch bringt; daß man ferner was irgend möglich vom früheren Leben der Eingeborenen bestehen läßt und ohne Leichtsinn der Zeit vertraut. Jene aber wollten gleich zu rasch vorwärts, wollten das Leben der Völker zu plötzlich ändern: und so erreichten sie nichts (eb.). 1799 kamen methodistische Missionäre, allein auch diese, da ihnen schon die Erlernung der Sprache zu schwer war, richteten nichts aus (ev. M. Mag. 1860, 181). D. Lang (a. 2, 311; 495 f.) sucht die mangelhaften Erfolge der Mission (Wilkes 2, 251; Miss. Guide B. 256) einmal in der geringen Zahl, dann aber auch in der geringen Thätigkeit und dem Eigennutz der Missionäre selbst, was Barrington (323) in Betreff der meisten bestätigt. Daß aber hier die Missionäre schlaff wurden, war durch die ganz besondere Schwierigkeit der Lage entschuldigt. So zog sich auch die Londoner Miss. Gesellschaft, welche am Macquarie See von der Regierung 10,000 Morgen für die Eingeborenen empfangen hatte, bald zurück, als sich keine rechten Erfolge zeigten und nur einer ihrer Sendboten, Threlkeld blieb, der freilich auch nichts rechtes erreichte, denn, sagten die Eingeborenen, was sollen wir arbeiten? der nächste Krieg zerstört alles! und so gab auch er 1842 sein Unternehmen auf, da der Einfluß gewissenloser Colonisten und die ganze Recht- und Schutzlosigkeit der Eingeborenen ihm jede Thätigkeit vereitelte (ev. Miss. Mag. 1860, 182 f.). 1843 gab die Londoner Gesellschaft auch ihre andere Station, welche sie 1832 nördlich von Sydney begründet hatte, auf, erfolglos blieb die Wirksamkeit der Dresden-Leipziger Missionäre Teichelmann und Schürmann (seit 1838), fast erfolglos arbeiteten Goß-

ners Sendlinge an Moretonbai (seit 1841) und auch die Herrnhuter Missionäre Jäger und Spieseke, welche seit 1850 in der Gegend von Adelaide und nicht ganz ohne Frucht wirkten, sahen sich gezwungen, ihre Stellung aufzugeben und kehrten 1857 nach Deutschland heim (eb. 184 f.; 246 f.; 268 f.; D. Lang b. 464). Woher kommt nun dies allgemeine Fehlschlagen der Mission bei ihnen, während dieselbe doch sonst im Ozean solche Erfolge erzielt hat? Zunächst liegt die Schuld allerdings im Wesen der Eingeborenen. Ohne tieferes religiöses Gefühl, wie sie jetzt sind, verkommen durch das ewige Wandern, haben sie auch kein Bedürfniß nach Religion und ebenso wenig nach einer anderen Cultur. Sie begreifen nicht, was ihre Kinder in den Schulen der Weißen sollen, durch welche ihnen die Dienste derselben entzogen werden. „Wenn ihr so fortfahrt, sagte einer, unsere Kinder in eure Schulen zu locken, will ich eure in die Wälder locken und ihnen etwas wirklich Nützliches lehren, Fischen, Jagen, Waffen und Netze machen. Aber was lernen unsere Kinder von euch Gutes?" (Colon. Magaz. 22, 125). Wenn man sie aber unverbesserliche Wilde und ohne alle Fähigkeit für die Cultur genannt hat, so haben wir schon oben gesehen, wie falsch diese Behauptung, die meist von einzelnen verkommenen Individuen abstrahirt wurde, wie einseitig sie war. Die Hauptursache an dem Mißlingen, an dem Aussterben der Neuholländer, über welche Waitz schon im ersten Bande dieses Werks gehandelt hat, daher wir hier nur einzelne Hauptsachen berühren, liegt nicht in den Missionären: sie liegt einzig und allein in der Art, wie die Weißen, die Engländer mit ihnen umgegangen sind. Turnbull erzählt, um ihre Unverbesserlichkeit, ihre Unfähigkeit zur Cultur zu zeigen, von jenem Banelong, welchen Philipp mit Wohlthaten überhäuft und mit nach England genommen habe, der aber nachher entlaufen und ein völliger Wilder geblieben sei. Aber man muß auch wissen, wie er zu Philipp kam. Er war einer der ersten und berühmtesten Krieger seines Stammes und wurde gewaltsam-listig gefangen, dadurch daß man ihm eine Jacke, die man ihm als Geschenk gab, verkehrt anzog und den nun Lächerlich-Hülflosen wegschleppte (Turnbull 37). Dann ward er als „Probeexemplar" (Turnb. 38) mit nach England genommen. Andere „Probeexemplare" fing man durch gelegte Schlingen, legte ihnen, damit sie nicht entflöhen, Fußschellen an, wie sie die Verbrecher vor ihren Augen trugen und suchte sie zu

bereden, das sei ein Schmuck (Hunter 62; 90). Ueber die unfähigen, unverbesserlichen Wilden, welche die Klugheit, die väterliche Milde dieser Maßregeln nicht einsahen, nicht empfanden! Würde nicht jeder auf diese Weise gefangene Angelsachse sofort dieser Güte, dieser Cultur, dieser Religion gewonnen sein? Und so haben denn auch die Australier das Schmähliche dieser Behandlung gefühlt: die Gefangenen sind entflohen, aber gegen das Versprechen, sie nicht gewaltsam zu halten, wiedergekommen (Hunter 113) und Banelong (Turnbull 34) sprach zumeist nach seiner Zurückkunft von Leuten, die sich um ihn nicht gekümmert, ihn also weit ebenbürtiger behandelt hatten, als wer ihn, das Probeexemplar, neugierig umdrängte. Gerade der Umstand aber, daß sie sich dieser Cultur entzogen, beweist, daß sie wahrer Cultur fähig waren, deren Niemand fähig ist, welcher kein Ehrgefühl hat. Uebrigens hat Banelong bei seiner Rückkehr unter den Seinen vor Allem ein feierliches, ein friedliches Zusammenleben herzustellen, sie zu anständiger Kleidung und Reinlichkeit zu gewöhnen versucht (Leigh 166 f.), und wenn er freilich diesen Plan schon nach einer vergeblichen Bemühung aufgegeben hat, wenn es ihm wohl nicht allzu ernst mit diesen Versuchen war und er selbst noch viel vom Wilden hatte (Barrington b. 95): so ist einmal dieser Versuch schon durchaus ehrenwerth, andererseits aber dies Aufgeben so natürlich, daß es unrecht ist, sich darüber zu verwundern. Auch die Germanen sind nicht mit einem Schlag das gebildete Volk geworden, welches die Römer waren. — Schlimmer aber als diese Ueberstürzungen und Thorheiten war es, daß man den Eingeborenen gleich von vornherein kein Besitzrecht an ihrem Boden einräumte, und vor Allem, daß die Kolonie fast nur aus Verbrechern bestand, welche man keineswegs vorsichtig ausschiffte und placirte. Noch 1803 war die Bedeckung zu schwach (Turnb. 25). Der Gouverneur Philipp (ein Deutscher aus Frankfurt am Main, auf welchen seine Vaterstadt stolz sein kann) klagt selbst, wie die Verbrecher, welche zahlreich entkamen, alle seine Versuche, die Eingeborenen zu gewinnen, zu heben, vereitelt haben (Tageb. 258). Sie verleiteten die Eingeborenen zum Trunk, zur Unzucht, sie brachten ihnen die Syphilis; und wie furchtbar ihre Wirksamkeit war, geht daraus hervor, daß die anfangs friedlichen und freundlichen Eingeborenen durch sie und ihre Gewaltthaten immer feindseliger wurden, und daß bei

folgenden unaufhörlichen Kämpfe zwischen beiden Racen entstand, welchen nicht diese Ausreißer, unter denen höchst ruchlose Verbrecher waren, veranlaßt hätten (Montg. Martin 35 f.; Phil. Reise 58; 71; 116; Cunningh. d. Ueb. 166; 177; 183; ev. Miss. Mag. 1860, 163). Selbst zu Kannibalen wurden sie (Cunningh. 164). Die Ansiedler, welche nun seit 1790 kamen, machten es den Schwarzen gegenüber kaum besser als die Deportirten, sie stahlen jenen die Weiber (Holmann 4, 480) und behandelten sie immer schlechter und schlechter, schon durch ihr Beispiel, welches ihnen Trunkenheit und arge Sittenlosigkeit vielfach zeigte. Die Regierung selber setzte auf jeden eingebrachten Entlaufenen einen Preis aus von Branntwein! (Turnb. 57) und so mußten ihn ja die Eingeborenen trotz ihres ursprünglichen Widerwillens dagegen schätzen lernen. Daher konnte denn aus der Kolonie für die Schwarzen, aus Blacktown, wo man die bis dahin rastlos Wandernden plötzlich festsetzen wollte, nichts werden (Montg. Martin 132). Schlechtigkeit, Verbitterung wuchs immer mehr unter den unglückseligen ersten Besitzern des Landes, die Rachekriege hörten nicht mehr auf und Krankheiten, welche die Einwanderer brachten (gleich bei Beginn der Niederlassung wütheten die Blattern unter den Eingeborenen aufs schrecklichste Hunter 63), mehr aber noch das entsetzliche Verfahren der Weißen gegen sie rieb sie immer mehr auf. Wir stehen hier vor dem schwärzesten Fleck der Geschichte des 19. Jahrhunderts, welchen auch Geschichtsschreiber der europäischen Geschichte wohl beachten sollten, denn er ist zur Charakteristik unserer Zeit höchst wichtig. Aerger noch als die Spanier im 17. Jahrhundert auf den Marianen, viel ärger haben die Engländer hier und in Tasmanien gehaust. Threlkeld sagte 1836 (ev. Miss. Mag. 1860, 170): ein volles Menschenleben gehört dazu, nur die einzelnen Fälle europäischer Grausamkeit gegen die Eingeborenen zu untersuchen, Fälle, die eben so zahlreich, als unmenschlich und scheußlich sind; Menschenjagden, die gräßlichsten Mißhandlungen erlaubten sich die Ansiedler zum Vergnügen (ders. eb. 171), zum Vergnügen schoß man die Australier nieder (Breton 200) und fand nichts dabei, die Schädel als Trophäen oder „Probeexemplare" im Empfangszimmer aufzustellen (ev. Miss. Mag. eb. 172). Hat man sie doch sogar einfach durch Arsenik aus dem Weg geräumt und sich dessen nach Byrnes Versicherung oft sogar noch gerühmt! (Byrne 1,

275; Eyre 2, 176 not.). Das waren aber nicht etwa einzelne Verbrecher, o nein! die Mehrzahl der Bevölkerung stimmte hiermit ganz überein, ja selbst die Provinzialregierung. Diese letztere bot (Davidson 147) 100 Pfund Belohnung dem, welcher den eingeborenen Mörder eines Weißen den Gerichten überliefert, 25 Pfund im umgekehrten Fall. Ersteres Geld war leicht zu verdienen, denn als Zeugen wurden die Eingeborenen nicht zugelassen, vertheidigen konnten sie sich meist auch nicht, weil der Sprache nicht mächtig und so hing man sie oft auf den bloßen Verdacht hin (Beisp. von einem, der evident unschuldig war bei Montg. Martin 121). So mordeten Verbrecher und Richter um die Wette. Uebten nun die Eingeborenen irgendwie Vergeltung, so war das ein erwünschter Anlaß zum Vernichtungskrieg gegen sie, wie man ihn 1828, 1830 und sonst meist ohne Erfolg (ev. Miss. Mag. 171) geführt hat. 1838 endlich bildete sich eine Gesellschaft zum Schutze der Eingeborenen, dankenswerth, wenn auch nicht viel mehr zu schützen war; die Schwarzen als Zeugen zuzulassen, lehnte das Parlament von Sydney damals ab; 1839 ging eine Bill durch, daß Landkommissare mit ausgedehnten Vollmachten zum Schutze der Eingeborenen eingesetzt werderden sollten — aber was geschah! Im Zorn hierüber brachen sieben Engländer auf, um die Eingeborenen auszurotten, fanden eines Sonntags dreißig friedliche Eingeborene, trieben sie in eine enge Hütte, banden sie dann, Männer, Weiber und Kinder, an ein langes Seil und schlachteten sie alle einzeln ab! Und als diese That (durch die Raubvögel, welche sich sammelten) bekannt wurde, da mußte der Gouverneur mit Gewalt die Hinrichtung der Sieben durchsetzen, denn die ganze Colonie, selbst obrigkeitliche Personen, wollte sie straflos davon kommen lassen und gegen die Zeugen stieß man die heftigsten Drohungen aus (ev. Miss. Mag. 1860, 172-4; Eyre 2, 176; du Petit Thouars 3, 204 f.; Howitt 199 f.). Dies eine Beispiel genügt, um zu begreifen, warum 1844 keine Mission unter den Eingeborenen von Port Jackson 'mehr bestehen konnte: sie waren selbst nicht mehr, sie waren ausgerottet (Eyre 2, 420).

So haben die Europäer überall den schädlichsten Einfluß auf die Eingeborenen ausgeübt (Norden Macgill. 1, 159; Howitt b. 2, 261) und nicht die leiseste Consequenz des Vertrages von Waitangi hat man hier gelten lassen. Das zeigt sich sehr deutlich in den

neuesten Berichten über die Gründung von Somerset am Cap York und von Cardwell in Rockhinghambai. Man hat einfach das Land occupirt und dies den Eingeborenen mitgetheilt, mit dem Verbot sich der neuen Colonie zu nahen, obwohl man recht gut wußte, daß jede Occupation Krieg nach sich zieht (Bowen 195). Allein von vorhergehenden Unterhandlungen mit oder gar von Ersatz für die Eingeborenen ist gar nicht die Rede gewesen. Man nimmt ihnen ohne weiteres ihr Eigenthum und beschwert sich (Bowen in dems. Bericht 203), daß man die Gebote: „du sollst nicht stehlen" und „du sollst nicht tödten" den Eingeborenen bisher nur mit der Flinte beigebracht habe. Wahrlich letzteres ist unbestreitbar: ein anderes Lehrverfahren haben die Engländer so gut wie nie angewendet. Aber wie kann man verlangen, daß die Eingeborenen das Eigenthum der Europäer respectiren, wenn diese jenen was ihnen gefällt und nicht bloß Land einfach nehmen? Ist dies minder Raub? ist es minder Mord, wenn ein Schwarzer ohne Grund erschossen wird? Jedenfalls mußte man bei diesen neuen Colonien rechtlicher verfahren, und man konnte es so leicht: denn die Eingeborenen des Nordens sind leicht zugänglich, sie wären durch geordnete Verhandlungen leicht zu gewinnen gewesen. Aber ihnen gegenüber kennt man nur das Recht der Stärke. In Perth ist man etwas milder gewesen als im Osten; aber auch hier nimmt man sich der Eingeborenen nicht im Geringsten an, ihre Rechtlosigkeit ist hier eben so groß. Man dingt sie zur Arbeit, aber unregelmäßig und gibt ihnen entweder sehr schlechten Lohn (so war es auch in Sydney Cunningham d. Ueb. 173) oder gar keinen, so daß sie nichts sicheres erwerben, ihre früheren Geschicklichkeiten aber verlernen; und sie sind stets verachtet (Grey 2, 368 f.). Schlimmer aber ist es im Süden. Es klingt fast wie Hohn, sagt Castella (88), daß man in der Colonie Viktoria ein kleines Stück unfruchtbaren Landes als „reserve for the blacks" bezeichnet hat. Sie sterben rasch aus, da die Rinder- und Schafheerden das Wild verscheuchen, ihre Nahrungspflanzen zertreten (Wilh. a. 152). Eine Art Eukalyptus z. B. mit wasserhaltigen Wurzeln, welche den Eingeborenen in den Wüsteneien unentbehrlich war, schwindet vor der Cultur immer mehr und mehr (Colonie 92). Wie gewaltig aber die Colonie sich ausgedehnt hat, geht daraus hervor, daß 1836 die Zahl der Ansiedler 177 betrug, 1860 dagegen 540, 322 (Colonie 1). Die Einge-

borenen, von deren Besitzrecht am Lande gar keine Rede war, ja welche vielfach nicht für Menschen galten, als solche wenigstens in den officiellen Proklamationen besonders betont werden mußten, werden immer weiter zurückgedrängt. Das Innere des Landes aber ist theils Wüste, theils von anderen Stämmen besetzt, welche wenn sie in ihr Gebiet kommen, sie erschlagen (Wilh. a. 152). Die Regierung selber hat nun anerkannt, daß ihnen Unrecht geschehen ist und geschieht sie hat Protektoren angestellt, welche sich ihrer annehmen sollen, sie vertheilt ferner alle Monat eine kleine Quantität Mehl, Zucker, Thee wollene Decken u. dergl. als Entschädigung für die gewonnenen Länder (eb.). Als ob mit einer solchen Art von Entschädigung nicht mehr geschadet oder vielmehr nur geschadet und gar nichts genützt würde. Man sollte ihnen Land geben, einen genügenden Bezirk, man sollte sie bürgerlich gleichstellen und durch langsame Gewöhnung, durch allmähliche Arbeit der Mission, dem civilisirten Leben gewinnen. Statt dessen macht man sie einestheils zu Bettlern und durch jene Spenden zu faulen und unverschämten Bettlern (ev. Miss. Mag. 1860, 253; 258) und anderentheils ist man keineswegs consequent verfahren. Wenn auch die Regierung sich der Eingeborenen annimmt, die Colonisten beharren bei ihrer Feindseligkeit und auch in der Regierung sind verschiedene Strömungen gewesen. Von dem Benehmen der Colonisten gibt einige aber ausreichende Proben der Bericht der beiden herrnhutischen Missionäre, welche am Bogasee von der Regierung einen Distrikt bekommen hatten. Die Weißen, namentlich die der niederen Stände, waren die ärgsten Feinde der Missionäre, welche eben anfingen einigen Erfolg zu sehen, weil die Missionäre gegen die Prostitution waren, welche von den civilisirten Europäern aufs schamloseste betrieben wurde; denn dazu waren ihnen die Weiber der Eingeborenen menschlich genug. So benahmen sie sich selbst aufs rohste gegen die Missionäre und logen den Eingeborenen vor, daß jene sie vergiften und kochen oder castriren wollten! Und als nun vollends Goldfelder in den Nachbarschaft entdeckt wurden, da war alles aus. Im Missionsgebäude selber stellten Goldreisende den eingeborenen Weibern nach, die sich dorthin geflüchtet hatten (ev. Miss. Mag. eb. 259 f. 271). Wichtig für uns ist es auch, daß, als das Goldfieber auf seinem Höhepunkt war, der Gebrauch der Spirituosen in der Colonie sich über das doppelte steigerte; 1854 betrug die Consumtion

per Kopf 19 Gallionen, 1860 nur $8^1/_2$ (Colon. 71). Und dennoch, vielleicht gerade durch den Gegensatz fanden die Missionäre Anhang unter den Eingeborenen und diese begannen gerade sich niederzulassen, da nahm plötzlich die Regierung zum großen Leidwesen der Mission und ihrer Freunde — denn auch einzelne Freunde hat sie — das Land und die Häuser der Mission zu einer Polizeistation in Beschlag und so sahen sich die Missionäre zum Fortgehen gezwungen. 1858 indeß haben sie eine Station im Wimmeradistrikt angelegt und es zeigten sich Erfolge (eb. 268 f.).

So weit das Schicksal der Australier. Allerdings sind sie ein dem Untergang geweihter Volksstamm, wenigstens alle, welchen in der Nähe der englischen Colonien ihre Heimath haben. Aber nicht ihre Rohheit und Unverbesserlichkeit hat sie vertilgt: vertilgt hat sie einzig und allein die europäische, in diesem Fall die englische Cultur, weil sie keine Cultur der Humanität sondern der kältesten und rohesten Selbstsucht ist, weil sie nur wie ein loser Deckmantel über uns hängt und die niederen Stände sittlich total hülflos und dadurch verwildern läßt. Hier ist die Antwort auf die Zweifel, welche Wallace über die europäische Cultur auf dem Markt von Dobbo empfand, wo die wildesten Nationen ehrlicher und friedfertiger mit einander verkehrten, als dies Europäer je zu thun pflegen. Jene Menschen sind roh, nicht sittlich verwildert, wir sind sittlich verwildert, aber nicht roh. Blutgedüngt, mit den schwärzesten Verbrechen bedeckt ist der Boden, wo das so oft und laut gepriesene Glück der Colonien erblüht. Und sie haben die Zukunft. Ein moralisches Rächeramt kennt die Weltgeschichte nicht; am wenigsten hingemordeten Farbigen gegenüber.

Nur rede man nicht von der Unverbesserlichkeit der Eingeborenen. Wo man sich ihrer ernstlich angenommen, da haben sie gutes geleistet. Hier und da hat der Ackerbau guten Anfang unter ihnen gewonnen (Howitt 206 f.); als Soldaten hat man sie mit Erfolg einexercirt (Baker 41); viele von denen, welche Europäer begleitet haben, haben es gewünscht und vermocht zu arbeiten und zu leben wie weiße Menschen (Mitchell Journ. 415; Macgill. 1, 154 f.; 2, 228). In Enkaunterbai hatten sie nach offiziellem Bericht (Malone 229) 1851 für die Kolonisten 666 Akres abgeerntet, anderwärts 400, 150,000 Schafe wurden von ihnen gehütet. Namentlich die im Westen und Norden, auch wie es scheint im Innern sind der Cultur wohl fähig;

nur lasse man ihnen Land, man behandle sie vor dem Gesetz und im Leben als Menschen, und verbittere sie nicht noch mehr, man hebe und fördere sie durch Schulen, durch Begünstigung der Mission, die trotz der herrlichen Thaten einzelner bewunderungswürdiger Männer sehr wenig für den Continent geleistet hat: und wenn man so auf sie einwirkt, so lasse man ihnen Zeit, daß sie die Cultur aufnehmen können; man verlange nicht von Menschen, welche wohl länger als alle andere auf Erden in Unkultur und in den ungünstigsten Verhältnissen leben, eine plötzliche Umänderung zu civilisirten Menschen, eine Leistung, welche total unmöglich ist. Läßt man ihnen aber Zeit, so wird vieles rascher von selbst kommen, als man denkt. Die englische Regierung hat viel in der Hand: sie kann und muß vornehmlich auf die Colonisten wirken. Wirkliche Hebung der wahren Sittlichkeit und Humanität unter ihnen ist der sicherste Weg zur Bewahrung der Eingeborenen.

Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

[redacted]

Berichtigungen.

5. Band, 2. Hälfte.

S. XXVI Zeile 16 u. 14 v. u. ist nach dem Strich ein a, einzuschalten.
„ XXVII Zeile 9 v. u. lies Coulter statt Coutter.
„ XXIX „ 25 v. u. „ Hobart statt Hobbart.
„ XXXI „ 24 v. u. „ Three expedd. statt Place expedd.
„ XXXIV „ 12 v. o. „ Adventures statt Adventure.
„ 143 „ 16 v. o. „ wörtlich statt wirklich.
„ 197 „ 16 v. o. „ 323 statt 523.
„ 223 „ 14 v. u. „ und 5—6' hoch statt und hoch.
„ 224 „ 8 v. o. „ Bounty statt Bourty.
„ 225 „ 2 v. u. „ b, 36 statt 6, 36.

Band 6.

S. 40 Zeile 8 v. u. lies Theile statt Thele.
„ 93 „ 2 v. u. „ Märchen statt Mädchen.
„ 112 „ 7 v. o. „ Olmstedt statt Ohmstedt.
„ 331 „ 12 v. o. „ Markesas statt Markehas.



Neu Sibirien
Samojeden
Jakuten
Jukagiren
Namollo
Korjaken
Lamuten
Kotten
Tschapogiren
OLISCH-TATARISCHE
VÖLKER
Teleuten
Kamtschatka
Baikal S.
Kalmüken
ASIEN
Mandschu
Aino
Kurilen
Balchasch S.
Uiguren
Mongolen
Japan
Chinesen
China
Tübeten
Indien
Dravida
Völker
Ceylon
Marianen
Philippinen
Mikronesien
Carolinen
Ostindien
EANISCHE VÖLKER
Nordwest
Polynesien
N.Caledonien
AUSTRALIEN
N.Amsterdam
S.Paul
Neu Seeland
Tasmania
Kerguelen I.
Auckland
Macquarie
Druck von C. Hellfarth in Gotha.



